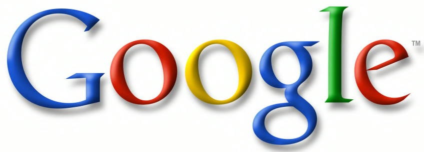


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



721.

Per 3977 d. 163
Suppl. 1818

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

SECHSTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.



JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition
1818.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

GESCHICHTE.

Berlin, in der Saalfeldschen Buchhandl.: *Der Untergang der Naturstaaten.* Dargestellt in Briefen über Niebuhrs Römische Geschichte, von *Feodor Eggo.* 1812. 270 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Wie der Geist den Geist anregt, so hat hier ein geistreiches Buch das andere hervorgerufen. Zu den geistreichen Geschichtswerken gehört *Niebuhrs* Römische Geschichte gewiss, und wir dürfen kein Bedenken tragen, dasselbe Prädicat dem vorliegenden Werke zuzueignen. Auch ein recht gelehrtes Werk ist das *Niebuhr*'sche unbezweifelt, und das anzuzeigende *scheint* es auch zu seyn.

N. hat das unbestreitbare, überall auch anerkannte Verdienst eines vielseitigen und gründlichen Quellenstudiums, eines ungemeinen Umfanges von Kenntnissen, und konnte zwar nicht alle seine Ansichten und Hypothesen, aber doch alle seine eigentlich geschichtlichen Entwickelungen und Darstellungen mit passenden Citaten belegen. Unser pseudonymer Vf. scheint ihn darin sogar zu übertreffen; denn diese Fluth von Citaten in Beziehung auf die Mythen und Geschichten fast aller bekannten Völker setzt eine so profunde Gelehrsamkeit, oder doch so ausserordentliche Belesenheit voraus, wie man sie bey einem, wahrscheinlich noch jungen Manne kaum möglich denken mag. — *N.* hat einen solchen Reichthum von neuen Ideen und Behauptungen, dass man kaum hoffen konnte, er werde so bald und so entschieden darin übertroffen werden. Und doch ist es so! Unser *Feodor Eggo* spendet mit noch weit freygebigerer Hand unerhörte Meinungen, die Blitze seines Geistes aus, und weiss sie noch viel überredender und fast unwiderstehlich den flüchtigen Lesern zu empfehlen.

Briefe über *N's. Römische Geschichte* verspricht der Titel. Einiges Wenige abgerechnet, was im 1 Briefe einleitend darüber gesagt ist, beschäftigt sich der Vf. in der grösseren Hälfte seines Buches mit *N's.* Ansichten nur entfernt, und entwickelt vielmehr seine eigenen; im 4 Briefe (einige Mal auch im dritten; es sind deren überhaupt 5) kömmt er wieder auf *N's.* Römische Geschichte zurück, und theilt da Bemerkungen über dieselbe mit. Gleichwohl täuscht der Titel nicht, denn nicht nur gehen alle Erörterungen von einer oder einigen Grundansichten *N's.* aus, sondern es beziehen sich allerdings auch auf dieselben alle Betrachtungen in diesen Briefen oder Abhandlungen (denn die Briefform ist nur in einigen gelegentlichen Anreden: mein Freund, mein Lieber! ohne von etwanigen Bedenken oder Einwendungen, die der Freund etwa hätte machen mögen, etwas merken zu lassen, oder daher Veranlassung zu nehmen, frühere Behauptungen mehr zu begründen und zu rechtfertigen, was, wenn der Freund nicht allzu gefällig oder von des Freundes Meinungen zu eingenommen war, leicht hätte nöthig seyn mögen). Wir werden daher auch bedacht seyn müssen, den eigentlichen Gegenstand nicht aus den Augen zu verlieren bey der grossen Menge anderer Belehrungen, die wir hier erhalten. Denn dass es an Belehrungen nicht fehlen könne, hier, wo wir das Neuen so viel erhalten, wie schon angedeutet worden, versteht sich von selbst, dafern anders das Neue an sich schon, abgesehen von seiner Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit, als Belehrung angesehen werden kann, und diese nicht etwa nur auf das, was nicht bloss neu und geistreich und anziehend, sondern auch begründet und wahr ist, beschränkt wird. In jedem Fall aber gestehen wir, in diesem Buche viel Gutes gefunden und manches daraus gelernt zu haben. Wir glauben sogar zuversichtlich behaupten zu dürfen, dass auch Andere, die mehr wissen, als Rec., wenn sie unbefangen sind, dasselbe bekennen werden.

Darin ist denn unser Werk dem *Niebuhr*'schen verwandt. Aber auch in anderen Eigenthümlichkeiten. Beide sind für den Leser, auch für den aufmerksamen und nicht ungeübten, keine leichte Aufgabe, nicht nur wegen ihrer Originalität und Ideenfülle, sondern auch wegen ihrer Methode und Schreibart. Beide haben theils so Vieles aufgehäuft, dass es Mühe kostet, sich das Alles anzueignen, und, damit diess möglich werde, dasselbe zu sichten und zu ordnen; theils ist das eigentlich Historische und das Philosophische, die Thatsache und das Raisonnement so in einander geflochten, ja auch wohl durch einander gemischt, dass man die möglichste Besonnenheit und Schärfe der Kritik anwenden muss, um nicht das Eine für das Andere aufzunehmen, oder sich zufrieden zu lassen. In sofern sind beide Bücher für jüngere Historiker, oder für solche, die in der eigentlichen Geschichte nicht recht heimisch sind, und in der vertrauteren Bekanntschaft mit den bedeutendsten, kritisch gewürdigten Quellen nicht eine feste Basis haben, wohl gefährlich, zumal der Ideenreich-

thum und die Gewalt oder der Reiz der Behauptungen etwas Imponirendes hat. Auch Rec. fürchtet, dass er aus dem vorliegenden Buche noch Manches als Idee oder Thatsache aufgenommen hat, was ihm künftig wieder zu Wasser werden, oder sich doch wesentlich anders gestalten möchte, und diess will er, obwohl zur Schande seines kritischen Talents, doch zur Steuer der Wahrheit, wohl auch zur Warnung für Andere, gestehen.

Die Kraft der Rede, das, in vielen einzelnen Momenten Unübertreffliche der Darstellung hat man in *N*'s. Werke nicht verkannt, und einem Mangel an Gewandtheit, an ganz freyer Gewalt über die Sprache gern entschuldigt. Unser Vf. hat der Form fast weniger Aufmerksamkeit gewidmet, und das Verständniss seiner Ansichten durch seine Sprache noch mehr erschwert, durch seine ungelenke, oft schwerfällige, mit seltsamem Wortgebrauch überladene Darstellungsweise den Leser fast abgeschreckt. Wir möchten ihn für einen halben Ausländer (und ist er es nicht?) halten, der jedoch das verwandte Germanische Geschlecht nicht verleugnet, wie er denn auch in unserer Urgeschichte kein Fremdling ist. Um so weniger wollen wir uns abhalten lassen, mit aufrichtiger Geneigtheit sein Werk zu würdigen, und, ohne bey der Form länger zu verweilen, auch in ihr den Geist zu erkennen.

Wollten wir unseres Vfs. Geistesverwandtschaft mit *N.* (die aber wirklich nicht bloss in den zu rügenden Fehlern sich zeigt, und gewiss ehrenvoll ist) noch weiter nachweisen: so müssten wir auch scharf herausheben, wie jener, gleich diesem, sich zu Zeiten Machtsprüche erlaubt, die Zeugnisse der gewöhnlichen Quellen, wenn sie zu seiner Ansicht nicht passen, etwas übereilt verwirft, und dagegen dunkele Sagen, unbeglaubigte Berichte, wenn sie nur jener entsprechen, bereitwillig aufnimmt und geltend macht, bald Gutes, oder doch nicht durchaus Verwerfliches aus dem eigentlichen Geschichtskreis verbannt, bald anderes, noch nicht genugsam Bewährtes, ihm einverleibt, und in absprechenden Behauptungen viel kühner, weil wahrscheinlicher jugendlicher ist.

Es soll die Vergleichung mit *N.* nicht durchgeführt werden, weil dadurch schwerlich etwas gewonnen würde; aber aussprechen müssen wir es nun doch, dass Hr. *E.* jenem an Gründlichkeit der Gelehrsamkeit, und wenn nicht überhaupt an Scharfsinn, doch an Schärfe der Kritik wirklich nachsteht. Dass, was wir vor uns haben, ein sehr gelehrtes Werk zu seyn *scheint*, haben wir schon zugegeben; aber wir dürfen nicht bergen, dass es denn doch häufig auch nur so *scheint*. Der Vf. hat allerdings viel Belesenheit, und die Gabe, was sein reiches Gedächtniss bewahrt, für seine Absicht und Meinung verarbeitend zu benutzen; aber er stellt auch häufig eigene, zum Theil fast zufällige, oder unbegründete Ansichten als Resultate strenger Forschung und historischer Erkenntniss dar. Er kennt gar wohl die brauchbaren Quellen für die älteste Geschichte der Völker, aber theils hat er sie gewiss noch nicht alle so erforscht, wie er sich das Ansehen giebt, theils unterscheidet er, wo er seine vorgefassten Meinungen durchführen will, nicht immer das Ächte von dem Unächten, die Sage von dem historischen Bericht. Und so thun wir ihm auch gewiss nicht Unrecht, wenn wir behaupten, dass er sogar die Quellen, die er anführt, nicht alle selbst gelesen, nicht immer mit strenger Gewissenhaftigkeit selbst das herausgehoben hat, was er aus ihnen anführt, ja dass er viele seiner gelehrten Citate nicht nur nicht alle selbst aufgefunden, sondern auch nicht einmal in den Quellen selbst nachgesehen, noch fremde Angaben mit den Originalen verglichen hat. Er citirt offenbar nicht selten falsch, und wenn auch einige Druckfehler darunter wären (wiewohl im dem Verzeichnisse dieser nichts davon bemerkt ist), so blieben doch noch mehrere, welche unleugbar nur gelegentlich aufgegriffen sind. Man sucht nicht nur manche Zeugnisse vergebens in den angeführten Quellen, sondern auch die, die sich auffinden lassen, sagen wenigstens *das* nicht aus, was er damit beweisen will. Da hat er sichs denn wohl etwas leichter gemacht, als billig ist, und die gerechteste Foderung, die man an den Historiker macht, in der That nicht recht treu erfüllt. Die Beweise für diese Rüge wird der Kenner in dem Buche gar leicht finden, und wir sind bereit, dem Vf., wenn ers fodert, sie in reicherem Maße zu liefern, was uns hier den Raum zu sehr verengen würde, unseren Lesern aber nichts nutzen könnte.

Wir halten aber das ganze Werk für wichtig genug, um bey seinem Inhalte noch etwas länger zu verweilen, auch seine Beziehungen zu *Niebuhrs* Römischer Geschichte wenigstens anzudeuten. Da diese in unserer J. A. L. Z. 1816. No. 183—85 (Oct.) (wozu noch in den Erg. Bl. No. 91 und 92 desselben Jahres eine merkwürdige Parallelisirung beygefügt ward) von einem anderen Recensenten gründlich beurtheilt worden ist, und wir hier auf die mancherley Bedenken und Streitfragen, die über dieses originelle Geschichtswerk erhoben wurden, nicht eingehen können: so lassen wir es bey einigen allgemeinen Angaben vom Inhalte der *Eggo*'schen Schrift und gelegentlichen Bemerkungen darüber hier bewenden. Übrigens kann ein blosser Auszug am wenigsten des Vfs. Ideen erschöpfen, und wie wir uns sorgfältig hüten, über einige aus dem Zusammenhange herausgerissene Behauptungen ein Urtheil zu fällen: so müssen wir auch den Leser, der an manchen Sätzen Anstoss nimmt, warnen, darüber ohne Kenntniss des Zusammenhanges, in welchem eine Behauptung die andere begründet, abzuurtheilen, und verweisen ihn vielmehr auf die Schrift selbst, die es wohl verdient, gelesen zu werden.

Der 1 Brief lässt dem Verdienste *N*'s. Gerechtigkeit wiederfahren, und stimmt unbedenklich dessen Ansicht bey, dass die älteste Römergeschichte, wie sie im 1 Buche des Livius enthalten ist, *Volkspoësie* sey, wie selbst die in diesem Buche vielmehr als nachher bemerkbare blühende Darstellung bezeuge. Unser Vf. weicht aber von *N.* in der Ansicht ab, wie solche Volkspoësie für die Geschichte zu behandeln sey. Weil nämlich eben so wenig wie dem einzelnen Menschen einem ganzen Volke eine durchaus lügenhafte und falsche Geschichte der Kindheit, in wie dichterische Gewand sie sich auch kleide, im Gedächtniss bleiben:

weil alle ächte Dichtung eine Selbstempfindung des eigenen Lebens sey, und daraus hervorgehen müsse, nie aber in reiner Erfindung wie aus Nichts erwachsen könne, die Volkspoësie zudem von aller Willkühr am reinsten sich darstelle; könne nicht zugestanden werden, dass in der Volksdichtung keine historische Wahrheit für uns zu enthüllen sey. — Diess zu erläutern, unterscheidet der Vf. wie billig Dichtung und Erdichtung, und will die historische Volksdichtung nur „rein innerlich erfasst und verstanden" wissen, als Hieroglyphen, durch welche mehr die innere als äussere Geschichte des Volkes „verhüllt" sey. Im folgenden wird gezeigt, wie in den historischen Mythen die Ideen über das frühe, eigentlich vorgeschichtliche Leben des Volkes, bey dem sie gesungen wurden, bedeutsam ausgesprochen sich finden, als in dem Boden der Wirklichkeit wurzelnd. Welche Wirklichkeit hier gemeint sey, ist treffend entwickelt, eine Wirklichkeit nämlich, die sich nicht gerade chronologisch und räumlich bestimmen lasse, die aber etwas im Leben des Geistes wirklich Dagewesenes ausmache. Drey Arten solcher historischen Mythen werden vollständig ausgezeichnet. An ihnen aber sey das bloss Äusserliche, das der Zeitlichkeit anheim falle, und das man sonst als das ächt Geschichtliche und Wahre aufzufinden sich bemüht habe, für den Historiker von gar keinem Werth (?), und das eigentlich Unwahre an denselben; das sogenannte *erfahrungsmässige Factum* aber sowohl unmöglich auszumitteln, als, wenn es möglich wäre, ohne allen Nutzen und ohne Freude für den Betrachter. — Man wird sowohl das Wahre und Treffende, als das Einseitige und Übertriebene in diesen Behauptungen leicht erkennen, ohne dass Rec. sich weiter darüber verbreitet.

So gewiss nun die weitere Ausführung dieser Ansichten als geistreich anerkannt werden muss: so fürchten wir doch, dass der „poetische Sinn" der zum Verständniss solcher Mythen allerdings unentbehrlich ist, auf Unkosten der Kritik zu sehr erhoben ist, und finden besonders das schwierige Problem, wie sie nun von dem Historiker zu behandeln sind, nicht genügend gelöst, so wie auch die alte Annahme eines einzigen Menschenpaares, von dem das ganze Menschengeschlecht ausgegangen, so wenig von unserem Vf. als von *N.* hinlänglich widerlegt ist. Denn der Satz: „Warum sollte die Natur es nicht vermocht haben, gleicherweise in allen Puncten der Erde Menschen zu schaffen?" und „die lebendige Naturanschauung, die auf Identität von Gattungen und Arten der Thiere und Pflanzen, die in verschiedenen Gegenden der Erde sich finden, hinweist," kann doch wohl nicht für einen eigentlichen Gegenbeweis gelten.

Vielseitig wird die *Niebuhr*'sche Idee, „dass das Leben der Geschichte seine Freude daran habe, durch die Mischung der verschiedensten Völkerstämme die ursprüngliche Einseitigkeit und Beschränktheit jeder Natur aufzuheben, so aber durch die Vereinigung des Entgegengesetzten in der Einheit die grösste Mannichfaltigkeit zu erreichen;" durchgeführt; und ein grosser Theil des Buches entwickelt dieselben historisch in einem Umfange, wie sie *N.* vielleicht nicht gedacht hat. Hier zeigt sich nun zuerst des Vfs. Idee von *Naturstaaten*, deren Untergang er darstellen wollte, und deren Wesen er allerdings so lebendig und in geschichtlicher Anschauung abgebildet hat, dass man über den Mangel eines bestimmten *Begriffes*, wenn auch keine abstracte Definition vorangestellt ist, nicht klagen kann. *Naturstaaten* heissen sie, „weil ihr Leben, wie ihre Elemente, die Stände nämlich, durch ein natürliches Princip bedingt waren." — Ursprünglich weisen die Anfänge der Geschichten eines jeden Volkes (wir setzen hinzu: eines jeden ursprünglichen) zurück auf durch heidnische Götter bestimmtes rechtliches Leben, und auf politischen Unterschied der Staatsmitglieder, der sich gründet auf Stammesverschiedenheit, und also unmittelbar durch die Natur selbst gesetzt ist." — Sorgfältig werden von diesen Naturstaaten geschieden die „geschichtlichen Staaten, in denen das Recht und sämmtliches Verhältniss abhängt von irgend einem Princips, dessen Lebensgrund in menschlicher Freyheit zu suchen wäre, und die sich überall nur als die zweyten finden."

Naturstaaten erkennt die philosophische Geschichte allerdings an; aber ob im Sinn unseres Verfassers? — In jener Urzeit, da der Mensch der Natur näher stand, im befreundeten Umgang mit ihr und mit der sichtbar erscheinenden Gottheit lebte, war unläugbar das Princip alles gemeinsamen Lebens selbst in der Natur begründet, aus ihr, nicht aus irgend einem Act der Freyheit, nicht aus Reflexion oder Erfahrung, hervorgegangen. Dieser Naturstaat aber, der über alle Geschichte hinausliegt, konnte, als solcher, jene Trennung, die der Vf. in ihn setzt, unmöglich in sich tragen, und wir sind gewiss, dass der Naturstaat, den der Vf. als das Erste, und Ursprüngliche bezeichnet, selbst schon ein Zweytes ist, welche Annahme uns aber auch hindert, alle jene Bedingungen anzuerkennen, die der Vf. seinem Naturstaat als einem vermeintlich ursprünglichen, beylegt. Der Naturstaat, der, ob auch nur in Mythen, in die Geschichte eintritt, lässt den ursprünglichen, ohne selbst dieser zu seyn, nur durchblicken, aber keineswegs so, dass jener *auf Stammesverschiedenheit* gegründete politische Unterschied der Staatsmitglieder, auch nur in leisen Zügen sich andeutete. Derselbe, nach des Vfs. Ansicht, eigentlich naturnothwendige Unterschied der Staatsmitglieder musste, wenn er vorhanden war, unvermeidlich auf den Kastenunterschied führen, wie er bey den Orientalen nachgewiesen ist. Nun ist aber das Kastenwesen an sich etwas so unnatürliches, und billig für eine so grobe Entartung des geselligen Lebens zu halten, dass wir unmöglich annehmen können, das den ursprünglichen Staaten einwohnende Naturprincip habe gerade auf eine solche Entartung hinwirken, eine solche, (in der Natur nicht gegründete), Zersplitterung des Menschenlebens herbeyführen, ja das Menschlichste, das in freyer Gemeinschaft ist, zerstören müssen. Sind, wie angeführt wird, die einzelnen Anlagen und Fähigkeiten, die jeder Mensch, in höherem oder geringerem Grade in sich zu tragen

„wähnt und wünscht" bey dem Kastenwesen, in äusserer Trennung, durch verschiedene Gattungen repräsentirt, so ist eben diess ein Zeugniss von einer, dem ächten Naturstaate keineswegs eigenen, durch ihn nicht begründeten Entartung. Wir halten dafür, dass überall, wo diese, wo auch nur die bestimmtere Hinneigung zum Kastenwesen sich zeigt, der ursprüngliche Naturstaat schon gänzlich untergegangen ist. Wir würden denn auch der Ansicht unsers Vfs. die so bekannte, als wahrscheinliche verziehen, dass die *patriarchalische Verfassung* der wahre Naturstaat war, und dass alle Staatsgewalt aus der ehrwürdigen *hausväterlichen* hervorgegangen. Wenn auch die indischen Mythen den ersten Ursprung der Kasten keineswegs darstellen, als gegründet in freyer Menschenthat und Sittlichkeit, sondern rein als begründet durch die Weltschöpfung und also als bedingt durch die Natur; so nöthigt uns diess doch nicht, der Meinung des Vfs. beyzustimmen, obwohl er die entgegengesetzte für eine „durchaus falsche" erklärt. Selbst die gewöhnliche Annahme von dem durch Einwanderung eines gänzlich verschiedenen, erobernden Krieger- und Priestervolks in das Land harmloser Hirten und Ackerbauer, bewirkten Kastenwesen, wird durch die indischen Mythen, die allerdings von solchen Einwanderungen nichts zu wissen scheinen, sondern die vier reinen Kasten alle in gleicher Ursprünglichkeit aus der Fülle der Schöpfung hervorgehend, und im ersten Moment ihrer Erzeugung als zugleich bey einander daseyend anerkennen, auf keinen Fall widerlegt, so wenig als durch die vom Vf. beygebrachten Gründe. Es ist noch sehr die Frage, ob solche Einwanderungen nicht wirklich den Kastenunterschied bewirkten, obgleich durch die germanische Völkerwanderung die der Vf. als einen hinlänglichen Gegenbeweis aufstellen will, *nicht dasselbe* erfolgte. Es kann auch zugegeben werden (wiewohl diess nicht einmal nothwendig ist;) dass das Kastenverhältniss auch bey einem ursprünglich geeinten (nicht erst in der Zeitfolge aus verschiedenen Völkern verbundenen und äusserlich verknüpften) Volke entstehen konnte; zumal wenn in demselben verschiedene Stämme bestanden: aber diese Stammverschiedenheit ist so wenig in der Natur selbst unmittelbar begründet, und vielmehr durch so vieles andere bedingt, dass wir sie unmöglich als dem ursprünglichen Naturstaat einwohnend anerkennen dürfen.

Wir müssen uns hier enthalten, unsere eignen Ansichten darüber weiter zu entwickeln; der Vf. aber überhebt uns selbst einer strengeren Kritik seiner Betrachtungen, da er von denselben sagt: „mögen sie nun Geschichte, oder Gedichte seyn, so machen sie mir dennoch Freude, die du, mein Freund, mir nicht wirst verkümmern wollen." —

Als eine zweyte Form des frühern kindlichen Staatslebens, erkennt der Vf. neben den Kastenstaaten, die *Familienstaaten* an, welche letztere Form er jedoch, „in Betracht indischer und egyptischer Mythen" als eine zweyte und spätere Bildung angesehen wissen will, da doch, wenn man den Familienstaat nicht für den ursprünglichen halten will, gar nicht abzusehen ist, wie ein Volk überhaupt je zu einem Familienstaat gelangen konnte. Sehr sinnvoll ist übrigens das Wesen des Familienstaats dargestellt, und die Eigenthümlichkeit des *Chinesischen*, den der Vf. als einen solchen annimmt, fast noch besser als das indische und egyptische Kastenwesen abgebildet. Darinnen sind wir auch, bey allen abweichenden Ansichten, mit dem Vf. einverstanden, dass in den Naturstaaten das rechtliche Leben bedingt ist durch ein *natürliches Princip*, nur würde dasselbe einer klarern und sorgfältigern Erörterung bedürfen.

Wir haben von dem ersten Briefe ausführlicher geredet, weil er die Grundlage der übrigen enthält, bey denen wir uns kürzer fassen müssen.

Der *zweyte* will Niebuhrs „Betrachtungsart, die in dem Leben der Menschheit, das Streben nach Einigung natürlicher Gegensätze anschaut, und auf solche Weise den Sieg feyert, den das Gemüth davon trägt, über die wilde Naturgewalt" weiter durchführen, zunächst in Beziehung auf die *Germanen*, bey denen im Anfang ihrer Geschichte „ursprüngliche Naturstaaten gefunden werden, die füglicherweise mythische genannt werden können, da ihr eigentliches Leben sich in die frühe, vorgeschichtliche Zeit verliert, und sich auch selbst an die Mythologie anschliesst." Hier entwickelt sich nun besonders des Vfs. Idee, dass in allen eigentlichen Naturstaaten eine ursprüngliche *Aristokratie* bestanden, eine Herrschaft edler Geschlechter, die der Abkunft von den *Göttern* und *Heroen* sich rühmen konnten, und eigentlich allein den wahren Staat ausmachten, da die Nichtaristokraten nicht einmal wirkliche Staatsbürger, sondern nur Unterthänige, Beschützte waren, oder nach des Vfs. Ansicht, ein geringeres Geschlecht über welches das Göttergeschlecht unbeschränkt waltete. Von einer solchen Aristokratie kann der Vf. in der — mythischen — Geschichte der Germanen nur noch vermeinte Reste nachweisen; aber zugegeben, dass ein Göttergeschlecht bey den Germanen etwa noch hervortritt, so erscheint doch das Verhältniss desselben zu andern Geschlechtern, nicht als die obenbezeichnete *Aristokratie*, und am wenigsten könnten wir diese schlechthin in den Naturstaat setzen, der auch in den germanischen Mythen sich nicht in solcher Gestalt abspiegelt. — Wahr ist es: dass die politischen Gemeinschaften der Germanen durchaus in sich geschlossen waren, und wiederum gegenseitig auf die schärfste Weise von einander getrennt „durch die Natur." Denn nicht nur die römischen Geschichtsschreiber unterscheiden sie nach dem Princip der Stammesverschiedenheit, sondern es wird auch, von den Sachsen wenigstens, ausdrücklich bezeugt, dass nach ihrem Gesetz keine Vermischung des Blutes durch Ehe mit fremden Stämmen geschehen durfte, und mit Recht darf man wohl, wenigstens in dieser Beziehung, von der Ordnung der alten Sachsen (bey denen die alte Verfassung sich am längsten erhielt;) einen Schluss machen auf die andern Deutschen Völker. —

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

GESCHICHTE.

Berlin, in der Saalfeldschen Buchhandl.: *Der Untergang der Naturstaaten*, u. s. w. Von *Feodor Eggo*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Aber offenbar ist diese so strengbewahrte Stammverschiedenheit schon eine Eigenthümlichkeit des spätern Zeitalters, in welchem der alte einige Stamm der Germanen, (wenn alle Völker, die den gemeinsamen Namen tragen, von *Einem* wirklich ausgegangen sind;) in so viele Zweige auseinandergegangen war, wo denn auch der eigentliche Germanische Naturstaat schon in Staaten sich aufgelöst hatte. Man kann allerdings sagen, die Stammverschiedenheit war durch ein Naturprincip begründet, wie die Völkerverschiedenheit, wie die von dem Wesen der im eigentlichen Germanien zurückbleibenden und auf heimischem Boden sich entwickelnden Stämme mehr und mehr abweichende Eigenthümlichkeit der in Gallien sich festsetzenden Franken, der Brittannien erobernden und dort unter dem Einfluss des Clima's, und anderer mitbedingenden Umstände sich eigenthümlich ausbildenden Angelsachsen u. s. w. Aber das auf solche Weise sich äussernde natürliche Princip geht doch durch alle Zeiten hindurch, ohne den Charakter der Naturstaaten auszumachen. So wenig wir den Geist der Trennung als das ursprüngliche annehmen dürfen, so ist doch Trennung eben so gewiss wie Vermehrung und Ausbreitung der Völker durch die Natur gesetzt; das sittliche Princip muss hinzukommen, um die Trennung aufzuheben, und eine solche Entwickelung der Eigenthümlichkeit zu bewirken, aus der die Einigung des Getrennten hervorgehen kann.

Wir bedauern übrigens am meisten bey diesem Abschnitt, in welchem der Vf. der trefflichen Ideen und der scharfsinnigsten historischen Entwickelungen soviele mittheilt, in dieselben nicht tiefer eingehen zu dürfen, um die Anzeige nicht zu weit auszudehnen, können uns aber nicht enthalten, noch Einiges herauszuheben. Besonders sinnreich sind die Erörterungen über die Gemeinschaft der Getreuen, die bey den *Franken* schon seit *Dagobert* sich weiter entwickelte als der neue Mittelpunct des rechtlichen Lebens, und deren sittliches Princip selbst die Stammesverschiedenheit nicht mehr als Hinderniss des Staatsbürgerrechts, ja der höchsten Würden im Staat zuliess. Dass aber die drey bey den Germanen erscheinenden Stände, Adel, Freye und Sklaven ursprünglich durch die Natur starr von einander geschieden, und daher ihr Princip nothwendig ein ursprünglich natürliches gewesen seyn müsse, davon hat uns der Vf. nicht überzeugt, wie er es auch durchaus nicht beweisen kann, dass die Vermischung der drey Stände durch Ehe bey den Germanen durch ausdrückliche Gesetze verboten war. Die *conditio servilis* galt allerdings, wie schon bey den älteren Römern, und bestimmt in der christlichen Kirche, als ein Ehehinderniss; aber nicht einmal als ein unüberwindliches; und von einem Gesetz, das die Ehe zwischen einem Freyen und einer Adlichen streng verpönte, finden wir bey Adam Bremens, auf den der Vf. sich beruft, und anderwärts keine Spur. Wir wollen gleichwohl nicht leugnen, dass solche gemischte Ehen selten waren. Da aber sogar unehliche Königssöhne, von einer Nichtadlichen geboren, zu Königen gewählt wurden, schon vor der Carolingischen Zeit: so könnte die Scheu vor Vermischung des Stammblutes bey den Germanen sich nicht lange erhalten haben, und sehr übereilt schliesst der Vf. von dem Verbot der Vermischung zwischen Freyen und Sklaven auch auf die zwischen Freyen und Adlichen. Von *dem* Adel, den der Vf. meint, und auf ein natürliches Unterscheidungsprincip gegründet glaubt, der von dem Götter- und Heroen-Geschlechte seinen Ursprung ableitete, findet sich in den alten Geschichten auch nur wenig Spur. Aber neben dem, seit den Carolingern hervortretenden *Verdienstadel* (durch den jene in ihrer Herrschaft befestigt wurden), der Gemeinschaft der Getreuen, erscheint allerdings noch ein *Ahnenadel*, dessen alte Gewalt und altes Ansehen immer mehr unterdrückt ward, und dessen Princip allerdings nicht ein *sittliches* seyn mochte, wiewohl wir es auch nicht schlechthin ein *natürliches* nennen können. Tacitus sagt uns nur (*de mor. Germ. c. 7.*): *Reges ex nobilitate; Duces ex virtute sumunt*; doch ist darin nicht gerade, wie der Vf. meint, Adel und Tugend einander entgegengesetzt, begreiflich aber, dass die *Duces ex virtute* allmählich einen eigenen Adel, erblichen, darum auch einen neuen Ahnenadel bildeten, bey dem Abkunft und Ahnen ursprünglich nicht in Betracht kamen; wie denn auf der anderen Seite der allmählich erlöschende alte Ah-

nenadel freylich nicht erworben werden konnte. Er war das Königsgeschlecht, dessen Ursprung über die geschichtliche Zeit hinausliegt. Die *Virtus* aber, die als sittliches Princip den neuen Verdienstadel begründet, war gewiss nicht bloss die kriegerische Tapferkeit, sondern überhaupt auch die Unbescholtenheit, wie denn auch Tacitus sagt: „*nec sacris adesse, aut concilium inire* *ignominoso* *fas.*" Unser Vf. scheint das, was von *ignominiosis* gesagt wird, bisweilen auf die verschiedenen Stände gedeutet zu haben. Wir leugnen aber nicht, dass das ständische Wesen, und jedes andere rechtliche abhängig war von natürlichen *Verhältnissen*, bis das erwähnte sittliche Princip jene auflöste oder beschränkte, wiewohl wir nicht ein solches natürliches *Princip*, wie es der Vf. nennt, zugeben können.

Das Herrscherrecht des Hausvaters bey den ältesten Germanen ist so schön bezeichnet, dass wir nur wünschen können, der Vf. möge gezeigt haben, wie dasselbe, das auf dem natürlichsten Princip beruht, sich mit jenem angeblichen natürlichen Princip vereinigen lasse. Die alten Germanen waren in Wahrheit ein so freyes Volk (da ausser dem Hausvater nur die Priester, und auch diese nur auf Befehl der Gottheit ein Strafrecht üben durften), dass wir nicht begreifen, welches natürliche Princip einem Adelsgeschlechte eine unterscheidende Gewalt eingeräumt haben könnte, wenn wir auch zugestehen, dass unter den Carolingern, als Sklaven unter die Königsknechte, diese unter die Getreuen, Waffengefährten, Freunde des Königs, somit in den wahren Adel aufgenommen werden konnten; der alte Ahnenadel schon so zurückgedrängt ist, dass wir sein Wesen nicht mehr zu erkennen vermögen, ausser dass er, bey den Franken, wie in anderen Germanischen Staaten, als das der kräftiger auftretenden Königsgewalt widerstrebende, aber durch den Stand der Getreuen bekämpfte Princip erscheint. Wie zugleich die Macht und das Ansehn des heroischen Königsgeschlechts sinkt, und die getreuen Leute, bey den Franken, ein neues Königsgeschlecht erheben konnten, ist meisterhaft dargestellt.

Für das Beste in diesem Abschnitte halten wir die sinnvolle Ausführung, wie die Gefolge, die Treue verband, hervorgegangen aus einem Triebe nach geistiger und gemüthlicher Einigung, und wie das Band der Genossenschaft keinesweges begriffen werden könne durch einen bloss äusseren Vertrag, sondern wie demselben ein tieferes und innigeres Leben der Anhänglichkeit im Gemüth entspreche, wie überhaupt das sittliche und gemüthliche Princip der Freundschaft bey den Germanen vorherrschend ward. Die Getreuen waren nicht Unterthänige, sondern sich Hingebende, nicht Dienstgefährten nur, sondern auch Freunde, Vertraute, Liebende und Geliebte. Zu Tacitus Zeiten standen in der Schlacht die *Verwandten* zusammen, und fühlten in dieser Vereinigung zu höherer Tapferkeit sich begeistert. Nachmals entwickelt sich aus dieser, auf natürliche Verwandtschaft gegründeten Kriegsgenossenschaft (auf welche der Vf. nicht Rücksicht genommen hat) die auf Freundschaft gegründete Gemeinschaft der Getreuen, und das sittliche gemüthliche Princip wird (am sichtbarsten seit Carl Martells Zeit) neubelebend für den Fränkischen und andere Germanische Staaten. Der alte Familienstaat hat hier aufgehört, aber ein neuer Freundschaftsstaat ersetzt ihn, bis dieser in der Entartung und dem Frevel der späteren Zeit untergeht.

Zum Schluss dieses gehaltreichen Abschnittes wird noch gezeigt, wie bey den Germanen ein *eigentliches* Kastenverhältniss nie bestanden, und endlich noch einmal auf das natürliche Princip des ständischen Verhältnisses zurückgewiesen, wogegen wir nichts weiter bemerken. Die Ansichten von dem, was der Vf. etwa als eine Modification des Kastenwesens bey den Germanen finden will, werden erst durch seine späteren Mittheilungen klar.

Der 3 Brief will „das Gesetz des Lebens der *Hellenen* zur Anschauung bringen, um auch darin nachzuweisen, wie nicht weniger, wie überall, auch bey den Griechen der Lauf der Geschichte dahin strebe, dem gebundenen Leben in der Natur zu entfliehen, und dagegen die Freyheit des Gemüthes zu erringen, so dass die natürlichen Gegensätze sich aufhöben, und durch Vereinigung und Vermischung ein höheres und umfassenderes, eigentlich menschliches Daseyn erwache." Diese allerdings scharfsinnige Idee wird nun hier mit Sorgfalt in Beziehung auf das Leben der Griechen durchgeführt. Der Vf. bemerkt in diesem Hellenischen Leben fünf verschiedene Staatsformen, die *Monarchie*, *Aristokratie*, *Oligarchie*, *Tyrannis* und die *Demokratie*, will aber die *Politie*, deren Aristoteles gedenkt, nicht als eine eigentlich Hellenische Staatsform angesehen wissen, „weil sie nie und nirgends ein wirkliches Daseyn gehabt hat, und daher — ganz ohne geschichtliche Bedeutung ist;" die *Timokratie* des Aristoteles aber hält er nur für eine *Oligarchie*, so wie die *Timokratie* des Platon gar nicht für eine eigene, ihrem Wesen nach von den übrigen verschiedene Verfassung, „da sie nur unterschieden wird nach einem äusseren Zweckbegriff, der Erlangung von Ruhm und Ehre, nicht aber nach einem inneren Lebensprincip." — Jene fünf, in der Geschichte der Hellenen bemerkten verschiedenen Verfassungen glaubt er ihrem Wesen nach auf drey zurückführen zu können, indem *Monarchie* und *Aristokratie*, *Demokratie* und *Tyrannis* sich nur durch äussere Beziehungen, äussere Zufälligkeiten unterscheiden, zu welchen beiden Doppelformen dann nur noch die *Oligarchie* kommt, die sich auf Reichthum an Geld gründet, und die hier, vielleicht richtiger und strenger als gewöhnlich geschieht, von der Aristokratie getrennt wird. Es wird hinzugefügt, dass ganz reine Darstellungen irgend einer der angegebenen Verfassungen in der Griechischen Geschichte sich nirgends finden, als etwa in *Athen*, und in späteren Zeiten „*anderswo*" die Demokratie und Tyrannis. „Die reine *Aristokratie* fällt eben sowohl in die mythische Zeit, wie die *Monarchie*, und die *Solonische Oligarchie* ist nie lebendig gewesen, da Athen sehr bald zur *Tyrannis*, und darauf zur *Demokratie* überging." Das Wesen der *Aristokratie*, das „in Herrschaft der von den Heroen abstammenden Geschlechter bestand," wird mit sichtbarer Vorliebe und sehr geschickt entwickelt. — Wir müssen uns aber

enthalten, weitere Erörterungen dieses Abschnittes zu geben, um noch einigen Raum für das Folgende zu behalten, und erwähnen daher nur noch, dass über den Staat von *Sparta* und über den von *Athen* vorzüglich geistreiche und gelehrte Untersuchungen mitgetheilt sind, und wie auch bey den Griechen das gemüthliche Princip der Freundschaft waltete, anziehend dargestellt ist. Es wird gewiss Keinem gereuen, diesem Abschnitt ein sorgfältiges Studium gewidmet zu haben.

Der 4 Brief wendet sich endlich zum Leben der *Römer*, wo denn gleich Anfangs, mit aller Achtung gegen *Niebuhr*, angeführt wird, wie dieser die innere Wahrheit der Mythen und ihre geschichtliche Bedeutung zu wenig anerkannt, und, was wohl am wenigsten zu leugnen ist, manche historische Sagen allzu willkührlich verworfen habe. Der Vf. bemerkt, dass alle Mythen darauf hindeuten, wie zur Zeit der anhebenden Geschichte Roms verschiedene Volksstämme, die bisher ausser einander gelebt hatten, jetzt in einen einzigen Staatskörper zusammengetreten sind, und hinführo Ein Leben mit einander geführt haben, und behauptet, diess sey ein allgemein unter den Römern verbreiteter Volksglaube gewesen, gegen den eine gesunde Kritik in unseren Tagen keine Zweifel hegen dürfe, da sonst aller fester Grund unter ihren Füssen weichen würde; — was wir gern zugeben, so wie, dass kein einzelner Dichter jene Sagen aus frecher Willkühr und dem Nichts — erfunden habe; wenn wir dagegen die weiteren Bemerkungen darüber für übertrieben, und den gelegentlichen Ausfall auf *Klopstocks Messias* für sehr einseitig und übereilt halten. Übrigens hält der Vf. diejenige Sage, welche Livius, und als die dichterische Dionys von Halikarnass giebt, für die am allgemeinsten verbreitete, und eben desshalb für die reinste, für die eigentliche Wurzel und den Haupttypus der gesammten Dichtung, und fügt hinzu: „An ihr würde ich mich daher auch einseitig halten, wenn ich keine Freude hätte an der ganzen Fülle dichterischen Gemüths der Römer." Sehr nachdrücklich erklärt er fich dagegen, dass man Einzelnes (aus dem Sagenkreise) herausreisse, und diesem vorzugsweise historische Wahrheit beylege, dagegen wiederum das Übrige, aus dem Standpuncte des Geschichtforschers, als falsch verdamme, da doch Alles in ein grosses Gesammtleben innig verwachsen sey. Doch will er keinesweges das wirkliche Daseyn irgend einer einzelnen Thatsache streng behaupten, sondern sich nur auf das innere Wesen und die Bedeutung berufen, die nothwendig in der Volkssage enthalten seyn müsse.

Wenn nun aber der Vf., wie er schon vorher gethan, sich auf Begebenheiten irgend eines Gedichtes bezieht, von denen er selbst im Voraus eingesteht, dass sie sich so, wie sie erzählt werden, äusserlicherweise unmöglich können zugetragen haben, „in denen aber auf wunderschöne Weise ächtwirkliche und wahrhafte Andeutungen des Volkes über dessen eigenes Leben sich offenbaren:" so scheint er doch nicht recht im sich klar und mit sich einig gewesen zu seyn, wie jene Dichtungen für eigentliche Geschichte zu behandeln, und was das eigentlich historische Element sey. Gewiss wird hier der besonnene und eben nicht von allem poëtischen Sinn verlassene Historiker den Kopf schütteln, und sich in ein Labyrinth hineingeführt glauben. Freylich ist alle erste Geschichte der Völker in eine ahnungsreiche Dämmerung eingehüllt; aber soll nun der Historiker sich bloss an dem bunten Farbenspiel, das aus dieser Dämmerung in den Sagen hervorblinkt, ergötzen, und von *Thatsachen* reden, wo doch offenbar nur magische, obwohl sinnvolle und charakteristische Erscheinungen auftauchen? — Ganz gerecht ist denn wohl auch das Urtheil über die historischen Kritiker des vorigen Jahrhunderts nicht, wiewohl sie allerdings in dem Leben der ältesten Römer Manches verkannten, was unser Vf. in reinerem Lichte dargestellt hat. Wir geben übrigens zu, dass man entweder die älteste Geschichte Roms ganz auf sich beruhen lassen, oder die Wahrhaftigkeit ihrer Historiker anerkennen, und ihre ältesten Sagen als das nehmen muss, was sie wirklich sind. Nur geht der Vf. gewiss zu weit, wenn er auch hier behauptet, es könne durchaus keine, zumal religiöse Sage von des Volkes Vorzeit, ohne historische Wahrheit, erst später entstanden, und bey den jüngeren Nachkommen zur Gültigkeit und Allgemeinheit gebracht worden seyn. Unter den Römern zumal, deren politisches und religiöses Leben von Anfang an nicht ein wahrhaft originales und ursprünglich volksthümliches war, die der fremden Elemente so viele in ihre religiöse und bürgerliche Verfassung aufnahmen, ist es doch denkbar, dass erst eine neuere Sage entstanden, und wenn nicht willkührlich erfunden, doch aus fremdem Stoff mit Absicht gestaltet, irgend eine religiöse oder politische Meinung, einen Götterdienst oder eine bürgerliche Einrichtung, in der Volksmeinung begründet habe. Dass aber jede solche Sage sich anknüpfte an ein historisches Element, an einen Volksglauben, und dem vorhandenen Volksleben sich anschliessen musste, ist eine nothwendige Bedingung.

Der Vf. hält es für entschieden, dass dem ältesten *Rom* ein *Hetruscisches* Element sehr stark beygemischt war, ohne den einzigen Bestandtheil des Römischen Lebens bilden zu können; zumal die Etrusker, ein sehr weichliches Volk, an kriegerischem Geiste auch den ältesten Römern nicht gleichkamen, und wir stimmen ihm sowohl darin bey, als in dem, was er gegen *Niebuhr* durchführt, dass schon seit den ältesten Zeiten nicht nur *Sabinische*, sondern auch *Albanische* Sitte und Gottesdienst zu *Rom* geübt worden. Wirklich scheinen *N's.* Gründe gegen die alte Annahme eines dreyfachen Bestandtheils des alten Römerstaates, des Etruskischen, Sabinischen, und gewiss auch Albanischen, keinesweges hinreichend, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass jene drey Volksstämme in Rom in ein Einiges Leben zusammengewachsen sind. Daraus allein wird auch manche Erscheinung in der Römischen Geschichte, die sonst ein Räthsel bliebe, erklärlich. Auch ist es nicht so ganz unwahrscheinlich, dass schon vor Romulus auf dem Palatinischen Hügel der Grund zu einem eigenthümlichen Staatsleben gelegt worden, und dass das Eingehen eines Hetruskischen Elementes in den Römischen Staatsbau, selbst

in den ältesten Sagen darum nicht erwähnt wird, weil jenes gleich ein ursprünglicher Bestandtheil von diesem gewesen ist. Die Sagen vom *Evander* und der *Carmenta* beruhen gleichermassen gewiss auf einer geschichtlichen Thatsache, wiewohl diese auszumitteln kaum möglich seyn mag. So glauben wir auch der Meinung, dass die Römischen Stände an jene drey Volksstämme sich anschliessen, beystimmen zu müssen, und das, was gegen *N's.* Ansicht von einem Römischen Kastenwesen beygebracht wird, scheint wenigstens viel für sich zu haben. Die *Ramnes*, *Tatienses* und *Luceres* (als eine uralte Staatseintheilung) müssen allerdings auf einem natürlichen Princip beruhen, nicht ohne Einmischung menschlicher Willkühr, wie denn überhaupt von einem reinen *Naturstaat* bey den Römern viel weniger, als anderen alten Völkern, und weniger, als unser Vf. zugeben mag, die Rede seyn kann, wiewohl er (im 5 Briefe) behauptet, dass dem Volke der Römer von Natur ursprünglich schon eine grössere Entfremdung des „Naturlebens eingewohnt habe." Wenn auch nicht die Etrusker und Sabiner noch lange Zeit hindurch zwey verschiedene Staaten gebildet (eine Vermuthung, die *N.* allerdings durch Nichts zur Wahrscheinlichkeit erhoben hat): so wohnte doch vom Anbeginn dem Römischen Staate ein aus der Mischung verschiedener Volksthümlichkeiten entstandenes Trennungsprincip inne, das einem reinen Naturstaate nicht eigen seyn kann.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFT. *Düsseldorf*, b. Schreiner: *Stoff zum Nachdenken (,) oder Versuch einer Auflösung militärisch-scientifischer und technischer Probleme für die neuesten Zeiten* von *H. F. Rödlich*, Königl. Preuss. Gen. Major u. s. w. Erster Theil. Mit acht Kupfertafeln. 1817. 63 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. begreift unter diesem Titel einige Vorschläge zu Verbesserungen sowohl in der Organisation der Armeen, als auch des Materials, auf welches sich besonders die mitgetheilten Erfindungen beziehen.

In den einleitenden Betrachtungen stossen wir auf eine Behauptung, die zwar mit der Tendenz dieses Buches verwandt ist, aber schwerlich von Vielen unterschrieben werden dürfte, Buonaparte soll nämlich gescheitert seyn, weil er Chemie, Physik und Mechanik vernachlässigt; — ein Gefecht aus dem J. 1813, das durch Brandraketen wieder hergestellt worden, ist uns niemals bekannt geworden, wohl aber wissen wir, dass man sie — und in Sachsen mit ziemlichem Erfolge — nachzuahmen bemüht gewesen ist. Der hier zugleich gegebene Entwurf zur Wehrhaftmachung eines ganzen Volkes ist wohl recht gut gemeint und klingt auch gut; ob er aber ausführbar sey, ist eine Frage, die wir um so leichter unerörtert lassen können, da schwerlich eine Regierung auf die Idee kommen dürfte, ihn zu realisiren.

Die drey ersten Probleme betreffen die Abstellung der bisherigen Gewohnheit, die Patrone beym Laden abzubeissen, die zwey dazu vorgeschlagenen Maschinen sind wohl einfach, aber das Verstreuen des Pulvers durch nachlässige oder decontenancirte Soldaten hindern sie ebenfalls nicht, und da das bisherige Verfahren auf den Soldaten doch nicht so schädlich wirkt, wie der Vf. angiebt: so ist die ganze Angelegenheit an sich nicht sehr wichtig. Das 4te Problem, die bisher üblichen sogenannten Ökonomiewagen so umzugestalten, dass sie als Wagen, Schlitten und *Boot* gebraucht werden können — ganz vortrefflich, wenn es sich bewährt, was nur praktische Versuche ergeben können. Das 5te und 6te Problem, am weitläuftigsten abgehandelt, betrifft eine vollkommenere Einrichtung des Lazareth-Transportwesens, nebst Beschreibung eines vom Vf. erfundenen, und beym Gebrauch als zweckmässig anerkannten Krankenwagens. Es macht dem menschenfreundlichen Sinne des Vfs. ungemeine Ehre, dass er diesem nicht genug zu beherzigenden Gegenstande so viele Aufmerksamkeit gewidmet hat, und wir wollen zum Heil aller künftigen Kriegsopfer wünschen, dass seine technischen Vorschläge überall berücksichtigt werden mögen; die Ideen über Erlangung aller solcher nöthigen Gegenstände gehören aber wohl in das Reich der frommen Wünsche. 7tes Problem, Vorschlag zur schnellen Versetzung der Infanterie auf eine vom Feinde plötzlich angefallene Landesgrenze, mittelst eines neuerfundenen Wagens. Das Bedürfniss dürfte in der Wirklichkeit so leicht nicht eintreten; wo bliebe aber, wenn er Statt fände, Cavallerie und Artillerie, und woher nähme man in solcher Eile die erfoderlichen Pferde für 10,000 Mann, da ein Regiment von 3000 Mann ohne Officiere 600 braucht? 8tes Problem, Vorschlag zur Verbesserung der reitenden Artillerie; erst alles schon Bekannte, was sich gegen solche sagen lässt, dann der Vorschlag, die Bedienung auf eigends dazu erfundenen Wagen fahren zu lassen; ausser der Construction dieser Wagen ist die Sache daher etwas sehr Altes und bereits vielfach abgehandelt; eine Menge Versuche sind damit schon gemacht, und endlich hat doch in den meisten Armeen die reitende Artillerie den Vorzug erhalten. Unter so manchem, was sich mit Grund gegen die fahrende Artillerie sagen lässt, steht oben an, dass ein Kanonenschuss hinreicht, die Bedienung eines Stückes auf ihre Füsse zurück zu bringen. Wollte man nun noch Munition in dem Wagen aufbewahren: so gäbe diess zugleich gute Gelegenheit, die Mannschaft eine Luftreise machen zu lassen. Der grossen Vortheile der reitenden Artillerie hat der Vf. durchaus nicht gedacht. Im 9ten Probleme wird das Modell zu einem zweckmässigeren Registraturwagen angegeben — ein nicht sehr bedeutender Gegenstand; wollte lieber der Himmel ein Mittel schenken, welches das entsetzlich viele Schreiben bey den Armeen beseitigte! Das 10te und letzte Problem giebt einen Vorschlag zu angemessenerer Bewaffnung der Pionnire, Sappeurs u. s. w. durch eine Lanze, an welcher Säge, Armbohrer u. s. w. befindlich ist, und die zugleich zur Vertheidigung einen kurzen Flintenlauf mit Bajonet enthält; wir glauben nicht, dass die Pionnire durch dieses etwas complicirte Instrument zu wesentlicherem Widerstande aufgemuntert oder dazu in Stand gesetzt werden dürften; — den Vorschlag, ein viertes Glied der Infanterie damit zu versehen, wollen wir lieber übergehen.

Man sieht, dass der grössere Theil dieser Abhandlungen schwerlich Einfluss auf künftige Kriege gewinnen dürfte, diess würden selbst gelungenere Vorschläge nicht: der Geist der Kriegsführung hat mit diesem Detail nichts zu schaffen, er siegt ohne dasselbe, so wie das schlecht angeführte Heer mit allen Maschinerieen doch geschlagen wird.

Die beygefügten acht „Kupfertafeln" — wovon 7 aber bloss Steindrücke sind — enthalten die Zeichnungen der verschiedenen neuerfundenen Maschinen u. s. w.; sie sind zum Verständniss der Beschreibung hinlänglich, schön kann man sie aber nicht nennen.

S — e.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

GESCHICHTE.

Berlin, in der Saalfeldschen Buchhandl.: *Der Untergang der Naturstaaten* u. s. w. Von *Feodor Eggo* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Über den Ursprung des Römischen Patriciats werden beachtenswerthe Ansichten mitgetheilt. Hier aber kömmt der Vf. auf seine Grundidee zurück, und spricht sie klärer und bestimmter aus: „Es fand sich, wie bey den alten Griechen und den alten Deutschen, so auch bey den frühesten Bewohnern Italiens, wenigstens ihren eigenen Anschauungen nach, ein durch die Natur zum Herrschen bestimmtes Geschlecht, ein freyes, und dagegen ein unfreyes und dienendes." — Gegen diesen Grundsatz, der auch die besten Ansichten des Vfs. getrübt hat, der wahrhaft empörend, und eben so sehr gegen die Vernunft, gegen die reine Idee der Menschheit, wie gegen die Geschichte ist, kann man sich nicht stark genug erklären. Wir haben mit der grössten Unbefangenheit den Vf. durch seine Forschungen begleitet; aber wir müssen hier zuletzt eine Ansicht, die in sich nichtig, doch höchst täuschend durchgeführt wird, aufs bestimmteste verwerfen. Wo ist die Geschichte, wo auch nur die Mythe, die es bezeugte, dass ein so toller Wahn bey den alten Völkern, „ihren eigenen Anschauungen nach" geherrscht habe? Bey Aristokraten wohl, bey einem Ahnenadel; aber nimmermehr bey einem ganzen freyen edlen Volk, weder da, als das *Bewusstseyn* der angeborenen Freyheit Aller, im Widerstreben gegen eine anmassende Herrschsucht noch nicht erwacht war, noch als diese wirklich schon gewisse, der allgemeinen Freyheit verderbliche Ansprüche mit Glück geltend gemacht hatte. Dass in den meisten alten Staaten uns zuerst die sogenannte Aristokratie begegnet; dass ein Theil des Volkes sich zu dem anderen in ein Verhältniss von Abhängigkeit gesetzt sah, das ist wohl offenbar; aber dass dieses Verhältniss *rein durch die Natur bestimmt* war — das kann nur ein schmählicher Missbrauch des Wortes *Natur*, eine heillose Missdeutung der Geschichte und der Idee der Menschheit behaupten. Am wenigsten ist abzusehen, wie jenes, aus einer Entartung der reinen Naturverfassung hervorgehende Verhältniss sein Leben empfangen haben sollte, durch das Princip hausväterlicher Gewalt, die doch wahrlich kein Sklaventhum, nur den willigen Gehorsam der Söhne des Hauses, die als solche, Freye, nicht Knechte sind, bewirken konnte. Und setzen wir auch Glieder des Hausstaates, die nicht selbst Söhne sind, sondern Schutzbefohlene oder auch Diener; so ist doch auch darin die Idee eines ursprünglichen Herren —, und eines gleich ursprünglichen Knechts-Geschlechts nimmermehr begründet. Unser Vf. erscheint uns als ein um so gefährlicherer Aristokrat, als er gar fein das Institut des Ahnenadels mit der reinen Idee einer ächten Aristokratie überall vermischt, und durch diese für jenes die Meinung zu gewinnen bemüht ist. Mag aber auch noch so alt der Ahnenadel seyn, doch ist er eine Entstellung des reinen Naturstaates, in dem, nur unbewusster, dasselbe gesellig-rechtliche, menschliche Leben war, zu dem die Vernunft wieder zurückstrebt. Die allgemeine Freyheit ist das verlorene Paradies, dessen Idee nie ganz verloren war, und welches wiederzugewinnen die edelsten Kräfte der Menschheit trachten. Und dieses Streben ist nicht ein Losreissen von dem Naturverhältniss, sondern nur ein Mühen, dasselbe in seiner reinen Ursprünglichkeit frey wieder herzustellen. Man soll nicht wähnen, das Verlangen nach ächter Volksfreyheit suche etwas Anderes, als das, was wahrhaft der Natur, wie der Vernunft gemäss ist. Die Naturstaaten sind untergegangen in der Aristokratie, nicht, wie unser Vf. in die Geschichte hineinlügt, durch die Demokratie, die, bey all ihren Verirrungen, (die doch nur in der Opposition gegen den Ahnenadel hervorbrachen) doch das ursprüngliche, das wahre Naturrecht wieder gewinnen wollte. Das fehlte uns noch, dass man die Willkühr Einiger, und die Unfreyheit der Mehrheit gar als Naturgesetz, als Naturnothwendigkeit darstellte, und den Anmassungen angeblich edlerer Geschlechter dadurch neuen Raum gäbe! In dieser Hinsicht müssen wir der Ansicht *Niebuhrs*, seinem nicht in der Meinung neuerer Zeit, sondern in der Vernunft und Geschichte geborenen, ächt demokratischen Princip zweifellos beystimmen, den gefährlichen Wahn unseres Vfs. aber entschieden verdammen. Wir werden uns nimmermehr überreden lassen, dass der Demokratie ursprünglich das Princip der Vereinzelung und Trennung politischer Elemente einwohnte, wenn es auch in dem schon Anfangs getheilten Rom der Fall war; vielmehr ist in ihr das Streben nach freyer Gemeinschaft, und wirkt Vereinzelung und Trennung nur im Kampf gegen die beschränkte und ausschliessende Gemeinschaft der Aristokraten! —

G.

Wir übergehen, was der Vf. in diesem Abschnitte über Römische Geschichte noch weiter beybringt, zumal uns das Werk, auf das er sich viel bezieht, *Stuhrs Staaten des Alterthums*, nicht genug bekannt, auch jetzt nicht zur Hand ist. Was gegen *Niebuhr* über den Aristokraten Coriolan mitgetheilt wird, dient allerdings zu dessen und der Patrizier Entschuldigung, aber nicht zu ihrer Rechtfertigung. Wiewohl wir übrigens einen reinen Naturstaat bey den Römern überhaupt nicht anerkennen: so geben wir doch zu, dass Roms Zerstörung durch die *Gallier* allerdings eine bedeutende Epoche in der Römischen Geschichte bildet.

Der kürzeste fünfte Brief endlich enthält eine wiederholende Andeutung der Hauptideen, oder mehr nur einiger derselben mit Nachträgen zu dem früher Erörterten. Es geht hier etwas bunt durch einander, und wesentliche Resultate lassen aus diesem Abschnitte sich kaum anführen. Ohnehin ist hier das Meiste mehr Dichtung über die Geschichte; als Ausbeute der Forschung, wiewohl auch davon noch ein Weniges beygebracht wird. Klar und mit sich einig war hier der Vf. selber nicht, und giebt denn mehr poëtische Aussichten, als wohlbegründete Ansichten. Auch Widersprüche (die wir jedoch auch in den früheren Mittheilungen hätten nachweisen können) zeigen sich hier, und der Drucker scheint überhaupt der besonnenen Prüfung und ruhigen Betrachtung vorausgeeilt zu seyn. So wird von den *Germanen*, deren Geist und Leben übrigens hoch gepriesen wird, behauptet, dass in ihren Naturstaaten Alles in einer solchen Vereinzelung und gegenseitigen Trennung erscheine, dass alle Verletzung der Rechte, wo sie nicht zugleich von einem unmittelbaren Frevel gegen die Götter zeugte, fast nur nach den Grundsätzen einer Selbstrache bestraft werden konnte, und doch sollen sie nachher nicht „ohne Ordnung und ohne vernünftiges Mass, ohne Gesetz und Recht gelebt haben," ihre Fehden sollen nicht Rechtlosigkeit, sondern den Gesetzen gemäss gewesen seyn. Von den *Römern* aber wird noch kühn versichert, dass ihnen „von Natur ursprünglich schon eine grössere Entfremdung des Naturlebens eingewohnt habe, und dass sie durch die Natur selber freyer und menschlicher wie die Hellenen geschaffen worden seyn müssen!" — Bey sorgfältigerem historischen Studium wird sich der Vf. wohl überzeugen, wie leicht die philosophische Construction Manches in die Geschichte hineinfable.

Se.

MAINZ, b. Kupferberg: *München unter König Maximilian Joseph I.* Ein historischer Versuch zu Baierns rechten Würdigung von D. *Christian Müller.* Zweyter Theil. 1817. 646 S. 8. (Beide Theile 3 Rthlr.)

Da dieser zweyte Band weder im Ton noch in der Tendenz sich von dem ersten unterscheidet, der in dieser A. L. Z. 1817. No. 68 ausführlich beurtheilt worden ist: so hat Rec. wenig mehr zu thun, als den Inhalt kurz anzugeben. — X. *Wissenschaft*, in 6 Epochen, von denen, der Absicht des Vfs. gemäss, die sechste, oder *die Culturperiode unter der jetzigen Regierung*, kärker ist, als die vorhergehenden 5 alle zusammen sind. Lieber hätte sie der Vf. ganz weglassen sollen, da sie doch eigentlich nicht zu seinem Gegenstande gehörte, und er uns über diesen Zeitpunct nichts Neues zu sagen weiss. Übrigens findet man hier keine historischen Nachrichten. Alles sind nur Behauptungen, und der Vf. begnügt sich zu versichern, dass diess und jenes so und so gewesen sey. Die Beweise dazu, wenn sie vorhanden sind, suche der Leser sich selbst. Von der Kraft der Wahrheit getrieben, legt S. 52 der Vf. ein günstiges Zeugniss für die Jesuiten ab, das er aber an anderen Orten zurücknimmt. Vgl. die Note S. 76. 77. 78 und 137. — Dass man in der Culturperiode zu rasch und schneidend reformirt habe, gesteht Hr. *M.* S. 83 selbst ein. — Über die *Akademie* wird Vieles, aber wenig Durchdachtes gesagt. Nicht das ist der nächste Zweck einer Akademie, dass sie Einfluss habe auf die Bildung einer Nation, sondern dass sie Gelehrte beschäftige, die nicht dem Staate, sondern ausschliessend den Wissenschaften leben. Wir hätten noch bis jetzt weder Diplomatik noch Patristik, hätte nicht die Congregation des h. Maurus jedes ihrer Klöster in Akademieen der Wissenschaften verwandelt. Nacheifernd ihren Französischen Ordensbrüdern hatten die Baierischen Benedictiner sich zu einer ähnlichen Congregation vereinigt (S. 67). Da nun der König diese Klöster aufgehoben, die ohne Kosten des Staats, freywillig oder gezwungen, den Wissenschaften hätten nützen können: so ist es freylich Pflicht, die Wissenschaften zu entschädigen, und auch den Zweigen von ihnen, die nicht ins gemeine Leben eingreifen, eine ehrenvolle Freystätte zu gewähren. Niemand hat den Begriff einer Akademie der Wissenschaften besser gefasst, als Petersburg. Wäre *Bayer* an der Königsberger Schule geblieben, wir hätten nie ein *Museum Sinicum*, nie eine Geschichte von *Bactrien* und *Edessa* gesehen! Ohne sie hätte *Schlözer* keinen Nestor edirt, hätte *Stritter* keine Byzantiner gesichtet! Arbeiten solcher Art sind Arbeiten würdig einer Akademie! S. 92 fragt der Vf. in der Note verneinend: Hatte denn die Griechische Welt Akademieen der Wissenschaften? Der Vf. kannte also nicht das mit der Alexandrinischen Bibliothek so genau verbundene *Museum*, dieses so recht eigentlich für Bücherwürmer angelegte Kornmagazin, in dem die, für das gemeine Wesen unbrauchbaren Gelehrten im buchstäblichsten Wortverstande den Wissenschaften gemästet wurden? — Über die *Bibliothek* (S. 99). Sie enthält über 400,000 Bände in 54 Zimmern und Sälen aufgestellt. — S. 160, wo von drey Buchhandlungen die Rede ist, wird *Stögern*, der gerade die allerunbeträchtlichste von allen hat, *vielseitige* Bücherkenntniss zugeschrieben. — S. 166 heisst es, wo von Privatbibliotheken die Rede ist: „Der Banquier Pappenheimer besitzt und *benutzt* eine schöne Sammlung Englischer und Italiänischer Werke." So sehr Rec. das cursiv gedruckte Wort von ganzem Herzen unterschreibt: so begreift er doch nicht, wie etwa 1000 Stück Bücher auf die Ehre Anspruch machen können, in einer Münchner Topographie zu paradiren. Kam

irgend einer Sammlung diese Ehre zu, so wär es die des Hn. *von Fleischheim*, die nicht allein sehr zahlreich, sondern auch voll von Seltenheiten aller Art ist. Auch verdiente Hr. Secretär *Straucher* hier genannt zu werden, bey dem Rec. im J. 1812 eine Malabarische Handschrift sah, die von feynwollenden Kennern für eine Übersetzung des *Kjelilé und Dimné* gehalten ward.

XI. *Bildende Kunst*, in drey Epochen in den Klöstern, in den Städten und am Hofe. Unstreitig der am besten gearbeitete Theil des ganzen Buches, ungeachtet er auch um ein grosses Theil verkleinert, vergrössert und verbessert hätte werden müssen. Seinem Titelblatte getreu bleibend hätte Hr. *M.* die zwey ersten Epochen ganz, und von der dritten wenigstens die kleinere Hälfte weglassen sollen. Er hatte sie uns nicht versprochen, und sie erinnern an Augsburgs Kunstgeschichte von *Stetten*, und an die Sammlungen des sel. *Murr* über die von Nürnberg. — Er bereichert die schönen Künste mit einer ganz neuen, der *Schriftmalerey*, S. 185, für die es nicht nothwendig war, einen neuen Namen zu erfinden, da die Sache bekannt ist, und über die Ausbildung derselben hier nichts Neues vorkommt. — S. 192. „Als Baierische Künstler müssen genannt werden: A. Altdorfer, Maier von Landshut, B. Böhm, Burghmaier, Maxelrainer, Ulrich Füterer, Mächselkircher, Hans von Olendorf." Wem soll ein so trockenes Namenregister helfen? Gewiss weder dem, der die Meister kennt, und noch weit weniger dem, der sie nicht kennt. — Übrigens werden hier zuweilen kleine interessante Nachrichten mit eingestreut (nur vergesse man nicht, dass der Vf. nie selbst sammelte, immer Vorgänger copirte), z. B. dass *Candido* ein Niederländer war, und eigentlich *de Witte* hiess (S. 198), sonst aber gar nichts von den Lebensumständen eines Mannes, der für München bedeutender als Phidias für Athen war. S. 209 wird *de Marées* genannt; aber es steht auch hier nichts mehr, als der blosse Name des Künstlers. Desshalb sey Rec. ein paar Worte über ihn hinzuzusetzen vergönnt. Er stammte aus einer ursprünglich Französischen Familie, aus der auch der berüchtigte *Samuel Maresius* entsprossen war, der den Curcelläus verfolgte, und Peyrerius widerlegend ausschimpfte. Die Familie kam, Rec. weiss nicht genau wie, nach Stockholm, und hier ward unser Maler, so wie auch sein älterer Bruder *Abraham* geboren. Beide Brüder kamen in der Folge nach Nürnberg, von da Abraham den Ruf als Superintendent nach Dessau annahm, und daselbst eine so zahlreiche Familie hinterliess, dass im ganzen Fürstenthum kein Städtchen und kein Flecken zu finden ist, wo nicht einer oder mehrere derselben anzutreffen wären (der älteste Sohn desselben war der durch seine Briefe über die Zionswächter so bekannt gewordene *Simon Ludwig Eberhard*, dem Bahrdt seinen Rindvigius dedicirte); der jüngere Bruder folgte diesem Beyspiel nicht, ging nach München, bekannte sich daselbst zur katholischen Kirche, und starb alt und unverheirathet. Das von ihm verfertigte grosse Familiengemälde, dessen *Westenrieder* erwähnt, befindet sich jetzt in den Händen eines der Familie zu Oranienbaum, und ist vielleicht das einzige Stück, so ausserhalb München von ihm vorhanden ist. Demarees starb erst, lange nach seinem älteren Bruder, unter Carl Theodors Regierung. — Über die *Akademie der Künste* scheint der Vf. S. 211 ff. sehr richtig zu urtheilen, auch S. 229 über das *Antiquarium*, nur sehr leise auftretend. Sehr wahr heisst es S. 225: „Aus dem Gesichtspuncte, dass das Antiquarium vorzüglich zur Aufbewahrung der in Baiern aufgefundenen Alterthümer, von denen man wissenschaftliche Aufschlüsse erwartet, dienen soll, ist es der Akademie der Wissenschaften als ein von ihr abhängiges Institut untergeordnet. Bis jetzt aber ist nichts von besonderer Bedeutung ausgegraben worden (wird auch nichts werden!), und das geschichtliche Licht, das von daher über Baierns vorhistorische Zeit kommen soll, dürfte wohl nur gering seyn." — S. 229. *Gemälde-Gallerie.* Was der Vf. S. 233 über die Art und Weise sagt, wie die Gemälde in der Gallerie aufgestellt worden, ist Rec. aus der Seele geschrieben. Gemälde aller Schulen, Zeiten und Gegenstände hängen in jedem Saale neben und über einander, „damit der Kunstfreund von einem Saale zum anderen fortschreitend übersehen möge, wie der nämliche Meister von einer niederen Stufe immer höher und höher hinaufgeklimmt sey;" als ob (bemerkt Hr. *M.* sehr richtig) diess nicht besser geschehen könne, wenn die Arbeiten eines Meisters wohlgeordnet neben einander hängen. Allerdings! Th. I S. 84 hatte der Vf. von einem schon ehemals vom *Sandrart* sehr hochgeschätzten Frescogemälde am Claudi Clerischen Hause in der Kaufinger Strasse gesprochen. Hier erzählt er in den Zusätzen S. 596, wie solches verschwunden und übertüncht worden. Wer wollte dem Vf. den gerechten Unwillen übelnehmen, mit dem er diese Barbarey erwähnt? Aber wenn er die Regierung tadelt, dass sie eine solche Barbarey erlaubt: so können wir ihm nicht beypflichten. Wenn ich Fausts Psalter und die schönsten Meisterstücke Rafaels oder Donatellos als rechtmässiges Eigenthum besitze: so bin ich zwar, wenn ich sie gewaltsam zerstöre, ein barbarischer Thor; aber wehe dem Lande, dessen König mir es anders zu seyn wehrt, als durch Unterricht, Beyspiel und Bitten!

XII. *Theater und Hofcapelle.* Bis S. 339 Raisonnement über den Zustand des deutschen Theaters allgemein, vorzüglich in den beiden Decennien von 1750—1770, über welches Rec. viel zu sagen hätte, wäre hier Ort und Raum dazu. Die Geschichte des Münchner Theaters von 1771 an, wo Niesser beym Faberbräu am 10 November das erste regelmässige Schauspiel aufführte, gut, und so viel Rec. beurtheilen kann, bis auf den jetzt bestehenden Zeitpunct ziemlich unparteyisch erzählt. *Ziemlich*, sagt Rec., denn ihm scheint die glorreiche Epoche des Münchner Theaters, da Agnes Bernauerin, Otto von Wittelsbach und Kaspar der Thorringer figurirten, mit Fleiss im Hintergrund gestellt zu seyn, ungeachtet solches wohl nicht geschah, um die jetzt bestehenden Gesellschaften auf Kosten der älteren in ein glänzenderes Licht zu stellen: denn übertriebenes Lob des dermaligen Theaters wird ihn gewiss Niemand Schuld geben. Carl Theodors Regie-

rung sollte nun einmal in Schatten gestellt, schlechterdings nichts Lobenswürdiges von ihr gesagt werden! — Mit Vergnügen las Rec., was über die *Lorenzonische* Wandertruppe richtig und gut gesagt wird. Auch er hat sie mit Vergnügen und Wohlgefallen gesehn, und ist überzeugt, dass man auf so niederen Bühnen das Eigenthümliche des Volksthums besser, als auf prächtigen Hoftheatern studiren kann.

XIII. *Merkwürdige Staatsanstalten. Topographisches Bureau, Reichsarchiv. Kiefhaber* heisst hier einer der ersten *diplomatischen Techniker*, ein gewiss gutgemeinter, aber schief ausgedrückter Lobspruch! *Padovano* war seiner Zeit der grösste numismatische Techniker Europens, und wer möchte solch ein Techniker seyn! — *Steuervermessungs- und Kadaster-Commission.* Ewig Schade, dass man so viel Kosten und Arbeit, wenigstens für den Hauptzweck, unnütz verwendet: denn darin kommen doch jetzt wohl alle Staatsökonomen überein, dass die Vermessung für die Steuerregulirung von keinem Nutzen ist. — *Münze*, und Lob ihres Directors, des Hn. *Leprieur.*

XIV. *Polizey und polizeyliche Institute.* Voraus aus *Westenrieder* eine paar Worte über eine Polizeyordnung der Stadt von 1370. — Graf *Rumford*, Vater der jetzigen Polizey. Zwar erkennt Hr. *M.* die unsterblichen Verdienste des Britten, aber man sieht, wie sauer es ihm wird, und wie sehr er sich bemüht, Carl Theodors Regierung in ein ungünstiges Licht gegen die gegenwärtige zu stellen! Strassenbeleuchtung besteht schon seit 1731.

XV. *Wohlthätigkeitsanstalten. Allgemeines Krankenhaus.* Der Vf. gesteht, dass in ihm Raum für 800 Kranke sey, dass aber nur etwa die Hälfte wirklich aufgenommen werden können, weil keine Betten und Wäsche vorhanden sind. Auch gesteht er S. 474, dass man nicht haushälterisch mit den vorhandenen Fonds umgegangen sey. Graf *Reisach* schrieb 1813: „Es stände leer, weil das Capital zur Einrichtung und zum Unterhalt der Kranken fehle, nachdem man die besten Institute zu diesem Zweck aufgehoben, und die davon bezogenen Gelder auf andere Sachen verwendet.“ Was für Stiftungen zum Behuf dieses neuen Instituts aufgehoben worden, berichtet uns Hr. *M.* so ziemlich. Er klagt über unreine Luft; und ob er gleich die dargereichte Kost vertheidigt: so gesteht er doch ein, dass man vielfach darüber klage. Rec., der keine von den Münchner Krankenanstalten selbst gesehen, kann dieses nicht beurtheilen; er bemerkt nur zu S. 486, dass der Aussatz nie *Leprose* geheissen. Ein Leprosenhaus ist *domus leprosorum.* Das auf dem Gasteig lobt Hr. *M.* sehr, vorzüglich empfiehlt er die dort wehende gesunde Luft. Das gleichfalls dort gelegene *Armenversorgungshaus* war Rec. wichtig, weil er aus diesem Buche zuerst lernt, dass hier *Cassini* seine Dreyecke mass. Der um die Literatur Baierns so hochverdiente *Osterwald* hatte das Haus 1763 zu seinem Observatorio gebaut, und nach dessen Tode ward es, nachdem es durch verschiedene andere Hände gegangen war, vom Grafen Rumford für das Armeninstitut gekauft. — Das *Waisenhaus* (S. 497) errichtete in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus zusammengebrachten Almosen ein halbstudirter Au-Bürger, *Johann Michael Poppel.* —

Im ersten Theile hatte der Vf. den sechsten Abschnitt den *näheren* Umgebungen Münchens gewidmet, hier folgen XVI die *fernern* (sollte wohl heissen *entfernteren?*), in zwey *Ausflügen.* Er fliegt also zuerst nach *Nymphenburg* und *Badenburg*, wo schwarze Schwäne sind, die aus Malmaison stammen, und die Prinz Eugen (mit dem sich überhaupt der Vf. in diesem Bande, nicht so im ersten, viel zu thun macht) dem König geschenkt hat. Auch *Bieber* sind hier, und Hr. *M.* bemerkt bey dieser Gelegenheit in einer Anmerkung S. 528, dass natürliche Bieberbauten an der Amper unfern Dachau zu sehen sind. (Rec., der sie nicht gesehen, zweifelt daran keinesweges; sie sind ja auch in anderen Gegenden Deutschlands; wohl aber daran, dass ihre Bauten das Colossalische haben, was die nordamerikanischen charakterisirt. — *Dachau.* Sollte diess wirklich Otto von Wittelsbach 1183 für 10 Mark Goldes und 800 Pfund Pfennige gekauft haben? — *Schleisheim*, über *Schwabingen* (dem nächst an München grenzenden Dorfe, das aber weit älter als die Hauptstadt ist), nach München zurück. Im zweyten Ausfluge fliegt der Vf. über *Vöhring*, *Boggenhausen*, *Heidhausen*, *Harlaching*, *Grünewald*, *Schöfflarn*, *Wolfrathshausen*, *Heselohe*, *Unter-*, *Mittel-*, *Ober-Sendling*, bis in das Baierische Hochland, mit dessen Beschreibung er sein Buch beschliesst. Seltsam hat sich unter diese Beschreibungen auch eine der *Au* verirrt. Denn nicht allein hat ihrer der Vf. bereits im ersten Theil erwähnt, sondern es ist auch höchst unerwartet, dass die *Vorstadt* Münchens unter dessen *ferneren* Umgebungen aufgeführt wird. Sonst sind alle obengenannte unbekannte kleine Dörfer, die kein Ausländer kennen lernen will, und die der Inländer durch Selbstbesuch besser und wahrer als aus Hn. *M's.* Declamationen kennen lernt. Das einzige Harlaching macht hier Ausnahme, von dem der Vf. S. 545 erzählt, dass *Claude Lorrain* es erbaut. Aber warum hat Hr. *M.* diesen Künstler unter den Artisten Münchens nicht erwähnt? Sein Name kommt freylich S. 239 vor; allein dass München Stücke des Claude Lorrain besitzt, war auch Rec. bekannt, der sich aber nie hätte träumen lassen, dass der Künstler selbst hier gelebt und gearbeitet. Auf diesen Umstand scheint auch der Vf. S. 246 anzuspielen, wo er den Münchnern Lauigkeit in der Kunst zuschreibt, weil die wenigsten von ihnen diesen Umstand wüssten. — Schöfflarn hätte seiner warmen Bäder wegen auch hier stehen können, die der Vf. S. 548 mineralogisch aus *Graff* beschreibt; auch Sendling, wegen der von den Österreichern im J. 1705 in den dortigen Feldern verübten Bauernmassacre, von welcher hier ein, wir wissen aber nicht ob ungedrucktes, Actenstück des Münchner Bürgermeisters Vachieri eingerückt wird. — Die Beschreibung des Hochlanders beginnt mit der des Stahremberger Sees (den wohl Jeder lieber aus *Westenrieders* ausführlicher und schöner Schrift wird kennen lernen wollen), und der in ihm liegenden Insel Wöhrd, aus Rosaliens Nachlass bekannt; der Kochelsee, Walchensee u. s. w.

Stb. I.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

THEOLOGIE.

Nürnberg, in der Zeh'schen Buchhandl.: D. *Joh. Jac. Griesbachs*, Geh. Kirchenraths und ersten Prof. der Theologie zu Jena, *Vorlesungen über die Hermeneutik des N. T.*, mit Anwendung auf die Leidens- und Auferstehungs-Geschichte Christi, herausgegeben von *Joh. Carl Sam. Steiner*, Königl. Baier. Pfarramts-Candidaten. 1815. IV u. 319 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Herausg., der diese Vorlesungen im J. 1809 gehört hat, glaubt mit ihrer Herausgabe etwas zu thun, was nicht unterbleiben könne. Als er von *Griesbachs* Tode hörte, fiel ihm gleich der Gedanke aufs Herz: Wer wird nun des Unvergesslichen Manuscripte ediren? Er wartete ein Jahr und wieder ein Jahr auf öffentliche Anzeige; und da keine erfolgte, beschloss er, sein Heft zu ediren, indem ihn der Gedanke ermunterte, es sey besser, das vorhandene Gute in seiner unvollkommenen Gestalt zu befördern, als es einer ewigen Vergessenheit zu überliefern. Die Kunde, dass der Abgeschiedene die Herausgabe seiner Papiere verboten, scheint nicht zu ihm gelangt zu seyn; dass *G.* aber, von fremder Hand edirt zu werden, für ein Unglück gehalten, hat er selbst aus dessen Mund gehört und niedergeschrieben; warum hat er sich dadurch nicht abhalten lassen? Da indessen das Geschehene nicht zu ändern ist: so kann man sich immer desselben gewissermaßen freuen. Die exegetisch-hermeneutischen Vorlesungen *G's.* haben ohne Zweifel ein bedeutendes geschichtliches Moment, da sie von einer zahlreichen theologischen Jugend einen so langen Zeitraum hindurch gehört worden, und einen grossen Einfluss geübt haben: für die Geschichte der Auslegung ist mithin dieses Collegienheft ein, wenn auch unvollkommenes, doch immer brauchbares Denkmal.

Um *G's.* Hermeneutik gehörig zu würdigen, müssen wir uns auf den Standpunct stellen, auf welchem er stand, als er diese Wissenschaft auf seine Weise bearbeitete und weiter brachte. Wir würden ihr Unrecht thun, wenn wir sie mit dem Maßstabe unserer Zeit messen wollten. *G.* hatte *Ernestis* und *Semlers* Vorarbeiten zu benutzen; die Idee der grammatischen Auslegung war durch *Ernesti*, und die der historischen durch *Semler* ans Licht gezogen, und somit der falsche Supranaturalismus aus dem Gebiete der Hermeneutik verwiesen; aber jene beiden Ideen waren noch nicht gehörig verknüpft und verarbeitet, und die alten Vorurtheile hielten noch viele Köpfe gefangen. *G.* machte einen nicht unglücklichen Versuch, das durch *Ernesti* und *Semler* Gewonnene in Ordnung, Zusammenhang und Klarheit zu bringen, und lieferte somit etwas viel Vollständigeres und Bündigeres, als der Interpres *Ernesti's* ist. Namentlich hat die Sach-Auslegung bey ihm eine ihrer Wichtigkeit angemessene Stellung und Bearbeitung erhalten; dagegen ist das von *Ernesti* aufgenommene Ungehörige, die Kritik des Textes u. s. w. ausgeschieden. Sichtbar ist bey *G.* die Benutzung der durch formale Klarheit sich auszeichnenden Hermeneutik von *Baumgarten*. Aber mit dem Gewinn, den diese Benutzung gebracht, ist ein bedeutender Nachtheil verbunden: die Anordnung der Wissenschaft ist nicht die reine lebendige Entwickelung und Construction, sondern schmeckt noch etwas nach der alten steifen Definirmethode. Wegen der noch immer herrschenden dogmatischen Vorurtheile musste *G.* mehr, als in neuerer Zeit nöthig ist, polemisiren, wodurch der rein wissenschaftliche Vortrag nicht wenig unterbrochen und verwirrt wird. Eben dieses polemischen Interesse wegen aber musste die Darstellung der dogmatischen Hermeneutik bey ihm noch sehr in Schatten treten, und es musste für die verständige Ansicht der Bibel ein gewisses Übergewicht entstehen, das ihr der unbefangene und durchgebildete Ausleger nicht einräumen wird. Dieses allgemeine Urtheil sichert der *G'*schen Arbeit immer ihren hohen Werth, wenn gleich die Meinung des Herausgebers, der darin etwas noch für unsere Zeit Musterhaftes findet, etwas zu günstig seyn möchte. Rec., der sich ebenfalls des Glückes erfreut, *G's.* Schüler zu seyn, glaubt mit dem ehrfurchtsvollesten Andenken an den unvergesslichen Lehrer wohl die Überzeugung verbinden zu können, dass die Theologie, und namentlich die Auslegung des N. T., seit den Bemühungen dieses grossen Mannes, und natürlich auch mit Hülfe derselben, einen höheren Gang genommen hat.

Wir geben nun einen Begriff der *G'*schen Hermeneutik nach ihrer Anlage und Behandlung im Einzelnen, womit wir manche beurtheilende Bemerkungen verbinden können.

Eine *Einleitung* handelt von dem Geschäft des Auslegers im Allgemeinen, von der Schwierigkeit der n. t. Auslegung und dem Nutzen und der Nothwendig-

keit derselben. Hier kommt Manches nicht in der besten Ordnung vor, und es wird Manches angeregt, was besser in die Wissenschaft selbst gehörte. Gleich vorn wird der Unterschied von Bedeutung und Sinn angegeben, und weiter unten das Geschäft des Auslegers beschrieben. Dieses soll ein vierfaches seyn: 1) zu unterscheiden, was man verstehe und nicht verstehe; 2) nach Anleitung richtiger Regeln von dem, was man nicht versteht, den richtigen Sinn zu suchen; 3) die Sacherklärung; 4) der Vortrag des durch die vorigen Operationen gefundenen Sinnes. Es ist aber klar, dass dieses Geschäft nur doppelt, nämlich das des Findens und das des Vortrages seyn kann; und dass jenes angeblich erste Geschäft entweder nur im Bewusstwerden des Bedürfnisses der Auslegung, oder in der klaren Auffassung des Verstandenen besteht: eine Thätigkeit des Geistes, die den Ausleger überall begleiten und wach erhalten muss. Die Art übrigens, wie von grammatischer und historischer oder Sach-Erklärung gehandelt ist, giebt zu der Vorstellung Anlass, als wenn beide von einander getrennt seyn könnten. Auch wird in dieser Einleitung von der Hermeneutik und ihren Regeln gleichsam wie einer positiven Wissenschaft, welche ausser der wirklichen Übung der Auslegung existirte, gesprochen. Es wird allerdings gesagt, dass hermeneutische Regeln ohne die Übung nicht nützen; aber man kann doch denken, dass es solche Regeln *gebe*, da sie nach lebendiger Ansicht und Behandlung der Wissenschaft einem Jeden erst *entstehen* müssen.

Hierauf folgt ein *Grundriss der Geschichte der hermeneutischen Wissenschaft und der Literatur*, wahrscheinlich sehr unvollständig nachgeschrieben, wie man denn überhaupt den mündlichen Vortrag *G's.* sich viel reicher und lebendiger denken muss, als dieser nachgeschriebene ist.

Die Hermeneutik selbst zerfällt in vier Abschnitte: 1) von Auffindung des Sinnes überhaupt; 2) von Auffindung des Sinnes solcher Stellen, in welchen Wörter und Ausdrücke von besonderer Art vorkommen, z. B. tropische, emphatische; 3) von Wort-, hauptsächlich Sach-Erklärung solcher Stellen, die wegen ihres verschiedenen Inhaltes verschieden behandelt werden müssen; 4) wie der gefundene Sinn vorzutragen sey. Eine Eintheilung, gegen welche sich ebenfalls Vieles sagen liesse. Im *ersten Abschnitte* werden zuvörderst die verschiedenen, sowohl falschen als richtigen, Eintheilungen des Sinnes angegeben, und aus letzteren die hermeneutischen Grundsätze entwickelt. Es wird nur Ein Sinn, der grammatische oder historische, angenommen, und dieser eingetheilt in den möglichen und wirklichen, den wahren und falschen. Wahr ist nur derjenige, den der Autor wirklich intendirt hat. Hiebey wird unterschieden zwischen der hermeneutischen Wahrheit und der dogmatischen oder historischen. Der Satz: *in scriptura sacra a veritate hermeneutica ad veritatem dogmaticam valet consequentia*, wird mannichfaltig eingeschränkt, z. B. in Ansehung des Localen, Temporellen oder Individuellen der Autoren. Ferner wird der Sinn eingetheilt in den genauen oder bestimmten, und den vagen oder schwankenden — der Leser soll bey einer Stelle nicht mehr und nicht weniger denken, als der Autor intendirte — und in den gewissen und bloss wahrscheinlichen oder ungewissen — nach den mehreren oder wenigeren Gründen der Entscheidung — endlich in den *sensus auctoris et sensus primorum lectorum s. auditorum*. Die hermeneutischen Axiome, die hieraus entwickelt werden, sind folgende: 1) Jedes Wort hat seine Bedeutung (aber von dieser war in der Einleitung die Rede, und zu Anfang dieses Abschnittes wurde nur das Allgemeinste davon wiederholt.) 2) Jeder Satz und jede Rede muss ihren Sinn haben, und zwar 3) einen grammatischen, und 4) nicht mehr als Einen grammatischen (hier wird gegen den Grundsatz der *fecunditas s. scripturae* gesprochen), 5) einen genau bestimmten, 6) einen gewissen Sinn. Wenn diese Axiome der ächten wissenschaftlichen Deduction entbehren: so erscheinen die folgenden allgemeinen Canones über die Mittel, den wahren Sinn zu finden, noch weniger im lebendigen Zusammenhange. 1 Canon: eine simple, leichte, natürliche Erklärung ist vorzuziehen einer erkünstelten, unnatürlichen, gezwungenen. Was aber simpel, leicht und natürlich sey, wird nicht klar genug gemacht. Man kann, wird gesagt, an der Bedeutung der Wörter künsteln, wenn man erst aus unsicheren Etymologieen, aus weitläuftigen gelehrten Ableitungen eine Bedeutung aufsucht. — Aber sollte das immer unnatürlich seyn, was gelehrt und weitläuftig ist? Nach diesem Canon könnte man über manche richtige Worterklärungen, z. B. von λόγος Joh. 1, 1 den Stab brechen. Ferner wird das Künsteln an der Construction und an der Interpunction gerügt; endlich auch die künstliche Aufsuchung einer natürlichen Erklärung von dem, was die Schriftsteller haben wunderbar erzählen wollen. Das ist Alles sehr gut, aber es steht etwas unbegründet und abgerissen da. 2) Man muss den grammatischen und historischen Sinn nicht hineintragen, sondern aus den Worten und dem Zusammenhange hervorziehen. Hiezu werden Cautelen und Hülfsmittel angegeben, z. B. fleissige Uebung in der Interpretation der Profanscribenten (aber der Hermeneutiker soll nicht auf die Übung provociren, sondern Regeln geben); man soll sich fleissig erinnern, dass nicht alle guten Gedanken, die man bey einer Stelle hat, wirklich darin liegen; man soll sich vor dem Gedanken hüten, dass dieser oder jener Satz Christi und der Apostel nicht würdig genug sey u. dgl. m. Besser ist, man setze sich in die Lage des Verfassers, denke sich seine Zeitgenossen als die alleinigen Leser, erforsche die historischen Umstände (worin offenbar die Hauptsache liegt). 3) Man muss die Worte eines alten Autors nicht erklären wollen aus den Sachen, sondern umgekehrt: aus der grammatisch-historischen Erklärung soll man die Sachen lernen. Hier wird gegen die *Analogia fidei* gesprochen, doch aber ihre Anwendbarkeit als eines Canons der historischen Interpretation einschränkungsweise zugegeben. So wie diess Alles hier aufgestellt ist, entbehrt es der wissenschaftlichen Begründung. 4) Der biblische Ausleger muss von allem menschlichen Ansehn ganz unbeschränkt seyn — gegen die kirchliche

Autorität. 5) Die Etymologie ist kein sicherer Erkenntnissgrund des wahren Sinnes. (Aber diess gehört offenbar nicht hieher, sondern in die nächstfolgende Untersuchung über die Erforschung des n. t. Sprachgebrauchs.) 6) Das N. T. muss erklärt werden, wie jedes alte Buch erklärt wird. — Hierauf werden die Bestimmungsgründe oder Erkenntnissquellen des grammatisch-historischen Sinnes angegeben, welche sind: A. Sprachgebrauch; B. mancherley Umstände, die im Texte vorkommen: Zweck und Context; C. historische äussere Umstände: persönliche Eigenthümlichkeiten des Verfassers, Fähigkeiten und Bedürfnisse der Leser, nähere Veranlassung, Zweck. A. Über den *Sprachgebrauch*, wie er sich in verschiedenen Sprachen und in einer und derselben Sprache zu verschiedenen Zeiten verschieden bilde, sind richtige, aber nicht gerade sehr tief gehende Bemerkungen vorausgeschickt. Sodann wird in der n. t. Sprache ein dreyfacher Sprachgebrauch unterschieden: 1) der Griechische überhaupt, 2) der Jüdisch-christliche, 3) der individuelle Sprachgebrauch eines jeden Schriftstellers. Rec. würde aber noch zwischen dem hebraisirenden Griechischen und dem n. t. Griechischen einen Unterschied machen, indem sich Letzteres noch durch besondere Eigenthümlichkeiten auszeichnet. — Zur Erforschung des allgemeinen Sprachgebrauches werden Hülfsmittel — gewöhnliche Grammatiken, Lexika u. dgl. — und Quellen angegeben. Zu diesen gehören: alte Lexikographen und Glossographen, Scholiasten, alte Übersetzungen — worüber das Nothdürftige in Kürze angegeben wird — und alte Schriftsteller, welche in derselben Sprache geschrieben haben (Letzteres unstreitig die wichtigste Quelle, die wohl auch den ersten Platz hätte erhalten sollen). Zu diesen Schriftstellern werden gezählt: 1) der zu erklärende Schriftsteller selbst, der das vorkommende Wort anderswo erläutert durch Erklärungen, Beyspiele, Synonymen, Opposita, Conjugata, Parallelen; 2) andere Schriftsteller, welche in derselben Sprache als ihrer Muttersprache geschrieben haben. Zur Erforschung des besonderen Sprachgebrauchs des N. T. sind die Quellen: das N. T. selbst, die Bücher des A. T. nach den Griechischen Übersetzungen, sammt den Apokryphen, die Apokryphen des N. T., Philo, dessen Sprache der der Apostel sehr ähnlich genannt wird. Hier aber muss der Nachschreiber sich verwirrt haben. Denn nun folgt diese unverständliche Stelle: „Den n. t. Schriftstellern stehen folgende Männer am nächsten: *Josephus*, die Griechischen *Patres* der ersten Jahrhunderte, besonders die *Patres Apostolici* — Barnabas, Ignatius u. s. w. Die übrigen sind entfernter. Hingegen *Polybius* und *Diodorus* sind doch wieder näher.“ (?). Aber zum Vergleichen der verwandten Schriftsteller werden noch allerley Subsidien gefodert, als: Kenntniss der Zeiten, Sitten, Meinungen u. s. w., beym N. T. namentlich Kenntniss der Geographie, Archäologie u. s. w. (was hier in der That nicht an seiner rechten Stelle ist). — Der individuellen Sprachgebrauch ist aus dem Schriftsteller selbst zu erklären, aus Context und Parallelstellen. Hier wird denn vom Parallelismus überhaupt, dessen Wichtigkeit und Benutzungsart gesprochen, wovon nichts auszuzeichnen ist. Nur darf man hier wieder die Ordnung tadeln, indem der Realparallelismus schwerlich hieher gehört, wo von Erforschung des Sprachgebrauches die Rede ist. Auffallend ist es auch, dass erst, nachdem von Erforschung des individuellen Sprachgebrauches schon gehandelt ist, die Rede auf den Hebräisch-Griechischen Sprachgebrauch kommt. Der Ausleger soll immer fragen: ist hier Griechischer oder Hebräisch-Griechischer Sprachgebrauch? Und letzteren soll man besonders bey dogmatischen oder moralischen oder prophetischen Stellen vermuthen, weil die Schriftsteller hier gewöhnlich Stellen aus dem A. T. im Sinne haben. Hülfsmittel: 1) Commentare und Abhandlungen über den Hebräisch-Griechischen Sprachgebrauch des N. T.; 2) Übersetzung des Textes in das Hebräische und Zuziehung der Syrischen Übersetzung; 3) der Gebrauch der LXX, wobey denn von der Entstehung und Natur ihres hebraisirenden Sprachgebrauches, von der Art und Weise, ihn zu benutzen, und den Hülfsmitteln dazu gehandelt wird; 4) der Gebrauch der anderen Griechischen Übersetzer, 5) die Apokryphen des A. T. Weil aber die Juden zu Christi Zeit nicht mehr das reine Hebräische redeten, und ihr Sprachgebrauch und ihre Vorstellungsart durch anderweitige Einflüsse verändert war: so wird der Gebrauch des Syrischen und Chaldäischen Dialektes, der Persischen Sprache und der Jüdischen Schriftsteller empfohlen. Wie aber zwischen diese Hülfsmittel die Analogie der Sprache, und zwar einer und derselben Sprache, verwandter Sprachen und selbst nicht verwandter Sprachen hineingezogen werden konnte, sieht man nicht wohl ein; es sey denn, dass der Begriff *subsidiarische Hülfsmittel* so Verschiedenes bindet. Zuletzt werden denn auch noch die älteren Griechischen Kirchenschriftsteller und die Apokryphen des N. T. zu diesen subsidiarischen Hülfsmitteln gerechnet, deren schon oben Erwähnung gethan war, was sich Rec. nur aus einem Nachschreibfehler erklären kann.

Es folgen nun B. die *Bestimmungsgründe des wahren Sinnes, hergenommen aus den Umständen des Textes*, welche sind: 1) der Context, 2) der Zweck des Schriftstellers, 3) der Zusammenhang der Theile seiner Rede. Aber diese Anordnung kann schwerlich gefallen. Der engere Zusammenhang (Context) und der Zusammenhang im Grossen gehören zusammen, und aus beiden, mit Zuziehung der äusseren Umstände, lässt sich der Zweck des Schriftstellers entnehmen, so wie freylich auch der Zweck wieder auf den Zusammenhang Licht wirft. Die Untersuchung der äusseren Umstände sollte sonach nicht von der Untersuchung des Zweckes getrennt seyn. Was vom Context gesagt ist, verdient Lob, ist aber etwas kurz. Die Anweisungen, den Zweck und das Verhältniss der ganzen Theile eines Buches zu finden, sind etwas zu allgemein und trocken. C. *Von den historischen Umständen, unter denen das Buch geschrieben ist.* Wer redet? Wer hat das geschrieben? d. i. A. Wer ist der Verfasser des Buches? B. Redet hier der Verfasser selbst, oder führt er

einen Anderen ein, und wen? — Aber sollte diese Frage wohl in die Untersuchung der äusseren Umstände gehören? Wenn der Vf. auch einen Anderen redend einführt: so ist er doch immer der Erzählende, und für das Ganze ist es gleichgültig, ob er überall unmittelbar selbst redet. — Ist nun der Verfasser ausgemacht: so soll man seine Geschichte und seine Eigenthümlichkeiten kennen lernen. Hierauf entsteht die Frage: An wen ist die Rede gerichtet, an wen ist das Buch geschrieben? und es müssen die Schicksale und Verhältnisse dieser Leute ausgemacht werden. Dann kommen die Verhältnisse des Verfassers zu seinen Lesern, die Zeit und der Ort, wo er schrieb, und die Veranlassung, aus welcher er schrieb, in Frage; endlich die polemischen Rücksichten und die Gemüthsstimmung des Schriftstellers. Als Hülfsmittel, die ἤθη des Verfassers kennen zu lernen, werden angegeben: philosophische Kenntniss der Affecten, Menschenkenntniss und Selbstkenntniss, genaue Kenntniss der ganzen Denk- und Gemüths-Art des Schriftstellers, dass sich der Leser ganz in die Lage und Umstände desselben versetze. Aber alles diess ist doch ganz allgemein und vag. Eher trifft der Rath, auf den Text aufmerksam zu seyn, auf die Wahl der Worte, Epithete, Construction, Perioden, Inversion, Tropen, Figuren u. s. w.

Am Schlusse dieses Abschnittes noch etwas über verschiedene Erklärungsarten, deren drey unterschieden werden: die grammatisch-philologische, die logisch-rhetorische, die historische, ohne dass doch der Unterschied zwischen den ersten beiden deutlich gemacht wird. *Grotius* und *Ernesti*, wird gesagt, hielten sich besonders an die grammatische und logisch-rheterische Erklärungsmethode. Von der historischen Erklärungsart wird treffend gesprochen, jedoch der Zusammenhang derselben mit der grammatischen nicht deutlich gemacht, auch nicht, warum diese nicht das Geschäft der Auslegung vollenden könne. Man sollte eigentlich beide Erklärungsarten nicht trennen, sondern sie, wie neulich treffend vorgeschlagen worden, in dem Begriffe der philologischen Erklärungsart verbinden. Die historische Erklärungsart thut zur grammatischen nichts hinzu, als die Aufmerksamkeit auf den Inhalt des durch Worte bezeichneten Sinnes, und die Beziehung desselben auf die Natur und Geschichte des Menschen überhaupt, und auf die besondere des Schriftstellers, zu welchem Ende sie das im Text Vorausgesetzte aus anderweitigen Quellen zu erläutern sucht. Als einen Theil der historischen Erklärungsart betrachtet *G.* mit Recht die psychologische, wie sie *Paulus* (freylich nicht immer auf die beste Weise) geübt hat. Die historische Erklärung ist, in sofern sie Vorstellungen zum Gegenstande hat, immer psychologisch.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. 1) *Gmünd*, b. Ritter: *Leichenrede zum Andenken Joseph Wagners*, des Hochw. Herrn (gewes.) geistl. Rathes, Landdecans und Pfarrers zu Ellwangen. Gehalten den 16 März 1816 von D. *Jos. Nep. Bestlin*, General-Vic. u. Rath u. Prof. 1816. 35 S. 8.

2) *Memel*: *Rede am Sterbetage des M. Johann Friedrich Schultz.* Gehalten in der grossen Stadtschule zu Memel von dem Schulinspector *J. S. Rosenheyn* u. s. w. Zum Besten der Schulbibliothek. 1817. 16 S. 8.

No. 1 redet nicht ohne Anspruch und doch mit zu wenig Würde. Unter anderen wird von dem Verstorbenen gesagt: „selbst wenn vorkommende Dornen seine Ferse blutig ritzten, oder der Geschäfte Drang schwer auf ihm lag, strebte er sich zur Frohmüthigkeit zu stimmen, sang einsam oder *pfiff*“ u. s. w. — Wie diess auf der Kanzel ausgesprochen werden *konnte*, so wie das an einem anderen Ort vorkommende *Gallanterie* (*sic*) — davon hat man kaum einen Begriff. Auch die *Satans-Burg* (auf derselben Seite) macht üble Wirkung. Verrathen dergleichen Fehlgriffe einen nicht gereinigten Geschmack, und hat der Vortrag überhaupt oft etwas Steifes und Ungelenkes: so ist auch der Gedankengang nicht ausgezeichnet. Das Beste, zugleich am besten Gerathene, in dieser Rede ist das ausführlicher vorgetragene *Leben* des Verstorbenen, das von seiner Amtstreue und Gewissenhaftigkeit ein sehr empfehlendes Bild aufstellt.

No. 2 ist zum Gedächtnisse eines Geistlichen gehalten, der ein Wohlthäter der Stadtschule zu Memel war. Die Rede holt ungemein weit aus, und es fehlt ihren Gemeinplätzen darum gerade die Individualität, die immer am meisten zu wünschen ist. Der Vf. will zeigen, wie „*von Adam bis auf den Gefangenen auf Helena*“ ein beständiges Wogen in dem Reiche des Geistigen und Sittlichen gewesen sey, so dass „*das hohe, herrliche Himmelsbild, welches wir Menschheit nennen*, beynah untergehen möchte.“ Dennoch, so schliesst er diess Proömium, „*es ist gross und herrlich und schön, ein edler Mensch zu seyn*“ u. s. w. Dann erst wird der Hauptgegenstand auf den letzten Seiten kurz erwähnt. — Die grosse Kunst, „*proprie communia dicere*,“ ist diesem Vf. als Redner besonders zu empfehlen.

NA.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Drey Hauptzüge im Charakter eines wahren Christen*, dargestellt in einer *Predigt* den 13 Aug. 1815 zu Homburg vor der Höhe von M. *C. F. A. Steinkopf*, Pred. der evang. luth. Savoy. Kirche zu London, und auf Ersuchen herausgegeben vom Kirchenrath *Breidenstein* zu Homburg. 32 S. 8. Zum Besten durch den Krieg Verunglückter. (5 gr.)

Der als thätiger Vermittler Brittischer Wohlthätigkeit für die durch den Krieg verarmten und unglücklich gewordenen Deutschen Mitbrüder, rühmlichst bekannte Vf. war genöthigt, diese Gastpredigt wegen Kürze der Zeit nur nach der Meditation zu halten, und sie erst *nach* der Haltung, da man den Abdruck von ihm erbat, niederzuschreiben. Sie hat das Gepräge der Einfachheit und Erbaulichkeit, die besonders aus fleissiger Benutzung des Bibelwortes und der Bibelsprache hervorgeht. Die angehängte „*kurze Nachricht von der Entstehung und den Fortschritten der Brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft in London*“ wird man nicht ohne neue Verehrung dieser frommen und freygebigen Gesellschaft lesen.

NA.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

THEOLOGIE.

Nürnberg, in der Zeh'schen Buchhandl.: D. *Joh. Jac. Griesbachs — Vorlesungen über die Hermeneutik des N. T.* — herausgegeben von *Joh. Carl Sam. Steiner* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweyter Abschnitt. Regeln der Erklärung solcher Stellen, die besondere Wörter und Ausdrücke enthalten. Redensarten der Art sind folgende: 1) tropische, 2) figürliche, 3) emphatische Redensarten, 4) unbestimmte populäre Ausdrücke, 5) Synonyma, 6) Epitheta, 7) ἅπαξ λεγόμενα, 8) Redensarten, die im N. T. einen ganz eigenen Sinn haben. Tropus wird definirt als eine Redensart, welche weder die erste und ursprüngliche, noch auch die gemeinste Bedeutung hat. Allein das letztere Merkmal ist schwerlich richtig. Was ist gemeiner als die Bedeutung *Geist* von πνεῦμα, und doch ist sie tropisch. Die *Morusische* Eintheilung der Tropen in grammatische und rhetorische kommt neben der richtigeren in gewöhnliche (willkührliche) und ungewöhnliche (unwillkührliche) vor. Die *Ernestische* Regel: man weiche nicht ohne Noth von der eigentlichen Bedeutung ab, wird als unzulänglich und nichtssagend verworfen, dagegen werden andere gute Regeln gegeben, unter anderen: „Man versuche, ob sich die Sache denken lasse, wenn die Ausdrücke *proprie* genommen werden? Man suche eine möglichst klare Anschauung von dem ganzen Ideenkreise des Verfassers sich zu bilden, und gebe Acht, bey welcher Deutung der Worte, *proprie* oder *improprie*, der in diesen Ideenkreis passendste Sinn sich ergebe." u. s. w. Ausserdem wird auf Sprachgebrauch, Context, Zweck, Analogie hingewiesen, und alles Wesentliche erschöpft, so dass man diese Parthie gelungen nennen kann. Über figürliche Redensarten nur Weniges. Über die Emphasen viel Gutes und Treffendes. Kein Wort an sich betrachtet kann emphatisch seyn; es giebt keine *emphases constantes*. Unklar ist aber Rec. der Unterschied zwischen „Emphasen und *vocabulis significantioribus*, welche durch den Sprachgebrauch dazu bestimmt sind, einen Sinn stärker zu bezeichnen, als er an sich ist." Der Context und Zweck des Schriftstellers entscheiden, was emphatisch sey: a) wenn die gemeine gewöhnliche Bedeutung des Wortes einen *sensum frigidum* oder gar *falsum* gäbe; b) wenn das Prädicat, in der gemeinen Bedeutung genommen, sich nicht zu seinem Subject schicken würde, und umgekehrt; c) wenn der Autor seinen Zweck überall verfehlen würde, indem man das Wort bloss in der gemeinen Bedeutung nähme; d) wenn der Schriftsteller im Affecte schreibt: so müssen die Ausdrücke öfters in einer höheren Bedeutung genommen werden. — Es folgen Bemerkungen über unbestimmte populäre Ausdrücke, wie man sie bestimmter verstehen soll. Dahin wird τέλειος Matth. 5, 48 gezählt, und aus dem Context durch vollkommen iu der Güte und Liebe gegen Andere erklärt. Ferner werden Sprichwörter, Hyperbeln u. dgl. hieher gezogen. Auffallend war für Rec. die Bemerkung: „Oft brauchen die biblischen Schriftsteller *optische* Redensarten: Gott schuf zwey grosse Lichter, Sonne und Mond; aber der Mond ist unendlich kleiner." *G.* kann doch nicht gemeint haben, die biblischen Schriftsteller hätten es besser gewusst, als sie es sagen? Von Synonymen wird gesagt, dass populäre Schriftsteller, wie die biblischen, allerdings dergleichen zu Tautologieen brauchen, obgleich es in keiner Sprache vollkommen gleichbedeutende Wörter gebe. Allein man kann hinzufügen, dass dem Ausleger in solchen Fällen ziemt, auf die verschiedene Wendung der Begriffe zu achten, und nicht ohne Noth Tautologieen anzunehmen. Von Epithetis werden zwey Arten, *Diacritica* und *Epexegetica* angegeben, und verlangt, dass man auf den Zweck der ersteren achten und sie danach erklären solle. Man sieht nicht recht, wozu diese Bemerkungen sollen, und die Auffassung ist wahrscheinlich unvollständig. Über ἅπαξ λεγόμενα und eigenthümlich christliche Ausdrücke ist nichts bemerkt, was der Mühe werth wäre.

Dritter Abschnitt. Von der Sacherklärung. Unstreitig der wichtigste und interessanteste Theil dieser Hermeneutik. Im Eingange wird auf den Unterschied der kirchlichen und der biblischen Dogmatik gedrungen. Die Alten vernachlässigten die Worterklärung, und trieben die dogmatische Erklärung zu weit; die Neuen schlagen sich auf das andere Extrem. Es zeigte sich daher, dass man in neuerer Zeit besser interpretirte, aber in der Dogmatik nicht weiter kam. Eine sehr scharfsinnige Bemerkung! Die allgemeinen Regeln, welche gegeben werden, kommen darauf hin-

aus, dass man sich ganz in die Verhältnisse und Denkart der biblischen Schriftsteller zu versetzen habe. Dann wird ins Besondere gegangen, und 1) *von Behandlung historischer Stellen* geredet. Regeln: 1) man muss mit der gleichzeitigen Geographie, Archäologie, Geschichte u. s. w. bekannt seyn; 2) auf den Zweck des Schriftstellers attentiren: in welcher Absicht er seine Geschichte schrieb, warum er gerade diese Facta erzählt u. s. w.; 3) ist der Zweck des Handelnden zu berücksichtigen, z. B. Christi beym Abendmahl. 4) Die biblischen Schriftsteller erzählen nicht immer vollständig, d. h. nicht alle Begebenheiten, wie sie auf einander gefolgt sind, und von den Begebenheiten, die sie erzählen, nicht alle Umstände. Darum sind wir berechtigt 5) die Umstände zu ergänzen, wobey auf den Beweis *e silentio* nur dann zu bauen ist, wenn man auf Absichtlichkeit schliessen darf. Hier darf es wohl auch erlaubt seyn, 6) durch Conjectur einen Zwischenumstand zu ergänzen. 7) Eben so wenig erzählen die biblischen Schriftsteller genau, z. B. in der Zeitordnung und in den Umständen, woraus Verschiedenheiten in der Erzählung entstehen. Auch haben sie oft ein ganz anderes Interesse, als bloss zu erzählen. 8) Diess ist besonders im A. T. der Fall, wo oft Mythen und Nationalgedichte die Quellen sind, in einigen besonderen Fällen auch im N. T., z. B. bey Engel-Erscheinungen (ungemein unbestimmt, ob aus Unklarheit oder Behutsamkeit, mag dahin gestellt seyn). 9) Der Morgenländer redet oft so, als wenn Gott oder Engel die Urheber gewisser Handlungen wären, ohne dass er diess eigentlich damit behaupten wollte (?). Einen solchen Sprachgebrauch fanden die n. t. Schriftsteller vor, und redeten genau so: weil man die Mittelursachen nicht wusste, so ging man gleich zur letzten Ursache hinauf. 10) Was miraculöse Begebenheiten betrifft: so muss der Ausleger nichts dafür ausgeben, was der Schriftsteller selbst nicht dafür ausgiebt, und genau den Sinn der Erzählung von der Beschaffenheit der Sache selbst unterscheiden. Die Evangelisten erzählen, Jesus sey *auf* dem Wasser gegangen; aber ist er auch wirklich darauf gegangen? Da forsche man sehr sorgfältig nach allen Umständen, so viel es deren giebt, dann nach den Quellen, woraus diese Erzählung geschöpft ist — ob der Geschichtschreiber Augenzeuge von der Erzählung war, oder nicht, aus welcher und der wievielsten Hand er sie hat, ob die Referenten auch richtig referiren konnten. Einige Neuere sind im Natürlicherklären zu weit gegangen; wir müssen thun, als wenn wir die Verfasser selbst fragen, und sie uns ihre Erklärung geben könnten. Höchst merkwürdig ist diese Äusserung über Jesu Wunderthätigkeit. „Bey Jesu standen folgende Überzeugungen felsenfest. Die Stimme seines Inneren und das Bewusstseyn seiner Kraft gaben ihm Muth zu allen guten Thaten. — — Er zweifelte nicht an der göttlichen Unterstützung seines göttlichen Werkes, sondern glaubte vielmehr, es könne ihm Nichts fehlschlagen. Auf selbstsüchtige Zwecke ging er nicht aus, daher er sich nicht darum bekümmerte, ob Einer wirklich oder scheintodt wäre, man hatte vom Scheintode gar keinen Begriff. (Hier scheint ein Zwischensatz ausgefallen zu seyn.) Welche Kräfte Gott aber anwandte, damit es Jesu allemal gelänge, wissen wir und vielleicht Jesus selbst nicht. Oft enthält die Erzählung deutliche Spuren von natürlich wirkenden Ursachen; oft liegt die Schuld der Unbegreiflichkeit an der Kürze der Erzählung; oft lassen sich wohl natürliche Ursachen denken, nur das wunderbare Zusammentreffen erregt Erstaunen. — Wenn Einer eine vollständige Erzählung der Begebenheiten in den Händen hätte, und mit den physischen und moralischen Naturkräften bekannt wäre, und auf einem so hohen Standpunct stände, von wo aus er alle Combinationen und die geheimen Wirkungen der Natur erkennen könnte: so könnte so Einer vielleicht alle Wunder erklären, vielleicht auch nicht: denn so schädlich Wundersucht, so schädlich ist Wunderscheu" u. s. w. Hier findet man ganz den starken klaren Verstand *G's*. wieder. — 11) Historische Parallelstellen müssen verglichen werden, aber vorsichtig, damit man nicht für Parallele halte, was keine ist. 12) Man muss sich überhaupt hüten, Begebenheiten für einerley zu halten, die es nicht sind, und umgekehrt. 13) Man unterscheide Zeit, Ort, Person. Der geringste Umstand ändert Alles u. s. w. 14) Der Ausleger muss zur Erklärung so viel sagen, als nöthig ist, und die ganze Begebenheit aus ihren Umständen deutlich und zusammenhängend vorstellen. Er muss nicht zu viel, doch auch nicht zu wenig sagen u. s. w. (Sollte diess nicht in den letzten Abschnitt gehören?) 15) Zuweilen wird auch der Ausleger die Ursachen und Folgen der Begebenheit, die Rechtmässigkeit und Anständigkeit der Handlung zu untersuchen haben. 16) Zuweilen ist auch nöthig, die Möglichkeit und innere Wahrscheinlichkeit der Begebenheit darzuthun, besonders wenn Einwürfe gemacht worden sind. 17) muss man die Merkmale der Glaubwürdigkeit des Schriftstellers nicht unbemerkt lassen, und daher erforschen, woher er seine Erzählung habe, ob er Augenzeuge war, oder ob er schriftliche Quellen vor sich hatte u. s. w. 18) Über Scheinwidersprüche mancherley gute Bemerkungen. Überall werden zur Anwendung und Erläuterung zweckmässige Beyspiele beygebracht. In der Reihe der Vorlesungen folgte hier die Erklärung der Leidens- und Auferstehungs-Geschichte Christi, welche der Herausgeber aber, des Zusammenhanges wegen, erst am Ende des Werkes hat folgen lassen.

2) *Von Behandlung dogmatischer Stellen.* Aus den vielen Trefflichen heben wir nur Einiges aus. Der Ausleger muss die Analogie des Systems des Autors und überhaupt die Analogie der Schriftlehre stets vor Augen haben, und jeden einzelnen Satz derselben gemäss erklären. Die *analogia fidei*, worunter man gewöhnlich das eigene System verstand, wird verworfen, und dafür *analogia scripturae* gesetzt. Diese wird gebildet durch die allgemeinen Schriftbegriffe und Schriftsätze (*notiones communes*) und den ganzen Geist der christlichen Religion. Zur Erkenntniss die-

ser Analogie werden gute Regeln gegeben. Ist nun, wird zuletzt gefragt, Philosophie und Vernunft durchaus der Probirstein, an dem alle übrigen Religionssätze probirt und beurtheilt werden müssen? Ist die Vernunft die letzte Instanz, vor welcher die Bibel gerichtet werden muss? Wollte man diess bejahen: so folgte entweder, dass man jede Stelle der Bibel so erklären müsste, dass sie mit der Vernunft harmonirte (wobey denn alle hermeneutischen Regeln bey Seite gesetzt werden müssten), oder man muss zugeben, dass es Fälle geben könne, in denen die Bibel etwas Anderes lehrt, als was vor das Tribunal der Vernunft gehört. Das ist die Klippe, an welcher so Manche gescheitert sind. *Das ächte Christenthum wird der ächten Philosophie nie widersprechen.* Unter Vernunft verstehen wir aber nicht dieses oder jenes System dieser oder jener Zeit, sondern ausgemachte, von allen Philosophen zugestandene Vernunftwahrheiten, die von allen gebildeten Vernunftvermögen angenommen werden müssen. Das Vernunftvermögen und also auch die Philosophie, als Instrumentalwissenschaft, muss durchaus vom Ausleger gebraucht werden. Was in der Bibel vorkommt, aber nicht zur Religion, sondern zur Geschichte, Mathematik u. s. w. gehört, das unterwerfen wir gern und ohne Ausnahme dem richterlichen Ausspruche der Vernunft: denn davon sollte die Bibel keinen Unterricht geben, und in Betreff dieser Gegenstände waren die Verfasser Menschen, wie andere. Zu diesen Dingen wird die Dämonologie gerechnet. Selbst in der Religionslehre muss man das Wesentliche von dem Ausserwesentlichen unterscheiden, zu welchem letzteren Philosopheme wie Gen. I, und temporelle Vorstellungen und Einkleidungsarten, wie die Vergleichung Christi mit Melchisedek, gezählt werden. Um aber zu beurtheilen, welches Gewicht die Aussprüche der Vernunft bey Erklärung wesentlicher Religionslehren habe, wird bemerkt: man müsse sich von den ehemaligen strengen Inspirationsbegriffen losgemacht haben, die Vorstellung fahren lassen, dass die Bibel Gottes Wort sey, da sie bloss die Geschichte der Offenbarung, die Darstellung der geoffenbarten Wahrheiten enthalte; man müsse sich über den Begriff der Offenbarung verständigt haben, ob man eine unmittelbare oder mittelbare Offenbarung annehmen wolle, indem letztere die Beymischung des Menschlichen nicht ausschliesse, und man müsse den Zweck und das Gebiet der göttlichen Offenbarung kennen. Übrigens wird zur Behutsamkeit ermahnt; die Jahre der raschen Jugend seyen nicht die Zeit, wo man entscheiden könne. Inzwischen bleibe so viel gewiss: man solle nie durch ungeschickte Interpretation einen vernunftwidrigen Sinn ins N. T. legen, man solle nicht auf Widersprüche ausgehen; wenn sie aber sich nicht entfernen liessen: so solle man sie eingestehen, und dem Texte keine Gewalt anthun. Für ein ungebildetes Auditorium wird *Kants* moralische Auslegung, was freylich keine Auslegung sey, empfohlen. — Rec. will nicht behaupten, dass *G.* ganz durchgedrungen sey: dass sich aber sein heller Verstand in einem schönen Bunde mit seiner Frömmigkeit, seiner Ehrerbietung gegen die Bibel und seiner Behutsamkeit zeige, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Das Geschäft des dogmatischen Auslegers wird übrigens in folgende Puncte gesetzt: Er muss 1) die Schriftbegriffe der zu erklärenden Stellen genau entwickeln; 2) den Zusammenhang zwischen Subject und Prädicat des Satzes deutlich darstellen; 3) auseinandersetzen und beurtheilen, was etwa als Accommodation gesagt sey; 4) die Beweise beurtheilen und ihre Beweiskraft zeigen; 5) ins Licht setzen die Consequenzen, die der Autor zwar nicht ausdrücklich ausgesprochen, aber doch mit intendirt hat. Alles diess wird genauer aus einander gesetzt, besonders was die Accommodation und Beweisart betrifft, worin viel Zeitgemässes und somit Unwesentliches angenommen und nachgewiesen wird. Doch kann das über die Accommodation Gesagte nicht als erschöpfend angesehen werden. Eines der Merkmale der Accommodation ist, wenn es erweislich ist, dass die damaligen Juden eine Vorstellung gehabt haben, ohne dass es erweislich ist, dass sie einen hinlänglichen Grund dazu gehabt haben, z. B. die Vorstellung vom Dämonischen. Allein schwerlich wird dieses ganz befriedigen.

3) *Von Behandlung moralischer Stellen* — sehr kurz und wenig erschöpfend. Auch hier wird Zeitgemässes und Unwesentliches nachgewiesen; es liegen aber der Beurtheilung keine strengen Principien zum Grunde. 4) *Von Behandlung prophetischer Stellen.* Es wird auf Scheidung des Bildes und der Sache gedrungen; das ἵνα πληρωθῇ wird zur Accommodation gerechnet, ein doppelter Sinn der Orakel verworfen, auf die Zeit der Abfassung eines Orakels zu achten gedrungen, damit man die wirkliche Weissagung von der in Weissagung eingekleideten Geschichte zu unterscheiden wisse. 5) *Von Behandlung typischer Stellen.* Die objective Realität der Typen wird verworfen, und die typologische Erklärung zur Accommodation gerechnet; aber auch für unsere Zeit könne sie noch für gewisse Menschen von Nutzen seyn. Einen objectiven Zusammenhang zwischen Typus und Antitypus anzunehmen, verhinderte *G.* noch die polemische Tendenz gegen den damit getriebenen Unfug. 6) *Von Erklärung der Parabeln.* Es wird auf die Beachtung der Veranlassung und des Zweckes, auf die Auffassung des Hauptbildes und des Hauptsatzes und die Unterscheidung des Zufälligen und Ausserwesentlichen gedrungen. 7) *Von Behandlung allegorischer Stellen.* Ähnliche Vorschriften. Allegorische Stellen, in denen Stellen des A. T. allegorisch gedeutet sind, sollen als Beweise für einen gewissen Satz κατ' ἄνθρωπον zu nehmen seyn. Dann werden Winke gegeben zur Beurtheilung, ob ganze Stellen allegorisch zu nehmen seyen, die auch eigentlich verstanden werden können, z. B. das Hohelied, der Mythos von Bileams Eselin. Man soll diess beurtheilen aus der Denkungsart der Zeit, in welcher dergleichen geschrieben worden, keinesweges aber daraus, ob der Sinn, eigentlich genommen, Schwierigkeiten habe. Häufig

werde man finden, dass Vieles, was die Alten allegorisch deuteten, eigentlich zu nehmen sey, oder dass es zu den Mythen gehöre, und zwar entweder zu den historischen (z. B. in der Geschichte der Patriarchen), oder zu den philosophischen (z. B. die Schöpfungsgeschichte). Bey dem N. T. Mythen anzunehmen, dazu habe man bis jetzt noch keinen hinreichenden Grund, indem die Begebenheit und die schriftliche Abfassung zu genau zusammenhängend seyen.

Vierter Abschnitt. Vom Vortrage des Sinnes, in Übersetzungen, Paraphrasen und Commentaren. Was die ersteren betrifft: so ist *G's.* Unterscheidung in genaue, rein Deutsche und erklärende Übersetzungen aus seiner Abhandlung in *Eichhorns* Repertorium 6 Thl. bekannt. Wir werden nach unseren jetzigen Begriffen nur die erste Art für wirkliche Übersetzung halten können. Die erklärende Übersetzung ist mit der Paraphrase verwandt, wie hier selbst zugestanden wird. Über die Einrichtung der letzteren werden gute Bemerkungen gemacht. Von Commentaren werden drey Arten angegeben: solche, welche bloss Wort- oder bloss Sach-Erklärung geben, oder welche beides mit einander verbinden. Aber es ist kaum abzusehen, wie man beides trennen könne, ohne der Gründlichkeit und Klarheit Eintrag zu thun. Die erste Art soll besonders für Anfänger nützlich seyn, die zweyte Art für die Prediger und zur Erbauung des denkenden Christen, die dritte für den geübteren Exegeten. Von einem guten Commentar wird verlangt: 1) Benutzung aller hermeneutischen Regeln und Hülfsmittel mit Beobachtung einer gewissen Stetigkeit; 2) dass Nichts ohne Beweis behauptet sey; 3) zweckmässige Vollständigkeit, ohne Einmischung fremdartiger Dinge, die z. B. ins Lexikon gehören; 4) Kürze ohne Dunkelheit; 5) gute Ordnung in Übersicht und Angabe des Zusammenhanges; 6) Prüfung der vornehmsten Erklärungsarten; 7) Anführung und Prüfung der Einwürfe gegen die angenommene Erklärung. Für die Wahl eines Commentars wird ausser der wirklichen Prüfung auch die Berücksichtigung gewisser *praejudicia* empfohlen, z. B. wenn der Ve[illegible]fa[illegible]er sich Zeit genommen hat und sein Werk kein [illegible]rtikel ist, wenn er sein Buch selbst edirt hat, [illegible] der sel. *Morus* beklagt wird, von fremder Hand edirt zu werden, und der Herausgeber in einer Note ausruft: Wollte Gott, man könnte es auch nicht von diesem Werke sagen! Beym Gebrauch der Commentare soll der Anfänger besonders auf die Methode achten, und darauf merken, wie der Commentator auf die Erklärung gekommen sey.

Es folgt nun *die Erklärung der Leidens- und Auferstehungs-Geschichte* nach *G's. Synopsis Evangeliorum* von Sect. 123 an, welche der Verewigte als Muster und zur Übung, hauptsächlich für die historische Interpretation, mit seinen hermeneutischen Vorträgen zu verbinden pflegte. Es liegt Rec. ob, auch davon das Eigenthümliche anzugeben, und darüber ein Urtheil zu fällen. Die Worterklärung finden wir in der Regel zu dürftig und zum Theil sogar seicht, nur dass man hiebey Vieles auf Rechnung des Nachschreibers zu setzen hat. Schwerlich hat *G.* sich bey Matth. 27, 5 mit der Bemerkung begnügt: „ἀπάγχεσθαι sich aufhenken, in Verzweifelung gerathen.“ Bey Luc. 23, 20 wird προσφωνεῖν durch „Vorstellungen wogegen thun“ erklärt. Bey Marc. 14, 41 ist die Bemerkung: „ἀπέχει ist in der Bedeutung (in welcher?) ἅπαξ λεγόμενον“ sicher unvollständig. Das Schwierige ἐπιβαλὼν ἔκλαιε Marc. 14, 72 wird unentschieden gelassen, indem die verschiedenen Erklärungen neben einander gestellt und beurtheilt werden, was aber zu kurz und undeutlich gefasst worden ist. Die Erklärung von Matth. 28, 1 fehlt eigentlich; es wird nur hinterher die Differenz mit Luc. 24, 1 beleuchtet, und ὀψὲ σαββάτων in Übereinstimmung mit dieser Stelle durch „nach dem Sabbath“ erklärt. Aber τῇ ἐπιφωσκούσῃ εἰς μίαν σαββάτων bleibt ganz unerörtert. Löblich ist die Anmerkung über ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου, welches für einen zweydeutigen Ausdruck, den Messias nach Dan. 7, 13, aber in seiner niedrigen, verachteten Gestalt bezeichnend, genommen wird. Dergleichen Bemerkungen aber sind selten. Soviel sich Rec. erinnert (denn mit Hefteschreiben hat er sich nicht sehr abgegeben) war *G.* sonst in der Worterklärung ausführlicher und gründlicher. Hier hat er aber sichtbar den meisten Fleiss auf die historische Erklärung verwandt, die wir denn auch genauer beschreiben und beurtheilen wollen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Lemgo*, b. Meyer: *Rede bey der Taufe eines Proselyten* in der Kirche zu Detmold am 3 September 1815 gehalten von *J. F. L. Dreves*, Prediger daselbst. 1815. 32 S. 8. (3 gr.)

Zur Grundlage bey dieser Rede dient Apostelgesch. 10, 34. 35: „Nun erfahre ich mit der Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerley Volk“ u. s. w. Auf den Gang, welchen die Betrachtung nimmt, ist hienach zu schliessen. Wir halten sie dem Zwecke der seltenen Feyerlichkeit für entsprechend, und sind des guten und gesegneten Eindruckes, den sie auf den Täufling und die Zeugen hervorgebracht, gewiss. — Unangenehm ist das immer vorkommende *Bäten* anstatt Beten.

NA.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 8.

THEOLOGIE.

Nürnberg, in der Zeh'schen Buchhandl.: D. *Joh. Jac. Griesbachs — Vorlesungen über die Hermeneutik des N. T. —* herausgegeben von *Joh. Carl Sam. Steiner* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Überall ist hier der festeste Glaube an die historische Wahrheit der evangelischen Berichte sichtbar. Zwar giebt *G.* Manches darin, was die Nebenumstände betrifft, als Sage Preis, und Anderes läfst er als individuelle irrige Ansicht der Sache fallen; aber immer hält er die historische Wahrheit, selbst in den einzelnen Momenten der Geschichte, fest, und geht, wie uns scheint, hierin über die Grenze der vorsichtigen Kritik hinaus. Denn eben darum muss er sich auf Wundererklärung einlassen, deren Misslichkeit er doch selbst am besten einsah. Die Auferstehung Jesu denkt er sich nach der offenbar mythischen Erzählung des Matth. 28, 2—4 so: „Es entstand eine grosse Erderschütterung, vermuthlich nahe beym Grabe. Schon am Freytage war eine solche gewesen, und Erdbeben repetiren gern. Da die Juden das Erdbeben fühlten und den Blitz herabfahren sahen: so hielten sie ihn für einen Engel, und liessen diesen das Alles wirken, was wohl das Erdbeben natürlich wirkte. „Der Engel sah aus wie ein Blitz. Man sollte glauben, es sey ein Blitz gewesen." Der Blitz nun hatte wahrscheinlich das Grab selbst getroffen. Das Grab war im Garten, und in dem Garten muss wohl ein Haus gewesen seyn. Der Bewohner des Gartenhauses wurde durch das Erdbeben aufgeschreckt, und geht ins aufgesprengte Grab, sieht Jesum neubelebt, und wickelt ihn aus seinen Binden. Dieser Mann war es wohl auch, der Jesu Kleider verschaffte, denn die Soldaten hatten sich in seine Kleider getheilt: daher glaubten die Weiber, dass Jesus der Gärtner sey, weil er Kleider vom Gärtner anhatte. Der Gärtner war ein Freund Jesu, weil Joseph, sein Herr, Jesu Freund war. Diesem Manne befiehlt Jesus, den Leuten, die zum Grabe kämen, das zu berichten" u. s. w. Selbst in der Nachricht, dass bey Jesu Tode sich die Gräber geöffnet, und die Toden auferstanden, findet *G.* eine historische Wahrheit. „Durch das Erdbeben waren in dem Felsen die Grabhöhlen geöffnet, so dass man die Leichname sehen konnte. Da man in die Gegend kam, sahe man sie noch daselbst; nach einigen Tagen sahe man sie nicht mehr; wohin sie gekommen, wird nicht angegeben, es konnte auf mancherley Art geschehen: Einige glauben, es könnten Scheintodte gewesen seyn; aber es ist unglaublich, dass es gerade damals haufenweise Scheintodte sollte gegeben haben. Aber in Palästina nähren sich die Schakale gern vom Aas; es sind sehr gefräsige Thiere und scharren sogar Leichname aus, denen war es eine gefundene Mahlzeit. Jetzt stand Jesus wieder auf. Diess erregte viel Aufsehen. Nun hatte man die alte Tradition, wenn der Messias wiederkäme: so würden Fromme auferstehen. Diess befestigte sie in ihrem Glauben; Jesus war auferstanden: also ist er der Messias; mit dem Messias müssen Fromme auferstehen, sie waren weg, also sind sie auferstanden. Einige konnten mit ihrer lebhaften Phantasie dergleichen im Traume gesehen haben; Anderer Phantasie wurde dadurch geweckt, und sie konnten auch etwas zu sehen glauben" u. s. w. Vortrefflich sind die Bemerkungen über den Tod Jesu. Es wird gezeigt, dass die Jünger und Freunde Jesu, dass die Soldaten, dass Pilatus und die Feinde Jesu, genug alle, die davon wissen konnten und daran Theil nahmen, ihn für todt gehalten haben. Die Gründe, ihn nur für scheintodt zu halten, seyen nicht entscheidend, aber wenn es auch zweifelhaft bleibe, ob er wirklich todt gewesen: *so leide dadurch die christliche Religion in ihrem wahren Grunde nichts.* Jesus selbst könne seine Wiederaufhebung für eine Todtenerweckung gehalten haben: denn die Ursachen seiner Aufhebung mögen natürlich oder übernatürlich wirkende Ursachen gewesen seyn: *so sey es Werk der Vorsehung*, eine Beglaubigung, dass Jesus ein göttlicher Lehrer sey. *Das Eine sey so wunderbar als das Andere.* Es fehlt hier nur noch das entschlossene philosophische Urtheil, dass ein Mensch, der aus dem Grabe wieder lebendig hervorgeht, nicht wirklich todt gewesen seyn könne. Aber sehr richtig ist es, dass man, vom Erfolge abgesehen, die Frage nicht vollkommen entscheiden kann, ob Jesu Tod physiologisch vollendet war. Das Factum des Todes ist fast immer ein Geheimniss, das sich erst durch die erfolgte Verwesung klar offenbart. Wie gesund zeigt sich aber *G's.* Urtheil darin, dass er das Wunder der Auferstehung unabhängig von den physiologischen Gesetzen im wahren religiösen Geiste fasst!

Was die Beurtheilung der Abweichungen in den

verschiedenen Berichten der Evangelisten betrifft: so scheint uns G. nicht genug auf den verschiedenen historischen Charakter derselben geachtet zu haben, wesswegen er zu sehr auf die Vereinigung ausgeht. Den Hergang der Geschichte zwischen der Gefangennehmung Jesu und dessen Verurtheilung durch Pilatus denkt er so: „Gleich aus dem Garten wird Jesus geführt zum Exhohenpriester Hannas (Joh. 18, 13). Dieser stellt ein präparatorisches Verhör über Jesum und seine Schüler an (Joh. 18, 19 — 23), um zu der Inquisition des bevorstehenden Hauptverhörs Stoff zu bekommen. Dabey war entweder Hannas allein, oder es waren jene Oberpriester mit anwesend, die bey der Gefangennehmung Jesu hinten nach geschlichen waren (Luc. 22, 52). Dieses präparatorischen Verhörs gedenkt Johannes allein. Während dessen verleugnet Petrus Jesum zum ersten Mal (Joh. 18, 15 — 18. Matth. 26, 58. 69. 70). Nun wird Jesus zum Kaiphas geführt (Joh. 18, 24), wo schon eine Anzahl Glieder des Synedriums versammelt sind (Matth. 26, 57). Hier werden Zeugen gegen Jesum abgehört, aus deren Aussage aber nichts herauskommt: daher Christus selbst eidlich vernommen wird, ob er Sohn Gottes sey. Sein Ja, wird für Blasphemie erklärt, und das Todesurtheil gesprochen (Matth. 26, 59 — 66). Inzwischen war im Hinausgehen aus Hannas Hofe die zweyte Verleugnung, und etwa eine Stunde später im Hofe des Kaiphas die dritte (Matth. 26, 71 — 75. Joh. 18, 25 — 27). Nun erfolgen die Misshandlungen Jesu (Matth. 26, 67. 68. Luc. 22, 63 — 65). Während dem hatte Jesus Gelegenheit gehabt, Petro einen Blick zuzuwerfen, worauf sich Petrus weinend entfernt. Am Morgen kommt das Synedrium zu einer feyerlichen Versammlung zusammen (Matth. 27, 1. Marc. 15, 1. Luc. 22, 66). Man fragt Jesum noch einmal kurz, ob er noch behaupte, er sey der Messias? Sein Ja erklärt man noch einmal für Gotteslästerung (Luc. 22, 66 — 71). Das Todesurtheil wird gesprochen und an Pilatus abgegeben (Matth. 27, 1. 2. Marc. 15, 1. Luc. 23, 1. Joh. 18, 28)." In dieser Zusammenfassung erhält jedes eigenthümliche Moment der einzelnen Berichte seine bestimmte Stelle. Aber sollte auch die Vereinigung des Matthäus und des Johannes durch die Annahme, dass Letzerer vom Verhör bey Hannas erzähle, und das beym Kaiphas verschweige, richtig seyn: so kann doch schwerlich das Verhör beym Kaiphas nach Matthäus mit dem vor dem Synedrium nach Lucas zusammengestellt werden, sondern Eines hebt das Andere auf, indem Jesus schwerlich zum zweyten Male dieselbe Erklärung seiner Gottes-Sohnschaft gegeben haben würde, und es zu wahrscheinlich ist, dass beide Erzählungen nur die einmalige Erklärung Jesu anführen, aber in verschiedene Zeit setzen. Wahrscheinlich hat hier Matthäus gegen Lucas Recht: Kaiphas verhörte Jesum und das versammelte Synedrium verurtheilte ihn förmlich auf den Grund jenes Verhörs. Noch gewagter ist die Vereinigung der Auferstehungsberichte. Matthäus erzählt: die beiden Marias seyen zum Grabe gekommen und ein Engel habe ihnen Jesu Auferstehung berichtet, und ihnen befohlen, es den Jüngern zu sagen, sie seyen auch demzufolge fortgeeilt, unterweges aber sey ihnen Jesus begegnet, und habe ihnen an die Jünger aufgetragen, dass sie nach Galiläa gehen, und dort mit ihm zusammentreffen sollten, was auch geschehen. Lucas und Marcus lassen mehrere Weiber zum Grabe kommen und in dasselbe hineingehen, wo sie einen oder zwey Männer sehen, die ihnen auftragen, den Jüngern die Kunde zu bringen. Jesum aber sehen sie nach diesen Evangelisten nicht. Johannes erzählt, Maria Magdalena sey zum Grabe gekommen, habe den Stein weggewälzt gefunden, und sey zu Petrus und dem anderen Jünger gelaufen, um ihnen ihre Entdeckung mitzutheilen. Die beiden seyen zusammen zum Grabe geeilt, und hätten es leer gefunden, worauf sie wieder fortgegangen. Maria aber (die wieder mit zurückgekommen) sey weinend vor dem Grabe stehen geblieben, und habe zwey Engel gesehen, die ihr die Auferstehung Jesu verkündigt, worauf sie auch diesen selbst gesehen, der ihr aufgetragen, den Jüngern zu sagen, er gehe zum Vater. Am Abend desselben Tages sey er ihnen selbst erschienen, und nach acht Tagen zum zweyten Male. Hienach fasst G. den Hergang der Sache so: „Die Weiber kommen, und sehen von weitem, dass der Stein schon weggeschoben ist; da sie hinkommen, sehen sie hinein in das Grab, und es fällt ihnen in die Augen, dass der Leichnam nicht da liegt, wo er liegen sollte: also muss der Leichnam weg seyn. Maria Magdalena sagt's dem Petrus an. Die übrigen Weiber warten unterdessen, und nach einiger Zeit gehen sie hinein. Da erblicken sie im Hintergrunde eine Figur, welche ihnen ankündigt, Jesus sey auferstanden. Kaum sind sie hinweg: so kommt eiligst Johannes und darauf Petrus und dann jene Frau zurück; sie gehen ins Grab, und sehen Alles ordentlich hingelegt. Sie sehen beide Nichts von jenen Männern, weil sie sich in den Hintergrund zurückgezogen hatten: sie gehen wieder hinweg. Die Magdalenerin bleibt noch vor dem Grabe stehen, blickt wieder hinein, und wird nun auch einen Engel gewahr. Sie hört hinter sich ein Geräusch, hält diese Person für den Gärtner, erkennt Jesum aber. Jesus schickt sie ab. Jene Weiber waren auf dem Rückwege zu den Aposteln, und auch ihnen zeigte sich Jesus, und schickt sie zu seinen Jüngern. Den Schülern Jesu erzählen die Frauen das, und am Abend desselben Tages, wo die Apostel versammelt waren, zeigt sich Jesus ihnen sämmtlich." Bey dieser Operation ist dem Gedanken nicht Raum gegeben, dass der eine oder andere Evangelist etwas positiv Unrichtiges erzählen könne, sondern es wird nur angenommen, dass etwas verschwiegen seyn könne. Aber da die Berichte des Matthäus, Marcus und Lucas schwerlich den Charakter von Berichten eines Augenzeugen haben (sonderbar ist G's. Behauptung, Matthäus folge bloss dem einseitigen Berichte der Maria Magdalena): so ist die Vermuthung gerecht, dass sie das Eine oder Andere unrichtig enthalten, und der Johanniscle Bericht muss hiebey als Richtschnur dienen. — Anderwärts geht G. nicht so genau bey Betrachtung der Differenzen zu Werke. Den Widerspruch zwischen Joh. 13, 1 und den anderen Evangeli-

ften in Ansehung der Paffahfeyer hebt er durch die bekannte willkührliche Erklärung, dafs πασχα bey Johannes in der Bedeutung *Osteropfermahlzeit* ftehen foll. Aber nicht einmal nimmt er dabey auf die Stellen Joh. 18, 28. 19, 14. 31 Rückficht, in denen die Differenz noch viel ftärker hervortritt. Die Verfchiedenheit der Zeitangabe zwifchen Joh. 19, 14 und Marc. 15, 25 läfst er unentfchieden, und führt blofs die Verfuche Anderer, fie zu heben, an.

n.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, Rostock u. Schwerin, b. Stiller: *Predigten in den Jahren* 1813 *und* 1814, gehalten von M. *Johann Bernhard Krey*, Prediger an der Petri-Kirche zu Roftock. Erfte Abtheilung. Die Leidensgefchichte Jefu, unferes Herrn. Sechs in der Paffionszeit 1813 gehaltene Predigten. IV und 96 S. Zweyte und letzte Abtheilung. 1816. 117 S. 8. (18 gr.)

An die Vielen, die auch in gedruckten Predigten fich bemüht haben, ächtdeutfche Gefinnungen in den Seelen ihrer Zuhörer zu beleben und zu befeftigen, fchliefst fich Hr. D. *Krey* an. In der erften Abtheilung giebt er, wie der Titel fagt, fechs in der Paffionszeit 1813 gehaltene Predigten. Sie haben recht eigentlich die Leidensgefchichte unferes Herrn zum Thema, und find den gewöhnlichen Sonntagsepifteln, denen der von Hn. *Kr.* beliebte Stoff oftmals fremd war, meiftens fehr gezwungen angepafst. Es war ein glücklicher Gedanke des Vfs., dafs er, da die Paffionspredigten an feinem Orte in der Woche gehalten und wenig befucht werden, auch an den Sonntagen die Leidensgefchichte behandelte; aber er würde fich in feinen Vorträgen freyer und lebendiger bewegt haben, wenn er die Leidensgefchichte felbft zum Texte hätte wählen dürfen, und nicht an die Perikopen gebunden gewefen wäre. Die 4 erften Predigten find eigentliche Homilieen, in denen Hr. *K.* die Leidensgefchichte des Erlöfers mit untermifchten moralifchen und religiöfen Nutzanwendungen erzählt, und fie ftehen mit den Texten, die nur in der Vorrede kurz erläutert werden, in einer fehr entfernten Beziehung. Da die Gefchichte, wenn der Redner fich nicht fehr frühe zum Ziel gefetzt hat, fie aus *Einem* Gefichtspuncte zu betrachten, zu fehr verfchiedenartigen Bemerkungen Veranlaffung giebt: fo hängen auch die Lehren und Ermahnungen des Vfs. durch kein höheres Band, als durch das der Gefchichte, die fie veranlafst, zufammen. Einen Zug in der Leidensgefchichte unferes Herrn, der wenigftens auf uns immer einen fehr wohlthätigen Eindruck gemacht hat, den Traum und die Warnung der edlen Römerin an ihren Gemahl; „Habe du nichts zu fchaffen mit diefem Gerechten!" hat Hr. *K.* überfehen. In der 5 und 6 Predigt werden aus der Leidensgefchichte Ermunterungen hergeleitet, für die gute Deutfche Sache Opfer zu bringen. Da fie in Folge des Aufrufes des Herzogs von Mecklenburg (vom 25 März 1813) an die Söhne des Vaterlandes, zur Beförderung der grofsen Sache der Befreyung von dem fremden Joche freywillig ins Feld zu ziehen, gehalten wurden: fo war diefs allerdings fehr zweckmäfsig.

Die zweyte Abtheilung enthält fieben in den Jahren 1813 und 1814 gehaltene Predigten über verfchiedene Texte, die alle auf die grofse Zeit, in der fie gehalten wurden, hindeuten. In der erften Predigt über das Thema: *Gott beweifet jetzt feine rettende und hülfreiche Gnade*, über das Evangelium am 4ten Trinitatisfonntage, ift es uns fchwer geworden, dem Gange des Vfs. zu folgen; wir vermiffen darin eine lichtvolle Ordnung, an der es Hr. *K.* um fo weniger hätte fehlen laffen follen, da er für den Mangel derfelben nicht durch neue und überrafchende Wendungen zu entfchädigen weifs. — Auch in diefer, wie in der erften Abtheilung fpricht fich der fromme und Deutfche Sinn des Vfs. aus, und auch ohne feine glänzende Beredfamkeit haben feine Vorträge gewifs dazu beygetragen, in den Seelen feiner Zuhörer ähnliche Gefinnungen zu entflammen. Rec. hätte gewünfcht, dafs der Vf. nicht blofs bey dem, was fich freylich zuerft darbietet, bey den Opfern, welche die grofse Zeit fodert, und bey der befferen Zukunft, die fie hoffen läfst, ftehen geblieben wäre, fondern dafs er auch auf manche Verirrungen, zu denen fie verleiten kann, auf manche Vortheile, die fie mit fich führt, aufmerkfam gemacht hätte. Auch hätte er, um nicht den eigennützigen Sinn allzu fehr anzuregen, die von den Franzofen herbeygeführten zeitlichen Nachtheile weniger hervorheben follen. Hin und wieder hätten wir feinen Predigten ein blühenderes Colorit, und feiner fehr fafslichen und gröfstentheils correcten Sprache mehr Lebhaftigkeit und Feuer gewünfcht.

Druck und Papier machen der Stiller'fchen Buchhandlung Ehre.

—m—

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Neueftes Magazin von Feft-, Gelegenheits- und anderen Predigten und kleineren Amtsreden.* Herausgegeben von *Hanftein*, *Eylert* und *Dräfeke*. Erfter Theil. 1816. VIII und 342 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diefs Magazin hat fich während feiner fiebzehnjährigen Dauer durch feinen ächt homiletifchen Werth ausgezeichnet. Die Herausgeber deffelben (*Ribbeck* und *Hanftein*) verbanden mit Reichhaltigkeit der Ideen, mit Neuheit der Anfichten und einer klaren, lebendigen und herzlichen Sprache, eine forgfältige Auswahl der Materien und eine weife Rückficht auf die Bedürfniffe der Zeit. Darum ift die Wiedererfcheinung diefes Magazins allen Freunden der religiöfen Erbauung und der geiftlichen Beredfamkeit gewifs fehr willkommen. An die Stelle des ehrwürdigen *Ribbeck* find zwey Männer getreten, die fich durch ihre Meifterfchaft in der homiletifchen Kunft fchon längft einen berühmten Namen gemacht haben. Sie wollen diefe Sammlung von Feft- und Gelegenheits-Reden nicht als *Hülfsbuch* betrachtet wiffen, weil billig die eigene Kraft und der eigene Gedankenreichthum un-

ferer Geistlichen ein solches überflüssig machen sollte; eben so wenig als ein *Musterbuch*, weil zu einer solchen Anmassung auch der vollendetste Kanzelredner, und gerade dieser am meisten, viel zu bescheiden und zu schüchtern ist; sondern als ein fortgehendes *Erbauungsbuch* für fromme Mitglieder christlicher Gemeinden. Ihre Predigten sollen zugleich Reden *aus* der Zeit und *für* die Zeit seyn, und zu Zeichen und Denkmälern derjenigen Ereignisse und Erscheinungen in der Welt- und Vaterlands-Geschichte dienen, welche für den Christen doppelt wichtig sind, weil er sie aus dem höheren religiösen Gesichtspuncte betrachtet, und weil deren religiöses Anschauen das mehrfache Interesse des Vaterlandsfreundes, des Menschenfreundes und des Gottesfreundes gleichermassen in Anspruch nimmt. In dem vor uns liegenden Bande sind diese Ideen und Ansichten richtig aufgefasst und trefflich durchgeführt.

Es ist überflüssig, die Amtsvorträge der Hnn. Herausgeber näher zu charakterisiren; ihre Vorzüge und Eigenthümlichkeiten sind dem Publicum bekannt genug. Von *Hanstein* sind *sechs* Predigten und *acht* kleinere Reden. Sie sind mit der kunstlosen Einfachheit, in dem frommen christlichen Sinn, mit der Wärme, Herzlichkeit und Salbung gearbeitet, die man längst als Vorzüge der *Hanstein*'schen Predigten kennt und schätzt. Am meisten haben Rec. die drey Adventspredigten: *Jesus, das Licht der Welt*, und die Charfreytagspredigt: *das Zeichen des heiligen Kreuzes* — gefallen, weil sie in einem wahrhaft christlichen Geiste gedacht und geschrieben sind. Die *Traurede* S. 290 ist meisterhaft, und zeigt recht anschaulich, wie tief der Geistliche in der so ernsten und wichtigen Stunde in das Herz und Gemüth des Brautpaares eingreifen kann, wenn er das Leben mit seinen Erscheinungen aus dem religiösen Gesichtspuncte auffasst. *Eylert* hat *vier* Predigten und eine Rede: *über die hohe Würde einer frommen Mutter*, bey der jährlichen Gedächtnissfeyer der verewigten Königin, geliefert. Sie zeichnen sich durch Reichthum der Gedanken, durch logische Ordnung und eine edle kräftige Sprache aus. Ein mühsamer Fleiss, und eine strenge Sorgfalt, die man mit Recht von Jedem fodern kann, der zum Wortführer an heiliger Stätte berufen ist, sind bey diesen Arbeiten nicht zu verkennen. Die Predigten sind zum Theil bey wichtigen Veranlassungen gehalten. Der *Dräseke*'schen Predigten sind *neun*. Man hört darin den heiligen begeisterten Redner, der aus der Fülle seines reichen Gemüthes und seiner gebildeten Phantasie die christlichen Wahrheiten anschaulich, lebendig und ergreifend darstellt. Man fühlt sich mitten in die andächtige Gemeinde versetzt; Alles ist Leben, Feuer und Kraft. Muss man auch öfters eine bessere Anordnung und Vertheilung des Stoffs wünschen: so wird man doch durch den Reichthum und die Tiefe der Ideen hinlänglich entschädigt. Die Sprache ist edel, man könnte fast sagen classisch, nur hie und da, besonders bey Antithesen und Contrasten, der Würde der Kanzel nicht ganz angemessen. Auch sind die Perioden bisweilen zu kurz und abgerissen, wie S. 39. 61 und 187. Die Predigten sind in den Weihnachtstagen, in der Passionszeit, am Buss- und Neujahrs-Tage, und am Erndtefest, so wie zur Hagelfeyer, grösstentheils in den Jahren 1812 und 1815 gehalten. Wir wünschen dem trefflichen Werke einen von Gott gesegneten Fortgang.

R. d. e. K.

Quedlinburg, b. Ernst: *Tägliches Handbuch für Prediger und Predigtamts-Candidaten* zur leichteren Auffindung der Materialien zu ihren Kanzelvorträgen über die Pericopen, Fastentexte und auserlesene Salomonische Sprüche. Von *Joh. Heinr. Fr. Meineke*, vormals Fürstl. Consistorialrath, jetzt noch Prediger zu St. Blasii in Quedlinburg. 1817. X u. 355 S. 8. (Wohlfeilere Ausgabe zu 16 gr.)

Der Vf. des vorliegenden Buches ist den Predigern schon durch andere brauchbare Arbeiten bekannt (s. unsere A. L. Z. 1813. No. 124). Durch diese Schrift hat er seinen früheren Verdiensten ein neues hinzugefügt. Er liefert eigene Arbeiten, und nicht schon verbrauchte Waare, obgleich einzelne Themata an andere Kanzelredner erinnern. Doch wollen wir ihm diess nicht zum Fehler anrechnen, da es einmal kein Fehler ist, etwas Gutes von Anderen sich anzueignen, und man ja auch auf denselben Gedanken von selbst kommen kann, den ein Anderer schon ausgesprochen. Nur möchte Rec. erinnern, dass der Vf. bey der Fortsetzung seines löblichen Unternehmens in das Ganze dadurch eine grössere Reichhaltigkeit bringe, dass er über besonders ergiebige Texte mehrere Bearbeitungen vorlege. Er sagt in der Vorrede: „Ganz vorzüglich habe ich auf die Prediger des Königreichs Westphalen mein Augenmerk gerichtet, denen das Zutrauen Sr. Majestät des Königs die Führung der Register des Civilstandes anvertraut hat, ein Geschäft, welches seiner so genau zu beobachtenden Form wegen, vorzüglich in grossen Gemeinen, wo sich die Fälle häufen, oder auf Dörfern, die Filiale haben, und öftere Entfernung von der Studirstube verursachen, nothwendig nicht nur viele Aufmerksamkeit, sondern auch viel Aufwand der Zeit fodert, die der Prediger sonst wohl auf eine sorgfältigere Ausarbeitung seines Vortrages hätte verwenden können." Ob aber diese öftere Entfernung von der Studirstube und die weniger sorgfältige Ausarbeitung der Vorträge der Wirksamkeit des christlichen Predigamtes und der so nothwendigen, ununterbrochenen weiteren Fortbildung des Predigers Schaden thue, wird nicht bemerkt. Rec. fürchtet es gar sehr, und glaubt, dass man es höheren Orts noch einsehen werde, dass diese Beschäftigungen zu fremdartig sind, um von dem Prediger ohne Nachtheil für sein Amt und die hohe Wirksamkeit desselben betrieben zu werden. — Das Handbuch empfehlen wir allen Predigern und Candidaten; sie mögen es sich einen steten freundlichen Begleiter seyn lassen.

O. O. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

MEDICIN.

Halle, in der Waisenhausbuchhandl.: *Deutsches Archiv für die Physiologie;* herausgegeben von *J. P. Meckel.* Zweyter Band. 1tes — 4tes Heft. 1816. 720 S. 8. Mit 8 Kupfertafeln. (4 Rthlr.)
[Vgl. Jen. A. L. Z. 1817. No. 216.]

Erstes Heft. I. *Vom Athmungsbedürfniss des Körpers zum Behuf der Geistesthätigkeit.* Von *Nasse.* Ein, den zweyten Band würdig eröffnender Aufsatz, worin der Vf. die schon früher gemachte Behauptung, dass die Geistesthätigkeit keineswegs wie die aufregenden Gemüthsbewegungen Vermehrung, sondern im Gegentheil Verminderung des Athmens erfodere und verursache, bestätigt, und durch scharfsinnige Betrachtungen erläutert. Die Erfahrung lehrt, dass man bey Kopfarbeiten sparsamer und schwächer athmet, ja bey angestrengtem Denken selbst auf kurze Zeit das Athmen absichtlich aussetzt; es scheint also, als wenn zum Behufe der Geistesverrichtung das Athmungsbedürfniss des Körpers nur gering seyn möge. Diese Vermuthung bestärkt der Vf. durch folgende Gründe: 1) dass bey der blauen Krankheit nicht nothwendig Schwäche der Geisteskraft, sondern bisweilen auch das Gegentheil vorkomme, welches Rec. an zwey noch lebenden blausüchtigen Kindern, unter denen besonders ein Bauerknabe verhältnissmässig verständig ist, deutlich beobachtet; 2) dass Herzkranke ohne Beschwerde ruhiges Nachdenken und Anstrengung der Geistesthätigkeit ertragen, da ihnen im Gegentheil Gemüthsbewegungen so nachtheilig sind; 3) dass in Lungen- und Luftröhren-Krankheiten bey fast gehemmten Athmen die Geisteskraft nicht gestört, oft sogar noch eine Zeitlang erhöht werde; 4) dass bey ganz unterdrücktem Lungenathmen, wie mehrere Beyspiele lehren, noch Fortdauer der Geistesthätigkeit und Bewusstseyn vorhanden seyn könne; 5) dass wenn das zum Gehirn gehende Blut bedeutend zu den Verrichtungen des Geistes beytrüge, die Hirnarterien bey geisteskräftigen und geistesthätigen Menschen grösser seyn müssten, als bey geistarmen und geistträgen, und überhaupt beym Menschen verhältnissmässig grösser als bey Thieren; diess sey aber noch nicht beobachtet worden. — Aus Obigem zieht der Vf. hauptsächlich diese Folgerungen: es sey nicht richtig, was man behaupte, dass bey dem Kinde nach der Geburt das Athmen wegen der vermehrten Apperception der Aussenwelt und gesteigertem Bewusstseyn nothwendig werde; — es sey zu bezweifeln, ob der Erstickungstod kurz und schmerzlos sey (diess bestätigt Rec., der zweymal scheintodt aus dem Wasser gezogen wurde, durch eigene Erfahrung, indem er sich sehr wohl erinnert, ungeachtet des ganz unterdrückten Athmens doch noch lange Zeit völlige Besinnung und ein sehr schmerzhaftes Klopfen des Herzens und der grossen Gefässtämme in der Brust gehabt zu haben); — was in aufregenden Gemüthsbewegungen ein gesteigertes Athmen nothwendig mache, müsse daher nicht vermehrte Geistesthätigkeit, sondern etwas Anderes seyn; — ferners anhaltende geistige Beschäftigung verhindere im Entwickelungsalter die Ausbildung der Athmungswerkzeuge, und bringe bey schon entwickeltem Körper Schwäche der Lungen, Engbrüstigkeit, oder wenigstens die Gewohnheit, nicht tief zu athmen, hervor; — im Gegentheil müssen häufige aufregende Gemüthsbewegungen wegen Vermehrung des Athmens und dadurch auch zu raschen Stoffverzehrung nachtheilig wirken; — endlich müsse das zum Hirn gehende Schlagaderblut, da der in den Lungen ihm mitgetheilte Athmungseinfluss höchstens nur zu einem geringen Theil für die Geistesthätigkeit verbraucht werde, eine andere Bestimmung haben, als die zum Dienst für diese Thätigkeit; und es sey gar wohl anzunehmen, dass der Überschuss der Lebensspannung des Hirns gleich einem Lebensquell in das Rückenmark und die Nerven übergehe. — II. *Anatomie des Gehirns der Vögel.* Von *A. Meckel.* Taf. I. Sehr genaue, fleissige, manches Eigenthümliche und Neue, nicht gut eines Auszugs Fähige, enthaltende Untersuchungen, mit getreuen und recht deutlichen Abbildungen. Die von dem Vf. vermuthete Analogie des Hirnanhanges mit den zur Bildung des Fötus bestimmten Organen, vorzüglich mit dem Dottersack und der Allantris, scheint doch sehr wenig für sich zu haben. — III. *Über eine besondere Einwirkung des Wassers auf die Muskelreizbarkeit.* Von *Nasse. Carlisle* hatte bey seinen Untersuchungen über das Feschkräuseln gefunden, dass noch nicht steifgewordene Muskeln von eben getödteten Thieren stark Wasser einsaugen. Hr. *Nasse* beobachtete nun, dass durch dieses Wassereinsaugen auch die Reizbarkeit der Muskeln sehr geschwächt, und ihr Absterben sehr befördert werde. Mit dieser merkwürdigen Erscheinung bringt der Vf. sinnreich mancherley

andere Beobachtungen in Beziehung. — IV. *Über die Beziehung zwischen den Tageszeiten und verschiedenen Functionen des menschlichen Körpers, und die Art, auf welche die Bewegungen des Herzens und der Schlagadern durch Muskelthätigkeit abgeändert werden.* Von *R. Knox.* Aus dem *Edinb. med. and surg. Journal.* Bd. XI. Heft 41 und 42. Es ist *a priori* wahrscheinlich, dass die den ganzen Tag hindurch auf den Körper einwirkenden Reize aller Art den Puls vom Morgen zum Abende hin beschleunigen, und *Cullen* behauptete sogar eine doppelte, mit den Fieberexacerbationen zu vergleichende mittägliche und abendliche Pulsbeschleunigung. *Knox* fand aber bey vielen genauen und wiederholten Versuchen, dass das Gegentheil Statt finde, und der Puls also, des Morgens am schnellsten, immer gegen den Abend hin allmählich an Schnelligkeit abnehme, und dass der Puls des Morgens nicht bloss im Allgemeinen schneller, sondern auch erregbarer sey. Diese Abnahme der Schnelligkeit ist bedeutend, z. B. in einem Falle von des Morgens um 11 Uhr bis des Abends um 8 Uhr von 72 Schlägen bis auf 58. Über die Stunde, um welche die Schnelligkeit und Erregbarkeit des Pulses zunimmt, ist der Vf. noch nicht gewiss; bey ihm selbst schien es die dritte Morgenstunde zu seyn. Der Schlaf sey nicht die Ursache der täglichen Erneuerung des Steigens des Pulses am Morgen, denn sie geschehe auch ohne Schlaf. Eine ähnliche Periodicität als die für das Blutsystem angegebene herrsche im ganzen Organismus, und namentlich deutlich in Ansehung der geistigen Thätigkeit, der Verdauung, der Muskelkraft und der Respiration. — V. *Über den schwammigen Körper der Ruthe des Pferdes.* Von *Friedrich Tiedemann.* Taf. II. Fig. I. II. III. Man war früher, und ist es zum Theil noch jetzt, der Meinung, dass die Aufrichtung der männlichen Ruthe durch Ergiessung des Blutes in eine eigene Art von Zellen geschehe, aus welchen die Venen der Ruthe das Blut wieder einsögen. *Cuvier* hingegen fand bey den Untersuchungen der Ruthe grösserer Säugthiere, dass die schwammigen Körper bloss aus einem Netz von Arterien und Venen bestehn, und kein Blut in eigene Zellen ergossen werde. Hr. *Tiedemann* bestätigt diess durch sehr genaue Untersuchungen der Pferderuthe, und bildet die gleichsam varikösen Erweiterungen der Ruthenvenen, in welchen sich während der Aufrichtung das Blut verhält, deutlich ab. Rec. sieht dasselbe, obgleich minder deutlich, auch an einem gut gerathenen Präparate einer menschlichen Ruthe. — VI. *Von dem Hirn und den fingerförmigen Fortsätzen der Triglen.* Von *F. Tiedemann.* Taf. II Fig. IV. V. VI. Der Vf. fand bey der *Trigla adriatica* am Rückenmark gleich hinter dem Gehirn eine Reihe von Anschwellungen oder Ganglien, aus welchen bedeutende Nerven für die Brust- und Bauchflosseln, besonders aber auch für die fingerförmigen Fortsätze dieser Thiere entspringen, die dem Vf. theils Bewegungs-, theils Tast-Organe zu seyn scheine. — VII. *Sonderbare Kiemenbildung bey den Nadelfischen.* Von *F. Tiedemann.* Taf. II. Fig. VII. VIII. Bey *Syngnathus acus* und *hippocampus*, deren Kiemendeckel mit dem hinteren Theile des Kopfes verwachsen sind, fand der Vf., dass die kleine Kiemenöffnung auf jeder Seite zu einer geräumigen Höhle führen, worin die sonderbar gestalteten, fast traubenförmigen, aus etwa 40 Läppchen bestehenden Kiemen liegen. — VIII. *Beschreibung der Hautdrüschen einiger Thiere.* Von *F. Tiedemann.* Taf. II. Fig. IX und X. Bey der gemeinen und der Speckfledermaus entdeckte Hr. *T.* unter der Haut des Antlitzes auf jeder Seite einen mit einer Spalte nach Aussen sich öffnenden, eine öligte Flüssigkeit enthaltenden Sack; — ferner fand er beym Murmelthier unter der Haut der Wangen kleine Hautdrüschen, die eine nach Knoblauch riechende Flüssigkeit absondern; — und endlich auch bey der Fischotter viele Drüschen zwischen der Haut und dem Hautmuskel zerstreut, die eine wie Fischthran riechende Flüssigkeit absondern. Sonderbar ist auch, was der Vf. bemerkte, dass die aus der Haut der *Salamandra terrestris* im Winter ausgeschiedene Flüssigkeit einen starken Jasmingeruch verbreitet. IX. *Über den regelwidrigen Verlauf der Armpulsadern.* Von *J. F. Meckel.*

Intelligenzblatt. I. *Epilepsie im Dunkeln.* Von *Nasse.* Bey einem jungen Manne kamen die Anfälle nur dann in der Nacht, wenn kein Licht brannte. — II. *Zunehmende Wässerigkeit der bey einer Wassersüchtigen abgesonderten Flüssigkeit.* Von *Nasse.* — III. *Ein Fall, wo die Zeugungskraft einer Frau an eine gewisse Zeit im Jahre gebunden ist.* Von *Nasse.* Eine Frau hatte mehrere Kinder, eins ausgenommen, in den drey letzten Monaten des Jahres geboren, und ihre Tochter drey Kinder in den letzten 10 Tagen des Juni. (Sollte diess nicht Zufall seyn, oder von anderen Umständen herrühren?) — IV. *Beytrag zur Geschichte der blauen Krankheit.* Aus einem Briefe des Hn. D. *Jacobson.* An einem Präparate von der blauen Krankheit, welches sich in Hannover befindet, fand Hr. *J.* die Bronchial- und die obere Herzbeutel-Pulsader sehr erweitert. — V. *Über die Dauer der Pupillarmembran.* Von *J. F. Meckel.* Was *Wrisberg* bey neugebornen Katzen zuerst bemerkt, und der Vf. an ihnen im 3 Heft des 1 Bandes bestätigt hatte, fand er auch bey Kaninchen und Hunden. Bey jenen nämlich sahe er die Pupillarmembran noch am 5ten, bey diesen noch am 10ten Tage nach der Geburt vollkommen. — VI. *Beyträge zur Geschichte der Bildungsfehler des Herzens.* Von *J. F. Meckel.* Mittheilungen dreyer von *Chaussier* bekannt gemachten Bildungsfehler des Herzens; im ersten Falle lag das Herz frey vor der Brusthöhle; im zweyten nur durch die Haut bedeckt, indem das Brustbein und die Rippenknorpel grösstentheils fehlten; im dritten Fall endlich fanden sich in einem einfachen Körper 2 Herzen, eins in der Brust, das andere in der Bauchhöhle. — VII. *Über ungewöhnliche Neigung zu Blutungen.* Von *J. F. Meckel.* Mittheilungen der im *London med. repository* Vol. III. p. 69 erzählten Fälle von erblicher ausserordentlicher Neigung zu Verblutungen. Hr. *M.* hält ungewöhnliche Flüssigkeit und Menge des Blutes für die Ursache dieses Zustandes, den er eine Fötus- und Cetaceen-Ähnlichkeit nennt, was Rec. ein wenig wunderbar

klingt. Denn das Übermafs des Blutes wird durch das Bluten selbst ja bald gehoben, die Flüssigkeit desselben ist aber in vielen Krankheiten noch grösser, ohne dafs je dabey Verblutung auf kleine Verletzungen folgte; die Ursache dieser wunderbaren Disposition liegt also wohl nicht im Blute, sondern in den Abweichungen des Baues und der Lebensthätigkeit der Gefäfse, die sich nicht zusammenziehen. — VIII. *W. Clifts Versuche, den Einflufs des Rückenmarkes auf die Thätigkeit des Herzens in den Fischen auszumitteln.* Aus den *Philos. Transactions.* 1815. Aus diesen Versuchen ergiebt sich, 1) dafs die Muskeln des Karpfens noch 4 Stunden nach Wegnahme des Gehirns und Herzens in kraftvolle Thätigkeit versetzt werden können; 2) dafs die Thätigkeit des Herzens schneller erlöscht, wenn Wasser, als wenn Luft in den geöffneten Herzbeutel tritt; 4) dafs die Thätigkeit des Herzens noch lange nach Zerstörung des Rückenmarkes und des Gehirns, und noch länger dann fortdauert, wenn das Gehirn ohne Verletzung seiner Substanz weggenommen wurde. — IX. *Über die Menge der durch das Athmen gebildeten Kohlensäure.* Aus dem *new London med. and phys. Journal.* Vol. VI. 1815. S. 535. Versuche des D. *Prout*, aus welchen erhellt, dafs die Menge der durchs Athmen gebildeten Kohlensäure periodisch zu bestimmten Tageszeiten zu und abnimmt, und von Bewegung, Speisen, Schlaf und Leidenschaften verändert wird. — X. *Einige Versuche und Bemerkungen über die Hauteinsaugung.* Von *Th. Sewell.* (*Bradley med. and phys. Journal.* Vol. 31. 1814. p. 80. — *Beytrag zur Geschichte des Fötus in Foetu.* Mittheilung des von D. *Philipp* beobachteten hieher gehörigen Falles. Rec. mufs bey dieser Gelegenheit gestehen, dafs die von Hn. *Meckel* im zweyten Bande seiner pathol. Anatomie aufgestellte Meinung, dafs der enthaltende Fötus den enthaltenen gezeugt habe, ihm nicht die richtige zu seyn scheine.

II Heft. I. *Gedanken zur Beantwortung der Frage: in wiefern Wachsthum, Reproduction und Abnahme des thierischen Körpers begründet werde durch den Stand und die Verhältnisse seiner Organisation?* Von D. *C. H. Carus*, Prof. der Entbindungskunde in Dresden. Nicht gut eines Auszugs fähig. — II. *Untersuchungen über das Athmen.* Von *Nasse.* Ein sehr gehaltvoller Aufsatz, in welchem der Vf. auf die Nothwendigkeit einer Revision der Lehre vom Athmen hindeutend, die von den Physikern und Chemikern gelieferten Meinungen und Thatsachen prüft und gegen einander abwägt. In diesem Aufsatze handelt Hr. *N.* nur über die Ursachen der Luftveränderung in den Lungen des Menschen und der höheren Thiere, und gelangt zu dem Resultat, dafs der Vorgang in den Lungen rücksichtlich des Sauerstoffes und der Kohlensäure ein blosser zwischen dem lebenden Körper und seiner Umgebung Statt findender Umtausch dieser beiden Gasgrundlagen sey, wobey die Luft Sauerstoff abgiebt und Kohlensäure aufnimmt. Die bekannten Einwürfe gegen diese Meinung wiederlegt Hr. *N.*, wie uns dünkt, gröfstentheils glücklich.

Intelligenzblatt. I. *Über die Fettbildung im Darmkanale lebender Thiere.* Von *E. Home.* (Aus den *Phil. Transact.* 1813. Th. 2.) Durch mancherley physiologische und pathologische Erscheinungen verleitet, glaubt *Home*, dafs die Bildung des thierischen Fettes nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Absonderung, sondern im unteren Theile des Darmkanals geschehe, und dafs das hier bereitete Fett zu allen Theilen des Körpers durch Aufnahme in den Kreislauf hingeführt würde. Dafs sich in pathologischen seltenen Zuständen allerley Fettmassen im dicken Darm erzeugen, ist allerdings merkwürdig, beweist aber, wie uns dünkt, so wenig als die anderen angeführten Gründe etwas für jene sonderbare Meinung. — II. *Über die Organe der Einsaugung in den Säugthieren.* Von *Magendie* und *Delille.* (Vorgelesen im Pariser Institut 1809). Recht genaue Versuche, aus denen zu folgen scheint, dafs das Lymphsystem nicht immer der Weg sey, auf welchem fremde Substanzen in das Blutsystem gelangen; und dafs das Blut von Thieren, auf welche das Strychnosgift eingewirkt hat, auf andere Thiere keine tödtlichen Wirkungen äufsern könne. — III. *Über die einsaugenden Gefäfse des Mutterkuchens.* Von *H. Uttini.* Untersuchungen, die, wie uns dünkt, auch nicht die Anwesenheit solcher Gefäfse beweisen. — IV. *Untersuchungen über den Chylus.* Von *Vauquelin* (f. *Annales du Museum d'hist. nat.* Tom XVIII) und von *Marcet* (*Med. chir. Transact.* 1815). — V. *Chemische Untersuchung des Blutes und einiger anderer thierischer Feuchtigkeiten.* Von *W. Th. Brande.* (*Phil. Transact.* 1812.) — VI. *Beobachtungen über das Eyweifs und einige andere Flüssigkeiten, mit Bemerkungen über ihre Analyse durch elektro-chemische Zersetzung.* Von *W. Brande.* (*Phil. Transact.* 1809.) — VII. *Zur Lehre von der thierischen Wärme.* 1) *Paris über die thierische Wärme.* Die verschiedene Wärmefassungskraft des arteriellen und venösen Blutes sey allerdings eine, aber nicht hinreichende Quelle der thierischen Wärme, die auch aufserdem durch den Absonderungsprocefs erzeugt würde, da alle abgesonderten Flüssigkeiten eine geringere Wärmefassungskraft als das Blut besäfsen. 2) *J. Davy über die Temperatur verschiedener Theile des thierischen Körpers.* Eine genaue Angabe derselben mit Bemerkungen darüber. 3) *Gordon über die Entwickelung von Wärme während des Gerinnens des Blutes.* Bestätigende Versuche. — VIII. *Wilson Philipps Versuche, um den Grund der Bewegung des Herzens und das Verhältnifs zwischen diesem und dem Nervensystem auszumitteln.* Viele und scharfsinnige Versuche und Bemerkungen darüber, die besonders noch durch Vergleichung mit denen von *le Gallois* interessanter werden. — IX. *Beytrag zur Geschichte des Versehens.* Von *Klein.* Eine Geschichte, die, je nach dem man denkt, Alles und Nichts beweist. Eine im achten Monate schwangere Frau erschrickt über das zerprügelte blauaufgeschwollene Gesicht ihres Mannes, und gebärt ein Kind mit einem fürchterlichen, jungösen Muttermale an derselben Stelle des Gesichtes. Die 3te Tafel bildet diesen seiner grossen Verunstaltung wegen allerdings interessanten Fall recht deutlich ab. —

X. *Über die Entstehung von Schimmel im Inneren des thierischen Körpers.* Von D. *G. F. Jäger* in Stuttgardt. Eine ähnliche Beobachtung, wie die von *Mayer* im 2 Hefte des 1 Bandes dieses Archivs mitgetheilte. Auch hier befand sich der Schimmel bey einem Schwan nur auf krankhaft degenerirten Stellen. Da aber sowohl im *Mayer*'schen als in diesem Falle die Untersuchung doch immer einige Zeit nach dem Tode angestellt wurde: so bleibt es wohl wahrscheinlich, dass der Schimmel sich nach dem Tode erst und nicht schon beym Leben des Thieres gebildet habe. Wenigstens hat Rec., der bey lange gefangen gehaltenen Adlern und einem Trappen viermal ganz ähnliche Degenerationen innerer Theile fand, gleich nach dem Tode nie Schimmel gefunden, den er aber auch einmal an einem ihm zugeschickten, also schon länger todten Falken auf Speckgeschwülsten bemerkte. — XI. *Vom Pulse.* Vom Prof. *J. Döllinger.* Vivisectionen und Entblössung der Caratiden in lebenden Thieren zeigten beym Pulse keine abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung. Der Puls entstehe daher einmal durch die vom Herzen eingetriebene Blutwelle, deren Stoss sich der Arterienwand so mittheilt, dass man ihn wohl fühlen kann, ohne dass dabey die Arterie erweitert wird; und zweytens durch die Streckung der gekrümmten Arterie. — XII. D. *Edwards Phillips Beschreibung eines Falles, wo Theile von einem Fötus in einer Unterleibsgeschwulst eines Mädchens von 25 Jahren gefunden wurden.* (Aus dem *Medico-chir. Transact.* 1815.)

III *Heft:* I. *Über die Bewegung des Oberkiefers der Vögel.* Von *Chr. L. Nitzsch.* Man nahm bisher den Kalao und Auerhahn in Ansehung der sonst allen Vögeln zukommenden Beweglichkeit des Oberkiefers als Ausnahmen an; Hr. *N.* aber hält es aus sehr richtigen Gründen für wahrscheinlich, dass auch bey diesen beiden Vögeln das allgemeine Gesetz Statt finde; in einer Nachschrift sagt er, dass er beym frischen Auerhahnskopfe diese Beweglichkeit des Oberschnabels wirklich gefunden habe. Rec. bemerkt, dass er sie auch an dem trockenen Schädel eines jungen Auerhahns in seiner Sammlung, und unter zweyen Schädeln des Kalao auch bey dem einen deutlich sahe; die Beugungsstelle ist bey Letzterem natürlich nur die einzig mögliche, nämlich dicht hinter dem Höcker. — Dann beschreibt der Vf. die Art der Bewegung des Oberkiefers der Vögel genauer, als sie bisher bekannt war, und zeigt besonders, dass sie nie durch Gelenkung, sondern bloss durch Beugung der hier dünnen und geschmeidigen Knochenstücke geschehe. Sehr interessant ist auch die Entdeckung, dass bey mehreren besonders Sumpfvögeln nur die Spitze des Oberkiefers beweglich, und der Beugungspunct weiter vorgerückt sey — und dass bey der Gattung *Charadrius*, wie Hr. N. sie annimmt, der Schnabelrücken gar zwey Beugungspuncte, einen vor und den anderen hinter den Nasenlöchern habe. — II. *Chemische Untersuchung des Harns eines diabetischen Pferdes.* Vom Prof. *J. F. John.* Er unterschied sich wesentlich vom Harn diabetischer Menschen, besonders durch den Mangel des Zuckerstoffes. — III. *Versuch einer Geschichte der menschlichen Zeugung.* Vom Prof. D. *J. Döllinger.* Das Hauptsächlichste in 42 aphoristischen Sätzen, von denen manche wohl kaum haltbar, andere aber wohl schmackhafter und deutlicher seyn möchten, wenn sie in gewöhnlichen, und nicht in sogenannten naturphilosophischen Worten ausgesprochen wären. — IV. *Beyträge zur Bildungsgeschichte des Herzens und der Lungen der Säugthiere.* Von *J. F. Meckel.* Hiezu die 4te und 5te Kupfertafel. Wenn auch wenig Neues enthaltend, doch zur Bestätigung zweifelhafter Puncte und wegen der Schwierigkeit, welche solche Untersuchungen an ganz jungen Embryonen verursachen, dankenswerth. Nur in Ansehung der verhältnissmässigen Weite des arteriösen Ganges stimmen Rec. Untersuchungen nicht mit denen des Vfs. überein, da er nicht nur bey 7 und 8 monatlichen, sondern auch bey allen reifen Fötus, *wenn sie todtgeboren waren*, den arteriösen Gang bedeutend weiter als die Lungenarterien-Äste fand. — V. *Über das Athmen.* Von *Nasse.* (Fortsetzung). II. *Über die Farbe des Blutes, in Beziehung auf das Athmen.* Es sey nicht bewiesen, dass, wie man gewöhnlich annimmt, im venösen Blute mehr Kohlenstoff oder Kohle enthalten sey, als im arteriösen, und dass davon die dunkele Farbe des ersteren herrühre. Denn wenn auch nicht Eisenkalk oder Eisensalz, sondern der Kohlenstoff die rothe Farbe des Blutes überhaupt hervorbringe: so sey das Wie dieser zweyerley Blutfärbung doch noch unentschieden. Verbrennung von Kohlenstoff oder Kohlenstoffoxyd in den Lungen finde gewiss nicht Statt, sondern der Eintritt von Sauerstoff ins Blut und der Austritt von Kohlensäure als solche aus demselben sey wenigstens die entfernte Ursache der Farbenveränderung durchs Athmen. III. *Über das Athmen der niederen Thiere in Vergleichung mit dem Athmen der höheren.* Gegen die Annahme eines verschiedenen Athmungsprocesses in den höheren und den niederen Thieren.

Intelligenzblatt: I. *Zur Lehre von den krankhaften Absonderungen, namentlich der Eiterbildung.* 1) *Bemerkungen über die Membran der Fisteln.* Von *L. R. Villermé.* (Aus *Roux journal de Med. An.* 1815. *Juillet.*) Die Fleischwarzen bilden mit der Zeit in den Fistelgängen eine den gewöhnlichen Schleimhäuten ähnliche, zuletzt von den umgebenden Theilen völlig trennbare Haut, die vorzüglich mit der Haut der Ausführungsgänge die grösste Ähnlichkeit hat. 2) *Über den Lungenauswurf.* Von *Pearson* (aus den *Philos. Transact.* 1809. Th. II). Er nimmt 7 Arten des Lungenauswurfs an, die er sehr genau und in allen ihren Verhältnissen untersucht. 3) *Beobachtungen und Versuche über den Eiter.* Von *Pearson* (ebendaher, 1810. Th. II).

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

MEDICIN.

Halle, in der Waisenhausbuchhandl.: *Deutsches Archiv für die Physiologie*; herausgegeben von *J. F. Meckel.* II Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

II. *Zur Lehre von der Zeugung und Bildungsgeschichte.* 1) *F. Cuvier über die Brunst* (aus den *Annales du Museum d'histoire naturelle.* Vol. IX). 2) *E. Home Beytrag zur Geschichte der Zeugung der Beutelthiere* (aus den *Phil. Transact.* 1808). 3) *E. Home über die Entwickelung des Fötus der eyerlegend lebendiggebärenden Haifische, und die Oxygenirung des Fötusblutes in verschiedenen Thierclassen* (ebendaher 1810. Th. II). 4) *E. Home über die Zeugungsweise der Lamprete und Myxine* (ebendaher, 1815. Th. II). 5) *Merkwürdiges Beyspiel von vorschneller Entwickelung des Maulbeerschmetterlings (Bombyx mori).* Von *Majoli* (aus dem *Giornale di fisica etc. del regno italico.* 1813. Bim. V). In seltenen Fällen verwandeln sich die Seidenwürmer nach der vierten Häutung in Schmetterlinge, ohne sich vorher einzuspinnen. Diese Schmetterlinge unterscheiden sich aber von den gewöhnlichen sehr, und haben in ihrer Gestalt noch viel Ähnlichkeit mit der Raupe. — III. *Zur Lehre von der blauen Krankheit.* Mittheilung der neuerlich von *Tropper*, *Jackson*, *Ribes* und *Thomson* beobachteten Fälle.

IV Heft. I. *Über die Entwickelung der Teichhornschnecke.* Vom D. *Stiebel* in Frankfurt am Main. Bekanntlich erschien vor einiger Zeit von Hn. *St.* eine Inauguraldissertation, *sistens Limnaei stagnalis anatomen etc.* Hier folgen nun fortgesetzte Untersuchungen, welche die früheren bestätigen, ergänzen und berichtigen. Sehr interessant ist besonders die Darstellung der durchs Mikroskop beobachteten ersten Rudimente der Eingeweide, wobey Rec., der ähnliche Versuche angestellt hat, nur bedauert, dass der Grad der Vergrösserung nicht angegeben ist, worauf bey solchen Untersuchungen so viel ankommt. Auch glaubt Rec., dass die Art und Weise, wie Hr. *St.* die Entstehung der Infusionsthierchen und ihre Bewegung untersuchte, zu keinem gewissen Resultate führt, da das Einfallen des Sonnenlichtes auf den Träger die ganze Scene ändert. Wenn der Vf. die neuerlich so oft ausgesprochene und in der That doch so geringe Analogie zwischen Geschlechtstheilen und Darmkanal dadurch bestätigt findet, dass auch im Darmkanal der Schnecke eine solche *Decidua* gebildet werde, welche die Excremente umgiebt, wie die Eyhaut der Keime ihren Ursprung von einer *losgehenden inneren Schleimmembran* des Oviducts erhalten soll, und dass ferner die *Art der Formation der Eyer* aus der Schleimröhre *der Bildung kuglichter faeces (!!)* bey manchen Thieren ähnlich sey: — so möchte Rec. den Vf. bitten, noch einmal die Sache *zu untersuchen* und *zu bedenken.* Auch möchte wohl des Vfs. Meinung, dass die Nieren bey den Thieren an der Bereitung des Knochensaftes Antheil haben, wenig Beyfall finden. — Die 6te Kupfertafel erläutert die stufenweise Entwickelung der Teichhornschnecke. — II. *Beyträge zur Anatomie und Physiologie der Seescheiden (Ascidiae).* Von D. *C. G. Carus*, Professor. Die Kenntniss von der Structur der Ascidien war bisher äusserst unvollkommen, und ist nur kürzlich durch die Abhandlungen von *Schalk* und besonders von *Cuvier* sehr bedeutend vervollkommnet worden. An diese schliesst sich vorliegender Aufsatz an, dessen Vf. die Arbeit von *Cuvier* in den *Memoires du Museum d'hist. naturelle*, Tom. II. 1815, noch nicht gekannt zu haben scheint. Recht interessant ist es aber, zu vergleichen, wie jeder der genannten Naturforscher denselben Gegenstand behandelt hat. Die *Diss. de Ascidiarum structura* von *Meckel* und *Schalk* ist die früheste, die *Cuvier*'sche Abhandlung ist der viel genaueren und mehrere Arten von Ascidien betreffenden Untersuchungen wegen, so wie der schönen Abbildungen halber, ganz vorzüglich; — Der vorliegende Aufsatz von *Carus* endlich ist zur Bestätigung der *Cuvier*'schen Entdeckungen, die Hr. *C.*, ohne sie zu kennen, fast gleichzeitig also gemacht hat, sehr wichtig, und wegen mancherley kleiner Abweichungen, wegen Auffindung der von *Cuvier* übersehenen 3ten, zur Ausstossung des Seewassers bestimmten Öffnung im Kiemensack, wegen richtigerer Darstellung der Geschlechtstheile, und endlich wegen der Untersuchung junger Ascidien von verschiedener Entwickelung, ausgezeichnet vor den anderen; nur Schade, dass die von dem Vf. selbst gezeichneten und in Stein geätzten beiden Kupfertafeln doch gar zu undeutlich sind. — III. *Über die vorderen runden Mutterbänder in Säugthieren.* Von Prof. *Nitzsch.* Die *ligamenta teretia anteriora*, die *Rudolphi* zuerst aus der Hyäne und Bärin genau beschrieb, fand Hr. *N.* auch

in allen von ihm untersuchten Raubthieren und Nagern, und glaubt, dass sie diesen allen; und vielleicht auch anderen Säugthieren mit *uterus bicornis* zukommen. Rec. fand sie ebenfalls in den meisten der von Hn. N. bemerkten Thiere, und ausserdem noch in dem Wolfe, Seehunde und, obgleich minder deutlich, bey einem trächtigen Rehe. — IV. *E. Home über den Bau der Athmungswerkzeuge in Thieren, welche zwischen den Fischen und Würmern zu stehen scheinen, und in 2 Geschlechtern der letzteren Classe* (aus den *Phil. Transact.* 1815). — V. *Über einige Eigenthümlichkeiten im Bau der Lamprete (Petromyzon marinus).* Von *C. G. Carus.* Hr. *C.* macht zuerst auf die der *Spina bifida* ähnliche Nichtvereinigung der Knorpelbogen für das Rückenmark bey diesem wunderlichen Thiere, dann auf einige Eigenheiten des Gehirns und auf die sehr merkwürdige Bandform des Rückenmarkes aufmerksam. Den schon von *Home* (vgl. No. IV) beschriebenen Respirationsapparat vergleicht Hr. *C.* mit den Lungen der höheren Thiere, zu welchen er von der Kiemenbildung den Übergang macht; eben so die Einrichtung des Geruchsorgans in der Lamprete mit dem Spritzröhrenapparat der Cetaceen. In Ansehung der Bildung der Knorpelbogen, welche den Respirationsapparat unterstützen, bemerkt er die allerdings nicht zu leugnende Übereinstimmung dieser Theile mit dem Thorax höherer Thiere. Wenn übrigens Hr. *C.* durch die, auch bey der Lamprete vorkommende Verbindung des Herzbeutels durch Bänder mit dem Herzen die *Tiedemann*'sche frühere Vermuthung, dass solche Verbindung wohl nur krankhaft sey, zuerst zu widerlegen glaubt: so bemerkt Rec. nur, dass er schon vor mehreren Jahren diess gethan habe, gestützt auf seine vielfältigen Untersuchungen an frischen Haasenherzen. — VI. *Von der Analogie der Krankheit mit der Gesundheit.* Von D. *Susemihl.* Etwas gesucht und, wie uns dünkt, ohne Resultat. Der Ideengang des Vfs. ist etwa dieser: So wie sich die Hemmungsbildungen bey Missgeburten aus den in früheren Perioden der Entwickelung normalen Zuständen erklären liessen: so möchten sich die nach der Vollendung des Individuums entstandenen Missbildungen [Krankheiten (?)] wohl aus der vollendeten Ausbildung d. h. aus der Gesundheit erklären. Erscheinungen aber, die sich nicht auf diese Weise zurükführen liessen, zerfielen in Wunden und in Afterorganisationen. Als Beyspiele von der Analogie der Krankheiten mit der Gesundheit werden nun die Vorfälle, Hydrocelen und Brüche aufgeführt. Z. B. der *uterus* stände in seiner natürlichen Lage eben im Begriff zu *prolabiren*, die ganze *portio vaginalis* sey ein wahrer *prolapsus uteri incompletus*, der wahre *prolapsus* sey also nichts Neues; *prolapsus ani* sey ja schon gewissermassen bey jedem Stuhlgange da; — so wie durch den Bauchring, das ovale Loch u. dgl. m. der Testikel, Gefässe und Nerven herabstiegen, so die Brüche später u. s. w. Das heisst doch wohl eigentlich nichts Anderes, als zu einem Vorfall gehört eine Öffnung, und ein in der Nähe liegender Theil, der vorfallen kann, oder was man in der alten einfachen Sprache Krankheitsanlage nannte.

Intelligenzblatt. I. *Über den Schleim der Schnecken.* Von *Nasse.* Der sogenannte Schleim auf der Hautfläche der Schnecken zeigt, indem er, zwischen den Dräthen der Voltaschen Säule und über Kohlen erwärmt, gerinnt, dass er nicht Schleim, sondern Eyweiss oder wenigstens eyweissartig sey. II. *Blauwerden der Haut auf den inneren Gebrauch von salpetersaurem Silber.* Von *Nasse.* Es wird auf diese allerdings für Physiologie höchst interessante Erscheinung, von welcher ein Rec. ein Beyspiel angeführt hatte, aufmerksam gemacht. Vgl. *Albers* in den *Medico-chir. Transact.* Vol. VII. Th. 1 p. 284—295 und *Butini Diss. de usu interno praeparationum argenti.* Genf. 1815. Auch Rec. kennt zwey Fälle, wo nach dem langen und reichlichen Gebrauch einer ihrer Zusammensetzung nach geheim gehaltenen, den Wein, womit sie tropfenweise genommen wurde, schwarz färbende Medicin, eine bleibende dunkelblaue Farbe des ganzen Körpers entstand. III. *Elektrische Ladung eines Ohrläppchens.* Von *Nasse.* Nach Anwendung der Voltaschen Säule bey einem taubstummen Mädchen. IV. *Bitte an Anatomen.* Von *Nasse.* Man möchte das Grössenverhältniss der verschiedenen Theile zu einander in regelmässig gebauten Körpern zu erforschen und auszumessen suchen, da die Kenntniss dieses Verhältnisses in den verschiedenen Lebensaltern für den Physiologen, praktischen und gerichtlichen Arzt gleich wichtig sey. Rec. fühlt die Wichtigkeit der durch Zahlen ausgedrückten Angabe eines solchen Verhältnisses sehr wohl, glaubt aber, dass der Mangel einer solchen Kenntniss nicht in der Nachlässigkeit der Anatomen, sondern in der Sache selbst gegründet sey. Denn wo fände man nur zwey schöne oder überhaupt zwey Körper, die sich in dem Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander so gleich wären, wie etwa 2 Statuen? Rec. hat gewiss schon über 500 Milze z. B. genau betrachtet, und möchte dessen ungeachtet eine genaue Bestimmung der Grösse, Schwere und Gestalt dieses Eingeweides im normalen Zustande nicht wagen. — So ist es auch mit jedem anderen Theile; die Angaben können immer nur willkührlich und ungefähr seyn, weil die organische Bildung immer individualisirt. Wenn Hr. *Nasse* als Beyspiel, dass solche Bestimmungen möglich seyen, die von *F. Meckel* und *Legallois* gegebenen Grössenverhältnisse anführt, so muss Rec. gestehen, dass er sie eben so unbestimmt wie alle anderen hält, und dass er glaubt, Hr. Prof. *Meckel* selbst werde gern gestehen, dass er sich in Ansehung des Alters der von ihm untersuchten Embryonen hie und da geirrt haben könne. Daher möchte Rec. die jungen Ärzte dringend bitten, die einzige Art, wie man zu einer oft mehr gefühlten als ausdrückbaren Kenntniss des allerdings so wichtigen Grössenverhältnisses der einzelnen Theile zu einander gelangen kann, nämlich die eigene fleissige Betrachtung und Secirung von Leichen aller Art, ja nicht zu versäumen. Die Vernachlässigung des Studiums der Anatomie auf Universitäten rächt sich bey jedem Arzte nachher im praktischen Leben. V. *Zur Geschichte der Harnbildung.* 1) Harnsaures Ammo-

nisse in den Excrementen des Maulbeerschmetterlings und Untersuchung der Kalksubstanz, in welche sich die Raupe bisweilen verwandelt. Von *Brugnatelli*. (Aus dessen *Giornale di Fisica* 1815. B. 8.) — 2) Untersuchung der Excremente der *Boa constrictor*. Von *Prout*. (aus *Thomson's annals of philosophy*. Vol. V 1815.) — 3) Über die Harnsäure. Von *W. Henry* (aus den *Memoirs of the Manchaster society*. Vol. II. — 4) Mangel des Harnstoffes im Harn bey Leberentzündung. Von *Rose* (aus *Thomson's annals of philosophy*. B. V.). — 5) Bestätigung der vorigen Entdeckung. Von *Henry* (ebend. B. VI.). — 6) Über die rosenfarbige Säure im Menschenharn. Von *A. Vogel* (*Journ. de Pharm.* 1806. Jan.). — 7) Untersuchung verschiedener Harnarten. Von *C. H. Nysten* (aus dessen *Recherches de Physiologie et de Chimie pathologiques*. 1811). — 8) *W. Henry* über den diabetischen Harn (*Med. chir. Trans. act.* Vol. II.). — 9) *J. Bostock's* Beobachtungen über die wässerige Harnruhr (ebendas. Vol. III). — 10) *W. H. Wollaston* über die Nichtanwesenheit von Zucker im Blute der Harnruhrkranken (*Phil. Transact.* 1811). — 11) *Nysten* über die Harnversetzungen (a. a. O.). — 12) *W. Brande* über die Verschiedenheit der Steine, welche von ihrer Bildung an verschiedenen Stellen des Harnsystems herrühren, und über die Wirkungen des inneren Gebrauches auflösender Mittel auf sie (*Phil. Transact.* 1808). — 13) Nachschrift zu dem vorstehenden Aufsatze; von *Home*. — 14) *W. H. Wollaston* über das Blasenoxyd, eine neue Art der Harnsteine (*Phil. Transact.* 1810).

tt.

C H E M I E.

STUTTGARDT, in Commission b. Sattler: *Physisch-chemische Untersuchung des Schwefelwassers vom Stachelberg im Canton Glarus.* Von D. *C. F. Kielmeyer*, Professor in Tübingen u. s. w. Mit einem Anhang. 1816. VI u. 201 S. gr. 8. (18 gr.)

Obgleich diese Schrift einen Beweis von des Vfs. gelehrten chemischen Kenntnissen und von den unendlichen Schwierigkeiten, mit denen der Analytiker bey Untersuchungen der Schwefelwasser zu kämpfen hat, abgiebt, und sie in sofern angehenden Chemikern, welche sich mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigen wollen, recht sehr zu empfehlen ist: so stossen wir doch überall auf so viel Unvollkommenheiten, dass wir die Wiederholung dieser Analyse recht sehr wünschen müssen. Auf der einen Seite hat der Vf. eine überaus grosse Menge ganz überflüssiger Prüfungen, die weder der Wissenschaft nützen, noch die Kenntniss der Natur des Wassers mehr aufhellen können, angestellt, während auf der anderen Seite Versuche mangeln, welche zu einem festen Resultate führen, so weit nämlich dieses erreichbar ist.

Die Versuche sind übrigens nicht an der Quelle, sondern mit in Flaschen versandtem Wasser angestellt. Im 1 Abschnitt werden die *physischen Eigenschaften* desselben im Allgemeinen angegeben. Hier wird bemerkt, dass die Quelle kalt sey. — Abschn. 2 folgt eine ungemein lange einleitende Untersuchung, welche mit dem unveränderten, und Abschn. 3 eine fortgesetzte Untersuchung, welche mit verdünstetem Wasser, zur Auffindung der qualitativen Mischung, angestellt ist, — Der 4 Abschnitt enthält die Bestimmung des Luftgehaltes, welche mit aller möglichen Umsicht erforscht worden ist. Das Resultat ist, dass $11\frac{1}{10}$ Cubikzoll des Stachelberger Wassers 0,198 Cubikzoll Luft bey der Destillation geben, welche aus 0,047 Cubikzoll Schwefelwasserstoffgas, 0,0091 Cubikzoll Sauerstoffgas und 0,137 Cubikzoll Stickgas bestehen. Kohlensaures Gas zeigte Kalkwasser in der durch blosse Destillation entwickelten Luft nicht an; allein wenn die Destillation mit Zusatz von Salzsäure vorgenommen wurde, entwickelte sich aus derselben Wassermenge 0,9324 Cubikzoll Luft, bestehend aus 0,4773 Cubikzoll kohlensaurem Gas; 0,3441 Cubikzoll Stickgas, 0,074 Cubikzoll Sauerstoffgas und 0,037 Cubikzoll Wasserstoffgas. — Der 5 Abschnitt ist der Bestimmung der quantitativen Mischung gewidmet. Der Vf. deutet zunächst die Schwierigkeit an, die absolute Menge fixer Bestandtheile der Schwefelwasser zu bestimmen, weil die Art der Verdünstung, der Austrocknung des Rückstandes und der davon abhängenden mehr oder weniger erfolgenden Verflüchtigung des Schwefels, dessen Oxydation u. s. w. einen Einfluss darauf hat. Wie sehr wir hierin demselben auch beypflichten: so ist dieser Umstand bey zweckmässig angestelltem Operiren doch wenig erheblich, indem bey so geringem Schwefelgehalt die Differenz nur gering seyn kann. Es ist demnach zuverlässig ein Irrthum, wenn der Vf. in einem Versuche aus 60 Unzen Wasser 13 Gran; in einem anderen aus 190 Unzen 100 Gran, und in einem dritten aus $51\frac{1}{2}$ Unzen 4 Scrupel Schwefelwasser 14 Gran salzigen Rückstand erhalten haben will. Ein anderer Fehler ist die Anwendung nicht chemisch reiner Reagentien, welches nie zu einem sicheren Resultat führen kann. So sagt derselbe selbst, dass die zur Analyse gebrauchte Salzsäure immer mit Schwefelsäure verunreinigt gewesen sey. — Übrigens zieht Hr. *K.* aus seinen Versuchen das Resultat, dass 78 Gran fixer Theile von $148\frac{3}{4}$ Unzen Schwefelwasser aus folgenden Salzen im krystallisirten Zustande bestehen:

Salzsaure Magnesia Schwefelsaure Magnesia Kohlige Materie; Natrum und eigenthümlicher Extractivstoff	$1\frac{1}{2}$	Gran.
Bittersalz	$10\frac{1}{2}$	—
Schwefelmagnesia	3	—
Glaubersalz	$75\frac{1}{2}$	—
Kohlensaure Magnesia	18,75	—
Kohlensaure Kalkerde	15,92	—
Kieselerde (mit Gyps?)	2,83	—

Dadurch, dass die salzigen Bestandtheile von 38 Unzen Wasser (= 20 Gran) der Sublimationshitze ausgesetzt, und dann ferner untersucht werden, ergab sich wieder folgendes Verhältniss:

Kohliger Schwefel	2	Gran.
Wasser	$4\frac{1}{2}$	—

Kryftall. Glauberfalz	9,44	Gran.
— Bitterfalz	2,82	—
Kohlenfaure Kalkerde	2,55	—
— Magnefia	5,35	—
Kiefelerde	0,81	—
Unbeftimmte Materie	0,81	—

Der 6 Abfchnitt handelt von der Wirkung und der Anwendung des Waffers. Es befördert die Hautausdünftung, führt gelinde ab, befördert den abnorm verminderten Bluttrieb gegen die Hämorrhoidalgefäfse und die Gefäfse des Uterus, und wirkt überhaupt wie die Schwefelwaffer. Es wird täglich zu ½ bis 1 Schoppen innerlich genommen. — Der *Anhang* S. 190 enthält die vom Hn. Hofapotheker *C. Rühlen* in Stuttgardt mit demfelben Waffer unternommenen Verfuche, welche ein von dem Vorhergehenden fo abweichendes Refultat geben, dafs unfer eben gefälltes Urtheil vollkommen gerechtfertigt wird. Zwey Pfund diefes Stachelberger Schwefelwaffers follen nämlich enthalten: Kohlenfaure Kalkerde 1½ Gran, Bitterfalz 2⅓ Gr., Glauberfalz 4⅞ Gr., kohlenfaures Gas 5⅔ Cubikzoll, Schwefelwafferftoff 8 Cubikzoll.

Ungern müffen wir auch auf die grofse Menge orthographifcher und Druck-Fehler aufmerkfam machen, welche auf jeder Seite vorhanden find, z. B. S. 9 Auflöfung in deftillirtes Waffer; Seifenauflöfung, welche ovalifirt; S. 24 Kulkerdigte; S. 25 aas; S. 26 Geruchlos und der Gefchmack war bey dem Concentrirten (Waffer) bitterlich Salzig. S. 27 unter aufbraufen und einee. S. 28 Salzfaurenauflöfung und dann wieder Salzfauren Auflöfung. S. 29 Reagirte. S. 29 Saife und zu Congrumiren. S. 35. Übrigens war bey der Wiederholung der Verfuche der Erfolg ein fchwaeher. S. 54 Sodiment; S. 35 fandigt; S. 146 Bergmann, und fo faft überall.

J. A.

PHYSIK.

Gotha, b. Hennings: *Grundrifs der Phyfik als Vorbereitung zum Studium der Chemie.* Von D. *Johann Bartholomae Trommsdorff.* 1817. Mit Kupfern. VIII u. 488 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Diefes Lehrbuch ift zum Leitfaden bey Vorlefungen für Chemie Studirende beftimmt, weil, wie Hr. *T.* in der Vorrede mit Recht bemerkt, die Chemie ohne phyfikalifche Grundfätze nicht mehr gründlich ftudirt werden kann. Es umfafst demnach in gedrängter Kürze die gefammte Phyfik mit Ausfchlufs der phyfifchen Geographie und Aftronomie, welche in der Regel befonders abgehandelt werden. Wenn gleich der mathematifche Theil nur kurz bearbeitet, manche Gegenftände nur angedeutet, und überhaupt dem mündlichen Vortrage Manches zu ergänzen übrig geblieben ift: fo verdient diefe Phyfik wegen des deutlichen und gründlichen Vortrages nicht nur der älteren Lehrfätze, fondern auch neuer Entdeckungen, doch den beften Lehrbüchern zur Seite geftellt zu werden. Sie ift in *zwölf Abfchnitte* eingetheilt. 1. *Von den Körpern überhaupt;* von der wefentlichen Befchaffenheit, von der Form, der Bewegung und dem Falle der Körper. 2) *Von den feften Körpern;* die Lehre vom Schwerpunct, der fchiefen Ebene, dem Pendul, dem Stofs, dem Hebel, dem Reiben u. f. w. 3) *Von den tropfbarflüffigen und elaftifchflüffigen Körpern.* 4) *Von den feften und flüffigen Körpern in Verbindung;* hier betrachtet der Vf. 1) fefte und flüffige Körper im Zuftande der Ruhe, 2) im Zuftande der Bewegung. 5) *Von dem Schalle;* 6) *von der Cohäfionskraft und der chemifchen Verwandtfchaft;* 7) *vom Lichte;* 8) *von der Wärme und dem Feuer;* 9) *von der Elektricität;* 10) *vom Magnetismus.* Im 11 Abfchn. giebt der Vf. eine Überficht der *Meteorologie*, und im 12 von den wichtigften zum Studium der Phyfik erfoderlichen Schriften. Beym Drucke hätte zuweilen etwas mehr Sorgfalt angewandt werden können. So lieft man z. B. S. 265: „Auch gehöret er (der Wärmeftoff) zu den nicht fperrbaren Stoffen, fo wenig wie das Licht.“ S. 381: „Trockne Seite (ftatt Seife) ift nach *Erman* ein unipolarer Körper.“ Auf den Kupfertafeln find einige falfche Bezeichnungen, z. B. Fig. 8 fehlt das D des Winkels A C D. Fig. 9 fehlt das C im Aufhängungspuncte des Penduls. Fig. 11 ift der Unterftützungspunct c mit e, und im Cont. die Unterlage f mit F bezeichnet. S. 100 ift das Mariottifche Barometer mit den Zahlen 38 ftatt 34 bezeichnet. Auch in den Tabellen, welche die fpecififchen Gewichte der Körper enthalten, find einige Unrichtigkeiten vorhanden. So ift z. B. das Ammonium = 0,00070; das Wafferftoffgas aber 0,00094, folglich Erfteres leichter als Letzteres angegeben.

J. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Bamberg*, b. Kunz: *Über die isländifche Flechte als Nahrungsmittel zur Zeit des Mangels und der Noth.* Nebft einigen Bemerkungen über die Anwendung derfelben in Krankheiten, von *K. J. Zimmermann*, D. d. Med. u. f. w. 1817. 44 S. 8. (4 gr.)

Diefes unreife Machwerk führt keinen Schritt weiter, als man vor Abfaffung deffelben war, und der Vf. fcheint von den Abhandlungen *Weftrumb's*, *Prouft's*, *Berzelius*, *Pfaff's* und Anderer, welche das Moos theils als Medicament, theils als Nahrungsmittel in theueren Zeiten empfahlen, kein Wort erfahren zu haben, weil im entgegengefetzten Falle doch wenigftens die bekannten chemifch-technifchen Erfahrungen darin abgehandelt feyn würden. Dafs übrigens das isländifche Moos ein um fo fchätzbareres Medicament ift, da es nicht nur als folches, fondern auch als Nahrungsftoff angewandt werden kann, dürfte doch jedem Arzt bekannt feyn.

J. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

PHILOSOPHIE.

Landshut, in Commiss. b. Thomann: *Zum Besten der deutschen Kritik und Philosophie. Zwey denkwürdige Thatsachen* mit Erklärungen und Beylagen, nebst Folgendem: *Die Identitätslehre in Baiern*; und: *Über die Ansichten einer geistreichen Französin von der deutschen Philosophie.* Von Dr. *J. Salat*, Königl. Baierischem Rath und Prof. 1815. XVI u. 464 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der erste Abschnitt dieses Buchs hat die Überschrift: *Solches ist möglich in der „Philosophie,“ selbst im besseren Falle! Eine literarische Merkwürdigkeit; mit Erklärungen über wichtige Gegenstände der Philosophie.* Des Verfassers Buch: *Erläuterung einiger Hauptpuncte der Philosophie* — ward in der Leipz. Lit. Zeit. 1813 ausführlich angezeigt und beurtheilt. Hr. *Salat* fand darin seinen Sinn nicht überall getroffen, und verbreitet sich darüber in einer schon in der L. L. Z. abgedruckten Erklärung und in einer ausführlichen Auseinandersetzung, die hier zuerst gedruckt erscheint. In einigen Puncten hatte der Rec. des Verfassers Sinn wirklich nicht genau gefasst, woran aber auch des Letzteren zwar nach dem Deutlichen strebende, aber doch mitunter räthselhafte und nicht ganz bestimmte Art des Ausdrucks mit beytragen mochte; in anderen möchte wohl der Vf. den Recensenten wieder nicht ganz verstanden haben. Im Ganzen hat, unserer Meinung nach, jene Recension des Verfassers Vorzüge und Fehler richtig gewürdiget, und namentlich das, was darin von der kritischen Methode gesagt wird, ist durch des Hn. *S.* Erwiederungen nicht umgestossen. Denn diese nehmen gar keine Rücksicht auf den Hauptpunct, der hier in Betracht kommt, dass nämlich das Absolute erst durch Scheidung als solches erkannt und bestimmt aufgefasst werden kann. Was S. 12 ff. über den Mysticismus gesagt wird, hat uns vorzüglich gefallen; auch halten wir es für eine richtige Bemerkung, dass das Wahre und Gültige, das bey der Rückwirkung gegen den tadelnswerthen Intellectualismus, durch das Dringen auf Gemüthlichkeit, Glauben, Gefühl, Leben, Innigkeit u. s. w. sich einfand, durch *Jacobi* und *Kant* vorbereitet war. Übrigens würde der Vf. seine Absicht, „zu zeigen, dass und wiefern die Philosophie ein Gemeingut der Menschheit, also die Angelegenheit aller wahrhaft Gebildeten sey,“ und „sowohl dem Weltgeiste, welcher die Speculation und hiemit das System schlechthin abweiset, als auch dem Schwindelgeiste, der mit Systemen spielt, kräftig zu begegnen“ — durch eine weniger zerhackte, weniger hin- und herspringende, bestimmtere und gedrängtere Art des Vortrages ohne Zweifel besser erreichen.

Des 2 Abschnittes Überschrift ist: *So geht's, wo der Partheygeist waltet! Auch eine literarische Merkwürdigkeit; mit Erklärungen zum Behufe des Besseren im Gebiete der Philosophie. Nebst einem Zusatze über die Anonymität der Recensenten.* Eine Recension des nämlichen Buches in unserer A. L. Zeit. 1813. Nr. 194 und 195, in welcher der gegenwärtige Rec. neben manchen Äusserungen, die mit seiner individuellen Überzeugung nicht übereinstimmen, manche treffende und bedeutende Erinnerungen findet, hält Hr. *S.* für einen aus der „Identitätsschule,“ von der er sich verfolgt glaubt, ausgegangenen, Nebenabsichten bezweckenden Angriff, und sieht darin nicht bloss Nichtverstand, sondern grobe Verfälschung. Die seiner Beschwerde darüber entgegengesetzte lebhafte und allerdings etwas wegwerfende Antwort des Rec. konnte Hn. *S.* zu keiner anderen Überzeugung führen. Die Verhältnisse des Lebens, die hier berühret werden, können wir nicht beurtheilen. In Absicht des Vortrages und der Art, sich auszusprechen, müssen wir dem Rec. den Vorzug zugestehen, auch beurtheilt er die Lehren der Naturphilosophie gewiss richtiger als Hr. *S.* Dass dieser von jenem freylich nicht immer richtig ausgelegt wurde, ist in der hier gelieferten ausführlichen Prüfung der Recension wohl bewiesen, z. B. in Ansehung dessen, was Hr. *S.* von dem Verhältnisse des Moralischen zum Religiösen lehrt (S. 147 ff.); und manche Vorwürfe, die der Vf. dem Rec. macht, machen es wünschenswerth, dass dieser offen, kurz und deutlich anzeige, wie er dazu gekommen sey, jenen so aufzufassen. Aber auch Hr. *S.* hat seinen Rec. mehrmals offenbar missverstanden, gemissdeutet, z. B. S. 138, wo aus der „Gleichartigkeit“ des Rec. eine „Gleichheit“ oder Einerleyheit herausgedeutet wird, die doch der Rec. (Jen. A. L. Z. 1813. 4 B. S. 50) deutlich genug unterschieden hatte; ferner S. 196 ff., wo an Ausdrücken des Rec. gekrittelt wird, die doch das nicht unrichtig bezeichnen, was Hr. *S.* mit anderen Worten sagte. Die Ankündigung des Absoluten, sagt er, ist ein Objectives; das

Gefühl aber findet sich nicht ohne die subjective Thätigkeit. Allein wenn die Ankündigung, als solche, soll anerkannt werden: so muss der Mensch ihrer inne geworden seyn; und dieses Innewerden konnte nach einem unter den Philosophen nicht unbekannten Sprachgebrauche durch „Gefühl" ausgedrückt werden. „Die Anerkennung des Gefühls," sagt der Rec., „zeugt den Glauben;" und Hr. *Salat?* „Also das sogenannte Gefühl, nicht das Göttliche oder Absolute, wird anerkannt!" u. s. w. Überall, wo der Rec. nicht die Ausdrücke wählt, die der Vf. für die besten hält und gewählt hat, erschallt der Vorwurf der „idealistischen, populären, gemeinen Darstellungsweise" u. dgl. m. In dem, was von beiden Seiten über die Offenbarung gesagt ist, scheint uns mehr Übereinstimmung zu seyn, als man nach den scharfen Äusserungen des Rec. vermuthen sollte. Übrigens würde das, was Hr. *S.* zu seiner Vertheidigung sagte, sehr gewonnen haben, wenn er es ruhiger, bestimmter und kürzer gesagt hätte. Seine Manier erschwert dem Leser die Auffassung seines Sinnes zuweilen gar sehr.

Die Fragen, die Hr. *S.* S. 114 ff. dem Redacteur der Jen. A. L. Z. vorlegt, müssen wir diesem zur Beantwortung *) überlassen. Wie schon Manche auf ähnliche Veranlassungen, verlangt Hr. *S.*, dass alle Recensenten sich nennen. Dass die Anonymität gemissbraucht werden könne und oft gemissbraucht sey, wird Niemand leugnen. Darf man aber übersehen, dass manche wichtige Wahrheit, mancher Wink, mancher Zweifel gegen das Hergebrachte nicht so frühe und nicht so frey würde geäussert seyn, wenn jeder Verfasser genöthigt gewesen wäre, sich zu nennen? Und kann manchen möglichen Missbräuchen nicht durch die Redaction vorgebeugt, können sie, wenn sie sich dennoch eingeschlichen haben sollten, nicht wieder gut gemacht werden? Neu ist wohl nur einer der vom Vf. gebrauchten Gründe gegen die Anonymität. „Es kann," sagt er, „Jemand diese Anonymität dergestalt als *Vorwand* benutzen, dass er die ungünstigen oder mindergünstigen Recensionen seiner Geisteskinder einem Anderen zuschreibt, diesen als Rec. öffentlich nennend, um über diesen alles das Gift auszugiessen, das er gegen denselben gefasst und gesammelt hat, selbst ohne dessen Schuld und etwa nur wegen eines freundschaftlichen Verhältnisses desselben zu einem Gehassten, Angefeindeten, oder auch um der neuen Partey, zu der man sich eben schlug, ein recht ausgezeichnetes Opfer darzubringen. Und dann mag ein Gedränge unglücklicher Umstände, besonderer Umgebungen u. s. w. den Angegriffenen zu einem Schritte hindrängen, welcher, so abgedrungen und zunächst die Folge eines solchen Angriffs, der Grund und die Quelle eines grossen Unglücks für den Anderen wird, so dass letzterer, selbst nach mancher bitteren Erfahrung seines Lebens, diesen Angriff als das grösste Unglück seines Lebens bezeichnen kann." (S. 228) Aber wird ein Nichtswürdiger, wie Hr. *S.* ihn beschreibt, nicht, wenn alle Recensenten sich nennen, leicht einen anderen Vorwand finden, sein Gift auszulassen? Und wie kann das unbesonnene Benehmen bey der Vertheidigung gegen ein Unrecht dem zur Last fallen, dessen an sich erlaubte Handlung als Vorwand zu jenem Unrecht gemissbraucht ward? Hr. *S.* hat einen wirklichen Fall im Auge, der seine Folgen auch bis auf unsere A. L. Z. soll erstreckt haben; allein warum nennt er nicht die Personen, damit die Ungerechtigkeit ans Licht komme, und, wenn auch nur dadurch, bestraft werde?

Die *Beylagen* zu diesem Abschnitte enthalten Aufsätze, die schon in der *Leipz. L. Z.* und dem *Allg. Anzeiger der Deutschen* gedruckt waren, mit Zusätzen. Was für *Fichte* gesagt ist, finden wir gegründet; dass aber *Schelling* gerecht gewürdigt sey, glauben wir nicht. Man höre: „Wem das Wesen der Philosophie nicht fremd ist, (der) dürfte leicht finden, dass, wo nicht eben die Phantasie vordringt, nur eine *starre Intelligenz* hervortrete, nicht nur umgehend, sondern auch befehdend jeden *Glauben* und jedes *Gefühl*. Dass, wo das Gefühl oder der reine, eigentliche Glaube sich findet, solcher keinesweges aufhöre, indem der Begriff oder das Wissen eintritt, wenn anders die schöne Richtung, welche durch die Freyheit bestimmt wird, fortdauert; dass nur jedes *Dunkel*, welches mit dem *blossen* Gefühle u. s. w. verbunden ist, nicht das Gefühl und der Glaube selbst durch das Wissen aufgehoben werde; dass vielmehr jene vermöge ihrer Fortdauer als Grundlage tiefer, zarter und lebendiger werden, während der Begriff u. s. w. in seiner Art fortgehend, zugleich umfassender, heller und bestimmter wird, und dass nur auf dieser Grundlage ein Wissen, welches den Namen Weisheit, oder, was hier Eins ist, Philosophie verdient, zu Stande komme: von allem dem findet sich in allen *Schellingischen* Hervorbringungen keine Spur, keine Ahnung" (S. 242). Dass der, welcher eine andere Seite der Sache auffasst, oder diese anders bezeichnet, sie nicht aufhebt, übersieht oder vergisst, wie so manche Andere, auch Hr. *S.* zuweilen.

Von den schon auf dem Titel angedeuteten *Zugaben* erzählt die erste, was auf zwey Blätter zusammengedrängt, in einfacher Darstellung, gefallen haben würde, in unerträglicher Breite, mit halben Andeutungen, die unwillig machen, mit umständlichen Ankündigungen, was vielleicht der Vf. noch einst erzählen werde, mit Ausschweifungen aller Art, mit Einmischung von Urtheilen, die schon so oft da gewesen sind.

*) Die Antwort ist sehr einfach und kurz. Die Redaction hat Hn. *Salat's* Buch, nach bestem Wissen und Gewissen, einem urtheilsfähigen Manne zur Beurtheilung übertragen; Hr. *S.* ist unzufrieden mit dem ausgesprochenen Urtheil; dieses aber hat, nach den Gesetzen des Instituts, nicht die Redaction, sondern der Recensent zu vertheidigen. Ihm ist Hn. *Salat's* Anklage mitgetheilt worden; was er darauf erwiedert, ist in unserem Intelligenzblatt No. 6 zu lesen. — Hr. *Salat* hat diesen Recensenten für die Zukunft perhorrescirt; derselbe aber hatte schon früher erklärt, dass er kein Buch des Hn. *S.* mehr recensiren wolle. — Von Hn. *Salat's* Unarten nimmt die Redaction keine Kenntniss, und darauf mag sie nichts erwiedern.

Die zweyte Zugabe zieht aus, beurtheilt, bestimmt näher und ergänzt, was Frau *von Stael* über die deutschen Philosophen und ihre Philosophie sagt. Mit *Leibnitz* wird begonnen, über welchen wohl etwas Tieferes hätte gesagt werden mögen. Das Princip der Leibnitzisch-Wolfischen Philosophie, das dem Vf. „aus dem Munde eines verdienten Lehrers noch in den Ohren tönt" (S. 319): „Mache Erfahrungen und bilde Grundsätze daraus! oder: Sammle Facta und ziehe Schlüsse daraus!" läfst er als „Princip der Physik" gelten; wenn es aber als „Princip der Philosophie oder Metaphysik" aufgestellt wird: „was kann da, vermöge der Consequenz, Anderes hervorkommen, als höchstens eine gesteigerte Empirie?" Und doch darf man jenen Grundsatz nur recht verstehen, um ihn als richtig anzuerkennen. Woher weifs denn Hr. *S.* von dem Absoluten? Weil es ihm gegeben ist. Das heifst doch wohl nichts Anderes, als: es kommt in seinem Bewufstseyn vor, oder in der inneren Erfahrung? Wie wenn nun diese mitgemeint wurde? Wenn die Auffassung des Gegebenen, von welcher Art es seyn mochte, Erfahrung genannt wurde? Und so war es. *Experiri dicimur*, sagt *Wolf*, *quicquid ad perceptiones nostras attenti cognoscimus;* und eines der zur Erläuterung gegebenen Beyspiele ist: *Ad nosmet ipsos attenti cognoscimus, nos non posse assensum praebere contradictoriis, v. gr. non posse sumere tanquam verum, quod simul pluat, vel non pluat.* (*Logica*, §. 664.) Der Grundfehler jener Philosophie liegt ganz wo anders, als in diesem Princip, in welchem der Hauptsache nach das Nämliche ausgesprochen wird, was *Jacobi* als Offenbarung, *Fichte* als Gefühl der Beschränkung geltend machten. Hr. *S.*, der so viel von tieferer Ergründung spricht, beweiset hier, wie an vielen anderen Orten, dafs er den Begriff der Erfahrung, und den Sinn derer, die sich dieses Wortes in der Philosophie bedienen, nicht ergründet hat. Woher, fragte Hr. *S.* schon oft, kommt dem Kritiker *Kant*, der das Erkennen auf die Sinnenwelt einschränkte, seine Kenntnifs des Moralgesetzes, das er als Factum der Vernunft findet; was ist dieses Finden? Die Antwort, die er darauf (z. B. in den Theol. Ann. Sept. 1811. S. 682 f.) erhalten hat, dafs das Moralgesetz, indem es sich uns ankündige, ein Gegenstand des inneren Sinnes werde, nimmt er sehr unfreundlich auf. „Ein Kantianer sprach darüber gar leicht und vornehm; schnell verwandelte er jenes Gesetz in eine Thatsache der inneren Erfahrung, des inneren Sinnes: so wurde ihm natürlich auch das Moralgesetz ein Gegenstand des Wissens oder Erkennens im strengen, eigentlichen Verstande nach *Kant*, also gerade wie das Sinnliche. Man sieht, dieser Kantianer hat ganz Recht, wenn — das Sittliche nichts weiter ist, als ein gesteigertes Sinnliches. Aber ganz anders erscheint bekanntlich das Moralische in den Schriften des Meisters. Und wie verträgt sich wohl jener innere Sinn, jene innere Erfahrung mit der sonst geltenden, auch von *K.* als classisch anerkannten Entgegensetzung: Vernunft und Sinnlichkeit, Vernunft und Erfahrung?" (S. 336 f.) Also das ist einerley: das Moralgesetz wird, indem es sich ankündiget, ein Gegenstand des inneren Sinnes oder der inneren Erfahrung; und: das Moralgesetz ist eine Thatsache des inneren Sinnes? Das Moralgesetz ist ein Factum der Vernunft, durch welches sie sich als gesetzgebend ankündigt; aber diese Ankündigung (in uns) mufs vernommen, das Gegebene empfangen werden. Dieses Vernehmen, dieses Empfangen ist etwas in uns Vorgehendes. Wer nun das Vermögen, seinen inneren Zustand wahrzunehmen, den inneren Sinn nennt, der darf auch sagen, das Moralgesetz werde Gegenstand (nicht Product) des inneren Sinnes. Dafs einem Solchen das Sittliche nichts als gesteigerte Sinnlichkeit sey oder, wenn er consequent ist, seyn müsse, ist eine Behauptung, wie die seyn würde, dafs, wer da sagt, er habe des Anderen Urtheil mit eigenen Ohren gehört, das Urtheilen zu einem gesteigerten Hören mache. — Dafs Fr. *v. St. Reinhold's* nicht erwähnte, tadelt Hr. *S.*, und zeigt, dafs und wiefern „*R's.* Verfahren, bey dem Culturgange der deutschen Philosophie, besonders merkwürdig sey" (S. 353 ff.). — Übrigens ist das Meiste von dem, was von hier bis ans Ende des Buches vorkommt, nur Wiederholung des öfter Gesagten, wodurch wir eben nicht weiter gebracht werden.

J. C. F. D.

PÄDAGOGIK.

DUISBURG u. ESSEN, b. Bädeker und Kürzel: *Theoretisch-praktisches Handbuch für unmittelbare Denkübungen, nebst einem Anhange über Sprech- und Schreib-Übungen zunächst für Lehrer an Volksschulen.* Eine gekrönte Preisschrift. Von *B. Nissen*, Schreib- und Rechen-Meister zu St. Johannis, *N. Herrmannsen*, Elementar-Schullehrer zu St. Marien, und *A. Steffensen*, erstem Lehrer am Waisenhause, sämmtlich in Flensburg. 1812. Drey Theile, 148, 115 u. 253 S. 8. (2 Rthlr.)

Die Hnn. Prediger *Natorp* und *Hasenklever* machten im J. 1807 eine pädagogische Preisaufgabe bekannt, deren Gegenstand die Ausarbeitung eines planmäfsigen, methodischen Handbuchs für unmittelbare Denkübungen in Volksschulen war. Die genannten Vff. trugen, mit Unterstützung ihres ehemaligen Lehrers, des Prof. *Müller* in Kiel, den Preis davon, und geben uns hier ihre Preisschrift mit einigen Verbesserungen, welche aus den Bemerkungen der Hnn. *Natorp* und *Berlmann*, Schullehrer der reformirten Gemeinde zu Düsseldorf, erwachsen sind. — Die Schrift selbst zerfällt der Aufgabe gemäfs in drey Theile. Der *erste* Theil, welcher die Theorie der Denkübungen in sich fafst, ist gröfstentheils aus einigen vom Hn. Prof. *Müller* im Kieler Seminar mitgetheilten geschriebenen Heften, mit Erlaubnifs des Vfs. genommen. Voraus geht eine ziemlich vollständige Literatur für Verstandesübungen, mit kurzen, aber hinlänglichen Andeutungen

des Zweckes und Werthes der einzelnen Schriften. Die Einleitung erörtert mehrere die Denkübungen betreffende Gegenstände, als ihre Wichtigkeit und Nothwendigkeit; ihren eigentlichen Zweck und ihr eigentliches Wesen; die nothwendigen Erfodernisse bey ihrer Anwendung; die Grundsätze, von welchen man bey denselben sowohl in Hinsicht der Materie als der Form ausgehen muss; die Ordnung und Stufenfolge derselben mit Hinsicht auf die Art der Entwickelung des menschlichen Erkenntnissvermögens u. s. f. Das Bekannte ist hier zweckmäsig zusammengestellt, und manche gute Bemerkung neu hinzugethan. Auf die Einleitung folgt die Angabe und Beschreibung der zur Entwickelung des jugendlichen Erkenntnissvermögens erfoderlichen Übungen für drey Classen von Schülern. Dieser Theil des Buches verdient vorzügliches Lob. Die Vff. haben mit Fleiss darauf hingearbeitet, eine recht genaue Stufenfolge und festen Zusammenhang der Denkübungen aufzufinden und anzugeben. Für den ersten Cursus bestimmen sie dreyerley Vorübungen im Denken: das Nennen mancherley Gegenstände; das Aufsuchen der Merkmale, Beschaffenheiten und Kennzeichen eines Dinges, und die Beachtung und Aufsuchung des Gebrauches und Nutzens, so wie des Entstehens der Dinge. Was in den Anmerkungen zu §. 16 beygebracht wird, gehört streng genommen wohl nicht hieher, ist aber allerdings wahr. Der zweyte Cursus hat es mit den eigentlichen Denkübungen zu thun, und bestimmt die Ordnung der einzelnen Übungen durch die natürlich fortschreitende Entwickelung des Verstandes und der Vernunft. Als erste eigentliche Denkübung wird nun die Übung im Vergleichen und Unterscheiden aufgestellt, und zugleich auch das Fortschreiten derselben bemerkt. Als die zweyte eigentliche Denkübung wird von den Vffn. das Aufsuchen des Zusammenhanges der Dinge und der Begriffe unter einander, des Zusammenhanges der Ursachen und Wirkungen, des Zweckes und Mittels, des Grundes und der Folge, mit Recht angesehen. Hierauf lassen sie Übungen folgen im Ordnen und Eintheilen der Dinge in Classen, in Prüfungen der Urtheilskraft an einzelnen Sätzen, im genauen Unterscheiden des Scheins und der Sache selbst, so wie des Zeichens und des dadurch Bezeichneten. Gegen die Anordnung dieser Übungen läst sich durchaus nichts erinnern. Im dritten Cursus erscheinen zuerst die Übungen der gesetzgebenden Vernunft durch moralische Erzählungen (worüber sehr viel Gutes gesagt ist), Vergleichen und Unterscheiden moralischer Begriffe, Anwendung allgemeiner Pflichtgebote auf einzelne Fälle u. s. w.; dann kommen Sprachübungen, welche zugleich das richtige Denken befördern, z. B. Übung im Verstehen oder in der Erklärung allgemein wichtiger Wörter, Übung im Aufsuchen und Zusammenstellen ganzer Wörterfamilien, Übung im Aufsuchen und Unterscheiden der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung einzelner Wörter u. s. w. Der Anhang dieses ersten Theils verbreitet sich über die Übungen im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck und deren Verbindung mit den Denkübungen. Hier sind hauptsächlich *Niemeyers* Grundsätze der Erziehung u. s. w. benutzt: es hätte aber wohl noch Manches hinzugethan werden können. — Der *zweyte* Theil der Schrift enthält das Repertorium für das Materiale der Denkübungen. Dieses Repertorium ist ungemein reich, und wer sein Denkvermögen an demselben zweckmäsig versucht hat, wird nicht über Bildung des Verstandes klagen dürfen: Dieses Repertorium ist übrigens ganz in Bezug auf den ersten Theil und die verschiedenen Cursus angelegt. Der *dritte* Theil ist der stärkste, und begreift die Beyspiele der Behandlung für die drey Cursus. Dieser Theil zeigt in vielen Beyspielen eine grosse Geschicklichkeit der Vff., Begriffe verstandbildend zu entwickeln und zu verbinden oder zu trennen. Als Resultat unserer Anzeige dürfen wir sagen, dass wir das Buch preiswürdig gefunden haben, und dass wir für die Bildung und den Unterricht der Jugend mehr solche Vereine wünschen, als sich hier einer auf Antrieb des Hn. *Steffensen* gestaltet hat.

Mch.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Frankfurt am Main*, in der Hermannschen Buchhandlung: *Deutschland auf der höchst möglichen Stufe seines Kunstfleisses und seiner Industrie überhaupt.* Vorschläge, Wünsche und Hoffnungen zur Vermehrung des deutschen Wohlstandes. Von D. *Joh. Heinrich Moritz Poppe*, Rath und Prof. zu Frankfurt am Main u. s. w. 1816. 58 S. 8. (9 gr.)

Der Vf. hat schon durch mehrere Schriften, besonders durch seinen Geist der englischen Manufacturen, bewiesen, dass er ein fleissiger Sammler, oder treuer Beobachter, und dass er in der Kunst, die historischen oder statistischen Materialien zu staatswissenschaftlichen Zwecken zu bearbeiten nicht ungeübt und unglücklich ist. Mit Freude empfängt man daher, in der Zeit, wo so manche neue Leiden über Deutschland von England her einbrechen, und die früheren Leiden zu vermehren drohen, die wenigen Bogen als Helfer in der Noth, um die Mittel kennen zu lernen, die den möglichsten Flor der deutschen Industrie bewirken müssen. Wenn man auch in der einleitenden statistisch-historischen Notiz den gedrangten Geist seiner Darstellung, wie man ihn an dem verstorbenen Grellmann, und jetzt an Nemnich gewohnt ist, vermisst, oft Breite statt Tiefe gewahr wird; wenn auch in seinen 18 Mitteln nicht überall streng logische Ordnung herrscht, mehrere Mittel in einander wiederkehren, manche durchaus nicht gehörig topisirt, manche sogar zu verallgemeint sind: so ist doch das Ganze dankbar anzunehmen; auch eine solche Stimme verhallt nicht in der Wüste.

Dk.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

JURISPRUDENZ.

Bamberg, b. Göbhardt: *Versuch einer theologisch-juristischen Abhandlung über das Wesen und den Unterschied des katholischen und protestantischen Beichtsiegels*, hauptsächlich in Beziehung auf Entdeckung und Beweis begangener wie auch auf Verhütung künftiger Verbrechen. 1813. XXIV und 204 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die katholische Theologie stellt bekanntlich den Grundsatz auf, dass der Beichtpriester unter keiner Bedingung von dem in der Beichte ihm Anvertrauten einen Gebrauch machen dürfe. Es kann nicht fehlen, dass die strenge Beobachtung dieses Gebotes den katholischen Theologen bey Criminaluntersuchungen häufig in Verlegenheiten bringt, besonders dann, wenn er einem energischen Untersuchungsrichter gegenübersteht, und selbst einsieht, dass er durch seine Aussage leicht einen Unschuldigen vor ungerechtem Verdachte bewahren könnte. Solche Verlegenheiten brachten denn Theologen und Juristen zu der Behauptung gewisser Ausnahmen, welche das strenge Beichtsiegel beschränkten. Noch mehr wurde aber das katholische Beichtsiegel durch die Ansichten protestantischer Rechtsgelehrten und Kanonisten erschüttert. Die Protestanten nämlich waren hellsehend genug, den Einfluss der strengen Ohrenbeichte auf den Staat und die gefährliche dadurch gegründete kirchliche Gewalt zu erkennen; die Privatbeichte mit der Verbindlichkeit, ein genaues Detail der Sünden zu bekennen, wurde nach ihrer Dogmatik nicht als wesentlich gefodert; wollte Jemand doch nach besonderem Bedürfnisse so beichten, so konnte er es, aber der Beichtpriester hatte dann kein kirchliches Gebot, zu schweigen, ihn band nur das *sigillum naturale*. Nun unterschied man die Beichte der noch zu begehenden, und die der schon begangenen Verbrechen, erlaubte bey den Ersten die Entdeckung, bey den Letzteren hingegen nur dann, wenn der Beichtende selbst die Erlaubniss zur Eröffnung giebt, oder wenn das öffentliche Wohl oder die dem Staate drohende Gefahr Entdeckung fodert; zuweilen setzte man noch eine dritte Ausnahme hinzu, nämlich, wenn durch den Bruch des Beichtsiegels ein Unschuldiger gerettet werden kann. Aufgeklärte Katholiken näherten sich allmählich diesen Ansichten der protestantischen Theologen, und so war man auf dem besten Wege, durch viele Ausnahmen die Regel des Beichtsiegels selbst aufzehren zu lassen. Dem Verf. der vorliegenden Schrift gebührt die Ehre, dass er mit Scharfsinn und richtiger historischer Kenntniss die Natur des katholischen Beichtsiegels aufgefasst, das Verderbliche der vielen Ausnahmen dargestellt, und mit strenger Consequenz das Ansehen des Siegels gerettet hat. Er zeigt zuerst S. 3, dass schon ein stillschweigender Vertrag zwischen dem Beichtvater und dem Beichtkinde vorhanden sey, welcher den Ersten zur Geheimhaltung des ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit Anvertrauten verpflichte, dass die Gesetze ebenfalls die Geheimhaltung fodern, S. 8 dass es dabey nicht darauf ankomme, ob Jemand einem Geistlichen oder einem Laien, ob an dem gewöhnlichen Beichtorte oder an einem anderen beichte. Der Vf. giebt zu S. 12, dass, wenn man nur das *Sigillum naturale* annehme, die Anzeige der noch zu begehenden Verbrechen in der reinen Absicht, sie zu verhüten, wohl gerechtfertigt werden könne, dass jedoch das Stillschweigen so lange gehalten werden müsse, als es nicht ganz gewiss ist, dass ohne das Mittel der Entdeckung das bevorstehende Verbrechen und der Nachtheil des Staates nicht abgewendet werden kann, weswegen auch jedes andere mögliche Mittel versucht werden müsse. Bey der Beichte von vollendeten Verbrechen (S. 19) dürfe aber gar keine Entdeckung gemacht werden; nur schiene, wie der Vf. zugiebt, die Ausnahme sich rechtfertigen zu lassen, wenn 1) an das begangene Verbrechen von aussenher sich solche Folgen anschliessen, die in ein neues Verbrechen ausarten würden, wenn ihnen durch Entdeckung nicht vorgebeugt würde, 2) wenn nach den Umständen keine Sicherheit wegen Wiederholung des Verbrechens vorhanden, vielmehr Wahrscheinlichkeit des Rückfalls da sey, wenn 3) ein, eine gewisse Classe von Verbrechen, oder einen individuellen Fall bezeichnender Befehl des Regenten der Zusage des Beichtvaters schon vorhergegangen war. Nachdem aber der Verf. S. 26—38 den Unterschied des katholischen und protestantischen Beichtwesens gezeigt hat, beweiset er, dass der katholische Beichtende, für den die Beichte nothwendige Bedingung zu seinem Seelenheile sey, auf eine ganz andere Weise darüber beruhiget werden müsse, dass von dem Gebeichteten durchaus kein Gebrauch gemacht werde; das blosse *sigillum*

Tübingen 1815, den gegen den Namen des Naturrechts sowohl, als gegen dessen Existenz angeführten Zweifeln umständlich begegnet, ob er gleich seinem Lehrbuch den alternativen Titel der philosophischen Rechtswissenschaft oder des Naturrechts beygelegt hat. Eben so hat Hr. Staatsrath *von Patz* in seinen *Abhandlungen über verschiedene Gegenstände des natürlichen und positiven Rechts* (Tüb. 1816. 8.) nicht nur Abhandl. I *den unterscheidenden Charakter zwischen Naturrecht und Moral* entwickelt, sondern auch Abhandl. V von der *Wichtigkeit des Naturrechts* besonders gehandelt. Rec. scheint es, als ob der ganze Streit auf einer Logomachie beruhe. Indessen ist der Scharfsinn des Vfs., mit welchem er diese Materie behandelt hat, so wenig als seine Bescheidenheit zu verkennen, wenn er seine Arbeit mit seiner Jugend, Kürze der Zeit, Mangel an Büchern und mit seinen Advocatengeschäften entschuldigt, da doch sein Vortrag ordentlich und deutlich, seine Belesenheit nicht gemein ist, und er viele Anlagen zu einem nützlichen Schriftsteller verräth. Wenn er aber vorläufig Hoffnung macht, die hier vorgetragenen Rechtsprincipien künftig näher zu begründen, und auf die Haupttheile der Rechtswissenschaft anzuwenden: so zweifelt Rec. sehr, ob die weitere Ausführung ein anderes Resultat in der Hauptsache bewirken werde, als die eben beurtheilte Skizze.

Mr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Nürnberg*, b. Riegel und Wiessner: *Vom Verfahren bey Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit.* Von *Karl Ludwig Freyherrn von Leonrod*, Director des königl. Handels-Appellations-Gerichts, erstem Director des Königl. Stadtgerichts Nürnberg u. s. w. 1817. 68 S. 8. (9 gr.)

Dem Vf. dieser Schrift ist gar Manches nicht ganz klar geworden, was ihm doch recht klar hätte seyn müssen, ehe er schrieb. Wie die Wissenschaft von den *Cautelen* bey Vornahme rechtlicher Geschäfte sich von der *Theorie des Verfahrens* bey den Handlungen *der freywilligen Gerichtsbarkeit* unterscheide, ist ihm völlig dunkel geblieben. Eben so dunkel der nächste Zweck seiner Arbeit. Zwar giebt er diesen in der kurzen Vorrede dahin an: *Meine Absicht ist, den Unter-Gerichtsmitgliedern, welche täglich mit Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit beschäftigt sind, Erleichterung zu verschaffen, Processe zu vermindern und Gleichförmigkeit im gerichtlichen Verfahren zu befördern.* — Allein welche Erleichterung bietet er den Richtern an, denen er z. B. §. 26 sagt: *in welchen Fällen eine besondere Belehrung nöthig sey, ist in den Gesetzen verordnet*, ohne diese Gesetze — welches doch wohl der Mühe werth gewesen wäre — näher anzugeben? Und §. 46: *bey den einzelnen Verträgen müssen die speciellen gesetzlichen Verordnungen überall nachgesehen und berücksichtigt werden?* und: *Wann und von wem die Eröffnung eines Testaments nachgesucht werden könne, ist in den Gesetzen verordnet?* — Hätte der Vf. nicht eben sowohl dem Richter zu *dessen Erleichterung* statt seines ganzen Büchleins die Anweisung geben mögen: *Was für ein Verfahren bey aussergerichtlichen Handlungen zu beobachten sey, ist in den Gesetzen verordnet?* — Übrigens enthält der Titel der Schrift bereits eine Täuschung. Man sollte nach demselben allenfalls eine Darstellung der gemeinrechtlichen Theorie der sogenannten Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit erwarten; allein die Vorrede zeigt, dass der Vf. bloss den Baierischen Richtern zu gefallen geschrieben hat. Betrachtet man das Buch aber genauer: so sieht man, dass es weiter nichts ist, als ein, freylich höchst epitomatischer Auszug aus den sechs Titeln des zweyten Theils der Preussischen Gerichts-Ordnung, denen er dann noch einen siebenten Titel, *vom Verfahren bey freywilligen Auctionen und Subhastationen*, nachgeschickt hat. Da ist denn hin und wieder eine ihm zufällig in den Wurf kommende Bemerkung aus dem Baierischen Rechte mit eingeschaltet, und jedesmal, wenn die Preuss. Gerichts-Ordnung auf das Allg. Land-Recht *mit bestimmter Angabe der Stelle* verweiset, *im Allgemeinen* auf die Gesetze verwiesen. Den Schluss des Buches macht ein Abdruck des in der Preuss. Ger. Ordn. befindlichen Formulars zu einem vollständigen Vermögens-Inventar für diejenigen, welche die Preuss. Ger. Ordn. nicht besitzen. Man sieht, dass so wenig die Baierischen Richter als die Wissenschaft etwas entbehrt haben würden, wenn der Vf. nicht geschrieben hätte.

F. — n.

(*Erfurt*:) *Strassen-Ordnung für die Stadt Erfurt.* 1817. IV u. 18 S. 8.

Diese Polizeyverordnung ist eine der ausführlichsten, die Rec. kennt; sie verbreitet sich in 6 Abschnitten 1) über Reinlichkeit, 2) Wegsamkeit der Strassen, 3) Einrichtung und Erhaltung der daran befindlichen Gebäude, 4) Ruhe und Sittlichkeit, 5) Sicherheit für Personen und Sachen, 6) Folgen der Übertretung. Mühsam aus dem allgemeinen Preussischen Landrechte und anderen Preussischen Verordnungen zusammengelesene Stellen liegen den §§. zum Grunde, oder dienen ihnen zur Stütze; und so ist sie nicht bloss ein sehr schätzbarer erweiternder Beytrag zu *Willebrands* zwar anscheinend veralteten, aber immer noch der Erinnerung werthen, Grundregeln zur Beförderung der gesellschaftlichen Glückseligkeit in Städten, und ebendesselben Grundrisse einer schönen Stadt, sondern auch eine befriedigende Auflösung einer von *Wiesiger* aufgeworfenen Frage: Wie können Magistratspersonen in mittleren Städten den grössten Nutzen stiften? Klar, deutlich, bestimmt, kurz im Vortrage, vollständig, umsichtlich, folgerecht in der Sache, so empfiehlt sie sich, nach Abzug des Örtlichen, in Anwendung auf andere Städte. Die Anordnung der Abschnitte würden wir so gestellt haben: 1) Wegsamkeit, 2) Sicherheit, 3) Reinlichkeit, 4) Sittlichkeit und Ruhe. — Den dritten Abschnitt: Einrichtung und Erhaltung der daran befindlichen Gebäude, würden wir unter den Abschnitten Sicherheit und Reinlichkeit untergebracht, und den §. 39, der den Neubau zerstörter Häuser betrifft, entweder ganz weggelassen und der Baupolizey überwiesen, oder ihn in einer Note als erweiternde Notiz einem anderen §. angehängt haben; die Folgen im sechsten Abschnitte sollten wohl ohne Erwähnung eines neuen Abschnittes angegeben seyn! Der §. 10 (alles Waschen an öffentlichen Brunnen ist verboten), der §. 11 im Beysatze, was als Aas angesehen wird, der §. 20 mit 21 verglichen, bedürfen einer kleinen näheren Bestimmung. Wohl einer Stadt, wo eine solche Strassenordnung keine Satire auf den öffentlichen Strassenbau ist, und wo die Erleuchtung sogar beyträgt, die Vollstreckung derselben, so viel als davon auch der Nacht gehört, zu erleichtern!

Bn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

MEDICIN.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Versuch einer praktischen Fieberlehre*, von D. *Fr. Wilh. von Hofen*, Königl. Baierischem Medicinalrathe. 1810. XIV u. 446 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn ein Mann, wie Hr. *v. Hofen*, welcher sich durch frühere Schriften als sorgfältigen und genauen Beobachter am Krankenbette dem ärztlichen Publicum bekannt machte, seine Stimme in einem Fache erhebt, worüber bereits so Vieles gesagt und wieder gesagt wurde: so sollten wir allerdings erwarten, dass er uns hierin wichtige Entdeckungen von bisher noch nicht bekannter Art zu machen, und Aufschlüsse über Dinge zu geben habe, welche die bisherigen Bearbeiter der Fieberlehre unberührt oder unerörtert liessen. Mit diesem Gedenken nahm wenigstens Rec. die neue Arbeit des Hn. *v. H.* zur Hand. Allein bald wurde er von seinem Irrthume überzeugt, und zur Genüge belehrt, dass die Haupttendenz dieser Schrift dahin gehe, die ältere Lehre von den Fiebern, von den Schlacken des Zeitgeistes und der neueren ärztlichen Secten gereinigt, in dem Gewande, welches sie zur Zeit eines *Sydenhams*, *Huxhams* u. s. w. trug, wieder vor das verwöhnte Auge des praktischen Arztes zu stellen, ohne hiebey einem anderen Glauben, als dem an die Natur und die Handgreiflichkeit der Erscheinungen, anzuhängen. Wenn wir sonach von einer Seite das Hauptverdienst des Vfs. bey seiner Arbeit, welche er für Bedürfniss des Zeitalters hielt, darin nicht zu bestreiten vermögen, dass er vergessen oder vernachlässigt geglaubte Dinge wieder aus dem Dunkel hervorzieht, ihr geschwächtes Ansehen nach Verdienst wieder geltend zu machen sucht; wenn er uns durch sein mehr compilatorisches als räsonnirendes Product der Mühe überhebt, in den voluminösen Büchern eines *Sydenham*, *Huxham*, *Burserius* u. s. w. aufzusuchen, was wir hier *in nuce* zusammengedrängt finden, hin und wieder seine nosologischen und symptomatischen Bilder specieller ausmalt, als jene Heilkünstler thaten, und hiedurch den achtbaren Beobachter beurkundet: so hiesse es von der anderen Seite an seinen Sinnorganen kränkeln, wenn man nicht allenthalben den Schulstaub neuerer Zeiten wahrnähme, der mit der Sprödigkeit des Hn. *v. H.* gegen alles Neue, und dessen laut ausgesprochener Antipathie gegen alles Theoretisiren und Systematisiren, so wie mit dessen mehr gesuchtem als natürlichem, breitem, etwas altväterischem, wo nicht in das Triviale herabsinkendem Tone des Vortrages, oft sonderbar genug contrastirt. Dahin gehören besonders die Begriffe von Reizbarkeit und Wirkungsvermögen, welche durch das ganze Buch herrschen, und hier in keinem weniger dürftigen und einseitigen Gewande erscheinen, als in den Büchern der Gewährsmänner, welchen der Vf. nachspricht, dem Leser so wenig Befriedigung gewähren, als so manche hypothetische Ansicht, welche Hr. *v. H.* aus eigenem Verlage mittheilt, und welche hin und wieder dem treuherzigen Dogmatismus etwas zu viel Recht vor dem rationellen Skepticismus einräumt. Doch um den Leser dieser Blätter selbst urtheilen zu lassen, heben wir aus der Fülle längst bekannter Dinge, welche in dem Buche gehäuft sind, und kaum so sehr vergessen seyn dürften, als sein Vf. wähnt, nur dasjenige aus, was unsere Aufmerksamkeit in vorwaltendem Grade erregte.

1 Cap. *Von dem Fieber überhaupt.* Im Geiste grauer Vorzeit hören wir hier das Fieber als Heilmittel betrachtet; wahrscheinlich weil nach ihm jederzeit Besserung folgt, wenn der Kranke nicht stirbt. Ferner soll das Fieber den beständigen Zweck, dem organischen Mischungsprocesse im Wege stehende Hindernisse auf die Seite zu schaffen, vor Augen haben. Was häufig *nach* dem Fieber geschieht, wird hier für Product des Letzteren gehalten. Übrigens findet Rec. dem Fieber zu viel eingeräumt, wenn man es, wie Hr. *v. H.*, durch die Fähigkeit der Zweckbestimmung gleichsam zur vernünftigen Persönlichkeit erhebt, um so mehr, als jene Zeiten vorüber sind, in welchen die Vernunft bey Forschungen im Gebiete der Natur sich mit teleologischen Floskeln abspeisen liess. Wie verträgt sich das meistens tragische Ende so vieler Fieberarten, worunter wir den bösartigen Typhus, das gelbe und orientalische Pestfieber, so wie die Classe der unheilbaren phthisischen und hektischen Fieber, rechnen, mit dem von Hn. *v. H.* dem Fieber überhaupt beygelegten Prädicate eines Heilmittels, wie mit dem ihm zugeschriebenen wohlthätigen Heilzwecke? Zwar ist Hr. *v. H.* keinesweges mit der Antwort darauf verlegen, und gelöst hören wir von ihm das Räthsel mit den Worten, dass bey schlimmen Ausgange irgend einer Fieberart die Kraft des Heilmittels der Grösse der Aufgabe erliege. Allein schuldig bleibt er den Beweis, wo je die individuelle Natur einzig und allein

durch Fieber ein Übel geheilt habe, ohne dafs ihr hierin irgend ein äufserer günftiger Einflufs, welcher die Urfache des Fiebers, das doch im Grunde nur als Symptom einer organifchen Störung betrachtet werden kann, zu Hülfe kam, und dem Fieber, welches der Vf. Heilmittel zu nennen beliebt, Einhalt that; dafs ferner dasjenige, was nach dem Fieber erfolgt, wirklich als deffen Werk betrachtet werden müffe.

Was die Eintheilung der Fieber in einfache Reizfieber (*febres generis neutrius*), entzündliche oder fthenifche und afthenifche, oder typhöfe Fieber betrifft, welche der Vf. nach der Lehre feiner Vorgänger, *Hufeland*, *Richter* und Anderer, treu annimmt: fo hat diefe für ausgemacht angenommene Rangordnung nicht einmal den nöthigen logifchen Gehalt für fich, in fofern die Annahme des einfachen Reizfiebers, als eines Verhältniffes, wobey das arterielle Syftem an Energie den gefunden Zuftand nur wenig überfteigt, als eine höchft unbeftimmte Angabe zu betrachten, und die totale Abwefenheit fynochöfer Differenz dabey keinesweges dargethan ift, fo wie Afthenie und Typhus nicht als identifch betrachtet werden können, da zwar jeder Typhus, wenn wir uns der Worte des Vfs. bedienen wollen, ein afthenifches Fieber ift, afthenifche Fieber aber von hektifcher oder phthififcher Art darum noch kein Typhus find, wie verfchwenderifch man auch immer in unferen Tagen mit dem Worte Typhus feyn mag, oft lediglich aus Speculation auf die Caffe des Kranken. Wahrer, und der Erfahrung entfprechender, ift dasjenige, was der Vf. bey diefer Gelegenheit über die nächfte organifche Urfache der Fieber, fo wie über ihre Form, nach Verfchiedenheit ihrer äufseren urfachlichen Momente, vorträgt. Bey Heilung der Fieber überhaupt foll nach dem Vf. die Aufgabe des Arztes vorzüglich darin beftehen, das Fieber als Heilmittel der geftörten organifchen Function zweckmäfsig zu leiten. Wie aber, fragt Rec., will der Vf. das Fieber, das, wenn wir ihn nicht mifsverftehen, doch nur Symptom einer geftörten organifchen Verrichtung ift, im Zaume halten, ohne primär, auf Herftellung der Normalität der organifchen Function, auf den Organismus felbft zu wirken? Sollte bey ihm der alte Schulfatz: *ceffante caufa ceffat effectus*, keine Gültigkeit haben? Sollte er das Fieber als Wirkung, ohne Modification feiner Urfache, nach Willkühr zu bearbeiten vermögen? Was läfst nach folcher Lage der Dinge fich von einem Lehrgebäude erwarten, deffen erfte Grundlage auf fo fchwachen Pfeilern ruht, und der Begriff, um welchen fich hiebey Alles dreht, von feiner nöthigen Berichtigung noch fo himmelweit entfernt ift! Etwas dürftig und den Gehalt ärztlicher Wiffenfchaft zu blofs gebend klingen des Vfs. S. 37 ftehende Worte, dafs oft fporadifche fowohl als epidemifche Fieber vorkommen, von welchen wir ungewifs find, zu welcher Gattung fie gehören, und nach welcher Methode wir fie behandeln follen, dafs nur die Erinnerung, ähnliche Fieber gefehen, und behandelt zu haben, uns zu der einzufchlagenden Methode berechtige, wo dann (wie wunderbar!) der Erfolg meiftens erwünfcht ausfalle. Hierin foll eigentlich der Vorzug des älteren Arztes vor dem jüngeren beftehen. Der Vf. fchliefst diefes allgemeine Capitel mit der Lehre, die Cur der Fieber nicht zu übereilen (wahrfcheinlich foll diefes eine Lehre gegen zu ftürmifches Verfahren mit gewiffen Heilmitteln feyn, worüber er fich beftimmter hätte ausdrücken follen), und endlich mit der bey Fiebern überhaupt zu befolgenden Diät, die wir höchft dürftig fich um die einfeitige Axe des Effens und des Trinkens drehen fehen, fowie die darauf gegebenen, die Convalefcenz betreffenden Lehren etwas arm ausgefallen find.

2 Cap. *Betrachtung der hitzigen Fieber überhaupt, nach ihrer Dauer, ihrem Verlaufe, ihren hervorftechenden Erfcheinungen und Charakter.* Meiftens hören wir hier nur wiederholt, was bereits im vorigen Capitel zur Sprache kam, nur mit etwas mehr Schlacken der *Brown*'fchen Schule vermifcht, in fofern in der Claffe der Humoralfieber, welche hier den Nervenfiebern entgegengeftellt find, die fthenifchen und afthenifchen Fieber noch eine Hauptrolle fpielen. Unter Humoralfieber verfteht der Vf. diejenigen Fieber, bey welchen fich, wie er fagt, die Erfcheinungen hauptfächlich in dem Schlagaderfyfteme äufsern; und nach Verfchiedenheit der geftörten organifchen Verrichtung, gegen welche fich die Thätigkeit der Schlagadern richtet, läfst er jene Fieber in entzündliche, in Flufsfieber, Katarrhfieber, Ausfchlagsfieber, Saburral-, Gallen-, Schleim-, Milch-, Wechfel- und Schleich-Fieber zerfallen. Der Unterfchied der Nervenfieber von den Humoralfiebern wird von dem Vf. in vorzügliche Action des Nervenfyftems (wie und worin diefe beftehen foll, ift nicht gefagt) gefetzt, fo zwar, dafs die Nervenaffection mit dem erften Beginnen des Fiebers vorhanden feyn mufs. Bey fpäterem Eintritte jener Nervenaction wird fie lediglich als nervöfer Zuftand des Humoralfiebers betrachtet. Daraus müffen wir folgern, dafs nur dann der Arzt ein Nervenfieber als folches anzufprechen befugt feyn könne, wenn er die Krankheit in ihrem Entftehen oder erften Stadium zu Gefichte bekommt, was wohl äufserft felten der Fall feyn dürfte. Wenn Hr. *v. H.* feine Fieberformen überhaupt nur nach den hervorftechendften Erfcheinungen charakterifirt: warum foll hierin das Nervenfieber eine Ausnahme machen, das Wefen diefer Fiebergattung allein von dem precären Umftande des Zeitverhältniffes abhängen, da doch der mögliche Übergang mancher Fiebergattungen in ihr totales Gegentheil, nach den Erfahrungen der bewährteften Praktiker, aufser Zweifel gefetzt ift, und da es keinem denkenden Arzte in den Sinn kommen wird, das gelbe Fieber z. B. darum für eine nervöfe Synocha zu halten, weil das erfte Stadium jener Krankheit auf die flüchtigfte, meiftens der Wahrnehmung entgehende Weife, eine gewiffermafsen fynochöfe Periode durchläuft, wie die meiften contagiöfen Fieber in den erften Momenten der Affection fynochöfe Beftimmungen, wenn auch nur momentan, in dem individuellen organifchen Syfteme hervorrufen, ja hervorrufen müffen, wenn anders die Natur fich in ihrer Gefetzgebung treu bleibt.

3 Cap. *Entzündliche Fieber.* Des einmal ange-

nommenen und von uns gewürdigten Eintheilung zufolge, werden hiebey, wie bey allen durch das ganze Buch vorkommenden Fieberarten, die Momente der einfachen Reizung, der Synocha, und des Typhus geltend gemacht. Das entzündliche Fieber soll meistens die gutartigen Exantheme, wie Pocken, Masern u. s. w., so wie den Katarrh und Rheumatismus begleiten. Bey dem weitläuftigen symptomatischen Gemälde, welches der Vf. von dieser Fiebergattung entwirft, unterläfst er, sich im Voraus mit gehöriger Bestimmtheit über das Wesen des entzündlichen Fiebers zu verbreiten, was um so nöthiger gewesen wäre, da die aus dem Vortrage des Vfs. nur zu deutlich hervorleuchtende Anhänglichkeit an die Lehre des sel. *Marcus* noch Vieles gegen sich hat, und dasjenige, was *M.* zum Wesen der Entzündung macht, eben so leicht als secundäres Symptom des eigentlichen Wesens der Krankheit betrachtet werden kann: worauf die sogenannte *crusta phlegistica* des bey Entzündung aus der Ader gelassenen Blutes schon hinzuweisen scheint. Eben so wenig vermögen wir uns nach der Lehre des Vfs. eine deutliche Vorstellung von einem entzündlichen Typhus zu machen, insofern von ihm das Wesen des Typhus in Schwäche aller Lebensverrichtungen gesetzt wird, worin der Vf. eben so Unrecht hat, da z. B. der sogenannte *marasmus senilis* noch kein Typhus ist, obgleich er Schwäche der Lebensfunction unverkennbar darstellt, so gern übrigens Rec. auch die Möglichkeit örtlicher Entzündungen bey typhösen Fiebern, selbst nach den Begriffen des Vfs., zugiebt. Ausserdem glaubt Rec., dafs das Wesen derjenigen Entzündungen, welche dem sogenannten stärkenden Heilplane weichen, den Namen von Entzündungen, welchen sie um der äusseren Ähnlichkeit willen tragen, durchaus nicht verdienen, insofern die Identität einer Krankheit nie ein entgegengesetztes Heilverfahren zulassen kann, wenn anders unsere bisherige Logik keine Chimäre war. In der Bemühung des Vfs., das Wesen der Entzündung von geschwächter Thätigkeit des venösen Systems, bey erhöheter Energie der Arterien, abzuleiten, ist die an Beweises Statt gebrauchte Angabe, dafs entzündliche Fieber durch Kälte erzeugt werden, lediglich aus dem Grunde, weil Kälte die Eigenschaft habe, die Thätigkeit der Venen gegen die Arterien herabzustimmen, fürs Erste sehr gesucht, und kein Grund läfst sich auffinden, warum durch Kälte nur einseitig die Thätigkeit der Venen herabgestimmt werden soll, man müfste denn annehmen, dafs die Natur hiebey sich nach dem kategorischen Imperativ der Idee des Vfs. oder vielmehr der Schule, deren Wort er führt, richte. Sodann wird doch Hr. *v. H.* den Glauben nicht hegen, dafs Kälte an und für sich, oder auf directem Wege, im thierischen Organismus den Zustand, welchen man Entzündung nennt, hervorzurufen vermöge: denn die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil, da wir in dem Tode durch Kälte (dem Erfrieren) nie das unglückliche Ende einer vorausgegangenen Entzündung erkennen, und Entzündungen nur dann als durch Kälte veranlafst anzusehen sind, wenn letztere reizenden Einflüssen von bedeutendem Grade unmittelbar vorausging, und die Kraft jener Einflüsse durch allgemeine Erhöhung der Reizbarkeit schärfte, wefswegen wir auch entzündliche Krankheiten, hauptsächlich als Resultate greller positiver Temperaturdifferenzen, nie als unmittelbare Wirkung der Kälte wahrnehmen, wie unser Vf. irrig meint. Ausserdem ist es jedem praktischen Arzte bekannt, dafs Kälte als eines der wirksamsten Heilmittel bey sogenannten entzündlichen Krankheiten zu betrachten sey, was der Fall nicht seyn könnte, wenn Kälte den entzündlichen Zustand unmittelbar hervorzurufen im Stande wäre. Dafs Hr. *v. H.* dieser Wahrheit, im Widerspruche mit seiner eben erwähnten Theorie von der Kälte, selbst beytrete, werden wir später zu zeigen Gelegenheit haben. Die Heftigkeit des synochösen Fiebers will Hr. *v. H.* aus der erhöheten Thätigkeit des Schlagadersystems, bey gleichzeitig erhöhetem Wirkungsvermögen, begreiflich finden. Eine Angabe, die wie aus den Wolken gefallen völlig beweislos dasteht, und laut genug die Schule verkündet, deren dogmatischer Nachhall sie ist. Das symptomatische Gemälde, welches der Vf. von dem typhösen Fieber und seinen Graden entwirft, und wobey seine diesen Gegenstand betreffende eigene Erfahrung sichtbar ist, läfst an Wahrheit und Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig. Bey Angabe der Ursachen des Typhus hingegen, wovon wir manche unnöthige Wiederholung lesen, hören wir §. 53 die entzündliche Natur dieses Fiebers daraus erwiesen, dafs gleiche Schädlichkeiten beide Krankheiten, die Entzündung sowohl als den Typhus, erzeugen: eine Angabe, welche kein denkender Arzt dem Vf. glauben wird, und welche durch die Erfahrung von dem Gegentheile laut genug widerlegt ist. Übrigens müssen wir dem Vf. geradezu widersprechen, wenn er behauptet, dafs vorzüglich die Kälte Veranlassung zu typhösen Fiebern gebe, und dafs die Krankheit, gleich der Synocha, am häufigsten im Winter und Spätherbste entstehe. Die Erfahrung lehrt auch hier gerade das Gegentheil: typhöse Fieber wüthen in der Regel vorzüglich bey sehr heissen Jahren, hauptsächlich in den Sommermonaten, wovon uns Spanien, Italien und Frankreich alljährlich die traurigsten Beyspiele geben. In diesen Ländern setzt jedesmal der Eintritt der Winterkälte dem Übel den sichersten Damm, wie Rec. sich durch unmittelbare Beobachtung zu überzeugen hinreichende Gelegenheit hatte, so dafs typhöse Epidemieen im Spätherbste und Winter höchstens als Ausnahme von obiger Regel gelten, und mehr als Folge eigener Schädlichkeiten, wie des im Winter vergrösserten menschlichen Elendes, des Mangels, der grösseren Gedrängtheit in geschlossene schmutzige Stubenräume u. s. w., als der Kälte an und für sich, zugeschrieben werden müssen. Übrigens sehen wir unseren Vf. durch die erwähnte Angabe in ein neues Labyrinth von Widersprüchen verwickelt, indem er früher die Kälte zur Quelle synochöser Fieber machte, wobey die Energie der Lebensregheit excentrisch erhöht seyn sollte, wo hier die Kälte als Ursache des Typhus, als einer

Krankheit angenommen wird, die ihren Grund in verminderter Thätigkeit der Lebensverrichtungen hat. Wer vermag ſich aus ſolchen Lehrſätzen zu finden? Eben ſo unrichtig iſt die Angabe, daſs die ſogenannten Faulfieber nur ſchwache Subjecte befallen. Vielmehr ſieht man bey bösartigen Epidemieen dieſer Art gerade die vollſaftigſten, oft robuſteſten Individuen ein Opfer der Krankheit werden, während hyſteriſche und ſchwächliche Menſchen von dem Übel verſchont bleiben. Auch werden junge Leute von gewiſſen Jahren häufiger, als Menſchen, welche bereits höhere Perioden des Alters erreicht haben, von epidemiſch-herrſchenden ſogenannten Faulfiebern ergriffen. Übrigens hätte Rec. dem Fieber von typhöſer Natur, welches hier als Einſchiebſel in eine ganz heterogene Krankheitskategorie ſonderbar genug abſticht, und ſo oft als Anhängſel beynahe jeder Fiebergattung mit unnützen Wiederholungen an die Reihe kommt, eine eigene, beſſer gewählte Stelle in dieſer Fieberlehre gewünſcht. — Unter den Heilmitteln des ſynochöſen Fiebers, die nun erſt wieder zur Sprache kommen, ſteht das Aderlaſſen wegen ſeiner, wie es hier ſo dogmatiſch als modiſch klingend heiſst, das Wirkungsvermögen herabſtimmenden Kraft, oben an. Dabey hören wir den uns völlig neuen Ausſpruch, daſs das Blutlaſſen aus kleiner Aderöffnung wenig oder nichts helfe; als wenn hiebey nicht Alles lediglich auf die Quantität des aus der Ader gelaſſenen Blutes ankomme, reicherer Strom des vergoſſenen Blutes in gegebener Zeit nicht nur einzig unter gewiſſen Bedingungen den Vorzug vor dem Blutabfluſſe aus kleinerer Öffnung verdiente, der bey längerer Dauer unfehlbar daſſelbe Verhältniſs giebt, wozu es bey einer gröſseren Öffnung der Ader weniger Zeit bedarf. Bey den wegen Schmerzen angezeigten geringeren Blutausleerungen (wie, wenn, wo, iſt nicht geſagt) wird das Schröpfen, wegen ſeiner krampfſtillenden Eigenſchaft (!) empfohlen. Was die Arzneymiſchungen betrifft, welche der Vf. gegen die ſynochöſen Fieber vorſchreibt, und die er in einem eigenen Anhange von Formeln dieſer Art dem Buche als Noth- und Hülfs-Schatz beygeſellt: ſo ſind ſelbige keinesweges als Muſter der pharmaceutiſchen Kunſt zu betrachten; oft erſcheinen ſie ſogar mit dem Heilzwecke in dem ſonderbarſten Contraſte; z. B. die Miſchung von Pulvern aus Weinſteinram und Salpeter; ferner die Auflöſung von ʒij Salpeter in ℥xvi Waſſer mit arabiſchem Gummiſchleim und Himbeerſaft āā ℥j verſetzt, alle 2 Stunden zu 2 Eſslöffel voll zu nehmen: ein wahres Muſter von Mäſsigung in Abkühlung des Blutes, wobey gewiſs kein Kranker über das Zuviel zu klagen Urſache hat. Noch leſen wir unter dieſen Muſtern von Arzneybereitung eine Miſchung von ʒj Salpeter, ℥j Citronenſaft in ℥viii Waſſer gelöſt, ebenfalls alle 2 Stunden zu 2 frugalen Eſslöffeln voll zu reichen. Ferner ℥j Mandeln mit ʒij Salpeter und Zucker nach Belieben mit Waſſer in eine Milch verwandelt, endlich ʒß Salzſäure mit ℥x Himbeerwaſſer und ℥j Himbeerſyrup vermiſcht. Bey den darauf folgenden diätetiſchen Lehren ſagt der Vf., daſs da, wo die Krankheit einen höheren Grad erreicht habe, und es hauptſächlich auf Schwächung des Wirkungsvermögens ankomme, die Getränke lauwarm gereicht werden müſſen. Wo aber finden wir in der ganzen Natur einen Beweis, daſs Wärme unbedingt das Wirkungsvermögen herabſtimme? Wo freylich Kälte unmittelbare Urſache der Entzündung zu ſeyn vermag, wie unſer Vf. früher behauptete, muſs Wärme das Gegentheil thun, und doch ſollte auch Kälte, wie wir oben hörten, den Typhus mit offenbarer Schwäche aller organiſchen Verrichtungen hervorrufen. O Widerſpruch ohne Ende! Noch nicht genug. In demſelben Paragraphen, welcher die lauwarme Beſchaffenheit der Getränke bey ſynochöſen Fiebern gebietet, wird die diätetiſche Lehre gegeben, daſs die Krankenzimmerluft mit wäſſerigen Dünſten geſchwängert, bey Entzündungen des Unterleibes aber kalte Umſchläge angewendet werden ſollen. Ferner heiſst es §. 79, daſs Kälte unter die Hauptmittel bey typhöſen Fiebern gehöre, weſswegen der Kranke kühle Luft athmen, ja ſelbſt nach *Letſom* der Zugluft ausgeſetzt werden ſoll. Auch das kalte Waſchen und Baden nach *Jackſon* iſt hier nicht zu empfehlen vergeſſen, obgleich der Vf. früher die Herbſt- und Winter-Kälte als Urſache des Typhus aufgeführt hatte. Die übrigen, dieſes Capitel erfüllenden praktiſchen Lehren ſind ganz dieſelben, welche bereits vor 30 Jahren von allen Lehrſtühlen ertönten, und alle ärztlichen Schriften erfüllten, wobey für keinen Fleck das Pflaſter vergeſſen iſt, und Contraſte der Arzneymittel ſowie empiriſche Plattheiten (z. B. daſs kalte Umſchläge auf den Unterleib nur eine halbe Viertelſtunde liegen bleiben dürfen) ſich drängen, die wir hier um der Kürze willen übergehen.

4 Cap. *Topiſche* (warum nicht örtliche?) *Entzündungen.* Dieſer Gegenſtand hätte früher bey dem entzündlichen Fieber abgethan werden können, um ſo mehr, da hier die örtlichen Entzündungen bald als Urſache, bald als Wirkung des entzündlichen Fiebers, und in beſonderer Beziehung auf Letzteres betrachtet ſind, und der zwiſchen beiden eingeſchaltete Typhus ein contraſtirendes Einſchiebſel, wie der Tanz zwiſchen den Acten einer ernſthaften, oder gar tragiſchen Italiäniſchen Oper, ausmacht. Das Weſentliche dieſes Capitels iſt übrigens ganz gewöhnliche Zuſammenhäufung deſſen, was uns jedes Lehrbuch über Dinge dieſer Art ſagt; man müſste denn die eine und die andere Hypotheſe, womit der Vf. ſeinen Vortrag ausſchmückte, abrechnen: Z. B. daſs der harte Puls bey Lungenentzündungen dadurch erklärbar werde, daſs nur der dünne Theil des Blutes durch die Lungen dringe, der dickere aber zurückbleibe: wie und wo, iſt nicht geſagt, ſo begierig wir auch wären, von dieſem ſonderbaren Naturvorgange das Nähere zu vernehmen. Nicht klüger wird man aus den hypothetiſchen Erklärungen werden, welche der Vf. von der Verhärtung, dem Skirrhus u. ſ. w., als Ausgängen örtlicher Entzündung giebt.

(Der Beſchluſs dieſer Recenſion folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

MEDICIN.

Nürnberg, b. Schrag: *Versuch einer praktischen Fieberlehre*, von D. *Fr. Wilh. von Hofen* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

5 Cap. *Rheumatische Fieber.* Um seinem Vorsatze gemäss nicht originell zu seyn, setzt der Vf. das Wesen dieser Krankheit darein, worein es *Richter* vor ihm hypothetisch genug setzte, nämlich in eine Entzündung derjenigen Zweige der Arterien, welche kein Blut, sondern eine dünne Flüssigkeit, von welcher Natur, hören wir nicht, führen, wobey die Thätigkeit jener Gefäfse beschleunigt seyn, und die ächten Entzündungen das Eigenthum derjenigen Zweige der Schlagadern seyn sollen, welche sich in Venen endigen, in sofern jene Schlagadern den Venen mehr Blut überliefern, als Letztere zurückzuführen vermögen, woraus dann Geschwulst entstehen müsse, welche aber bey dem Rheumatismus darum unterbleibe, weil der erwähnte Umstand mit der Vene hinwegfalle. Rheumatische Geschwulst soll nur dann entstehen können, wenn die Häute der Gefäfse von der oben angeführten Art sich wegen Entzündung schliessen, ihre Ab- und Aussonderungen gehemmt werden. Der eigentliche Sitz des Rheumatismus soll der Muskel seyn; die dieser Theorie nachgeschickte Symptomatologie und Therapie der Krankheit ist im Grunde mehr nicht, als der ganz gewöhnliche Schulschlendrian. Ausserdem finden wir unter den, von dem Vf. gegen diese Krankheit empfohlenen Arzneyen manche Mischung, die keinesweges als pharmakologisches Muster aufgestellt zu werden verdient. Dahin gehört die Verbindung des Salpeters mit Kampher; ferner das Gemenge der Brechwurzel und des Mohnsaftes mit schwefelsaurem Kali, was unter dem Namen des Dowerschen Pulvers bekannt ist, und dessen hier nachstehende ursprüngliche Form von denkenden Ärzten längst mit einer besseren vertauscht wurde. In ähnlichem Gewande, wie das erwähnte Pulver, sehen wir hier die Mischung des Guajakharzes mit Weinsteinram auftreten, ohne dass für diesen Contrast irgendwo ein Grund angegeben worden.

6 Cap. *Rheumatisches Fieber.* Dem Katarrh wird hier die Natur einer unächten Entzündung gegeben, welche sich von dem Rheumatismus lediglich durch ihren Sitz in den Schleimhäuten der Nase, des Halses (wahrscheinlich so viel als des Rachens) und der Luftröhre unterscheiden, und ebenfalls die Formen der einfachen Reizung, der Synocha und des Typhus eingehen soll. Bey Heilung des Katarrhs soll Alles auf die Ursachen, welche ihn herbeyführten, ankommen, ob er die Folge des Überganges von der Kälte in die Wärme, oder die des Gegentheils sey. Im ersten Falle soll man den Kranken aus der Wärme in die Kälte schicken, von welchem Grade und auf welche Weise, ist nicht gesagt, und ihn fleissig kaltes Wasser trinken lassen; im anderen Falle soll er sich in ein warmes Bett legen, den Hals (wahrscheinlich in dem obenangegebenen Sinne) mit erweichenden Dämpfen bähen u. s. w. Sind diese Massregeln fruchtlos: so kommt das Heer von schleimigen, zuckerstoffigen Substanzen an die Reihe, obgleich bessere Erfahrungen jenen Dingen längst ihre Stelle unter den grösstentheils fruchtlosen Täuschungsmitteln für den nur Arzneyen sehenwollenden Kranken anwies, so wie der Mohnsaft, welcher hiebey ebenfalls eine Rolle spielen muss, gewiss nicht unbedingt unter die Antikatarrhalia gehört. Übrigens müssen wir es, unterstützt von lautredender Erfahrung, für einen so groben, als nachtheiligen Irrthum des Vfs. ansehen, wenn er den Katarrh bald von der Kälte, bald aber von der Wärme entstehen läfst, und nach diesem Ursprung ihm bald mit Kälte, bald mit Wärme zu Leibe gegangen wissen will; da diese Krankheit nur Folge greller Temperaturdifferenz ist, in sofern entweder eine sonst gewohnte Wärme das durch Kälte reizbarer gewordene Organ heftiger ergreift, das ist, reizt, oder als eine ungewohnte Wärme zu rasch auf Erkältung folgt. Aus diesem Grunde kann es für diese Krankheit, in Hinsicht der Temperatur, auch nur eine Methode geben, dem Kranken durchaus nur das Athmen eines kühlen Luftkreises empfohlen werden, wodurch wir den Leidenden jederzeit auffallend erleichtert sahen, da hingegen das sogenannte Warmhalten die Krankheit sichtbar in die Länge zieht. Ausserdem können wir hier die Widersprüche nicht ungerügt lassen, in welche der Vf. in sofern verfällt, als er dem Kranken kühlende Diät (wahrscheinlich sind hierunter Trank und Speise verstanden) bey warmem Verhalten (um uns seiner Ausdrücke zu bedienen) empfiehlt, da eine solche Anordnung durch kein Stadium, durch keinen Grad der Krankheit gerechtfertigt wird, die Diät durch das wei-

te Reich der ärztlichen Praxis, jederzeit dem Regime der Temperatur und dem ganzen Verhalten des Kranken entsprechen muss.

7 Cap. *Exanthematische Fieber.* Warum nicht Fieber mit Hautausschlag? Was die Idee betrifft, welche dem praktischen Arzte bey Behandlung solcher Krankheiten überhaupt vorschweben muss: so findet man hierüber in den meisten älteren sowohl als neueren Schulbüchern, hauptsächlich in den Werken eines *Rosenstein*, *Joh. Petr. Frank*, *Stigliz* und Anderer, weit mehr Treffliches und Lehrreiches, als hier gesagt, wo Alles sich mehr um ermüdende Particularitäten als allgemeine Ansichten dreht. Ausserdem hören wir bey dieser Gelegenheit von unserem Vf. die neue Lehre, dass Petechien, Friesel und Scharlach keine Exantheme, auf Deutsch Hautausschläge, seyen, weil sie die eine und die andere Verschiedenheit von dem, was der Vf. Exanthem genannt wissen will, zeigen. Dass das A kein Y sey, mag Hr. *v. H.* immerhin lehren; allein bleibt darum das Y weniger ein Buchstabe, als das A? Warum fanden bey der Kluft, welche der Vf. zwischen seinen Exanthemen und den erwähnten Hautkrankheiten sieht, dessenungeachtet letztere hier unter den exanthematischen Fiebern ihren Platz? Unter den Heilmitteln, welche der Vf. gegen die Fieber mit Hautausschlag, nach Verschiedenheit ihrer Erscheinungen, empfiehlt, soll warme Thier-, oder auch Pflanzen-Milch lästigen Durchfällen begegnen, so wie wir den aus allen neueren Arzneybüchern wegen Gehaltlosigkeit verbannten Safran, mit den Zinkblüthen, an der Spitze derjenigen Mittel erblicken, welche der typhösen Beschaffenheit des Fiebers entgegengesetzt werden, ohne für diesen Rath irgendwo eine Spur von Grund zu entdecken, noch zu hören, warum jenen Mitteln hier der später empfohlene Bisam und Mohnsaft nachstehen. Auch den warmen Bädern wird hier von dem Vf. als Heilmittel des exanthematischen Typhus eine Lobrede gehalten, da wir ihn früher die Kälte, so wie das kalte Baden und Waschen, als Hauptmittel gegen den Typhus, empfehlen hörten. Vielleicht ist bey Exanthemen der Typhus als Nebensache zu betrachten, welchen die lediglich auf das Exanthem gerichteten Mittel unberührt lassen, oder mittelbar, durch Bekämpfung der Hautkrankheit, heilen? Doch wozu sollte diesem Plane der Safran, die Zinkblume, der Bisam und Mohnsaft dienen, welche Mittel doch lediglich nur für den Typhus berechnet sind?

8 Cap. *Gastrische Fieber.* Unter diesem Namen begreift der Vf. solche Fieber, welche von dem Verdauungssysteme ausgehen, ihren Grund in der gestörten Function eines dahin gehörigen Organs haben, und in Saburral-, Gallen- und Schleim-Fieber zerfallen, über deren Ursachen und Erscheinungen wir hier nur bekannte Dinge in dem ganz gewöhnlichen humoralistischen Stile früherer Zeit mit Weitläuftigkeit vorgetragen finden. Die bey dieser Gelegenheit von dem Vf. gegen die Astheniesieherey unseres Zeitalters bey Gallenfiebern, und die bey Letzteren mit Ausschweifung geübte Reizmethode angestimmte Jeremiade passt nicht mehr auf die Handlungsweise unserer heutigen, grösstentheils zur Besinnung gekommenen Schulen, so wie die hier mit sichtbarer Vorliebe geltend gemachte Idee von Verschleimung der Säfte, deren Behandlung sich zu einseitig um den Schleim, der doch im Grunde nur Product der Urkrankheit seyn kann, dreht, etwas zu sehr gegen den heutigen Zustand der Wissenschaft absticht, und den Arzt zu weit in die Periode crasser Humoralistik zurückwirft. Ja wir hören hier für jeden, von der Krankheit producirten Stoff besondere Ausleerungsmittel empfehlen, doch ohne den Vorzug eines Mittels vor dem anderen zu genanntem Zwecke durch Angabe irgend eines Grundes gerechtfertigt zu lesen.

9 Cap. *Puerperalfieber.* Ausser den ganz gewöhnlichen Ansichten dieser Fiebergattung aus der Zeit des früheren Humoralwesens, lesen wir hier unter so mancher precären Behauptung, dass die dem Puerperalfieber zum Grunde liegenden Functionsstörungen kein Werk der Natur, sondern einzig Folge äusserer Bestimmungen seyen. Wahrscheinlich sind jene nicht natürlichen äusseren Bestimmungen von metaphysisch-transcentendalidealem Gehalte. Denn was anders sollten sie seyn, wenn ihnen die Heimath im Gebiete der Natur streitig gemacht wird? Welcher Sterbliche vermag übrigens sich von einer Krankheitsursache einen Begriff zu machen, welche nicht zur handgreiflichen Erscheinungswelt gehört? Unter den Heilmitteln, welche der Vf. zur Wiederhervorrufung der ins Stocken gerathenen Wochenreinigung empfiehlt, preist er auch die warmen Dämpfe an. Warum wurden an ihrer Stelle nicht die unendlich wirksameren sogenannten Halbbäder gewählt? Was soll die flüchtige Ausdünstung des warmen Wassers da, wo wir sie nicht einmal dem Bedürfnisse gemäss an den eigentlichen Ort ihrer Bestimmung zu bringen vermögen? Zur Förderung der Milchkrise in den Brüsten gebietet der Vf. züchtige Bedeckung. Da aber über den Begriff des Züchtigen in der Welt nicht einerley Meinungen herrschen, und hier die Rede nur von warmer Bedeckung seyn kann und muss: so finden wir jenen Ausdruck hier übel gewählt. Die Behauptung, dass das Puerperalfieber nur selten sporadisch erscheine, ist durch keine Erfahrung bestätigt; vielmehr scheint diese Krankheit zu denjenigen Fiebern zu gehören, die am meisten sporadisch vorkommen. Um den Eintritt dieses Fiebers zu hindern, soll die dazu neigende Wöchnerin so lange mit Brech- und Abführungs-Mitteln bestürmt werden, bis keine verdorbenen Stoffe mehr abgehen: ein Rath, der menschliche Naturen vorauszusetzen scheint, welche sich selten in der Wirklichkeit finden, und der so unbedingt, wie er hier steht, mehr verderblich als heilbringend seyn dürfte, um so mehr, als der durch die Schwangerschaft und Geburt ohnehin schon hart genug mitgenommene Unterleib der Wöchnerinnen die grösste Behutsamkeit bey dem Gebrauche sogenannter Abführungsmittel verlangt, und Alles auf Beschaffenheit der Umstände ankommt. Zur Herabstimmung des Wirkungsvermögens der Gefässe, welche bey dieser Krankheit zuweilen Aufgabe des Arztes seyn soll, wer-

den die ätherischen Flüssigkeiten empfohlen. Den Grund hievon suchen wir vergebens.

10 Cap. *Nervenfieber.* Der specifische Charakter dieser Fiebergattung wird von dem Vf. in vorzügliche Affection des Nervensystems, oder in Anomalie der Nerven- und Muskel-Action gesetzt. Dem Beyspiele aller bisher betrachteten Fieberarten getreu, müssen auch sie bald die Form der einfachen Reizung, bald die der Synocha, bald die des Typhus eingehen, und sich ohne Gnade nach dem allgemeinen Leisten bequemen, mit dessen logischer Consequenz es der Vf. hier wie durch das ganze Buch nicht sehr streng zu nehmen scheint. Überhaupt finden wir den hier aufgestellten Begriff des Nervenfiebers noch weit von seiner vollendeten Bestimmtheit entfernt, durch ihn keine besondere Epoche in der ärztlichen Wissenschaft geschaffen, so wie die Gründe, womit der Vf. seine von der gewohnten Ordnung der Dinge abweichende Eintheilung zu verfechten bemüht ist, z. B. dass das Nervenfieber mit dem Charakter der Synocha darum selten oder nie in der Erfahrung vorkomme, weil es gewöhnlich mit der Phrenitis oder Hirnentzündung verwechselt werde, das Gesuchte und Gezwungene zu sichtbar verrathen; der Widersprüche nicht einmal zu gedenken, auf die wir hier mit den früheren Äusserungen des Vfs. stossen. In welcher Hinsicht wir nur dasjenige erwähnen, was der Vf., bey der allgemeinen Betrachtung der Fieber, von dem Unterschiede zwischen Nervenfieber und Humoralfieber mit nervösem Charakter sagt; dass nämlich, um ein Fieber als Nervenfieber ansprechen zu können, erfodert werde, dass die nervösen Symptome gleich beym Anfang der Krankheit sich zeigen, ein späterer Eintritt nur ein Humoralfieber von nervösem Charakter begründe. Wenn nun dort die Zeit des Eintrittes nervöser Erscheinungen dem Nervenfieber so wesentlich ist: warum hören wir diesen Umstand in der hier an der Spitze stehenden Definition des Nervenfiebers verschwiegen? Was das Heilverfahren des Vfs. bey dieser Fieberform betrifft: so giebt selbige durchaus nur den dringenden Erscheinungen Gehör; selbst Brech- und Abführungs-Mittel sehen wir hier an die Reihe kommen, wo man sie zur Fortschaffung des irgendwo aufgespürten Unrathes für angezeigt erachtet. Ausserdem wird bey typhösem Charakter des Nervenfiebers ein vorzügliches Gewicht auf die psychische Behandlung des Kranken gelegt, in sofern sie oft die einzige seyn soll, welche hiebey in Anwendung gebracht werden kann, warum aber, und zu welchem besonderen Ende und wie, erfahren wir nirgends mit einem Worte.

11 Cap. *Wechselfieber.* Ganz gewöhnliche Zusammenstellung dessen, was wir über diesen Gegenstand in den praktischen Werken eines *Sydenham*, *Huxham*, *Werlhof* u. s. w. bis auf *Brown* und dessen Schule lesen, wenn wir die einmal für allemal beliebte Eintheilung des Fiebers in den Charakter der einfachen Reizung, der Synocha und des Typhus ausnehmen. Die Möglichkeit des synochösen Charakters dieser Fieber leitet der Vf. von der Ähnlichkeit der Pyrexieen dieser Fieber mit den sogenannten anhaltenden Fiebern ab, doch nicht ohne sichtbaren Zwang, in sofern er glaubt, dass die Existenz dieser Fieber darum geleugnet werde, weil man die Krankheit wegen Unvollkommenheit der Apyrexieen gewöhnlich mit anhaltenden Fiebern verwechsele. Eben so geht der Vf. in seiner Meinung zu weit, wenn er behauptet, dass bey weitem die meisten Wechselfieber von typhöser Natur seyen. Alles kommt hiebey auf den Begriff an, welchen man mit dem Worte Typhus verbindet, worüber in den Angaben unseres Vfs. noch so viele Unbestimmtheit herrscht, als in der Menge anderer Schriften, welche wir über diesen Gegenstand besitzen, so dass, wenn man sich dem Glauben an die Worte des Hn. *v. H.* hingeben wollte, man leicht in Versuchung gerathen könnte, den Typhus für eine Universalkrankheit des Menschengeschlechtes zu halten.

12 Cap. Das Buch schliesst mit den sogenannten *schleichenden Fiebern*, deren der Vf. 5 Arten, als das entzündliche, gastrische, phthisische, hektische und kachektische, aufstellt. Was den entzündlichen Charakter dieser Fiebergattung betrifft: so möchte dessen Existenz um so mehr zu bezweifeln seyn, als jene Fieber die Folge von lediglich schwächenden Einflüssen, wie langem Fasten, Mangel an Schlaf, Selbstbefleckung, Säfteverlust u. s. w. seyn sollen. Wahrscheinlich ist es hiebey nur auf den Gewinn von Eintheilungsgliedern ohne alle Berücksichtigung des praktischen Nutzens abgesehen; so wie die jenen Fiebern von dem Vf. zugetheilten besonderen Stadien etwas zu ängstlich gesucht sind, und in der Natur keine genaue Grenze zulassen. Den übrigen Theil dieses Capitels nimmt der gewöhnliche, Jedem zur Genüge bekannte praktische Schlendrian ein.

Das Gesagte wird hinreichen, um den Leser von der Wahrheit unseres im Eingange ausgesprochenen Urtheils zu überzeugen, und genug mag das aus der Fieberlehre des Hn. *v. H.* Mitgetheilte zu der Erkenntniss seyn, dass diese Arbeit bey weitem das dringendste Bedürfniss des Zeitalters nicht war, wozu sie der Glaube ihres Vfs. erhob.

Δφ.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Augsburg: Anzeige einer von dem Hn. Prof. Dupuytren zu Paris erfundenen und mit dem glücklichsten Erfolge ausgeführten Operationsweise zur Heilung des Anus artificialis*, nebst Bemerkungen von D. *Franz Reisinger.* Mit einer Kupfertafel. 1817. 68 S. 8.

Wir erfahren aus dieser Anzeige, dass Hr. *Dupuytren* in Paris bey 3 am *Anus vicarius* (nicht *artificialis*, wie es hier heisst) Leidenden es unternommen hat, die Scheidewand der beiden, in der Gegend der Fistelöffnung unter einem mehr oder weniger spitzigen Winkel, ja manchmal parallel vereinigten Darmstücke mittelst einer Zange, deren beide Löffel, jeder einzeln in Ein Darmstück, eingeführt werden

welche dabey mit starken, sich entsprechenden Erhöhungen und Vertiefungen auf ihrer inneren Fläche und mit stumpfen Schneiden an den Rändern versehen sind, einzuklemmen, und nach und nach durchzudrücken, oder vielmehr abzukneipen, in der Hoffnung, die Darmstücke werden sich seitwärts neben der zerstörten Scheidewand durch adhäsive Entzündung vereinigt haben, so dass kein Extravasat in der Bauchhöhle entstehe, die Continuität des Darmcanales wieder hergestellt werde, und der vicarirende After sich in eine einfache Darmfistel verwandle, welche alsdann bey fortdauernder natürlicher Stuhlausleerung durch Compression u. s. w. wohl zur Vernarbung gebracht werden könne. Auf diese Operationen folgten jedesmal bedeutende Erscheinungen von Enteritis und Peritonitis, welche jedoch nach einiger Zeit wieder verschwanden, — natürliche Stuhlausleerungen, die in Einem Falle lange Zeit vorher gefehlt hatten (wie es sich in dieser Beziehung in den zwey anderen Fällen verhielt, ist nicht angegeben), und verminderter Abgang durch die Fistelöffnung. Ganz hörte dieser nicht auf, und die Fistelöffnungen hatten sich zu der Zeit, da Hr. *R.* seinen Bericht endigte, noch nicht geschlossen: er glaubte aber, deren Vernarbung bey Fortsetzung des Compressiv-Verbandes bey allen dreyen mit Zuverlässigkeit erwarten zu dürfen. Diese etwas sanguinische Hoffnung ging aber, wie wir aus dem Nachtrage ersehen, nur zum Theil in Erfüllung. Bey der ersten Operirten gelang sie nicht; und bey dem 3ten war sie 100 Tage nach der Operation gleichfalls noch nicht bewerkstelligt. Bey dem zweyten wurde der Compressiv-Verband lange Zeit fruchtlos angewandt; eben so fruchtlos war die umwundene Nath mit 3 Nadeln an die blutig angefrischten Ränder der Fistelöffnung angelegt worden, und sogar eine Art Klemme, wodurch diese in Berührung erhalten und gegen einander gepresst werden sollten, wurde fruchtlos gebraucht. Endlich aber wurde man ganz unvermuthet durch die völlige Verschliessung der Fistelöffnung überrascht; — und 4 Tage nachher schloss Hr. *R.* seinen nachträglichen Bericht. Hätte er doch noch etwas gewartet: der Bericht hatte so grosse Eile nicht. Vermuthlich war nun die Fistelöffnung in der Haut geschlossen; die Vereinigung in der Tiefe fehlte, und die Fistel brach später wieder auf. Wer erinnert sich hiebey nicht an *Desault's* Anfangs auch mit einem scheinbar glücklichen Erfolge gekrönten Bemühungen, den vicarirenden After zu heilen? Und welches war das endliche Resultat? Rec. sah Fälle dieser Art, wo häufige natürliche Stuhlgänge durch Klystiere und zuletzt auch ohne diese erfolgten, wo aller Kothabgang durch die Fistelöffnung aufhörte, nur noch dünne Darmflüssigkeit durchsickerte, die Öffnung äusserst klein und unscheinbar wurde, ja sich geschlossen zu haben schien: — auf einmal entstanden Kolikschmerzen, es erfolgte ein neuer Aufbruch der Fistel, mit häufigem Abgang von Excrementen durch dieselbe. Es ist rühmlich, in schwierigen und beynahe rettungslosen Krankheitsfällen unermüdet die höchsten Anstrengungen der Kunst zu machen. Allein man übereile sich nicht in Überschätzung des glücklichen Erfolges. Wie gern täuschen sich doch die Ärzte selbst, und wie viele erklären die für geheilt, die es nicht wirklich sind!

Rec. hatte einen in Paris befindlichen kunstverständigen Augenzeugen, welcher die Behandlung dieser 3 Operirten genau beobachtete, um die Mittheilung des endlichen Erfolges ersucht, und kann nun zur Ergänzung der Erzählung des Hn. *R.* Folgendes beyfügen. Die erste Operirte wurde nach 8 monatlicher Behandlung aus dem *hotel dieu* entlassen, und — sie starb wenige Wochen nachher unter den heftigsten Kolikschmerzen, indem die Excremente hinter der verengerten Darmfistelöffnung sich angehäuft hatten, und diese nach Innen geborsten war, mit tödtlicher Ergiessung in die Bauchhöhle. Der dritte Operirte, von welchem Hr. *R.* glaubte, „dass die vollkommene Schliessung der Fistel auch in diesem Falle gesichert sey" (S. 68), war 9 Monate nach dem Anfange der Cur nichts weniger als geheilt, vielmehr im höchsten Grade abgezehrt, so dass sein hektischer Tod als nahe bevorstehend erwartet wurde. — Bey dem zweyten Operirten blieb zwar die äussere Fistelöffnung geschlossen, so lange er sich im Hospitale aufhielt; allein während dieser Zeit hatte er die vollkommenste Ruhe beobachtet, und nur sehr dünnflüssige Nahrungsmittel in der allergeringsten Menge genossen. Ist nun dieser Mensch später wieder zu einer körperlich thätigen Lebensweise und zum Genusse gröberer Nahrungsmittel zurückgekehrt: so erfolgte höchst wahrscheinlich der Wiederaufbruch der Narbe nach Innen oder nach Aussen; und er starb entweder, wie die erste Operirte, oder er hatte seinen vicären After wieder.

Wth.

Augsburg: *Darstellung eines neuen Verfahrens, die Mastdarmfistel zu unterbinden, und einer leichten und sicheren Methode, künstliche Pupillen zu bilden*, von D. *Franz Reisinger*. 1816. 8. Mit einer Kupfertafel.

Hr. D. *Reisinger* thut den Vorschlag, die Schnur zur Unterbindung der Mastdarmfistel mittelst einer, vorn mit einem Knöpfchen und hinten mit einem Öhr versehenen Spiralfeder einzuziehen. Rec. hat sich schon vor Jahren hiezu der mit einer Spiralfeder versehenen Sonde von *Bellocq* bedient, die er zu diesem Behufe nur feiner und dünner verfertigen liess. Daher kann Rec., welcher die Spiralfeder an Lebenden bey diesem Geschäfte gebrauchte, ihre Anwendbarkeit und ihren Nutzen aus Erfahrung bestätigen. Die übrigen Werkzeuge, welche der Vf. noch gebraucht, und welche auf der beygefügten Kupfertafel abgebildet sind, gehören zu den entbehrlichen. Das hier vorgeschlagene sehr zusammengesetzte Gorgoret leistet gewiss nicht mehr als das bekannte *Rungische*. Canula, Sonde und Troiquard sind ganz die *Desaultischen*.

Zur Lostrennung der Iris vom Ciliarligamente bey der künstlichen Pupillenbildung empfiehlt der Vf. eine Pincette, deren Schenkel sich nach vorn in feine Häkchen enden, die, wenn die Pincette geschlossen ist (im Moment ihrer Einführung durch die kleine, nur 1½ Linien lange Hornhautwunde), sich genau an einander legen, und so nur Einen Haken darstellen. Durch dieses Werkzeug kann die Iris auf doppelte Weise, einmal mittelst der Häkchen und dann mittelst der Pincette, gefasst, und so mit mehr Sicherheit, ohne Gefahr auszureissen, vom Ciliarligamente abgetrennt, in die Hornhautwunde hereingezogen, und dort also eingeklemmt werden, dass sie einen bleibenden Prolapsus bilde. Rec. war immer im Stande, dasselbe mit einer guten Pincette zu leisten, deren Schenkel nach vorn etwas stumpf, nicht so spitzig sind, als jene an den in Wien verfertigten, und von *Beer* gebrauchten, darum ganz unpassenden Augenpincetten. Nichts desto weniger scheint ihm das Instrument von Hn. *R.* brauchbar und der Aufmerksamkeit würdig zu seyn. Über die sehr ins Einzelne gehenden und casuistisch durchgeführten Reflexionen desselben im Betreff der künstlichen Pupillenbildung überhaupt und der Koretodialysis insbesondere wäre viel und wenig zu sagen: — viel, wollte Rec. jeden der hier gethanen Vorschläge und alle gegebenen Bestimmungen, von welchen der Vf. selbst sagt, dass sie nur hingeworfen seyen, und der Bestätigung durch Erfahrung noch bedürfen, einzeln prüfen; — wenig, wenn derselbe auf den allgemeinen Erfahrungssatz hinweist, dass die Anlegung einer vicären Pupille meistens nur in dem Falle einen vollkommen glücklichen Erfolg gewährt, wo die natürliche durch ein Centralleucom der Hornhaut verdeckt ist, in welchem Falle aber die Koretonectomie gewiss den entschiedensten Vorzug verdient, — dass sie dagegen bey wirklicher Pupillensperre, besonders an einem mehr oder weniger verkrüppelten Augapfel, äusserst selten wahren und bedeutenden Nutzen bringt. Vorzüglich gilt diess von der Koretodialysis. Denn die vielen Modificationen derselben, die wir in wenigen Jahren zu Dutzenden anwachsen sahen, sind der sprechendste Beweis von ihrem gewöhnlichen Misslingen. Auch die hier erzählten Operationsgeschichten, in welchen die Koretodialysis meistens einen ganz unglücklichen, in keiner einen sehr guten Erfolg hatte, bestätigen das Gesagte.

Wth.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

GESCHICHTE.

Frankfurt am Main, b. Varrentrapp: *Kaiser Marcus Salvius Otho.* Eine Biographie. Von *Wilhelm Ernst Weber*, Doct. der Philosophie. 1815. VIII und 196 S. 8. (18 gr.)

Wenn für unsere Zeit noch immer zwey Wege, sich dem Ideale historischer Kunst zu nähern, gelten müssen, auf deren einem den Musterwerken der grossen Alten, in Gemäsheit ihres unbestreitbaren Verdienstes als Classiker bezeichnet, nachgestrebt, auf dem anderen die für Geist und Gemüth wirksamste Veranschaulichung des Geschehenen für das Volk beabsichtigt wird, auch wohl eine durch Zustand der volksthümlichen Geistesbildung bedingte Vereinbarung beider zulässig bleibt: so hat jeder Versuch, in welchem sich die festere Richtung nach einem dieser Ziele und das lebendige Bewusstseyn derselben hell und unzweydeutig ausspricht, seinen verhältnissmässigen Werth, verdient den Kreis der Lesewelt zu finden, dem er angehört, und ist nach dem in seinem Wesen vorwaltenden Gesichtspuncte zu würdigen. Der Verfasser, nach eigener Erklärung, ein junger Mann, abgehalten durch Krankheit, an dem grossen Kampfe gegen Frankreich Theil zu nehmen, suchte sich dem Vaterlande auf andere Weise werth zu machen, und beschloss, seine Kraft in Schilderung grosser Zeiten und Charaktere zu üben: er hat seine geistige Bildung auf altclassischem Boden verfolgt, und tritt mit einem dess Zeugniss gebenden schriftstellerischen Probestück hervor, welches Aufmunterung in Anspruch nimmt, wenn es auch mannichfaltigen gerechten Tadel zulässt, der um so weniger zurückgehalten werden darf, je mehr Empfänglichkeit dafür und Würdigkeit, auf seine Schwächen hingewiesen zu werden, dem Vf. ein rühmliches Anrecht darauf giebt. Zum Gegenstande der Bearbeitung ist aus der römischen Geschichte eine Begebenheit von begrenztem Umfange, anziehend durch gewichtigen Erfolg, gewählt: denn ungeachtet des beträchtlichen Zwischenraumes, welcher die ersten Ankündigungen der sich auflösenden Römer-Macht und den Untergang derselben trennet, ist die unglückschwangere Andeutung für des Weltreiches Schicksal nicht zu verkennen, welche in den Ereignissen nach Nero's Tode liegt. Die Darstellung derselben oder die auf Monate beschränkte Regierungsgeschichte Galba's und Otho's wird hier auf eine, fürwahr nicht misslungene, wackere historische Gesinnung beurkundende Weise versucht.

Die Einleitung, welche dem Leser den rechten Standort zur Anschauung und Betrachtung anweisen soll, leidet an Überladung mit Bildern, an jugendlich-üppigem Prunke, der mit der, in der Erzählung selbst grösseren Theils vorherrschenden alterthümlich-sinnigen Einfachheit und Sparsamkeit in auffallendem Widerspruche steht. Seitdem in Rom altväterliche Kraft, schlichte Sitte und kunstlose Genügsamkeit erstorben, Selbstsucht, und durch diese erzeugt und genährt, Genusgier mit Schlaffheit und Ehrgeiz, mit Tücke und Trotz, an ihre Stelle getreten waren, von Sylla an bis auf Octavius Augustus, „schien die Natur in dem kurzen Zeitraum Eines Jahrhunderts in erhabener Verschwendung gezeigt zu haben, wie hoch sich ihr Vermögen zum Bösen und zum Guten das menschliche Geschlecht zu steigern wüsste. Einer Reihe ausserordentlicher Menschen waren die Kräfte ganzer Nationen zu folgsamem Dienste untergeben worden. Aber nicht ein glorreiches Gebilde war aus dem gigantischen Ringen hervorgegangen! Die Kräfte hatten sich feindselig zerrieben, nicht selbstständig geläutert; die Natur erlag ihrem eigenen Werke. Augustus fuhr (?!) die aufgegebenen Massen zusammen, eine unförmliche Gestalt aufzuthürmen. Ein Koloss erstand, drohend, gepanzert in Erz; aber die Füsse waren von Thon. Nachdem er selbst mit Leutseligkeit und Demuth, Tugenden, die kleinen Seelen leicht werden, wie ein Vater — so sagten es die Römer — unter eben nicht hoffnungsvollen Kindern regiert, hausten Wüthrige in die Wirthschaft. Innen ging durch sie der letzte Wohlstand zu Grunde, von Aussen tilgten Winterstürme den übrigen Glanz des Gebäudes. Unnatürlich hatte die Riesin, die Weltmonarchin, die Nahrung der ganzen blutenden Erde in sich gesogen: am eigenen Übermasse musste sie bersten" (?!). — „Unter Augustus Nachfolgern verliessen Wenige den Schauplatz, ehe man entscheiden konnte, ob ihr kurzes Leben beklagt oder vergessen zu werden verdiene." Zu diesen Wenigen ist *Otho* zu rechnen.

Er erwuchs mit *Nero*, über welchen milder als gewöhnlich S. 15 geurtheilt wird, mit der Äusserung S. 19, dass eine eigene Schilderung dieses Verfahren vorbehalten bleibt. In dieser wird nicht übersehen werden, was dem sich selbst höhnisch überbietenden Despotismus-Wahnwitze zu einiger Entschuldigung gereicht; dass dem Knaben und Jünglinge durch Entf-

hung und Umgebung, durch freche Hoffnungen und feige Schmeicheleyen Herrſcher- und Macht-Wahn eingegoſſen wurde, womit der aufſtrebende, lebensluſtige Geiſt bey eintretender Mündigkeit trotzig-muthwillig zu ſpielen begann, und um ſo mehr auf bunte Mannichfaltigkeit und abwechſelnde Neuheit des ſcheuslichen Spiels bedacht ſeyn muſste, je mehr Alles in ſeiner Nähe ihn mit blutig-unſittlichem Spiele umzaubert hielt. Dann folgt die Erzählung vom Leben und von den Schickſalen Otho's in ſchicklichem Ebenmaſse und meiſt anſprechendem, die Einbildungskraft reizendem und Nachdenken erweckendem Tone. Der Stoff iſt mit Beſonnenheit geordnet, wie beſonders in den Epiſoden, z. B. von *Vitellius* Leben und Streben u. ſ. w., ſichtbar wird, und mit rührigem Geiſte und mit gereifter Einſicht verarbeitet. Die Quellen, Tacitus, Suetonius, Plutarchos und Dio Caſſius ſind gebührend benutzt; des erſteren Zeugen Worte werden oft beybehalten, und im Deutſchen Sinne möglichſt treu, nicht ſelten kritiſch ſtreng nachgebildet. Die Anſicht iſt rein und edel. In den Urtheilen offenbart ſich Unbefangenheit, Scharſſinn und Tiefe. Galba iſt nach dem Leben gezeichnet. Viel ironiſchen Sarkasmus enthalten S. 111 die Worte über die Schweiz: „Die Helvetier, ein Galliſches Volk, vordem auf Waffen und Männer, nunmehr auf der Thaten Gedächtniſs ſtolz, die ihre Väter gethan;" doch hätten ſie nicht mit Schwabacher Schrift ausgezeichnet werden ſollen. Mit Liebe verweilt der Vf. bey Otho's Gemüthsadel, wie ſich derſelbe in den letzten Stunden offenbaret S. 184 ff., und daran iſt eine allgemeinere Schilderung deſſelben angeknüpft S. 190 ff.; auch der Verdacht, daſs ſein Benehmen als Folge einer überverfeinerten Feigheit oder an ſich unſittlichen Gleichgültigkeit gegen Leben und Welt betrachtet werden könne, iſt nicht unberückſichtigt geblieben. Wir ehren die Abweiſung dieſer, eine nur allzuverführeriſche Seite darbietenden, das menſchlich Hohe herabwürdigenden Anſicht. Der Hiſtoriker, wenn er Muth und Wärme für ſeine Thätigkeit pflichtmäſsig bewahren will, ſoll und darf den Glauben an die Menſchheit nicht fallen laſſen; daſs dieſer gerettet und aufrecht erhalten werde, daran iſt uns und Allen ſehr viel gelegen.

Das Lob, welches der Darſtellung und Betrachtung des Vfs. gebührt, kann auch von ſeinem Streben nach Treue und Wahrhaftigkeit, den Haupteigenſchaften des Geſchichtſchreibers, mit nur geringen Beſchränkungen geltend gemacht werden. Von gewiſſenhafter Vorſicht und ſtrenger Prüfung zeigen ſich ehrenwerthe Spuren; nicht Viele würden von einer, ſo viel innere Wahrſcheinlichkeit enthaltenden Volksſage ſo bedachtſamen Gebrauch gemacht haben, wie der Vf. in Anſehung der Gewiſſensregung Othos S. 191 in der Anmerkung thut; auch Kleinigkeiten ſind nicht flach und leichtfertig behandelt. Deſshalb fällt die Zuverſichtlichkeit auf, womit S. 19 von dem freundſchaftlichen Jugendverhältniſs zwiſchen Nero und Otho, und S. 24 von des Letzteren ehrgeizigen Entwürfen (die doch wohl erſt mit Piſo's Adoption geweckt und reif geworden ſeyn dürften) Nachricht gegeben wird. Auch läſst ſich nimmermehr urkundlich oder mit höherer Wahrſcheinlichkeit darthun S. 72, daſs Otho keine der früher gegen ihn ausgeſtoſsenen Schmähungen verloren habe; und ſelbſt die innere Wahrſcheinlichkeit iſt gegen die S. 92 erwähnte Vermuthung, daſs Capito's Ermordung auf Aufwiegelung des Volkes gegen Galba berechnet geweſen ſeyn ſolle. — In den Deutſch gegebenen Stellen des Tacitus ſcheint Mehreres verfehlt zu ſeyn. So in Galba's Rede bey Piſo's Adoption, Hiſt. 1, 16: *loco libertatis erit quod eligi coepimus*, „an der Freyheit Statt wird die Befugniſs ſeyn, den Herrſcher zu wählen;" Rec.: Als Freyheit wird gelten, daſs mit mir der Anfang der Oberherrnwahl gemacht worden. — *Tumentem* würden wir lieber durch ſich aufblähend, als durch „geſchwellt" ausgedrückt haben. — *Ab aeſtimantibus adſciti*, „erkohren von denen, ſo die Zeit erwogen;" Rec.: Aus Achtung gewählt. — *Neque temporis hujus eſt*, „verſtattet nicht einmal dieſe Zeit;" Rec.: Iſt nicht an der Zeit. — In Otho's Rede daſ. 37: *Veſtrum quoque nomen in incerto erit*, „auch euer Name wird in doppelſinnigem Lichte ſtehen;" Rec.: auch die Benennung für euch wird zweydeutig ſeyn. — *Nunc et ſubjectos nos habuit, tamquam ſuos: et viles ut alienos;* „jetzt hält er uns für ſeine Sklaven, als die Seinen, für Nichtwürdige als die eines Anderen;" Rec.: jetzt hält er uns für unterworfene, ihm angehörig, und für werthloſe, einem Fremden zuſtehend. — In Piſo's Rede daſ. 29 ff.: *Quo domus noſtrae aut reipublicae fato in veſtra manu poſitum eſt;* „Wie unſeres Hauſes oder des Staates Schickſal, in Euere Hand gelegt;" Rec.: mit welchem Erfolg für unſer Haus oder für den Staat, liegt in euerer Hand. — *Falluntur, quibus luxuria ſpecie liberalitatis imponit;* „es irret, wem ſeine Wüſtheit als Freymüthigkeit vorkömmt;" Rec.: betrogen werden, welche ſeine Schwelgerey mit dem Scheine der Freygebigkeit täuſcht. — *Si reſpublica et ſenatus et populus vana nomina ſunt; veſtra, Commilitones, intereſt, ne Imperatorem peſſimi faciant;* „ſind Staat, Senat und Volk leere Namen: ſo zeiget ihr, daſs ein Kaiſer nicht von Verräthern erwählt werde;" Rec.: ſind u. ſ. w.: ſo liegt euch ob, Kriegsgefährten, daſs die Verworfenſten nicht den Kaiſer ernennen. — Daſ. 83: *Acrius quam conſideratius;* „feuriger als überlegter;" Rec.: mit mehr Hitze als Überlegung. — Daſ. 2, 23: *humillimo cuique credulus;* „jedem Heuchler trauend;" Rec.: trauend Jedem, der Unterthänigkeit heuchelte. — Daſ. 2, 29: *utili moderatione;* „kluger Mäſsigung voll;" Rec.: mit wohlberechneter Mäſsigung. — *Ac ne diſſimulans ſuſpectior foret, paucos incuſavit;* „Wenige nur verklagt er, durch Verſtellung nicht in Argwohn zu fallen;" Rec: aber um nicht verſtellter Nachſicht verdächtig zu werden, klagte er Wenige an. — Bey Otho's letztem Geldaustheilen iſt *parce* durch „mäſsig" ausgedrückt; anſchaulicher und einſtimmiger mit den folgenden Worten würde uns „mit Sparſamkeit" ſcheinen.

Zu den meiſten Erinnerungen giebt die Sprache Veranlaſſung. Sie iſt überhaupt gediegen, körnig und des Römiſchen Muſters, dem ſie nachgebildet erſcheint, nicht unwürdig. Auch die Abgebrochenheit und die Auslaſſung der Zeit- und Hülfs-Wörter gelingt dem Vf., und bringt eine gute Wirkung hervor. Unſere Sprache iſt in hohem Grade dieſer Gedrängt-

heit fähig. Aber in einigen Stellen, z. B. S. 91. 96. 136, erzeugt die künstliche Kürze Dunkelheit und Ungleichheit; und gegen jeden Schein störender Unnatur oder Gewaltthätigkeit in der Schreibart muss der Vf. wachsam seyn; sein richtiger Sinn wird ihn schon warnen, und es ist zu erwarten, dass die nächste Arbeit rein von dergleichen Flecken seyn werde. Mögen alsdann auch Neuerungen aufgegeben seyn, bey denen Nichts zu gewinnen ist, z. B. S. 20 „einnehmendes Wesens, geweckte Geistes," statt einnehmenden W., geweckten G.; S. 27. 29. 99 die, statt das Gefängniss, Verhältniss, Bündniss, Verständniss; S. 99 nach Christi Kunst statt Ankunst; S. 101 den Fürsten darzubieten, statt aufzugeben; S. 165 Überwucht statt Übergewicht; S. 166 Gewaffen statt Wehr; S. 178 Inhalt statt Einhalt. — Mehreres begegnet, was nicht edel heissen kann, z. B. S. 19 in der Schwebe stand; S. 25. 38 gedämpst statt unterdrückt; S. 45 böse Mienen machen statt Unzufriedenheit äussern; S. 79 *vertuscht* statt verheimlicht; S. 158 *quer* nehmen, statt missdeuten, unrecht auslegen; S. 191 mit dem goldenen Reife zu kosen, statt: ihn gelüstete nach Kronenspiel. — Und wie hat ein Mann von treu Deutscher Gesinnung es über sich gewinnen können, so viele fremdartige Ausdrücke einzuschwärzen? Z. B. S. 21 *Etikette*, wo Gefallsucht in jeder Hinsicht den Vorzug hätte; S. 103. 132. 158 Pön statt Bestrafung; S. 108 die Ordre entwöhnten, statt der Folgsamkeit entwohnten; S. 110 Etappen- und Rastplätze, statt Einquartierungs- und Rast-Plätze; S. 120 ein grosser Moment u. s. w., statt ein schweres Gewicht lag in dem Namen der ewigen Stadt; S. 132 den Orden (*ordinem*) statt Senat; S. 135 Contrebande; S. 155 marschirte u. s. w.

Absichtlich hat Rec. auch Kleinigkeiten in der Würdigung eines an sich guten und für die Zukunst noch Besseres verheissenden Buches nicht unerwähnt gelassen, weil sich so am redlichsten die Achtung für Talent und wackeren Willen äussert.

MR.

BAMBERG, b. Kunz: *Deubers*, Dr. und Prof., *Geschichte der Schiffahrt im atlantischen Ozean (e); zum Beweis(e), dass Amerika schon lange vor Chr. Colombo, und auch der Compass, das Mittel zu grossen Seereisen, vor Flavio Gioja entdeckt worden sey.* Angehängt ist Chr. Colombo's eigener Bericht an Raphael Sanxis, den Schatzmeister des Königs von Spanien. 1814. VIII u. 160 S. 8. (20 gr.)

Hr. *D.* hat es für uns, und wir glauben für Jeden, der auch ohne Jahrzahlen geschichtliche Überzeugung in dunkeln Zeiten für möglich hält, überzeugend nachgewiesen, dass man schon vor Columbus zu sehr verschiedenen Zeiten von Amerika Einiges gekannt habe. Columbus Verdienst bleibt darum doch dasselbe, so wie das des Copernicus, obgleich ein Ismael Bullialdus einen Philolaus als Erfinder des Copernicanischen Systems lange vor Copernicus aufdeckt. Denn der Wiederauffinder des Vergessenen ist wohl unstreitig dem ersten Erfinder gleich zu achten. Und so finden wir in dieser kleinen Schrift einen sehr schätzbaren Beytrag zur Geschichte einer der wichtigsten Entdeckungen für das menschliche Geschlecht. Hr. *D.* hat die hieher gehörigen Quellen fleissig und mit Besonnenheit benutzt. Und wenn er auch hin und wieder dem Fabelhaften etwas zu viel geschichtliche Gewissheit beylegen sollte: so hat er im Ganzen doch bewiesen, was er beweisen wollte. Wir wünschten nur, dass er den ganzen Vorrath seiner Beweisgründe in eine solche Ordnung gebracht hätte, dass man alles leichter übersehen könnte. Die gewählte Anordnung nach den verschiedenen seefahrenden Völkern des Alterthums und Mittelalters scheint uns, wenigstens in der Art, wie Hr. *D.* davon Gebrauch gemacht, für den leichten Überblick des Ganzen gerade nicht die geeignetste. Der Gang der Untersuchung ist folgender. Schon die *Ägypter* kannten die Insel Atlantis, von der das Atlantische Meer seinen Namen hat, und deren Beschreibung nach Platon mitgetheilt wird. Bey der Entdeckung von Amerika fand man in Mexiko und Peru Manches, was mit dieser Beschreibung übereinstimmt. Der Untergang dieser Insel ist vielleicht die Entstehung der Westindischen Inseln, besonders die kleinen Antillen, die ehemals festes Land gewesen, das die Caraiben bewohnt. Nun folgen viele Beyspiele von ähnlichen Länderumgestaltungen durch Erdbeben. Die Ägypter konnten dieses Land kennen; sie hatten früh Schiffahrt, und kamen bis ins Atlantische Meer. Daher bey den *Surven* der Isisdienst und bey den *Guanchen*, den Urbewohnern von Kanaria, der Gebrauch, die Todten einzubalsamiren; daher auch die Pyramiden in Mexiko. Das nach *Skinner* im Innern von Südamerika gefundene Elfenbein kann nur auf solche Art hingekommen seyn, da Amerika keine Elephanten hat. Man findet häufig Hieroglyphen in Amerika und hin und wieder Ähnlichkeit der Sprache mit der Ägyptischen, und auf den Kanarischen Inseln finden sich Katakomben. Noch mehr nach Westen gerichtet war das Streben der *Phönicier*, deren Mythologie schon aus der Gaditanischen Meerenge hinausweist. Sie hatten Colonieen an den Küsten des Atlantischen Meeres. Nach Diodor von Sicilien wurde einst eins ihrer Schiffe an ein grosses, westliches Land (Amerika) getrieben. Das konnte der Natur der Sache nach nicht fehlen. Beyspiele von ähnlichen, späteren Verschlagungen. Durch die Phönicier erhielten die Karthager davon Kenntniss, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass nach Karthago's Zerstörung Karthager dahin gingen, so wie ins Innere von Afrika. Daher fand *Barton* viel Ähnlichkeit in der Sprache gewisser Amerikan. Stämme mit der der Jolofsneger. Wahrscheinlich umsegelten sie auch schon das Vorgebirge der guten Hoffnung, so wie *Eudoxos* unter Ptolemäos Physkon. Auch die *Griechen* kannten 1) *die Gorgonen* oder die Inseln des grünen Vorgebirges, 2) *die Hesperiden* oder die Kanarischen Inseln. In der Zeit von den Persischen bis zu den Punischen Kriegen, wo die Griechen durch die hasserfüllten Karthager von dem Verkehre mit Kadiz ausgeschlossen wurden, verloren jene die Atlantischen Inseln aus dem Auge. Das Andenken daran lebte nur in ihren Mythen noch fort. Auch die *Marseiller* segelten ins Atlantische Meer. Bald nach dem zweyten Pun. Kriege beherrschen die *Römer* das Mittelmeer,

und befahren denn auch das Atlantische. Nach Ammian. Marcellin. XVII, 7, 15 kannten sie schon Amerika. Die Spanier fanden in einer Stadt in Chili zweyköpfige Adler als Verzierungen an den Thoren und Häusern. Angegriffen von vielen Barbaren zog sich Rom aus dem Westen zurück, und verlor das Atlantische Meer ganz aus den Augen. Gegen Ende des 9ten Jahrh. fahren die *Normänner* nach Island und Grönland. 1002 kam *Biörn Herculfsson* verschlagen nach Amerika; 1003 der Grönländer *Leif Ericsson*. Über 100 Jahre besuchten nun die Dänen *Winland* (Weinland), und legten dort eine Colonie an. Die Eskimo's und Grönländer sind von einem Stamme. Diess zeigt ausser ihrem Körperbaue u. dgl. besonders ihre Sprache [worüber ein Mehreres in *Adelungs* Mithridates 3ten Theils 2te und 3te Abtheilung zu ersehen ist] und das Holzschuhlaufen auf 5 bis 9 Ellen langen Bretern. 1170 segelte *Madoc*, Gueyneds Sohn, aus Wales nach Amerika, und liess sich dort mit einem Haufen von seinen Landsleuten nieder. Zwar verschwindet diese Wallisische Colonie nach ihrer Abfahrt auf 10 Schiffen aus der Geschichte, doch lebt ihr Andenken in Wales in Liedern fort, und in Amerika in einer Volkssage und der Bretonischen Sprache, welcher viele Reisende, die in die Hände der Wilden geriethen, ihr Leben verdanken, und von der man selbst in Südamerika Spuren findet. [Dass dieser Walische Zug nach Amerika so ganz dem Kreise der Dichtungen zu übergeben sey, wie in den Götting. gelehrten Anzeigen 1817 St. 63 S. 618 behauptet wird, möchten wir doch wohl bezweifeln.] Von diesen Walischen und den Spanischen und Portugiesischen Ansiedlern rühren wahrscheinlich die Spuren der christlichen Lehre und Gebräuche her, die man in Amerika gefunden, und wovon Mehreres angeführt wird. [Hier haben wir ein Programm von einem alten Rector in Merseburg vermisst, wonach einer von den Aposteln in Amerika gewesen seyn soll. Wir haben es einmal in Händen gehabt, können es aber jetzt nicht näher angeben.] In *Portugall* hatte sich die Sage erhalten, wie 714 ein Erzbischof mit 7 Bischöfen und vielen Christen, um den eindringenden Arabern zu entgehen, weit übers Meer nach Westen hin auf eine grosse Insel, *Antillia*, gezogen sey, 1447 habe ein nach Westen verschlagener Portugiese dort Portugiesisch Redende gefunden. Bey den grossen Entdeckungsreisen der Portugiesen in jenen Gegenden um jene Zeit war das etwas sehr Natürliches. Hierauf folgten die Entdeckungen des Nürnbergers *Martin Behaim* (Hr. *D.* schreibt *Behem*), der sich in Portugall *Behemira* nannte, und gegen Ende des 15ten Jahrh. bis an die Magellanische Strasse kam. [Wer das, was Hr. *D.* hierüber von S. 95 bis 100 vorbringt, gelesen, wird diese Behaimschen Entdeckungen unmöglich mit den Götting. gel. Anz. a. a. O. *vorgebliche* nennen können. Übrigens ist über Behaims Leben nicht angeführt *Wills Nürnb. Gelehrtenlexicon*. Nürnb. 1755 — 58. 4 Thle. in 4. Die angeführte Geschichte desselben von *von Murr* stand erst in dessen Journale zur Kunstgeschichte. Thl. 6. 1778.] Schon früher hatten *die Spanier* die Kanarien gefunden, und sich seit 1344 allmählich in ihren Besitz gesetzt. Auch *die Araber* kannten zur Zeit ihres Geographen *Al Edrichi* [um die Mitte des 12ten Jahrh.] die Antillen schon. Um dieselbe Zeit segelten auch die *Genueser* nach den Kanarischen Inseln. Auch die Venetianer müssen um das Jahr 1424 die Antillen gekannt haben. Von S. 109 bis 116 wird nachgewiesen, dass Amerika von Asien aus im Norden bevölkert worden. Hierauf werden einige Einwürfe widerlegt, und dabey von S. 121 an besonders gezeigt, dass die *Chinesen* schon lange vor Christi Geburt im Besitze einer aus einem Gemische von verschiedenen Mineralien bereiteten Magnetnadel gewesen. Beschreibung einer solchen S. 122 u. 123. Wahrscheinlich habe auch schon Aristoteles die Kraft des Magnets, sich nach Norden zu kehren, gekannt. In Europa müsse man den Compass schon im 12ten Jahrhunderte, also vor *Flavio Gioja* gekannt haben: *Vasco de Gama* fand seinen Gebrauch bey den Arabern in Mozambik vor. Beschreibung eines solchen von S. 134 — 134. Der eine Quadratmeile einnehmende Aztekenpalast südlich von der Gyla, Tatarische Inschriften und Anderes bezeugen, dass einst gebildete Asiatische Völker in Amerika gewesen. Von S. 142 etwas über Columbus Entdeckung, wobey des Columbus Leben von seinem Sohne Ferdinand, durch *Ulloa* ins Italiänische, durch *Cotolendy* ins Französische übersetzt, nicht benutzt worden. Den Beschluss macht Columbus eigener, merkwürdiger Bericht über seine erste Fahrt, übersetzt aus einem seltenen Buche: *In laudem serenissimi Ferdinandi Hispaniarum regis, Bethicae et regni Granatae obsidio, victoria et triumphus. Et de Insulis in mari Indico nuper inventis.* 1494. *Nihil sine causa. J. B.* Nicht benutzt ist der Aufsatz (von *Mallet du Pau*): *Über einen Zweifel, ob Columbus der erste Entdecker von Amerika gewesen sey.* S. *Fabri's* neues geograph. Magazin Bd. IV St. 1 S. 9 — 18. Der Vortrag ist nicht schön, auch nicht ganz sprachrichtig. Z. B. S. 18 heisst es, sie *haben* aus dem Arabischen Meerbusen *geschifft*; eben so S. 94 wo er *gelandet hatte*; S. 20: jene *berühmte* Säulen und alle *westlichen* Entdeckungen; S. 22: welche verschlagen *geworden* sind. In der Schreibung ist Vieles unbestimmt oder ganz falsch, z. B. *strittig* und *streitig*; *Paläste* und *Palläste*; *Carthager* und *Chartager*. Zu missbilligen ist die Sylbenabtheilung nach den Stämmen. Für den ersten Sprachunterricht lässt sich daraus eine gute Übung machen, die zur Kenntniss der Stämme führt; aber für die Schreibung so syllabiren zu wollen, ist ganz gegen den Begriff einer Sylbe. So sehr wir daher *Betty Gleim* desshalb rühmen, dass sie beides zweckmässig unterschieden (*Anschauungslehren der Sprachformen*, S. 21 und 29): so sehr tadeln wir es, wenn Sprachlehrer, wie Hr. *Theod. Heinsius*, selbst bey dem ersten Leseunterricht so syllabiren wollen. Wahrscheinlich hat Hr. *Heinsius* dieses von *Chr. Götth. Schocher* (*Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben?* Leipz. 1791. 4.) entlehnt, welcher ein besserer Declamator als Sprachlehrer war. Hr. *D.* aber führt diesen seinen Grundsatz nicht einmal gleichmässig durch. Daher findet man bey ihm auch sehr oft wie gewöhnlich getheilt, z. B. S. 11 *Quiv-ten*; S. 11 *Ägyp-ten*; S. 18 *wenig-stens*; S. 20 *Hes-periden*; S. 29 *reis-ten*; S. 34 *Reisen-de*; S. 47 *übri-gen* und *geogra-phische*; S. 26 *Kö-nigstochter* u. s. w. Als Druckfehler zeichnen wir aus, dass S. 55 Z. 7 hinter selbst eine fehlt, und S. 94 Z. 6 *Bajadoe* für *Bajador* steht.

— e —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BAMBERG u. LEIPZIG, b. Kunz: *Betrachtungen über den Ackerbauenden Staat*, von *Martin Aschenbrenner*, J. L. königl. Baier. Landrichter, ordentl. Mitgliede des Landwirthschaftlichen Vereins in Baiern. 1816. 160 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift hat den schönen Zweck, die grossen Vorzüge der Landwirthschaft, und die Mittel zu deren Beförderung darzustellen; und über den Zweck sind wir vollkommen mit dem Vf. einig. Die gegenwärtigen Zeitverhältnisse und die allgemeine Noth, in welche sich ein grosser Theil von Europa durch eine einzige nicht vollständig gerathene Erndte nach mehr als 30 guten Erndten gestürzt sah, sollten freylich endlich den Regierungen die Augen öffnen, und bey ihnen die Überzeugung der einfachen Wahrheit bewirken, dass *Urproduction*, Landwirthschaft, die Seele des Nationalwohls sey, und daher den ersten, höchsten und umfassendsten Schutz verdiene, und dass also alle Fabrik- und Mercantil-Systeme, alle Begünstigungen der Fabriken und des Handels zum Nachtheil des Ackerbaues, offenbar sinnlos seyen. Was nun aber die *Ausführung* dieses Zweckes von Seiten des Vfs. betrifft: so müssen wir beklagen: 1) dass er seine grösstentheils guten Ideen gar nicht *geordnet*, nirgends für eine systematische Abtheilung, für einen das Ganze umfassenden Plan gesorgt, ja nicht einmal seine Betrachtungen in §§., oder irgend einen anderen Abschnitt abgetheilt hat. Da laufen denn die Ideen so, wie sie sich gerade dem Vf. aufdrängten, ohne irgend eine Abtheilung, ohne irgend einen Ruhepunct, ohne irgend einen, das Ganze zusammenfassenden und ordnenden Geist, in Einem fort; und hieraus entsteht nun nicht nur eine ermüdende Weitläufigkeit, sondern auch, wie natürlich, häufige Wiederholungen. Manche gute Idee wird in dieser in Weitschweifigkeit (s. z. B. S. 19—21 ff.) entartenden Verwirrung und Unordnung ertränkt; dagegen oft eine Menge Allotria sich eindrängen, wie z. B. S. 44. 2) müssen wir beklagen, dass Hr. A. bey allen seinen unleugbaren Kenntnissen, doch mit dem Mechanismus der Sprache noch nicht vertraut genug ist, um als Schriftsteller aufzutreten. Seine Sprache ist zum Theil so kostbar, sein Periodenbau aber grossentheils so schwerfällig, dass man oft Mühe hat, ihn zu verstehen.

Was den *Inhalt* betrifft: so wollen wir hier die vorzüglichsten, richtigen und irrigen Ansichten ausheben. Wahr und richtig ist, was der Vf. von den Vorzügen des Ackerbau-Systems vor dem Mercantil-System S. 3 und 5 sagt; richtig die Bemerkung S. 28, dass die landwirthschaftlichen Vorlesungen auf Universitäten ihren Zweck nicht erfüllen, so wenig als die Naturalien-Kabinete; und dass überall nur das Bedürfniss der Gelehrten, nicht des Volks, herrsche (S. 30). Ganz gut gemeint seine Idee S. 35 wegen Errichtung eines landwirthschaftlichen Dorfraths: aber auch ausführbar bey einem noch allergrösstentheils höchst ungebildeten Landvolke? diess bezweifeln wir. Ebenso schön gedacht sind seine Ideen S. 55 von landwirthschaftlichen Frauen-Vereinen; aber das werden lauter schöne Ideen bleiben. Sittliche und geistige Bildung thut vor allen Dingen Noth. Sehr zweckmässig, was er S. 59 und anderwärts, vorzüglich S. 100—102, von der Mitwirkung des *Landamtes* sagt. Das müssten nun in Baiern die Landgerichte thun; aber wie in aller Welt soll es möglich seyn, dass diese, die mit der ganzen Staatshaushaltung, einschlüssig der Civil- und Criminal-Justiz, mit allen Zweigen der administrativen Gewalt, und zuletzt noch mit dem Sportelwesen zum Vortheil der Finanz, beladen sind, wie ist es möglich, dass diese Zeit für Nationalwirthschaft, d. h., für Beförderung des Volkswohls, des Nationalvermögens, sollten gewinnen können? Der freye Verkehr mit Ackerbauwerkzeugen, S. 61, ist doch unseres Wissens, nirgend *gehemmt*: würde nur deren Anschaffung und die Verbreitung der besseren von oben herab unterstützt! — Ganz Recht hat der Vf. S. 63 in seinem Eifer gegen das Vorwahlrecht der jüngsten Söhne des Landbauers; ganz Recht, dass er S. 64 die von anderen Schriftstellern bewiesene Nothwendigkeit eines Maximums und Minimums im Grundbesitze anerkannt; ganz Recht, wenn er S. 64 und 65 sich gegen die Beschränkung des Besitzes der grösseren Güter auf den Adel erklärt; aber höchst oberflächlich, und hieher gar nicht gehörig, was er dann S. 66 ff. gegen den Adel declamirt. Der Adel ist in Monarchieen als Staatsmaschine wichtig; das hat auf den Grundbesitz keinen Bezug. Zum ersten Male erfahren wir hier S. 67 und 68, dass Baiern eine *Verfassungsurkunde* habe, nach welcher die Adlichen, als Gutsbesitzer, bey der Volksvertretung erscheinen sollten. Dem ganzen übrigen

Publicum ist von einer Baierischen Verfassung und Verfassungsurkunde noch kein Wort bekannt. Durchaus nicht statthaft ist der Antrag S. 70, dem Eigenthümer, der sein Grundstück verpachtet hat, die Veräusserung zu wehren; und höchst unrechtlich der revolutionäre Antrag S. 71, die grundherrlichen Abgaben ohne Weiteres abzuschaffen. Was hat denn Hr. *A.* für Begriffe von *Eigenthum?* Sind denn nur Äcker und Wiesen Eigenthum? Doch hieran erkennt man leider die dortige neuere Schule, die nur deswegen noch für Äcker und Wiesen den Eigenthumsbegriff stehen liess, weil man ja diese doch im Ertrag durch Besteuerung willkührlich verschlingen und an sich ziehen kann. Ganz gegründet sind des Vfs. Klagen S. 77 ff., über so manche andere Bedrückungen des Landmanns, z. B. die vielen Plackereyen und hohen Sporteln bey Capitalaufnahmen, die ungemessenen Frohnen für Kunststrassen und Heere u. s. w. Aber wer ist daran Schuld, als die Regierungen, die *Alles, Alles* zur Finanzquelle machen.

Nicht neu, aber zweckmässig ist des Vfs. Idee von einer obersten Feldwirthschafts-Behörde (S. 84); wo ist aber dermalen *dafür* Sinn? Richtig ist, was er S. 91 f. vom Vorzuge des Rindviehes vor den Pferden sagt; aber womit remontirt man die Cavallerieen; — Ganz richtig sind seine Ansichten S. 97 über die Abtheilung der Gemeindegüter. *Darin* können wir aber nicht mit ihm übereinstimmen, wenn er S. 111 f. glaubt, man müsse den Schullehrern und Geistlichen die landwirthschaftliche Oberaufsicht nicht überlassen. *Diese* sind es doch wohl, welchen am meisten Zeit dazu übrig bleibt. Es ist ja wahrhaft empörend, wenn man sieht, in welchem Müssiggange die mehresten Landgeistlichen ihre dem Staate so kostbare Zeit zubringen. Ist die Sonntagspredigt abgeschnurrt oder abgelesen, höchstens die Woche eine Tauf- u. s. w. Handlung verrichtet: so weiss der Landgeistliche gewöhnlich gar nicht, was er mit dem Reste seiner Zeit beginnen soll. Sie sind daher auch dergestalt an das *dolce far niente* gewöhnt, dass, als man ihnen in neueren Zeiten einige Tabellen, z. B. wegen der Impfung, auftrug, sie darüber als über eine ungeheuere Last klagten. Dass sie oft nicht einmal zur feldwirthschaftlichen Oberaufsicht befähigt sind, ist zu beklagen. Es wäre besser, sie wären *dazu* befähigt, als zu der, grösstentheils doch wahrhaft unnützen und für den Landgeistlichen durchaus zwecklosen Kenntniss des Hebräischen, Syrischen u. s. w., der Polemik u. s. w., das Niemand frommt, und nur für den *Gelehrten* sich eignet.

Wir glauben den Vf., falls er obige Winke benutzen will, zu Fortsetzung seiner Bemühungen zum Besten der Landwirthschaft ermuntern zu müssen, und wünschen zugleich, dass er einen Wirkungskreis erhalten möchte, welcher seinen Kenntnissen und seinem lobenswürdigen regen Eifer entspräche: denn dass er an seiner jetzigen Stelle, als Landrichter, von der Menge und Mannichfaltigkeit der Geschäfte erdrückt, für sein Lieblingsfach, die Nationalwirthschaft, wenig oder nichts zu wirken vermöge, — davon wird er wohl selbst am lebhaftesten überzeugt seyn.

L — e.

Ellwangen, in Ritters Kanzley-Buchdruckerey: *Entwurf eines vollständigen Systems der Cameralwissenschaft.* Von *D. F. Seeger*, Kurfürstl. Würtemberg. Hofkammer-Secretär in Ellwangen. 1805. 48 S. 4. mit 9 Tabellen.

Der Vf. äussert sich auf den ersten zwey Blättern über die ungleichen und unbestimmten Benennungen und Erklärungen, welche man dem Worte *Cameralwissenschaft* gegeben hat, und es ist gar nicht zu leugnen, dass Theoretiker und Praktiker darüber uneinig sind. Ein grosser Theil der hiebey Statt findenden Verwirrung kommt daher, dass man Theile der *Polizeywissenschaft* bald mehr bald weniger unter die Cameralwissenschaft zieht, manchmal wohl geflissentlich, manchmal aus Versehen und Unachtsamkeit. Der Vf. hat diese aus seinen Eintheilungen fast ganz auszuscheiden gesucht; wenigstens hat er den Namen Polizeywissenschaft vermieden, wie er S. 11 selbst sagt, und bloss so viel davon aufgenommen, als sich unter *cameralischer Polizey* begreifen lässt, worunter er die Grundsätze der Staatswirthschaft, auf bestimmte Gegenstände angewendet, verstanden wissen will. Allein er erklärt sich hierüber in der That nicht deutlich genug, noch beseitigt er leicht dabey vorauszusehende Einwürfe. Das ganze Werkchen soll überhaupt nur eine Skizze der Fächer geben, in welche Alles, was zur Cameralwissenschaft gehört, eingetheilt werden soll. Allein die Folge dieser Fächer sowohl, als ihre wesentliche Verbindung mit der Cameralwissenschaft, hätte doch mehr gerechtfertigt werden sollen.

Es sind drey Haupttheile aufgestellt: I. Ökonomik. II. Staats-Ökonomik. III. Staats-Cameral-Praxis. Die Unterabtheilungen hievon sind nun in 9 Tabellen aufgeführt. Zur *Ökonomik* gehören 5 Tabellen, welche die Land-, Forst-, Bergwerks-Wissenschaft, die Technologie und Handlungswissenschaft begreifen; zur *Staats-Ökonomik* gehören zwey, welche Staatswirthschafts-Wissenschaft und Finanz-Wissenschaft überschrieben sind; und zur *Staats-Cameral-Praxis* ebenfalls zwey, welche die Aufschrift führen: Cameralpraxis und Cameralrecht. Auf diesen Blättern nun ist sehr viel angedeutet, und beynahe Alles erschöpft, was nur zum Cameralwesen gezogen werden kann. Wer sich dem Studium dieses Faches widmet, dem wird die Durchsicht derselben allerdings belehrend, und manche Anzeige und Hinweisung darin kann für Viele recht sehr dienlich seyn, um Gedächtnissfehlern vorzubeugen, oder auf nicht unwichtige Nebenfächer aufmerksam zu machen. Die drey Haupteintheilungen, für sich betrachtet, möchten aber wohl nicht für logisch richtig anzuerkennen seyn. Sobald von *Cameralwissenschaft* die Rede ist, muss auf *Staatsökonomie* das erste Augenmerk gerichtet werden, und gemeine und Privat-Ökonomie ist bloss zur Beyhülfe gleichsam herüberzuziehen, unter vorsichtiger Bemerkung, was sich immer daraus anwenden lasse. Die Ökonomik hievon kann daher nicht als Hauptbestandtheil aufgeführt werden, so Manches sich auch für propädeutische Kenntnisse daraus entlehnen lässt. Denn es kommt hiebey nicht auf die Erwerbung, Erhaltung und Ver-

wendung des Vermögens eines einzelnen Hausvaters (sey dieses auch noch so zusammengesetzt) an, sondern auf die des *Staats-* und *National-Vermögens*, wie der Vf. S. 8 bey der Definition der Cameralwissenschaft selbst angedeutet hat. — Wie Cameral-*Praxis* und Cameral-*Recht* am Schluss in eine Classe zusammengeworfen werden, und einen Haupttheil in der Classification, so vereint, constituiren sollen, lässt sich nicht wohl absehen, noch in systematischer Hinsicht gut heissen. — Einzeln betrachtet enthalten aber auch diese letzten Tabellen viele Materialien zusammengeordnet, oder doch Bezeichnung ihrer Fächer, welche ohne eine solche Zusammenstellung leicht übersehen werden, über welche auch in vielen cameralistischen Schriften allzu sehr weggeeilt wird. Noch verdient auch die sorgfältig aufgestellte Anzeige von 74 Schriften, welche aus der Literatur dieses Faches vom Jahr 1718 bis 1803 genannt werden, eine rühmliche Erwähnung. Ar.

ERDBESCHREIBUNG.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Canstadt und seine Umgebung.* Ein Beytrag zur Geschichts- und Länder-Kunde von *J. D. G. Memminger*, der Phil. Mag. und der lat. Schule zu Canstadt Präceptor. 1812. VI u. 284 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine wohlgelungene Beschreibung eines durch die Schönheit seiner Umgebungen sowohl, als durch historische und naturhistorische Merkwürdigkeiten sich auszeichnenden Städtchens. Wirklich hat Hr. *M.* mit Sinn und Fleiss Alles gesammelt, was Canstadt und dessen Umgegend Bemerkenswerthes darbieten, und das Gesammelte mit geschickter Hand zusammengestellt, so dass seine Schrift mit Recht auf den Namen eines Beytrages zur Länderkunde Anspruch macht. Auch der Stil ist ziemlich rein und fliessend, und Stellen, wie S. 49, wo es in der Beschreibung des Kahlensteins unter Anderem heisst: „Und endlich im Rücken noch die *dampfende* Hauptstadt, welch' ein reizender, welch' ein interessanter Anblick!" haben wir nur wenige gefunden. — Gleich in der *ersten Abtheilung* der Schrift (S. 1 — 50) wird dasjenige, was Stadt und Gegend in naturhistorischer Hinsicht Merkwürdiges haben, mit vielem Fleisse und einsichtsvoller Benutzung der Arbeiten eines *Cuviers* und Anderer dargestellt. Und wie viel Merkwürdiges hat Canstadt nicht in dieser Hinsicht! „*Un lieu bien célèbre*, sagt der berühmte *Cuvier*, *par les nombreux ossemens d'éléphant et d'autres animaux étrangers, qu'il a fournis, est la ville de Canstadt sur le Neckar.*" Ausserordentlich wasserarm und zugleich wasserreich ist diese Stadt. „Die Natur hat dem Canstädter, heisst es S. 25 f., Nichts versagt, was zum glücklichen und zufriedenen Leben gehört; nur an gutem Wasser fehlt es ihm. Diess ist matt und kalkigt, und zum Waschen und Kochen unbrauchbar. Besonders taugt es, einen einzigen Brunnen ausgenommen, der deswegen auch der Erbsenbrunnen genannt wird, durchaus nicht für Hülsenfrüchte, denn diese werden davon ganz incrustirt, und desto härter, je länger man sie darin kocht. Dagegen ist Canstadt mit einem ausserordentlichen Reichthum von mineralischem Wasser gesegnet. Nicht mehr als sieben und dreyssig Quellen, die alle mehr oder weniger mineralisch sind, entspringen auf dem Boden der Stadt. Darunter befinden sich 7 Hauptquellen, und unter diesen wieder 5 berühmte Sauerbrunnen, deren Wasser sowohl zum Trinken als Baden benutzt wird." — Auch für die *Geschichte der Stadt* (S. 50 — 146), so weit dieselbe in eine Topographie gehört, hat der Vf. aus den Schriften seiner gelehrten Landsleute, eines *Sattler*, *Class*, *Pfister* u. A., zum Theil nicht ohne eigene Forschung, recht viel Brauchbares zusammengetragen. Selbst durch die älteren Zeiten hat er sich nicht unglücklich durchgewunden. Nur herrscht zu wenig Einheit in seinen geschichtlichen Darstellungen. Alles ist zu sehr zerrissen und zerstückelt, und Vieles wäre aus dem Texte in die Anmerkungen zu verweisen gewesen. Auch wunderten wir uns, über die Geschichte der Reformation in Canstadt und dessen Umgebungen nichts Genaueres gefunden zu haben. Überhaupt wäre es wohl zweckmässiger gewesen, wenn der Vf. das Ältere kürzer, das Neuere vollständiger, das Neueste aber am vollständigsten behandelt, und uns noch Mehreres aus jener Zeit, in welcher er einmal (S. 136) den verirrten Napoleon auf den rechten Weg wies, erzählt hätte. — Von der Urkunde, welche nach S. 65 in dem Münchner Archiv (es giebt schon der königlichen Archive drey in dieser Stadt) sich befinden soll, müsste Genaueres erwähnt seyn, wenn sie auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch machen soll. So wie hier von ihr gesprochen worden ist, erfährt man nicht einmal so viel, dass man auch nur zu München nach ihr fragen könnte. Übrigens ist die Geschichte Canstadts und seiner Umgebungen so merkwürdig, dass ihre Bearbeitung wohl des Fleisses eines *Pfister* werth wäre. — Mit besonderer Gründlichkeit hat Hr. *M.* den *statistischen Theil* seiner Schrift (S. 146 — 246) abgefasst. Der Wirkungskreis der öffentlichen Behörden und Anstalten, die physische und moralische Beschaffenheit der Bewohner, die Viehzucht und den Landbau, der Absatz und die Preise der Lebensmittel, der Handel und Kunstfleiss und andere Gegenstände sind nicht nur in Bezug auf die Stadt selbst, sondern auch in Bezug auf die zu ihr gehörigen Amtsorte (*Fellbach*, *Hedelfingen*, *Hofen*, *Lobenroth*, *Mühlhausen*, *Münster*, *Ober-Türkheim*, *Öffingen*, *Rohracker*, *Ronichhausen*, *Rotenberg*, *Schambach*, *Schmiden*, *Sillenbach*, *Stetten*, *Uhlbach*, *Untertürkheim*, *Zetzenhausen*) auf eine sehr lehrreiche Weise und zugleich mit vieler Freymüthigkeit auseinandergesetzt. Was von den biederen Wirtembergern überhaupt gilt, ist, nach dem Zeugnisse unseres Vfs. (S. 187), insbesondere auch auf den Canstädter anwendbar: „er gräbt und schaufelt, so lang er lebt, und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt." Bey diesem anhaltenden Fleisse, den freylich ein milder Himmel und eine fruchtbare Erde begünstigen, gewährt aber auch diese Stadt und ihre Gegend, trotz den verheerenden Kriegen der

neuesten Zeit, den erfreulichen Anblick einer, wenn auch nicht wohlhabenden, doch äusserst regen, thätigen, wackeren und zahlreichen Volksmenge. Mit besonderem Vergnügen folgte Rec. dem Vf. durch die, obwohl zum Theil armen, aber doch durchgängig cultivirten Amtsorte, deren Geschichten zugleich meistens auf eine sehr zweckmässige Weise beygefügt sind.

Endlich die *vierte Abtheilung* (S. 246 — 284) handelt von einigen Alterthümern Canstadts und seiner Umgebungen, und von berühmten Gelehrten, welche aus dem Schoosse dieser Stadt hervorgegangen sind. Unter den Letzteren finden wir einen *Rieger*, den Verfasser der zu ihrer Zeit sehr bekannten „heiligen Reden" und den Urgrossvater *Schellings* und anderer Gelehrten, einen *Bilfinger*, den berühmten Wolffianer, einen *Spittler*, den Vater des berühmten Geschichtsforschers, einen *Rösler*, den ehrwürdigen Tübingischen Veteran, einen *Schnurrer*, und überhaupt so Viele, dass wir auch hier bestätigt fanden, was wir unlängst in der Schrift eines anderen Wirtembergers gelesen haben: „*in patria nostra plus ipsa rura humanitatis habent, quam alibi urbes.*"

a. q.

München und Burghausen, b. Fleischmann: *Der Würm- oder Starenberger See und die umliegende Gegend. Von Westenrieder.* Zweyte hie und da veränderte und mit 13 Kupfern vermehrte Auflage. 1811. 136 S. 8. (16 gr.)

„Der *Starenberger See*, fünf mässige Stunden von München entfernt, war einst und immer der Freudenort der Fürsten von Baiern und der Einwohner zu München." Hr. v. W., der ehrwürdige Veteran der Baierischen Historiker, verdiente sich daher den Dank seiner Landsleute, indem er ihnen den geliebten See sammt seinen Umgebungen in dieser Schrift auf eine eben so lehrreiche als unterhaltende Weise schilderte. Denn der Weg von München nach dem See, der See selbst, die ganze Gegend um den See, Alles ist so genau geschildert, dass die kleine Schrift, indem sie zugleich ein schätzbarer Beytrag zur Topographie Baierns ist, Jedem, der den reizenden Belustigungsort besucht, zum Wegweiser dienen kann. Einige Proben mögen unseren Lesern die Art des Büchleins noch genauer beurkunden. „Schilderungen von Naturschönheiten, heisst es in der Vorrede zur zweyten Ausgabe, werden nur sparsam eingewebt. Die Bilder von Schönheit und Anmuth liegen vor Augen, und derjenige fühlt sie ohne meine Erinnerung, welcher die Gabe mitbringt, das Wehen flüsternder Winde im zarten Laube zu hören, die lieblichen jungen Goldschatten im stillen Haine zu sehen, und das rührende Flöten der holden Natur zu vernehmen." „*Zimmermann*, heisst es S. 37 f., der mit *Cook* die Reise um die Welt machte, und in Starenberg Schiffmeister wurde, brachte die ersten Englischen Boote auf den See." Bey *Bernried* (S. 78 f.) ist, wie billig, *Paulus Bernriedensis* nicht vergessen. Auf der Insel *Wörth* zog den Vf. hauptsächlich das Kirchlein an. „Selbst die Bauart des Kirchleins (S. 54 f.), das dieser Insel ein herrliches Ansehn giebt, zeigt ein mystisches Wesen an. Es fasst kaum hundert Menschen, ist durchaus von dicken Quader- oder Duft-Steinen, und nach der ältesten Art, in die Gemeinkirche und in den Chor eingetheilt. Es hat nur ein einziges Fensterlein, das oben nordwärts angebracht, und dazu gemacht ist, eine ehrwürdige Dämmerung und das Gefühl, dass darin eine Gottheit wohne, in den Gemüthern zu verbreiten. Mir scheint in dieser Bauart viel Verstand zu liegen, und wie Anderen auch seyn mag: ich liebe eine ernsthafte Dämmerung in den Tempeln mehr, als Pracht und Schimmer. Man sammelt sich so leicht darin, und befindet sich bey sich selbst so wohl."

a. q.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Lüneburg*, b. Herold und Wahlstab: *Revision der Mittel, die Schulden eines Staats zu tilgen;* in Briefen an einen Freund geschrieben im Jahr 1812, von *Georg Friedrich Petersen*, Commissär des Königl. Ober-Hof-Marstalls-Departements zu Hannover. 1815. VIII und 68 S. 8. (10 gr.)

Die Revision, welche der Vf. hier geliefert hat, ist eigentlich eine Prüfung der Vorschläge des Hn. v. *Bülow* in dessen vor etlichen Jahren erschienener Schrift: *Über die Quellen zum Abtrag und Tilgung von Staatsschulden.* Der Vf. folgt daher dem Hn. *v. Bülow* Schritt vor Schritt. Er geht sämmtliche von diesem in Vorschlag gebrachten Abgaben und sonstigen Massregeln, um den Geldverlegenheiten der Staaten zu helfen, Punct vor Punct durch, beleuchtet sie nach richtigen nationalwirthschaftlichen und staatswirthschaftlichen Principien, und zeigt theils ihre Bedenklichkeit, theils ihre Unzulänglichkeit und Unzulässigkeit. Die Mittel, welche der Vf. empfehlen zu können glaubt, sind: 1) eine *Personensteuer*, mit Rücksicht auf die jährliche Einnahme der Abgabepflichtigen in 10 bis 12 Classen vertheilt; 2) eine *kleine Vermehrung der Importationssteuer von Gegenständen, welche nur dem Luxus und Vergnügen dienen;* 3) der *Ertrag einer Classenlotterie;* 4) eine *kleine Vermehrung der Impostem auf das Salz,* z. B. 1 Groschen auf jede 10 Pfund; 5) *eine Abgabe von allem inländischen und ausländischen Taback in Blättern;* 6) *eine Abgabe auf die Personen und Gegenstände des Luxus,* Bediente, Reit- und Kutsch-Pferde und Meubles, wodurch nicht bloss der Zinsenbedarf für die Schulden der Staatscassen gedeckt werden soll, sondern auch ein Amortisationsfonds hergestellt, aus dem die Schulden allmählich abgetragen werden sollen.

Sachkenner werden ohne unsere Erinnerung bemerken, dass diese Vorschläge eben so gut eine Revision bedürfen, wie die vom Vf. revidirten des Hn. *v. Bülow*. Übrigens hat der Vf. bey seinen Vorschlägen zunächst Mecklenburg vor Augen, weil die Briefe, in welchen die Revision gegeben ist, an einen Freund in Mecklenburg gerichtet sind, zu einer Zeit, als man sich dort mit dem hier behandelten Gegenstande praktisch beschäftigte. Ob die Vorschläge des Vfs. in Mecklenburg beachtet worden sind, wissen wir nicht; doch zweifeln wir sehr, dass sie die Summen eingebracht haben möchten, welche der Vf. (S. 64) sich davon verspricht. Mit der Ergiebigkeit der indirecten Abgaben ist es immer etwas Missliches. Der Ertrag entspricht selten der Calculation des Finanziers, und am wenigsten bey belegten Gegenständen des Luxus, welche der Vf. besonders herangezogen wissen will; der Luxus hat seiner Natur nach zu viele Aus- und Schleich-Wege, auf denen sich der Pflichtige der Abgabe entziehen mag.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

GRIECHISCHE LITERATUR.

SULZBACH, b. Seidel: ΣΟΦΟΚΛΕΟΥΣ ΤΡΑΓΩΔΙΑΙ. *Sophokles Tragödien*, emendirt und erläutert durch *Johann von Gott Fröhlich*. Erster Theil, enthaltend *Philoktetes, Elektra, die Trachinerinnen*. Erstes Bändchen, *Text*. 1815. XII u. 311 S. Zweytes Bändchen, *Anmerkungen*. 1815. 528 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Die Anzeige dieses wunderlichen Buches, das mit *Prädikows Horatius* und *Sprengels neuer Kritik der Römischen Dichter* in Eine philologische Polterkammer zu werfen ist, gehört unter die unangenehmsten Geschäfte dieser Art. Denn so ungern man einem Manne durch ein ungünstiges Urtheil wehe thut, der sich aus wahrhafter Liebe für das Alterthum einige Sach- und Sprach-Kenntnifs mühevoll genug zusammengearbeitet haben mag, dem es gegenwärtig an den nöthigsten literarischen Hülfsmitteln so gut wie ganz gebricht (die Vorrede ist aus *Amberg* in der ehemaligen Oberpfalz geschrieben), und den gewiss nicht Dünkel und Anmafsung, sondern blofs Unkenntnifs des Bodens in ein Gebiet verlockt haben, auf dem er bey jedem Schritt strauchelt und fällt: so kann das doch auf die Würdigung einer literarischen Erscheinung, die durch solche Einwirkungen ihre Gestalt empfangen hat, keinen weiteren Einflufs haben.

Zunächst zwar soll die Ausgabe für Schulen bestimmt seyn: indefs Alles, was ihr Eigenthümlichkeit giebt, ist Jedem ungeniefsbar, der nicht auf einem unabhängigen, rein wissenschaftlichen Standpuncte steht; und da diefs auch dem Umfange nach bey weitem der bedeutendere Theil ist: so verweilt unsere Anzeige ausschliefslich hiebey.

Der Text ist der unveränderte *Brunck*'sche, nur minder correct abgedruckt; gleich darunter stehen, ohne weitere Bemerkungen, die älteren Lesarten und die Conjecturen *„von eigener Erfindung,“* die der Herausg. zurückzurufen, oder an die Stelle des bis jetzt im Text Geduldeten zu setzen für gut hielt. Die Zahl dieser Abweichungen von *Brunck* beläuft sich im Philoktet auf *hundert und acht*, in der Elektra auf *hundert und sechs*, in den Trachinerinnen auf *acht und achtzig*, wobey zu bemerken ist, dafs viele der hier als Eine Nummer gezählten sich über ganze Strophen erstrecken, und dafs von zwanzigen kaum Eine auf Herstellung und Vertheidigung älterer, aus Handschriften geschöpfter Lesarten gerichtet ist. Da dem Herausgeber selbst die bekanntesten neueren Hülfsmittel fehlten (z. B. *Hermanns* grammatische und metrische Werke, *Erfurdts* Elektra und Philoktet, *Solgers* Übersetzung u. dgl. Denn hätte er diese Bücher besessen: so würden wir ihm mehr als Einmal unredliche Benutzung, und an anderen Stellen wieder die sträflichste Nachlässigkeit vorwerfen müssen; wir nehmen also das Mildere an, dafs er diese Werke nur aus den Anführungen *Schäfers, Döderleins* und *Asts* gekannt habe): so würden wir bey ihm an die Benutzung älterer und seltenerer gar nicht gedacht haben, wenn er sich nicht selbst ein paar Mal das Ansehn gäbe, aus ganz besonderen kritischen Quellen geschöpft zu haben. Zur El. 467 versichert er, *ἐπισκευάσει* schon in *„alten Editionen“* gefunden zu haben, was wir bisher nur als Lesart des *Stobäus* kennen; und zu Phil. 1954, nachdem er die Worte *ἔστω — ἐπιψαύουσαν* dem Neoptolemos, *ἀλλὰ — τιμωρήσεται* dem Odysseus zugetheilt hat, bemerkt er: „Nachdem diese Correction längst gemacht war, fand ich *in uralten Editionen, die mir zufällig unter die Hand kamen*, dieselbe Vertheilung der Reden.“ Wie kommt es, dafs von diesen, gleich in der Mehrzahl anrückenden respectabeln Ausgaben nicht weiterer Gebrauch gemacht ist? Ja dafs sie uns nicht einmal bey Namen genannt sind? Sollte die Jen. A. L. Z. in Amberg gelesen werden: so wünschten wir, dafs Hr. *Fröhlich* sich darüber befriedigend ausweisen möge.

Rechenschaft über die vorgenommenen Änderungen geben die Anmerkungen, die den zweyten Band bilden, in bunter Abwechselung mit allgemeinen Betrachtungen über Plan und Zusammenhang der einzelnen Tragödieen, und mit sehr elementarischen Erläuterungen für die Jugend, fast etwas zu elementarisch für solche, die sich an den Sophokles wagen.

Bey Anordnung des Textes geht nun der Herausg. von folgenden Grundsätzen aus: alle die Kritiker irren, die diesen Dichter in leidlich gesundem Zustande erhalten, und nur hie und da durch kleine zufällige Versehen der Abschreiber entstellt glauben: er ist vielmehr durch künstliche, in Absicht des Besserns und Herstellens unternommene Änderungen durchaus und wesentlich entstellt; jener erste Irrwahn hat den zweyten erzeugt, dafs die wenigen, etwa nöthigen Emendationen sich möglichst an die Züge der Handschriften anschliefsen müssen: solche Conjecturen werden „eng-

herzige und beschränkte" genannt; auch sollen sie *„äusserst selten und nur zufällig die Wahrheit treffen.*" Die Erklärungen aber, welche jene engherzige Kritik dem freysinnigen Conjecturiren, Emendiren und Harioliren hat entgegensetzen wollen, werden für *„eitle Hypothesen und unnatürliche Künsteleyen*" erklärt. Dagegen soll *„das Conjecturiren ein Nachdichten des stellenweis mangelhaften Gedichtes*" seyn, die Conjecturen selbst *„zwar nicht blind darein tappende, aber doch keck zugreifende.*" Demnach sind Sinn und Bedeutung des Ganzen, und Zusammenhang jeder einzelnen Stelle, nebst Anwendung des Axioms, Sophokles müsse im Ganzen sich selbst gleich und consequent gewesen seyn, die über Ächtheit oder Verdorbenheit am sichersten entscheidenden Kriterien; sie sind aber auch die Grundsätze, nach denen gefunden werden kann und *muss*, was an einer verdorbenen Stelle zu setzen ist, um sie *mit Gewissheit* oder wenigstens *mit höchster Wahrscheinlichkeit* so wieder herzustellen, wie Sophokles sie gedichtet und geschrieben haben mag. Da nun *„die Wörter*" der Vulgata nur entstellte Reste und Trümmer des verlorenen Urtextes sind: so war es nicht nöthig, sich ängstlich daran anzuschliessen, sondern es genügt, wenn nur, *die Conjectur als ursprüngliche Lesart vorausgesetzt*, aus ihr begreiflich wird, wie die Vulgata aus Missverständniss, Unleserlichkeit u. dgl. entstanden seyn möchte. Durch diese Grundsätze ist denn allerdings Hr. *F.* weiter gelangt, als es bisher irgend einem Kritiker gelingen wollte. Er erkennt nicht nur jede Verdorbenheit auf den ersten Blick, sondern er hat auch ohne langes Kopfbrechen sofort ein Heilmittel zur Hand, und die beseligende Überzeugung obendrein, so und nicht anders habe Sophokles geschrieben: allerdings eine beneidenswerthe Amalgamation des Autors mit seinem Herausgeber, die wir als das Höchste anerkennen müssten, was im Studium der Philologie erreichbar ist, nur dass uns gerade der entgegengesetzte Weg erfoderlich bedünken will, um einem so hohen Ziele sich mindestens anzunähern.

Wenn sich der Herausg. förmlich dagegen verwahrt, dass man seine Conjecturen nicht etwa *„für blosse Launen und Einfälle eines neuerungssüchtigen Geistes, oder wohl gar für Erzeugnisse einer unserer Zeit, wie man sagt, eigenen Emendationswuth halte*": so glauben wir ihm das aufs Wort, ohne doch eben so willig *„in reiner Liebe und ruhiger Besonnenheit ohne alle Sucht und Wuth*" den Grund seines Verfahrens anzuerkennen, den wir in ganz anderen Dingen gefunden zu haben glauben: Erstens in völliger Unbekanntschaft mit dem, was gediegenes Alterthumsstudium sich zum Ziel gesetzt hat, und mit den Wegen, die dahin führen oder nicht führen; zweytens in mangelhafter Kenntniss des Sprachgebrauchs und der Darstellungsweise der Tragiker, so dass ihm Alles in diesen, was er nicht schon zufällig einmal selbst gedacht hatte, fremd vorkam und ausser sich setzte; drittens aber — und das ist das Schlimmste — in einer gänzlichen Befangenheit, Starrheit und Unbeweglichkeit des Geistes, wodurch ihm das reine, ungefälschte und vorurtheilslose Eindringen in die Art und Kunst seines Dichters geradezu unmöglich gemacht ist, und wogegen auch wohl kein Studium hilft, da keine todtgeborene Phantasie wieder zu beleben ist. Daraus erklärt es sich denn auch ohne Weiteres, warum die sich der einfachen Erzählung am meisten nähernden Stellen am mindesten gefährdet sind, während die Chorgesänge das Meiste von des Nachdichtenden keck zugreifender Begeisterung erlitten haben.

Im Begriffe, nun auch noch Einiges über das Einzelne zu sagen, sehen wir wohl, dass hier ganz anders, als bey Beurtheilung anderer Ausgaben, zu verfahren ist. Mit Widerlegung dieser oder jener Conjectur ist hier gar nichts gethan: es bleiben immer noch so viele übrig, dass wir uns ein eigenes Extra- oder Ergänzungs-Heft erbitten müssten, wenn wir auf diesem Wege den Herausg. überzeugen wollten, dass unter seinen Vorschlägen kein guter neu, kein neuer gut ist. Und heben wir einige Dutzend hie und da gesondert hervor, um an diesen ein Beyspiel zu statuiren: so bleiben immer noch einige Schock übrig, in denen verkanntes Gutes stecken könnte; ja es könnte scheinen, als hätten wir mit böslicher Absicht aus den 302 gehandhabten Stellen gerade die am ärgsten gemisshandelten hervorgesucht. Darum scheint es das Gerathenste, eine ganze Stelle hervorzuheben, und durch diese dem Herausg. geduldig Schritt für Schritt mit unseren Bemerkungen zu folgen. So lernt der Leser am vollständigsten die ganze unbeschreibliche Manier kennen, und der Herausg. wird vielleicht inne, wohin sie führt.

Wir nehmen aus der *Elektra* V. 516—659 das ganze Gespräch zwischen Elektra und Klytämnestra. V. 518 soll bemerkt werden, αἰσχύνω als Transitivum: der Herausgeber wird besser thun, aufzumerken, wo es intransitiv steht. 519: ἐντρέπεσθαί τινος, sich an Jemand kehren; wozu der gründlicheren Erklärung vorgreifen, die jedes Wörterbuch giebt? 523: κακῶς ἀκούειν ὑπό τινος wird erläutert: „hören, dass Jemand Übles *von uns* redet." 534 soll πρὸς χάριν εἶναι gelesen werden; der Herausg. hätte sich hier viel vergebliche Worte sparen können, wenn er in die Scholien gesehen hätte, da steht deutlich genug: εἶναι, ἤγουν ἀποδιδοῦσ. ἔστι δὲ μετοχή, καὶ οὐ γενικὴ πληθυντική. Aber der Herausg. wusste, der Genitiv von εἷς laute ἑνὸς, und so gestattete ihm denn die schon gerügte Steifheit seines Geistes nicht, ein lächerliches Missverständniss zu vermeiden. 537 Menelaos sey König von Sparta gewesen u. s. w. 558 wird übersetzt: *„da* er mein Eigenthum getödtet hatte, *sollte* er mir *dafür* nicht büssen? 559 von Menelaos zwey Kindern nach dem Schol. 550. Gleichmässig getadelt werden die, die zu σχοῦσα ein ἐγώ und die ein σύ hinzudenken, und danach interpungiren; es wird also keck zugegriffen:

εἰ δέ σοι δοκῶ φρονεῖν κακῶς,
μέμφου δικαίαν σχοῦσά, μ' ἐς πέλας ψέγε,

woraus man wenigstens sieht, dass der Herausg. keine Enklitika kennt, und einen Sprachschnitzer daran wagt, wenn nur *„der Geist des Dichters*" hergestellt wird. Was übrigens die Stelle anlangt: so ist sie ganz tadellos; nur das in den Ausgaben inclinirte σοι muss den

vollen Ton haben: „*Ich* fühle demnach über meine That keinen Gewissensvorwurf; wenn ich *Dir* aber Unrecht zu haben scheine, die ich die gute Sache habe: so schmähe immer deine nächsten Angehörigen.“ Σχοῦσα steht dem ἐμοῦ entgegen, statt ἐγὼ σχοῦσα, eine bekannte Kürze des Ausdrucks, über die *Wolf* zu Demosth. Lept. p. 270 nachzusehen ist, vgl. Aristoph. Frieden. 327. Τοὺς φίλους zieht Klytämnestra klüglich auf sich, damit Elektra in jedem Fall Unrecht behalte, entweder in der Sache selbst, oder doch darin, dass sie *ihre leibliche Mutter* untöchterlich eines Verbrechens zeihe. Denn Klytämnestras Trotz ist, wie schon das Todtenopfer zeigt, durch den ahnungsvollen Traum gänzlich gebrochen, und die Gewissensangst, die sie leugnet, spricht sich gerade darin aus, dass sie mit ihrer Unerschütterlichkeit prahlt. Auch war es keinesweges Sophokles Absicht, in ihr die furchtbare Kraft des Lasters darzustellen, wodurch sie dem Aeschylus zur tragischen Heldin würde: hier erscheint sie als die Inconsequenz und Schwäche des Lasters, der sittlichen Kraft ihrer Tochter gegenüber. 556: εἰ δέ μ' ὧδ' ἀεὶ λόγους ἐξῆρχες, statt εἰ τοὺς πρὸς ἐμὲ λόγους ὧδε ἀεὶ ἐξῆρχες. Das ist freylich leichter zu verstehen: aber kein Mensch begreift, wie diess aus jenem heraus zu erklären ist. Offenbar wollte der Dichter sagen: εἰ δέ μ' ὧδ' ἀεὶ προσεφώνεις: für das einfache Verbum setzte er das vollere λόγους ἐξῆρχεν, ohne darum auch den Casus zu ändern, denn nun nicht die umschreibenden Worte selbst, sondern der in ihnen liegende Hauptgedanke bedingt; Beyspiele aus Tragikern bey *Herm.* zu Eurip. Troad. Seidl. 193; gerade Sophokles liebt Kühnheiten dieser Art vor den übrigen Tragikern. 564. Hier wird vorgeschlagen: τὰ πολλ' ἀνεύμενος ἰσχ' ἐν Αὐλίδι, weil der Herausg. mit τὰ πολλὰ πνεύματα nichts anzufangen weiss. Man nennt Versuche der Art in der Kunstsprache *ingenios* oder *specios*, sie verderben aber meist, wie auch hier, den Gedanken. Die Hauptsache war bey Aulis *die lange Dauer* der Windstille; *das* sagt die alte Lesart in edler Einfachheit; auch ist gar kein Doppelsinn darin, weil viele Winde an Einem Orte nicht *neben* einander, sondern *nach* einander blasen. 571 soll ὡς in ἴσως verwandelt werden: vielleicht macht *Matthiä* gr. Gramm. p. 754 den Herausg. anderes Sinnes; ausserdem hat er übersehen, dass Elektra alle Schuld von ihrem Vater ab auf den Willen der Göttin wälzt, und dass schon darum ὡς bleiben muss. 575 τὸ σόν, „*deine Voraussetzung*,“ ganz falsch: λέγω τὸ σόν ist kürzerer Ausdruck für λέγω τοιόνδε, ὅπερ καὶ σὺ λέγεις. f. *Schäfer* zu Lamb. Bos. ell. p. 171. V. 584 richtig übersetzt; wozu aber übersetzen, was gar nicht misszuverstehen war? 608 wird Befremden geäussert, dass diese Worte nicht von Allen richtig verstanden seyen. Unseres Wissens hat sie, wie so manches Andere, nur *Ast* nicht begriffen, so deutlich sie auch von allen Scholiasten gemacht sind. 610 f. Die Handschriften geben alle:

ὁρῶ μένος πνέουσαν· εἰ δὲ σὺν δίκῃ
ξύνεστι, τοῦδε φροντίδ' οὐκ ἔτ' εἰσορῶ.

Die Beschränktheit der früheren Herausgeber hat das angenommen, wie die Handschriften es geben: nicht Hr. *F.* Zuerst sagt er uns, „Sophokles wolle seine Elektra sicherlich nicht als eine *wuthschnaubende Unholdin* agirt oder beurtheilt wissen: auch ihr Zorn müsse edel bleiben;“ er wusste also weder was μένος, noch was πνεῖν besage: nach ihm wären Homers μένεα πνείοντες Ἄβαντες unedle, *wuthschnaubende Unholde*, und Theokrit, 18, 54 foderte die Neuvermählten auf, einander Liebe in die Brust — *zu schnauben*. Zweytens müssen wir uns belehren lassen, die Worte „*ob sie aber mit Recht zürne*,“ seyen hier „*widersinnig*,“ da es auch umgekehrt heissen könnte, „ob sie aber *nicht* mit Recht zürne“ u. s. w. Es sey also das Deutlichste und Richtigste, beide Glieder auszudrücken (hier wird der Leser gewiss aufhören, Hn. *F.* um seine tiefe Kenntniss des Sophokleischen Geistes zu beneiden). Drittens vernehmen wir, die Worte τοῦδε φροντίδ' οὐκ ἔτ' εἰσορῶ seyen ein ἄτοπον, denn freylich könne der Chor das noch nicht *sehen*, weil Klytämnestra ja noch nicht *geantwortet* habe. Als ob man es nicht dem Äusseren eines Menschen, seinen Mienen und Geberden recht eigentlich *ansehen* könne, welchen Eindruck die Worte eines Anderen auf ihn machten! Nach diesen Prämissen nimmt der Herausg. den Zusammenhang zu Rathe: dieser belehrt ihn, Klytämnestra habe sich öffentlich gerechtfertigt, Elektra sie zu widerlegen gesucht, der Chor *solle entscheiden*: um aber nicht geradezu gegen die Königin zu reden, antworte er: „wohl sehe ich, dass Elektra zürnet; ob sie aber mit Recht zürne oder nicht, das musst du bedenken.“ Hierauf wird keck zugegriffen und nachgedichtet wie folgt:

ὁρῶ μὲν ὀργισθεῖσαν· εἰ δὲ σὺν δίκῃ
ὀργίζετ' ἢ μή, τοῦτο φροντίζειν σε δεῖ.

Das ist freylich verständlich und nichts weniger als engherzig; auch die Elision in ὀργίζεται kommt bey einem Nachdichter, der immer gerade auf den Geist lossteuert, nicht in Rücksicht. Übrigens möchten wir fragen, woher Hr. *F.* weiss, dass die μένος πνέουσα und das Subject von ξύνεστι ausschliesslich Elektra, die φροντίς aber nur bey der Klytämnestra zu suchen sey. 617. 19 wird richtig gedeutschet: wir fragen wieder, wozu, da hier keine Schwierigkeit ist. 622. Hier sieht der Herausg. nicht ein, wie man das unbestimmte, kraftlose πόλλ' ἄγαν ertragen könne, und eben so wenig, wie darauf Elektras Antwort, σύ τοι λέγεις NIN, passe; dass Sophokles sich nicht deutlich genug ausgedrückt hat, um von Hn. *F.* verstanden zu werden, muss er durch folgende Nachdichtung abbüssen:

ὦ θρέμμ' ἀναιδές, ἦ σ' ἐγὼ καὶ τἄμ' ἔπη
καὶ τἄργα τοιούτους λόγους λέγειν ποιεῖ.

Es gehört etwas dazu, neben diesem τοιούτους λόγους das alte und ungewöhnliche πόλλ' ἄγαν, das Horazische *plus nimio*, das übrigens auch *Mnesimachos* bey Athen. 8. p. 359 C. verbindet, kraftlos zu finden; die Bedenklichkeiten wegen der Beziehung von νιν aber kann ihm *Musgrave* zu dieser Stelle heben. „Du sagst dir selbst das, was dich ärgert, indem du es *thust*: das Werk aber findet auch sein Wort.“ 630. *Brunck*, *Ast*, *Solger* haben βοὴ εὔφημος für δύσφημος genommen, und *Heindorf* zu Plat. Phädon p. 15 hat Beweise dazu nachgeliefert. Der Herausg. dagegen versteht es mit einem Schol. von ehrfurchtsvollem Schweigen. Recht hat er; wenn er nur auch bewiesen hätte, wie βοή für σιγή stehen konnte.

Wir glauben, dafs diefe Stelle zu denen gehört, die *Seidler* zu Eurip. Troad. 566 und Iph. Taur. 110 einfichtsvoll behandelt hat; f. auch *Jacobs* zur Anthol. T. 6. 3 p. 203 und *Erfurdt* zum Oed. Tyr. 420. Zu 634 wird angemerkt, ἡ παροῦσα fey eine θεράπαινα und der [illegible] Apoll; zu 638, Klytämneftra fcheue fich, in Elektras Gegenwart Alles herauszufagen. 645. In einem kahlen Inhaltsauszuge diefer Stelle heifst es: „Sind die *beiden* Traumgefichte von guter Bedeutung: fo erfülle fie mir.“ Woher hat der Herausg. *zwey* Träume, da doch V. 417 f. durchaus nur Einer erwähnt und erzählt wird? Freylich ftehen φάσματα δισσῶν ὀνείρων im Text, die auch *Aft*, nur zu oft unferes Herausg. Gewährsmann, treulich durch *die beiden Traumanzeichen* wiedergiebt. Aber fchon der Römifche Scholiaft fah das Rechte: δισσῶν ὀνείρων, τῶν ἀμφιβόλων καὶ διττοποιῶν, und *Brunck* und *Solger* haben es geltend gemacht. Denn doppelfinnig war der Traum allerdings, da Klytämneftra felbft nicht wufste, ob er Gutes oder Böses verkünde; διττὸς ift hier alfo wie διπλοῦς und *duplex* gebraucht, f. *Ruhnken* zu Tim. Lex. p. 86. Die Ausflucht, Chryfothemis habe nicht Alles gewufst, und es fey alfo wohl möglich, dafs die Mutter zwey Traumgefichte gehabt habe, macht den Sophokles zu einem Stümper in feiner Kunft. 650. Schon *Erfurdt* hatte hier Anftofs gefunden, und leicht genug geändert: οἷς ξύνειμι νῦν συνημεροῦσα; bey Hn. *F.* kommt der Dichter nicht fo gut davon, die vielen, von ἐφῇς abhängenden Infinitive nennt er hart, weil er nicht wufste, dafs der Infinitiv auch ohne alles ἐφῇς bey Bitten der gebräuchliche Modus ift, f. *Matthiä* gr. Gramm. S. 786, *Schäfer* zu Lamb. Bos. ell. p. 600, *Herm. de ell. et pleon.* p. 151, und die Ausl. zum Greg. Cor. p. 132. Dafs das Partic. συνημεροῦσαν eine nähere Beftimmung des Partic. ξυνοῦσαν gebe, ift nach ihm kaum zu ertragen; was freylich auch *Erfurdt* meinte, jetzt aber nach den von *Schäfer* zu den Schol. Apollon. Rhod. p. 165 gefammelten Beyfpielen Niemand mehr meinen wird. Nachdem der Herausg. fich fo Platz gemacht hat, erklärt er das Ganze für „*Schlepperey*,“ und emendirt nun frifch drauf wie:

δόμους Ἀτρειδῶν σκῆπτρά τ' ἀμφέπειν ἐᾶν,
φίλοισί τε ξυνοῦσαν, οἷς ξύνειμι νῦν,
συνημερεῖν, σὺν καὶ τέκνοις, ὅσων κτλ.

woraus noch einleuchtet, dafs ihm auch die Wortftellung τέκνων ὅσων, wovon *Lobeck* zum Ajax S. 343 handelt, fremd war. Hier ift Alles unverbefferlich gut und gefund, und auch nicht einmal, was *Lobeck* ftillfchweigend that, das Comma nach συνημεροῦσαν zu tilgen: denn gerade diefs Participium enthält den Hauptgedanken, der durch beide Glieder waltet; in fchlichter Scholiaftenphrafe würde die Stelle etwa fo lauten: δός με ἐν συνημερίᾳ ξυνεῖναι τοῖς φίλοις, οἷς νῦν ξύνειμι, καὶ τῶν τέκνων ἐκείνοις ὧν μὴ μοὶ δύσνοια πρόσεστιν. Gerade das, worauf es ankam, verwifchte auch *Erfurdts* Conjectur, die als vorhanden in die Gegenwart fetzt, was Klytämneftra vom Gotte für die Zukunft erfleht.

Wir bleiben hier ftehen, nachdem wir Hn. *F.* durch *anderthalb hundert* Verfe gefolgt find, in denen fich nichts zu loben fand, als dafs er Ein Mal die richtige Auslegung *von fern geahndet hat*. Wir würden kein Ende finden, wenn wir nun auch die in diefem Stück begangenen Unterlaffungsfünden rügen, wenn wir die fchlechten Lesarten des *Brunck*'fchen Textes, die der Weitherzige ruhig ftehen liefs, anmerken, wenn wir die wahren Schwierigkeiten hervorheben wollten, die er gar nicht geahndet hat. Da wir indefs Alles angegeben haben, was von ihm befprochen ift: fo ergeben fich die Unterlaffungen von felbft.

Nur von unferes Herausg. Art, mit den Chorgefängen umzufpringen, noch ein Wort und ein Pröbchen. Er bekennt, über die Anordnung derfelben weder mit fich, noch mit den Theorieen Anderer (?) im Reinen zu feyn: überdiefs befitzen wir auch in diefen Gefängen die alten ächten Lesarten nicht mehr; in feinen Vorfchlägen fey Manches wohl fo gut *oder auch beffer als nach der Vulgata*: doch wünfche er fie vor der Hand nur *als ganz unmafsgebliche Vorfchläge* betrachtet (die Verhunzungen der Trimeter follen alfo wohl mafsgebliche Rathfchläge feyn?). Was es nun mit diefen Vorfchlägen auf fich habe, wird ein Pröbchen aus der Elektra zeigen. V. 1281:

Sophokles von Athen:	*Sophokles von Arnberg:*
ὦ φίλαι, ἔκλυον ἄν	ὦ φίλτατ' ἀδελφ' ἐμοῦ,
ἐγὼ οὐδ' ἂν ἤλπισ' αὐδάν.	οὐκ ἔτ' ἤλπιζόν σ' ὁρᾶν,
ἔσχον ὀργὰν ἄναυδον,	σοῦ γε λόγον θανάτου
οὐδὲ σὺν βοᾷ κλύουσα τάλαινα.	ἄρτι σὺν βοᾷ κλύουσα,
νῦν δ' ἔχω σε. προὐφάνης δὲ	τάλαινα· νῦν δ' ἔχω σε,
φιλτάταν ἔχων πρόσοψιν,	προὐφάνης τε, φιλτάταν
ἃς ἐγὼ οὐδ' ἂν ἐν κακοῖς λαθοίμαν.	ἔχων πρόσοψιν, ἧς ἐγὼ οὐδ'
	ἂν ἐν κακοῖς λαθοίμαν.

Jedes Wort darüber wäre zuviel! Da wir bereits dem Herausg. guten Willen und Eifer für die Sache zugegeben haben: fo wird er uns wohl den Rath erlauben, ehe er fichs fernerhin gelüften läfst, Chorgefänge zu ordnen, fich mit den Versarten felbft bekannt zu machen (dafs er z. B. vom Dochmius *nichts* weifs, lehren feine Mifshandlungen des Textes im Phil. 177. 188. El. 205. 553. 1388 u. f. w.), und die Grundregeln der Profodie zu lernen, damit er nicht wieder profodifche Schnitzer in den Dichter hineindichte, wie El. 112, wo ein Anap. Monometer, σεμναί τε σκότου, gefertigt ift. Indefs ift Rec. darauf gefafst, vom Herausg. zwar nicht unter die engherzigen Conjecturirer (denn Conjecturen zum Sophokles macht er faft gar nicht, hält auch die meiften gemachten für unnütz), aber defto mehr unter die Hypothefenkrämer und die unnatürlichen Verkünftler gerechnet zu werden. Er läfst fich das gern gefallen, und wünfcht dafür dem Herausg. das Glück, dafs ihm fein Dichter vor Allem nur erft fchwierig und mifslich zu behandeln erfcheinen möge: fo lange ihm alles noch Kinderfpiel dünkt, ift kein Heil für ihn zu hoffen.

Übrigens find zwey Jahre feit Erfcheinung des erften Bandes verfloffen: vielleicht foll uns der zweyte erlaffen werden, was wir des Herausg. wegen wünfchen. Uns ift es völlig gleichgültig: denn das Zeugnifs können wir feinem jetzigen Treiben ertheilen, dafs es für keine Seele — ihn felbft ausgenommen — nachtheilig oder gefährlich werden kann.

F. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der Maurer'schen Buchhandl.: *Beyträge zur neueren Kriegsgeschichte*, gesammelt von *Friedrich Förster*, D. der Philos., königl. Preuss. Lieutenant, Ritter des eisernen Kreuzes. 1816. I Band. XVI u. 224 S. II Band. Mit 2 Kupfern. VI u. 251 S. 8. (Broschirt 3 Rthlr.)

Das Unternehmen des Vfs. ist gut, und verdient gewiss alle Aufmunterung. Er erklärt sich darüber in der Vorrede, welche er: *Wehrstand und Wissenschaft*, überschrieben hat. „Wenn überhaupt nur allein durch eine freyere Bildung des Geistes der Wehrstand in der Zeit des Friedens sich die Achtung erhalten kann (heisst es S. IV f.), die er in der Zeit des Krieges durch sein Schwerdt sich erwarb, (:) dann mögen hier einige Worte über das Verhältniss des Wehrstandes zur Wissenschaft wohl ihre Stelle finden, da ich den Beyträgen zur neueren Kriegsgeschichte, die ich hier mittheile, besonders bey meinen jüngeren Kriegsgefährten eine günstige Aufnahme wünsche. — Die Griechen opferten einer Göttin, die sie Pallas Athene nannten; die Jungfrau war streitbar anzusehen, ihr Auge ernst und tapfer, ihr Haupt mit einem Helm, ihre Brust mit einem Harnisch bedeckt; überall erschien sie gewappnet und gerüstet, aber die Menschen und die unsterblichen Götter ehrten sie als die Schutzherrin der Wissenschaft und der Kunst, und befragten sie oft in der Zeit der Noth, denn ihr Rath war gut. In diesem Bilde Griechischer Dichtung mögen auch wir unsere Bestimmung erkennen. Wollen wir das Schwerdt an der Seite tragen, so soll uns die Wissenschaft nicht fremd bleiben, und wenn uns das bewegte Leben des Krieges wohl manche Stunde geraubt, die Tage des Friedens sollen uns vereinigt finden, einer heiteren Bildung zu huldigen. — Es giebt keine wahre Bildung, an der wir nicht dem „Befleiss" der Geschichte einen wichtigen Antheil zuschreiben müssen. Weder der Fürst würde sein Land, noch der Staatsmann sein Recht verwalten, noch der Feldherr seine Schlachten schlagen können, wenn sie nicht die Bücher nachgelesen, in denen die Schicksale der Völker und die Verhältnisse der Staaten erzählt werden. — Schon dieses würde hinreichend seyn, jedem Kriegsmanne zu empfehlen, wie Noth es ihm thue, sich der Geschichte zu „befleissigen," doch giebt es auch noch Manches, wodurch uns diese Wissenschaft noch theuerer werden muss." — Wir dürfen auf keinen ewigen Frieden rechnen, und „von den Führern, von den Verwaltern des Schlachtfeldes (?) wird etwas Höheres noch gefodert, als nur blind drein zu schlagen und ohne Wahl. — Dadurch ist ja eben das Handwerk von der Wissenschaft unterschieden, dass bey jenem die Hände nur thätig sind, bey diesem der Geist." — (Wird die Kriegskunst hier unter dem Handwerk oder unter der Wissenschaft mit begriffen, oder, wenn sie von beiden verschieden und wohl gar über beide erhaben ist: sollte ihrer nicht wenigstens gedacht werden?) — „Die Geschichte hat eine reiche, blühende Flur vor uns ausgebreitet; — nicht flüchtig wollen wir darüber hineilen, sondern das Land und das Feld, die Stellung der Heere, die Ordnung und Unordnung der Schlacht wohl erwägen, denn wo einmal geschlagen ward, wählte man auch oft in späteren Zeiten wiederum den Wahlplatz. — *Der sorgfältigen Kenntniss der Gegend sey daher unsere Aufmerksamkeit vorzüglich gewidmet*, — mit dieser und dem unbesiegbaren Glauben an eigene Kraft und Tugend werden wir jeder künftigen Schickung begegnen können, und das Eine erwerben wir am sichersten und das Andere bewahren wir am treuesten, wenn wir die Geschichte uns wählen zur Führerin."

Sie soll uns in dem gegenwärtigen Werke auf den Schauplatz der neuesten Kriege begleiten, und der erste Theil ist *Österreichischen Kriegsscenen*, aus dem Feldzuge von 1809 in Italien und Tyrol, gewidmet. „Nur geprüfte Berichte wahrhafter Männer, die da gegenwärtig waren, wovon sie erzählen, will der Herausg. (Vorwort, S. 2) in seinem Werke öffentlich niederlegen, zur Ermunterung und Ermahnung für uns, für die, so nach uns, damit sie ein ruhiges Urtheil über uns sprechen, und der Väter mit Ehren gedenken. So, fährt er fort, ist mein Wille, aus den Jahren 1809 bis 1816 das Wichtigste zu sammeln, und ich hoffe, dass es mir gelingen werde, da ich es mit Liebe und Lust unternommen."

So wenig ein ohne Liebe und Lust begonnenes Werk gedeihen mag: so möchte doch die belebende Stimmung, in welche sie den Werkmeister versetzen, für sich allein das Gelingen zu verbürgen nicht geeignet seyn; es freut daher Rec., bezeugen zu können, dass es dem Vf. — in Ansehung der Form ist der Herausg. als solcher zu betrachten, weil die Ähnlichkeit dersel-

ben beweist, daſs er ſeinen Stoff ſorgfältig umgearbeitet hat — auch an den übrigen erfoderlichen Eigenſchaften, deren ſeine Beſcheidenheit ſich nicht rühmte, keinesweges mangelt. Indem aber die Kritik über das Ganze ein vortheilhaftes Urtheil ausſpricht, und dem Unternehmen den beſten Fortgang wünſcht, glaubt ſie ſich einige Bemerkungen erlauben zu dürfen, in welchen ſie nur den Wunſch ausſpricht, daſs das Werk denjenigen Grad der Vollendung und der Zweckmäſsigkeit erhalten möge, deſſen es ganz gewiſs fähig iſt.

Die in dem erſten Bande gelieferten Aufſätze ſind überſchrieben: 1) *der Tag von Sacile*, 16 April 1809; 2) *der Rückzug*; 3) *das Treffen bey Insbruck*, 29 Mai 1809, und 4) *die Verkündigung des Waffenſtillſtandes zwiſchen Öſterreich und Frankreich* (vom 12 Juli 1809) *in Tyrol*. Dieſe 4 Abſchnitte umfaſſen faſt den ganzen Krieg in Italien und Tyrol, ſie geben für bloſse Beyträge zur Kriegsgeſchichte zu viel, und doch zu wenig für eine vollſtändige Beſchreibung des Feldzuges. No. 1 fängt mit der Ankunft des Öſterreichiſchen Heeres bey Sacile an; die vorhergegangenen Begebenheiten, deren Kenntniſs zum Verſtehen des Folgenden unentbehrlich iſt, werden flüchtig nachgeholt, die Streitkräfte beider Theile immer nur beyläufig, nie beſtimmt genug angegeben, zuweilen nach Köpfen, meiſtens nach Abtheilungen, deren Stärke nicht jeder Leſer kennt, und ſo, daſs die Angabe nicht immer die wiederholte Verſicherung von der Überlegenheit des geſchlagenen Feindes rechtfertigt, welches doch bey einer mehr einfachen Darſtellung leicht hätte geſchehen können. Ohne Charten und Plane iſt es unmöglich, ſich von den Bewegungen der Truppen auf dieſem Boden einen anſchaulichen Begriff zu machen; ſchwerlich wird die (S. 5) vorausgeſchickte „erfoderliche" Beſchreibung des Schlachtfeldes die billigſten Foderungen eines militäriſchen Leſers befriedigen, und ſeiner Verwirrung kann durch die umſtändliche, bis ins kleinſte Einzelne gehende Beſchreibung, in welcher ihm Vieles unverſtändlich und räthſelhaft bleiben muſs, nicht abgeholfen werden. Bey Gemälden dieſer Art führt das gar zu ängſtliche Ausmalen des geringſten beſonderen Vorfalles eher zum Miſsverſtehen als zur Deutlichkeit; die Aufmerkſamkeit des Leſers erſchlafft bey der peinlichen Bemühung, den Faden der Hauptbegebenheiten feſtzuhalten, der unaufhörlich durch für das Ganze wenig bedeutende Nebenumſtände durchſchnitten wird, und es erinnert auf eine ungünſtige Art an die Zeitungsberichte, wenn die Erzählung nach jedem Poſtengefechte einen Stillſtand macht, um anzuzeigen, welche Ober- oder Unter-Officiere, Trommler oder Gemeine ſich dabey ausgezeichnet haben, ohne doch zugleich anzuführen, wodurch ſie die Auszeichnung verdienten. Auch die Zuſammenſtellung der Begebenheiten iſt nicht geeignet, eine durch die andere in's Licht zu ſetzen. So wird z. B. (S. 14) in dem Moment, wo die Heere ſchlagfertig gegen einander ſtehen, und das Treffen bey Sacile ſo eben beginnen ſoll, plötzlich abgebrochen, um erſt die Geſchichte des Tiroler Aufſtandes, die doch damit nur in entferntem Zuſammenhange ſteht, einzuſchieben. Sollte hier eine höhere Spannung der Erwartung beabſichtigt ſeyn: ſo iſt der Zweck ganz verfehlt, denn S. 23, wo die Beſchreibung fortgeſetzt wird, hat man das früher Erzählte beynahe wieder vergeſſen.

Dieſes, nicht einmal durch einen ſtrengen Synchronismus zu rechtfertigende Durcheinanderwerfen der Begebenheiten iſt ein weſentlicher Mangel, an welchem auch die beiden folgenden Nummern leiden, und der dadurch nicht verbeſſert wird, daſs der Vf., um auch das Kleinſte nicht umkommen zu laſſen, Begebenheiten, die er nicht in die Beſchreibung einflechten konnte, in Anmerkungen unter dem Texte nachholt, als ob ſie dort nicht eben ſowohl die Aufmerkſamkeit des Leſers zerſtreuten, als in der Erzählung ſelbſt. In jedem Feldzuge und ſo auch in dieſem wird man von einzelnen Kriegern gegebene Beyſpiele von glänzender Tapferkeit, ſchneller Entſchloſſenheit und hoher Aufopferung finden, die, wenn ſie auch zu der Entſcheidung im Groſsen nicht beygetragen haben, dennoch für die Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen; ſolche Thaten der Vergeſſenheit zu entreiſsen, den Vollbringern derſelben öffentlich Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, dazu eignet ſich eine Schrift, wie die gegenwärtige, ganz beſonders, und weit beſſer, als zu vollſtändigen Beſchreibungen, wie die drey erſten Nummern ſie zu liefern unternommen haben. Manche Gruppe, die, zu ſehr ausgezeichnet, in einem groſsen Gemälde Überladung iſt, bildet an und für ſich eine ſehr anziehende, ſelbſtſtändige Schilderung. Wenn der Vf. eine Geſchichte der Feldzüge und zugleich aller einzelnen Begebenheiten des Krieges geben will: zu welchem bändereichen Werke werden dann ſeine Beyträge nicht anwachſen, und wie viel wird er nicht aufnehmen müſſen, das in anderen Büchern ſchon beſſer und vollſtändiger zu leſen iſt! Wir erinnern nur an *Stutterheims* und *Valentinis* Schriften, die durch dieſe Beſchreibungen der Vorgänge in Italien und Tirol nicht entbehrlich geworden ſind. Wozu alſo die Wiederholung? Es würde dem Herausg. nicht an Stoff gebrochen haben, und gewiſs zweckmäſsiger geweſen ſeyn, wenn er ſich auf das, was der Titel verſpricht, beſchränkt hätte, auf Beyträge zu der gröſseren Geſchichte der Feldzüge, auf Beſchreibungen merkwürdiger, wenn auch nicht entſcheidender Nebengefechte, auf Berichtigungen, auf Erforſchung nicht allgemein bekannter Umſtände, auf eine Nachleſe einzelner Züge u. ſ. w.

Er legt einen beſonderen Werth auf ſeine Schilderungen des Bodens, auf welchem gefochten wurde, und will dadurch ſein Werk für die praktiſche Anwendung lehrreich machen. Die Kunſt, von ſolchen Gegenſtänden ein anſchauliches Gemälde zu entwerfen, gehört zu den ſchwerſten, und auch die beſte Darſtellung in Worten kann den Mangel einer Charte nicht erſetzen iſt man aber genöthigt, ſich mit einer bloſsen Beſchreibung zu begnügen: ſo wird ſtets die einfachſte am ſicherſten ihren Zweck erreichen. Es iſt daher dem V. ſehr zu rathen, daſs er bey ſolchen Schilderungen auf den Glanz einer dichteriſchen Sprache Verzicht leiſte. Es klingt recht ſchön, wenn man lieſt, daſs „die wild

erhabene Alpennatur hier ohne vermittelnden Übergang von dem Paradiese der Natur scharf abgeschnitten, in stolzem Kraftgefühl den üppigen Boden und milden *Himmel* mit trotzigem Hohne zu *über*blicken scheint, dort hingegen, an der Scheidewand des altlombardischen Herzogthums Friaul und der einst *von dem Gebieth* der Sächsischen Ottonen gewaltig *regierten* Trevisaner-Mark, ein sich senkender Zweig derselben *anspruchloser* in die Fläche übertritt" u. s. w.; aber den Kriegsschauplatz lernt man durch diese Bilder nicht kennen, „den Wahlplatz für künftige Schlachten" wird danach kein Anführer bestimmen. — Die Beziehungen auf das Militärisch-Classische des Bodens sind nicht zu tadeln, aber sie müssen mit Sparsamkeit angebracht werden; gar zu häufig wiederholt und die Erzählung unterbrechend, verfehlen sie ihre Wirkung, und verrathen zuletzt ein ermüdendes Wohlgefallen an ausgekramter Gelehrsamkeit. — Auch mit den eigenen Urtheilen soll der Berichterstatter nicht gar zu freygebig seyn, nicht immer durch preisende Beywörter die Meinung des Lesers im Voraus in Anspruch nehmen, und bedenken, dass gar zu verschwenderisch ausgetheiltes Lob am Ende von seinem Werthe verliert; er erreicht sicherer seinen Zweck, wenn er die That sich selbst loben lässt. Oft ist der Vf. nicht einmal recht glücklich, wo er am höchsten zu ehren glaubt; so liesse sich z. B. der Aufstand der braven Tiroler im J. 1809 wohl mit etwas Besserem vergleichen, als mit Mithridates Römermord oder der Sicilianischen Vesper, die (S. 15) als würdige Seitenstücke derselben aufgestellt werden. — Dass in diesen Berichten auch vorgegangene Fehler zur Sprache kommen, ist billig; aber wo der Tadel Personen trifft, und scharf ausgesprochen wird, da ist es nicht genug, dass das Urtheil gegründet sey (welches wir hier auf sich selbst beruhen lassen), sondern es muss auch in der Erzählung begründet seyn.

No. 4 hat sich von den meisten dieser Mängel frey erhalten, und ist überhaupt bey weitem der vorzüglichste unter diesen Beyträgen. Der Vf. hat ihn aus den besten Quellen, aus *Hormayr's* Nachrichten geschöpft. Überzeugt, dass jeder Leser mit dem lebhaftesten Antheil dabey verweilen wird, glaubt Rec. sich auf eine nähere Anzeige nicht einlassen zu dürfen; er drückt bloss seinen Wunsch aus, dass die folgenden Hefte mehr solcher anziehenden Aufsätze enthalten mögen. Könnte dabey der Vf. sich entschliessen, weniger Werth auf einen zu sehr geschmückten, oft geschraubten Vortrag zu setzen, und wäre er etwas vorsichtiger bey der Aufnahme nicht allgemein gebräuchlicher Ausdrücke, wie z. B. der *Befleiss*, den er doch selbst von dem bald nachher vorkommenden *befleissigen* abzuleiten scheint, oder (S. 115) der *heldische* Zug u. a. m.: so würde dadurch sein Werk wenigstens nicht verlieren.

Im *Anhang* folgen noch: der *Bericht Schills* über seine Gefechte bey Kollberg, 1807, Bücherrecensionen, auch Gedichte. — Zwey schöne Kupferstiche, die Brustbilder des Erzherzogs Johann und des Freyherrn von Hormayr, sind eben so schicklich gewählt als gut ausgeführt; der Umschlag ist elegant, aber die ritterlich gewappnete Irmensäule ragt doch fast gar zu romantisch aus blühendem Rosengesträuche hervor.

In dem zweyten Bande folgt auf das Titelblatt eine Vorrede, die jedoch nicht zu dem Ganzen, sondern zu dem Aufsatze, dessen Titel erst nachher kömmt: *der Krieg der Vorarlberger im J. 1809. Mit einer kurzen Beschreibung dieses Landes, und einem Rückblick auf seine Geschichte*, gehört. „Wer wird, heisst es in dieser Vorrede, die einzelnen Theile, aus welchen das grosse Gemälde unserer Zeiten zusammengesetzt werden muss, treu bewahren, ihnen *Leben* und *Ausdruck* geben, wenn wir nicht selbst Hand an das Werk legen! — Die hier gelieferte Geschichte wird um so mehr Werth haben, da der Vf. *thätigen Antheil* an der Sache genommen hat, und somit *aus dem Herzen* spricht. Seine Quellen sind die *handelnden Personen* selbst. — Was jetzt noch möglich ist, wird nur zu bald zur Unmöglichkeit werden, und ewige Schande deckt unsere Namen, wenn wir, gleichgültig über (gegen) das Urtheil der Nachwelt, in *selbst gewählter* Täuschung in die Grube sinken." Rec. gesteht, dass er den Sinn dieser, in dem Buche durch besonderen Druck bezeichneten Worte nicht zu errathen vermag; die selbst gewählte Täuschung kann eben sowohl in der Überschätzung, als in dem Gegentheile bestehen, und die anerkannt gute Sache, von welcher hier gehandelt wird, bedarf keiner Vertheidigung im Ton der gekränkten Unschuld.

Die vorausgeschickte kurze Beschreibung des Landes soll auf die Schönheiten und den Reichthum der Natur in einem so kleinen Bezirke aufmerksam machen, und um zugleich das stolze Gefühl, welches der Rückblick auf die Geschichte Rhätiens bey dem Vorarlberger erregt, noch mehr zu wecken, hat der Vf. „aus des unsterblichen *J. v. Müllers* Geschichte der Schweiz einige Züge des schönen Gemäldes gesammelt, die hier (?) wohl an ihrem rechten Platze stehen werden." Ein solcher Auszug ist leicht gemacht, aber wie können die Begebenheiten der Vorzeit als „Beyträge zur *neueren* Kriegsgeschichte" gelten?

Der Aufsatz bringt übrigens den Leser auf 8 Bogen noch nicht weiter, als bis zum 23 May, wo mit dem Einrücken der Baiern in Inspruck der erste Aufstand der Tiroler beendigt schien; die eigentliche Geschichte des Krieges der Vorarlberger muss daher in der versprochenen Fortsetzung erst noch erwartet werden. Was einstweilen hier geliefert wird, zerfällt in 4 Abtheilungen:

No. 1: *Kurze Beschreibung Vorarlbergs*. Mehr noch eine malerische Reise durch dieses Land, voll lebendiger Schilderungen und guter Bemerkungen, aber auch nicht frey von verschobenen Ansichten, die für die Treue der Darstellung im Ganzen kein günstiges Vorurtheil erregen. Wenn es z. B. (S. 14) heisst: „*mindermächtige* Deutsche Fürsten vermauerten ihre Staaten mit Mauten und Zöllen" u. s. w.: so scheint daraus hervorzugehen, dass grössere Länder eine solche Beschränkung nicht gekannt hätten; — das ist doch gar zu handgreiflich eine selbstgewählte Täuschung.

No. 2. *Rückblick auf die ältere Geschichte von Vorarlberg*. In dem ganzen Abschnitte kommt von Vorarlberg so viel als Nichts vor; in der älteren Geschichte verschwindet das kleine Ländchen in dem Strome der Römischen Begebenheiten, und auch in der mittleren

Zeit würde seiner nicht gedacht werden, wenn es nicht Äbte von St. Gallen gegeben hätte.

Nach einem kühnen Sprunge über 3 Jahrhunderte hinweg schildert No. 3 den *Zustand von Vorarlberg unter der Österreichischen und Baierischen Regierung*. No. 4 ist endlich: *der Krieg der Vorarlberger im J.* 1809, überschrieben, zur Hälfte jedoch mit den bekannten gedruckten Aufrufen u. s. w. angefüllt, und nur die letzten 25 Seiten erregen durch eine umständliche Beschreibung der Vorbereitungen zum Aufstande, der Persönlichkeit der Haupturheber desselben, und der ersten unruhigen Auftritte den Wunsch, dass die Fortsetzung nicht lange ausbleiben möge.

Nach der bey dem ersten Bande angenommenen Einrichtung folgen nun kleinere Aufsätze als Anhang. Zuerst: *Auszüge aus dem Tagebuche des königl. Sächs. Obristen von O..., als Fortsetzung seiner Geschichte des Feldzuges Napoleons in Sachsen, im J.* 1813. (Eingesandt.) — Als Auszüge etwas zu weitläufig, im Ganzen aber sehr anziehend, und ein schätzbarer Beytrag zu der persönlichen Schilderung des merkwürdigen Mannes, den Hr. *v. Odeleben* (er hat sich als Verfasser der Gesch. des Feldz. genannt), vom 10 Aug. bis zum 25 Oct. täglich zu beobachten Gelegenheit hatte. Das folgende Stück: *Die Wehr- und Schirm-Anstalt aus der Staatsverfassungslehre vom Oberlieuten. Dr. Teutwart Schmitson* (Leipzig, 1816), enthält die Beurtheilung eines grösseren Werkes und Auszüge aus demselben; in beiden Wenig von dem eigentlichen Gegenstande des Buches, mehr hingegen von des Vfs. Bemühungen um die Reinigkeit der Sprache. Er legt einen besonderen Werth auf seine Sorgfalt, „nicht ein einziges Wort zu gebrauchen, welches nicht ächten Deutschen Ursprungs ist," und hat deshalb eine Menge fremdartiger Amts- und Sach-Bezeichnungen ins Deutsche übersetzt. Warum aber nennt er sich selbst noch immer Französisch und Lateinisch: Lieutenant und Doctor? Das erste Wort ist ja längst verdeutscht worden; sollte das letzte unübersetzbar seyn? — Es scheint überhaupt, als ob unsere neuesten Sprachreiniger das, woran es uns eigentlich gebricht, noch nicht recht ins Auge gefasst hätten. Unsere herrliche Sprache leidet bey allem ihrem Reichthum doch noch hie und da Mangel an dem Nothwendigen. So trefflich sie für die Dichtkunst und das Erhabene sich vollendet hat: so fehlt es ihr doch noch oft an Ausdrücken für den einfachen Vortrag in der mittleren Höhe, und sie sieht sich dann gezwungen, ihre Bezeichnungen von dem Auslande zu entlehnen. Auch wo wir ein Deutsches Wort haben, ist es zuweilen nicht edel genug, oder noch häufiger dichterisch, und daher für die schlichte Darstellung nicht geeignet. Die meisten unserer Benennungen von Würden, Ämtern, Werkzeugen, unserer Kunst- und Handwerks-Ausdrücke u. s. w. sind fremden Ursprungs; manche von ihnen dürften jedoch durch Verjährung und Gestaltung einen rechtmässigen Anspruch auf das Bürgerrecht gewonnen haben, und indem wir diese Ansässigen bloss wegen ihrer Abstammung verbannen, sollen wir wenigstens mit Vorsicht zu Werke gehen. Es giebt allerdings viele darunter, die wir entbehren können; andere, die unseren Einrichtungen sich durchaus nicht fügen wollen, müssen ohne Schonung ausgemerzt, und am wenigsten darf neuen Fremdlingen erlaubt werden, sich einzudrängen. Um die Stellen der aus unserem Gebiet Verwiesenen wieder zu besetzen, sucht man in dem Sprachschatze der vorigen Jahrhunderte nach; die Bemühung ist löblich, aber jene Fundgrube hat bis jetzt mehr Benennungen für Sachen, als Bezeichnungen für Begriffe zur Ausbeute gegeben, und man sollte sich überhaupt die Ausführung nicht gar zu leicht machen. Wenn das aufgefundene Wort den Sinn des fremden nicht rein und bestimmt, nicht vollständig und wo möglich ausschliessend wiedergiebt; wenn man, um es zu verstehen, ein Verdeutsch-Wörterbuch zu Hülfe nehmen muss: dann ist wenig dadurch gewonnen. Die gar zu ekle Untersuchung des Stammbaumes führt oft zu der Nothwendigkeit, die Ahnenprobe als Ersatz jeder anderen Eigenschaft gelten zu lassen, und erinnert an jene oft genug verlachten Gesellschaftskreise aus der Mitte des verflossenen Jahrhunderts, in denen der Ungelenkige, der Flachkopf, der lächerlich Gezierte unter dem Schutze seiner Stiftsfähigkeit überall, der Mann von Verdienst hingegen, dem dieser Freybrief mangelte, nirgends Zutritt fand. — Rec., der das Streben nach Reinigkeit der Sprache ehrt und für unerlässliche Pflicht jedes Schriftstellers hält, hat nur auf die Übertreibungen mancher Neuverdeutscher hinweisen wollen; den Gegenstand im Allgemeinen weiter auszuführen, ist hier der Ort nicht; nur Eine Bemerkung möge noch Platz finden. Wenn wir auch alle Handwerks-, Kunst- und Zunft-Ausdrücke zu übersetzen im Stande sind: so bleibt doch im Gebiet der Wissenschaften durch die Schwierigkeit, den Grundbegriff zur Bezeichnung der Eigenschaft eines anderen Hauptwortes umzuwandeln, noch Manches zu wünschen übrig, wo vielleicht die Ähnlichkeit des Verfahrens bey einigen Wörtern uns eine Anleitung auch für andere darbieten könnte. Wir geben z. B. *historisch* durch *geschichtlich*; wie aber *philosophisch*, *politisch* u. a. m.? Ist die *philosophische* Behandlung eines Gegenstandes auch jederzeit eine *weltweise*? Und können *politische* Missgriffe für *staatskluge* oder selbst *staatswissenschaftliche* gelten? — Rec. hat irgendwo — er glaubt in einer Schrift von *Docen* — das Wort *Literatur* durch *Schriftenthum*, seiner Meinung nach glücklich, übersetzt gefunden; er wünschte auf mehr solche gelungene Versuche zu treffen, und, weil eben hier von Kriegsberichten die Rede ist, das in jeder Stellung so bequeme Wort *militärisch* ohne Umschreibung genügend verdeutscht zu sehen: denn wenn auch der *Militärstand* durch *Kriegs-* oder *Krieger-Zunft* bezeichnet werden kann: so sträuben sich doch Zunge und Gedanke gegen die Unbehülflichkeit einer *kriegszünftlichen* Verwaltung.

Am Schluss dieses Bandes folgt noch eine Anzahl von Kriegsliedern, wie gewöhnlich von sehr ungleichem Werthe. — Die Bildnisse des Feldmarschall-Lieutenant Chasteler und des Landsturm Anführers Schneider, in zwey schönen Kupferstichen, sind eine Zierde des Buches.

Bnd.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Gleditsch: *Kronos, genealogisch-historisches Taschenbuch auf das J.* 1817. Mit Beyträgen von *Albers, R. von Basse, H. W. Brandes, W. Drumann, C. A. Fischer, H. A. von Halem, C. F. Jacobi* und Ungenannten. Mit Kupfern. 12. (1 Rthlr. 8 gr.) *Dasselbe auf das Jahr* 1818. Mit Kupfern. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Genealogie der regierenden und einiger anderer fürstlichen und gräflichen Häuser in Europa ist die Hauptsache bey diesem Taschenbuche. Zwar enthielt der Jahrgang von 1817 noch einige andere Auffätze von den auf den Titel genannten Verfassern, über welche wir um so weniger etwas zu sagen haben, da sie zum Theil nur Probeartikel aus der von Hn. *Ersch* angelegten Encyklopädie sind, deren Plan in diesen Blättern (J. A. L. Z. 1817. No. 199) schon umständlicher beurtheilt worden ist. Nur ein Aufsatz, über das Englische Bauernwesen von *R. v. Basse*, muss darum besonders erwähnt werden, weil er einen wichtigen Gegenstand mit einem Anschein von Gründlichkeit und doch sehr unrichtig behandelt. Wir wollen dem Vf. nicht etwa abstreiten, dass der Englische Bauernstand in dem Besitze seiner Grundstücke mit manchen Überbleibseln von lehnherrlichen Verhältnissen oft schwer genug belastet ist, und dass die Gesetze ihrem Buchstaben nach in der That mit Recht von ihm heillos genannt werden. Diess hat er aus *Blackstone's* bekannten Commentarien und *Hume's* Geschichte zur Genüge dargethan. Wir wollen auch keinen grossen Werth auf die kleine Erinnerung legen, dass er den alten wohlbekannten Staatskalender, welcher unter dem Namen: *The present State of Great Britain and Ireland*, eine grosse Menge von Auflagen erlebt hat, für eine Seltenheit erklärt hat, was er nicht ist. Rec. hat die achte Ausgabe vom Jahr 1738 vor sich, und das Buch ist sowohl ins Französische, als auch ins Deutsche übersetzt. Aber das ist gegen den Aufsatz im Ganzen zu sagen, dass er eine Rechtfertigung der Beschränkungen, Theilungen und Durchkreuzungen des Eigenthums seyn soll, welche man auch bey uns für das grösste Hinderniss eines allgemeinen Wohlstandes und Gemeinsinnes hält. Zehnten und Zinsen können diesem Entstehen eines Standes freyer und in einem mässigen Wohlstande lebender kleiner Gutsbesitzer nicht hinderlich seyn: — denn, so schliesst der Vf., sie haben dasselbe in England nicht gehindert. Allein der letzte Satz ist sehr zu leugnen, und stimmt nicht mit den allgemeinen Klagen der Engländer überein, welche mit Kummer gewahr werden, wie sehr in Frankreich jener Stand freyer Bauern, in welchem die wahre Stärke der Reiche liegt, sich hebt, während er aus England immer mehr verschwindet. Dass er aber verschwinden *kann*, schreibt man gerade dem Vortheil zu, welcher der Macht des Geldes durch die noch übrigen lehnherrlichen Rechte über Grund und Boden und über den freyen Fleiss der Armen eingeräumt ist.

Der Jahrgang von 1818 hingegen enthält ausser den genealogischen Notizen, wovon hernach, nichts als eine chronologische Übersicht der merkwürdigsten Begebenheiten vom 1 Januar 1816 bis zum 31 März 1817. Dergleichen Übersichten sind ein Gerippe, welches nur durch die Richtigkeit der Daten und die vollständige Aufzählung einen immer noch sehr untergeordneten Werth bekommt. Es ist auch hier ein buntes Allerley von Begebenheiten der verschiedensten Art, bedeutende und unbedeutende, wie ein Zeitungsleser sie sammeln kann. Doch ist uns darin weder eine bemerkenswerthe Unrichtigkeit noch Lücke aufgestossen.

Was nun den genealogischen Theil des Taschenbuches betrifft: so wollen wir zwar demselben das Verdienst der Genauigkeit nicht absprechen, desto weniger aber können wir ihm das Lob einer zweckmässigen Einrichtung und Vollständigkeit ertheilen. Der Vf., Hofprediger *Jacobi* zu Dresden, hat sich die Sache gar zu bequem gemacht, indem er alle aufgenommenen Familien ohne Unterschied alphabetisch geordnet, und nur einen doppelten Anhang von den Fürsten Bentheim, Hardenberg und Wrede, und einigen Sächsischen Grafenfamilien gemacht hat. Diess können wir auf keine Weise billigen, da manche staatsrechtliche Folge von den verschiedenen Stufen der fürstlichen und fürstenmässigen Würde abhängt, welche sich neuerdings gebildet haben. Wir haben nämlich gegenwärtig I. *souverain regierende Fürstenhäuser*, welche, ungeachtet des grossen Unterschiedes an Macht und Reichthum, so wie auch des verschiedenen Ranges der kaiserlichen, königlichen, grossherzoglichen, herzoglichen und fürstlichen Würde, doch zu einer und derselben *Classe* gehören, die sich unter einander eine vollkommene Standesgleichheit und Ebenbürtigkeit zugestehen. II. An sie schliessen sich, vermöge der Zusi-

cherung des allgemeinen Europäischen Congresses zu Wien, die Familien derjenigen an, welche vor 1806 gleichfalls *regierend* waren, also die vormals regierenden reichsfürstlichen und gräflichen Häuser, welche, wenn auch nicht eine Stimme in dem Reichsfürstenrathe, doch in den Grafencollegien hatten, und welchen die schon vorher besessene Ebenbürtigkeit mit den noch übrigen souveränen Häusern vorbehalten worden ist. Ihnen möchten dann diejenigen beyzugesellen seyn, welche nicht allein durch die Abstammung von ehemaligen souveränen Familien, sondern wenigstens zum Theil auch durch ältere oder neuere Observanz auf diesen Rang Anspruch zu machen haben. Unstreitig gehörten dahin die sechs Französischen Familien, welche schon im alten Frankreich die Ehrenrechte auswärtiger fürstlicher Häuser hatten, die ehemaligen Französischen Nebenäste der Häuser Savoyen und Lothringen, die Grimaldi, Latour d'Auvergne, Rohan und Tremouille, so wie mehrere Russische, Polnische und Italiänische Fürsten, als Czartorisky, Radziwil, Poniatowsky, Curland, Biron, Colonna u. s. w. Ohne Inconsequenz können von ihnen die Mitglieder derjenigen Familie nicht getrennt werden, welche, wenn auch nur kurze Zeit, so viele Europäische Throne inne hatte, und mit den erlauchtesten Regentenhäusern in mancherley verwandtschaftliche Verhältnisse getreten ist. Eben so ist es nunmehr, nach Auflösung des Deutschen Reiches, vielleicht keinem Bedenken mehr unterworfen, die zahlreichen *reichsfürstlichen* Häuser, wenn sie auch nur als Titularfürsten gelten konnten, da sie keine reichsständischen, oder nicht einmal reichsunmittelbare Besitzungen hatten, dennoch dieser Classe beyzurechnen, worüber indessen Rec., wohl eingedenk der Einwendungen, welche von vielen souveränen Familien gegen ihre allgemeine und durch die Erhebung zu Reichsfürsten an sich begründete Ebenbürtigkeit gemacht wurden, sich eines Urtheils enthalten will. Desto gewisser ist es aber, dass III. die bloss einem einzelnen Reiche angehörigen Fürsten, die Fürsten des Römischen Stuhls, die Englischen und Französischen Herzöge und Pairs, die Russischen Knesen, die Italiänischen und Spanischen Fürsten und Grandes, so wie die erbländisch-Österreichischen, Preussischen, Schwedischen und Baierischen Fürsten jene Ebenbürtigkeit mit den souveränen Häusern wenigstens bis jetzt weder ausdrücklich noch durch stillschweigende Observanz erlangt haben, und daher noch zur Zeit eine eigene dritte Classe bilden müssen, welche sich von dem nunmehr überall landsässigen Adel lediglich durch persönlichen Rang absondert. Wenden wir nun diese bis jetzt wenigstens allgemein anerkannten Grundsätze auf das genealogische Verzeichniss des Vfs. an: so kann dasselbe dem Vorwurfe der Unvollständigkeit und Inconsequenz nicht entgehen. Unvollständig ist es dadurch, dass, wenn einmal nicht reichsständische Fürsten des ehemaligen Deutschen Reiches aufgenommen wurden, auch die übrigen nicht fehlen durften; es fehlen aber z. B. Albani, Colonna, Doria, Gonzaga, Poniatowsky u. a., die Griechischen Fürstenhäuser und die Zarenfamilien von Imirette u. s. w. nicht zu erwähnen. Auch sollten die noch übrigen geistlichen Reichsfürsten in einem Verzeichnisse, welches auf Vollständigkeit Anspruch macht, nicht vergebens gesucht werden. Inconsequent ist es dagegen, dass Wellington aufgenommen worden ist, ohne der übrigen Englischen Herzöge, geschweige denn der Granden von Spanien, der Französischen Pairs und anderer mit ihnen in gleichem Range stehenden Grafen anderer Reiche zu gedenken. Inconsequent ist es, dass die Fürsten Hardenberg, Blücher und Wrede nur im Anhange vorkommen, da doch andere landsässige Fürsten, z. B. Putbus, Bentheim und Wellington im Hauptregister zu finden sind, und die genealogischen Nachrichten z. B. von der Hardenbergischen Familie schon im Jahrgang 1817 vollständig genug mitgetheilt werden konnten. Inconsequent ist es endlich, dass nun auch einige (nicht zu unserer zweyten Classe gehörige) Grafenfamilien in einem zweyten Anhange geliefert werden, da es unmöglich die Absicht des Vfs. seyn kann, ein vollständiges Handbuch derselben zu liefern, und also kein Grund der Aufnahme für einige davon abzusehen ist. Auch bey der inneren Einrichtung ist Manches zu erinnern. Es ist auch dabey kein gleichförmiges und consequentes Verfahren beobachtet worden. Dass die Abstammung der Familien nicht bemerkt ist, wollen wir nicht tadeln, weil es vielleicht im Plane des Vfs. lag. Bald aber sind die bereits verstorbenen Mitglieder der Familie, Kinder, Geschwister u. s. w. des jetzigen Oberhauptes angegeben, bald nicht, woraus nicht nur eine Ungleichheit in der Ausdehnung der einzelnen Artikel, sondern auch Missverständnisse bey dem Gebrauch entstehen. Bey einigen, z. B. Modena, werden nach dem Muster des bekannten Varrentrappischen Handbuches die verstorbenen Ältern und Grossältern angegeben, ohne dass ein Grund dieser Ausnahme abzusehen wäre. Eben so ist auch die Aufnahme der Nachkommen ausgeheiratheter Prinzessinnen etwas Ungewöhnliches und selbst unrichtig, wenn dergleichen cognatische Verwandte nicht durch besondere Hausgesetze zu Mitgliedern der Familie erklärt sind. Die verschiedenen Zweige des Hauses Bourbon in Frankreich hätten wohl bey dem königlichen Hause aufgeführt werden sollen, wobey zu bemerken ist, dass die Linie Condé nicht von dem im J. 1680 verstorbenen Prinzen Ludwig II von Bourbon Condé, sondern von Ludwig I, Vatersbruder des Königs Heinrich IV, gestiftet worden ist.

Diese Erinnerungen mögen dem Vf. beweisen, dass wir seine Arbeit mit Aufmerksamkeit geprüft haben. Bey einem folgenden Jahrgange würden wir rathen, wenigstens einen bestimmten Plan zu fassen und consequent durchzuführen, so wird dieses Taschenbuch bey seinem gefälligen Äusseren des Beyfalls nicht verfehlen. Zu diesem Plan gehören denn auch die Verzierungen, wozu im Jahrgang 1817 ganz zweckmässig das Bild Lord Castlereagh's gewählt worden, und welche um so mehr genealogisch-diplomatisch seyn könnten, da so grosse Gegenstände, wie die Paulskirche oder das Zollhaus in London, sich in einem so kleinen Maassstabe nicht einmal gut ausnehmen, und die

Darstellungen aus der Länder- und Völker-Kunde, wie die kurzen Beschreibungen der Küpferchen genannt werden, bey Weitem weniger mager und dürftig seyn müssten, wenn sie interessant heissen sollten. Dem Verzeichnisse der Gesandtschaften würden, wir statt der wegzulassenden Grafenfamilien ein Verzeichniss der ersten Staatsbeamten beyzufügen, und statt anderer in keinem Zusammenhange mit dem Hauptgegenstande des Taschenbuches stehender biographische Notizen von den etwa im Laufe des vorigen Jahres verstorbenen fürstlichen und diplomatischen Personen mitzutheilen vorschlagen. K. E. S.

1) Leipzig, Amsterdam u. London, b. Brockhaus, Sulpke und Colburn: *Correspondance du Duc d'Otrante avec le Duc de* *** (Wellington). Première Lettre — Dresde le 1 Janvier 1816. 48 S. 8. (8 gr.)

2) Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Aus dem Leben Joseph(s) Fouché, Herzogs von Otranto.* Nach authentischen Quellen und mit wichtigen Actenstücken für die neueste Zeitgeschichte. — Anhang: Brief Fouché's an Wellington, Dresden, den 1 Jan. 1816. 1816. 195 S. 8. (18 gr.)

3) Leipzig, Amsterdam u. London, b. Brockhaus, Sulpke u. Colburn: *Notice sur le Duc d'Otrante.* Extraite et traduite de l'ouvrage allemand sous le titre *Zeitgenossen* c. a. d. nos contemporains célèbres N. III. 1816. XXIV u. 128 S. 8. (16 gr.)

Dass Fouché seinen Abschied als Polizeyminister freywillig nahm, und ihn vom Könige ehrenvoll, ohne Verlust an seinem Gehalte und Vermögen, erhielt; dass er nachher durch mehrere Wahlstimmen zur Kammer der Deputirten berufen ward, und darauf verzichtete, — sind Thatsachen; dass das System von Strenge und Härte, wozu man den König verleitete, alle Tage weiter um sich griff, und dass F. sich nicht Kraft genug zutraute, in der Kammer der Deputirten mit Erfolg gegen die wilden Reactionen zu kämpfen, ist wahrscheinlich, und um so wahrscheinlicher, weil er, wenigstens zur Zeit der Umänderung der Dinge, dem Könige Verzeihung und Vergessenheit des Vergangenen als einzige Mittel angegeben hatte, sich auf seinem wiedereroberten Throne zu befestigen, und weil er in der Festigkeit, wozu man den König beredete, nur schnöde Privatrache, nur Schwäche fand, womit denn auch, sobald diese Maximen herrschend wurden, der Faden seines ferneren Wirkens abgeschnitten, und so sein politisches Leben erfüllt war. Sehr verzeihlich muss man es finden, dass Fouché sich hierüber in einem Schreiben an Wellington ausspricht, und dass er daran Thatsachen knüpft, die bis zum Einzuge des Königs Ludwig XVIII in Paris zurückgehen. Denn er hatte den Herzog von Wellington als den gemässigtesten und geläutertesten, als einen Mann kennen gelernt, der am meisten den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu meistern schien, und der ihm auch äusserlich eine besondere Achtung nicht versagte; durch Wellington blieb ihm der Strahl von Hoffnung, die oder doch einige Einwirkung auf sein Vaterland zu behalten. Je mehr ihn die politischen Factionen und der Hass der übrigen Alliirten verfolgten: desto mehr musste sich sein Herz in den Ergiessungen gegen Wellington erleichtert fühlen. Er giebt daher über folgende Ereignisse nähere Aufklärung: 1) über die Zurückkunft Ludwigs XVIII nach Paris; 2) über seine Annahme des Polizeyministeriums; 3) über die Ordonnanz vom 14 Julius und seine Verwaltung; 4) über seine Sendung nach Dresden, und die Ursachen seines Nichteintrittes in die Kammer der Deputirten. Er erzählt kurz, schlicht, zusammenhängend alle diese Thatsachen — mehrere davon sind unbekannt, viele andere nicht so bekannt; er gesteht, dass er dem Kaiser Napoleon aus Achtung für seine Intelligenz und nicht nach Art der Höflinge gedient habe, um ihn im Unglücke zu verlassen; dass er dem Kaiser gerathen habe, sich nach Amerika einzuschiffen, nicht um ihn zu verrathen, sondern weil die Verlängerung seines Aufenthaltes nothwendig den Sturz von Frankreich herbeygeführt haben würde. Mit Offenheit bekennt er, dass er in dem sogenannten Principe der Throngesetzmässigkeit keinen völkerrechtlichen Grundsatz, sondern nur eine, manche Ausnahmen zulassende politische Massregel finde, und dass das Wort Legitimität leicht so viel Thränen, als das Wort Gleichheit kosten könne; dass nicht der Glaube an die Throngesetzmässigkeit, sondern nur Verzeihung und gänzliche Vergessenheit des Vergangenen den König Ludwig XVIII, wie er ihm unumwunden und zu wiederholten Malen geäussert habe, auf dem Throne erhalten und befestigen könnten. „Ich durfte, sagt er, damals, als ich den König hiezu empfänglich und geneigt fand, ahnen, dass das Ende unserer Leiden und Spaltungen nahe sey, aber das Französische Volk wollte Gewissheit, keine Ahnungen.“ Die Annahme des Polizeyministeriums rechtfertigt er mit der Zeit, wann, mit der Art, wie, und der Absicht, womit er es annahm; er setzt hierein den Triumph einer Grösse, und dann die Nothwendigkeit, seinem Vaterlande in dem Sturme äusserer und innerer Gährungen mit ganzer Hingebung zu dienen, und es dadurch zu retten, dass er auf der einen Seite die Leidenschaften beschwichtigte, die den Einzug des Königs nur mit Blutgerüsten feyern wollten, und auf der anderen Seite den König eben so, wie Napoleon nach der Zurückkunft von Elba, über sein wahres Interesse aufklärte — ein Interesse, das nur in einer zur Richtschnur der Handlungen angenommenen Mässigung zu suchen sey. Den Vorwurf, die Ordonnanz vom 14 Julius oder die Verbannungsliste unterschrieben zu haben, lehnt er durch die Alternative ab: Ich musste entweder auf meinem Posten bleiben und unterschreiben, oder meinen Posten verlassen und nicht unterschreiben! Ich wählte das Erste, weil ich das Leben der vielen Tausende retten wollte, die man der absichtlich oder unabsichtlich verbreiteten Meinung, Napoleon sey nur begünstigt von einer heimlichen Verschwörung zurückgekommen, zu bringen gestimmt war. Noch bezieht er sich auf zwey Berichte an den Köngvom Monat August, und setzt ih-

ren Inhalt weitläuftig aus einander, um zu beweisen, wie dringend er dem Könige Rechtlichkeit in allen Handlungen zur Pflicht gemacht habe. Er kommt endlich auf seine Sendung nach Dresden, die er, wie die Verzichtung auf den Eintritt in die Deputirtenkammer, einer öffentlichen Verwaltung aus Gründen vorzog, die er bereits angeführt hat: Der König konnte, sagt er, unter dem zerschmetternden Donner der Kanonen zurückkehren, aber nach seiner Rückkehr konnte er sich auf dem Throne nur ohne Kanonen befestigen. Der König war von Menschen umgeben, die seine Macht nur in Wortbrüchigkeit und Verrätherey suchten und fanden. — Wir schliessen mit diesem gedrängten Auszuge aus No. 1 eine Denkschrift, die das Leben seines Vfs. nur auf Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit für die Zukunft zu beschränken scheint. — So klein der Theil ist, den sie aus dem Geschäftsleben dieses Mannes einnimmt: so bleibt sie dennoch ein fruchtbarer Beytrag zur Geschichte der Zeit, und ein gleich fruchtbarer für die Erfahrungsweisheit, da er in dem Detail seiner Handlungen auch die Grundsätze und Maximen, die ihn bestimmten, und bestimmen mussten, deutlich und offen, nicht selten mit ein paar Worten ausspricht, und da er seine Ansichten über das Getriebe der Leidenschaften und über das Wesen des ihm anvertrauten Amts ohne Affectation und Künsteley darlegt. Wenn man in seiner Erzählung keinen Widerspruch, in seinen Grundsätzen keine Flachheit, in seinen Maximen keine Inhumanität; dabey überall nur die Absicht erblickt, eine liebenswürdige Äusserlichkeit aus dem Inneren erscheinen zu lassen: so wird die Frage sehr zweifelhaft, ob der früher gefürchtete und gehasste Fouché das Vergessen und Vergeben für sich in Anspruch genommen habe, da die ostensible Seite der letzten Verwaltung keinen Savary zeigt. Doch das Todtengericht der späteren Zeit, für welche die Sache erst reif wird, muss allein über ihn sprechen! — In der Vorrede hat der Herausgeber die Ächtheit dieses Schreibens gegen ein anderes, das unter dem Titel: *Lettre du Duc d'Otrante au Duc de Wellington, Londres*, 1816. 44 S. 8., in Umlauf kam, mit eben so viel Wahrheit als Zartheit nachgewiesen, und zugleich Hoffnung zur Herausgabe der Fortsetzung des vorliegenden gemacht. Das erwähnte Schreiben ist meistens unächt oder untreu, verstümmelt, und in aller Hast nach Hörensagen in einzelnen Bruchstücken aufgegriffen.

Der Vf. von No. 2, wovon No. 3 eine Übersetzung ist, tritt als Apologet auf, er erkennt in Fouché nur den von dem finsteren Geiste der Leidenschaften verurtheilten Mann, und da der Darstellung die 12 Urkunden, worin Fouché sein Leben selbst ausgesprochen hat, zum Grunde liegen: so wird man nur Rechtfertigung, und wo diese nicht aushält, Entschuldigung, statt ruhiger Erzählung, finden. — Alles ist in den Deductionsweg eingeleitet, und es ist begreiflich, dass die *Leçons de littérature et de morale revolutionnaire par deux libéraux, Paris*, 1816, die nur einige Reminiscenzen an die Fouchiana enthalten, verstummen müssen, sobald der Vf. sie zu seiner Darstellung geeignet findet.

Ds.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Darmstadt, b. Heyer und Leske: *Die Kriegsdienst-Ordnung der geschlossenen Haufen und der Besatzungen im Frieden.* Ein Handbuch in drey Abtheilungen für den Deutschen Wehrmann überhaupt, zunächst jedoch für die Grossherzogl. Hessische Wehr- und Landwehr-Mannschaft. Von *Franz Röder*, Grossherzogl. Hess. Hauptmann u. Ritter erster Classe des Verdienstordens. *Zweyte Abtheilung.* 1816. XIV u. 384 S. 8. Nebst einem alphabetischen Verzeichniss und 22 Mustertabellen. (2 Rthlr. 8 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1816. No. 164.]

Den unermüdlichen Fingern des Vfs. ist es möglich gewesen, die zweyte Abtheilung seines weitschweifigen Werkes in sehr kurzer Zeit auf die erste folgen zu lassen. Sie soll „die Lehre von dem Regimentsdienst und den besonderen Obliegenheiten des dazu erforderlichen Stabspersonals, der Regimentsgerichtsbarkeit, der Kriegszucht und Kriegsrechtspflege, dann von den vorläufigen Ökonomie-Verwaltungsnormen, den Disciplinarstrafen und der Strafgewalt der Befehlshaber, wie sie durch die grossherzogl. Hess. Verordnungen der allgemeinen Landesbewaffnung bestimmt sind," enthalten. Das Ganze ist mit Einem Worte eine Compilation der im Grossherzogthum Hessen existirenden Reglements und das stehende Militär sowohl als die Landwehr betreffenden Verordnungen, die als solche an Ort und Stelle ihren Nutzen haben kann, aber auch dort weit brauchbarer seyn würde, wenn der Vf. nicht so viel von dem Seinigen hinzugethan hätte. Für das grössere Publicum ist das Buch ganz unnütz, und „der Deutsche Landwehrmann überhaupt," der durch den Titel zum Ankauf desselben verführt werden möchte, kann daraus nichts lernen, das er nicht in hundert anderen, weniger umständlichen und wohlfeileren Werken kürzer, deutlicher und besser vorgetragen fände.

Kf.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin u. Stettin, in der Nicolaischen Buchhandl.: *Lesebuch für die ersten Anfänger zur Beförderung des Nachdenkens und zur Bildung des Herzens*, von *August Hartung*, königl. Preuss. Professor. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1817. XI u. 299 S. 8. (20 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

STATISTIK.

München, b. Hübschmann: *Königlich Baierisches Regierungs-Blatt.* 1812. 2104 S. 1813. 1664 S. 1814. 1840 S. 1815. 1048 S. 1816. 978 S. 1817. 1034 S. 4.

Die früheren Jahrgänge dieses merkwürdigen Blattes, so weit sie in Beziehung auf die Wissenschaft und Staatspraxis ein Gegenstand für uns seyn konnten und durften, haben wir bereits Jen. A. L. Z. 1812. No. 82 und 83 umständlicher an- und ausgezeichnet. Es steht zu erwarten, dass unseren damaligen Wünschen einer mehr systematischen Einrichtung durch die mit 1818 eingetretene Ausscheidung in ein allgemeines *Intelligenz-* und ein *Gesetz-Blatt* entsprochen werde, vorausgesetzt, dass in einem schon eingerichteten Staat alle Jahre auf einen neuen *Gesetzband* gerechnet werden könne. Als Quelle der Statistik hat dieses Regierungsblatt fast ganz zu fliessen aufgehört, und die wenigen interessanten Tabellen erschweren ausserdem durch ihre Zerstückelung nach Vierteljahren und Monaten die allgemeine Übersicht. Wir folgen nun den merkwürdigsten Gegenständen nach der Jahresreihe.

Jahrgang 1812. *Edict, die bisherigen adelichen Fideicommisse und künftigen Majorate im Königreich betreffend.* Die Aufhebung der Fideicommisse soll beym kleinen Adel bestehen bleiben, beym grossen Adel aber und den Mediatisirten die Errichtung von Majoraten an die Stelle treten, die auf ein freyes Eigenthum von wenigstens 4000 fl. Brutto oder 6666 fl. Netto begründet seyn sollen, nachdem ausserdem noch den nachgeborenen Erben des Constituenten in einem übrigen Theil des Vermögens ihr Pflichttheil gesichert bleiben müsse. Die besonderen Vorzüge eines solchen Majorats sollen seyn: *erbliche* Nationalrepräsentation (in einem Oberhaus), befreyter Gerichtsstand und eigenes Herrschaftsgericht. Da aber mit diesem Institut freyer Stammgüter eines hohen Adels das gleichwohl nicht aufgehobene Lehenwesen in starkem Widerspruch steht, der Vortheil der Herrschaftsgerichte nach der Hand auch den adlichen bedeutenderen Vasallen zu Theil geworden, und wenig Familien vorhanden waren, die Kraft oder Lust gehabt hätten, sich und ihren Nachkommen auf eine solche Summe die freye Disposition und den Credit zu entziehen: so ist es ausser einigen wenigen Familien zur Zeit meist nur bey den Majoraten der Mediatisirten und vom König selbst Dotirten geblieben. II. *Herstellung der Fassionen über den Ertrag der katholischen Pfarreyen.* Sind nach einer überaus weitläuftigen Vorschrift in einer solchen überaus grossen Weitschweifigkeit auf dem Papier so hergestellt, dass es jetzt an Augen und Händen fehlt, welche sie lesen, prüfen, zusammenstellen und anwendbar machen könnten. V. *Edict über das Indigenat*; durch das vorausgegangene Decret von Trianon veranlasst. E will unterschieden werden, zwischen dem blossen *Indigenat*, das man durch Geburt, Verjährung oder Verleihung erhält, oder dem wirklichen *Staatsbürger-Recht*, das durch die Volljährigkeit und die Zulassung zum Staatsbürger-Eid bedingt wird. Wenn ein Unterschied zwischen Eingeborenen und Staatsbürgern ist: so kann dieser doch wohl nur in dem verschiedenen Umfange der Standesrechte, nicht der Minorennität oder einem Bürger-Eid liegen. Es scheint, dass man die reinere Ausscheidung dieser Begriffe gar hat umgehen wollen, wo denn auch hätte ausgesprochen werden müssen, ob man den grundherrlichen Bauern für einen wahren Staatsbürger halten welle oder nicht. — Aus dem Indigenat wird gefolgert das Verbot der Auswanderung und der Annahme fremder Dienste; daraus könnte aber eigentlich nur *Verlust* des Indigenats hergeleitet werden. IX. *Prädicat Excellenz betreffend.* Kommt nicht den wirklichen, aber den *Titular-*Geheimen-Räthen zu, nämlich den General-Commissären, wenn sie zugleich den Titel als Geheime Räthe haben. Es liesse sich wohl dazu ein consequenterer Grund ausmitteln, oder lieber ein besonderes Königl. Vergünstigungsdecret. XX. *Über die Concurs-Prüfungen.* Schon wieder aufgehoben, und XXXXII. 1817. nur classificirt und an die Kreisstellen abgegeben. Da der Mechanismus dieser Prüfungen nur in einem stummen Austheilen und Wiedereinsammeln schriftlicher Fragen und Antworten besteht, aus welchen die Commissarien Exponenten, Factoren und Quadratwurzeln suchen: so kommt die Schätzung eines guten mündlichen Vortrages, schneller Fassung und Entschlossenheit gänzlich ausser Betracht, und es könnte an einem *rigorissime* geprüften Aspiranten nach schon erfolgter Anstellung gleichwohl noch die Taubstummheit entdeckt werden. Spätere und kleinere Prüfungen, unmittelbar vor der Anstellung unter den Bewerbern um

eine und dieselbe Stelle, würden wohl richtigere Resultate geben, und bey der Schwierigkeit, den Besseren abzuweisen, weit mehr die Willkühr der Oberen ausschliessen. XXI. *Besondere Concurse für wichtigere katholische Predigerstellen.* Weil die Anstellung und Prüfung katholischer Pfarrcandidaten nicht eher geschehen soll, bevor sie sich 10 Jahre lang als Hülfspriester geübt (Mangel der Subjecte hat das Gesetz schon auf 8 Jahre gemäfsigt, und wird es bald ganz unausführbar machen): so will man wenigstens vor der Hand zu den Stellen ohne Seelsorge die guten Predigertalente kennen lernen. Das Talent eines Predigers macht sich wohl auch ohne Concurs schon laut, und wo der Saame nicht schon in den Bildungsanstalten liegt, da wird der Concurs wenig erndten. Wird künftig, und zwar recht zweckmäfsig, allein für die Bischöfe gehören. *Unterstützungsanstalt für die protestantischen Geistlichen*, aus einigen Ansbacher und Baireuther hiezu früher schon gewidmeten Cassen und den Intercalar-Einkünften. XXII. *Conscriptionsgesetz*, bestehend aus 208 *Artikeln* mit 360 *Paragraphen*, Erläuterungen (XXXVII) und 37 Formularien. An Masse fehlt es also auch diesem Gesetze nicht. Die Militärpflichtigkeit beruht auf den vier Altersclassen des angefangenen 20. 21. 22 und 23 Jahres. So lange Eine Classe zureicht, wird nach der jüngsten gegriffen, in der Classe selbst aber nach dem Loos ausgehoben; die Dienstpflicht dauert 6 Jahre, und die Pflichtigkeit zur *mobilen Legion* in ausserordentlichen Fällen bis ins 40 Lebensjahr. Gegen diese Einrichtung läfst sich in Zeiten des Krieges, wo oft nach einer oder mehr ganzen Classen und zwar schnell gegriffen werden muss, nicht viel sagen, wohl aber, sobald ein dauerhaftes Friedensverhältnifs bleibend eine geringere Aushebung möglich macht. Denn in diesem Fall wird es drückend und nachtheilig, wenn man immer nur in die jüngste Altersclasse hineingreift, wo dann das blinde Loos auf recht nützliche Familienglieder fällt, während in den anderen Classen weit entbehrlichere wären. Für den Friedensstand begünstigt auch Art. 60 die Söhne der blossen Handarbeiter gar zu sehr. Ferner ist für die Ansässigmachungen höchst beschwerlich, dafs Jeder, obgleich an Tage liegt, dafs er durch das Gesetz nicht mehr aufgerufen werden kann, seine schon vom Gesetz beurkundete Freyheit durch eine weitläuftige und kostbare Verhandlung über seine ausdrückliche Militärpflichtigkeits-Entlassung ausweisen (Art. 93), und selbst im Fall der gänzlich zurückgelegten Militärpflichtigkeits-Jahre doch noch *Entlassungsscheine* lösen muss (Art. 138). Nicht minder giebt man sich eine unendliche verlorene Mühe, die bey jedem Landgericht wenigstens Einen Schreiber, bey jedem Kreis Einen Rath mit ein paar Subalternen unnützer Weise damit beschäftigt, über das Seyn oder Nichtsoldaten-Seyn solcher Leute, ja sogar über ihren Gesundheitszustand Prüfungen anzustellen, die hernach, sobald die Reihe im nächsten Vierteljahre an eine jüngere Classe kommt, vom Staat gar nicht in Anspruch genommen, oder durch den gestatteten gröfseren Spielraum in Zurückstellung an die Reserve umgangen werden. Auch kann am Ende, was den Punct der körperlichen Fähigkeit betrifft, Gunst oder Gutbefinden eines Bataillonsarztes Alles umwerfen. Sofern es bey den Classen verbleiben soll, wird es weit kürzer oder minder beschwerend seyn, wenn sich vor dem Civil- und Militär-Commissär der Amtmann im Amtsorte mit allen Pflichtigen seiner Classe oder ihren Vertretern persönlich stellt, wo denn über diejenigen, die eine gesetzliche Befreyung, Unentbehrlichkeit oder Dienstesunfähigkeit behaupten, auf der Stelle öffentlich entschieden werden kann. Über die Hauptsache, ob Alle da seyen oder welche fehlen, ist der Beamte durch sehr einfache Listen und durch das eigene Interesse der Anderen leicht zu controlliren. Ein Detail, welches das *Summum Jus* noch jenseits dieser Grenzen verfolgen will, verliert am Ende allen festen Boden. XXVI. *Constituirung eines allgemeinen Reichsarchivs.* XLVIII. *Organisches, die gutsherrlichen Gerichte betreffend.* Allen adlichen Vasallen werden je über 300 Familien ein Herrschaftsgericht, über 50 ein Ortsgericht, und die zerstreuten königlichen Unterthanen zum Eintausch angeboten. So viele Hintersassen, als Jemand dem König lehnbar machen wolle, so viele wolle ihm derselbe aus seinen eigenen Unterthanen zur grundherrlichen Gerichtsbarkeit zulegen. Es entsteht nun eine neue erweiterte Feudalität, und ein öffentlicher Tauschhandel mit Gerichtsunterthanen, die am Ende selbst in den Zeitungen *nach Stücken* gesucht und ausgeboten werden. *Hoc uno quondam sunt Reges sine creati, Dicere jus populis, injustaque tollere facta.* XLIX. *Die Vertheilung der Gemeindewaldungen betreffend.* Vorläufer von der Verordnung *über die Prüfung der Nützlichkeit der Gemeinheitstheilungen*, No. XLI Jahrgang 1814, veranlasst, wie es ausdrücklich heisst, durch die Klagen der *Grofsbegüterten*, welche freylich, um ihre schlechte Wirthschaft fortzutreiben, zu dem Emporkommen der Kleinbegüterten scheel sehen, und ihr elendes Vieh auf Unrechtskosten auf allen Gemeindegründen ferner herumtummeln lassen möchten. Es soll nun jederzeit vorher ausgemittelt werden, ob die neuen Culturen nicht der *Schaafzucht* oder *Pferdezucht* Schaden brächten. Wo man Schaafe und Pferde mittelst allgemeiner Weiden hegen will, ist freylich an gar keine Cultur zu denken. Die jetzige Theurung hat in den volkreichen Bezirken beweisen können, welchen unschätzbaren Vortheil die gartenmäfsige Landcultur und der Kartoffelbau der kleinen Besitzer gewährt hat. LIV. *Die Central-Administration sämmtlicher Straf-Arbeitshäuser* wird (als ein mifslungener Versuch) wieder zurückgenommen. LVI. *Neue Einrichtungen bey der Akademie der Wissenschaften.* Der Generalsecretär mit einem adjungirten Akademiker soll das Präsidium ersetzen, jedem Classensecretär noch ein Gehülfe beygefügt werden. Wie viel hat diese Einrichtung gewirkt? LVII. *Errichtung einer Gensd'armerie*; fragt sie, wie sie *Deutsch* heissen und seyn sollte? LVIII. *Bildung eines obersten Rechnungshofes.* Eigenthümlich und

vielleicht nachahmungswerth ist die Einrichtung darin, dass die Rechnungen der Rentämter nicht zur Super-Revision an den obersten Rechnungshof eingesendet, sondern durch Commissarien, die jährlich in die Provinz kommen, persönlich abgehört und abgemacht werden, wodurch es möglich geworden ist, jedem Rechnungssteller im Laufe des neuen Rechnungsjahres schon das Absolutorium über das verflossene letzte zu ertheilen. LXV. *Aufstellung eigener Polizey-Inspectoren in der Residenzstadt*; eine etwas sehr weitläuftige Instruction, zumal für einen Subalternen der ohnediess schon instruirten Polizey-Direction.

Jahrgang 1813. In diesem drängen sich die Anstalten zum Krieg und die Beyschaffung der Hülfsmittel vor. I. *Nachtrag zu dem Edict über den Adel, betreffend den auf einen Sohn transmissiblen Ordensadel.* Es lag dabey die Idee zu Grunde, dass überhaupt aller kleine Adel nur durch die Erstgeborenen fortgepflanzt werden sollte. III. *Neue Stempelordnung.* Möchte doch die ganz veraltete Einrichtung, wonach alle Gerichtsurkunden nicht gleich selbst auf Stempelbogen geschrieben, sondern vierteljährig zur Stempelung eingeschickt werden müssen, endlich einmal ihre Abänderung erleiden! Der Staat selbst verliert dabey, weil eine Menge in der Einnahme zurückbleibt oder aufgehalten wird, der Privatmann aber sieht sich herumgezogen und seine Familienheimlichkeiten den Stempelpressen ausgesetzt. Die ganze Manipulation eines Stempelamts könnte ein Rentamtmann *nebenbey* versehen. VI. *Matrikel der Advocaten.* 458, im Jahr 1814 471. VII. *Freyheit des Getreidehandels.* Davon ist man seitdem, besonders No XXXIV Jahrg. 1817, ganz abgesprungen, und beziehen wir uns desshalb auf das, was wir in No. 218 — 221 unserer Allg. Lit. Zeit. darüber weitläuftiger gesagt. XIV. *Gegen die geheimen Verbindungen auf Universitäten.* XIX. *Anzahl der Criminaluntersuchungen bey den Landgerichten* im Jahr 1812 (5801); im Jahr 1813 mit Einschluss der Stadtgerichte 6887; im Jahr 1814 5800. Das Interessanteste, die Art der Verbrechen, ist nicht angegeben. Die Cordonsmannschaft im J. 1812 hat aufgegriffen 41,093 Personen, von 1806 an gerechnet 226,069. Damit wäre die Welt zu erobern gewesen. 840 Gensd'armes, die nun an die Stelle der Cordonisten gekommen, haben von 1813 bis 1814 aufgegriffen 11,447, darunter 379 eigentliche Verbrecher. Die Zahl aller einzelnen Gensd'armerie-Verrichtungen, selbst die blossen Denunciationen mitgerechnet, wird angegeben zu 107,968, also auf alle drey Tage noch nicht einmal Eine. Nach der Tabelle vom Jahrgang 1817 haben 1130 Mann aufgegriffen 31,229 (also doch noch immer weniger, als sonst die Cordonisten); die Summe aller ihrer Verrichtungen betrug 280,264, also etwa auf alle 1½ Tage *Eine.* XXIV. *Instruction über die zweckmässige Verfassung der Entscheidungsgründe*; damit soll einiger Ersatz der ermangelnden öffentlichen Justiz gegeben werden. XXIX. *Verkündung des allgemeinen Strafgesetzbuches*; seitdem durch die *Gönnerschen* Anmerkungen, welchen Gesetzeskraft verliehen worden, durch 168 Novellen und durch No. X Jahrgang 1816, die Strafgesetze wider den Diebstahl betreffend, zu einem grossen Theil wieder aufgehoben. Bey jedem Fall einer *thätigen Reue*, nämlich wenn der Dieb die Sache zurückgiebt, ehe er in Untersuchung gekommen, findet keine Bestrafung mehr Statt. XXXIII. *Über die Pensionsansprüche der Staatsdiener.* Die Dienstpragmatik wird in Absicht der seit der Constitution angestellten Diener unter dem Rathsrang aufgehoben. XXXV. *Instruction für die Gefangenwärter.* XXXIX. *Edict über die Verhältnisse der Jüdischen Glaubensgenossen.* Man ist wohl damit in der eigentlichen Aufgabe über die Verbesserung der Juden nicht weiter geschritten; selbst die vorgeschriebenen Judenmatrikeln sind noch nicht zu Stande gekommen. Das Verbot des Schacherhandels blieb ganz unausführbar. XXXXV. *Die militärischen Strafgesetze betreffend.* Nach diesen werden auch im Fall bürgerlicher Unruhen die Staatsverbrecher der nicht militärischen Unterthanen durch ein Kriegsgericht abgeurtheilt. LVI. *Kriegsdeclaration gegen Frankreich.* So viel man weiss, vom Grafen *Debray* aufgesetzt. LVIII. *Eintritt in die Grossjährigkeit*, von nun an in ganz Baiern nach zurückgelegtem 21 Jahre.

Jahrgang 1814 — meist mit Beytragslisten zur Landesvertheidigung angefüllt. IV. *Die Reclamationen gegen das allgemeine Steuer-Provisorium* sollen nur bey denjenigen eine Suspensiv-Kraft haben, welche für ihre Ökonomieen Fassionen zu stellen haben, d. i. ohne Umschreibung gesagt, *bey den Edelleuten.* XI. *Allgemeine Wittwencasse für die protestantischen Geistlichen*, gegründet auf die jährliche Abgabe von 2 Procent der reinen Einnahme. XX. *Herstellung der Lagerbücher und Zehntbeschreibungen*; wird selten ausgeführt anzutreffen seyn. XXV. *Herausgabe von Kreis-Intelligenzblättern.* XLVII. *Über die öffentliche Bekanntmachung der Process- und Defensions-Schriften im Druck*, welche nur unter verschiedenen Beschränkungen, und auf alle Fälle unter *Censur* der Appellationsgerichte geschehen soll. Oben, bey Gelegenheit der Entscheidungsgründe, hat man die Hoffnung gegeben, dass man sich einer Öffentlichkeit der Rechtspflege wenigstens *nähern* wolle. Es ist also schwer einzusehen, wie man eine Partey, den *Dominum Litis* beschränken wolle, seine Defension bekannt zu machen. Ist es denn einem Angegriffenen nur um das Urtheil von ein paar Richtern, und nicht tausendmal mehr um das vom ganzen Publicum zu thun? Da das thätige Baierische Justizministerium schon in der Mittheilung seiner Geschäftstabelle so vielen Sinn für die Publicität bewiesen: so wird dasselbe gewiss eine allgemeine Öffentlichkeit der Justiz, welche den Rheinbaiern ohnediess nicht mehr wird genommen werden können, ins Augenmerk fassen. LXV. *Künftiger Bestand der Baierischen Landesvertheidigungs-Anstalten*, d. i. der landwehrpflichtigen Unterthanen, 400,000 Mann, nicht ideal, in sofern man annimmt, dass unter jeder Bevölkerung von 8 Köpfen wenigstens 1 Mann wehr- und waffenfähig seyn könnte, wenn er

mit Gewehr, Montur und Proviant versehen werden könnte oder wollte. In einer solchen Beziehung erhebt sich aber die Macht eines einzelnen Staates nicht über die von den anderen, die nach demselben Verhältniss die nämlichen Massen entgegenzustellen hätten. Es würde nicht schwer seyn zu sagen, wie man einen Degen 100 Ellen lang machen, sondern nur, wie man ihn hernach noch führen könnte. — LXXII. Aufhebung des Familien-*Schutzgeldes* gegen Einführung einer Familien-*Schutzsteuer*. *In verbis simus faciles!*

Jahrgang 1815 — beginnt bereits mit leisem Zurückkehren auf ältere Grundsätze und Einrichtungen; z. B. XXI. *Erleichterung der Gemeinde-Umlagen*, als erster Schritt, die Gemeinden wieder in die eigene Verwaltung ihres Vermögens einzusetzen. XXXIII. *Erweiterte Competenz der General-Commissariate*. XXX. *Anordnung einer ständigen* (d. i. nicht aus Ständen zusammengesetzten, sondern stabilen) *Gesetzcommission* — ist dadurch gewissermassen stillschweigend dem geheimen Rath abgenommen, und in die Hände blosser Ministerialen aus dem Justiz- und Administrativ-Fach gegeben. XVII. *Privilegium für Herrn von Bader über die von ihm neu erfundene (?) eiserne Kunststrasse*; auf 25 Jahre. Es sind nun 3 Jahre vorüber, ohne dass unsere Augen eine solche eiserne Strasse gesehen; wir gönnen dem Hn. Erfinder von Herzen noch etliche Prolongationen.

Jahrgang 1816. In ihm zeigt sich hauptsächlich der Aufgang und die Blüthe der neuen *Herrschafts-* und *Orts-Gerichte*, und der Übergang der bisherigen unmittelbaren landesherrlichen Gerichtspflege in eine Feudal-Justiz, bey welcher schon mehrere königl. Landgerichte ganz aufgelöst worden sind. IX. *Rechtsmittel wider die Criminal-Erkenntnisse*. In allen Straferkenntnissen auf I Theil II Buch Tit. II des Strafgesetzbuches müssen die Urtheile den Regierungsfiscalen vorgelegt werden, zu dem Ende, ob sie nicht dagegen die Revision zu ergreifen für gut befinden. Wirkt eigentlich dahin, dass in denen Stücken, welche der Staat als Verbrechen und Widerstand gegen sich in Anspruch nimmt, nicht so leicht eine Lossprechung durchgehen könne. Hart bleibt es immer, dass sich auf diese Art ein Angeklagter der Lossprechung vor seinem Richter nie rein erfreuen kann, sondern sich neuen Beängstigungen eines Fiscals ausgesetzt sehen muss, der dadurch im Grunde zum Censor eines ganzen Gerichtshofes aufgestellt ist. — *Der Universität Landshut wird die eigene Verwaltung ihres Vermögens zurückgegeben*. XXVII. *Die von der Central-Peräquations-Casse emittirten Lotterie-Anlehnsloose betreffend*. Diese jetzt schon wieder aufgehobene Verfügung, nach welcher durch einen Machtspruch allen Staats-Lotterie-Loosen von Lit. E — M die Eigenschaft von Staatspapieren hat abgesprochen werden wollen, bleibt historisch merkwürdig dadurch, dass sie nicht nur den Sturz mehrerer bedeutender Handelshäuser veranlasst, sondern auch den des Staatsministers Grafen von Montgelas, der sich zu solch einer Sanction hat überraschen lassen, herbeygeführt oder wenigstens beschleunigt hat. XXX. *Organisation der Königl. Regierung am linken Rheinufer*. Vorläufer der wieder hergestellten Collegial-Verfassung, die also schon ganz im Plan des alten Ministeriums lag. XXXVI. *Scheerenschleifer-Matrikel*. XL. *Königliches Familiengesetz*. „Sollte der Königl. Mannsstamm erlöschen: so bleiben die weiblichen Nachkommen *für sich selbst* von der Regierung ausgeschlossen, und das Recht der Regierung gehe nur auf die Söhne der weiblichen Nachkommen über. Es folge übrigens der erstgeborene Sohn der ältesten Prinzessin des letzten Monarchen oder in Ermangelung deren der ihm *im Grad* nächst verwandten.“ Hier ist unseres Bedünkens unterlassen worden, mit Bestimmtheit auszudrücken, ob diejenigen weiblichen Nachkommen, welche von den Prinzessinnen Seiner jetzigen Königl. Majestät abstammen, nicht, wie wir allerdings glauben, ein bleibendes Vorzugsrecht vor allen solchen Prinzessinnen haben, die nicht Descendenten desselben jetzigen Königs oder des jetzigen Zweybrückischen Hauses, aber seiner Zeit dem letzten König dieses Stammes im Grad noch näher verwandt sind. Denn *weibliche Nachkommen* Baierischer Prinzessinnen, aber älterer, sind auch unleugbar Österreich, Preussen, Sachsen, Würtemberg u. s. w. Träfe es sich also zum Beyspiel, ein solcher letzter König von Baiern hätte eine Mutter aus dem Hause Sachsen gehabt: so könnte eine Sächsische Prinzessin, die Bruderstochter seiner Mutter, als Geschwisterkind mit ihm im *vierten Grad* seyn, und als dem letzten König im Grad nach näher verwandt, und im Grund auch von einer Baierischen alten Prinzessin abstammend, die weiblichen Nachkommen Sr. Majestät des jetzigen Königs ausschliessen wollen, die vielleicht dem Grade nach mit dem letzten nicht einmal im zwölften verwandt sind.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Handbuch der Geographie und Statistik nach den neuesten Ansichten für die gebildeten Stände, Gymnasien und Schulen von D. Christian Gottfr. Daniel Stein*, Professor am Berlinisch-Kölnischen Gymnasium u. s. w. Dritte umgearbeitete Auflage. Zweyter Band. 1817. XLI u. 594 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

STATISTIK.

München, b. Hübschmann: *Königlich Baierisches Regierungs-Blatt* u. s. w. 1812—1817.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

XLI. *Das Armenwesen betreffend*, mit Vorschrift einer ungemein weitläuftigen Armen-Conscription. An sehr schönen Verordnungen über die Armenpflege hat es nicht sowohl, als an den Fonds gefehlt. Der Waidspruch, man müsse den Armen Arbeit geben, ist eine *Contradictio in adjecto*. Denn fehlte es nicht schon zum Vorhinein an Arbeit: so gäbe es nicht so viele Arme. Wo wären jetzt die Verleger, welche, ohne selbst bankerut zu werden, die Armen ihres Ortes beschäftigen könnten? Und was hilft Alten, Kranken, Blinden, Krüppeln, Kindern, aus welchen 2 Drittheile der Armen bestehen, die Arbeit? Die Ursachen der Verarmung erfodern eine ernsthaftere Betrachtung. Nicht der Mangel an Arbeit, sondern übergrosse Theurung und Abgaben, ein Arbeitslohn, der damit nicht in Verhältniss steht, Störung der Märkte und Gewerbe, verlorenes Gefühl für Ehre, die man nicht schont, und ein schwelgendes Verzehren des letzten Pfennigs in dem Zustand der Trostlosigkeit und Verzweiflung, verhindern alle sonstige eigene Vorsicht für unvorgesehene Fälle, die sonst zum Sprichwort gewordene Sparung des Nothpfennigs, und bey der ersten Stockung des Verdienstes oder der Arbeitsfähigkeit sinkt der Hausvater mit seiner ganzen Familie in die Armuth herab, aus welcher sich hernach zu retten nicht so leicht ist, als man glaubt. Reduction des Militärs, Zurückziehung der Mauten, Schonung des Mittelstandes, Aufhebung der Gütergebundenheit und Abschaffung des grundherrlichen Feudalwesens, damit in dem täglich immer mehr arbeitslosen Deutschland der geringe Mann sich ohne Knechtschaft, Zehnt und Handlohnsquarte selbst sein Stückchen Garten und Kartoffelfeld hauen kann, sind das einzige Mittel, den übersetzten und verarmten Gewerbstand auf eine andere Bestimmung zurückzuführen. No. XLIV. Art. 5—9 greift zu *Schlägen* nach allerley Ermäsigungen und zu *Zwangs-Arbeitshäusern*, dermal zu Plassenburg und Kaisersheim in einem Versuch hergestellt, während man übrigens nicht einmal den schon bestehenden *Straf-Arbeitshäusern* gehörige Arbeit verschaffen kann.

Jahrgang 1817. II. *Die Verwaltung der Forsten in den Provinzen*, wird mehr an die Finanzdirectionen angewiesen, der Forstinspector zu einem Forstrath der Kammer umgeschaffen. IV. *Entlassung des Ministers Grafen v. Montgelas*, 2 Febr. Ernennung von *fünf* Ministern, Herstellung der Collegial-Verfassung in den Provinzen. Statt der versprochenen Repräsentation erfolgt ein anderes Versprechen dahin, dass man in jedem Kreis einen *Landrath* zusammenrufen wolle, der über die ihm *vom Staatsrath* vorzulegenden Gegenstände der Gesetzgebung und Belegung (Steuerbelegung?) *mit Gutachten* vernommen werden soll. Als die ersten Schritte des neuen Ministeriums erscheinen nun in diesem Regierungblatt: V. ein Anlehen zum Getreideankauf von 5 Millionen (7 Febr.), das aber nicht zu Stande gekommen, und: VII. die Erlaubniss, künftighin auch ein geringhaltigeres Bier zu brauen (8 Febr.). *Übersicht der Schuldentilgung im Grossherzogthum Würzburg*. An 5,412,411 fl. wurden binnen Jahr und Tag getilgt 103,742 fl. Dieses Resultat würde das *Utzschneiderische* Erbieten, die ganze Nationalschuld in 35 Jahren zu tilgen, auch nicht übersteigen. X. *Verwaltung des Stiftungs- und Communal-Vermögens*. Bis zum 1 Oct. 1817 sollen die Magistrate wieder hergestellt (noch nicht erfolgt), und alles Vermögen (das noch vorhanden) den Stiftungen und Gemeinden zurückgegeben werden. XIV. *Formation der neuen Kreisregierungen*; unter Einem Präsidenten, zwey Kammern, eine des Inneren und die andere der Finanzen. Beym Mechanismus des Präsidiums und Directoriums, dem bey der Geschäftseintheilung ein groses *Praecipuum* von Kleinigkeiten zugefallen, wäre vielleicht noch mehr Einfachheit zu wünschen, nach welcher verhütet würde, dass nicht zwey oder drey hinter einander ein und dasselbe thun, zumal wenn von Haus aus das Ganze selbst an sich schon nicht nothwendig wäre. Überhaupt, da man jetzt wieder collegialische Verfassungen herstellen will: so sollte dieses nicht bloss empirisch, oder aus Reminiscenzen, oder aus der alten Baierischen Hofrathsordnung, sondern aus dem hellen Begriff hervorgehen, wie ein reiner Geist, Wille und Effect eines Collegiums erzeugt werden könne. Die natürlichen Übel eines Collegiums sind: Egoismus und ausschliessende Prädilection des Referenten für seinen Vortrag, Ekel und Überdruss bey der Minorität, die ihm noch einigermassen aufhorcht, gänzliche Zerstreuung und Unachtsam-

keit aber von Seiten der Übrigen, die sich sogar mit anderen Gegenständen, oft selbst nach dem Beyspiel der Vorstände, beschäftigen, worauf denn das stillschweigende oder kopfnickende affirmative *Conclusum per Majora* erfolgt, weil eben diese *Majora* nicht wussten, wovon die Rede gewesen, zu einer abweichenden Meinung also, wozu Übersicht des Factums und Gründe nöthig wären, nicht gefasst sind. Daraus folgt, dass das *Conclusum* der Minorität, die noch einigermassen aufpasst, dem *Conclusum* der Majorität, die in der Zerstreuung war, weit vorzuziehen ist, und dass man suchen muss, der besseren Minorität allenthalben ein Übergewicht über die gemeine Majorität zu geben, welches am besten geschieht, wenn man das Collegium in Senate vertheilt. Ohne eine solche Vertheilung wird es ohnediess für den besten Willen der fleissigsten Räthe unmöglich bleiben, die mit solch übergrosser Bagatellenspreu vermischte Geschäftslast, noch dazu gesellt von den schwerfälligsten Formalitäten, von sich zu wälzen. Auch würde es dem Collegium viele neue Kraft und Regsamkeit geben, wenn das Amt eines Directors nicht bleibend wäre, sondern etwa halbjährig oder jahrweis unter den Räthen herumging. Die allenfallsigen Directorial-Launen und Willkühren werden unkräftig durch die Beschränkung in der Zeit; das neue Amt weckt neuen Eifer; jeder Rath gewinnt an Übersicht des Allgemeinen, und jeder abgehende Director ist ein desto besserer Controlleur und Opponent der übrigen. XVI. *Formation des Staatsministeriums.* XVII. *Errichtung eines Ober-Medicinal-Collegiums;* dessgleichen eines *General-Fiscalats.* XIX. *Formation des Staatsraths*, bey der uns bedünkt, dass sie zuweilen die Einwirkungen des Königs zu sehr in *Präsidial-Verrichtungen* übergehen lasse; z. B. §. 9 soll derselbe Referenten ansetzen, die Sitzungstage, die Reihenfolge der Vorträge bestimmen. Auch kann wohl in Gegenwart eines Königs von anderen *Beschlüssen*, als seinen eigenen, nicht die Rede seyn. XXV. *Wider den Verkauf des Getreides auf dem Halm*, ein Phantom, aus der alten Reichspolizey-Ordnung genommen, das vielen Schaden gethan, weil man die Eigenthümer verhindert, den geringen Leuten die Kartoffeln auf den Beeten zu verkaufen, und sie damit das Arbeitslohn des Herausnehmens und Heimschaffens selbst verdienen zu lassen. Die Verordnung ist aus den Zeiten der alten Eigenhörigkeit und Leibfälligkeit, wo ein lüderlicher sauflustiger Bauer, wie in Polen, dem Juden die Ärndte zum voraus verschachert, und sicher gewesen ist, dass ihn der Leibherr den Winter über doch ernähren müsse. Wo ist aber in Deutschland der Jüdische oder andere Wucherer, der eine so schlechte Speculation machen, und die Gefahr des Misswachses und einer betrügerischen Ärndte kaufen wollte? XXX. *Organisation der General-Post-Administration.* XXXIV. *Die Mittelorgane des General-Consistoriums. Erlauterte Statuten des Civil-Verdienstordens.* XXXIX. *Strassen- und Wasser-Bauwesen* — wird jetzt den Kreisen übertragen. Es sind viel zu viele Chausseen, daher aber jetzt auch die meisten schlecht. XXXX. *Erhebung Eichstädts zu einem Fürstenthum für den Prinzen Eugen.* XLI. *Zustand der Pensionsanstalt für die Advocatenwittwen.* Dieses Jahr sey weniger vortheilhaft gewesen. Es dürften noch mehr dergleichen Pharaonische kommen. Ein Institut wie dieses, das nicht auf einer mathematischen Bilanz der Mortalität beruht, wird immer eine ausserordentliche Deckung des progressiv steigenden Bedürfnisses in Anspruch nehmen. In der Voraussetzung; dass das Regierungsblatt der gesetzliche Publicationsweg aller *allgemeinen Verordnungen* sey, wundern wir uns, darin nicht auch die Novellen, welche wirkliche neue Bestimmungen des Strafgesetzbuches sind, und solche Justizanordnungen zu finden, welche Partey und Advocat nothwendig wissen müssen, gleichwohl aber nur als sogenannte *stille Verordnungen* angewendet werden. Auch haben wir darin nicht das merkwürdige neue Studien-Normativ vom 28 Sept. 1816 gefunden, worin der Cursus der Primärschulen auf die Hälfte herabgesetzt, der eigene Lehrstuhl der Philosophie und Mathematik auf den Gymnasien, dessgleichen selbst der Vortrag der Geschichte, Naturlehre u. s. w. abgeschafft, dagegen aber ein gesteigerter Religionsunterricht, und zwar 2 Jahr im Glauben, 2 Jahr in der Liebe, und 2 Jahr in der Hoffnung, vorgeschrieben wird.

D. d. u. n.

PÄDAGOGIK.

Heidelberg, b. Mohr u. Winter: *Schulreden nebst einigen kleinen Schulschriften.* Von *Wilhelm Heinrich Seel*, der Philos. D., Director und Oberlehrer der Musterschule zu Frankfurt a. M. 1817. IV u. 262 S. 8. (22 gr.)

Diese Sammlung von 16 kleinen Schulschriften, theils Reden, theils Abhandlungen, hat Rec. mit wahrem Vergnügen gelesen, und glaubt es dem Vf. aufs Wort, dass dieselben in seinem Wirkungskreise mit Beyfall aufgenommen worden sind. Auch verdienten sie eine weitere Verbreitung, weil die Gegenstände gut gewählt sind, und allgemeines Interesse haben. Alle sind zwischen den Jahren 1812 und 1816 geschrieben. Die zwey ersten schildern das Schöne in dem Berufe und Leben des Lehrers und der Kinder warm und lebendig; nur das findet Rec. unzweckmässig, dass bey der zweyten Rede auch Kinder unter den Zuhörern waren, die über ihre Unschuld, Hingebung und Bildsamkeit nicht hätten sollen sprechen hören. In der 3ten und 15ten Rede berichtigt der Vf. die herrschenden Vorstellungen über den Zweck öffentlicher Schulprüfungen, mit besonderer Rücksicht auf die Musterschule, und zeigt kurz und bündig, dass sie nur darthun können, *was* und *wie* eine Schule lehre, und wie weit es fleissige und fähige Schüler in derselben bringen können. Wenn sich der Vf. in der 4ten Rede mit Recht gegen öffentliche Preisvertheilungen und Auszeichnungen unter Trompetenschall und dergleichen erklärt: so geht er doch darin zu weit, wenn er *alle* öffentlichen Redeübungen für überflüssig hält, die wenigstens in geschlossenen und höheren Schulen für

Jünglinge durchaus nöthig sind, um ihnen eine gewisse Unbefangenheit zu geben, die sich ohne Übung nicht erwirbt, und doch im Leben so nöthig ist. — Die Gründe für den öffentlichen Schulbesuch, die der Vf. in der 5ten Rede aufführt, könnten und sollten vollständiger seyn; besonders hätte es herausgehoben werden sollen, dass eine gemeinsame Erziehung und Unterweisung in einem kleinen Freystaate, wie Frankfurt, von der grössten Wichtigkeit sey. — Die 6te und 12te Rede stehen in einigem Widerspruch. In der ersten redet der Vf. aus örtlichen Rücksichten dem Französischlernen noch zu sehr das Wort. Warum sollen Deutsche Mädchen noch Französisch plaudern und schreiben lernen, da, wie der Vf. sehr richtig sagt, die Welt der Frau ihr Haus seyn soll? Wenn in der 12ten Rede die Umbildung fremder Worte nach dem Deutschen Idiom empfohlen wird: so bedarf diess grosser Einschränkung. Gerade dadurch möchte unsere Sprache ihre Eigenthümlichkeit verlieren, und die Buntscheckigkeit der Holländischen, Englischen und Französischen erhalten. Lieber lasse man die Fremdlinge nach Deutscher Gastlichkeit unangetastet unter uns fortleben, und verhüte vielmehr das Nationalisiren, was in keinem Sinne des Wortes aufrichtig und vollständig geschieht. *Exempla sunt odiosa.* Desto herzlicher stimmt Rec. in Alles, was der Vf. in den übrigen Reden berührt oder ausgeführt hat: denn freylich ist Vieles nur angedeutet, weil der Vf. sehr wichtige Gegenstände immer nur auf wenigen Blättern abhandelt. Überall leuchten gesunde Ansichten und eine recht warme Liebe des Redners zu seinem Beruf und zu seinen Kindern durch, und erzeugen bey dem Leser gleiche Stimmung. Rec. wünscht daher dieser Schrift recht viele Leser, sowohl unter den Ältern schulfähiger Kinder, als unter den Amtsgenossen des Vfs. Verstösse gegen den richtigen Ausdruck, wie z. B. *in es — für es — reinaus nichts — Glaube zu diesen Menschen — dass sie des Kindes Glaube werth sey* — sind selten.

F. S.

KOPENHAGEN, b. Soldin: *Forstandsövelser til Brug ved Undervisningen i Almueskoler* (Verstandesübungen zum Gebrauche beym Unterrichte in Volksschulen). Von *Chr. L. Ström*, Prediger zu Kregome in Seeland. 1816. VIII und 164 S. 8. (2 Rthlr.)

Hr. *Ström*, vormals Lehrer an dem *Blaagaard*schen Schullehrerseminarium, wurde vor etwa 12 Jahren mit Hn. *Thorlitz* von der Regierung zu *Pestalozzi* geschickt, um sich mit dessen Lehrmethode und deren Anwendung bekannt zu machen; auch wurde nach ihrer Rückkehr aus der Schweiz von *Thorlitz* eine Probeschule in Kopenhagen eröffnet, die aber — sey's nun, dass der Lehrer die *Pestalozzische* Methode nicht ganz gefasst hatte, oder sich auf deren Anwendung nicht zum Besten verstand, oder dass man ihm und den Kindern nicht Zeit genug liess, zum Ziel zu kommen — ohne erwünschten Erfolg blieb. Der Vf. der vorliegenden Schrift, ohne sich darüber in der Vorrede zu erklären, scheint einen langsameren, aber sicherer führenden Weg einschlagen zu wollen, indem er erst seinen Beruf als Seminaristenlehrer dazu benutzte, eine Anzahl zu Schullehrern sich bildender junger Männer in die *Pestalozzi*'sche Methode einzuweihen, und nun, nachdem er Landprediger und Schulenvorsteher geworden ist, eine Reihe von Lehrbüchern herauszugeben anfängt, durch welche es den Landschullehrern erleichtert werden soll, das, was jene Methode Gutes und Anwendbares enthält, in ihren Schulen einzuführen. Rec., der es aus Erfahrung weiss, wie schwierig es ist, Schullehrer, selbst jüngere, zur Benutzung einer vom Schlendrian abweichenden Methode zu bewegen, und wie dieses, ohne ihnen eine gedruckte, mit Beyspielen ausgestattete Anleitung in die Hände zu geben, fast allemal fehlschlägt, kann dieses nicht anders, als billigen. Auch *Thorlitzens* Versuch würde ohne Zweifel einen glücklicheren Fortgang gehabt haben, wäre er durch vorbereitete Gehülfen unterstützt worden, und hätten sie und er *in Dänischer Sprache verfasster Hülfsmittel*, woran es damals noch gänzlich fehlte, sich bedienen können. Auf diese *Verstandesübungen* soll, wenn sie Absatz finden, allmählich eine Reihe von Lehrbüchern zum Gebrauche für die Kinder in den Volksschulen auf dem Lande folgen, die, nach der Vorrede, eine Art von Schul-Encyklopädie ausmachen werden. Zwar fehlt es nicht an einzelnen, zum Theil wohlgerathenen Versuchen von verbesserten Dänischen Lehrbüchern, aber sie machen kein zusammenhängendes Ganzes aus, die verschiedenen Vff. derselben weichen in ihren Ansichten und Methoden zu sehr von einander ab, und nur die wenigsten sind mit psychologischer Hinsicht auf das Fassungsvermögen der Kinder, auf ihre wahre Natur und Bestimmung bearbeitet. Mit desto grösserem Vergnügen sieht Rec. diesen *Ström*'schen Lehrbüchern entgegen, und wünscht zum Voraus, dass durch ihre Erscheinung und ihren zweckmässigen Gebrauch der Dänischen Regierung, deren unverdrossene Thätigkeit in Verbesserung des Schulwesens manchen anderen Regierungen zum Muster dienen könnte, preiswürdige Absicht bey der mit nicht geringem Kostenaufwande verbunden gewesenen Erforschung der *Pestalozzi*'schen Methode vollkommen erreicht werde. — Nach einer kurzen *Einleitung*, worin der Vf. zeigt, was ihm Verstandesübungen, oder, wie er sie lieber nennt, *Erweckungsübungen*, eigentlich sind, und wie er wünscht, dass dieselben angestellt werden mögen (nämlich ohne eigentliches Dociren des Lehrers, ohne Definitionen oder Vernunftbeweise, vielmehr Alles durch Aufstellung von Beyspielen und Erläuterung mittelst Beyspielen, welche die Kinder zum grossen Theil selbst auffinden, und woraus sie die etwa erfoderlichen Regeln selbst herleiten können, S. 8), zerfällt die Schrift in 2 *Hauptabtheilungen*, worin von den Verstandesübungen für Kinder der *ersten* Classe, S. 11 — 48, und für Kinder der *zweyten* Classe, S. 49 — 164, gehandelt wird. (Diese einfache Classification findet Rec., wenn vom platten Lande die

Rede ist, für vollkommen hinlänglich; in den Landstädten von mittlerer Grösse, wo künftige Handwerker, Schiffer, Krämer, Fabrikanten u. s. w. gebildet werden, dürfte noch eine Classe *mehr* nöthig seyn.) In der ersten Abtheilung wird gezeigt, wie 1) *die Aufmerksamkeitsübungen*, zur Erweckung sinnlicher Vorstellungen und Begriffe; 2) *die Sprachübungen*, zur Fertigkeit, die Formen der Sprache anzuwenden; und 3) *die Rechnungsübungen*, Verbindung der Zahlgrössen zur Addition, Subtraction, Multiplication und Division; nebst Anwendung dieser vier Rechnungsarten in Vereinigung — anzustellen sind. Die zweyte Hauptabtheilung giebt Anleitung, wie 1) *die Rechnungsübungen*, vom Rechnen mit benannten Zahlen bis zu den Brüchen, 2) *die Sprachübungen*, von verwandten Wörtern bis zu Stilübungen — fortzusetzen, und 3) *die eigentlichen Verstandesübungen*, um Verstandesbegriffe und Verstandesurtheile zu bilden, zu berichtigen und deutlich zu machen, auch das moralische Gefühl zu wecken, — anzustellen sind. In letzter Hinsicht werden, um das moralische Gefühl zu wecken und zu leiten, 1) gebräuchliche Meinungen und Maximen, 2) Gift und Gegengift in Sprichwörtern und Sentenzen, und 3) Beyspiele vom Sittlichen und Guten, beygebracht. — Allenthalben findet Rec. die Grundregel des verständigen Lehrers, vom Leichten und Einfachen zum Schwereren und Zusammengesetzten fortzuschreiten, treu befolgt. Sehr passend und ausführbar ist unter anderen der S. 27 gegebene Vorschlag, von den zur Übung der Aufmerksamkeit angestellten Vergleichungen zwischen verschiedenen Thieren aus derselben oder aus mehreren Thierclassen zum Einfachsten und Nothwendigsten aus der *Naturgeschichte* überzugehen, und es kann dem Lehrer nicht anders als leicht werden, die Kinder nach solchen Vorbereitungen auf die populärste Art mit Gegenständen bekannt oder darauf aufmerksam zu machen, die ohnehin für Kinder ein so grosses Interesse und einen so unwiderstehlichen Reiz haben; nur dass die ihnen in dieser Hinsicht beygebrachten Kenntnisse nicht in leerem Wortkrame und in das Gedächtniss beschwerenden abstracten Sätzen bestehen, sondern sich so viel möglich auf ihre eigene Erfahrung gründen, und auf Gegenstände, die ihnen anschaulich sind oder leicht gemacht werden können, einschränken. Man braucht nur selbst Augen- und Ohren-Zeuge gewesen zu seyn von der wahren Marter, die es Lehrern und Schülern verursacht, wenn Alles, was jene mit diesen vornehmen, in einem trockenen, pedantischen, weder den Verstand noch das Herz ergreifenden Dociren besteht, um sich davon überzeugt zu halten, dass Übungen, wie sie der Vf. angestellt wissen will, der gerade, sichere und einzige Weg zum Ziele sind. Gern glaubt übrigens Rec., dass solchen Lehrern, zu deren Bildung der Vf. einst in dem Seminarium selbst beytrug, die Anwendung von dieser seiner Anweisung am leichtesten fallen werde; aber auch anderen Lehrern kann sie nicht allzu schwer werden, wenn ihnen nur die nöthigen Verkenntnisse nicht abgehen, wenn sie nur keine Scheu tragen vor eigenem Nachdenken, fortgesetztem Fleisse und wiederholten Versuchen, und wenn sie des Vfs. Buch nicht aus Neugierde und zum blossen Zeitvertreibe einmal durchblättern, sondern solches mit dem frommen Wunsche, sich dadurch in ihrem hohen Berufe zu vervollkommnen, mit Sorgfalt studiren.

D. Fr.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Erlangen*, b. Palm: *Erster Nachtrag zu dem Volksschul-Wesen im Königreich Baiern* seit seiner organischen Einrichtung, welcher die seit den Jahren 1813 bis 1815 erlassenen Reichs- und Kreis-Schulverordnungen enthält. Von D. *Andreas Schellhorn*, Königl. Baier. Districts-Schulinspector und Stadtpfarrer zu Höchstädt an der Aisch im Rezatkreise. 1815. VI u. 54 S. 8. (3 gr.)

Unseres Erachtens bedarf es keiner so künstlich zusammengefügten und durch tausend Rescripte, Gesetze und Verordnungen gestützten Organisation, um ein gutes Schulwesen in einem Staate einzurichten. Ein vollständiges, bestimmtes und allgemein anwendbares Schulreglement, wie das Preussische vom 17 September 1763, und das Würtembergische von 16 December 1810, ist hinreichend, die äussere Verfassung festzustellen; das innere Schulwesen aber kann nur durch die Bildung tüchtiger Lehrer in wohleingerichteten Seminarien, durch anständige Besoldung derselben und durch eine fleissige und verständige Schulinspection verbessert werden. Wo diess geschieht, da wird das Schulwesen bald gedeihen; wo diess aber fehlt, helfen alle Verfügungen und Verordnungen von oben her wenig oder gar nichts. Dieser Bemerkung konnten wir uns bey Durchlesung dieses ersten Nachtrages zu dem hochansehnlichen *Corpus juris scholastici Bavariae* (s. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1815. No. 29) nicht enthalten. Es enthält 52 neue gesetzliche Verfügungen, von denen uns die merkwürdigsten scheinen: 1) die Verbannung der A B C Tafeln und die Anschaffung der (Stephanischen) Wandfibel; 2) die Befähigung der Schulamts-Aspiranten in der Musik; 3) Collecte für die Schullehrer-Wittwen am Ärnte-Dankfeste; 4) die Verordnungen über das Schulvermögen; 5) die Bestimmungen über das Verdingen schulpflichtiger Kinder; 6) die allgemeine Schulpflichtigkeit der Israelitischen Jugend, und 7) Bestimmungen über den Privatunterricht. — Alle diese Verordnungen zeugen von dem lebhaften Eifer, der die oberen Schulbehörden im Königreich Baiern zur Förderung der guten Sache beseelt; aber doch haben sie noch keine verhältnissmässige Besoldung für die armen Lehrer auswirken können. Sie müssen auch hier wie aller Orten im lieben Deutschen Vaterlande unter Sorgen und Noth ihr kümmerliches Brod essen. Zwar sucht man aus hundert Bächlein einige dürftige Tropfen in die Schulcassen fliessen zu lassen; aber bedeutende Zuschüsse von Seiten des Staats sind noch nicht erfolgt — vielleicht eine Folge früherer Vernachlässigung und der verhängnissvollen Zeit.

L. Th.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 8.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerh. Fleiſcher d. J.: *Lectiones Apollonianae.* Scripſit *Eduardus Gerhardius*, D. Ph. A. L. M. Seminar. Philol. Berol. Sodalis (nunmehr Prof. zu Poſen). 1816. 237 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)*).

Die ſechs erſten Abſchnitte dieſer Schrift beſchäftigen ſich allein mit dem Gedicht des Apollonios von Rhodos, die drey letzteren dagegen enthalten allgemeine Bemerkungen über den epiſchen Vers der Griechen, zum Theil mit Berückſichtigung deſſen, was von anderen Gelehrten in dieſem Felde ſchon vorgearbeitet war. Zur beſſeren Überſicht giebt Hr. *G.* nach Art der Holländiſchen Philologen voraus einen *conſpectus capitum* mit folgenden Überſchriften: *Cap. I. Ex Scholiis Apollonii de duplici recenſione disputatur. Cap. II. Inſititii verſus in Apollonio indicantur. Cap. III. Duplicis recenſionis veſtigia ex Codicibus Apollonii oſtenduntur. Cap. IV. De Grammaticorum citationibus. Cap. V. Conjecturis emendatur Apollonius. Cap. VI. De poëtarum imitatione. Cap. VII. De arſeos vi. Cap. VIII. De verborum et verſus ordinum conjunctione. Cap. IX. De interpunctione.* Die Aufſchriften ſchon zeigen, daſs Hr. *G.* den von dem Griechiſchen Lebensbeſchreiber des Apollonios berührten Umſtand, daſs der Dichter ſein Werk zweymal bearbeitet habe, worauf von den neueren Gelehrten nur *Ruhnken*, *epiſt. crit.* II. S. 190 ff., und *Beck* an verſchiedenen Stellen ſeiner Ausgabe Rückſicht genommen hatten, einer ſorgfältigeren Unterſuchung, als bisher geſchehen, gewürdigt habe. Das Reſultat dieſer Unterſuchung, die er in 4 Capiteln auf vierfachem Wege verfolgt, iſt nach ſeinen eigenen Worten S. 71 f. dieſes: „*Ego his omnibus, quae hactenus dixi, hoc ſaltem demonſtratum eſſe ſpero, cum ex duabus recenſionibus ab Apollonio inſtitutis poſteriorem eſſe, quam hodie habemus, perſpicuis veterum teſtimoniis conſtet, interpolatos verſus, qui noſtrum textum deforment, probabiliter alterius i. e. prioris eſſe recenſionis; deinde inſignes, quas plurimi libri multis in locis offerant, vulgatae lectionis diverſitates priori recenſioni imputandas eſſe, ideoque a poſterioris reſtitutore omnes excludendas: non minus rejiciendas eſſe ſimiles diverſitates, quae Grammaticorum ex libris erui poſſint.*“ Vergleicht man dieſs Reſultat mit dem langen Verzeichniſſe von Stellen, in denen zufolge des Regiſters die erſte Ausgabe nachgewieſen worden iſt: ſo könnte es bey einer an ſich ſo dunkelen Sache höchſt bedeutend erſcheinen. Allein rechnen wir das ab, was Hr. *G.* aus den alten Erklärern beybringt, weil es Keinem, der dem Apollonios eine genauere Beachtung ſchenkte, verborgen war, ſ. *Ruhnk. ep. crit.* II. S. 190; geben wir ſodann das, was *Brunck*, *Ruhnken*, *Beck* für das Ihrige nehmen möchten, den urſprünglichen Eigenthümern zurück, und ziehen wir endlich das ab, was auf irrigen Vorausſetzungen beruht: ſo möchte Hn. *G.* von dieſem Theile ſeiner Arbeit, neben einzelnen recht guten Berichtigungen, nicht viel mehr verbleiben, als das Verdienſt, das Ganze in einem mehr ſyſtematiſchen Gewande dargeſtellt zu haben. Hr. *G.* hebt den erſten Abſchnitt mit einer Stelle aus der Lebensſkizze des Apollonios an, in welcher der Grund der doppelten Überarbeitung der Argofahrt in der zwiſchen Apollonios und ſeinem Lehrer Kallimachos ausgebrochenen Zwietracht gefunden wird, worüber S. 3 ff. Einiges beygebracht wird, ohne daſs man jedoch dadurch nähere Auskunft erhielte. Denn ſchwerlich kann man es dafür annehmen, wenn S. 5 vgl. S. 88 eine Stelle des Theokritos Id. VII, 45 ff.: „*qui imitatores Homeri non honorifice commemorat, fortaſſe Callimacho amicitia conjunctus*,“ ohne weiteren Beweis auf Apollonios und ſein Gedicht bezogen wird: was uns ſchon um deſswillen nicht recht gefallen will, weil ſich bey Apollonios unverkennbare Spuren finden, daſs er den Theokritos nachgeahmt habe, man ſehe Apoll. I, 336 vgl. Theokr. Id. VII, 35. Ap. I, 1207 ff. Theokr. Id. XIII, 36. Ap. III, 682 ff. Theokr. Id. XXV, 64 f. Mit Glück iſt bey dieſer Gelegenheit von Hn. *G.* S. 7 f. in Ap. I, 972 die vormalige Schreibart ἶσον aus beiden Scholien gegen *Ruhnkens* Änderung νεῖον vertheidigt. Darauf weiſt Hr. *G.* die Stellen nach, wo die Griechiſchen Erläuterer der erſten Ausgabe gedenken. Wobey er ſich bisweilen bemühte, die in den Scholien verſtümmelt oder verderbt angeführten Verſe in ihrer Reinheit und Vollſtändigkeit darzuſtellen. So las I, 516 mit Weglaſſung einiger Zeilen die alte Ausgabe:

*) Wir ſind veranlaſst anzuzeigen, daſs der Abdruck dieſer ſchon am 16 Sept. 1816 bey uns eingegangenen Recenſion durch Zufall verſpätet worden iſt.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

ἦμος δὲ τριτάτη φάνη ἠὼς τῆδ' ἐπὶ νυκτὶ
βουθυσίην Ἑκάτοιο κατεντόθι δαινυμένοισι,
τῆμος ἄρ' ἐκ Διόθεν πνοιὴ πέσεν u. s. w.

Hr. *G.* nimmt S. 12 ff. in dem ersten Vers an τριτάτη ἠὼς Anstoss, weil dann einer Nacht drey Morgen beygelegt würden, und schlägt zuletzt am Ende des Verses τῆλ' ἐπὶ νυκτὶ zu lesen vor, was heissen soll *extrema nocte*. Denn τῆλε könne wie πρόσσω und ὀπίσσω vom Raum auf die Zeit übergetragen werden. Abgesehen davon, dass diess durchaus nicht bewiesen worden ist: so geht daraus für das Verständniss der Stelle nicht der kleinste Gewinn hervor. Man übersetze: *cum autem tertia aurora extrema nocte appareret:* so haben wir immer noch zu einer Nacht drey Morgen, oder wenigstens einen dritten. Denn nach welcher Rechnung dieser Morgen *so* heisse, lässt sich weder aus Apollonios erkennen, noch belehrt uns Hr. *G.* darüber. Sollte die Homerische dreyfache Eintheilung der Nacht aus Il. κ, 255 ff., welche Vorstellung dem Dichter anderwärts geläufig ist, z. B. I, 1082, darin liegen: so musste Apollonios nothwendig ἦμος τοῖσι φάνη ἠὼς τριτάτη ἐπὶ νυκτὶ, oder dem Ähnliches schreiben; wie die Worte jetzt heissen, lässt sich auch nicht im Entferntesten daran denken. Rec. erklärt sich die Sache so: nach der zweyten Ausgabe wurden alle Vorbereitungen zur Abfahrt der Argo in einem Tage vollendet, und am nächsten Morgen verliess sie den Hafen; dagegen liess der Dichter in der ersten Ausgabe höchst wahrscheinlich zwey Tage mit diesen Zurüstungen vergehen, und erst am *dritten* Morgen verliess das Schiff den Hafen. Wenn man erwägt, was die Helden Alles an einem Tage vollbrachten, vgl. V. 260 — 516: so dürfte die angenommene Zeit nicht eben zu lang erscheinen; hatte aber der Dichter so erzählt: so haben die Worte durchaus keine Schwierigkeit. Auf keinem anderen Wege lässt sich nach unserer Meinung τριτάτη ἠὼς schützen, und man müsste sonst zu Änderungen seine Zuflucht nehmen. Dann könnte man selbst τῆδ' ἐπὶ νυκτὶ dreist übersetzen *eadem nocte*, ob es gleich eigentlich bedeutet *hacce nocte*; dass es dafür heissen müsse, wie I, 934, τῇγ' ἐπὶ νυκτὶ, ist eine Grille *Bruncks*, der es dort aus den Pariser Handschriften aufnahm. Aber die Epiker brauchen in dieser Verbindung entweder gar kein Bestimmungspronomen, wie Hom. Il. θ, 529. κ, 48. τ, 229. Od. β, 284. ξ, 105. Hesiod. Op. et D. 43. 102. Ap. II, 451. IV, 979, wobey denn mehr eine allgemeine Zeitbestimmung ausgedrückt wird, oder sie setzen gerade, wenn diese näher beschränkt wird, das von Hn. *G.* verworfene, vgl. Hom. Il. η, 234: ὅστις ἐπ' ἤματι τῷδε ἑκὼν μεθίῃσι μάχεσθαι, τ, 110. Quint. Sm. III, 249. Das Nämliche gilt von anderen Fällen, man sehe Apoll. III, 799. IV, 1263. 1442. Nach den Stellen, wo die Scholien mit Bestimmtheit die erste Ausgabe nennen, werden von S. 15 — 20 noch einige andere von ihnen bemerkte Verschiedenheiten in einer ziemlich verwickelten Ordnung aufgeführt, deren Ursprung Hr. *G.* aus der ersten Ausgabe herleitet. Da viele der angeführten Abweichungen an sich nichts weniger als bedeutend sind: so wird diese Ansicht, so lange sie des äusseren Beweises ermangelt, immer nur blosse Muthmassung seyn. So finden sich in den Scholien zu anderen Schriftstellern, wie z. B. in denen zum Nikander, ähnliche Varianten, ohne dass desswegen irgend Jemand von einer doppelten Bearbeitung dieser Gedichte gefabelt hätte. Dagegen sind manche so augenscheinlich blosse Versuche von Erklärungen, dass wir nicht begreifen, wie man diess für Spuren der ersten Bearbeitung nehmen könne, wie z. B. in II, 719 κυκλώσαντες für πορσαίνοντες, III, 1377 ἀναλάμπεται für ἀναπάλλεται nichts als Glossen seyn mögen; andere, wie die Varianten zu I, 125. II, 767. IV, 1561. 1564 sind aus geographischen oder historischen Schwierigkeiten entstanden. Bey dem Allen würden wir es Hn. *G.* Dank wissen, uns diese Nachweisungen gegeben zu haben, wenn sie nur vollständig wären. Allein es fehlt eine nicht geringe Zahl der von den Scholiasten ausdrücklich bemerkten Abweichungen, wovon mehrere mit gleichem Rechte, womit es bey den erwähnten geschehen ist, der früheren Bearbeitung zugeschrieben werden könnten. Rec. erwähnt zuvörderst diejenigen, die seines Wissens mit keiner Handschrift übereinstimmen. I, 491 μεταμώλιοι beide Scholien und Stephanus für μεταμώνια. V. 1165 μέγα τ' ἤριον Αἰγαίωνος, beide Scholien γράφεται καὶ, μέγα τε ῥίον, dazu bemerken die Florentiner, wie sie Hr. *G.* nennt: οἴομαι δέ τινα ἀγνοοῦντα τὸν μῦθον, τὸ ἤριον μεταπεποιηκέναι· ἢ γραφέως ἁμαρτήματι περιλελεῖφθαι τὸ η, eine Stelle, die auf die Lesart in Theokr. Id I, 125 geltend gemacht werden könnte. V. 1241: Εἰλατίδης Πολύφημος beide Scholien Εἰλασίδης. II, 127 πόλλ' ἐπιπαμφαλόωντες, hier schrieb nach beiden Scholien Irenäos ἀμφανόωντες, was von ihnen gemissbilligt wird. V. 221 ἀμήρυτον nach beiden Scholien ἀμήρυον. V. 259 ἀλαὸν νέφος, Schol. Flor. γράφεται καὶ, ὀλοόν. V. 1221 θυμῷ, Schol. Flor. γράφεται δὲ καὶ, μύθῳ, was die Anmerkungen der Handschriften wegen, die es nicht anerkennen, verwerfen. III, 1013 προπρὸ δ' ἀφειδήσασα, beide Scholien προπρὸ δὲ μειδήσασα, wie auch *Beck* bemerkt. V. 1266 μεταπαιφάσσεσθαι, beide Scholien μεταπαιφάσσοντας. IV, 323 Ἄγγουρον ὄρος, beide Scholien Ἄγγυρον, und so auch im Genitiv des folgenden Verses. V. 1095 χαλκὸν ἀλετρεύουσα, die Scholien beiderseits ἀλιτεύοντα. V. 1170 Φαίεσσιν, Schol. Flor. Φαρέεσσιν, was Hr. *G.* S. 43 für sich mit erwähnen konnte. Zugleich wird das Angeführte zum Beweis dienen, dass die alten Kritiker öfter, als Hr. *G.* meint, sich über Lesarten des Dichters verbreiten, und dass selbst Grammatiker bisweilen an seinen Worten besserten, was nach S. 28 f. ganz unwahrscheinlich seyn soll. An anderen Stellen stimmen die von den Scholien namhaft gemachten Verschiedenheiten mit der oder jener Handschrift überein, wie I, 103 κεινὴν ὁδόν. V. 551 Τριτωνίδος. V. 874 ἐσανδρώσῃ. I, 8 χρειώ μέν. V. 300 μεταχρονίη. V. 327. 535. III, 599. vgl. *Beck* V. 847. IV, 292. 324. 1523, wo *Brunck* ἐπεὶ οὔ μιν, was die Pariser Scholien angeben, aus einigen Handschriften bereits aufgenommen hat. Bey Ergänzung dieser Auslassungen, denen noch eine verderbte Variante der Pariser Scholien zu I, 34 beyzugesellen ist, wird man die kritischen Beyträge, welche die Scholiasten für das Gedicht darbieten, vollständig beysammen haben. Weniger noch können wir es gut heissen, wenn Hr. *G.* nach

einer falsch aufgegriffenen Variante der Florentiner Scholien in Apoll. III, 1185 die erste Ausgabe S. 17 schreiben lässt: Κάδμος Ἀγηνορίδης γαιηγενῆ βεῦσεν ὄχλον. vgl. Drac. de metr. poetar. S. 49 l. 1. Apoll. I, 1121. IV, 1346. Freylich ist es noch die Frage, ob Apollonios oder Hr. G. die Prosodie des Wortes misskannte; sintemal Apollonios nach S. 44 in I, 589, wo er in der ersten Ausgabe geschrieben hatte: ἤματα δαινύσκοι, weder Grammatik noch Sylbenmass verstand. Gegen Letzteres jedoch liesse sich wenigstens nach Homerischen Beyspielen, s. Od. 9, 243. σ, 248, und zur ersteren Stelle *Clarke*, nicht viel Erhebliches einwenden. Aber als eine Willkührlichkeit muss es Jedem erscheinen, wegen der falschen Lesart einer einzigen Handschrift, denn nur die zweyte Vaticanische gab ἤματα δαινύσκοι, ein Verderbniss, das sich so leicht aus dem gewöhnlichen ἦμαρ' ἐλινύεσκον erklären lässt, dem Dichter eine grammatische Sünde, gleichviel ob er in der ersten oder zweyten Ausgabe sich derselben schuldig machte, aufbürden zu wollen, und dann zu sagen: *„prior editio detegitur."* Am Schlusse des Abschnittes bestreitet Hr. G. noch die Ansicht derer, die da glauben, dass aus den Pariser Scholien noch viel Heil für Apollonios zu erwarten stehe, worin wir ihm völlig beystimmen. Denn in den meisten Fällen sind die Lesarten in denselben entweder aus trüben Quellen geflossen, oder unter den Händen der Abschreiber verdorben worden, man vgl. z. B. ausser den von Hn. G. genannten Varianten die Scholien zu I, 588. 913. 995. Auch I, 30 ἑξείης στιχόωντο ἐπήτριμοι u. s. w. für στιχόωσιν ist ein blosser Schreibfehler, obwohl die Bedeutung bey Apollonios nichts Auffallendes haben kann, s. Nikand. Ther. 442 τρίστοιχοι ἑκάτερθε περιστιχόωσιν ὀδόντες. Jedoch in manchen Kleinigkeiten haben auch diese Scholien ihren kritischen Werth, was nur ein paar Beyspiele hier bekräftigen mögen: I, 176 Ἀστέριος δὲ καὶ Ἀμφίων Ὑπερασίου υἷες ist mit diesen Scholien Ὑπερησίου zu lesen, was keine Handschrift hergiebt. Bey Homer steht überall εἰσόκε, dasselbe muss bey Apoll. II, 857, was mit 4 Pariser Handschriften die Scholien bestätigen, aufgenommen werden. Dann bleibt nur noch IV, 800 und 212 das Gegentheil übrig; allein am letzten Orte lesen die Pariser Scholien abermals εἰσόκε Βακχιάδαι für εἰσότε. Anderwärts unterstützen sie die Lesarten der Handschriften, die vorzüglicher erscheinen, wie in I, 651 ἀνομένοιο. 826 Θρηικίην ἄροσιν mit den Vatican. u. s. w. In dem zweyten Capitel schlägt Hr. G. den schon von *Ruhnken* betretenen Weg ein: nämlich aus vollen Versen, die den Zusammenhang stören, das Ineinanderfliessen beider Ausgaben zu erweisen. Wenn er dabey S. 27 des Glaubens ist, dass es sehr unwahrscheinlich sey, dass die Abschreiber ganze, irgendwo anders her entlehnte Verse eingeschoben hätten: so muss er doch daselbst zugestehen, dass diess wirklich zweymal im Apollonios Statt gefunden habe, man sehe *Brunck* zu I, 1362. IV, 348. *Ruhnken ep. crit.* II. S. 223. Wenn nun aber auch *Ruhnkens* Hypothese nicht ganz widerlegt werden kann: so finden doch keinesweges so häufig, als die Erklärer anzunehmen geneigt sind, Lücken oder sinnstörende Verse Statt. *Ruhnken* wies in der *ep. crit.* S. 190 ff. im Ganzen vier Stellen nach, von welchen Hr. G. wieder zwey hat fallen lassen. Anderwärts sind *Heyne*, *Beck*, *Hermann* und Andere angestossen. Wir beschränken uns nur auf das, was Hr. G. vorbringt. Bey ihm werden eine Menge anderer Verse, die *Ruhnken* nicht berührte, für Schösslinge des ersten Wuchses erklärt, und mit dem kritischen Messer ausgeschnitten; bey den wenigsten aber setzte unser Vf. dasselbe zuerst an. So erklärt er S. 29 I, 593. S. 33 II, 881 dafür, beide wollte schon *Beck* getilgt wissen. Derselbe urtheilte so von IV, 544 f. nach der *Brunck*'schen Ausgabe, wie auch Hr. G. bemerkt. II, 1116 hat *Brunck* den besprochenen Vers, welchen die meisten Handschriften verleugnen, ausgelassen. II, 1128 waren *Ruhnken* und *Beck* einerley Meinung mit Hn. G., und *Brunck* schnitt den Vers aus. II, 379 tilgte *Brunck* zwey Verse und setzte sie nach V. 1018. *Rühnken ep. crit.* II. S. 208 nennt diess ein *palmarium inventum*; da er vorher zu Änderungen geneigt war. Denselben Vorschlag, welchen *Ruhnken* empfahl, wiederholt Hr. G., nur dass er ihn in den nächsten Vers verweist, und beide Zeilen der ersten Ausgabe beylegt, die der Dichter in der zweyten gestrichen habe, damit dasselbe nicht zweymal in einem Gedichte vorkäme. Allein leugnen lässt sich durchaus nicht, dass, wenn der Vers an beiden Stellen ausfällt, der Name der Mossynöken, dessen Ursprung erörtert werden soll, dunkel bleibt, was gegen die Sitte der epischen Dichter bey etymologischen Namenerklärungen zu seyn scheint, s. Hom. Il. ι, 562 ff., Od. τ, 407 ff. Nach diesen sind nur zwey Stellen übrig, wo Hr. G. zuerst, unabhängig von Anderen, Spuren der ersten Recension enthüllte. Einmal in I, 939 ff. Hier aber hegte schon *Brunck* einen leisen Zweifel, wenn er kurz sagte: *„manifestum est, versus aliquot post versum 940 excidisse."* Die Stelle heisst:

— — — — ἐν δέ οἱ ἀκταὶ
ἀμφίδυμοι, κεῖνται δ' ὑπὲρ ὕδατος Αἰσήποιο.
Ἄρκτων μιν καλέουσιν ὄρος περιναιετάοντες.
καὶ τὸ μὲν ὑβρισταί τε καὶ ἄγριοι ναιετάουσιν
Γηγενέες, μέγα θαῦμα περικτιόνεσσιν ἰδέσθαι.

Hr. G. handelt von dieser Stelle S. 30 ff., und ändert gleich im Anfange Ἄρκτων μὲν καλέουσιν für μιν aus den Gründen: Zuerst könne μιν nicht für αὐτὰς gesagt werden; sodann sey von doppelten Ufern des Aesepos offenbar die Rede, nicht aber von einem, wo der gedachte Berg, welchen die Riesen bewohnten, gelegen habe; das andere aber mit ebenen, gegen den Meerstrand hin ablaufenden Flächen, sey nach V. 947 von den Dolionen bewohnt worden; lese man nun diesem gemäss: Ἄρκτων μὲν καλέουσιν ὄρος u. s. w.: so entspreche diess zwar V. 947, ἰσθμὸν δ' ἀμπεδίον τε Δολίονες ἀμφενέμοντο, allein der nachfolgende καὶ τὸ μὲν ὑβρισταί τε καὶ ἄγριοι ναιετάουσι stehe mit dem Vorhergehenden wegen des hinderlichen μὲν durchaus in keiner Verbindung. Man wird leicht begreifen, dass diess eine durch willkührliche Änderung selbstgeschaffene Schwierigkeit sey. Das Bequemste nun, um Alles auszuglätten, war es, den noch im Wege stehenden Vers ganz fortzuschaffen. Diess gelingt denn auch. Wir setzen Hn. G's. eigene

Worte her, um einen Beleg ſeines kritiſchen Verfahrens mehr zu geben. „*Vide*, ſagt er, *modo, quam id commode procedat. Fac ita ſcripſiſſe Apollonium:*

Ἄρκτων μὲν καλέουσιν ὄρος περιναιετάοντες
Γηγενέες, μέγα θαῦμα περικτιόνεσσιν ἰδέσθαι.

Nihil plane deſideramus. Fatendum eſt haec non indigna eſſe Apollonio.“ Nun wird auf dieſen Grund fortgebaut: Auch hier ſeyen klare Spuren der Verſchmelzung beider Ausgaben: denn es müſſe ein Vers vorausgehen, der nicht wie der gegenwärtige faſt das Nämliche, ſondern etwas, ohne das jener eingeſchobene Vers nicht geſagt werden könnte, enthielt, das Wort ὄρος mit der Theilung, die erſt V. 947 folgt, der aber muſste fehlen, der heut zu Tage in dem Text ſteht. Alſo ſtand ungefähr in der erſten Recenſion:

— — — — — ἐν δέ οἱ ἀκταὶ
ἀμφίδυμοι, κεῖται δ' ὑπὲρ ὕδατος Αἰσήποιο,
οὖρος μέν τ' ἐν τῇ, πεδίον δ' ἐν τῇ παρκέκειται.
Καὶ τὸ μὲν ὑβρισταί τε καὶ ἄγριοι ναιετάουσι
Γηγενέες — — — — — —

Für einen Muſtervers wird Hr. *G.* den von ihm eingeſetzten nicht geltend machen wollen. Denn bey einer andern Gelegenheit S. 49 wird von dem Verderbniſſe, das bisweilen bey ſcheinbaren Lücken durch eingeſetzte Präpoſitionen entſtanden ſey, geſprochen. Alle dort erwähnten Stellen überbietet das Auffallende, was hier in der Verbindung von ἐν und παρὰ liegt. Wir wollen nicht bey anderen Schwächen deſſelben verweilen, um nur noch das Unpaſſende des ganzen Einfalles zu zeigen. Schrieb Apollonios in der zweyten Ausgabe ſo, wie Hr. *G.* will: ſo hieſs jener Berg nur bey den Giganten Ἄρκτων ὄρος (Bärenberg), nicht aber bey Anderen. Dieſs läuft dem Sprachgebrauche, der von περιναιετάοντες und gleichbedeutenden Ausdrücken gilt, entgegen. Denn wollten die Dichter ſagen, daſs ein Gegenſtand von beſtimmten Perſonen ſo oder ſo genannt worden ſey: ſo nennen ſie dieſe mit ihren Eigennamen ohne allen Beyſatz, wie Apoll. II, 507. Dionyſ. Perieg. 51 und anderwärts. Brauchen ſie aber einen der vorerwähnten Ausdrücke: ſo verſtehen ſie immer, daſs der Gegenſtand bey allen Umwohnenden dieſen Namen geführt habe, man ſehe Hom. Od. 9, 551. Apoll. I, 229. 1149. 1222. II, 209. III, 1090. Dionyſ. Perieg. 94. 153. Ferner kann bey dieſer Schreibart Niemand die nachfolgende weitläuftige Schilderung der Giganten erwarten, wohl aber, wenn der verworfene Vers unangetaſtet bleibt, da er bereits die Aufmerkſamkeit des Leſers darauf hinrichtet. Endlich iſt die Kluft, welche *Brunck* zwiſchen V. 940 und 941 wahrzunehmen glaubte, nicht nur nicht ausgefüllt, ſondern nur noch unausfüllbarer geworden, da das einzige Wort, welches eine Verbindung denken lieſs, geſtrichen iſt. Nimmt man aber μιν für das Femininum der Vielzahl, wie es ſchon Euſtathios Od. ρ, 268 S. 1819 l. 32 f. dafür anerkannte, und was auch andere Grammatiker nicht ganz verneinen, vgl. *Fiſcher* zum *Weller Spec.* II. S. 214: ſo findet durchaus keine Lücke, wie ſie *Brunck* dachte, Statt, und eben ſo wird es keinen Widerſpruch enthalten, wenn beide Ufer des Aeſepos dieſen Namen führen. Denn nach Apollonios Vorſtellung iſt der Strom, wo der Berg an ihm ſich erhebt, tiefer in der Inſel, wie gleich der Anfang der Stelle lehrt, nicht am Seegeſtade. Dort nun wohnten auf jenen Anhöhen die gedachten Rieſen, während dem die Dolionen das dem Meere näher gelegene Feld bewohnten. Zuletzt lieſse ſich für die gewöhnliche Schreibart auch noch mit Wahrſcheinlichkeit Dionyſ. Perieg. 32 πόντον μιν καλέουσιν anführen. Am Schluſſe des vielbeſprochenen Verſes: καὶ τὸ μὲν ὑβρισταί τε καὶ ἄγριοι ναιετάουσιν, würden wir, wenn das *Bentley*'ſche vom Apollonios allerdings häufig gebrauchte ἀμφινέμονται nicht genügen ſollte, ἐνναίουσιν vorſchlagen, deſſen Verwechſelung ſich leichter erklären läſst, und das nicht bloſs bey Apoll. I, 1076. IV, 519, ſondern auch bey Dionyſ. Perieg. V. 453. 910. 1088 und hier zwar an demſelben Orte ſich gleichbedeutend vorfindet. — Auſserdem legt Hr. *G.* noch zwey Verſe, die das Anſehen aller Handſchriften für ſich haben, der erſten Ausgabe bey; ſie ſind IV, 436. 7. Der Zuſammenhang iſt folgender:

ἡ δέ τε κηρύκεσσιν ἐπεξυνώσατο μύθους,
θελγέμεν, εὖτ' ἂν πρῶτα θεᾶς περὶ νηὸν ἵκηται
συνθεσίῃ, νυκτός τε μέλαν κνέφας ἀμφιβάλῃσιν,
ἐλθέμεν, ὄφρα δόλον συμφράσσεται, ὥς κεν ἑλοῦσα
χρύσειον μέγα κῶας, ὑπότροπος αὖτις ὀπίσσω
βαίη ἐς Αἰήταο δόμους — — — —

Man überſetze die Stelle: *haec autem cum praeconibus conſilia communicavit, perſuaſura, ut quam primum ad Deae templum ex compoſito (ipſa) veniſſet, noctisque atra caligo circumdediſſet, accederet (frater) ad dolum nectendum, quo aureo vellere ablato ad Aeaetae domos reverteretur.* Überredung war bey den Herolden wohl von Nöthen, vgl. V. 417 f.: denn wie konnten ſie ihr, die gegen Vater und Volk verrätheriſch gehandelt hatte, trauen? Dieſe Überredung bezweckte ſie durch die Vorſpiegelung, daſs ſie bey der nächtlichen Zuſammenkunſt mit ihrem Bruder dieſem das goldene Vlies einhändigen, und mit nach Kolchis zurückkehren wolle, weil ſie die Söhne des Phrixos mehr mit Gewalt den Fremden ausgeliefert hätten. Jetzt waren die Herolde von der Wahrheit ihres Vorgebens überzeugt; allein eine Frage blieb es noch, ob auch Abſyrtos in die ihm gelegte Falle gehen würde, daher noch die Anſtalten, die V. 442 ff. beſchrieben werden. Wir überlaſſen es dem Leſer, dieſer Anſicht Hn. *G's.* Einwürfe entgegenzuſtellen; und wenn wir nicht in groſser Selbſttäuſchung befangen ſind: ſo glauben wir, wird man wahrnehmen, daſs nur Miſsverſtändniſs des ganzen Zuſammenhanges auf ſolche Gedanken führen konnte.

(Die Fortſetzung dieſer Recenſion folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Lectiones Apollonianae.* Scripsit *Eduardus Gerhardius* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Im dritten Abschnitt sucht Hr. *G.* die bedeutenden Abweichungen der Handschriften unter einander aus Überbleibseln der ersten Recension zu erklären, und das, was er zu Anfange des vorigen Capitels S. 24 f. von einer doppelten Familie der Handschriften sagte, durch Beyspiele anschaulicher zu machen. Denselben Gedanken äusserte schon *Beck* in der Vorrede zu seiner Ausgabe S. X. Wir unseres Ortes halten das Unternehmen Hn. *G's.* für etwas Gewagtes, und, wenn man will, Unzeitiges. Denn bey aller Verschiedenheit der Handschriften sind dieselben noch nicht so genau verglichen, ihre Abweichungen noch nicht so vollständig bekannt, als dass man von dieser Seite her etwas Genügendes erwarten könnte, s. *Schäfers* Äusserungen über *Brunck* in der Vorrede zum zweyten Theil der Leipziger Ausgabe des Apollonios S. VI, und zu den Pariser Scholien zu Apoll. III, 859. Jener Mangel nun an Vollständigkeit in den aufgezeichneten Abweichungen einzelner Handschriften hat auch im Laufe der Untersuchung darüber bey Hn. *G.* nachtheiligen Einfluss nicht verdecken können. Der Leser muss nämlich nicht selten anstatt Gewissheit darüber zu erhalten, in welchen der einzelnen Codices diese oder jene Lesart aufbewahrt sey, mit einem *ut videtur* sich begnügen, vgl. S. 41 l. 27. S. 45 l. 6. S. 125 l. 3. S. 189 l. 19, wo es nicht nöthig gewesen wäre. In der Sache selbst nimmt Hr. *G.* an, dass die von allen Handschriften abgehenden Lesarten der Pariser Spuren der ersten Recension enthalten. Über allzu grosse Fülle wird der aufmerksame Leser sich hier nicht beklagen: denn auch in dem, wie wir schon gesehen haben, unvollständigen Apparate *Bruncks* bieten sich Stellen genug dar, welche übergangen sind. Man vergleiche nur von vorn herein die von *Brunck* aus diesen Handschriften bemerkten Varianten zu I, 39. 398. 712. 714. 786. u. s. f., die selbst zum Theil durch *Brunck* in den Text übergegangen sind. Wenn nun aber dergleichen Abweichungen unwidersprechlich zeigen, dass die Abschreiber entweder willkührlich änderten, oder einer anderen Quelle folgten, als die war, woraus die anderen Handschriften geflossen sind: so lässt sich jedoch um so viel weniger mit Gewissheit behaupten, dass diess die erste Ausgabe gerade gewesen seyn müsse, je häufiger die eine oder andere Handschrift, was namentlich von der Wiener gilt, in solchen Abweichungen mit den Parisern übereintrifft. *Brunck* folgte den Pariser Handschriften sehr häufig, und es gilt nicht bloss von diesem Bearbeiter des Apollonios, dass er die Handschriften, die ihm zu Gebote standen, allzu oft über die anderen setzte. Nach Hn. *G.* würden viele Lesarten, die *Brunck* im Vertrauen auf jenes Zeugniss aufnahm, künftig wieder zu tilgen seyn; und ein wahrhaft verdienstliches Unternehmen würde es gewesen seyn, wenn Hr. *G.* diesen Punct festgehalten, und darüber eine mit Umsicht und Genauigkeit ausgearbeitete Untersuchung uns geliefert hätte, da jetzt in nicht seltenen Fällen die Lesarten, die zu Geburten der zweyten Ausgabe gestempelt werden, Anderen vorzüglicher erscheinen möchten. Aber man würde zu weit gehen, wenn man alles von diesen Handschriften Dargebotene, wofern es nicht anderweitige Bestätigung hat, verwerfen wollte, in der Meinung, es gehöre der ersten Recension an. Ja wir sehen kaum ein, was Hr. *G.* dem entgegnen wollte, der in diesen Abweichungen die bessernde Hand des Dichters zu sehen vermeinte. Unser Vf. führt nur wenige Beyspiele an, wovon noch überdiess die wenigsten allen Pariser Handschriften angehören, und selbst schon in diesen wird Mancher von ihm abzugehen sich gedrungen fühlen. Denn wenn z. B. S. 41 II, 30 f. ἔνϑ' αὖ Τυνδαρίδης μὲν ἐϋστιπτον ϑέτο φᾶρος λεπταλέον die Pariser λεπτόμιτον geben: so wird man doch wohl weit eher dieses, als jenes für eine Verbesserung halten; war sie nun nicht, wie es freylich in diesem Falle scheinen will, vgl. III, 875. IV, 169, von einem Grammatiker: so war sie von dem Dichter selbst. Dagegen erscheint in II, 750 εἰς ἅλα κεκλιμένη, wenn wir auf den Sprachgebrauch der Dichter und des Apollonios namentlich sehen, vorzüglicher, als δεχομένη, wenn auch für jenes nur drey Pariser Handschriften zeugen, s. Hom. Il. ε, 709. ο, 740. Od. ν, 235. Apoll. I, 595. 938. So möchte ferner Rec. die von *Brunck* aus vier Pariser Handschriften in III, 190 ff. (bey Hn. *G.* steht hier und, wie bey solchen Irrungen gewöhnlich, auch im Register fälschlich 390) aufgenommene Schreibart nicht gerade für *viel*

schlechter, als die der Florentiner Ausgabe, erklären. Vielmehr wird durch sie die Kraft der Überredung, welche der Dichter hervorheben will, weit fühlbarer, als durch die andere, und deswegen mochte sie auch *Brunck* vorzüglicher erscheinen. Die Ellipse bey πειθοῖ hat um so weniger etwas Auffallendes, da schon die Homerische Sprache dergleichen anerkennt, wie in Il. ε, 252 μήτι φόβονδ' ἀγόρευ', ἐπεὶ οὔτι σε πεισέμεν οἴω. Die beygebrachten Stellen anderer Dichter beweisen nur die Verbindung von πᾶς und πάντη, aber dafür, dass die gedachte Lesart der zweyten Recension angehöre, auch nicht das Geringste; und sollte die aus Aratos zuerst genannte Stelle mehr beweisen: so wünschten wir, Hr. *G.* habe uns auch über die Enallage, die bey dieser Schreibung in der Zahl Statt findet, belehrt. Schon *Beck* fragt übrigens bey dieser Stelle: „*num duarum editionum lectiones confusae sunt?*" Aber noch schlimmer ist es, dass bey dieser Ausmittelung der handschriftlichen Lesarten in dem, was gegeben ist, Versehen und Irrthümer sich eingeschlichen haben, die von Seiten des Lesers eine neue Prüfung nöthig machen. Wir führen dafür nur wenige Belege an. Ein blosses Versehen ist es vielleicht, wenn S. 41 in II, 217 λίσσομαι, οἷς περίαλλα θεῶν μέμβλεσθε κιόντες, wo die Florentiner Ausgabe, wie auch *Beck* und *Brunck* bemerken, ἧς περίαλλα hat, Hr. *G.* diese fehlerhafte Schreibart zuerst berichtigt zu haben glaubte, und es ihm somit entging, dass schon *Stephanus*, s. S. 234 seiner Ausgabe, so zu lesen vorschlug, eine Änderung, welche freylich besser ist, als das *Brunck*'sche ἢ περίαλλα, was *Beck* dem Dichter aufdrang. Weniger verzeihlich ist Anderes So wird S. 47 zu I, 864 mit Recht das von *Brunck* aufgenommene προσέειπεν verworfen, aber eben daselbst durfte nicht in II, 467 der Wolfenbüttler Handschrift unbedingt προσηύδα beygelegt werden: denn das darüber geschriebene μετ deutet nur auf einen Schreibfehler. S. 48 soll *Brunck* nach Hn. *G.* in Apoll. II, 957 geändert haben: ·στῆμος, ὅθ' Ἡρακλῆος ἀπέπλαγχθεν, παρέναιον, diess aber ist *Becks* Änderung, und *Brunck* liest: ἀπεπλάγχθησαν, ἔναιον. S. 51 zu Apoll. I, 638 wird unter den dem Pariser Codex D. allein eigenen Lesarten angeführt: δύν' ἐπὶ τεύχεσι πατρὸς, ἀμηχανίη δ' ἐχέοντο, indem jeder andere ἐχέχυντο hätte: gerade umgekehrt ist es; ersteres ist die Lesart der übrigen, und ἐχέχυντο bloss im Cod. D. befindlich. S. 53 zu IV, 1391 οἴδμασι λίμνης, der Cod. D. ἔνδοθι. Hr. *G.* vergass zu bemerken, dass die Vulgate ὕδασι λίμνης gab, was *Brunck* hier und auch IV, 1601 nach seinen Handschriften verdrängte, wiewohl sich Manches dafür sagen liesse, s. Dionys. Perieg. 163. 267. S. 56 zu IV, 1115 ἦεν ἐφημοσύνῃσιν ἐποτρυνέουσα μυγῆναι, hat nicht bloss der Wolfenbüttler Codex, sondern auch der Rand des Pariser B., weswegen Hr. *G.* diese Variante schon S. 54 mit erwähnen musste. *Brunck* änderte ausserdem ἐποτρυνέοντα, und bezog es auf den vorhergehenden Herold. In einen sonderbaren Irrthum ist dabey *Hörstel* verfallen, welcher sagt: „ἐποτρυνέουσα *ad ancillam refero, h. e. ut jubeat, Jasonem rem habere cum Medea.*" Allein von einer Magd, die diess befehlen solle, ist auch nicht mit einer Sylbe die Rede. Bey Aufzählung der Abweichungen der Wolfenb. Handschrift weiss Rec. sich nicht recht zu deuten, wem Hr. *G.* gefolgt sey; die meisten der genannten Abweichungen sind von *Brunck* und *Pierson* schon angeführt, doch kommen auch einige vor, die nur bey *Hörstel*, der den Codex nach Vorrede S. 12 zu seiner Ausgabe ganz genau verglichen, und auch die unbedeutenden Abweichungen aufgezeichnet zu haben versichert, sich vorfinden. — Ganz genau ist diess aber nicht geschehen, sonst konnte S. 57 zu IV, 1279 χύτο καὶ χλόος, wovon *Hörstel* nichts weiss, nicht mit unter den Abweichungen dieser Handschrift genannt werden. Eben so wenig konnte S. 55 zu II, 575 ἔχει φόβος angegeben werden: denn nach *Hörstel* hat der Codex ἕλε φόβ. Die danach erwähnte Stelle ist in IV, 576. S. 58 zu IV, 1452 γειομόροι μύρμηκες hat der Wolfenb. Codex nach *Hörstel* nicht γειοτόμοι, wie *Brunck*, *Pierson* und Hr. *G.* ihn schreiben lassen, sondern γειοτόμοι, welches, wenn Rec. nicht irrt, auch in der Florent. Ausgabe steht. Eben daselbst zu IV, 1381 καὶ τήνδε πανατρεκὲς ἔκλυον ὀμφήν. sagt Hr. *G.*: Guelferb. αὐδήν, diess aber ist nicht die Lesart des Wolfenbüttler, sondern des Pariser Cod. D., aus welcher Handschrift überhaupt weit mehr *potiora* hätten aufgefunden werden können. Im nächsten Abschnitte S. 62 — 72 geht Hr. *G.* die abweichenden Anführungen der Grammatiker aus Apollonios Gedicht durch, vorzüglich hat er das *Etymologicum magnum* genau verglichen. Die meisten Verschiedenheiten, wenigstens die erheblicheren, daraus hatte jedoch schon *Ruhnken* erwähnt, und zum Theil der Aufnahme werth geachtet. Hr. *G.* vertheidigt zum öfteren die gewöhnliche Lesart, wie S. 65 in I, 888, wobey ihn der Sprachgebrauch des Apollonios unterstützt. Allem können wir nicht Beyfall geben, wie wenn S. 67 in Apoll. II, 779 ἐμὲ δ' ἔχε νέον χνοάοντα ἰούλους *Hermanns* Verbesserung χνοάοντος ἰούλου ein unnützer Einfall heisst. Die Stelle aus Oppianos Jagdgedicht IV, 347, der sich andere, wie Sophokl. Öd. T. 742 χνοάζων ἄρτι λευκανθὲς κάρα, beyfügen liessen, beweist nichts für Apollonios; bey dem mehr auf *Hermanns* Seite zu ziehen scheint II, 43 τοῖος ἔην Διὸς υἱὸς, ἔτι χνοάοντας ἰούλους ἀντέλλων, und III, 518 ff. σὺν δὲ καὶ Οἰνείδης ἐπαρίθμιος αἰζηοῖσιν ἀνδράσιν, οὐδέ περ ὅσσον ἔτι χνοάοντας ἰούλους ἀντέλλων, wie aller Wahrscheinlichkeit nach auch hier verbessert werden muss. Aber befremdet hat es uns bey der Versicherung S. 66, alle auch die kleinsten Abweichungen des Etymolog. angeführt zu haben, die Abweichung in Apoll. I, 1135 σκαίροντες βηταρμὸν ἐνόπλιον ὠρχήσαντο, wo das Etymolog. 197. 2 εἱλίσσοντο las, welchem *Ruhnken ep. crit.* S. 201 den Vorrang giebt, nicht mit erwähnt zu sehen. *Ruhnken* erwähnt dort als Parallelstelle Dionys. Perieg. 841 ὀρχεῦνται, θηητοὶ ἑλισσόμενοι περὶ κύκλον. Man könnte diese Stelle als Gewähr für das Gewöhnliche betrachten: denn der zweyte Halbvers ist Apollonisch, vgl. III, 1198. Aber es lässt sich auch denken, dass Apollonios, um einem Anklang an Kallimachos aus dem Wege zu gehen, Hymn. in Jov. 52 οὖλα δὲ Κουρῆτές σε περὶ πρύλιν ὠρχήσαντο, vgl. Hymn. in Apoll. 86, das Wort geändert habe. Die

gedachte Stelle des Apollonios hat Nonnos Dionyſ. XV, 64 ff. vor Augen gehabt. Was aus anderen Grammatikern beygebracht wird, war vor Hn. *G.* gleichfalls bekannt, wie die Erwähnung von Apollonios I, 59 ff. in den Schol. Venet. zu Hom. Il. α, 264 *Brunck* bemerkt hat. Die Stelle aus den Scholien zum Pindaros zu Apoll. I, 94 erwähnen *Brunck* und *Beck*, und dieſer nimmt ſie, wie Hr. *G.*, für Lesart der erſten Ausgabe. Hr. *G.* findet übrigens in den meiſten Abweichungen der Grammatiker, die doch gewöhnlich nur einzelne Worte betreffen, Spuren der erſten Recenſion; ob dem ſo ſey, überlaſſen wir dem Ermeſſen Sachverſtändiger, uns will es nicht einleuchten, zumal es ausgemacht iſt, daſs die Grammatiker häufig genug Dichterſtellen nur aus dem Gedächtniſs anführen, und ſomit Verwechſelung einzelner Ausdrücke leicht möglich war. Wenn dieſs bey dem genaueren Verfaſſer des *Etymologicum* unwahrſcheinlicher ſcheinen ſollte: ſo könnte noch die Frage ſeyn, ob denn nicht jener Schriftſteller wirklich eine genauere Handſchrift beſeſſen habe, da im Ganzen die in ihm ſich vorfindenden Abweichungen gewählter ſind, als die Lesarten der Handſchriften. Nach allem dieſem könnte man leicht in Verſuchung geführt werden, zu glauben, daſs Hr. *G.* am Ende dieſes Abſchnittes S. 73, wo er von *Ruhnken* ſagt: „*in iis omnibus, quae de duplici recensione, ut in caeteris plurimis, quae de Apollonio disputat, mirifice fallitur,*" ſich gewiſſermaſſen ſein eigenes Urtheil geſchrieben habe. — Im fünften Capitel verbeſſert Hr. *G.* durch eigene Muthmaſsungen verdorbene Stellen der Apolloniſchen Argofahrt, und es finden ſich darunter einige ſcharfſinnige Vorſchläge; wir rechnen dahin S. 76 die Bemerkung über II, 458. S. 77 f. über III, 168, wo die Homeriſche Formel διὰ μεγάροιο βεβήκει, die in der Odyſſee ſiebenmal vorkommt, die Veranlaſſung zu dem Verderbniſs gegeben haben mag. Wie unſtatthaft mehrere der anderen Verbeſſerungen ſind, iſt vor uns von dem gelehrten Recenſenten dieſer Schrift in der Leipz. Lit. Zeit. No. 308 Jahrg. 1815 dargethan worden. Für entbehrlich halten wir andere, als S. 75 über I, 653, wo nach Hn. *G.* Apollonios ſchrieb: Λημνιάδες δὲ γυναῖκες ἀνὰ πτόλιν ἶζον ἰοῦσαι, und dieſs aus Hom. Il. κ, 470. ψ, 38 beſtätigt. Allein Homer kennt auch die andere Formel, Il. ι, 87, κὰδ δὲ μέσον τάφρου καὶ τείχεος ἷζον ἰόντες, und ſomit bleibt es zum wenigſten ungewiſs, welche Homeriſche Stelle Apollonios hier vor Augen ſchwebte. Dieſelbe Verbindung, die bey der gewöhnlichen Lesart Statt hat, läſst ſich auch durch Hom. Od. χ, 239 f. Apoll. I, 1088 rechtfertigen. S. 76 in Apoll. II, 344 μὴ τλῆτ' οἰωνοῖο πάρεξ ἔτι νηῒ περῆσαι. Hr. *G.* ſchlägt ἐπὶ vor. Abgeſehen davon, daſs dieſs Verbum meiſtentheils vom Apollonios mit dem bloſsen Dativ verbunden wird, II, 606. III, 1072. IV, 283. 457, dünkt uns das Gewöhnliche durch II, 915 hinlänglich geſchützt. Die letzte Verbeſſerung betrifft Apoll. IV, 600 λίμνης ἐς προχοὰς πολυβενθέος, wo dieſes Beywort einzig die Florent. Ausgabe erkennt, ſonſt aber überall πολυκηθέος ſich findet. Aus dieſem Grunde wird mit Hülfe einer Stelle des Nonnos πολυχανδέος geſchrieben. So oft auch Nonnos unſerem Dichter wörtlich folgte: ſo würden wir doch dieſen Ausdruck nicht gern hier aufnehmen. Denn wir meinen, daſs ein Dichter dieſer Periode daran Anſtoſs gefunden haben würde; wenigſtens brauchten ihn dann Nikand. Ther. 951 und noch Quint. Sm. II, 136 in weit geſchickterer Verbindung, als Apollonios, der als Dichter beiden bey weitem überlegen war. Im ſechſten Capitel über die Nachahmung der Dichter S. 83 — 104 entwickelt Hr. *G.* zuerſt, daſs die Späteren, um den Schein Homeriſcher Nachahmung zu vermeiden, oft einzelne Worte verändert haben. Dieſs wird mit Beyſpielen, die hauptſächlich aus Quintus entlehnt ſind, belegt. Wir würden lieber glauben, daſs die Dichter mehr, um etwas Neues zu ſagen, als den bloſsen Schein des Nachahmens zu verdecken, ſo verfahren wären. Denn wenn uns Spätgeborenen dieſs in die Augen ſpringt: ſo konnte es von den, von ihrem Homer innig vertrauten Griechen bey einzelnen Worten, die umgeſtaltet waren, wohl ſchwerlich überſehen werden. Erkennen läſst ſich dieſs deutlicher, wenn man ſieht, wie ein Bild oder Gedanke im Fortgang der Zeit immer verſchiedenartig gewandt wurde, man ſehe z. B. was ſchon *Ruhnken ep. crit.* I, S. 24 vergleichend neben einander ſtellte, Hom. Il. δ, 75 ff. und Hymn. Hom. in Apoll. 440 ff. Was nun vollends Apollonios anlangt: ſo ſcheint er uns ein viel zu ſelbſtſtändiger Dichter zu ſeyn, als daſs er durch ſo mühſam geſuchtes Flickwerk ſeinen Leſern gleichſam einen Dunſt habe vormachen wollen. Dagegen ſpricht auch die Erfahrung, welche lehrt, daſs Apollonios ſich nicht ſcheute, ganze Redensarten, da, wo ſie ſich ihm darboten, aus Homer zu entlehnen, ob er gleich weit öfter die Homeriſchen Gedanken verarbeitete, als dieſs Quintus möglich ſeyn mochte, man ſehe Il. β, 621 vgl. Apoll. I, 72, Il. γ, 126 vgl. Apoll. I, 722. Denn auch Zenodotos las im Homer δίπλακα πορφυρέην. Wenn nun in einzelnen Verſen Apollonios ſich nicht aus Homer verbeſſern läſst: ſo könnte man wenigſtens zu dem Glauben geneigt ſeyn, daſs in Einzelnheiten die Grundſätze, die *Wolf* vornehmlich in unſeren Tagen in den Homeriſchen Geſängen geltend gemacht hat, auch auf Apollonios überzutragen ſeyen. Allein Hr. *G.* zeigt, daſs unſer Dichter nicht den Homer des Ariſtarchos, ſondern den des Zenodotos vor Augen hatte, und führt dieſs S. 89 — 97 weiter aus. Ob es uns gleich hat ſcheinen wollen, als habe Hr. *G.* in manchen Stücken die Sache zu leicht hingenommen, wie denn S 93 f. in der Unterſuchung über die Pronomina Manches, was ſchon die Scholien berühren, unerörtert blieb. Wenn *Brunck* dabey alles der gewöhnlichen Grammatik anzupaſſen ſuchte; ſo ſcheint es ſich Hr. *G.* eben ſo angelegen ſeyn zu laſſen, alles auf *Zenodotiſche* Grundſätze zurückzuführen; und doch liegt wohl, wie gewöhnlich, die Wahrheit in der Mitte, wie in I, 893, wo *Brunck* ſtatt ἑοῖ τοι las, was auch die Pariſer Scholien anerkennen; in II, 226 αὐτὸς ἐμὸν λελάθοιμι νόον, wo ἑὸν einzig und allein die Florent. Scholien und doch auch nicht ohne Erwähnung des Anderen, ἐμὸν, darbie-

ten. Will man nicht annehmen, daſs der Dichter der gröſsten Willkührlichkeit in dem Gebrauche dieſer Formen freyes Spiel gelaſſen habe: ſo wird man in ſolchen Stellen, wo kein Grund ihrer Nothwendigkeit gedacht werden kann, billig Anſtand nehmen, ſie einzuführen. Wenn ferner in I, 225 δόμοις ἐνὶ πατρὸς ἑοῖο, was der Wolfenb. Cod. anſtatt der gewöhnlichen Leſart ἑῆος allein hat, und *Brunck* aus dieſer Handſchrift einſetzte, nach Hn. *G.* in dem nämlichen Sinne, in welchem es ſonſt im Zenodotiſchen Homer Il. α, 393. τ, 342 für *tui* gefunden ward, wo heut zu Tage gleichfalls ἑῆος geſchrieben wird: ſo verſtehen wir nicht, nach welcher Erklärung dieſs möglich iſt. Wenn nun gleich auſser den Handſchriften auch die Pariſer Scholien Letzteres vorziehen: ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daſs dieſe Schreibart, wenn man auf den Sprachgebrauch des Apollonios ſieht, vgl. I, 667. II, 475. 656. IV, 801. 1162, die richtigere ſey, und ſich ſomit das Recht mehr auf *Bruncks* Seite hinneige, während Hr. *G.* will, daſs ἑοῖο ein Überbleibſel der erſten Ausgabe ſey. Verſehen ſtören auch hier; ἑοὶ in III, 49 und in III, 195 σφωΐτερος (*tuus*) wird man vergebens ſuchen, es ſollte V. 99 und dieſs 395 heiſsen; zu den Stellen, wo *Brunck* für ἑοῖο ἑεῖο ſchrieb, kommt noch IV, 782. Mit Unrecht auch tadelt Hr. *G. Hermann*, daſs er die Verſchiedenheit der Zenodotiſch-Apolloniſchen Sprache von der Ariſtarchiſch-Homeriſchen nicht kenne, man ſehe *Hermanns* Erklärung darüber in dem Programm: *de legibus quibusdam ſubtilioribus ſermonis Homerici Diſſert. I.* S. XX. Nach S. 95 ſoll δ' ἤπειτα zwar nicht bey Homer, aber bey ſpäteren Epikern richtig ſeyn. Allein die Gründe, die bey dieſen ſich dafür aufbringen laſſen, würden auch vom Homer gelten, wo es vor *Wolf* Il. υ, 338. Od. α, 290 ſtand, und eben ſo anderwärts, die Stelle des Euſtathios iſt zur Il. υ, 163. Die Bemerkung über ἐν und ἐνί, daſs Erſteres dem Ariſtarchos mehr gefallen habe, wird, in dieſer Allgemeinheit ausgedrückt, auch nicht vollgültig ſeyn, weil ſonſt nicht bloſs Hom. Il. τ, 331 θοῇ ἐνὶ νηὶ μελαίνῃ, wo die Schol. Venet. σὺν als Variante geben, ſondern auch Il. γ, 240. Od. ι, 99, und noch mehr das häufige δόμοις ἔνι widerſtreiten würde, ſ. Il. λ, 223. ν, 466. ο, 95. ε, 198. Die Sache ſcheint die zu ſeyn, daſs bey vorausgehendem Nennworte ἐνὶ oder vielmehr ἔνι geſagt wird, lieber als die kurze Form auch in den Versgliedern, wo ſonſt ἐν gebräuchlich war. Jedoch ſind auch damit einzelne Widerſprüche noch nicht getilgt: denn ſo paſst Od. α, 103 στῆ δ' Ἰθάκης ἐνὶ δήμῳ wenig zu Od. τ, 271 und noch weniger zu Il. π, 437. 514. υ, 358. Vom Homer geht Hr. *G.* auf die Dichter über, die Stellen des Apollonios vor Augen hatten, wovon er vorzugsweiſe Dionyſios Periegeta, Quintus von Smyrna und Orpheus den Argofahrer heraushebt. In den Stellen des Dionyſios trifft man meiſt alte Bekannte wieder: denn auſser dem, was S. 98 ſteht, war Alles ſchon von *Ruhnken* nachgewieſen, und S. 100 zu Apoll. IV, 517 hat *Brunck* ſchon des Dionyſios gedacht. Unter dieſen Umſtänden weiſs man nicht, warum von den Nachahmungen des Dionyſios, die *Ruhnken* bemerkte, vgl. deſſen *Ep. crit.* II. S. 224 und 226, einzelne übergangen ſeyen, wenn nicht die S. 8 geäuſserte Beſorgniſs, daſs *Ruhnken* nach Art der Holländer zuweilen Nachahmungsquellen andeutete, die die Dichter ſelbſt nicht kannten, dabey wirkſam geweſen iſt. Nach der Sorgſamkeit eines *Ruhnken* etwas Bedeutendes nachzutragen, iſt ſchwierig; doch ſehe man nur den gleichen Anfang der Gedichte des Apollonios und Dionyſios, ferner Dionyſ. 1025 αἰδοῖ μὲν πεῶσι χῶρον λίπεν, vgl. mit Apoll. II, 1238 ἡ δ' αἰδοῖ χῶρόν τε καὶ ἤθεα κεῖνα λιποῦσα. Allein die Vorliebe, mit welcher Dionyſios unſeren Dichter beachtet zu haben ſcheint, macht es glaublich, daſs auch in minder augenſcheinlichen Stellen eine Anſchmiegung an die Worte des Apollonios vorwalte, man ſehe z. B. vergleichend Dionyſ. 154 mit Apoll. II, 321, Dionyſ. 249 mit Apoll. III, 1178. Dionyſ. 490 mit Apoll. II, 1289. Dionyſ. 522 mit Apoll. I, 608. Dionyſ. 739 mit Apoll. IV, 133. Dionyſ. 960 mit Apoll. II, 594, ſomit ſcheint auch in Apoll. II, 984 die Conjectur *Wakefields* eine Stütze in Dionyſ. 122. 300. 693. 987 zu finden. Wenigſtens wird man eingeſtehen, daſs in allen den erwähnten Stellen die Nachahmung ſichtbarer ſey, als in der von Hn. *G.* zum Schluſs angeführten, Dionyſ. Perieg. 1153 aus Apoll. IV, 1142, wo nur aus der Gleichheit eines einzigen Wortes dieſelbe gefolgert wird. Aus Quintus wuſste Hr. *G.* gleichfalls nur eine längere Nachahmung der Apolloniſchen Argofahrt nachzuweiſen, nämlich Apoll. II, 42 ff. vgl. mit Quint. IV, 356 ff., und er ſchlieſst gar, daſs, da Quintus bloſs in dieſer Stelle dem Apollonios gefolgt ſey, vielleicht beiden eine gemeinſame Quelle geweſen wäre. Jedoch ſcheint ihm dieſs des Apollonios unwürdig. Um die Ehre des Dichters, die uns ſo theuer als Hn. *G.* ſelbſt iſt, gerettet zu ſehen, vergleiche man nur zwey längere Stellen, wo Quintus dem Apollonios gefolgt zu ſeyn ſcheint, nämlich Apoll. I, 615 ff. vgl. mit Quint. IX, 338 ff. Apoll. I, 383 ff. vgl. mit Quint. XII, 427 ff. Einereichhaltigere Quelle noch würde Hn. *G.* gefloſſen ſeyn, wenn es ihm gefallen hätte, den Nonnos mit in dieſen Kreis zu ziehen. Wir müſſen uns begnügen, nur auf einige wenige Stellen aufmerkſam zu machen, ſ. Apoll. I, 1207 vgl. Nonn. Dion. X, 297 f. Apoll. III, 927 ff. vgl. Nonn. D. III, 97 ff. Apoll. III, 1398. IV, 35 vgl. Nonn. D. IV, 364. Apoll. IV, 38 vgl. Nonn. D. IV, 183. Apoll. IV, 54 vgl. Nonn. D. IV, 213 ff. Apoll. IV, 1166 vgl. Nonn. D. XXI, 286.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Lectiones Apollonianae.* Scripsit *Eduardus Gerhardius* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir sind bis hieher dem Vf. Schritt vor Schritt gefolgt. Der Reichthum der abgehandelten Gegenstände verbietet uns, den zweyten Theil, der die Gesetze des epischen Verses genauer zergliedern soll, mit gleicher Sorgfalt zu behandeln. Hr. *G.* will zufolge S. 106 durch seine Theorie vorzüglich die Wunden, die durch *Hermanns* Grundsätze den epischen Dichtern der Griechen geschlagen worden sind, heilen. So gut und löblich dieser Vorsatz klingt: so besorgen wir doch, und gewiss Viele mit uns, dass bey Annahme der Gesetze, die wir hier vorgeschlagen sehen, künftig noch mehr Wunden in den epischen Dichtern zu heilen seyn möchten. Denn unmöglich wird Jemand die Keckheit billigen können, mit welcher Hr. *G.* seine Regeln überall durchgesetzt sehen will, wovon schon S. 145 ff. hinlängliche Beweise geben können. Wenn wir in dem ersten Theile des Buches uns zuweilen über Eilfertigkeit und weniger Genauigkeit Hn. *G's.* zu beklagen hatten: so wird man diese natürlich noch häufiger hier wieder zu finden Gelegenheit haben. So sah der Vf. S. 119 nicht ein, dass in Quint. III, 440 ἐπισταμένες ἐς Ἄρηα, diess ein blosser Druckfehler der Zweybrücker Ausgabe sey, bey Rhodomann steht ganz richtig ἐπισταμένους, was der Sprachgebrauch des Quintus billigt, vgl. IV, 334. 339. XIII, 66. S. 158 wird aus Il. κ, 226 ἀπ' αὐτοῦ οἴνοπα εἶναι angeführt. Bey der Lehre vom Hiatus S. 171 wird aus Il. ω, 172 Ἕκτορα· ἡ γάρ als Beyspiel desselben im ersten Fusse genannt, ein nochmaliger Blick in den Homer würde ihn in den vierten Fuss verwiesen haben. Unter den Verbesserungen, die die Grundsätze Hn. *G's.* nöthig machen, macht die unglückliche Partikel καί fast die meiste Mühe, man sehe S. 160 ff. In dem daselbst erwähnten Fragmente des Hesiodos steht im Anfange V. 4 ὅτ' ἐμέ, was wohl nur durch Druckirrung in den Text gekommen ist. Was S. 161 im Theogn. 267 ed. *Bekker.* γνωτὴ τοι πενίη, καὶ ἀμ' ἀλλοτρίην περ ἐοῦσα, ἅμα bedeuten soll, ist uns räthselhaft. *Bekker* fand in dem Cod. Mut. vor καί τε eingeschoben, doch vergleiche man *Friedemann* de med. syllab. pentametr. S. 358. In S. 166 Nikand. Ther. 492 καὶ ἔτι που τυφλῶπες, wird fast eben so unzweckmässig καὶ δ' ἔτι vorgeschlagen, ἠδ' ἔτι hat *Schneider* aus Handschriften in der neuen Ausgabe mit Recht hergestellt. Dieselbe Verderbniss war auf gleiche Weise in der darauf folgenden Stelle zu berichtigen *Quint.* XII, 484, wo Hr. *G.* schreibt: τεῦξαν ἅμ' ἀχνύμενοι κενεὸν τάφον· καὶ ῥ' ἐπὶ δάκρυ. Wer sich nur einigermassen Zeit nimmt, den Vers zu messen, wird begreifen, dass es heissen musste: ἠδ' ἐπὶ δάκρυ. Unter solchen Umständen möchten unsere Deutschen Dichter, die nach S. 206 in gänzlicher Unkenntniss von Länge und Kürze der Sylben befangen sind, auch in Hn. *G's.* Einsicht davon Einiges Misstrauen setzen. S. 179 wird aus Nikand. Ther. 332 προχέοντα ἐπιστίζουσι ohne irgend ein Bedenken angeführt; wir glauben, dass nicht erst Vergleichung von Handschriften dazu gehörte, um zu sehen, dass προχέοντες geschrieben werden musste, was der ganze Zusammenhang lehrt. Anderwärts wird als Verbesserung gegeben, was schon vorlängst geheilt war, wie S. 114 in Nonn. XLII, 172 schon in *Gerh. Falckenburgs* Ausgabe, Hanau 1605. 8. εἰσαΐειν steht, ebenderselbe hat XV, 62 ὄμβρῳ ἐεργόμενοι, wie Hr. *G.* S. 159 zu ändern gebietet. Andere Vorschläge waren schon von anderen Gelehrten gethan. So schrieb (vgl. S. 111) in Hesiod. Scut. Herc. 59 πατέρα ὃν schon *Heinrich* in seiner Ausgabe, und vertheidigte diess. S. 116 in Arat. Phaen. 447 προτεροὶ ἐπεφημίξαντο steht schon bey Heinrich Stephanus, und ward von *Spitzner* de product. brev. syllab. S. 35 gerechtfertigt. Doch wir wollen hier den Faden fallen lassen; nicht weil uns der Stoff versagte, sondern weil wir glauben, dass das Gesagte dem Einsichtsvollen hinlänglich dargethan habe, wie man nur mit Vorsicht und Selbstprüfung Hn. *G's.* Schrift benutzen könne, und wie wenig man sich von dem hohen Ton, der darin auf jedem Blatte weht, bestechen lassen dürfe. Dabey mag und wird denn auch Niemand das wahre Gute derselben verkennen oder gering halten. Denn mit durchdringendem Scharfsinn sind manche Stellen geheilt, und mit mühsamem Fleiss und grosser Belesenheit einzelne Untersuchungen durchgeführt oder eingeleitet. Daher hegen wir denn auch die zuversichtliche Hoffnung, dass, wenn es der Vf. über sich gewinnen könne, jugendliche Raschheit, blinde Anhänglichkeit an vermeinte Entdeckungen, und vor Allem eine unbegrenzte Selbstgefälligkeit, die jede fremde Kraft und Wissenschaft

tief unter der eigenen erblickt, in gehörige Schranken zu verweisen, er uns künftighin reifere Erzeugnisse seiner gelehrten Forschungen als reinen Gewinn für die Wissenschaft liefern werde.

K ♁

KINDERSCHRIFTEN.

1) Nürnberg, b. Riegel und Wiessner: *Hand- und Wand-Fibel, mit einer Anweisung zum Gebrauch und zur richtigen Aussprache der Buchstabenlaute*, nebst einer Vertheidigung der Lautlese-Lehre von D. u. Professor *Johann Wolf*, königl. Baier. Schullehrerseminar-Inspector und Local-Schul-Commissär. 1816. VIII, XVI u. 136 S. 8. (10 gr.)

2) Meissen, b. Gödsche: *Neue Fibel, oder A B C-, Lese- und Bilder-Buch für Kinder*, von *Heinrich Oswald*. (Ohne Jahrzahl.) 32 S. 8. (7 gr.)

3) Leipzig, b. Franz: *Fibel oder erste Übungen im Lesen, zugleich auch berechnet für den Gebrauch der Lesemaschine*, von *W. G. E. Richter*, Cantor und zweytem Schullehrer in Waldenburg. 1815. 120 S. 8. (6 gr.)

4) Stendal, b. Franzen und Grosse: D. *Heinrich Theodor Ludwig Schnorr's*, Pfarrers zu Amelunxen, *Allgemeines, neuestes und vollständigstes Elementarwerk für die Deutsche Sprache und für alle bekannten Sprachen der Welt, um den Kindern das Lesenlernen derselben zu erleichtern*. Enthält: 1) Methodik für den Lehrer. 2) Fibel für die kleinen Kinder. 3) Lesebuch für die grösseren Kinder. 1815. 112 S. 8. (12 gr.)

No. 1. Die Wandfibel ist in gegenwärtigem Buche nicht enthalten. Der Vf. verspricht sie nachzuliefern, wenn diese Handfibel gut aufgenommen würde. Die Handfibel selbst besteht aus einem Bogen, und ist, nach des Vfs. Absicht, bloss für die Lautung eingerichtet. Denn er glaubt, es gebe nur wenig Fibeln für die Lautung, und eine Fibel für die Buchstabung könne nicht zugleich eine Fibel für die Lautung seyn. Rec. muss in beiden Behauptungen dem Vf. widersprechen. Denn einestheils kann er ihm eine Menge Fibeln nennen, die für die Lautung eingerichtet seyn sollen, und auf der anderen Seite sieht er nicht ein, warum nicht jede Fibel von einem Lehrer, der die Lautirmethode versteht, zum Unterricht im Lesen nach dieser Methode gebraucht werden könne, da die Hauptsache bey der Lautmethode nur darin besteht, die Kinder an den Laut der Buchstaben zu gewöhnen. Eine andere Sache ists freylich, einen Unterricht für Lehrer schreiben, wodurch diese sich zum Unterricht in der Lautirmethode geschickt machen können. Und diesen Unterricht hat unser Vf. vorzüglich im Auge. Aber einen solchen Unterricht für Lehrer soll man nicht mit der Hand- und Wand-Fibel verbinden, so dass ihn auch die Kinder kaufen müssen. Was den hier ertheilten Unterricht selbst betrifft: so findet Rec. ihn viel zu weitschweifig, so dass der Schüler in dieser Rücksicht seinen Meister *Stephani* noch übertrifft. Eben diese Weitläuftigkeit in der Theorie der Lautirmethode, das Einmischen von unnützen Distinctionen und Terminologieen, das beständige Polemisiren gegen die Buchstabirmethode, schadet der guten Sache unendlich viel, und Schullehrer werden durch eine solche Weitläuftigkeit abgeschreckt, sich mit der Sache zu befassen. Nur durch Kürze, mit Deutlichkeit verbunden, kann in dieser Sache noch etwas geleistet werden.

No. 2. Diese neue Fibel hat keine Vorzüge vor ihren älteren Schwestern, und die Schulen würden keinen Verlust erlitten haben, wenn sie nicht zu Tage gefördert wäre. Nicht einmal die Bilder sind zur Erleichterung der Buchstabenkenntniss benutzt worden, sondern stehen ohne alle Beziehung auf den Unterricht voran.

Der Vf. von No. 3 will Lehrern bey dem Gebrauche der Lesemaschinen Materialien an die Hand geben, bey welchen vorzüglich auf eine stufenweise Fortschreitung vom Leichteren zum Schwereren Rücksicht genommen sey. Aber eine solche Zusammenstellung von Sylben und Wörtern, wie sie hier Statt findet, ist in jeder anderen Fibel auch vorhanden, da beym ersten Elementarunterricht im Lesen das stufenweise Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren nicht leicht zu verfehlen ist. Und dennoch ist hier die Abtheilung der mehrsylbigen Wörter in Sylben, als ein Übergang vom Leichteren zum Schwereren, nicht berücksichtigt worden. Auch gegen die Materialien zur Übung im Lesen lassen sich manche Erinnerungen machen. So kommen z. B. in No. VI, bey den Sprüchen aus der heiligen Schrift, mehrere vor, die für Leseschüler unverständlich sind, z. B. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten u. s. w. Der V Abschnitt, der einige Sittenregeln enthält, ist am besten ausgefallen.

No. 4 fängt mit der Vision eines Engels an, der dem Vf. mit hellglänzendem Angesicht und holdem Lächeln erscheint; hierauf folgt eine Einleitung, in welcher keine logische Gedankenfolge wahrzunehmen ist. Der Vf. springt von dem Einen aufs Andere, ohne allen Zusammenhang. Zuweilen finden sich Widersprüche in Einem Satze, z. B. S. 18: „Die gegenwärtige Methode ist äusserst verschieden von allen Methoden der Vorzeit. Sie behält das Alte vollkommen bey, weil ich den Glauben habe, dass das Alte seine Sanction hat und behalten muss" *(sic!)*. Und doch ist die Methode unseres Vfs. äusserst verschieden von allen Methoden der Vorzeit! Doch auch der Satz, dass seine Methode das Alte vollkommen beybehält, wird sogleich widerlegt. Denn er sagt: „Aber in Ansehung der Zusammensetzung der Buchstaben gehe ich einen anderen Weg, und es kann nichts in der Welt mehr das Lesen erleichtern und Lehrern und Kindern zu einer unterhaltenderen und angenehmeren Beschäftigung gereichen, als diess." — Was der Vf. unter der Zusammensetzung der Buchstaben verstehe, die von ihm anders vorgenommen werde, ist nicht einzusehen.

Denn er setzt eben so wie in anderen Fibeln *ba*, *ab*, *bau* u. s. w. zusammen. Wir müssen indess seine sechs Grundgesetze, die er in seiner Methodik aufstellt, prüfen, weil er in der Vorrede behauptet, „dass auf diese Art und Weise, auf diesem kürzesten und leichtesten Wege noch nie gelehrt worden ist."

Sein erstes neues Grundgesetz lautet also: „Das A B C oder die Benennung der 25 Buchstaben bleibt, wie sie in ältesten Zeiten ausgesprochen wurde. Als heilige Zeichen unserer Buchstabenschrift können und dürfen diese Namen nicht willkührlich verändert werden. Den Kindern die Buchstabenkenntniss beyzubringen, sie ihnen zu versinnlichen, zeige man ihnen dieselben mit Kreide an einer Wandfibel zuerst nach der Ableitung." Schon dieses erste Grundgesetz ist kein Beweis vom richtigen Beobachtungsgeiste des Vfs. Denn hätte er den vieljährigen Unterricht, den er nach seiner Versicherung ertheilt hat, mit Aufmerksamkeit betrieben: so würde er bemerkt haben, dass eben die alte Benennung der Buchstabenzeichen die Erlernung des Lesens sehr erschwert, dass z. B. das Kind die Sylbe *bal* wie *bel* ausspricht, weil die Benennung des Buchstabens *el* zu dieser unrichtigen Aussprache verleitet. Wir müssen daher der in neueren Zeiten durch *Stephani* wieder ans Licht gestellten Lautirmethode, wo nur der Laut, nicht aber die Benennung der Buchstaben den *ersten* Elementarschülern bekannt gemacht wird, der Buchstabenmethode, die unser Vf. beybehalten will, weit vorziehen. Besonders bemerkbar wird der Vorzug dieser Lautirmethode beym Aussprechen der Sylben mit zusammengesetzten Consonanten, wo der Leseschüler mit den Namen der Buchstaben gar nicht auskommen kann. — Was die Beybringung der Buchstabenkenntniss nach ihrer Ableitung betrifft: so erwartet Rec. davon wenig Vortheil. Eine solche Stufenfolge ist mehr bey der Erlernung des Schreibens von Nutzen.

Ein zweytes Grundgesetz schreibt vor, die Aufmerksamkeit des Kindes, wenn es die Namen der 25 Buchstaben in seiner Gewalt hat, nun auf die Hauptbuchstaben des ganzen Alphabets, a, e, i, y, o, u, zu leiten, und ihm zu sagen, dass diese Buchstaben die Herrn der Sprache sind, die gleichsam über alle übrigen das Regiment führen, dass die übrigen Knechte sind, die sich jeden Augenblick nach ihren Herrn richten müssen.

Nach einem dritten Grundgesetze geht der Vf. zu der Aussprache der Hauptbuchstaben, in Ansehung ihrer Zusammensetzung mit den Nebenbuchstaben, fort, und fängt an Sylben zu bilden. Er sagt darüber Folgendes: „Ehemals hiess nach der Buchstabirtabelle der b immer be, er mochte vor a e i o oder u stehen. Nun sage ich dem Kinde: Du musst stets auf die lauten Buchstaben sehen. Steht *b* vor einem *a*: so heisst er *ba*, also *ba - a ba*; steht er vor einem *e*: so heisst er *be* u. s. w. Folgt das *b* vor einem *a*: so heisst er *ab*, also *a - ab*, *ab*." — Wie viel Benennungen muss da das Kind von dem *b* merken! Rec. fragt den Vf.: wie heisst der *b* vor einem *r* oder vor einem *l*? Nach seiner Buchstabenmethode wird der Leseschüler die drey Buchstaben *Bra* nicht in Einer Sylbe ohne Beyhülfe aussprechen können. Zur leichteren Erlernung der Aussprache der Sylben und Wörter gehört durchaus, dass man die Leseschüler zuerst auf den reinen Laut der Mitlauter aufmerksam mache, so wie diess in sehr vielen vorhandenen Anweisungen zur Lautirmethode geschehen ist. Die Bemerkung aber in dem zweyten Grundgesetz, dass die Vocale die Herren der Sprache sind, ist bey der Lautirmethode völlig überflüssig, und hebt bey der Buchstabenmethode des Vfs. die Schwierigkeiten nicht, die aus der Verschiedenheit der Benennung der Consonanten mit ihren reinen Lauten entstehen.

Nach dem vierten Grundgesetz müssen die zusammengesetzten Selbstlauter in Einem Laute ausgesprochen werden. Dieses Mittel zur Erleichterung des Lesens ist schon lange empfohlen und befolgt worden. — Die Regel des fünften Grundgesetzes, dass auch die zusammengesetzten Mitlauter, so wie sie mit den Sylben verbunden sind, in Eins ausgesprochen werden müssen, lässt sich bey der Buchstabenmethode, wo der Buchstabe und nicht der Laut des Buchstabens ausgesprochen werden soll, gar nicht in Anwendung bringen. Und der Lehrer der Buchstabenmethode befolgt, bey der Aussprache der zusammengesetzten Mitlauter in einer Sylbe, so wie überhaupt, die Regeln der Lautirmethode, ohne dass er weiss, dass er von der entgegengesetzten Methode einen Gebrauch macht. — Das sechste Grundgesetz sagt: „Jeder eigenthümliche und kein fremder Laut muss in dem auszusprechenden Worte oder in der auszusprechenden Sylbe enthalten seyn." — Das versteht sich von selbst. Fast scheint unser Vf. eine Ahnung von der Lautirmethode von *Stephani* zu haben, die er aber noch nicht in ihrer Vollendung kennt. Zu dieser Kenntniss empfehlen wir ihm: Die ausführliche Beschreibung meiner einfachen Lesemethode von *Stephani*. Erlangen, b. Palm, 1814.

Auf die Methodik folgt die Fibel für die kleinen Kinder. Hierin steht viel Überflüssiges. Wozu sind z. B. die zusammengesetzten Mitlauter, 112 an der Zahl, hingestellt worden, da doch die Aussprache derselben in Eins nach der Buchstabenmethode ohne Selbstlauter unmöglich ist? Auch sind die grossen Anfangsbuchstaben nicht deutlich genug für das Auge; *P* und *V* sind fast nicht von einander zu unterscheiden. Das Lesebuch für die grösseren Kinder enthält nur Übungen zum Lesen für kleinere Kinder. Auf Sachkenntnisse, die bey grösseren Kindern gewöhnlich mit berücksichtiget werden, ist hier wenig Rücksicht genommen.

Von dem auf dem Titel verheissenen Leseunterricht in allen bekannten Sprachen der Welt ist im ganzen Elementarwerke durchaus nichts zu finden; jede andere Fibel könnte mit gleichem Rechte behaupten, etwas für das Lesenlernen in allen bekannten Sprachen der Welt geleistet zu haben.

Wir glauben hiedurch unsere Leser in den Stand gesetzt zu haben, selbst beurtheilen zu können, ob Hr. *Schnorr* zu Amelunxen wirklich „vom Himmel auserse-

hen sey, künftige Generationen alle Sprachen lesen zu lehren, und ob sie aus seinen Händen Segen empfangen können." K.

SCHÖNE KÜNSTE.

Heidelberg, b. Engelmann: *Odmar.* Ein dramatisches Gedicht von *Franz Wilhelm Jung.* 1814. 332 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Über dieses Product giebt der Vf. in der angehängten Nachschrift selbst Auskunft, indem er sagt: „Als im Jahr 1793 und 1794 die Gräuel der Französischen Revolution ihren höchsten und schauderhaftesten Gipfel durch Robespierre und dessen Gehülfen erreicht hatten, und es nun schien, als würden auch andere Völker in ihre täglich wilderen Wirbel gerissen, — da liess eine grössere Rohheit mancher dieser Völker noch weit heftigere Krämpfe befürchten. Ich blickte bekümmert in die nahe Zukunft. In der Masse sah ich noch wenig Schutz gegen die Masse. Jetzo dachte ich mir so gern einen Retter! Und in wem hätte ich mir ihn am schönsten und liebsten gedacht, als in dem Ideal eines höchsten Machthabers u. s. w. Je mehr die entsetzliche Wirklichkeit mich empörte, desto sehnsuchtsvoller verlor ich mich in meinem (!) Ideal und in seiner Darstellung. So entstand mein Gedicht." — Diess ist also ein ziemlich altes, erst durch bessere Zeitumstände wieder hervorgerufenes Product, mit Erinnerung an ein Zeitinteresse, das so gut wie abgethan und beynahe vergessen ist, und demgemäss hätte unseres Erachtens auch der Vf. sein Gedicht, da es nur materielles und kein poetisches Interesse hat, in der Vergessenheit dem Staube überlassen sollen. Indess ist hier doch nicht gerade das, was jene Worte zu versprechen scheinen, nämlich ein mächtiger, weiser Regent dargestellt, der eine durch Volkswuth und politische Parteyen zerrüttete Regierung wieder in Ordnung bringt, sondern es erscheint ein gut- und etwas schwachmüthiger, vom Volk geliebter junger König, der ganz aus freyem Antriebe die Krone niederlegt, um dem Volke durch Freyheit und Selbstregierung mehr Leben, Thätigkeit und Selbstständigkeit zu geben, und bis zur Zeit der Noth entfernt und in der Einsamkeit dem Werden dieses Werkes müssig zuzuschauen. Allein diese Idee, so löblich sie im Allgemeinen, und anwendbar unter besonderen Umständen seyn mag, bleibt doch, in sofern sie sich durch kein Drama als ausgemacht richtig darthun und verwirklichen lässt, immer nur didaktischer Natur, und mehr für eine abwägende Abhandlung als dargestellte Handlung passend und zusagend, sie müsste denn als bloss mitwirkend in eine dramatisch für sich bestehende Handlung eingewebt seyn, was hier aber auch nicht der Fall ist. Obgleich Personen von ganz verschiedenem Interesse aufgeführt werden: so wirken doch diese streitenden Elemente nicht dramatisch genug *in*, sondern mehr *neben* einander, indem sie zuweilen wohl zusammentreffen, aber auch sich gleich wieder abstossen, so dass sie bey aller Anlage zur Einwirkung doch niemals eine rechte Verwickelung und einen Culminationspunct geben wollen. Nachdem es Anfangs der Hauptgegenstand gewesen, des Königs Geliebte einem Anderen zuzuwenden, wird die Rückkehr des Königs aus dem Kriege auf das Umständlichste mit patriotischen Scenen, wie sie wohl in der Wirklichkeit, aber nicht leicht auf dem Theater erbauen können, lärmend und pomphaft dargestellt, und darauf folgen viele lange Unterredungen über erworbene Verdienste und persönliche Zuneigungen, ohne dass der König seiner Geliebten mit einem Worte gedenkt, und als er nun seinen Verlust entdeckt, und eine lange Scene mit Mona durchklagt hat, sehen wir ihn auf einmal mit dem Entschlusse hervortreten, der Regierung zu entsagen, und zwar mit trifftigen, philosophischen Gründen, die wieder mit seiner Liebe in gar keiner Verbindung stehen. Und um recht das Fest der Entsagung zu feyern, thut auch sein Freund, der Präsident, auf die ihm versprochene Hand der Geliebten, und diese nun auf beide, König und Präsidenten, Verzicht. Die Verschwörung gegen den König wird zwischendurch abgethan. So fehlt überall das rechte dramatische, organische Leben, und dass auch im Einzelnen der Vf. nicht seines Stoffes und seiner Gedanken mächtig gewesen, davon giebt ein Umschweif von Worten, grosse Ungleichheit in der Sprache und Mangelhaftigkeit in den Versen Beweise genug.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Pädagogik. *Stuttgardt*, b. Löflund: *Lottchens angenehme Unterhaltungen.* Eine Sammlung interessanter Briefe Amaliens an Lottchen, ein moralisches Lehr- und Lese-Buch für (junge) Frauenzimmer von 14 bis 16 Jahren. Herausgegeben von M. *Rudolph Friedrich Heinrich Magenau*, Pfarrer zu Niederstozingen. 1816. VI u. 194 S. 8. (18 gr.)

Rec. möchte diese Unterhaltungen lieber *ernste* als *angenehme* Unterhaltungen nennen. Denn sie sind belehrend, erwecklich und warnend, und können, wenn sie von Jungfrauen beherzigt werden, viel Gutes wirken, und zur Bildung einer braven Gattin und Mutter treffliche Dienste leisten. Da Alles, was gesagt wird, auch durch Erfahrungen und Beyspiele aus dem täglichen Leben versinnlicht und beurkundet wird, und eben dadurch grösseren Eindruck macht, als die nackende Aufstellung moralischer Vorschriften: so werden diese Briefe ihren Zweck um so weniger verfehlen. Rec. wünscht ihnen recht viele folgsame Leserinnen. Der Druck könnte correcter seyn.

7. 4. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Abhandlungen über Gegenstände der Staats- und Kriegs-Wissenschaften*, von *Rudolph Eikemeyer*, General, vormals in Französischen Diensten. Zweyter Theil, mit Kupfern. 1817. 564 S. 8. (6 Rthlr. 16 gr.)

Die Einrichtung dieses Werkes ist den Lesern unserer Blätter aus der Anzeige des ersten Theils (Jen. A. L. Z. 1817. No. 32) bekannt; in dem gegenwärtigen zweyten fährt der Vf. fort, seine Meinungen über Gegenstände der Kriegswissenschaften und über die Eigenschaften des Kriegers der Welt in einzelnen Aufsätzen vorzulegen. Von den letzten handelt No. 1: *Über kriegerische Tugenden oder moralische Erfodernisse des Soldaten.* Die Verschriften, welche hier ertheilt werden, sind auf das wirkliche Leben berechnet, an sich gut und lehrreich, und werden durch zweckmässig gewählte Beyspiele aus der Geschichte unterstützt. Aus diesem Grunde, und weil der Vf. weder auf Neuheit der Gedanken noch auf Vollständigkeit Anspruch macht, darf man über die Bündigkeit einiger Erklärungen nicht mit ihm rechten. Rec. glaubt in dem Ganzen die allgemeinen Tugenden des Kriegers, als Mensch und selbst als Krieger, von den ihm auf verschiedenen Rangstufen nöthigen besonderen Eigenschaften nicht scharf genug unterschieden zu finden, und warum sollte z. B. (S. 11) die Ruhmbegierde ausschliessend eine Tugend des Feldherrn seyn? Die Begierde nach Ruhm ist noch nicht der durch den Ruf begründete Ruhm selbst; wird dieser auch vielleicht nur dem Feldherrn zum Lohn: so darf doch der weniger Hochstehende auch danach streben.

Die nächstfolgenden Abhandlungen führen den Vf. in sein eigentliches Fach zurück. Sie sind die Früchte eines tiefen Nachdenkens, aber die gedrängte Darstellung macht es unmöglich, befriedigende Auszüge daraus zu liefern; Rec. wird sich daher auf eine Andeutung des Inhalts, der die Aufmerksamkeit der Kenner in einem hohen Grade in Anspruch nimmt, beschränken.

No. 2. *Über den Nutzen der Festungen.* Die Meinungen über diesen Gegenstand sind in der neueren Zeit sehr verschieden gewesen; der Vf. lässt die Erfahrung entscheiden, und zeigt durch eine Reihe von Beyspielen aus der Geschichte, dass der Glaube, es könne ein Heer im Fortschreiten feindliche, in der Nähe der Angriffslinie liegende Festungen ungestraft hinter sich lassen, stets zum Fehlschlagen des Feldzuges geführt habe. Napoleon vergass in seinen früheren Kriegen nie, sich im Rücken durch Anlegung befestigter Plätze zu decken, und als er, durch sein Glück verblendet, in Russland diese Vorsicht versäumte, als er, ohne Meister von Riga zu seyn, ohne Festungen an dem Dniepr und der Düna und auf der Verbindungslinie mit Polen zu haben, bis Moskau vordrang, bereitete er sich selbst sein Missgeschick. Der Feldzug von 1814 beweist nichts gegen die Gültigkeit dieses Grundsatzes im Allgemeinen; die Verbündeten konnten ohne Gefahr die Französischen Festungen hinter sich lassen, weil diese zum Theil in schlechtem Zustande, durchgehends schwach besetzt und weder gehörig ausgerüstet noch mit Lebensmitteln versehen waren, und weil Frankreich kein Heer mehr hatte, sie zu unterstützen. Bey allen diesen Mängeln beschäftigten sie einen grossen Theil der feindlichen Kriegsmacht, und noch war keine der Bedeutenderen genommen, als Napoleons Fall dem Widerstande ein Ende machte.

Die Wichtigkeit der Festungen führt zu der Befestigungskunst; der Vf. bringt die alte Grundregel, jeden Raum, auf welchem der Belagerer den Angriff unternehmen kann, mit mehr Geschütz zu bestreichen, als ihm daselbst aufzustellen möglich ist, in Erinnerung, und tadelt, dass man bey Anlegung der Festungen nicht sowohl die Unmöglichkeit, als nur das Erschweren der Eroberung sich zum Zweck gemacht zu haben scheine. Er giebt nun, No. 3: *Über den Werth der Befestigungssysteme der Alten und* (der) *Neueren*, eine Übersicht der Geschichte der Befestigungskunst bis auf die neueste Zeit, ihrer Umänderung nach der Erfindung des Pulvers, ihrer Fortschritte und ihrer Mängel. — „Die Alten, — ihre Angriffs- und Vertheidigungs-Mittel, — die letzten stärker als die ersten, — Kriegs- und Belagerungs-Maschinen, die erst auf der Stelle zugerichtet werden konnten, — Bau der Festungen; sie waren oft gross genug, die Bevölkerung ganzer Provinzen aufzunehmen, und fast nur durch Aufreiben der Besatzung und Aushungern zu bezwingen." — Dem Mittelalter wird mit Unrecht alle Befestigungs- und Belagerungs-Kunst abgesprochen, des Griechischen Feuers und der Kriegsbaukünstler von Konstantinopel gar nicht gedacht, nicht der Bela-

gerungen in Syrien nach dem ersten Kreuzzuge, wo besonders Tancred als Verweser von Antiochien durch seine künstlichen Maschinen und sein grosses Zeughaus sich auszeichnete. — „Alle älteren Vertheidigungsanstalten verloren von ihrem Werth durch die Erfindung des Pulvers. — Unsicheres Schwanken ohne feste Regeln. — Albrecht Dürer stellt zuerst die neuen Grundsätze zusammenhängend auf. — Die folgenden Systeme bis mit Vauban, durch zwekmäfsige, schöngezeichnete Plane erläutert. — Vaubans Grundlehren der Belagerungskunst, durch welche die Mittel des Angriffs überwiegend werden. — Mängel der Befestigung durch Bastione. — Vorzüge der Casematten. — Rimpler und Montalembert. — Über Ausfälle, die nicht in dem ersten, sondern nur in dem letzten Zeitraume der Belagerung unternommen werden sollen." —

No. 4. *Über Festungssysteme, oder die gegenseitige Lage der Festungen.* Die Stärke einer Festung wird für sich allein durch die Art ihrer Befestigung, beziehungsweise aber durch ihre Verbindung mit anderen bestimmt. — „Weder die chinesische Mauer noch die Mauer des Septimius Severus können als solche, unter einander verbundene Festungen gelten, wie sie späterhin zu Deckung der Grenzen des Römischen Kaiserthums angelegt wurden; in den mittleren Jahrhunderten hatte man immer nur den Schutz eines kleinen Gebietes im Auge, und erst in späteren Zeiten haben die Franzosen ein wirkliches Festungssystem ausgeführt. Der Nutzen desselben hat sich stets bewährt; die Vorgänge von 1814 und 15 sprechen nicht dagegen, sie gehören eben sowohl in die politische, als in die militärische Geschichte." — „Grundregeln zur Anlegung unter einander verbundener Festungen nach den verschiedenen Beschaffenheiten der Grenzen." — Obgleich der Vf. sich dabey blofs auf allgemeine Vorschriften beschränken mufs, hat er doch den Gegenstand erschöpfend und mit Klarheit abgehandelt. „Wo zusammenhängende, abgerundete Grenzen ein Festungssystem möglich machen, sollen volkreiche Städte davon ausgeschlossen bleiben; erlaubt aber eine gedehnte, verflochtene oder gar durchschnittene Grenze die Anwendung eines solchen Systems nicht: dann müssen grosse Orte, als Mittelpuncte, befestigt werden. Im ersten Fall besteht die vorderste Linie nur aus kleinen Festungen, Forts, wozu der Vf. in Gebirgsländern casemattirte Thürme vorschlägt. Grosse Städte will er blofs durch eine einfache, kreisförmige Umfassung, durch eine bombenfeste Gallerie mit trockenem Graben, über denselben vorgehenden Caponieren und kleineren vorgeschobenen Gallerieen zur Deckung der Thore, — mit einigen Abänderungen nach Montalemberts System — befestigen." Beide Vorschläge werden durch Zeichnungen deutlich gemacht. — Das Urtheil über eine Befestigungsart, die, indem sie alle Erdwerke und bastionirten Vertheidigungen überflüssig macht, sich von den herrschenden Begriffen so weit entfernt, mufs den Sachverständigen überlassen bleiben. Bekanntlich ist über *Montalemberts* Meinungen schon heftig gestritten worden. Der Vf. hat die Vortheile seiner Vorschläge sorgfältig ins Licht gesetzt; vielleicht dürften sie eher bey den kleinen Forts in Gebirgspässen, als bey der Befestigung grosser Städte überwiegend gefunden werden.

No. 5. *Über die Feldbefestigung.* Indem der Vf. bey seinen Lesern die ersten nothwendigen Vorkenntnisse voraussetzt, giebt er einen allgemeinen Begriff von dieser Wissenschaft und vorzüglich von ihrer Anwendung, und legt nachher den Kennern einige von dem bisher Üblichen abweichende Ideen vor, welche hauptsächlich darin bestehen, dafs er, zu besserer Vertheidigung des bedeckten Weges, bey Feldschanzen das Glacis noch einmal durchschneidet, der Courtine Flanken giebt, welche die Facen der Lünetten bestreichen, und durch diese, oder noch lieber durch aus Pfahlwerk erbaute Caponieren den Graben vertheidigt. Er nimmt mit Recht an, dafs Werke dieser Art mehr einen raschen Sturm, als eine Belagerung mit Geschütz, zu befürchten haben, und folglich zum vortheilhaften Gebrauch des kleinen Gewehrs eingerichtet seyn müssen. Die Anweisung zur schnellen Errichtung derselben ist klar, und wird durch die Plane erläutert.

Zu den beiden Abhandlungen: No. 6. *Über die Vertheidigung der Festungen*, und No. 10. *Über des General Carnot im Jahr 1812 im Druck erschienene Werk, von Vertheidigung der Festungen*, hat *Carnots* bekanntes Buch über diesen Gegenstand die Veranlassung gegeben. Die erste war schon früher geschrieben, und der Vf. hat im 11 und 12 Heft der *Pallas* (1810) Einiges daraus mitgetheilt. — „Bey den Untersuchungen über die Ursachen des geringen Widerstandes der Festungen ist auf die inneren Mängel des Baues derselben zu wenig Rücksicht genommen worden. Die Vervollkommnung der Kunst der Vertheidigung hat seit *Vauban* mit der Belagerungskunst nicht gleichen Schritt gehalten; man ist da stehen geblieben, wo man vor der Einführung der Schleuder- (Ricochet-) Schüsse stand, und sobald der Feind bis zur zweyten Parallele fortgerückt ist, setzen ihm die eigentlichen Festungswerke nur noch einen geringen Widerstand entgegen." — Der Bau neuer Festungen würde einen zu grossen Aufwand erfodern, es müssen daher bey den schon vorhandenen jene Mängel verbessert werden, und der Vf. sucht dieses durch folgende Vorschläge zu bewerkstelligen: „Um von dem Zeitpunct an, wo der Feind mit der zweyten Parallele so weit gekommen ist, dafs er seine Ricochet-Batterieen errichten, und dadurch die Belagerten nöthigen kann, das Geschütz von dem Hauptwalle zurückzuziehen, ihn mit verdoppeltem Nachdruck zu bekämpfen, ist Wurfgeschütz das wirksamste Mittel. Zu dem Ende sollen in den Kehlwinkeln des bedeckten Weges und auf den Spitzen der Bastione und Raveline Casematten für Mörser erbaut werden. Zur Verstärkung der Werke selbst und ihrer besseren gegenseitigen Vertheidigung werden in den Kehlen der Raveline casemattirte Winkelwerke (Reduits) von zwey Stockwerken, auf den Flanken der Bastione Casematten von drey Stockwerken, vor den Flanken derselben und vor der Courtine Zangenwerke

(Tenaillen), und in den Kehlen der Bastione Abschnitte, gleichfalls sämmtlich casemattirt, hinter den Bastionen und der Courtine aber noch überhöhende Cavaliere, oder wenigstens eine Vertheidigungsmauer, angelegt. Diese einander wechselseitig unterstützenden Werke sollen jedem Fortschritte des Feindes fast nicht zu übersteigende Schwierigkeiten entgegensetzen, und es wieder dahin bringen, dass, wie vor Alters, der schwerste Theil der Belagerung erst da angehe, wo sie jetzt gewöhnlich aufhört, d. h. nach der Vollendung der dritten Parallele und der Breschbatterieen."

Man sieht, dass die wesentlichsten Verbesserungen des Vfs. in Casematten und überhöhenden Werken bestehen, er empfiehlt aber auch noch den Gebrauch von Katapulten anstatt der Mörser, und es fehlt ihm nicht an sinnreichen Gründen, diesen Vorschlag zu unterstützen. Wenn sich auch gegen einzelne Theile Einwürfe machen lassen, z. B. dass die Facen der Bastione im Verhältniss der übrigen Werke weniger gedeckt scheinen: so wird man doch durch die scharfsinnigen Untersuchungen des Vfs. sich lebhaft angezogen fühlen. In No. 10 prüft er die dritte, sehr erweiterte Auflage des *Carnot*'schen Werkes. Beide Schriftsteller sind über den Nutzen des Wurfgeschützes und der Casematten mit einander einig, nicht aber über den Gebrauch der Kanonen, von denen *Carnot* bey der Vertheidigung sich wenig, und über die Ausfälle, von denen er sich desto mehr verspricht. Bey den meisten der mit Anstand erörterten Streitfragen möchte vielleicht die Wage ziemlich gleich stehen, bey *Carnots* gegen die Festung abgeböschtem Glacis jedoch, und seinen fast zu sehr vernachlässigten Aussenwerken sich auf die Seite unseres Vfs. neigen.

No. 7. *Über die Belagerungskunst.* — Die Überschrift lässt etwas ganz Anderes erwarten, als einen, bereits 1805 der Französischen Regierung vorgelegten Aufsatz über die Möglichkeit, Gibraltar zu erobern, den der Vf. lieber der Vergessenheit hätte überlassen sollen. So lange er darin von der Beschaffenheit dieser Festung und der berühmten vergeblichen Belagerung derselben handelt, wird man ihn mit Vergnügen lesen, bey seinen Vorschlägen aber das Durchdachte und Gediegene, welches die meisten Aufsätze dieses Buches auszeichnet, mit Bedauern vermissen. Um Gibraltar anzugreifen, lässt er zuvörderst einen Damm aufwerfen, der die ganze Landzunge in einer Ausdehnung von mehr als 600 Klaftern durchschneidet. Dieser Damm wird 12 Fuss hoch aufgeschüttet, bekömmt eine 18 Fuss breite Grundfläche, und bildet, da er oben spitz zuläuft, ein liegendes Prisma. Der Boden der Landzunge besteht aus lockerem Sande, welcher mit fester Erde vermischt werden muss, damit die Winde nicht den Damm verwehen. Hinter demselben werden die Belagerungswerke angelegt, zu denen, so wie zu der Vermischung mit dem Sande, das Erdreich aus den, rückwärts der Spanischen Linien gelegenen Gegenden herbeygeführt werden muss. Nun kömmt es darauf an, den Damm durch einen Raum von 400 Klaftern sich in seiner ganzen Breite vorwärts bewegen zu lassen, und der Vf. glaubt dieses durch Arbeit möglich machen zu können. Man wirft von der hinteren Seite des Dammes den Sand mit Schaufeln über den Kamm, wo er dann im Hinabrollen genau die vorige Böschung wieder bilden soll. Zwey tausend Soldaten werden dazu als Arbeiter angestellt, und alle 4 Stunden abgelöst, jeder wirft alle 15 Secunden $\frac{1}{8}$ Cubikfuss Sand über den Kamm, also in einer Stunde 240 Würfe oder 30 Cubikfuss, und so rückt der Damm, ohne seine Gestalt zu verändern, täglich (nach Abzug der durch das Ablösen verloren gehenden Zeit) um 3 Klaftern vorwärts, und kömmt nach drey und einem halben Monate auf dem Puncte an, wo er die Errichtung der letzten Batterieen decken soll. Alles ist bey dem Anschlage genau berechnet, nur nicht die Hitze des Himmelsstriches und der erstickende Staub bey der nie rastenden Bewegung von 2000 Schaufeln. Wo sollen nur die Arbeiter den Athem hernehmen, um 4 Stunden lang ohne Unterbrechung eine so ermüdende Arbeit auszuhalten? Wie viel wird nicht von dem Sande unterweges verstieben und sich verkrümeln? Werden die Engländer wohl so unthätig, wie der Vf. voraussetzt, von ihrem Felsen herab dem Beginnen der Belagerer zusehen, und, wenn ihre Kugeln nichts dagegen vermögen, nicht einen Versuch machen, es handgreiflich zu stören? Doch vielleicht können sie unbekümmert eine Staubwolke, die das Grab ihrer Feinde werden muss, sich heranwälzen lassen, und dabey ihr Pulver sparen: denn noch vor Ablauf der vierthalb Monate wird das 35000 Mann starke Belagerungsheer zu einem Haufen Lungensüchtiger und Blinder zusammengeschmolzen seyn.

No. 8. *Über des Ingenieur-Generals d'Arçon Kritik der letzten Schriften des General Montalembert*, und No. 9, *über mehrere Unrichtigkeiten in Hn. Guey de Vernon's, für die polytechnische Schule bestimmtem Lehrbuche der Kriegsbaukunst*, sind mehr Streitschriften als Untersuchungen, in denen der Vf., der sich durchgehends als einen eifrigen Anhänger des montalembertischen Systems zeigt, seinen Meister gegen die oft hämischen Angriffe des Zunftgeistes in Schutz nimmt. No. 11, *Vorschlag zu einem Versuche, um die letzte Befestigungsmethode des Generals Montalembert zu würdigen*, enthält, was die Überschrift besagt. Die Probe soll mit hölzernen Gerüsten angestellt werden.

Bey dem Reichthume seines Inhalts hat dieses Werk den seltenen Vorzug, zu gleicher Zeit für Kenner anziehend und auch für gebildete Leser aus jedem Stande, die sich gern über militärische Gegenstände unterrichten, verständlich und unterhaltend zu seyn. Die bereits gerühmten, mit grossem Fleiss gezeichneten und schön gestochenen Plane unterstützen den einfachen, lichtvollen Vortrag des Vfs. so zweckmässig, dass die Abhandlungen selbst Lesern, die sich nicht mit der Mathematik beschäftigt haben, auf die anschaulichste Weise deutlich werden müssen. Viele Kunstausdrücke erklären sich dadurch von selbst. Wo die Deutsche Benennung allgemein bekannt war, hat der Vf. sie der ausländischen vorgezogen, aber sich nicht befugt gehalten, durch Aufnahme oft gezwunge-

r Verdeutschungen die Deutlichkeit einer gar zu suchten Sprachreinigkeit aufzuopfern. Er erklärt sich rüber (S. 118) in einer Anmerkung; Rec. kann dieses erfahren nicht mifsbilligen, aber er sieht nicht ein, as durch die Schreibung fremder Wörter nach einer cht immer richtigen Aussprache gewonnen werden ann. Er läfst sich *Approsche* für *Approche*, *Kurtine* r *Courtine* und einige ähnliche gern gefallen, aber ich *Fase* für *Face*, *Glasi* für *Glacis*, *Transche* für *Tranchée* u. a.? — Wenigstens müfste dann doch eher Fasse, Glassih und Transchee geschrieben werden. Die Wörter werden durch eine fehlerhafte Aussprache nicht Deutscher als vorher. — Und warum schreibt der Vf. Nica (Nizza), Varrus (Varus), Wasington? — Doch vielleicht sind dieses nur zu oft wiederholte Druckfehler, so wie das in den angezogenen Stellen aus Französischen Schriften durchgängig vorkommende *perpenticulaire*. Dnd.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Breslau*, b. Korn d. Ä.: *Sammlung der vorzüglichsten Schriften über höhere Reitkunst und Pferdekunde*, von *C. Klatte*, Commandeur des liegenden Pferde-Depots der Königl. Preuss. Armee am Rhein. Mit (1) Kupfern. 1817. IV u. 428 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Titel möchte fast auf die Vermuthung führen, Hr. K. beabsichtige, die vorzüglicheren älteren Schriften über diesen Gegenstand durch eine Sammlung der Vergessenheit zu entziehen; es ergiebt sich indess, dass diess seine eigenen, nach der Reihefolge der Entstehung geordneten Schriften sind. In zwey Abtheilungen giebt der Vf. 12 Aufsätze, sowohl über die Behandlung als die Zucht der Pferde. Wir nennen von ihnen: Bemerkungen über die Polnischen Pferde und ihre Eigenheiten (S. 41 ff.); über die Pferdezucht in Schlesien und ihre Verbesserung (S. 203 ff.), und als besonders interessant die Nachrichten von den Ungarischen und Siebenbürgischen Gestüten vom Jahr 1809 bis 1814 (S. 217 ff.). Von den beygefügten Kupfertafeln enthält No. 1 die Siebenbürgischen Gestütezeichen, die zweyte dient zur Erläuterung des Aufsatzes über die Zäumung.

S. — e.

Ausländische Sprachkunde. *Frankfurt a. M.*, b. Jäger: *Neues Französisches Lesebuch für den Schul- und Privat-Unterricht.* Mit Noten und einem erklärenden Wortregister, herausgegeben von zwey praktischen Schulmännern. Erster und zweyter Cursus. 1816. 205 S. 8. (10 gr.)

Wir können dieses Lesebuch zum ersten Unterricht im Französischen mit gutem Gewissen empfehlen, besonders für Kinder, deren Fassungskraft die hier gewählten kleinen Gespräche, Erzählungen und dramatischen Scenen durchaus angemessen sind. Im ersten Cursus sind den Übungsstücken die Erklärungen der Französischen Wörter und Redensarten untergelegt; im zweyten Cursus hingegen enthalten die Noten nur Fingerzeige zur Erleichterung des Nachsuchens in dem Wortregister, welches alle vorkommenden Wörter in alphabetischer Ordnung mit der für Anfänger erfoderlichen Kürze erklärt, und füglich auch zum Vocabellernen gebraucht werden kann. Gegen die Reinheit und Richtigkeit des Französischen Textes, der aus verschiedenen Kinderschriften entlehnt ist, hat Rec. nichts zu erinnern gefunden, und selten nur etwas gegen die Genauigkeit der beygefügten Erklärung. So heisst z. B. S. 113 *de plus belle* nicht *aufs Neue*, sondern *noch stärker*, *noch schöner*, *noch ärger*.

S. G.

Medicin. *Breslau: Die bemerkenswerthesten Theile in der Brust- und Bauch-Höhle des menschlichen Körpers, nach ihrer Lage zusammengetragen* (?) von *A. A. Lüdike*, D. med. und Secundär-Arzt der medicin. Klinik der Universität (zu) Breslau. 1817. 48 S. 8. (8 gr.)

Der Zweck dieser Schrift ist, denjenigen, die schon anatomische Kenntnisse besitzen, eine kurze Übersicht der in der Brust- und Bauch-Höhle befindlichen Theile zu geben, und sie in das Gedächtnifs zurückzurufen, um besonders bey Sectionen sie planmäfsig durchgehen zu können. Da in den Lehrbüchern der Anatomie, selbst in den ausführlicheren, die Lage der Eingeweide (*Situs viscerum*) meistens nicht im Zusammenhange angegeben, diese aber für den praktischen Arzt und Wundarzt sowohl als für den forensischen Obducenten ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit ist, der nicht bloss dem Gedächtnisse stückweise eingeprägt, sondern von der Phantasie in einem lebendigen Bilde zusammengefasst werden soll: so ist das Unternehmen des Vfs. allerdings verdienstlich. Die Zusammenstellung ist gut und die Bezeichnungen sind richtig. Daher kann das Büchlein empfohlen werden. Rec. hat es befremdet, dass Hr. *L.* (S. 7) die glatte, schlüpfrige Beschaffenheit der inneren Oberfläche des Rippenfelles von den ausgedünsteten Flüssigkeiten herleiten will. Warum hat denn die weit mehr ausdünstende äussere allgemeine Bedeckungshaut, warum haben die Schleimhäute nicht die gleiche Glätte und schlüpfrige Beschaffenheit? Ein Missstand ist es, dass der Vf. öfters in demselben Satze eine lateinische Benennung der Nerven und Gefässe bald declinirt, bald mit dem Deutschen Artikel als indeclinabel setzt. Auf den Druck ist nicht grosser Fleiss verwendet worden: das beyliegende Blatt am Ende zeigt auf 48 Seiten 21 Druckfehler; und diess Verzeichniss ist noch unvollständig. S. 5 steht noch *Intercostelmuskeln*; — S. 12 *vor dem vasis pulmonalibus*.

Wth.

Breslau, gedruckt mit Kreuzer-Scholzischen Schriften: *Hippokrates Abhandlung über den Einfluss der Luft, des Gewässers und der Ortslage auf den Menschen.* Aus dem Griechischen verdeutscht von D. *Aug. Ferd. Lindau*, ehemals Professor am Königl. Lyceum zu Warschau. 1815. IV u. 42 S. 8. (6 gr.)

So weit wir ohne Vergleichung mit der *Koray*'schen Ausgabe des Hippokrates, welche dieser Übersetzung zum Grunde gelegt ist, uns eine Beurtheilung derselben erlauben dürfen, entspricht sie allen den Foderungen, welche man an eine gute Übersetzung zu machen berechtigt ist, und zeichnet sich vorzüglich durch richtige und fliessende Diction, so wie durch sorgfältige Auswahl der Worte, wobey sich der Vf. besonders in manchen neuen, oft dem Griechischen recht glücklich substituirten Wortbildungen versucht hat, vortheilhaft aus.

Hbm.

Pädagogik. *Bamberg* u. *Leipzig*, b. Kunz: *Vollständige theoretisch-praktische Schreib-Schule*, oder: *Unterricht, alle Schriftarten schön und richtig schreiben zu lernen und zu lehren*, von *N. Zink*. 1815. Zwey Hefte. 15 Bogen in Querfol. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Unterricht ist vollständig, indem er Alles berücksichtigt, was zur Kalligraphie gehört, praktisch, in sofern er es nicht an Regeln fehlen läfst, und an Vorschriften, auf eine gefällige Weise Herr seiner Hand und der Schreibmaterialien zu werden. In der Theorie ist Manches scharfsinnig bemerkt. Die Schreibzüge sind im Ganzen gut; nur die Deutsche Canzley- und Fractur-Schrift ist nicht durchaus ansprechend. Diese Kleinigkeiten abgerechnet ist das Buch sehr empfehlenswerth.

Pf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

GESCHICHTE.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Die Mailändischen Feldzüge der Schweizer.* Von *Ildephons Fuchs*, Pfarrer zu Engelburg, Mitglied des Bibliothek-Collegiums der Stadt St. Gallen und stiftendem Mitglied der Schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft. *Erster Band.* 1810. VIII u. 415 S. *Zweyter Band.* 1812. XIV u. 514 S. 8. (5 Rthlr.)

Wenn die Unternehmung eines National-Geschichtswerkes in Rücksicht auf den Plan wie auf die Art und die äussere Möglichkeit der Durchführung eine eben so seltene, als schwierige und grosse Aufgabe ist, und auf der anderen Seite die allgemeinen oder nur zu oft oberflächlichen Übersichten in Compendien nie befriedigen können: so ist die Bearbeitung einzelner Perioden oder einzelner Seiten der Geschichte immerhin das Rathsamste und Verdienstlichste, was Männer von gründlichen Kenntnissen thun können, und was zugleich näher zu jenem Ziele führt. Unter diese zählen wir mit Recht den obengenannten Verfasser, und wenn wir seine Schrift auch etwas spät anzeigen, so glauben wir schon damit zu erkennen zu geben, dass wir sie nicht unter die ephemeren Messproducte zählen. Sie zeigt, dass *Johannes Müllers* Geist, wenn auch von Einzelnen missverstanden oder fälschlich nachgeahmt, auch in seinem Vaterlande Männer geweckt habe, welche die wahre von ihm bezeichnete Bahn zu halten wissen.

Die Mailändischen Feldzüge der Schweizer haben an sich und in ihren bedeutenden Folgen so viel Merkwürdiges, dass der Gedanke, diese besonders hervorstechende Seite der Schweizergeschichte in einer eigenen Darstellung zu verfolgen, aus mehreren Gründen Beyfall verdient. Es ist die grösste *Höhe* der Eidgenossen. Der Vf. sagt in der Vorrede: „Die Schweizer haben in dem Kampfe wider die Habsburger ihre Freyheit errungen; in den Burgundischen Feldzügen ihren Ruhm und Reichthum geholt; aber in Schlachten und Zügen in der Lombardey haben sie, nebst dem Ruhm und fremden Schätzen, ihren Einfluss, ja das Übergewicht von Europa erkämpft. Der Satz ist kühn: aber der Beweis liegt in gegenwärtiger Geschichte. Zweymal hat man das Herzogthum Mailand in der Schweizer Willkühr, und ein Mal, mit grosser Kraft, im Kampfe wider die grösste Macht von Europa, dem Starken nehmen und einem schwachen Fürsten unter ihrer Garantie geben gesehen. Man hat alle Mächte von Europa vor den Tagherren des Schweizervolkes um die Gunst und Waffen dieses kleinsten aus allen Europäischen Völkerstämmen buhlen gesehen." Schon in dieser Hinsicht mochte es kein unrechter Zeitpunct seyn, die Nation wieder (im J. 1810) zu erinnern, an das, was sie war und seyn konnte." „Jener höchste Stand der Macht und des Ansehens war aber (fährt der Vf. fort) zugleich der *Anfang ihres Falles.* Gold und Gut hatte ihren Wohlstand vergrössert, aber nicht ihre Weisheit. Achtung im Auslande haben ihre Siegeswaffen erworben, aber nicht die Ehrfurcht für die eigenen Gesetze im Vaterlande, auch nicht Reinigkeit ihrer alten, ehrwürdigen Sitten befördert. Zwey grosse, unrühmliche Schandflecken sind in dieser Epoche dem Schweizervolke geblieben. Den einen, sagt der Vf., hat die blosse Verläumdung zu Tage geboren, den anderen fremde Kunst erzeugt, aber wahrhaft gemacht. Die Historien aller Europäischen Völker haben die Eidgenossen wegen einer Gräuelthat mit dem ungerechten Namen der *Verräther* gebrandmarkt. In dem Munde beynahe aller Zeugen ist das Sprichwort: *kein Geld kein Schweizer*, bis auf diese Stunde geblieben, das von diesem Zeitalter seinen Ursprung genommen. In Betreff des Ersteren ist die Ehre der Väter (nach dem Vf.) in dieser Geschichte sattsam gerettet; wider das Zweyte haben die wiederholten ernsten, geschärften Gesetze und Strafen, so wie der Verlauf der Geschichte, es bewiesen, dass die Verkäuflichkeit des Schweizers eben so aus Ländersucht und niederem Ehrgeiz fremder grosser Herren, durch fremdes Gold, Gut, Gaben und Bestechungen gepflanzt und ernährt worden ist. — Eben diese Waffen, die den Ruhm der Nation geboren, haben, gemissbraucht, den Stoff zu ihren Lastern und Untugenden gelegt, die sie von fremden Nationen, nicht unter eigenem Himmel, gesehen und ererbt haben. — Eigennutz, Habsucht, Verkäuflichkeit und Bestechung, Ungenügsamkeit und das Verderben unschuldiger Sitten, die sind des Krieges Ungeheuer, die haben den Ruhm ihrer starken Waffen zernagt, bevor sie denselben verloren. Auch das beweist diese Geschichte." S. IV.

Auf diese Art haben die vorliegenden Untersuchungen noch eine besondere Wichtigkeit vor der Kritik, indem es sich nicht bloss von der Ächtheit der einen oder anderen Stelle, oder von der Richtigkeit einzel-

ner Thatsachen handelt, sondern von Vorzügen und Gebrechen des Nationalcharakters, von den wahren Ursachen seiner Entartung, woraus zugleich Erfahrungen und Lehren, für alle Zeiten wichtig, sich ergeben. Indem wir hier von dem Plane des Vfs., von seiner Behandlung und Darstellung des Geschichtsstoffes weitere Anzeige geben, werden wir vorzüglich auf jene Gesichtspuncte Rücksicht nehmen.

In den vorliegenden zwey Bänden — mehrere hat Rec. bisher nicht gesehen — sind die ennetbürgischen Kriegszüge in der Zeitfolge von 1331 bis 1512 in ungefähr eben so viel Abschnitten dargestellt, die früheren als einzelne Begebenheiten, von 1331 — 1417, der Krieg von Bellanz bis 1426; dann die Züge bis 1467, oder zum ersten Mailändischen Capitulat; die folgenden von 1478 an in ihrem sich von selbst ergebenden Zusammenhange. Zur Einleitung hätte Etwas gesagt werden mögen von der schon in den Helvetischen und Gallischen Stammvätern gelegenen Neigung, über das Gebirg zu ziehen, und den Ursachen dieser Erscheinung, zur Vergleichung mit denen, wovon hier die Rede ist. Die in den Überschriften nicht immer ausgedrückten Veranlassungen der Kriegszüge von dem Einfall in Livinen an, im J. 1331, sind theils erlittene Beleidigungen der Nachbaren, theils aus diesen Fehden entstandene kleine Eroberungen, welche zur Folge hatten Spannung, auch Krieg mit Mailand und Savoyen, womit aber auch friedliche Verhältnisse gegen diese Mächte und den Papst abwechseln, bis das schon früher versuchte *Sold*verhältniss (1 B. S. 10) das herrschende wird, und sich zuletzt zu der Höhe groser Bündnisse erhebt. Das Andere, was der Vf. auszuzeichnen hatte, sind die Gesinnungen und das öffentliche Verhalten der Eidgenossen, wie sich jene und dieses unter den abwechselnden Schicksalen der Heerzüge entwickelt haben, die Collision zwischen der Uneigennützigkeit des einen Theils der Orte, und der heftigen Eroberungs- und Kriegs-Lust der anderen, und dessenungeachtet treuer, eidgenössischer Beystand, bis die überhand genommene Bestechbarkeit der Häupter in die widersprechendsten Verhältnisse verwickelte. Diese Züge sind nicht nur als Hauptfaden festzuhalten, sie führen auch zugleich zu dem näheren Zwecke des Vfs. Von der Anklage des Zeitgenossen Bilibald Pirkheimer, welche dem 5 Abschnitt voransteht, führt die Untersuchung auf die Ehrenrettung der Nation in Absicht des angeschuldigten Verrathes an H. Ludwig Moro von Mailand, bis Ende des VI Abschnittes. Das unglückliche Verhältniss, dass in beiden Heeren (von Frankreich und Mailand) Schweizer fochten, veranlasste die Tagsatzung um so mehr, Frieden zu vermitteln, und dem Theile, der alle friedlichen Mittel ausschlüge, jede Art von Beystand zu versagen. Bern hauptsächlich trug darauf an, die Ihrigen von beiden Theilen zurückzuberufen. Es kamen zwar von der Tagsatzung Abberufungsschreiben in beide feindliche Lager (S. 304), sie wurden aber einerseits von den Französischen Anführern, andererseits von den Schweizerhauptleuten selbst (beym Mailändischen Heere) zurückgehalten. Als der Herzog von Mailand gegen alle Vorstellungen der Schweizer sich in Novara halten wollte, und in die gröste Verlegenheit kam, gingen viele Schweizer, vom Hunger getrieben, zu dem Französischen Heere über, die übrigen mit den Landsknechten und der *Welschen Garde* unterhandelten über freyen Abzug ohne Wissen des Herzogs, und das war, sagt der biedere Tschudi, die erste Verrätherey, S. 309. Durch diese Unterhandlungen bekamen die Feinde in der Festung nähere Kunde von des Herzogs Quartier, und überfielen ihn. Das war die zweyte Verrätherey, der er nur durch Hülfe einiger treuer Schweizerhauptleute entging. Eben diese nahmen ihn verkleidet in ihre Reihen, jedoch auf seine Gefahr, damit er, da er in der Capitulation nicht begriffen war, unter den Abziehenden entkäme. Als Rudolf von Salis dem Französischen Heere bemerklich gemacht, dass der Herzog sich unter den Deutschen Truppen befinde, und der Landvogt von Dijon, in die Glieder geritten, laut auf Deutsch 100 Kronen verhiess, deutete ein Urner, kein Landmann, ein Insass, Namens Turmann, auf den Herzog. Diess ist nun der eigentliche Verräther. Die Schweizersoldaten und einige Hauptleute foderten zwar den Herzog als ihren Gefangenen ab, allein, umringt vom Französischen Heere, schwiegen sie jetzt, als der Landvogt ihn wegführen liess. Zu diesen Thatsachen giebt der Vf. die urkundlichen Aussagen der auf Beschluss der Tagsatzung in den Cantonen angestellten strengen Verhöre mit Gemeinen und Hauptleuten, worunter die des Tapfervogts, der den Herzog selbst in die Reihen gesteckt, und Zellwegers und Pfisters aus Appenzell, welche am meisten um ihn waren, die merkwürdigsten sind. Nach Allen bleibt einstimmig die Schuld auf Turmann, der, als er nach zwey Jahren wieder in Uri sich sehen liess, zum Tode verurtheilt wurde, die anderen Alle aber frey sprach (wiewohl auch Bern sich veranlasst gefunden, Mehrere an Ehre und Gut zu strafen). Ein neuerer Forscher, *Glutz Blozheim* (Gesch. der Eidgenossen u. s. w. Zürich, 1816), der die nämlichen von Hn. *Fuchs* gebrauchten Quellen, nicht aber ihn anführt, fasst die Resultate der Aussagen in folgende zusammen, S. 177 Not. 73: 1) dass die Eidgenössischen Hauptleute in Sforza's Dienst die von der Tagsatzung erhaltenen Schreiben zurückgehalten (sie thaten es aber nur in der Absicht, um den Herzog nicht seinen Feinden und der Menge der Verräther, besonders unter der *Welschen Garde*, preis zu geben, *Fuchs* S. 320 vgl. S. 310); 2) dass sie durch Lügen die Krieger in die Stadt zurückgewiesen, als Sforza sich durchschlagen wollte; mit ihren Landsleuten in Französischen Diensten öfters zusammengekommen, und dass Mehrere den Herzog verlassen haben (vom Ersteren ist das Gegentheil durch die an sich unverdächtige Aussage der zwey Appenzeller Officiere bewährt, *Fuchs* S. 330); 3) dass sie ohne des Herzogs, ihres Herrn, Wissen und Willen mit den Franzosen wegen Übergabe der Stadt und ihres Abzugs übereingekommen, den Herzog und seine Vertrautesten der Willkühr seiner Feinde preis gegeben haben. (Die eben angeführte Aussage besteht darauf, S. 328, es sey nach viel

Redens und langer Unterhandlung endlich mit des Herzogs Genehmigung dahin capitulirt worden, die Stadt den Schweizern auf Französischer Seite, zu gemeiner Eidgenossen Handen, zu übergeben; — und nach abermaligem Streit habe man ihnen Hoffnung gelassen, der Herzog solle ein Gefangener aller Schweizer seyn, und den Franzosen nicht ausgeliefert werden. Daher auch von *Glutz-Blozheim* zugestanden wird: 4) dass einige Hauptleute es wirklich mit dem Herzog redlich gemeint, und ihn davon zu bringen gesucht; diese mochten den Plan der Verräther so verwirrt haben, dass Turmann ins Mittel treten musste. (Wenn das Letztere wäre: so würde Turmann ohne Zweifel beym Todesurtheile die Mitschuldigen genannt, und nicht alle Übrigen freygesprochen haben. Indess ist doch nicht zu übersehen, was *Glutz-Blozheim* aus dem Luzerner Abschiede beybringt, „den am alten Herzog von Mailand begangenen verrätherischen Handel noch geheim zu halten;" ein Beschluss, setzt er hinzu, der uns die Thäter und die Handhaber der Gerechtigkeit in gleichem Lichte zeigt. Soviel von dieser Frage. Der VII Abschnitt mit der Überschrift: Die Kraft der „Ansprecher" um rückständigen Sold, 1500 ff., sollte noch zum Beysatz haben: Schwäche der Regierungen. Zu dem Inhalte des ersten Bandes bildet der des zweyten gewissermaßen das Gegenstück durch das, was die Eidgenossen am Schlusse dieses Zeitraumes für den Sohn jenes unglücklichen Herzogs gethan haben. Nachdem die Österreichischen und Französischen Bearbeitungen sich fortwährend erneuern (VIII Hauptstück) wegen Mailand, treten die Eidgenossen, auf Betreiben des Walliser Bischofs, Matthäus Schinner, unerwartet wieder mit dem Papst in ein Bündniss, 1508 ff., Piasser Zug, und, was die Eidgenossenschaft noch nie gewagt, in ein Offensiv-Bündniss mit der grossen Schwester-Republik Venedig, welches den kalten Winterzug zur Folge hat (IX Abschnitt). Aus dem unentschlossenen Wanken zwischen den Mächten und aus dem gemeinen Soldverhältniss schwingen sich die Eidgenossen zu gleicher Höhe mit jenen auf, ja sie geben den Ausschlag durch den Pavier Zug, 1512, und entscheiden die damalige Lage von Europa gegen Frankreich. Wie in dieser schnell errungenen Grösse zugleich der Keim aller gesellschaftlichen Übel gelegen und schnell sich entwickelt, das ist in den Untersuchungen dieses zweyten Bandes aus manchen ungedruckten Quellen dargethan. „Einstimmig durch ganz Europa, sagt der Vf. S. 6 f., erging das Urtheil, dass die Schweizer den Ruhm unbezwingbaren Muthes erkämpft; und dass dieses Volk nicht wegen Eroberungssucht, sondern vielmehr vom Hunger des Goldes gefährlich werden könne, der gewöhnlichen Nahrung, von den Grossen und Reichen ihm dargereicht, welche Eroberungssucht verzehrte. Der Reichste und Gewandteste erkaufte demnach auch am öftersten und den grössten Theil dieses arglosen Volkes, das sich durch diese niederträchtigen Mittel nicht selten zu grossen, aber oft ungerechten Thaten missbrauchen liess; daher, wer wissen will, woher das entehrende Sprichwort entstanden: kein Geld, kein Schweizer, der lese diese Geschichte." Dass es eine elende Entschuldigung wäre, welche den Verführer allein anklagte, oder deutlicher, welche die Verdorbenheit der Eidgenossen an der noch grösseren Verdorbenheit der meisten Europäischen Höfe weiss waschen wollte, giebt der Vf. schon in der Vorrede zum ersten Bande zu erkennen, S. VI. „Fehler seines Volkes verschweigen, ist nicht allemal billig, nie gerecht. Die Nachkommenschaft urtheilt, wenn sie gerecht ist; ist sie klug: so nimmt sie *Belehrung*, und hütet sich. Lange schon haben die Enkel von dem grossen Ruhm ihrer Väter, oft unverdient, gezehrt; und nun, werden sie auch, von ihren *Fehlern* gewarnt, wie von ihren grossen Tugenden, Belehrung nehmen?" — Der Vf. durfte auf diese von selbst sich ergebende praktische Seite seiner Darstellung um so mehr aufmerksam machen, da er die Hoffnung nicht aufgiebt, es werde noch gefühlt, „dass (mit *Müllers* Worten) für Rettung, Ruhm und Ruhe aller Lande vom Wormser Joch bis Basel und von Genf bis Taratp nie etwas Besseres erfunden ward, als die alte Treue tapferer Eidgenossen."

Der Vortrag des Vfs., wovon wir bereits einige Proben gegeben haben, hat weder gesuchte Beziehungen, noch rednerische Ausschmückung, er lässt die Thatsachen reden, wie sie sind, kräftig und im Geiste der Quellen. Wenige Ausdrücke oder Stellen erinnern an noch nicht ganz überwundene Ungewandtheit der Sprache, als *Machenschaften*, I, 45, ein Geist der Zertrennung *grassirte*, S. 50, oder Provincialismen, wie *äufnen*, in Aufnahme bringen. Unpassend ist der zuweilen vorkommende Ausdruck: „das *Fatum* hatte nach Verdienst gewählt," II, 151, eben wo gezeigt wird, dass Matthäus Schinner das dem Scheine nach für einen Anderen gesuchte Bisthum sich selbst erwarb. Im Ganzen, und abgesehen von diesen wenigen Härten, ist die Darstellung anziehend, nicht bloss für Schweizer Leser, durch lebendige und recht ins Einzelne gehende Ausführung der Geschichten, ohne Weitschweifigkeit. So führt der Vf. gleich im Anfange den Leser vom stillen Ursenen-Thale, jenseits der Teufelsbrücke, über die hohen Wildnisse des Gotthards zu den Hirten von Faido, vorüber den Burgen der südlichen Thäler, hinab in die schönen Ebenen der Lombardie, in das wilde Getümmel, wo so vieles Blut geflossen. Anziehend und belebend ist die meist glückliche Haltung der vorzüglichsten Charaktere, namentlich von Matthäus Schinner, der die Seele war aller Feldzüge wider Frankreich, und Georg auf der Flüe, seinem Gegner, welche beide Unglücksmänner, von den grössten Anlagen und Geisteskräften, einander so lange und hart verfolgt, bis beide aus ihrem Lande verwiesen, jener zu Rom, dieser beynahe 100 Jahre alt in Savoyen, ein unruhiges Leben mit und in Unruhe endeten. Papst Julius II ist geschildert nach seinen Vorzügen und Fehlern, ohne der geschichtlichen Wahrheit etwas zu vergeben, II, 148 ff. Da der Lucerner Stadtschreiber in dem Lateinischen Schreiben einige Ausdrücke gebraucht, welche dem h. Vater respectlos schienen (worüber der Vf. die Leser urtheilen lässt): erfolgte das bekannte Zornbreve. Die harten Vorwürfe

und Drohungen, eines Vaters der Gläubigen unwürdig, entrüsteten das fromme Helvetische Volk, dem Ehrfurcht für priesterliches Ansehen sonst angeborene Sitte war, II, 205. In der nachherigen mündlichen Unterredung mit den eidgenossischen Gesandten äussert der h. Vater mit väterlicher Würde, ohne Zorn, wohlberedt: sie hätten in jenem Schreiben sich vermessen zu sagen, dass der heiligste Vater das Werk der *Lüge* mit ihnen getrieben, und Falschheit im Munde führe; sie hätten ihn ermahnt, *Neid* und *Hass* gegen den Französischen Monarchen hintanzulegen, „als ob Hass, Groll und Feindschaft unser Herz bewohnte. Einem Bärenhäuter (*Poltroni*), nicht dem allerheiligsten Vater, sollt ihr dergleichen zumessen!" II, 218 f. Die alte eidgenossische Sitte und Tugend, die Kriegs- und Waffen-Art, die Setzschilde u. s. w., der Schwur: bey Gott und unseren Hellebarden! das Verhalten des Schweizers in der Schlacht, und was ihm bey allen Fehlern Gutes geblieben, ist hin und wieder nach dem Leben gezeichnet, I, 53. 73. 378. Hieher zählen wir auch die Sittengeschichte am Schlusse des ersten Bandes. Die „streitbaren und einfältigen" (nach Anselm), die „frommen Schweizer," in ihrer Redlichkeit oder minderen Gewandtheit in Staatsstreichen (II, 169) verstanden und wussten um die obschwebenden Staatshändel der Europäischen Mächte *kein Wort*, als sie auf Betrieb des heil. Vaters plötzlich in Italien erscheinen; setzen Europa in Unruhe, mehrere Mächte in Schrecken, erringen den Titel: der Kirchenfreyheit Beschirmer, und übergeben vor den Gesandten der grössten Mächte dem jungen Herzog von Mailand das durch sie wieder eroberte Herzogthum als seine „Väter und Beschützer." (Diess ist die Zeit, da die Franzosen den Bürgermeister „Herzog von Bern," den Kaiser „Bürgermeister von Augsburg" nannten.)

Welch ein Licht fällt zugleich auf die unmächtige Politik der grössten Höfe jener Zeit, wobey man sich nicht wundern darf, wenn der gute Kaiser Maximilian I, von den Deutschen Fürsten verlassen und getäuscht, II, 121, und in beständiger Geldnoth, auswärts grösstentheils so verkannt wurde, als es auch in der vorliegenden Geschichte der Fall ist.

So viel auch der Anlässe seyn mochten: so finden wir doch nicht über zwey oder drey Mal auf neuere Zeiten oder Verhältnisse angespielt (was auch, besondere Auffoderungen ausgenommen, der Geschichte unwürdig wäre), namentlich II, 384 auf den Grafen Melzi, Not. 248; — auf die Ehre, welche der „Vermittler der Schweiz" in diesen Titel gesetzt, S. 408, und dass die neue Zeit, indem sie alles durch Alterthum Ehrwürdige als morsches Zeug vernichtet, sich selbst des Andenkens späterer Enkel unwürdig zeige, S. 411. — Noch besser angebracht sind die Rückerinnerungen. Bey der Unterschrift des Vertrags mit Mailand 1512 (der die Eidgenossenschaft in so viele, ihrem Wesen fremde Unbilden verwickelte) seyen drey Streiche auf dem Tisch gehört worden, wie mit einer Faust stark, „darob die Boten sich entsetzt und je einer den anderen angelugt." — Wie schön die Volkssage unter den Anwohnern des Urnersee's: „Die drey Stifter der Freyheit schlafen seit Jahrhunderten in den Salisberger Felsen (über dem Grüttli), und werden wieder *aufwachen*, um die Schweiz noch einmal zu retten."

— C. —

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STRASBURG, b. Pfähler u. Comp.: *Discours à l'occasion du troisième Jubilé de la Réformation le* 31 *Oct.* 1817, prononcé à Strasbourg à l'église de St. Nicolas par *Jean Daniel Brunner*, pasteur de l'église Françoise de la confession d'Augsbourg. 1817. 17 S. 8.

Diese Predigt, welche in einer edeln und kräftigen Sprache ächt protestantische Grundsätze mit passender Beziehung auf die besonderen Verhältnisse und Umgebungen der Zuhörer des Vfs. ausspricht, verdient unter den zahlreichen zur Feyer des Jubelfestes der Reformation erschienenen literarischen Producten eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Höchst zweckmässig benutzt der Vf. die Worte Apostelgesch. 5, 38. 39, um die Göttlichkeit der durch die Reformation begründeten Lehre sowohl in Rücksicht der Quelle als des Inhalts derselben zu erweisen. Treffend zeigt er, dass die Protestanten, welche, in wiefern sie noch jetzt nach dem Grundsatze: *c'est à Dieu seul que nous sommes responsables de notre opinion réligieuse*, gegen alles menschliche Ansehen in Glaubenssachen und gegen jeden Glaubenszwang protestiren, den Ehrennamen der Protestanten mit Recht verdienen, nur die richtig erklärte Bibel, aber selbst nicht Luthers Ansehen, als Quelle ihrer Religionsüberzeugung betrachten; dass aber nicht nur der Protestantismus, sondern auch die deutlichsten Aussprüche Jesu und der Apostel selbst den Christen die strengste Prüfung ihrer Religionsansichten zur Pflicht machen. Im zweyten Theile stellt der Vf. die Hauptgrundsätze des Protestantismus in strengem Gegensatze zu den Lehren der katholischen Kirche dar, und zeigt, wie jene, gestützt durch einen sehr einfachen Cultus, den bestimmtesten Aussprüchen Jesu und der Apostel entsprechen, und wie überhaupt der Protestantismus, statt irgend eine fanatische Tendenz zu begünstigen, seinen eigenthümlichen Charakter darin habe, menschenfreundliche, arbeitsame, duldsame und der Obrigkeit ergebene Bürger zu bilden. Möge diese treffliche Rede auch unter den katholischen Mitbürgern des Vfs. recht viele Leser finden, um die verderblichen Vorurtheile, welche bey jenen noch häufig gegen ihre protestantischen Mitbürger vorherrschen, und welche von Geistlichen selbst, zur Schande des Christenthums, noch oft mit fanatischem Eifer genährt werden, völlig zu vernichten!

A. Th.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

THEOLOGIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandl.: *Die deutsche Theologie*, das ist, *ein edles Büchlein vom rechten Verstand, was Adam und Christus sey, und wie Adam in uns sterben und Christus erstehen soll.* Von Neuem herausgegeben durch *K. Grell*, Prediger zu St. Marien in Berlin. 1817. XIV u. 90 S. 8. (10 gr.)

Hoffentlich ist dieses Buch (welches Luther einst von Neuem herausgab, und von dem er versicherte, dass nach der heil. Schrift und dem Augustinus dieses ihn am weitesten gebracht habe) unseren Theologen noch bekannt, und es ist wohl nur ein Versehen gewesen, dass Einer sich vor Kurzem gewundert hat, wie in unserer Zeit Bücher unter solchem Titel *geschrieben* werden könnten. In der That giebt es, nach Rec. Dafürhalten, für den Deutschen Theologen, ja für den Deutschen Mann kaum eine anziehendere Erscheinung, als dieses Buch. Man weiss nicht, wo, von wem und wann entstanden, erscheint es im 15 Jahrhundert als *Deutsche Theologie* (der Römischen und scholastischen — beide Begriffe galten noch zu Luthers Zeiten gleich — entgegengesetzt); im mystischen Geiste, welcher den Deutschen immer theuer war, aber mit überraschend klarer Philosophie geschrieben, und zwar nicht in der Platonisch-Tauler'schen (von dieser weicht es im Wesentlichen ab), vielmehr in einer Lehre, welche ganz der letzten *Fichte*'schen gleicht. Dabey finden wir hier die freyeste Anwendung der heiligen Schrift, ohne Allegorisiren, hellen Blick in Menschengemüth und Leben; überhaupt lauter Klarheit und Anwendbarkeit: und Alles in einer ausgearbeiteten (auch für philosophische Darstellung gebildeten) kräftigen, Deutschen Sprache, wie wir sie nicht bey Tauler, sondern nur bey Luther wiederfinden. Indess ist es eine andere Frage, ob eine neue Herausgabe für die Volkserbauung, oder für die höhere Classe unter uns, welche Vieles treibt, Alles annimmt, was eben gilt, und Gefühle heuchelt oder in sich erkünstelt, denen es am Grunde im Gemüthe fehlt — erspriesslich zu achten sey; und Rec. scheut sich nicht, dieses zu verneinen. Ist auch der Vf. der Schrift in sich klar gewesen: so ist es doch für unsere Zeit und für die Menge der *Ausdruck* nicht; und immer ist eine Bekanntschaft mit Vorstellungen, wie sie der Vf. hat, und mit der alten deutschen Rede nöthig, das Buch zu verstehen. Dazu ist, wie wir wenigstens glauben, die Philosophie des Buches keinesweges eine ächt christliche. Sagt man, es müsse sich der Leser an den Sinn halten, und was die Missverständnisse anlangt, so komme es nicht darauf an: so werden wir erwiedern, diesen Sinn geben andere alte, sogenannte mystische Bücher reiner und klarer, aber es sey zu fürchten, dass unsere Zeit durch solche, wie die *Deutsche Theologie* ist, in ihrer weltüberfliegenden oder hinbrütenden Phantasterey sehr gefördert werde. Und in der Wissenschaft könnte durch unbedingte Annahme solcher Schriften das Spielen mit Gemüthlichkeit und Redensarten, was Viele zu Ehren bringt, denen es sonst am Besten fehlt, nur zu viel Ansehen gewinnen. Was sollen wir aber von denen sagen, welche sich Orthodoxen von der alten Art nennen, und dieses Buch empfehlen, welches geradezu die alten kirchlichen Lehren verwirft oder zu Symbolen macht?

Luther hatte freylich Recht, dass er das Buch seinen Deutschen anpries. Es war herrlich zur Gegenwirkung in jener Zeit; es drückte das reine, sittliche, mit dem Weltlichen unvermischte, darüber erhabene Wesen des Christenthums aus, und war ein Zeuge altdeutscher Freyheit im Nehmen und Gebrauchen des Dogma. Dazu war (Rec. sagt dieses auf die Gefahr übel anzukommen) das Deutsche *Volk*, dem gelehrten Stande entgegengesetzt, damals mehr werth, als jetzt, da es durch Druck und durch Ausländerey seinen Ernst und Eifer, seine Tüchtigkeit und Frömmigkeit verloren hat. *Jenes* Deutsche Volk hielt sich wohl an den Sinn des Buches, und wir dürfen annehmen, dass dieser damals herrliche Früchte getragen hat. Wir glauben Manchen gefällig zu seyn, wenn wir hier unsere Vorstellung von der Lehre des Buches mittheilen (vorzüglich da unsere philosophischen Geschichtschreiber das Buch nicht zu erwähnen pflegen); wir werden hiebey viele Zweydeutigkeiten des Ausdrucks bestimmen können.

„Der ewige, in sich unerkennbare Gott hat, im Streben, sein Wesen und seine Kraft zu äussern, die Vernunft hervorgebracht, welche in dem Menschen persönlich und sich ihrer bewusst wird (Cap. 29. 49). In dem Menschen ist diesemnach die Möglichkeit von Zweyerley gegeben: dass er seiner Persönlichkeit gemäss lebe (sein sey und sich wolle), und dass er Gottes und ein Bild Gottes sey. In diesem zweyten Zu-

stande ist er ein *vergotteter* Mensch: in dem ersteren ist er bös und in der Sünde. Warum die Möglichkeit der Sünde von Gott zugelassen worden sey, darf der Mensch nicht fragen; es kommt auch dieses Fragen gewöhnlich aus einem strafbaren Vorwitze (Cap. 48. Indeſs wird die Antwort dort angedeutet, daſs die Freyheit von Gott habe bewahrt werden müssen). Im Leben dieses göttlichen Menschen ist nun die Creatürlichkeit ganz vernichtet, und das Ich und Mein (Ichheit und Selbheit auch oft geheiſsen)." Diese vieldeutigen Ausdrücke: Gottes seyn, sich aufgeben, nicht von der Welt seyn, welche auch mannichfachem Misbrauche unterworfen sind — finden in dem Buche nicht genauere Bestimmung. Wir ziehen Folgendes aus, um diese zu erleichtern: „Jener Mensch will nicht sich (seinen besonderen Vortheil und seine Einfälle), und nimmt nicht Rücksicht auf seine Freude und seinen Schmerz im Thun und Wählen (Cap. 30); sondern er will, was Gott will, und will göttlich seyn. Jenes, indem er den Eingebungen des Gottes in ihm allezeit folgt (der Vf. scheint an einen, irgendwo gegebenen Willen Gottes nicht gedacht zu haben); dieses, indem er nicht Vieles („dieſs und das"), sondern Eines, und zwar das Gute, Vollkommene, indem Gott sich selbst will. Von dem Eigenen, dem Selbst, will er Nichts haben, als „soviel sein Noth ist zur Persönlichkeit." (Cap. 30.) Die Grundfarbe dieses Lebens ist demnach die *Demuth*, welche sich im Erkennen und im Wollen darin zeigt, daſs man sich dabey kein Verdienst giebt, da ja das „ewige Wort" Alles in uns gewirkt hat, und die sich selbst in der Welt und gegen die Creatur äuſsert (Cap. 24). Daher sie sich den bestehenden Ordnungen und Gesetzen (*der Ee*) fügt: wiewohl, wo Schlimmes ist und wir den guten Geist haben, wir nicht anders als uns aussprechen und wirken können."

Der Vf. braucht den Ausdruck *eigener Wille* auf eine besondere Weise, in der es ihm Luther bisweilen nachthut, welchem daher der Gedanke, daſs der Sünder nicht frey sey, so einleuchtend war (Cap. 50 f.). Er vermengt absichtlich die Begriffe *proprium* und *peculiare*, und nimmt jenen Ausdruck bald für: besonderer Wille, bald für: unfreyer. Der Wille, sagt er, verliert Adel und Freyheit, wenn er für das Selbst und das Creatürliche gebraucht wird.

Man wird in dem ganzen Buche nicht sogleich recht klar über die Bedeutung von *Adam* und *Christus*; ob dieſs nämlich geschichtliche Personen und Typen von uns, in unserem doppelten Zustande, oder bloſs Symbole seyn sollen. Indeſs ist es Rec., wenigstens von Christus, entschieden. Die Dreyeinigkeit in Gott ist das nothwendige, innerliche Sichbejahen und Lieben (Cap. 29; so unterscheidet sich das Buch von den gewöhnlichen platonisirenden, in denen die Trias auf jenes äuſserliche Sichbejahen bezogen wird). In Einem Menschen, Jesus, hat das göttliche Wort (der sich aussprechende Gott) ganz entschieden und klar gelebt: dieser ist nun im Thun und Erfahren das Musterbild für alle Menschen. Glauben an Christum, ihn haben, bedeutet nichts, als im Leben ihm nachahmen (Cap. 43: „Wo Christi Leben ist, da ist Christus: da sein Leben nicht ist, da ist Christus auch nicht"). Anders heiſst es auch nicht, daſs wir durch ihn selig werden sollen, als im Leben, wie er es führte, selig seyn (Cap. 53). In jedem rechten Leben ist ein versöhnendes Leiden und Sterben, wie im Leben Christi (Cap. 35), ist Höllen- und Himmel-Fahrt (Cap. 11), und es ist überhaupt nur durch eine Vergottmenschung Buſse und Besserung möglich (Cap. 3). — Von Adam ist es weniger entschieden, was der Vf. gedacht habe; wenigstens wird der Sündenfall (Cap. 48) durchaus allegorisirt. — Manche Begriffe werden verschieden genommen, z. B. der des *Glaubens*. Denn Cap. 40 wird das Wort vom geschichtlichen Wissen gebraucht, Cap. 46 von einem allgemeinen Kennen und Fürwahrhalten, welches vor dem genaueren hergehe. — Man wird aus diesen Umrissen sich bald von der Wahrheit dessen überzeugen, was oben von dieser Schrift gesagt wurde. Das Thema desselben ist die (wie bey den Platonikern genommene) Stelle 1 Kor. 13, 10.

Unser Vf. hat, auſser wenigen Worten, welche er eingeschaltet hat, wahrscheinlich erklärenden oder berichtigenden Lesarten, eine kurze Vorrede gegeben, in der er, nach den gangbaren Gewährsmännern, vom Vf. und den Schicksalen des Buches, und, aus *Arnd*, von seinem Inhalte gehandelt hat. Er selbst giebt nur folgenden Begriff von diesem Inhalte: „es spreche darin der beseligende Glaube an die fortwährende Offenbarung des Göttlichen im Menschlichen, die in dem Weltheilande erfüllt war, und die, unter den Seinigen sich stets erneuernd, durch gläubiges Erfassen seines Geistes, in jeder Äuſserung eines wahrhaft christlichen Lebens, ein Abglanz des Wortes von der Versöhnung ward," — welche Beschreibung, wiewohl zweydeutig, doch sicher zeigt, daſs der Herausg. den Sinn des Buches begriffen habe: wie sich denn in Allem, was er sonst sagt, ein schöner Eifer für die gute und christliche Sache offenbart. Die Luther'sche Vorrede ist mit abgedruckt. Rec. fühlt sich nicht gedrungen, der Vorrede des Herausgebers literarische Notizen beyzugeben, welche sich wohl noch darböten; er bemerkt nur, daſs es einen schönen Commentar des Buches von *Valentin Weigel* giebt, welchen wir unter dem Titel: *kurzer Bericht und Anleitung zur teutschen Theologey*, in der *philosophia mystica* (Neustadt, 1618) S. 134 ff. finden. B. C. D.

Leipzig, b. Hartknoch: *Das Leben der Andacht in hundert geistlichen Liedern*, für Freunde der häuslichen Erbauung; auch als Anhang zu jedem Gesangbuch, von *Johann Gottlob Trautschold*, Pastor zu Gröbern und Groſsdobritz bey Meiſsen. 1817. 162 S. 8. (8 gr.)

Was der Vf. im Vorworte sagt, ist Alles recht gut, daſs der alte Choral seinen eigenthümlichen Reiz und Werth habe, — daſs hier Kraft ohne Prunk, Tiefe und Fülle ohne Verworrenheit, Innigkeit ohne Ziererey, Schwung ohne Übertreibung; daſs hier nur das Heilige sey, das sich zur Wonne und zur Wehmuth

gestalte, veredelnd und erhebend über Lust und Gram, — dass das Wesen der Begeisterung überhaupt für den geistlichen Dichter nicht auf Anspannung der Phantasie beruhe, sondern auf Rührung u. s. w. Ob auch des Vfs. Gesänge sämmtlich aus einer religiösen Gemüthsstimmung hervorgegangen sind, das wird aus der näheren Prüfung derselben erhellen, welche um so nöthiger zu seyn scheint, da diese Gesänge einige Lücken in den öffentlichen Gesangbüchern ausfüllen sollen. Übrigens bemerkt der Vf., dass er sich bestrebt habe, theils die Melodieen so zu wählen, dass sie dem Inhalte genau entsprechen (welches viel sagen will, da der Inhalt der Verse, wenn auch über einerley Materie, so verschieden ist, und die Gedanken hier erhebend, dort fallend, hier fröhlich, dort traurig sich aussprechen), theils den Gang der Modulation in den einzelnen Versen nachzubilden, theils auch manche mit Unrecht zurückgesetzte Melodie hervorzuziehen (hier kann nur der eigentliche Tonkünstler urtheilen; freylich müssten auch die Stellen angegeben seyn, wo er den Gang der Modulation in den einzelnen Versen nachgebildet habe). Es ist zwar schon keine geringe Empfehlung für diese Gesänge, dass Hr. D. *Ammon* sie, nach seiner beygefügten Äusserung, sowohl wegen ihres lehrreichen Inhaltes, als wegen ihrer leichten und ungemein fliessenden Versification, des Druckes würdig gefunden hat; allein diess darf Rec. von einer strengen Untersuchung um so weniger zurückhalten, je lieber und ehrenvoller es ihm seyn wird, wenn er nach seiner Überzeugung mit Hn. *Ammon* übereinstimmen kann.

Den Liedern voraus geht eine Zueignung der Gesänge, Koloss. 13, 16, nach der Melodie: Nun danket Alle Gott.

Aus voller Seele ward das fromme Lied gesungen.
Nicht Gunst, nicht eitler Ruhm hat sich das Herz errungen!
Doch wer ihm [kann bezogen werden auf Lied, auf Ruhm, auf Herz], sanft gerührt, in Andacht nachempfand,
Der segnet still das Wort, das sich dem Mund entwand.

Erhebendes finden wir in dieser Strophe nicht; und so waren auch die drey übrigen ganz gewöhnlich; wenigstens empfand Rec. dabey keine Rührung, keine Andacht, kein Leben der Andacht. Die Gesänge eröffnen sich mit einem Morgenliede, unter der Aufschrift: *Freudigkeit am Morgen*, Melodie: Ich dank' dir schon schon durch deinen Sohn u. s. w.

Des neuen Tages heitres Licht
Erweckt auch meine Lieder;
Du sendest, Gott, was uns gebricht,
Alltäglich neu hernieder.

Dank und Prüfung am Abend; Melodie: Nun sich der Tag geendigt hat u. s. w.

Schon bin ich wieder meinem Ziel
Um einen Tag *genaht.*
Des Guten giebst Du, Gott, mir viel,
Auf meinem Erdenpfad. —

Auch diess ist gewöhnlich. Und so haben wir in wenigen Liedern etwas besonders Erweckliches gefunden. Man sieht es, dass der Dichter kein *Gellert* ist. Indess ist uns doch unter ihnen kein schlechtes vorgekommen. Sie betreffen mancherley specielle Fälle, z. B. *Morgenlied für Studirende*, in welchem wir aber nichts gefunden haben, das nicht auch jeder Nichtstudirende singen könnte. Das Lied: *Frommsinn eines Blinden*, war der Überschrift entsprechend, auch ziemlich erbaulich. Auch das Lied nach hergestelltem Gehör ist speciell und gut; besonders gefiel uns das Lied zum Kirchengange der Wöchnerin, bey Einsegnung eines Jubelpaars, und zur Reformations-Jubelfeyer. Kurz, es ist eine Sammlung vieler guter, aber wenig schöner, und noch weniger vortrefflicher Lieder.

q.

PHILOSOPHIE.

SULZBACH, b. Seidel: *Lebensphilosophie* in auserlesenen Maximen dargestellt von *Johann Baptist Schenkl*, Königl. Baier. Stadtrath in Bamberg u. s. w. 1817. 44 S. 8. (4 gr.)

Hr. *Schenkl*, der nach einem diesen Blättern angehängten Verzeichnisse bereits 33 kleine Schriftchen herausgegeben hat, beschenkt uns hier in 188 Nummern mit Maximen und zwar auserlesenen Maximen der Lebensphilosophie, ohne zu sagen, ob sie (wenigstens zum Theil) geborgt, und für wen sie denn eigentlich bestimmt seyen. Es sind theils psychologische und anthropologische Bemerkungen, theils Regeln der Tugend und Klugheit. — Um die Abfassung solcher Maximen ist es etwas Missliches. Zwar wissen wir nicht, was Hr. *Sch.* für eine Lebensphilosophie habe; aber das wissen wir: Wenn solche kurze Sentenzen nicht trivial, nicht zweydeutig und schief oder gar falsch seyn, wenn sie durch Inhalt und Form gefallen, anziehen und erwecken sollen (und das verlangt man doch mit Recht): so wird bey dem Verfasser derselben erfodert eine feine und tiefe Menschenkenntniss, viel Scharfsinn und Witz, eine schöne und treffende Sprache. Hr. *Sch.* hat nach unserer Überzeugung keine von diesen Gaben. Wir fanden gar wenige dieser Maximen *auserlesen;* die meisten sind trivial, nicht wenige zweydeutig und schief, einige sind Regeln einer gemeinen Klugheit. In die erste Classe setzt Rec. z. B. No. 7: „Kein Sterblicher ist frey von Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten. Das Schicksal, die Welt und die Menschen bereiten ihm solche zufällig und absichtlich. Ausserdem giebt es viele Übel, die der Mensch selbst verschuldet, oder durch eigene (?) Vorstellungen sich selbst aufbürdet." No. 8: „So lange wir auf dieser Erde herumwandern, so sind wir wie auf einer Schaubühne, wo verschiedene Abänderungen vorgehen. Heute reich, morgen arm, heute vergnügt, morgen traurig u. s. w.; der beständige Wechsel mit (!) Glück(s)- und Unglücks-Fällen ist uns, so wie dem Monde das Ab- und Zunehmen, eigen. Daher

Geniesse, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last."

Wie gehören doch diese Verslein hieher! No. 119: „Das sicherste Mittel, lange zu leben, ist, wohl zu leben. Zwey Dinge verkürzen das Leben: Unwissenheit und Unsittlichkeit: viele Menschen verlieren es frühzeitig, weil sie keine Kenntniss des Körpers und der Mittel der Erhaltung seines Wohlstandes (!) besitzen; andere, weil sie den guten Willen nicht haben, über ihre Gesundheit zu wachen." No. 127: „Versäume nie eine Gelegenheit, wo du dir auch in anderen (?!) Fächern Kenntnisse erwerben kannst. Besser lernt man zu viel, als zu wenig; was man vor der Hand nicht nöthig hat, bewahrt man in seinem Magazine; braucht man es: so holt man es hervor. Niemand kann wissen, ob er gerade in seinem Fache ein reichliches Stückchen (!) Brod findet. Ein Handwerk verläfst zwar keinen Menschen, aber es können doch Zeiten eintreten, da es nicht geht." (Das kann man, besonders gegenwärtig, in mancher Werkstätte hören!) Zwar auch nicht neu, aber ganz richtig ist No. 129: „Es kommt nicht darauf an, was man einst wird, sondern wie man seinen Beruf erfüllt. Ein geschickter und fleissiger guter (!) Handwerksmann ist mehr werth, als ein schlechter (!) Gelehrter. Was du also lernst, lerne ganz." Vollkommen wahr! — Man vgl. weiter No. 10. 14. 22. 23. 24. 27. 29. u. s. w.

Zu der anderen Classe rechnet Rec. z. B. No. 79: „Wenn der Verstand mit dem Herzen zerfällt, opfere das Herz sich dem Verstande auf." No. 118: „Wisse dich in alle Menschen zu schicken. Klug ist Jener, welcher heilig ist mit den Heiligen (auch wenn er es allein nicht ist? Ist das Lebensphilosophie?), gelehrt mit den Gelehrten (wenn das nur so leicht anginge!), ernsthaft mit den Ernsthaften" u. s. w. No. 133: „Setze dir nicht die Grille in den Kopf, die Welt zu reformiren: so wirst du dir vielen Kummer ersparen. In der Welt, worin wir leben, giebts keine Ideale der Vollkommenheit. Das höchste Vollkommene hienieden ist das, nicht böse seyn; und wenn Einer den Anderen hübsch in Ruhe läfst: so mögen wir schon diese Welt die beste nennen: denn besser wird sie vors Erste gewisslich nicht." (So etwas sollte man besonders in einem schlaffen und egoistischen Zeitalter, das auf der anderen Seite so grosse Ansprüche an eine gemeinnützige Thätigkeit macht, nicht als Maxime der Lebensphilosophie aufstellen.) No. 173: „Leben ist Fühlen, Denken, und die einzige untrügliche Art, das Leben abzumessen, ist, nicht die Zahl der Jahre, wohl aber die Zahl der Gedanken zu vergleichen, die jeder Mensch ins Unendliche zu vermehren fähig ist." (Ach nein, nicht die Zahl der Gedanken, diese *non numerantur, sed ponderantur.*) No. 147 steht auch: „Wer ein Handwerk hat, der hat ein Capital, *und wer Verstand hat, der bekömmt ein einträgliches Ehrenamt.*" (Wenn Hr. *Sch.* das aus seiner Erfahrung geschöpft hat: so wünschen wir seinem Vaterlande Glück; nach Rec. Erfahrung leidet die Regel gewaltig viele Ausnahmen.)

In die dritte und schlimmste Classe setzt Rec. z. B. No. 53: „Bedenke dich wohl, ehe du einem Menschen geringfügig (?) begegnest. — Eh(e) du es denkst, kannst du seiner bedürfen, und vergebens ist alsdann der Wunsch, ihn nicht beleidiget zu haben." No. 113: „Schliesse dich an die grössten Geister an, so lange du noch dein Glück machen willst; hast du es gemacht: so gehe mit mittelmässigen Köpfen um." (Diese Lebensphilosophie kommt Rec. gar nicht edel vor.) No. 120: „Vermeide eine zu grosse Vertraulichkeit mit Menschen, und eröffne dich so leicht nicht. Ein weltkluger Mann ist nie sehr offen gegen Andere, und läfst eben so wenig zu, dass Andere es gegen ihn seyen. Ein ernstes, mit weiser Zurückhaltung verknüpftes Betragen giebt uns Ansehen, wir verlieren es, wenn wir uns familiarisiren. Wenn man sich in Entfernung hält, kann man auf Ehrfurcht der Menschen rechnen" u. s. w. (Hr. *Sch.* verwechselt offenbar Offenheit, Vertraulichkeit, sich gemein machen.)

Um nun auch noch von der Sprache des Vfs. einige Proben zu geben, führen wir zuerst einige sonderbare Ausdrücke und Constructionen an, die Rec. noch nicht vorgekommen sind, z. B. No. 3: „die Freuden des Lebens mit Wohl (?) geniessen." No. 19: „Wem seine eigene Vervollkommnung ernst (!) ist, der muss mit der lebendigen Wachsamkeit aller Sinne (!) aus der wirklichen Welt, aus dem Umgange mit Menschen, ihre Wahrnehmungen, Beobachtungen und Erfahrungen, selbst (!) die Regeln für sein eigenes Verhalten abstrahiren und befolgen" u. s. w. No. 30: „Auch die glänzendsten Scheinhandlungen gleichen im Tode den Seifenblasen." Rec. kennt wohl Scheintugenden, aber von Schein*handlungen* hat er noch nie etwas gehört, auch keinen Begriff; eben so wenig von „Kräften der Einbildung," No. 46. No. 48: „Auch des treulosesten Freundes Vertrautes vergrab in dich selber." No. 51: „Wer sehr *unempfindlich ist*, Andere zu beleidigen, ist sehr empfindlich, wenn er beleidigt wird. Es scheint, Hr. *Sch.* habe dem schönen Gegensatze zu Liebe undeutsch geredet. No. 105: „Vom feinsten Scherz(e) bis zur ärgsten (!) Beleidigung ist nur ein einziger Schritt." No. 122: „Der Neid ist nirgends so zu Hause, als in seinem (in wessen?) Geburtslande. Man erinnert sich darin stets mehr seiner (wessen?) früheren Unvollkommenheiten" u. s. w.

Zum Schluss noch einige Bilder, mit welchen Hr. *Sch.* seine Maximen der Lebensphilosophie ausgeschmückt hat! No. 34: „Was den Lauf der Tugend sperrt, ist eine Hemmkette der Glückseligkeit." No. 114: „Verschwiegenheit ist das *Allerheiligste* der Klugheit. Feine Menschen untersuchen den *Puls* der Geister anderer Personen durch ihre *Zunge*. Man muss hören, sehen und schweigen können, man muss allezeit so reden, als ob man sein Testament machte (!!). Ein Charakter ohne Verschwiegenheit ist ein offener Brief."

Aus Allem zieht Rec. den Schluss, dass Hr. *Sch.* (dessen sonstigen Verdiensten er gar nicht zu nahe treten will) diese Maximen der Lebensphilosophie *in vita Minerva* auserlesen hat. T—s.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

PHILOSOPHIE.

Kiel, gedr. b. Mohr: *Über den Begriff und die Erkenntnifs der Wahrheit.* Lehrern der Logik und Metaphysik mit der Bitte um belehrende Prüfung, und Zuhörern als Grundlage für mündliche Erörterungen mitgetheilt von *Carl Leonhard Reinhold.* 1817. 63 S. 8.

Rec. gehört nicht zu denen, welchen *Reinhold*, als Philosoph, so unbedeutend ist, weil Philosophen von Namen ihn einst so dargestellt haben, denen man nun entweder aus Geistesschwäche nachspricht, oder gleichgestellt seyn möchte, indem man ihre Reden führt. Unsere Zeit verlangt einen vornehmen oder auch groben Ton, damit Einer sich geltend mache und erhalte; und Hr. *R.* hat zu mild und edel gedacht, als dafs er diesen hätte annehmen sollen. Er hat seine Streitigkeiten zu moralisch geführt, in einer Zeit, da man die Persönlichkeit des Gegners anzugreifen und zu schänden pflegt; er hat endlich die kleinen Schreyer zu gütig behandelt, aus welchen die Welt Etwas zu machen anfing, und welche am Ende grofse und wichtige Schreyer wurden. Anerkannt an ihm ist die Reinheit und Innigkeit des Gemüthes, und er hat beides auch genug in der Art und dem Inhalte seiner Philosophie gezeigt; eben so sein Trieb zu forschen, sein Drang nach Gewifsheit, der ihn auch, wenn er sich eine der gangbaren Lehren angebildet hatte, immer wieder wegzog, zu anderen hinzog, und jenen Wechsel der Theorieen verursachte, welcher ihm so bitter vorgeworfen wird. Indefs hat *R.* doch immer die Einheit seiner Gesinnung behauptet; jene Theorieen sind einseitig gewesen, und der rechtschaffene Forscher konnte sie nicht behaupten; die philosophischen Zeiten aber, in denen er heranwuchs, hatten so bedeutende Erscheinungen, und welche einander so schnell folgten, dafs die Meisten weniger selbstforschend als prüfend und annehmend waren. Und immer ist doch *R.*, mit seiner Aufrichtigkeit des Strebens und des Bekennens mehr werth, als die Art derer, welche in unerklärten Formeln sich ihr Lebenlang behaupten, oder in ausgewiesenen Irrthümern, während sie auf die Stimmen Anderer nicht hören; oder endlich wesentliche Abänderungen in ihrer Theorie vor dem gutmüthigen Publicum verbergen, welches, wie ja wohl anerkannt ist, von den Philosophen, welche die ersten heissen, in unserer Zeit geschehen ist. Endlich aber ist es ausgemacht, dafs *R.* den bedeutendsten und würdigsten Einflufs, weniger als philosophischer Schriftsteller, denn als Lehrer, gehabt, und wie er Sinn, Geist und Gemüth seiner Freunde zu gewinnen und aufzuregen verstanden hat. Doch wir sollen hier keine Apologie *R's.* schreiben, und der würdige Mann bedarf ihrer kaum; wir sollen die Gedanken einer Schrift darstellen und beurtheilen, in welcher er das Wesentliche seiner *jetzigen* Theorie niedergelegt hat. Wir glauben, mit der Darstellung dieser Hauptgedanken Manchen nützlich seyn zu können, welche einen Leitfaden durch die abstracte Sprache *R's.* nöthig haben, und eine Basis, wo *R.* aus seiner Denk- und Sprech-Weise voraussetzt, wie es seine Art ist.

Diese Schrift soll die Gewifsheit dessen, was dem menschlichen Wissen Halt und Werth giebt, und zwar die *ursprüngliche Gewifsheit* im Gemüthe, gegen diejenigen darstellen, welche immer noch durch Wahrnehmen, Beobachten, Schliessen zu ihr gelangen wollen. Der Vf. drückt es aus, *Wahrheit und Vorstellung* solle nicht vermengt und sich nicht entgegengesetzt, sondern die Idee der Wahrheit, die Wahrheit an sich, gefafst werden. Aus einem solchen niederen Streben, aus der Verdunkelung des höheren Bewufstseyns, werden die falschen Theorieen hergeleitet, der realistischen oder idealistischen Indifferenz, des Skepticismus, der absoluten Identität, von welcher letzten im Folgenden noch gehandelt werden wird. Denn diese Lehren, meint *R.*, sind hervorgegangen aus dem Gedanken, Subject und Object stehen einander in der Welt entgegen, und aus der irrigen Vorstellung vom Objecte. Daher denn auch die gangbare Erklärung des Begriffes, *Wahrheit* (Übereinstimmung des S. und O.), als ein Ausdruck jener Unbewufstheit genommen wird (S. 16. 27).

Die Wahrheit an sich, das, dessen der Mensch sich ursprünglich bewufst ist, ist, dafs das Seyn an sich mit sich übereinstimme, d. i. dafs sich untergeordnet sey das Veränderliche und Unveränderliche; und dieses zwar, das Unveränderliche am Veränderlichen, und das absolut Unveränderliche. (Die *unterordnende Ordnung* heisst es *R'n.*, wahrscheinlich, weil die gewöhnliche Sprache das *unterordnen* überhaupt für untergeben braucht.) In dieser Ordnung liegt auch das *Ordnende*, welches

das denkende Urwesen und der erzeugende Schöpfer, Gott und Natur, ist (diese, die Grundform, welche jenes Urwesen dem Geschöpfe ertheilt hat). (In diesen Darstellungen liegt nur in den Formeln einige Schwierigkeit. Sie kommt aus dem Bestreben, systematisch zu verbinden und entgegenzusetzen. ' Das *ausser der Vorstellung* und *an sich* ist hier nicht sowohl von dem zu verstehen, was Etwas wirklich ist, wie es nicht nur von uns vorgestellt wird, sondern vielmehr von dem, was keiner Vorstellung, keines Herbeyholens, Erlangens bedarf, dessen wir uns unmittelbar bewusst sind. Dieses Wort, Vorstellung, aber verknüpft *R's.* Sätze mit denen der gewöhnlichen Philosophieen, in welchen das als der Grundirrthum des Menschen erscheint, dass die Vorstellung für das Ding an sich gehalten wird. — Sodann bedeutet dem Vf. *Wahrheit* (in der Formel: Wahrheit an sich) eigentlich Wirklichkeit; auf die Erklärung aber, Übereinstimmung mit sich, brachte ihn die gewöhnliche Bedeutung des Wortes: Übereinstimmung des Subjects mit dem Objecte. Indess bringt der Gedanke, dass jene Ordnung auch zugleich ein Ordnendes sey, den Begriff der gewöhnlichen Sprache wieder näher; daher denn auch *Unwahrheit* S. 58 ganz subjectiv genommen wird.)

Aller Dinge Wesen und Werden, fährt der Vf. fort (S. 30 f.), besteht nur durch Theilnahme an diesem Denken des Urwesens (d. i., wie wir es verstehen, sie sind und werden, indem das Naturgesetz mit seinem Drange und Leben eine persönliche Gestalt nimmt und dieselbe vollendet). Der Mensch aber nimmt daran durch Vorstellung Theil. (Dieses wird so erklärt: „da er nicht allgegenwärtig ist, muss es ihm vorgestellt werden, zum Genusse und Gebrauche gegeben." Wir deuten dieses so: es muss ihm in einem persönlichen, individuellen Bewusstseyn gegeben werden. Des Wortes Vorstellung hätten wir uns hier lieber enthalten, da es einen unleugbaren Widerspruch in der Form der Lehre verursacht.) Unmittelbar *gegenwärtig* ist es dem Menschen nur im Wahrheitsgefühle, mittelbar durch den Verstand. Und so behauptet denn der Vf., dass das menschliche Denken durch das Wahrheitsgefühl immer bedingt sey, aber wenn es ein Vorstellen durch Begriffe ist, durch die Sprache vermittelt werde. Diess ist ein Gedanke, welchen unser Vf. neuerlichst oft und auseinandergesetzt vorgetragen hat, von dem schon Andere in unseren Blättern gesprochen haben, und Rec. anderwärts reden wird. Die Sprache gilt dem Vf. als Bedingung der Vorstellung der Begriffe, und als Vermittlerin zwischen Sinnlichkeit und Denken. Es müsste anziehend seyn, *R's.* Vorstellungen hierüber mit den Philosophemen, besonders der christlichen Alexandriner über νοῦς und λόγος, und die Vollendung jenes durch diesen, zu vergleichen.

Der Mensch, in seinem sittlichen Zustande, ist entweder dem *Gewissen* oder der *Selbstigkeit* übergeben. (Wahrheitsgefühl über Selbstgefühl, oder umgekehrt.) Der Vf. folgt *Fichte's* Redebrauche, und versteht die Thatsachen des Bewusstseyns von dem, was im Selbstgefühle für uns liegt. Das Vernünftige ist das Denken und Handeln im Wahrheitsgefühle. *Erfahrung* (S. 38) nimmt man gewöhnlich von der äusserlichen, oder einem Gemische des Äusserlichen und Innerlichen (sie steht beym Vf. wahrscheinlich in dem Verhältnisse zu den Thatsachen des Bewusstseyns, in welchem Vernunft zu dem Gewissen steht: sie bedeutet ein Leben in ihnen). Das *eingebildete Wissen* setzt die Erfahrung über das Gewissen, oder ihm gleich.

Die eigentliche *Unwahrheit*, der Widerspruch an sich, besteht aber, dem Vf. zufolge, entweder in der Umkehrung oder Verkehrung der unterordnenden Ordnung der Charaktere des Seyns, durch ein verworrenes Vorstellen (da man also das Unveränderliche als veränderlich, das Veränderliche als unveränderlich behandelt); oder in der Aufhebung des Unterschiedes und des Zusammenhanges der Einheit an sich (des Charakters des an sich Unveränderlichen) mit der unter ihr stehenden Einerleyheit, und dieser mit der unter ihr wechselnden Verschiedenheit (der Charaktere des Unveränderlichen am Veränderlichen, und dieses, des Veränderlichen), S. 58. Wie wir den Vf. verstehen, wäre diese zweyte Art der Unwahrheit nur eine einzelne Äusserung der ersteren: man sieht, dass sie denen beygelegt wird, welche den niederen Begriff der *Identität* in die Betrachtung des Höchsten hinübertragen.

Zu dieser letzten Polemik gehört denn auch, was S. 41 ff. über Verwechselung der logischen und metaphysischen Principien gesagt wird. Es wird hier beyläufig auch über die Sätze der Identität und des Widerspruches für sich gesprochen; wie z. B. dort das *gleich*, *einerley* u. s. w. gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht werde, und das *seyn* vieldeutig sey. Sodann wie in diesem genau bestimmt seyn sollte, dass Widerspruch nur Statt habe, wo dasselbe Subject, einerley Prädicat und einerley Rücksicht Statt habe (was sich nun freylich wohl von selbst versteht). Dann wird gezeigt, wie diese Sätze bloss der Logik gehören, und dass die bisherige Deutsche Philosophie (wiewohl sie dieses immer bekannt hat, dass nämlich die Sätze bloss der Logik gehören) doch in der That auf sie sich gestützt habe; wie *Kant* das Seyn an sich dem Menschen genommen, und *Fichte* es dann ganz aufgehoben habe; endlich es durch blosse Identisirung des Seyns mit dem Denken habe gerettet werden sollen.

Rec. hätte gewünscht, dass diese Quellen der philosophischen Irrthümer klärlicher nachgewiesen und unterschieden worden wären: besonders scheint es an dieser *Unterscheidung* derselben, vielleicht beym Vf. selbst, zu fehlen. Rec. hat, in des Vfs. Sinne, beides, klarere Darstellung und Unterscheidung, versucht, und er würde sich sehr freuen, wenn es ihm gelungen wäre, oder wenn er auch nur vorerst den Zusammenhang und die Gedanken des Vfs. richtig dargestellt hätte. Denn wir glauben, dass die Gedanken dieser Schrift sehr würdig sind, und ein Ausdruck und Zeugniss für die Vernünftigkeit und Frömmigkeit, welche

in unsere Philosophie wiederkehrt; dafs aber besonders die Darlegung der Vermischung des Denkens und des Begreifens, dieses Grundübels der Philosophieen, und die der Sprachverwirrung unter unseren Philosophen, sowohl sehr verdienstlich sey, als von *Reinhold* gerade mit vielem Talent und Glück unternommen werden könne. B. C. D.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Parchim, b. Vf.: *Repertorium universale, oder Lexikon rein-historisch-archivalischer Momente der lutherisch-christlichen Gemeinden, Kirche und Geistlichkeit zu Mecklenburg in Biographieen und Anzeigen des Amtes und Standes, nebst hülfskenntnifslichen Anwendungen, vorzüglich akademischer Literatur, sonst aber überhaupt archivalische Verwahrungen und Publicirungen durch den Druck, als handbüchliche Nachweisungen zur Kirchen- und Gemeinden-Geschichte;* dem hohen Herzoglich-Mecklenburg-Schwerinschen Geheimen Raths-, Ministerial- und Regiminal-Collegio zu Schwerin in Submission und Devotion gewidmet, und danächst allen Mecklenburgern, insonderheit den Kirchen-Patronis und Pastoribus empfohlen zur Förderung. *Erste Sammlung*, A bis Z, zunächst Parchim-Mecklenburgische Provincial- und General-Momente, mit Weiterungen zum Allgemeinen und zur completen Namenverzeichnung der geistlichen und kirchlichen Beamten Mecklenburgs bis ins fernste Alterthum. Entstanden durch Lesung, Ansammlung und Ordnung des St. Georgen-Archivi der Parchimschen Superintendentur und Kirchen, die der Verfasser seit 5 Jahren frequent und durchweg selbst, als alleiniger Augenzeuge, angestellt hat, und als Auszug aus dem, unter Ansicht jenes Archivi erwachsenen, bisher im Manuscript auf 9 Ries Papier starken, besonders genealogisch erschöpfenden, und durch alle Kirchenbücher reichenden privaten Archiv-Lexikon des Verfassers, Pastoris, *Friedrich Johann Christoph Cleemann. Manum de Tabula.* Mit dem Bildnifs des Vfs. 1809. 92 S. gr. Fol. (1 Rthlr. 21 gr.)

2) Ebendaselbst: *Syllabus Parchimensium, oder biographisches Verzeichnifs der Parchimschen Superintendenten und sämmtlichen geistlichen und kirchlichen Beamten, mit Rücksicht auf M. Joachimi Man(t)zels, Conrectors, Schediasma de Suptd. Parchim.; und unter dem Beystande des Hn. Präpositi. Christian Gottfried Man(t)zel zu Crivitz.* Zunächst als vorläufiger Anhang zum A. des archivalischen Lexikons der Gemeinden- und Kirchen-Geschichte zu Mecklenburg, auf Erläuterung und in der Absicht, die gewinnbaren historischen Nachrichten immer mehr nach und nach zu erreichen, entworfen von dem Vf. des Lexikons *Friedrich Johann Christoph Cleemann*, P. Dem Hochwürdigen Herrn Superintendenten Rudolph Carl Friedrich Franke bey dem Antritte seines Amtes gewidmet. 1809. 60 S. Fol. (1 Rthlr. 3 gr.)

3) Ebendaselbst: *Syllabus Parchimensium, fortgesetzt als Syllabus Circulorum oder biographisches Verzeichnifs der Seniorum, Praepositorum, Pastorum und sämmtlichen geistlichen und kirchlichen Beamten und Diener, nebst kurzen Anzeigen einiger Hauptmomente der Visitationen, des Alters der Kirchenbücher und Rechnungsregister u. dgl.* Als Eingang zum B. des archivalischen Lexikons der Gemeinden- und Kirchen-Geschichte zu Mecklenburg, entworfen von dem Vf. des Lexikons *Friedrich Johann Christoph Cleemann*, P. 1810. 61 — 290 S. Fol. (3 Rthlr. 9 gr.)

Diefs Doppelwerk des fleifsigen Vfs. (der sich zwar Pastor nennt, es aber nie, sondern nur eine Zeitlang Collaborator seines Vaters, des Pastors zu Loissow, war, und jetzt Privatgelehrter zu Parchim ist) verdient in literarischer Hinsicht nicht so unbeachtet zu bleiben, wie es bisher gewesen ist. Denn wenn Rec. auch gern zugeben will, dafs der Vf., besonders in No. 1, aus zu übertriebenem Eifer, des Brauchbaren und Nützlichen recht viel zu liefern, sich gar zu sehr der Mikrologie hingab, und in beiden Schriften Manches nicht gehörig geprüft, und zu zahllosen Berichtigungen Veranlassung gegeben hat, auf welche sich Rec. hier nicht einlassen kann, die er aber dem Vf. zur künftigen Vervollkommnung seiner Arbeit gewifs mittheilen wird: so kann er, der sie vielleicht genauer wie irgend Einer kennt, mit Grunde betheuern, dafs er darin sehr viele bisher unbekannte und unbenutzte Goldkörner für alle Zweige der Mecklenburgischen, besonders kirchlichen und Gelehrten-Geschichte gefunden, und sehr viele derselben für ein wichtiges literarisches Werk seines Vaterlandes benutzt hat. Der Vf. bestand diese Arbeit mit unglaublicher Ausdauer und der strengsten Gewissenhaftigkeit, wenn gleich mit sichtbarem Mangel an ächtem und sichtendem kritischem Gefühl, der sich schon in den Titeln ausspricht, im kalten Kirchengewölbe unter den drückendsten Nahrungssorgen wahrhaft heroisch; und daher verdiente er wohl, dafs, wenigstens im Vaterlande, jeder Biedermann, der einige Thaler nicht zu achten braucht, seinem Fleifse diese zollte, und dadurch sein hartes Schicksal ihm erleichterte. Wahre Wonne würde es Rec. seyn, wenn seine Anzeige dieses zu bewirken vermöchte!

Er will jetzt nur noch einige wenige Zeilen über die innere Ökonomie beider Werke hinzufügen.

Des ersten Werkes, nämlich des *Repertorii universalis* oder *Lexici*, Zweck erhellt genügend aus dem, aus nicht weniger als 104 Wörtern bestehenden Titel, und wenn dasselbe nur bis A geliefert ist: so ergiebt es sich leicht, dafs der grofse Kostenaufwand, welchen diefs sehr eng gedruckte Werk erfodert, bey nicht erheblicher Unterstützung, die Kräfte des bey weitem nicht entschädigten Vfs., dessen eiserner Fleifs schon ungleich mehr zum Abdruck vorgearbeitet hatte, überstieg.

Der *Syllabus* No. 2 geht durchs ganze Alphabet fort, und stellt in der ersten Lieferung sehr interessant *Parchims* Superintendenten, Archidiakonen, Diakonen, Collaboratoren an der St. Georgs-, so wie die Pastoren und Diakonen an der St. Marien-Kirche, die Lehrer der Stadtschule, die Organisten, fürstl. Ökonomen, Provisoren, Küster und Schulhalter dar. Von S. 49 — 51 folgt des Vfs. Selbstbiographie, und S. 51 — 58 Nachträge und Corrigenda, welche ruhmvoll seinen ernsten Willen beurkunden, etwas möglichst Vollständiges zu leisten. — Die zweyte Lieferung des Syllabus (No. 3) enthält als Eingang zum B. die Gemeinden- und Kirchen-Geschichte der Superintendentur Parchim, die Schwerinschen, Wismarschen, Güstrowschen, Rostockischen, Neubrandenburgischen und Neustrelitzischen Superintendenten, Kirchenvisitations-Secretarien, Räthe und Notarien in fortlaufender Seitenzahl von S. 63 — 195. Dann folgt S. 195 — 208 Revision nach neuen Quellen, und ein sehr sorgfältig gearbeiteter alphabetischer Index mit fortgesetzter Revision und Rücksicht auf das Lexikon von S. 209 — 290 schliesst das ganze Werk, welches Rec. bey allen Fehlern und Mängeln doch als wahre Bereicherung der vaterländischen Literatur zu empfehlen nicht ansteht.

Mit Vergnügen sieht Rec. dem baldigen Erscheinen des vom Vf. angekündigten *Syllabus Gustroviensium* entgegen. B. R.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, b. Arnold: *Lebensbilder* von *W. A. Lindau.* Erster Theil. 149 S. Zweyter Theil. 167 S. 1817. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Manier des Vfs. ist bekannt: eine leichte angenehme Erzählungsgabe, reine Sprache, ohne grossen Aufwand von Imagination, und ohne ausgezeichnete Darstellungkraft.

Das erste Bändchen enthält: 1) *Liebschaften in drey Welttheilen.* Recht artig vorgetragen, aber doch wohl zu abentheuerlich und unwahrscheinlich, als dass lebhafte Theilnahme aufgeregt werden könnte. 2) *Sechzehn und sechzig.* Eine Erzählung, deren moralischer Zweck durchaus nicht beyfallswerth ist. Ein junges Mädchen, das, wie diess jetzt nach der modernen Erziehungsweise nur allzuhäufig der Fall ist, schon im 15ten Jahre ein geheimes Liebesverständniss mit einem jungen Officier unterhält, nachher aus Achtung für ihren Vater einem höchst würdigen bejahrten Freunde desselben die Hand giebt, dann aber, bey Rückkunft des Herzgeliebten, ihm hinter dem Rücken ihres Gatten eine geheime Zusammenkunft bewilligt, und ihn endlich nach dem Tode ihres Gatten doch noch ehlicht, ist wahrlich in unserem Zeitalter ein Beyspiel, das bey dem vorherrschenden Streben des schönen Geschlechts, sich, kaum dem Flügelkleide entwachsen, romanhaften, nicht auf Achtung und wechselseitige Charakterkenntniss, sondern nur auf äusserliche Vorzüge gegründeten Liebschaften zu überlassen, die am Ende gewöhnlich zum Unglück des verliebten Paares oder der Familie ausschlagen, — nur einen höchst verderblichen Einfluss haben kann. Eben so gefährlich ist die Tendenz der 3ten Erzählung: *Klärchen.* Ein junges Mädchen, das den braven Mann, den ihr Oheim ihr bestimmt, ausschlägt, weil sie sich auf einem *Faschingsball* in den jungen Thorwald verliebt hat, der sich durch das Schachspiel beym Oheim einschleicht, und dann das Mädchen davon trägt!!! Wenn doch unsere Romanschreiber bedenken wollten, welches Gift sie durch solche Darstellungen jungen leidenschaftlichen Gemüthern reichen! Wenn sie doch nicht bloss den Avers, sondern auch den Revers solcher Liebschaftsheirathen zeigen wollten! Wenn sie doch bedenken möchten, dass solche Darstellungen weit mehr Unheil verbreiten, weit mehr Familienglück zerstören, als die sittenlosesten Romane! Gerade dass sie ihre Helden und Heldinnen dann als Tugend-Ideale darstellen, ist die gefährlichste Seite: denn damit wird noch der letzte Funke von Besonnenheit, Überlegung und reifem Nachdenken, über Natur und Zweck der ehelichen Verbindung, in jugendlichen Gemüthern vollends beschwichtigt.

Das zweyte Bändchen enthält: 1) *die Perlen*, eine romanhafte, aber mit Wärme vorgetragene Rittergeschichte. 2) *Wer ist sie?* Zwar im Kreise des bürgerlichen Lebens, aber wo möglich noch abentheuerlicher; übrigens unterhaltend vorgetragen. 3) *Der Familien-Roman.* Diese Erzählung würde uns mit dem Vf. wieder versöhnen, wenn er es über sich hätte gewinnen können, dass nicht abermals die geheime, von der unbesonnenen Mutter begünstigte Liebschaft der Heldin mit einem Husarenlieutenant von dem betrogenen Vater zuletzt gebilligt, und mit der Heirath gekrönt werden musste! Am allernachtheiligsten für reine Sittlichkeit ist aber wohl die 4te Erzählung: *die Freundin.* Ein im 16ten Jahre entehrtes Mädchen heirathet einen rechtschaffenen Mann, und *verbirgt* ihm ihre Entehrung. Sie wird durch eine Freundin verrathen, und der Gatte — verzeiht ihr! — Ein würdiger Pendant zu *Kotzebues* Menschenhass und Reue! — Mit Bedauern müssen wir den Wunsch äussern, dass Hr. *L.* bey seinem nicht gemeinen Erzählungstalent doch mehr Tiefe der Menschen- und Sitten-Kenntniss besitzen, und statt, wahrscheinlich ganz gegen seine Absicht, jenes Talent dazu anzuwenden, der jetzt vorherrschenden Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit zu schmeicheln, dasselbe zu Bewahrung der Sittenreinheit, zu Niederkämpfung der Sinnlichkeit und regelloser Triebe und Leidenschaften, so wie zur Herstellung strenger Sittlichkeit, gebrauchen möchte, welche Noth thut. J. F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

GESCHICHTE.

Paris, b. Michaud: *Mémoires de la Marquise de la Roche Jaquelein, avec deux cartes du théatre de la guerre de la Vendée.* Seconde édition revue et corrigée. T. I. 252 S. T. II et Supplément. 242 S. 1815. 8.

Zur näheren Kenntniss des Krieges in der Vendee, eines so bedeutenden Theils der Geschichte der letzten bürgerlichen Unruhen in Frankreich, ist diess Werk ganz vorzüglich zu empfehlen: doch wird es auch leicht bey denen sich einführen, die von Krieg, Kriegsgeschrey und Umwälzungen eben nichts weiter hören wollen, wegen des rein Menschlichen, das darin vorwaltet. Beidem zugleich ist es wohl beyzumessen, dass bereits vor einiger Zeit dieses Buches vierte Auflage in Frankreich erschienen ist, und dass unter uns, so viel wir wissen, zwey Übersetzungen angekündigt und verbreitet worden, deren Werth wir jedoch dahin gestellt seyn lassen müssen, da sie uns nicht zur Hand sind.

Bey allen Geschichtwerken sind des Verfassers Verhältnisse, unter denen er lebte und schrieb, und seine Ansichten von grosser Bedeutung. In dem vorliegenden Werke erzählt eine Mutter ihren Kindern, wie ihre Ältern in unglücksschwerer Zeit ihre Pflichten zu erfüllen gestrebt, welche Anstrengungen sie gemacht haben, wie sie das Theuerste dem geopfert, was sie für Recht und Gut hielten, um auch ihre Nachkommen in ähnlicher Lage zu Gleichem zu begeistern, und sie aufzufodern, ihrer Ahnen sich werth zu zeigen. Für den Druck war die Schrift nicht bestimmt; da sie aber bald in verschiedenen Abschriften weiter verbreitet ward, und zu befürchten stand, dass sie verstümmelt von einem Unberufenen dem Drucke übergeben würde: so sind wir dieser Besorgniss ihre Bekanntmachung schuldig. Alles Schönthun und Schönschreiben ist demnach dem Buche fremd; die Vfn. zeigt es durchaus, dass sie ein schwaches, liebendes, tugendhaftes Weib sey, die, das nächste Rechte erkennend, ihm Allerhingiebt, um das Entferntere, wie ihr ziemt, nicht bekümmert ist; sie zeigt, wie ein solches Wesen im grossen Kampfe oft eine nicht gemeine Kraft selbst gegen die erste Anlage zu entwickeln vermöge. Folgend ihrem unverdorbenen Gefühle, das sie sich erhalten hätte, obwohl zum Hofadel gehörend und unter ihm aufgewachsen, erhebt sie sich nicht auf Kosten der ihr feindlich Gegenüberstehenden, sie streitet nicht über den politischen Glauben: aber den ihrigen hält sie unerschütterlich fest, und das Menschliche weiss sie auch am Feinde zu ehren.

Ein Freund, Herr *v. Barante*, ist in Bezug auf die Ordnung und die Sprache ihr behülflich gewesen; von ihm rührt der höchst belehrende topographische Abriss her, der dem Werke einverleibt ist, und der durch zwey beygefügte Charten erläutert worden. Die Vfn. erzählt nur das, was sie gesehen und erlebt hat, dessen sie sich deutlich erinnert; zum Überfluss hat sie Anderen, die an dem grossen Kampfe Theil genommen, die Handschrift mitgetheilt, ihre Erinnerungen benutzt; alles Übrige trägt sie bescheiden und zweifelhaft vor, also dass sie uns das volleste Vertrauen einflösst. In erster Ehe lebte sie seit dem Anfange der Französischen Umwälzung mit Hn. *v. Lescure*, nach dessen Tode mit Einem, dessen Namen sie auf dem Titel des Werkes führt; beide sind als Helden für des Königs Sache gefallen; durch ihre Anhänglichkeit an dieselbe hat sie, die junge Wittwe, ihre Kinder erster Ehe verloren. Es ist kaum begreiflich, wie sie diess, wie sie so vieles Andere ertragen und den Verlust überleben, und noch unbegreiflicher, wie sie mit dieser Fassung, Ruhe und Wahrheit die Geschichte schreiben konnte.

Über die Beweggründe, welche die Vendeer zum Aufstande führten, über die Zwecke, welche sie verfolgten, findet man in diesem Buche die ersten sicheren Aufschlüsse. Die uns damals zugekommenen Berichte von Seiten der Republicaner stellten diese Menschen als in jeder Hinsicht abergläubisch, roh, unwissend und sklavisch gesinnt dar, so dass höchstens etwa Mitleid wegen der Verführung der Unglücklichen durch fanatische Priester und hoffährtige Edelleute, nie eine wahre Achtung für sie rege werden konnte. Ursprung und Zweck dieses Aufstandes waren jedoch ganz verschieden.

Die Landleute in dem sogenannten Bocage, d. i. einem Theile von Poitou, Anjou und der Grafschaft Nantais, waren durch die besondere Beschaffenheit ihres Landes, dessen Anbau, Lage und ihre eigenthümlichen Sitten fast vom ganzen übrigen Reiche verschieden, sich aber nah verwandt, und wurden zur Unzufriedenheit zuerst gereizt, als sie, die von der Natur vereint waren, vier verschiedenen Departements einverleibt wurden. Ein anderer Grund ihrer Unzu-

friedenheit war, dafs man ihnen neue Priester aufdrang, da ihre alten Geistlichen den unglücklichen Eid zu leisten verweigerten, da man ihnen endlich ihre von den Vätern überkommene Religion, die ihnen theuer und werth war, ganz rauben wollte. Ein Bauer, der gegen einen Gensd'armen sich lange mit seiner Heugabel wehrte, mit etlichen zwanzig Wunden bedeckt, antwortete jenem, der ihm zurief: *„rende-toi!"* die Worte, mit denen er niedersank: *„rends moi mon Dieu!"* Der Zwang zum Kriegsdienste endlich, zum Kampfe für eine Sache, die ihnen fremd und widerlich war, führte zum Aufstande, der nicht vom Adel, nicht von der Geistlichkeit eingeleitet, sondern von dem empörten Gefühle der Landleute allein ausging. Als ein Haufe sich irgendwo im Lande der gewaltsamen Aushebung widersetzt, Gensd'armen und Obrigkeit vertrieben, einer Kanone sich bemeistert hatte, eilten die Theilnehmer nach der Wohnung eines ihrer geachteten Freunde, ebenfalls eines Bauern, der, als Fuhrmann, mit dem Ausführen der Wolle aus dem Lande sich vornehmlich zu beschäftigen pflegte, um seinen Beystand und seine Anführung sich zu erbitten. Dieser, *Cathelineau*, ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mann, nachmals ein verdienter Heerführer bis zu seinem Tode, war eben beschäftigt, sein Brod zu kneten; er strich den Teig von den Armen, und gegen den Willen und die Bitten seines Weibes folgte er der Auffoderung. Mit Wenigen fing er das Spiel an; in einigen Tagen waren mehrere Haufen der Feinde überwältigt, die Waffen ihnen genommen; in einigen Wochen etliche Tausende vereint. Erst späterhin gesellte sich des Landes Adel, der ganz der Bauern Vertrauen hatte, und von ihnen aufgefodert ward, sich an ihre Spitze zu stellen, hinzu, da er längst im Stillen aus ähnlichen und anderen Gründen gleichen Widerwillen gegen die Unterdrücker hegte. *Par sentiment et opinion*, sagt unsere Vfn., ergriff man die Waffen und schlug sich; es war eine Sache des Gefühls, die keine Besinnung weiter zuliess: denn der Besonnene konnte nicht hoffen, mit so geringen Mitteln die grosse Mehrheit des berauschten Frankreichs siegreich zu bekämpfen; aber der Adel folgte, weil er es nun für seine Pflicht achtete, und es an der Zeit war, für diese Sache zu sterben.

Die eigenthümliche Art und Lage des Landes, das durch Hecken, Gebüsch, einzelne Bäume, kleine Holzungen und Gräben durchschnitten ist, frey von bedeutenden Anhöhen, festen Plätzen, grösseren Städten, Kunst- und Heer-Strassen, wo selbst der Eingeborene sich leicht verirrt, im unwegsamen Boden oft nicht fortzukommen ist, begünstigte das gewagte Unternehmen, da ein Heer aus den Eingeborenen zum Kampfe sich leicht erneute, und eben so leicht verlor und sich wieder fand. Die Beschreibung der Art des Kriegführens, welche die Vendeer besonders zu Anfang befolgten (Th. I S. 80 — 82), ist sehr lesenswerth; auch ein Missgeschick schreckte sie sofort nicht ab; geschlagen verschwanden sie mit dem Rufe: *Vive le roi, quand même.* Selbst benachbarte feste Plätze fielen nach einiger Zeit in die Hände der Vendeer; ohne Waffen verschafften sie sich Waffen vom Feinde, und selbst grobes Geschütz. Es gelang ihnen zu verschiedenen Malen, durch die Eintracht zwischen dem Landmanne und dem Adel, durch das Festhalten an patriarchalischer Sitte, durch das herzerhebende Gefühl ihrer Freyheit, die vermehrten, auf das Land hingeworfenen Schaaren zurückzudrängen. Diess geschah ohne irgend eine bey gesitteten Völkern im Kriege unbekannte Grausamkeit zu üben, wiewohl die Unglücklichen aus ihrer Mitte, die in Feindes Hand fielen, als Empörer betrachtet und unmenschlich behandelt wurden.

Indess war doch nicht zu erwarten, dass, um so bedeutender und drohender des kleinen Häufleins Glück ward, dessen Freyheit gegen die grosse feindliche Macht und den muhamedanischen Fanatismus der Republicaner dauernd zu behaupten seyn werde: diess war um so weniger zu hoffen, da die Verbündeten so ganz ununterrichtet über die Bedeutung, den Ursprung und Zweck dieser Bewegung waren, dass sie selbst die Mainzer Besatzung frey gegen die Vendeer abziehen liessen: diess kann die Vfn. nicht verzeihen, sie fügt nicht ganz gerecht hinzu: *en effet la coalition ne servoit pas la même cause.* Einen kunstmässigen Krieg in einem höheren Sinne und in anderen Gegenden, als in diesen Schlupfwinkeln, zu führen, wollte nie recht gelingen. Zwar ihr eigenes Land vertheidigten sie lange mit gleichem Glück und Muth, entfernt aber von demselben wurden sie leicht durch ihre häuslichen Geschäfte abgerufen, auch gingen ihnen in anderen Landschaften alle die Vortheile ab, die in ihrer Heimath aus der genauesten örtlichen Kenntniss für sie entsprangen. Nur durch die Mitwirkung anderer Theile Frankreichs oder durch die Unterstützung fremder Mächte konnte dauernd die Freyheit behauptet werden. Nun war zwar im benachbarten Bretagne eine gleich feindselige Gesinnung unter den Bauern und dem Adel gegen die Freyheitsmänner zu finden; allein die Sitte beider Landschaften, die Sprache der Einwohner, die Verhältnisse, die Absichten der verborgenen oder offenen Anführer waren so von einander abweichend, dass keine bedeutende Hülfe von daher zu erwarten stand, auch nie erfolgte. Dagegen wurden die Republicaner durch ihre Siege über die verbündeten Mächte in den Stand gesetzt, immer grössere und geübtere Schaaren gegen die Vendee zu senden. In dieser Bedrängniss hoffte man auf Unterstützung von England. Kaum aber dass ein Ausgewanderter von der Insel sich herüberstahl, und einige Nachricht von der einen Seite nach der anderen überbringen konnte. Von England musste jedoch die Hülfe an Geld und Waffen kommen, wenn auch die unmittelbare Theilnahme Brittischer Hülfsvölker höchst misslich werden konnte. Aus der Darstellung unserer Vfn. geht deutlich genug hervor, wie sie geneigt ist, der Lauigkeit oder der Schlechtigkeit der Brittischen Regierung, die sich der Schwächung des Nachbars durch inneren Krieg schändlich erfreut habe, diesen Mangel an gehoffter Hülfe beyzumessen. Diess ist jedoch nur in sofern merkwürdig, als darin die Ansicht der unglücklichen Vendeer sich zeigt. Leider hat dieser unselige Hass gegen England, den die Republica

ner im Stillen zu nähren wufsten, weil es ihr eigener Vortheil war, viel Unglück gebracht, wie denn derselbe Hafs in anderen Zeiten von schlauen Feinden bey anderen Thronen sorgsam genährt worden ist, um diese an des Siegers Wagen zu fesseln; so verfuhr Napoleon, so Andere. Zur Zeit des Kampfes in der Vendee stand Pitt an der Spitze der Brittischen Regierung; ihm, der die Gröfse der Gefahr wie Keiner überschaute, kann man vernünftigerweise nicht beymessen, dafs er aus so kleinlichem Neid das Höchste habe verscherzen können, wodurch er und sein Volk in den Abgrund geschleudert werden konnten. Aus den Fragen, welche die Abgeordneten der Brittischen Regierung den Vendeern vorlegten, geht deutlich genug hervor, wie sie so gar nichts von dem Geiste und den Zwecken dieser Menschen wufste, wie vorsichtig sie zu Werke ging, da sie bereits zu Toulon durch die Ausgewanderten, und von anderen Seiten nur zu oft angeführt worden war, und wegen der Verschwendung der Gelder sich zu verantworten hatte; ohnehin aber gelang es den Vendeern nicht, eines Seeplatzes, wenn auch eines unbedeutenden, sich dauernd zu bemächtigen, wodurch eine ununterbrochene Verbindung mit England erhalten, und die nöthige Kunde von ihnen stets hinüber zu schaffen gewesen wäre.

Unter solchen Umständen war denn freylich das unglückliche und beklagenswerthe Ende leicht vorauszusehen, welches die dem Tode Geweiheten, trotz aller Heldenthaten, erwarteten. Wüthender nur waren die wüthenden Gegner durch den langen und tapferen Widerstand geworden; der Entschlufs ward gefafst, der Unglücklichen Wohnungen sämmtlich, wohin die Sieger reichten, mit allem Anderen, den Bäumen, Dornen, Hecken und Gestrüpp niederzubrennen, und Kinder, Frauen und Greise in die Flammen zu stürzen, oder durchs Schwert zu vertilgen. Nun verloren auch die Unglücklichen mehr und mehr das menschliche Gefühl, dem sie bisher in Bekämpfung ihrer Feinde gefolgt waren, und nicht immer gelang es den Anführern, die sich mehr von Rachlust frey erhielten, die Haufen von wiedervergeltender Grausamkeit abzuhalten. Selbst unsere Vfn., die sich zu Anfang kaum vor Furcht und Angst auf einem Pferde halten konnte, war endlich, nach eigener Erzählung, dahin gekommen, dafs sie, vom Feinde verfolgt, von der Heimath vertrieben, einen rauhen Himmel zum Obdach, ihren an den erhaltenen Wunden sterbenden Gemahl mit sich schleppend, um ihn, um seinen Leichnam den Mifshandlungen unerbittlicher Feinde zu entziehen, mit einem Gefühl innerer Lust und Wuth ihr Pferd über die an dem Tage gefallenen Leichname der Feinde hintrieb: so kann auch das Zarteste in solchem Kampfe verwildern!

Im glücklichen Anfange ersetzte die patriarchalische Anhänglichkeit der Landleute an des Landes Adel oder an die aus ihrer Mitte gewählten Häupter die strenge, oft so nothwendige kriegerische Zucht; unter den Anführern war guter Wille, sich einander zu unterstützen vorherrschend, obwohl jeder unabhängig seinen Haufen für sich führte, und ein grofses Gemeinsames auszuführen schwierig genug war: aber im Unglück zeigte sich mehr der Mangel an Gehorsam der Untergebenen; Neid, Eifersucht und Mifsverständnisse gewannen immer mehr Raum unter den Anführern. Dann und wann fanden sich auch wohl falsche Brüder ein, die den Verrath nicht scheuten. Dafs aber nie das schöne Verhältnifs zwischen des Landes Adel und den Bauern gestört ward, das giebt doch wohl einen zuverlässigen Beweis, dafs der Druck des Ersteren vor der Umwälzung der Dinge in Frankreich hier nicht grofs gewesen seyn könne, da eben dieses Band sich als das festeste in den Tagen der Prüfung bewährte. So kamen einst die Meyer und Bauern des Hn. v. Lescure von freyen Stücken, als er von einem nicht glücklichen Unternehmen auf seine Güter zurückkehrte, um ihm ihre Gülten und Gefälle zu entrichten, die in ganz Frankreich waren aufgehoben worden, als er ihnen erklärte, er werde von so tapferen Leuten, die gewissenhafter als Andere wären, nicht annehmen, was in ganz Frankreich abgeschafft sey. Aber es lebte auch dieser Adel in gröfster Einfachheit in der Mitte seiner Meyer und Bauern, die in ihm ihre Rathgeber, Beschützer und Freunde verehrten. Kirche und Jagd, Tanz und Spiel Sonntags im Schlofshofe, und der gemeinschaftliche Besitz und die Benutzung des Landes vereinten beide Theile. Anders war es jedoch in den Flecken, wo vom Würzkrämer bis zum Kaufmann und zu den höchsten Ordnungen der Nicht-Adlichen hinauf die Meisten von der Freyheit und Gleichheit ergriffen waren, und weise sich dünkend der überkommenen Religion Hohn sprachen, dem Adel und der Geistlichkeit nicht geneigt waren; doch ohne persönlichen besonderen Hafs gegen diese ihre Nachbaren, da sie vom Adel nie beleidigt worden, vielmehr einer guten Aufnahme, wenn sie auf dessen Landsitze kamen, gewifs waren. Allein sie blieben doch abgeneigt, vielleicht aus demselben Grunde, wefshalb man in mehreren Theilen der Schweiz gegen Bern war, und diefs so ausdrückte: „Sie sind uns zu vornehm." Es ist unglaublich, wie viel diefs Gefühl aller Orten gewirkt hat und noch wirkt, selbst da, wo der Adel nicht geschlossen, und ihm nichts weiter vorzuwerfen war, als dafs er einer höheren bürgerlichen Ehre genofs. Auch in der Bretagne konnten Ausgewanderte, die von England herüberkamen, unbesorgt dem ersten besten Bauer ihr Geheimnifs und ihre Person vertrauen, nur Städte und Flecken mufsten sie meiden. Als unsere Vfn. im Gefolge ihres geschlagenen Heeres bey einer reichen, vornehmen und gebildeten Frau, sie wird Madame T*** bezeichnet, in le Mans einquartirt war, auf der Flucht aber ihr kleines unmündiges Kind nicht weiter zu lassen wufste, und defshalb gegen Jene die Bitte äufserte, es bey sich zu behalten und als Dienerin aufzuziehen, ward diefs Gesuch vornehm genug also abgelehnt: sie werde die Kleine zuverlässig gleich ihren eigenen Kindern behandeln, wenn sie überall sich dazu entschliefsen werde, aber diefs könne sie nicht. Die unglückliche Mutter verbarg nun ihr Kind mit wundem Herzen heimlich in dem Bette dieser Dame, und schlich sich davon, als im Auflaufe der Fliehenden einer ihrer Diener ihr das Kind hoch

emporhaltend wiederbrachte, in der Meinung, sie habe es vergessen können; sie empfing es mit blutendem Herzen — um es nachmals sterben zu sehen.

Verständig war es, dass die Vendeer die dereinst zu treffenden Änderungen in der bürgerlichen Ordnung ganz dem Könige anheim stellten. Denn hätten sie sich darauf eingelassen: so möchte der Zwiespalt unter den sonst Gleichgesinnten wohl noch grösser geworden seyn. Allein ein Kriegsrath musste doch gebildet werden, und auch das hatte seine eigenthümlichen Schwierigkeiten. Um den immer mehr aufkommenden Streitigkeiten mit Glück zu begegnen, sehnten sie sich nach der Gegenwart eines Prinzen aus dem alten Königsgeschlechte: aber was die thätige Hülfe der Britten unmöglich machte, das verhinderte auch diess, ohne dass man den Prinzen Feigheit, den Britten Verrath Schuld geben könnte. Bey allen Heldenthaten wird der Leser unruhig und von Wehmuth ergriffen, dass es unthunlich ist, dass man es nicht eben so ernstlich will, als man das Leben daran gewagt hat, irgend einen festen Platz am Meer zu erstürmen, und die Unzufriedenen in Frankreich mit sich zu vereinen. Wie schwer dieses seyn mochte bey dieser Art des Heeres, fühlt sich bald; aber nirgends trifft man auf Einen, der geeignet gewesen wäre, das grosse Unternehmen mit einigem Schein von Glück zu wagen, der die Idee in ihrem ganzen Umfange aufgefasst hätte. Von Allen am geschicktesten zu solchem Beginnen schien wohl noch der erste Gemahl unserer Vfn., Hr. v. Lescure. Bey einem selbst wissenschaftlich gebildeten Geiste, frey von aller Französischen Frivolität, ernst und dabey mild, ohne Ehrgeiz, der Anderen lästig geworden wäre, von dem höchsten persönlichen Werthe, konnte er doch die Aufgabe nie lösen, vielleicht hat er sie nie ganz in ihrer Wichtigkeit übersehen. Er war, obwohl zum Hofadel gehörig und unter demselben aufgewachsen, schüchtern, übermäsig bescheiden, hatte etwas Linkisches in seinem Äusseren, ein streng ängstlich religiöses Gewissen: andere Eigenheiten wurden aber unter diesen Umständen noch gefodert, diese haben sich nirgends gefunden.

So geschah es denn, dass die Unglücklichen durch die Übermacht und die Flammen aus ihrer Heimath vertrieben, über die Loire mit ihren Weibern, Kindern und Greisen gingen; uneins aber wegen der zu befolgenden Entwürfe, ermattet, fremd in fremdem Lande, wurden sie geschlagen, und was nicht gegen den Feind blieb, vom Elend aufgerieben wurde, oder später auf dem Blutgerüste starb, oder in der Loire ersäuft ward, das wurde zerstreut, irrte in der Verbannung umher, oder fand bey Bretagner Bauern unter Verkleidung eine Zuflucht, wie unsere Vfn. und deren Mutter, bis nach Robespierre's Sturz nach und nach eine mildere Behandlung Statt fand.

Diess ist im Grossen ein treuer Abriss des Ganzen, entkleidet von alle dem, was jeder und vornehmlich dieser Geschichte einen so grossen Reiz verleiht, dem schönen Einzelnen, das oft so herzerhebend ist. Reich ist das Buch an solchen Zügen, die mit wenigen Strichen die Verhältnisse, Personen, Sachen und des Volkes Eigenthümlichkeiten besser zeichnen, als durch lange Rede zu leisten war. Diese in dem Buche aufzusuchen, müssen wir den Lesern überlassen, doch mag noch Eins oder das Andere hier stehen, zur Rechtfertigung unserer Behauptung, zur Aufmunterung, das Buch selbst zur Hand zu nehmen.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Litteraturgeschichte. *Güstrow*, gedr. b. Ebert: *Verzeichniss der Bibliothek der Güstrowschen Domschule. Erstes Heft. Enthaltend Abth. 1: Allgemeine Wissenschaftskunde. Abth. 2: Philologie.* Womit zu der am 25 und 26 Sept. anzustellenden Prüfung einladet *Johann Friedrich Besser*, Prof. und Rector der Domschule. 1815. 1—64 S. *Zweytes Heft. Enthaltend Abth. 3. Historische Wissenschaften.* Womit zu der Entlassung der diessmaligen Abiturienten am 25 Sept. einladet *J. F. Besser*. 1816. IV u. 65—122 S. 4.

Der Vf., ein hochverdienter Schulmann seit 20 Jahren, beurkundet in diesen Programmen ein Glück seiner Schule, welches keiner anderen von irgend einigem Belange fehlen sollte, ob der grossen Vortheile, die daraus entspriessen, wir meinen eine eigene Schulbibliothek. Klein waren die Anfänge derselben im J. 1662, sehr unbedeutend ihr Zuwachs bis 1789, da man auf mannichfache Beyträge von Schülern der höheren Classen und von dem Publicum sann, welche, so wie Geld- und Bücher-Geschenke, bis jetzt die Sammlung auf 6000 Bände gebracht haben, die im J. 1809 ein geräumiges und heiteres Local erhielten. Hr. *B.* nimmt Alles auf, was ihm angeboten wird, wie aus den beiden Verzeichnissen sattsam erhellet. Hierüber ist Rec. nicht mit ihm einverstanden; eben so wenig über den Abdruck des Katalogs, in dessen Systematik er sich *Ersch* zum Muster genommen; überdiess hat er noch die einzelnen Artikel aus den Zeitschriften ausgezogen und ihres Ortes eingeschaltet, welche letzte Bemühung der Vf. aber, als zu viele Bogen füllend, für die Schulcasse zu kostbar fand, und daher vom 2ten Bogen des 2ten Hefts an aufgeben musste, da auf jeden Fall das Geld, welches auf den Druck des Katalogs verwandt wird, weit nützlicher auf Anschaffung classischer Werke verwandt werden kann; und was hätte nicht schon für die Kosten dieser beiden Verzeichnisse, die wenigstens 60 Rthlr. betragen mögen, angeschafft werden können! Denn gesetzt auch, dass der Ankauf der beiden Hefte die Kosten deckt, was wohl schwerlich anzunehmen ist, obgleich dem Güstrowschen Publicum grosser literarischer Patriotism nicht abgesprochen werden kann: so mindert doch wohl Mancher um so viel, als der Katalog kostet, sein Geschenk, Mancher glaubt durch den Ankauf sich liberal genug bewiesen zu haben, und so leidet die Schulbibliothek immer darunter. Auch scheint der Vf. (Vorr. zum 1 Heft S. 7) seine Schulbibliothek nebenbey für das ganze Publicum des Orts bestimmt zu haben, was, wenn diess wirklich seine Absicht ist, Rec. durchaus nicht billigen kann, weil der gar zu sehr erweiterte Kreis der mannichfachen Rücksichten und Bedürfnisse, dem Hauptzwecke, für Lehrer und Schüler möglichst vollständige gelehrte Hülfsmittel zur Hand zu haben, leicht Abbruch thun könnte. In sofern aber diese Hülfsmittel auch von den Gebildeten im Publicum gewünscht werden, in sofern haben sie allerdings ein gegründetes Anrecht; nur müssen sie bey Collisionsfällen des Gebrauchs hinter denen, für welche die Bibliothek zunächst bestimmt ist, billig nachstehen.

B. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

GESCHICHTE.

Paris, b. Michaud: *Mémoires de la Marquise de la Roche Jaquelein* etc. T. I et II.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Mutter unserer Vfn. ist ein unleugbar grosser Charakter, der sich treu geblieben von Anfang bis zu Ende. Als man zuerst die Nachricht vom Aufstand der Bauern und ihrem misslungenen Unternehmen gegen Bressuire auf dem Schloss Clisson, dem väterlichen Erbe der Lescure, vernahm, und Alle fürchteten, dass sie nun aufgeboten werden möchten, mit den Republicanern gegen ihre Freunde und Landsleute zu fechten, und Heinrich von Rochejaquelein und Lescure erklärten, lieber zu sterben, als sich durch einen Kampf gegen Freunde zu entehren: sagte die Mutter: Ihr habt Alle dieselbe Ansicht, lieber sterben als sich entehren, ich billige den Muth, so sey es beschlossen. *Elle prononça ces mots avec fermeté; et s'asseyant dans un fauteuil: „Eh bien, dit-elle, il faut donc mourir!* — So wenig Hoffnung hatte man, aber es war eine Ehrensache, da die Bauern den Kampf angefangen hatten. — Von der eigenen Gegenwart und Gewandtheit des Geistes der Franzosen, und wie man ohne alle geheimen Orden bey gleicher Gesinnung sich doch leicht versteht, mag Folgendes zeugen. Am unglücklichen 10 August war unsere Vfn. mit ihrem ersten Gemahle zu Paris. *Montmorin* entkam damals durch ein Wunder; und rettete sich zu ihnen also, dass, als er von vier betrunkenen und blutbefleckten Nationalgardisten verfolgt ward, er in eines Würzkrämers Laden trat, die Mörder hinter ihm drein; der Wirth, der ihn nicht kannte, wohl aber vermuthete, dass er eben aus dem gestürmten Schloss entsprungen sey, redete ihn sofort als einen alten Bekannten an, der vom Lande herein gekommen, und sprach also zu ihm: Wohlan, Vetter, du liessest dir wohl nicht träumen, wie du hereinkamst, das Ende des Tyrannen zu sehen, komm, trink auf das Wohl der Nation und dieser braven Cameraden! Also entging er damals dem Tode. — Unserer Freunde bisherige Wohnung in Paris ward jedoch an dem Tage auch unsicher, und sie suchten sich Abends zu einer alten Dienerin im Faubourg St. Germain zu flüchten, und sich dort einige Zeit verborgen zu halten. Unter dem Leuchten der brennenden Baracken vor dem Schloss, der Barrieren von einer anderen Seite, über die Leichname der Ermordeten hin sich durch den Haufen des rasenden Pöbels drängend, schrie unsere Vfn. von Todesangst getrieben aus vollem Halse: *Vivent les sansculottes, illuminez, cassez les vitres!* gleichsam mechanisch nur immerfort, ohne dass ihr Mann sie beruhigen konnte. — Der ehemalige Hauslehrer des Hn. v. Lescure, Hr. Thomassin, hatte die neuen Ideen einigermassen liebgewonnen, er war Polizey-Commissär und Hauptmann der Nationalgarde einer Section der Hauptstadt geworden, und half seinen ehemaligen Freunden aus Paris, wie schwer es auch war, für ihres Gleichen Pässe zu erhalten, und selbst mit Pässen aus Paris zu entkommen. Thomassin mit seiner Uniform, seinem Federhut und Säbel, seiner Sections-Beredsamkeit der Zeit, mit Dreistigkeit und Gewandtheit schaffte ihnen Pässe, und führte sie siegreich nach der Vendee. Indess suchte Lescure die gute Gelegenheit zu benutzen, um zwey Freunden gleichfalls die gewünschten Pässe zu verschaffen. Zwey Angesessene, die bürgen mussten, waren herbeygeschafft. Da aber des Gedränges wegen die Pässe nicht sogleich ausgefertigt wurden: so las indess zufällig einer der vermeinten Zeugen die daselbst angeschlagene Verordnung, schwere Strafen gegen falsches Zeugniss bey Ausstellung der Pässe enthaltend; er ward verblüfft, und ging zum Schreiber, ihm zu sagen, dass er nichts weiter mit der Sache zu thun habe, und entfernte sich. Der Schreiber sagte leise zu Hn. v. Lescure: Machen Sie sich davon, Sie sind verrathen, und laut mit scheinbarem Übermuthe, man habe jetzt keine Zeit die Pässe auszufertigen. — Als jenseits der Loire die Republicaner die sich bey den Bauern verborgen haltenden Vendeer aufspürten, und einer ihrer Generale in Feygréac zu solchem Zweck alle erwachsenen männlichen Einwohner in die Kirche treiben, und zufolge eines in seinen Händen befindlichen Verzeichnisses derselben jeden Einzelnen namentlich aufrufen liess, der sich alsdann vor ihm zu stellen hatte: so fand sich einer der unglücklichen Anführer der Vendeer, Dumagny, verkleidet mit in der Versammlung, da er nicht hatte entkommen können. Als nun der Name eines unschuldigen Abwesenden verlesen ward, stiess einer der neben ihm Stehenden ihn mit den Worten fort: Bist du taub, man liest deinen Namen. Der General, der Dumagny's unsichere Haltung bemerkte, fragte die Municipalität und die

ganze Versammlung: Ists wahr, ist das derselbe? Alle antworteten einstimmig: Herr, es ist wie ihr sagt. — Ein republicanischer General Quetineau, vormals Grenadier und Hn. v. Lescure bekannt, ward bey der Einnahme von Thouars durch die Vendeer gefangen. Ich habe nicht, sagte er zu Hn. v. Lescure, Sie vergessen, als wir aus Bressuire auszogen, und Sie mit den Ihrigen hinter verschlossenen Laden des Hauses sich verborgen hielten. Sie sind frey, antwortete Hr. v. L., zu gehen, wohin sie wollen; ich weiss, wir sind in Meinung verschieden, aber ich weiss Sie zu achten; bleiben Sie frey auf Ihr Ehrenwort unter uns, wo Sie wollen. Denn kehren Sie zu den Republicanern zurück: so wird der Tod Ihr Loos seyn, da Sie in unsere Hände gefallen sind. Ich kann nicht, sagte Quetineau, was auch mein Loos sey, ohne mich zu entehren; die Sache, der ich anhänge, habe ich nicht verrathen; den Ort habe ich übergeben, als er gestürmt ward, und kein Mittel war, ihn länger zu vertheidigen. Er ward entlassen, von den Republicanern zur Verantwortung gezogen, und in ein Gefängniss nach Saumur gebracht, hier aber bey der Einnahme des Orts durch die Vendeer wiederum befreyt; man wiederholte ihm dieselben Anträge, er blieb aber unerschütterlich. Wäre ich frey, ich würde mich ins Gefängniss begeben, sagte er, ich bin der Sache, der ich diene, aufrichtig ergeben. Was soll aus Frankreich werden? Die Österreicher haben Flandern inne, und auch die Vendeer sind glücklich, mein unglückliches Vaterland wird zerrissen eine Beute der Fremden werden. Das werden die Königlichgesinnten nie zugeben, sagte Lescure, dagegen werden sie immer kämpfen. Wohlan, versetzte Quetineau, alsdann und nur dann will ich mit ihnen fechten. Während dessen schrieen die Einwohner von Saumur vor dem Fenster unmäsig: Es lebe der König! Quetineau, der nie seine dreyfarbige Hutschleife abgelegt hatte, trat an das Fenster und rief ihnen zu: Elende, die ihr noch vor wenigen Tagen mich anklagtet, die Republik verrathen zu haben, aus Furcht schreyt ihr nun: Es lebe der König! Ich nehme die Vendeer zu Zeugen, dass ich es nie gerufen habe. Er ward zum zweyten Male, nach seinem Wunsche, entlassen, verurtheilt und zu Paris hingerichtet. Seine Frau, zum Theil Schuld, dass er dem Rathe der Vendeer nicht folgte, wollte ihn nicht überleben; sie schrie, obwohl eine entschiedene Republicanerin, vor dem Revolutions-Tribunal: Es lebe der König! um nur sofort mit ihrem Manne auf dem Schaffot sterben zu können. — Die Gräuel zu Nantes, wo die unglücklichen Vendeer durch Carrier hundert und tausendweise durch die sogenannten Nojaden ersäuft oder sonst niedergemetzelt worden, sind so empörend, dass wir eben so wenig als die Vfn. dabey zu verweilen gedenken. Folgendes sey uns jedoch erlaubt zuletzt noch mit ihren eigenen Worten anzuführen, es ist in vieler Beziehung bedeutend: *Il y eut aussi beaucoup de personnes sauvées dans la ville de Nantes, malgré l'horrible terreur qui y regnait. Le petit peuple y était fort bon, et l'on pourrait citer de beaux traits de courage et de dévouement envers les proscrits. Tous les riches négociants se montraient aussi pleins d'humanité. Ils avaient adopté les opinions du commencement de la révolution; mais ils en détestaient les crimes: aussi étaient-ils persécutés presque autant que les royalistes. La classe féroce qui s'empressait aux massacres et aux noyades, était composée de petits bourgeois et d'artisans aisés, dont beaucoup n'étaient pas Nantais. — Madame de Jourdain fut menée sur la Loire, pour être noyée avec ses trois filles. Un soldat voulut sauver la plus jeune, qui était fort belle. Ellé se jetta à l'eau pour partager le sort de sa mère. La malheureuse enfant tomba sur des cadavres, et n'enfonça point. Elle criait: Poussez-moi, je n'ai pas assez d'eau; et elle perit.* S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zerbst, b. Füchsel: *Esoterica.* Oder *Ansichten der Verhältnisse des Menschen zu Gott.* Nebst neuen Erörterungen unserer heiligen Urkunde der Geschichte der Menschheit. Nur für die heiligen Statthalter Gottes auf Erden und human denkenden Gelehrten, keinesweges aber für das Volk. I Th. Ansichten u. s. w. II Th. Neue Erörterungen u. s. w. 1817. 28 Bogen 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec., der den Vf. dieser Schrift vorzüglich aus dessen kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend kennt, und sich dankbar des frohen Genusses erinnert, welchen ihm dieselben in seinen Jugendjahren gleich bey ihrem Erscheinen gewährt haben, beklagt aufrichtig, die *Esoterica* des Hn. Prof. *Wünsch* zu Frankfurt a. d. O. für ein in Altersschwäche erzeugtes, kraftloses Geistesproduct erklären zu müssen, gegen welches unsere A. L. Z. durch die blosse Anzeige seines ephemeren Daseyns ihrer Pflicht genügt hat. Dass das ganze Buch im Widerspruche mit sich selbst stehe, beweist schon seine Aufschrift: denn welche Inconsequenz, die hohe Weisheit der Epopten, wofür der Vf. seine grillenhaften Einfälle hält, als ungehörig für das Volk anzukündigen, und sie dennoch durch den Druck öffentlich feil zu bieten! Eben so wenig scheint Hr. *W.* mit sich einig zu seyn, für wen er sein Buch eigentlich bestimmt habe. Denn ausser den Oberhäuptern der Staaten und Bischöfen der Kirche wünscht er in den Vorreden auch noch der löblichen Classe derer damit erspriessliche Dienste zu leisten, welche lustig in den Tag hinein leben, und Alles dem blinden Zufalle überlassen: für welche Zusammenstellung ihm die hohen Häupter und Bischöfe schlechten Dank wissen werden. Auch die breite, allem wissenschaftlichen Zusammenhange widersprechende Form eines Briefwechsels mit seinem Jugendfreunde, dem Rector *Schmidt* zu Penig, war unglücklich für die Mittheilung so ernster Forschungen gewählt, als uns der Vf. hier erwarten lässt, und statt deren man eine Menge unbedeutender Liebesgeschichten und anderer Begebenheiten seines Lebens zu lesen bekommt. Was die angekündigten Ansichten des Heiligen und Göttlichen selbst betrifft: so glaubt Hr. *W.* zuvörderst, sich mit dem biblischen und kirchlichen Christenthume in Opposition setzen zu

müssen. Das kann ihm nicht verwehrt werden; allein offenbar ist er mit seinen Einsichten in dasselbe um 50 und 100 Jahre zurück, und *Thomas Woolston*, *Tindal*, *Edelmann*, wir wollen nicht sagen *Hume*, der Fragmentist u. A. haben weit folgenreichere Versuche gemacht, die heil. Schrift in Widerspruch mit sich selbst zu bringen. Daher es einen widerlichen Eindruck macht, mit so grosser Unfähigkeit, die Hoheit des Christenthums zu fassen, jenen veralteten Kram wieder zur Schau gelegt zu sehen, welches sicherlich unterblieben wäre, wenn der Vf. die erste beste Einleitung in die Bücher der h. Schrift gelesen hätte. Nicht erträglicher ist seine Vorstellung von dem höchsten Wesen selbst. Als solches stellt er sich nämlich den absoluten Raum vor, eine wahre *contradictio in adjecto*, so lange die Behauptung unangefochten bleibt, dass die Raumvorstellung in uns nur durch den Act der Begrenzung entsteht, und als etwas Absolutes gar nicht gedacht werden kann in dem Sinne, wie wir Gott denken. Hr. *W.* weiss aber noch mehr Unerhörtes davon zu sagen. Denn er belehrt uns S. 87: „es giebt keinen leeren Raum, weil derselbe, als Gott, überall von sich selbst erfüllt ist." (Der absolute Raum ist also von sich selbst erfüllt!!) Übrigens ist der ganze Einfall, sich den Raum als Gott zu denken, nicht einmal neu, und schon *Walchs* philosophisches Lexikon *s. v. Raum* weist die Schriftsteller nach, die, verleitet durch die bekannte Stelle Apostelgesch. XVII, 18, auf diese widersinnige Meinung verfallen sind. Fragt man nun nach dem Verhältnisse, in welchem der Mensch zu diesem Gotte des Hn. *W.* stehen soll: so muss man erst von ihm lernen, was Wahrheit sey, nämlich S. 78 durchaus nichts *a priori* zu Erkennendes, seitdem der Vf. in Erfahrung gebracht hat, dass die vom Nichtwissen ausgegangene Philosophie zum Nichtwissen zurückgekehrt sey, deren Sache er also völlig verloren giebt. Was denn also? Wahrheit, meint er, sey jede *notio communis* (Allgemeinbegriffe also? Vermuthlich wollte er sagen *enuntiatio communis*), z. B. „Wasser löscht den Durst, jeder Mensch ist von Vater und Mutter geboren" (den ersten Menschen hat er auszunehmen vergessen, dafür lässt er ihn im zweyten Theile aus der *generatio aequivoca* entstehen). Diess sind also die Quellen seiner esoterischen Weisheit, aus welchen in einer verworrenen Stelle S. 97 folgendes Princip hergeleitet wird: „Jede Wirkung ist in der Bewegung, als ihrer Ursache, gegründet; es folgt also, dass eine solche Ursache (eine Bewegung) nach Gesetzen, die uns ihrer Vielheit oder zu sehr complicirten Verbindung wegen nicht bekannt sind, und die dennoch immer diejenigen, die wir kennen, streng befolgt (!!), Geist oder Seele genannt werde, der wir Verstand, Bewusstseyn u. dgl. beylegen, in sofern sie diese Attribute wirklich besitzt (!!), so, dass Gott, oder der absolute Raum, die unendlich verständige Seele, der allervollkommenste Geist ist." — *Nil tam absurde dici potest* (sagt bekanntlich schon Cicero), *quod non dicatur ab aliquo philosophorum.* Wie indess Hr. *W.* auf solche Ungereimtheiten gefallen sey, ist einigermassen zu errathen. Während seines Universitätslebens ist er öfter des Nachts durch ein gespensterartiges Gepolter — wahrscheinlich durch muthwillige Studenten — beunruhigt worden, womit er die Leser ausführlich unterhält, und nun glaubt er, durch Identification der geistigen und mechanischen Kräfte in der Natur den Erklärungsgrund davon gefunden zu haben; wahrscheinlich bildet er sich auch ein, dass das Verhältniss der Menschen zu Gott hieraus von selbst hervorgehen müsse. Denn er hält nicht für nöthig, darüber nähere Aufschlüsse zu geben, womit auch wir, nur aus anderen Gründen, vollkommen einverstanden sind.

Zur Andeutung dessen, was im 2 Theil dieses sonderbaren Buches vorkömmt, bemerken wir kürzlich, dass sich der Vf. weder durch die *Lüderwald*'sche, noch durch die *Sandbüchler*'sche Kritik, welche seine Schrift: *Horus*, oder astrognostisches Endurtheil über die Offenb. Joh. und über die Weissagungen auf den Messias, vor ungefähr 30 Jahren erfuhr, wenn er sie anders kennt und gelesen hat, abschrecken lässt, seine auch sonst schon bekannte Hypothese weiter auszuschmücken, dass der Grund aller positiven Religionen in dem Sterndienste der alten Völker zu suchen sey, und hier ist es in der That nicht ohne Interesse, zu bemerken, wie viel Mühe Hr. *W.* es sich kosten lässt, den ganzen Inhalt der h. Schrift dieser Hypothese anzupassen, mit welcher jugendlichen Wärme er seinen Christus in der Alles belebenden Sonne verehrt, und seinen Gentilismus dem Christianismus nachzuformen sucht. Mit mehr Unbefangenheit und Scharfsinn und mit einer vielseitigeren Geschichtskunde hätte hier etwas Brauchbares geliefert werden können; in der Ausdehnung aber, die der Vf. seiner Meinung gegeben hat, überschreitet sie alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit und historischen Möglichkeit. Wer kann es wagen, die historischen Denkmäler und Zeugnisse, die levitischen Einrichtungen, die Vaticinien sammt ihren Urhebern, und Alles, was das Volk der Juden vor Anderen auszeichnet, auf recht oder übelgedeutete astronomische Wahrnehmungen zurückzuführen, sobald man überlegt, dass die Zeichendeuter, die Tagwähler und Weissager, nach Moses Aussprüchen, dem Herrn ein Gräuel sind, dass 5 Mos. IV, 19 aller Sterndienst als entschiedener Abfall von Gott betrachtet wird, dass die Propheten davon mit tiefer Verachtung sprechen, und denselben als eine Ausgeburt des Auslandes verabscheuen, Jes. VIII, 19. Jer. VIII, 2. XIX, 13 vgl. Apostelgesch. VII, 43. Daher denn die Astronomie bey dem Jüdischen Volke auch nie zu einiger Wissenschaftlichkeit gelangen konnte. Am unbegreiflichsten ist es aber, wie auch die Geschichte Jesu, und sogar die Zahl der vier Evangelisten, die gar keinem mythischen Zeitalter angehörten, und im vollen Lichte der Geschichte wandelten, nur astrognostische Fictionen seyn sollen, und wie der Vf., wenn er nur einen Blick auf die göttlichen Wirkungen des Christenthums werfen wollte, diese aus so elenden Ursachen erklären, oder die Hoffnung fassen konnte, dass wir um seines Buches willen die geistige Höhe, auf welche uns das Christenthum gestellt hat, verlassen, und mit ihm zu dem Naturdienste der früheren Völker zurückkehren würden.

Das Buch endet, wie es angefangen hat, mit der Beschreibung der Schicksale seines Vfs., und zuletzt noch mit einer metrischen Übersetzung der IV Ecloge Virgils, die er mit siebenfüfsigen Hexametern zur Genüge, mit Härten und Steifheiten aber reichlich auszustatten, nicht verfehlt hat. Scs.

Hildburghausen, im Comptoir für Literatur: *Für müssige Stunden.* Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von *Fr.* Baron *de la Motte Fouqué, Caroline* Baronin *de la Motte Fouqué,* geb. *von Briest, Grimm* in Weinheim, *J. C. Hohnbaum, C. Hohnbaum, C. W. Justi, A. Lafontaine, Freimund Reimar, G. Reinbeck, K. E. Schmid, Fr. Sickler, H. Voss* und Anderen. Zweytes Bändchen. 1817. 258 S. 8. in farbigem Umschlage. (1 Rthlr. 8 gr.)
[Vgl. Erg. Bl. 1817. No. 22.]

Fr. Reimar eröffnet dieses Bändchen mit einigen lieblichen Spielen, veranlasst durch die Vermählung der Herzogin von Nassau. Nur des „holden Erröthens Blick" (S. 18) lässt sich, wie uns dünkt, schwerlich rechtfertigen. — *Der Ragusaner,* eine Erzählung von der Frau Baronin *de la Motte Fouqué,* will die Wahrheit anschaulich machen, dass das Schicksal oft unbegreiflich die unsichtbaren Fäden verschlingt, um Gerechtigkeit zu üben. „In Deutschland, durch Sturm und Unwetter verspätet, auf *der* Stelle, welche die sorgsamste Obrigkeit, wie absichtlich vernachlässigend, dem Reisenden in den Weg stellte, muss ein Ragusaner den Wagen brechen, und in ein wildfremdes Haus verschlagen werden, in welchem, von Allen ungekannt, die Rache ihr heimliches Gericht bereitet," das dann den Verirrten zurückführt, das Getrennte einigt. Sollte aber diese Erzählung durch das dem Bilde Antoniens zugegebene „Spukhafte, alle Welt Verwirrende" (S. 30) an poetischer Wirksamkeit gewonnen haben? Und hätte die Dichterin nicht einige der angewandten Mittel, das Schauerliche zu vermehren, verschmähen mögen, z. B. das etwas kindische Benehmen des Hauslehrers Siegfried? Und waltet das Ungefähr nicht mehr, als es sollte, in dieser Dichtung? Wir wissen, dass und warum ihm im Romane eine Gewalt eingeräumt werden darf, welche das Drama nicht gestattet, und geben zu, dass der Stoff und die Tendenz des vorliegenden das Walten des Ungefährs besonders rechtfertigt. Allein dieses soll doch nie das Bedürfniss des auf einen gewissen Zweck ausgehenden Dichters verrathen. Kann nun ein solches Bedürfniss wohl dem Auge des Lesers dadurch entzogen werden, dass man ihn in einen ausser der Erfahrung des Lebens liegenden Kreis magisch, anziehender und zurückstossender Kräfte versetzt: so scheint doch das Herabziehen dieses Kreises in das moderne Leben nur Wenigen zu gelingen, bey den Meisten nur noch mehr zu verrathen, was er verstecken soll. Wenn wir zwar die Richtigkeit der Foderung an gewisse Dichtungen nicht verkennen: „das Geheimniss geberde sich nicht wie eine ausgeprägte gangbare Münze; nur geahndet wehe es, als unsichtbarer Lebenshauch, durch den Zusammenhang der Ereignisse, und verkünde die zarteren Räthsel als Räthsel" (S. 18): so muss es dem Leser doch „um die Entwirrung der Verknüpfung weit aus einander liegender Ereignisse zu thun" seyn (S. 47), und daran möchte hier doch noch Manches fehlen. Ja, heisst es nicht „das Geheimniss wie gangbare Münze" behandeln, wenn, wie hier der Fall ist, die Leute reden und sich geberden, als seyen sie unter Spukereyen und geheimnissvollen Andeutungen aufgewachsen? So angenehm der Vortrag der Vfn. ist: so ist er doch nicht frey von Unrichtigkeiten, z. B. S. 52: ohne Kämpfe und wiederholter Anstrengung; S. 54: alle Veranlassung ausweichend; S. 55: die Schlittschuhe unter *den Füssen* geschnallt; S. 60: vor meinem Leben gern; S. 66: *die* durchsichtige Bahn *entlängst,* und: *dem* Walde entlängst; S. 68: Erinnerung an schönen und heiligen Tagen; S. 84: der Ihr Euch an jener fabelhaften Gestalt verliert; S. 85: was erschrickst du uns; S. 68 kommt „ein leerer halbzertrümmerter Raum" vor. So reich die Reden der eingeführten Personen an richtigen und feinen Gedanken und Bemerkungen sind: so sind doch manche, welche ohne Zweifel für gediegene gelten sollen, mehr nur blendende. „Man soll nicht, sagt Clementine S. 50, eben jede Empfindung in Gedanken übersetzen. Vieles muss nur so durch uns hingehen, ohne uns gerade gefangen zu nehmen. Gewiss wir thun gut, die Lebenseindrücke frühe auf solche Weise in unserer Gewalt zu behalten, dass wir sie entfernen und abwenden mögen, je nachdem es uns Pflicht dünkt." Aber ist das, was hier die Empfindung in Gedanken übersetzen genannt wird, nicht oft das beste Mittel, die Lebenseindrücke in unsere Gewalt zu bekommen? Und ist nicht die Scheu vor dem deutlichen Aussprechen der Gedankenspiele, die sich S. 86 wieder verräth, gerade der Grund, warum diese über Manchen so grosse Gewalt haben? Nach S. 111 soll der Heiland uns zurufen: „Vergesst Alles um der Liebe willen, die ich versöhnt habe auf Erden und die geheiligt wird durch meinen Namen." Einen bestimmten Gedanken können wir in diesen Worten nicht finden. — *Ein Spatziergang Fenelon's,* nach dem Französischen des *Andrieux* von Reinbeck, ist ein Versuch, den das Französische Gedicht, das *Pfeffel* in seiner Manier übertrug, auszeichnenden Charakter der Einfachheit mit zu übertragen, ohne ganz getreue Anschmiegung an das Original, die, wie Hr. R. bemerkt, uns keine poetische Erzählung, sondern nur eine matte prosaische gegeben haben würde. — *Wilhelm der Weise, Landgraf von Hessen,* von D. K. W. *Justi.* Eine treue Darstellung eines von der Natur vorzüglich ausgestatteten, von Weisheit und Seelenadel geleiteten, von Berufstreue und Pflichtgefühl begeisterten, in seinen Sitten einfachen und anspruchslosen, mit gelehrten Kenntnissen ausgerüsteten Fürsten, der auch Wiederhersteller reiner Astronomie ward, und eine ungeschminkte Erzählung dessen, was durch ihn geschah. Die Hauptquellen, aus welchen Hr. *J.* schöpfte, sind am Schlusse angezeigt. Es sind auch ungedruckte Briefe des Landgrafen darunter. — *Der arme Claus,* ein Mährchen, ist einfach und gut erzählt, zeichnet sich aber durch die Erfindung nicht aus.

HIKL.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

PÄDAGOGIK.

Baireuth, in Commission des Buchnerischen Lese-instituts: *Die Elementarschule fürs Leben*, in ihrer Grundlage von *J. B. Graser*, Königl. Baierischem Kreisstudienrath, Verfasser der Divinität oder des Princips der einzig wahren Menschenerziehung. 1817. X u. 522 S. 8. Mit 2 Kupfertafeln.

Mit gerechtem Unwillen eifert der Vf. in der Vorrede gegen die verachtenden Blicke, die manche Beamte dem Schulwesen zuwerfen. „Sie beweisen, sagt er (S. III und IV), nicht bloss eine Gleichgültigkeit, sondern eine Geringschätzung, ja sogar einen solchen Widerwillen gegen dasselbe, dass sie lieber vom Meisterrecht eines Schneiders und Schusters, als vom Ernennen eines Schulmeisters, lieber von der Aufstellung eines Gerichtsdieners, eines Dorfschultheisen, ja eines Nachtwächters, als eines Jugendlehrers sprechen hören, lieber zur Herstellung eines Pflasters, eines Gemeinhauses, ja eines Hirtenhauses die Hand bieten, als zur Errichtung eines Schulhauses." Der Vf. gewinnt gleich im Eingange die Achtung jedes Lesers durch eine würdige und grosse Idee, welche die Aufgabe, die die Schule zu lösen, und den Zweck, den sie zu erreichen hat, umfassend in den Worten bestimmt: „Die Regierung muss in der Schule das Volk, das sie zu regieren hat, im Keime sehen, und alle die Zweige ihrer Verwaltung, welche die Leitung eines reifen Volkes zum Bedürfniss macht, in der Schule vorbereiten." Ein Gedanke, den Regierungen nicht genug beherzigen können. Allerdings ist die Hauptursache, warum selbst gutmeinende Regierungen in ihrem Verwaltungsgange bisweilen gelähmt werden, diese, dass sie es mit keinem zur Regierung vorbereiteten, d. h. mit keinem erzogenen Volke zu thun haben. Die Regierung ist nichts Anderes, als eine höhere und grössere Schule: denn was diese für die Kindheit ist, ist jene für das Volk. Schwer, aber unerlässlich ist des Vfs. Foderung an den Schulleiter, dass er die Idee des Staats und seiner Verwaltung, besonders des Regierungsganges *seines* Vaterlandes einer Seits, so wie die Idee der in ihm und für ihn sich entwickelnden Menschheit anderer Seits, sich immer lebhaft vergegenwärtige und zu durchschauen strebe. Es werden demnach zuerst die verderblichen Extreme der dürftigsten Armuth und der erdrückenden Überladung, die bis jetzt noch in Hinsicht auf das Quantum der Unterrichtsgegenstände in Deutschen Elementarschulen herrschen, und theils auf blindem Herkommen, theils auf regelloser Willkühr und Geistesdespotismus beruhen, gerügt. Während die eine Elementarschule sich bemüht, mit einem mechanischen Lesen, Schreiben, Rechnen, und statt Christenthum mit einer von ungöttlichen Gottesgelehrten ersonnenen steifen Dogmatik, dieser theologischen Prokrustesfolter, den kindlichen Geist zu martern: gefällt sich die andere in einem ganzen Katalog von Realien, die sie lallenden Kindern, wie jungen Philosophen und Physikern, in hochtrabenden Kathederphrasen einlernt. Nachdem bey dieser Gelegenheit die Einseitigkeit der *Basedow*'schen, *Rochow*'schen und *Pestalozzi*'schen Lehrmethoden berührt worden, geht der Vf. über zur Erörterung der Fragen: *Worin* und *wie* soll das Kind als Mensch und Kind unterrichtet werden? Was ist nicht nur das Leichtere und Schwerere im Unterrichte; sondern, was das Wichtigste ist, welches sind die Übergänge von jenem zu diesem? Welches sind die ersten Anschauungen, und welches ist die Ausdehnung ihres Kreises? Zum Behuf dieser Untersuchung theilt er sein Werk in zwey Haupttheile, von denen jener die allgemeine Unterrichtslehre, dieser die Elementarlehre umfasst. Diese Erörterung zeugt nicht nur von Wärme und Begeisterung für Jugendbildung, sondern auch von nicht gemeinem Scharfsinn, und von philosophischer Consequenz. Der Vf. wiederholt bey dieser Untersuchung weitläuftiger, als er sollte, die in der Divinitätslehre aufgestellten Principien aller Erziehung und alles Unterrichts, daher wir diese, in unserer A. L. Z. (1811. No. 210. 211) bereits angezeigten und beurtheilten Grundsätze, als bekannt, hier übergehen. Manches ist übrigens hier im Einzelnen näher bestimmt und berichtigt worden. Mit Vergnügen hat Rec. gelesen, was der Vf. über Object, Methode, Zweck und Subject des Unterrichts sagt. Über diese vier Hauptpuncte sind nicht nur für die Lehrer die dabey zu beobachtenden Regeln und Vorschriften fasslich aufgestellt, sondern auch jedesmal die Grundsätze, aus denen sie mit Nothwendigkeit folgen, an die Spitze gestellt worden. Diesen Untersuchungen ist eine anziehende und lehrreiche Betrachtung über die Bestimmung des Menschen vorausgeschickt. Der Vf. geht das allgemeine Leben durch alle Stufen der anorganischen und organischen Natur durch, und gelangt so zur Bestimmung des wesentlichen Charakters der Menschheit, der sich in den drey Vorzügen ausspricht: 1) Überlegung, 2) Selbsterzeugung der Vorstellungen, und 3) freyer Selbstbestimmung. Deswegen müsse alle Erziehung und aller Unterricht darauf angelegt seyn, vollständig zu bewirken, dass der Mensch in der Welt sein ganzes Seyn auf eine des Menschen würdige

Weise durch sich selbst begründe. Dieses Ziel aber könne nur erreicht werden durch eine solche Erziehung, wobey der Mensch sich selbst erziehe, und nur durch einen solchen Unterricht, wobey das Kind sich selbst unterrichte. Der wichtigste Abschnitt im ersten Theile dieser Schrift, der zum Theil neue Ideen darstellt, aber zu abstract und zu speculativ für Elementarschullehrer ist, enthält eine Untersuchung über die Natur des Erkenntnissvermögens. Der Vf. geht dabey von der Bemerkung aus, dass mit dem Triebe des Menschen, jeden ihm innerlich oder äusserlich vorkommenden und ihn interessirenden Gegenstand kennen zu lernen, sich ein Streben *nach Erkenntniss* verbinde. Daher komme die Thätigkeit des Geistes, den Gegenstand so lange näher und allseitig anzuschauen, bis der Geist ihn in allen seinen Merkmalen aufgefasst, oder ihn sich gleichsam unterworfen hat. Der Schluss dieser Thätigkeit ist immer der bestimmte Ausspruch im Gemüthe: Es ist u. s. w. Dieser Ausspruch heisse mit Recht ein Urtheil, weil der Geist bey dieser Thätigkeit des Erkenntnissvermögens wirklich ein *Ur-Theilen* der Gegenstände vornimmt. Da das *Ur-Theilen* ursprünglich vor sich gehe: so müssen gewisse *Urvorstellungen* oder Urtypen im Gemüthe vorausgesetzt werden, nach welchen die Ur-Theilung des Einzelnen vor sich geht. Diese Urbilder sind angeborene Ideen: denn sie sind die Urbedingungen des Vorstellens selbst. Die Bedingungen aller Erkenntniss sind einmal zwey Vorstellungen, die in der Vergleichung zusammengehalten werden; dann die *so* bewusstseynvolle Anschauung beider, dass der Geist über das Verhältniss der einen zur anderen einen Ausspruch zu fällen im Stande ist. Von jenen zwey Vorstellungen muss die eine stets eine im Gemüthe schon vorhandene seyn, mit welcher eine neue der Vergleichung und des Erkennens wegen zusammengehalten wird. Diese im Gemüthe vorhandene müsse eine Gattungsvorstellung seyn, mit welcher das Einzelne verglichen, und daraus erkannt wird. Diese und mehrere darauf folgende Ideen gehören zwar dem Plato an; allein was der Vf. als Urbedingungen der *sinnlichen Wahrnehmung* aufstellt, ist sein Eigenthum, und seine hiebey geäusserten Ansichten verdienen Aufmerksamkeit und Prüfung. Urbedingungen der sinnlichen Wahrnehmung, und zwar I. Urbedingungen der äusseren Wahrnehmungen sind dem Vf.: a) das Licht, b) der Raum, c) der Laut; II. Urbedingungen der mittelartigen Vorstellungen: a) das Wechselverhältniss zwischen Ich und Aussenwelt, b) die Kraft, c) die Zeit; III. Urbedingungen der inneren Vorstellungen: a) das Zusammenstimmen im Denken, b) das Freye im Wollen, c) die Ursache von Allem. Der Vf. hatte bey dieser eingeschalteten Betrachtung hauptsächlich die Absicht, dem Lehrer zu zeigen, auf welche Weise der Mensch zur Kenntniss gelange, um ihn in dem weiteren Erwerbe derselben, so wie in der Berichtigung und Verdeutlichung der erworbenen, unterstützen zu können.

Nach dieser Darstellung der Grundsätze und Regeln des Unterrichts überhaupt zeigt der Vf. die Anwendung derselben sehr ausführlich bey der Elementarunterrichtsmethode. Dazu wählt er ein solches äusseres Bild des organischen Zusammenlebens, an welchem das Kind alle äusseren und inneren Lebensbedingungen von selbst auffassen kann, nämlich das zweckmässig gewählte Bild eines Hauses, das aus zwey Figuren, dem Dreyeck und Viereck, besteht, und damit beginnt der erste Unterricht im Zeichnen, in der Geometrie, Arithmetik und Sprachlehre, womit zugleich der Sinn für Proportion und Symmetrie angeregt wird; und so werden an die stufenweis fortgesetzte Betrachtung des Hauses, als Wohnplatzes der Bewohner desselben, der hauptsächlichen Bedürfnisse der Bewohner, ihres wechselseitigen Umganges durch die Sprache u. s. w., alle in den Kreis des Elementarunterrichts gehörenden Kenntnisse der Naturlehre, Technologie, Geographie, Wirthschafts- und Gewerbs-Lehre, Diätetik, der Anthropologie, Gymnastik, Seelenlehre, Geschichte, Religionspflichten, Schönheitsgesetz und Staatslehre, des Schreibens, Lesens, Rechnens u. s. w. angereiht. Die Anweisungen des Vfs. zum Rechnen, Schreiben und Lesen, die keinen Auszug leiden, sondern im Buche selbst vollständig nachgelesen werden müssen, sind einfach, der Natur gemäss und lückenlos fortschreitend. Nach dieser Methode wird nicht mit dem Lesen, sondern mit dem Schreiben der Anfang gemacht, oder vielmehr das Kind lernt mit dem Schreiben zugleich lesen und mit dem Lesen zugleich schreiben. Die Übungen im Rechnen, Schreiben und Lesen versinnlichen zwey angehängte Tafeln in Steindruck.

Der Vf. giebt hiebey gute Winke für eine Religionslehre, welche den Kindern das Seyn eines allerhöchsten und heiligen Wesens nicht *beweist*, sondern in ihrem eigenen Bewusstseyn und in dem unendlichen Leben und Wirken der Natur *nachweist*. Er will das Lesen nicht als ein Leyerwerk getrieben haben, wohl aber soll das Kind ohne Stocken und Stottern, richtig articulirend, mit Leichtigkeit, mit Empfindung und Ausdruck lesen, und was die Hauptsache ist, Rechenschaft über den Inhalt des Gelesenen geben lernen. Seine Schreibmethode besteht nicht in einem geistlosen blinden Nachmalen vorgezeichneter Buchstaben, sondern sie ist mathematisch, und die Kinder lernen durch die Zeichnung der zwey Grundbuchstaben, *I* und *O*, alle übrigen aus ihnen in einem schönen Ebenmass in kurzer Zeit formen. Es ist nach dieser Anleitung begreiflich, wie sechs- bis achtjährige Kinder die ihnen vorgesprochenen Wörter und ganzen Sätze nicht nur schön, sondern auch vollkommen richtig, in Deutschen wie in Lateinischen Schriftzügen zu schreiben im Stande sind. Auch für die Belebung und Bildung des ästhetischen Sinnes ist hier gesorgt durch zweckmässig abgestufte Übungen im Singen, die das kindliche Gehör zum Tonsinn, zum Sinn höherer Harmonie, und dadurch zu einem Sinne bilden, der mit dem tiefsten Gefühle des Menschen im engsten Bunde steht. So wie in diesen hier nur kurz berührten Lehrgegenständen, so ist auch in den übrigen, die aus Mangel an Raum nicht angeführt werden können, die angegebene Anleitung einfach und zweckmässig. Die ganze Lehrmethode ist genau gegründet auf die vierfache Idee der zu lehrenden Subjecte, des Unterrichtsstoffes, der Unterrichtsmittel und des zu erreichenden Zweckes. Die Kinder hören in diesen Schulen, wie sie der Vf. organisirt wissen will, und in seiner weiten Berufssphä-

re organisirt hat, nichts, was ihrem Alter nicht leicht begreiflich und anschaulich gemacht werden kann. Während andere Methoden einseitig den Sinn für das Äussere übermässig nähren, wovon *Zerstreuung*, die Jugendpest unserer Zeit, die unausbleibliche Folge ist, weil der Mensch zu abhängig von dem gemacht wird, was sein Auge und Ohr berührt, und dadurch die innere Welt kein Licht und keinen Reiz für ihn erhält: so sucht dagegen diese Lehrart im Kinde den Sinn für das Innere zu wecken, um seine inneren Anregungen und Bewegungen vernehmen zu lernen, damit ihm bey allen Sinnesregungen stets das Bewusstseyn des Inneren zur Seite stehe; und je mehr in dem reifenden Menschen der Sinn für das stille Innere wach wird, desto schneller wird der Blick, desto tiefer und zarter das Gefühl. Man kann von dieser Methode mit Wahrheit rühmen, dass sie *genetisch* ist, d. h. den Kindern die Einsichten nicht mitzutheilen und mechanisch einzulernen sucht, sondern in ihnen selbst entstehen lässt, so dass nicht der Lehrer, sondern das Kind sich selbst unterrichtet. Der Unterricht ist hier ein Unterreden, welches die Aufmerksamkeit der Lehrlinge in ununterbrochener Thätigkeit erhält. Eine Methode, die die Lehrlinge *erfreut*, sie schnell weiter bringt und ihre Gesammtbildung befördert, kann nicht anders als gut seyn.

Da diese Lehrart dahin wirkt, den Lehrling in *sein Leben* zu stellen, und deswegen ausgehend vom ersten Lebensverhältnisse, nämlich vom älterlichen Hause, stufenweise die allgemeinen menschlichen Lebensverhältnisse mit ihm durchwandert, und ihm von Allem, was in den genannten Verhältnissen vorkommt, den Nutzen, die Absicht und die Nothwendigkeit zeigt: so bringt sie den nicht zu berechnenden Vortheil, dass sie Menschen bildet, die sich von selbst in ihre künftigen Verhältnisse als Bürger und Unterthanen finden, und die Nothwendigkeit dieser Verhältnisse klar und lebendig erkennen, und die daraus hervorgehenden Pflichten ohne unvernünftige Widersetzlichkeit erfüllen werden.

Was übrigens der Vf. an mehreren Stellen seines Werkes von der *Pestalozzi*'schen Methode sagt, unterschreibt Rec. unbedingt. Ja Rec. ist überzeugt, dass der Pestalozzismus nichts als ein grober Realismus in der Bildung fürs alltägliche Leben ist, der Genialität und Individualität nicht genug berücksichtigt, wenigstens nicht weckt und leitet. Wenn *Pestalozzi* Religion nur um der Sittlichkeit willen daseyn lässt: so zieht er das Himmlische zum Irdischen herab, und setzt Idealität hinter das gemeine Leben. Eben so ist *Pestalozzis* Anschauungslehre kein naturgemässes Entwickeln des Inneren, sondern mehr ein mechanisches handwerksmässiges Einüben, und noch dazu ein einseitiges, weil *Eine* Anschauung nur zum Grund gelegt ist, das Quadrat. Durch dieses *einseitige* Üben wird *ein* Sinn, der des Gesichts, übermässig vorgetrieben, und die anderen gehen leer aus. Wie kann durch ermüdende Einförmigkeit, durch Einengen in die starren Fesseln des Raumes, die ganze geistige Menschenkraft geweckt und gebildet werden? Durch eine *fünf*fache Verzweigung der Sinnlichkeit öffnete die Natur *fünf* Wege, auf welchen der menschliche Geist zum Auffassen der Aussenwelt gelangen soll: denn jeder Sinn lehrt ihn ja eigene neue Seiten der Welt wahrnehmen, und in jedem Sinne legte diese sorgsame Mutter zwey mächtig entwickelnde und bildende Richtungen an, eine für das Gefühl, die andere für das Denk- und Erkenntniss-Vermögen. Aber dieser Gang der Natur in Entwickelung des Kindes ist der *Pestalozzi*'sche nicht. Da in *Pestalozzis* Schule das Quadrat die Normalfigur für die Bestimmung aller Raumgrössen und für die Vergleichung aller Gesichtsgegenstände ist: so enthält diese Methode nicht eine Anschauungskunst überhaupt, sondern nur einen Theil davon, eine Übung des Augenmasses. Eben so irrig ist *Pestalozzis* Ansicht, dass des Kindes erstes Erkenntnissobject das Kind selbst seyn müsse. Nicht doch, der wichtigste ist es, nicht aber der erste. Das Kind lebt zu sehr in der Aussenwelt; dahin, nicht auf sich, führt die Natur zuerst seinen Sinn. Rec. würde an die Stelle der drey *Pestalozzi*'schen Übungen in Form, Zahl und Wort, lieber drey andere von einem Schulmanne des Gymnasiums zu Baireuth, dem Prof. *Wagner*, dessen Namen *Jean Paul (Friedrich Richter)* in der zweyten Ausgabe seiner Levana (III, S. 787 ff.), so wie auch unser Vf. rühmlich erwähnt, vorgeschlagene Bildungsmittel — Sprache, Grössenlehre und Geschichte — setzen. „In der That stimmen diese drey Wissenschaften, sagt *Jean Paul*, das Innere in den Dreyklang der Bildung. Die Sprache theilt dem kindlichen Geiste Logik und also eine philosophische Vorschule mit; zweytens die Grössenlehre bauet eine andere, von der Philosophie abgelegene, aber nicht genug erwogene Kraft für das sinnliche Universum an. Drittens die Geschichte vermählt ja als eine Religion alle Lehren und Kräfte. Die alte Geschichte, d. h. die Geschichte der Jugendvölker, besonders die Griechische und Römische, erst jüdische und erstchristliche, ist zur festen Kanzel jeder sittlichen religiösen Ansicht zu machen."

Die Schreibart des Vfs. ist oft zu weitläuftig und gedehnt; ja bisweilen verfällt der Vf. aus allzu ängstlichem Streben, fasslich zu schreiben, ins Breite und Weitschweifige, und ist selbst von Provincialismen und Sprachfehlern nicht ganz frey. Auch sind die für Erziehung und Unterricht aufgestellten allgemeinen leitenden Principien an Zahl zu sehr gehäuft; zur Vereinfachung und leichteren Übersicht hätten oft mehrere als Ein Grundsatz ausgedrückt werden können. Ihre Menge wird die im Denken ungeübten Schullehrer leicht verwirren. An einer Stelle spricht der Vf. irrig von *vier* Dimensionen des Raumes, von Länge, Breite, Höhe und Tiefe, da es doch nur drey giebt.



KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Schleswig*, b. Koch: *Über den hohen Werth der Bibel.* Eine Predigt, gehalten am ersten Pfingsttage 1816 zu Bau bey Flensburg von D. *Petersen*, Prediger daselbst. 1816. 19 S. 8. (3 gr.)

Zu keiner Zeit ist wohl mehr von der Bibel gesprochen, geschrieben und für sie gewirkt worden, als zu der unserigen, da Bibelgesellschaften überall für die Verbreitung derselben in den Hütten der Armen und für zweckmässige Vertheilung

derselben sorgen. Es ist diess nicht nur ein löbliches Bemühen, sondern auch ein Zeichen des herrschenden religiösen Sinnes unseres Zeitalters, und eine öffentliche Widerlegung derjenigen Unzufriedenen, Ungerechten und gegen ihr Zeitalter Undankbaren, die immer nur den Klageton im Munde führen, über Abnahme und Verfall der Religion seufzen, wiewohl sie selbst nicht abnehmen und verfallen kann, sondern nur ihre Übung in christlichen Versammlungen. Allein es ist auch sehr zu wünschen, dass die Bibel überall nur in gute Hände komme, und nicht bloss geschenkt, sondern auch gelesen, nicht bloss gelesen, sondern auch verstanden, und also mit Nutzen gelesen, und dem Volke zugleich eine Anweisung in die Hände gegeben werde, wie es die Bibel gehörig gebrauchen soll. Ausserdem weiss der gemeine Mann nicht, was er lesen soll. Und da er gemeiniglich zum Bibellesen nicht viel Zeit übrig hat: so liest er bald hier bald dort, und immer am liebsten, was auffallend ist, es sey belehrend und erbaulich oder nicht. Liest er aber die Bibel nach der Reihe der Bücher, ohne Auswahl: wenn will er zum Ende kommen? Und wenn er zum Ende kommt: so weiss er zuletzt nicht mehr, was er Anfangs gelesen hat. Bringt er endlich nicht schon Religionsbegriffe mit: was will er daraus lernen, wie will er sie verstehen, die zerstreuten Lehren sammeln und in ein Ganzes bringen? Ja, was noch mehr, die ungleichen und sich oft widersprechenden Aussprüche vereinigen? Es wäre mithin wohl zu wünschen, dass man ihm eine biblische Erklärung, oder lieber eine erklärte Bibel in die Hand gebe. Das würde, wie Rec. glaubt, erst eine nützliche und erbauliche Lectüre werden. Wir zweifeln, dass der wohlthätige Zweck füglich auf eine andere Art erreicht werden kann. Wer vielleicht noch kein anderes, zusammenhängenderes und fasslicheres Religionsbuch hat, oder sonst keinen Religionsunterricht geniessen kann, für den wird die Bibel das grösste Geschenk seyn, wie vor hundert und mehreren Jahren, oder wie in entfernten Ländern und Erdtheilen, wohin noch kein Licht gekommen ist. Der Schuljugend sogleich die Bibel in die Hände zu geben, halten wir nicht für gut, da sie davon noch keinen Gebrauch machen kann, und ihre Lehrer sind gemeiniglich auch nicht die Männer, welche die Bibel zu erklären verstehen. Für diese wäre eine Schulbibel, deren wir mehrere haben, besser. Und soll die Bibel der Jugend gleichwohl in die Hände gegeben werden: so sey es bloss das neue Testament. Aus dem alten werde ihnen nur das Lehrreichste, vorzüglich in der Geschichte, vorgetragen, das sich aber wohl nur auf wenige Erzählungen einschränken möchte. Zwar können auch trockene und unerbauliche Geschichten der Bibel lehrreich und erbaulich gemacht werden; aber da giebt es ja mehrere und trefflichere in der Weltgeschichte, die ebenfalls lehrreich gemacht und erbaulich dargestellt werden können. Wir wüssten in der That aus dem alten Testamente nicht viel mehr Erbauliches in der Geschichte, als was vom Joseph erzählt wird. Übrigens sind wir ganz der Meinung, dass es gut ist, dem lesefähigen und begierigen Volke die Bibel, als die Quelle der jüdischen und christlichen Religionskenntniss, besonders aber denjenigen Theil der Bibel, der eigentlich für Christen ist, in die Hände zu geben; auch der gehörig vorbereiteten Jugend, etwa am Tage ihrer Confirmation, auf eine recht feyerliche Weise mit der Bibel ein Geschenk zu machen, und mit ihr zugleich ein vollständiges christliches Religionsbuch, in welchem alle Religions-, sowohl Glaubens- als Sitten-Lehren in gehöriger Ordnung beysammen stehen, und fasslich, gründlich, bündig, lebhaft, erwecklich und möglichst anschaulich vorgetragen sind. — Dieses müsste beständig mit der Bibel gebraucht werden, und die Bibel müsste nur zur Vervollständigung, mehreren Versinnlichung und kräftigeren Darstellung der Religion, darin sie Meister ist, dienen. Zugleich müssten auch die Volkslehrer die Bibel in ihren öffentlichen Vorträgen fleissig gebrauchen, und sie nicht bloss zum Schein in die Hand nehmen und vor sich legen, auch ihren biblischen Text mehr benutzen, und mehr zu erbauen, als zu gefallen suchen. Den Redner auf der Kanzel machen zu wollen, ist sie der Ort nicht. Wenn aber die Bibel bey Seite gelegt und von dem Prediger selbst nicht geachtet wird: wie sollen die Zuhörer sie achten? Übrigens wäre wohl zu wünschen, dass recht bald eine möglichst treue, fassliche und geschmackvolle Bibelübersetzung mit den nöthigsten Erklärungen und Bemerkungen fürs Volk herauskomme; und so lange dieses nicht ist, die im Ganzen vortreffliche und bis jetzt noch nicht übertroffene Lutherische Übersetzung, mit Verbesserungen in Hinsicht des Sinnes, der Worte, und ihrer gehörigen Verbindung, zugleich mit Ausschluss derjenigen biblischen Stellen und Bücher, die zur Belehrung und Erbauung nicht geeignet sind, und sich fürs Volk gar nicht schicken, von Neuem ans Licht gestellt werde. Sollte denn von jenem Gelde, das zur Anschaffung der Bibel in die Bibelgesellschaft fliesst, nicht so viel übrig bleiben, dass ein solches herrliches, dauerhaftes Werk und Monument, besonders noch zur Ehre unseres Luther, gestiftet werden könnte? Was der Vf. über den Werth und den Gebrauch der Bibel sagt, ist hinlänglich bekannt, und bloss im Allgemeinen vorgestellt. Der zweyte Theil ist gar nicht ausgeführt. Er spricht über die Worte Joh. 14, 24: Wer mich liebt, der wird mein Wort halten. Dass Alles sehr gut und erbaulich gesagt ist, leugnen wir nicht, und man sieht es, dass der Vf. von Herzen zum Herzen zu sprechen weiss. Dass er aber über die gegenwärtigen Zeiten auch, wie viele Andere, schmält, und sie von dem nicht so fleissigen Bibellesen herleitet, diess können wir nicht so ganz ungerügt lassen. Wir sehen es überhaupt nicht gern, wenn unsere Zeiten so herabgewürdigt werden, und halten es für eine Art von Ungerechtigkeit und Undankbarkeit gegen sie, da sie gewiss nicht schlechter sind, als die vorigen. Und sind sie es in der einen und anderen Beziehung: so sind sie es wieder in anderen Beziehungen nicht. Wer kann diess so genau abmessen? Wir sehen auch nicht, was bey diesen Klagen herauskommt. Die Zeiten werden dadurch nicht besser, sondern schlechter. Denn der nächste Weg, die Menschen schlechter zu machen, ist der, dass man sie immerfort tadelt, und ihnen nichts Gutes zutraut. Die Stelle, die diesen Klageton enthält, ist: „Wie hat sichs so geändert in unseren Tagen! Wie hat die Verehrung des göttlichen Wortes, wie hat jene Achtung gegen die Bibel so sehr abgenommen!" Womit will der Vf. diess beweisen? Dadurch dass die Kirchen nicht mehr so zahlreich besucht werden? (Ist das ein Beweis? So müssen volle Kirchen ein Beweis vom Gegentheile, und also von Achtung gegen die Bibel und von Verehrung des göttlichen Wortes seyn. Getraut sich der Vf. diess zu behaupten? Hat nicht Gewohnheit, Eitelkeit, Scheinheiligkeit und eine missverstandene Frömmigkeit daran den grössten Antheil? Und muss man denn gerade das göttliche Wort verachten, wenn man es in der Kirche nicht hört, oder zu Hause nicht liest? Und zeigt denn das Hören und Lesen schon von Achtung? Giebt es nicht überdiess jetzt viele andere Bücher, die mit Erbauung gelesen werden können? Rec. weiss Niemanden, der Gottes Wort oder die Bibel, so fern er sie als Gottes Wort und Lehre erkennt, verachte.) „Traurige Folgen jener Vernachlässigung und Geringschätzung des heiligsten Kleinods offenbaren sich schon seit Jahren unter uns und um uns her in dem Leben der Christen. In dem Masse, wie die Geringschätzung des göttlichen Wortes zunahm, hat Glauben an Gott und Ehrfurcht gegen sein heiliges Gesetz und Zucht, ernste Sitte und christliche Ehrbarkeit augenscheinlich abgenommen." (Hat denn diess der Vf. so genau berechnen können, und nach welchem Massstabe?) „Übermuth, Falschheit und Trug der Sünden der Wollust und der Ungerechtigkeit haben sich vermehrt, und scheinen wie wucherndes Unkraut überhand nehmen zu wollen unter Christen, die doch das Volk Gottes seyn und heissen sollten." (Sollen denn Christen das Volk Gottes heissen, wie ehemals das Volk der Juden Gottes Volk heissen wollte? Glauben denn die Christen nicht einen aller Menschen Gott und Vater, und sind sie als Christen schon das Volk Gottes, oder nicht vielmehr erst dann, wenn sie sich Gott weihen? Und jene aufgezählten Laster, sind sie bloss Folgen eines nicht so häufigen Bibel-Lesens und Hörens? Lassen sich da nicht noch hundert andere Ursachen denken? Und sind diese Laster den gegenwärtigen Christen allein eigen, nicht auch den vorigen? Doch gemeiniglich geht es so, dass, wenn man von einer Sache sehr erfüllt ist, man leicht auf Extreme geräth, welches diesem in der Predigt sonst ruhig sprechenden Vf. ebenfalls widerfahren ist.)

φ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Bamberg u. Leipzig, b. Kunz: *Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche*, von *J. A. Kanne*, Professor (in Nürnberg). Erster Theil. Nebst angehängter Selbstbiographie des Vfs. 1816. XXXIV u. 296 S. 8. *)

2) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Romane aus der Christenwelt aller Zeiten* von *J. A. Kanne*. Erster Theil. 1817. 315 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Schwere Zeiten haben schon öfter die gesegnete Folge gehabt, dass sie das Herz des in den Dienst des Sinnlichen allzu tief versunkenen Menschen wieder von der Erde losrissen, und seinen Blick dahin richteten, von wannen unser Ursprung ist. So bemerkt man in den trüben Zeiten des sinkenden Römerreiches ein fast allgemeines Ringen nach dem Unsichtbaren; und wenn dieses Streben gleich meist krankhafter Natur war, und statt auf das wahre Licht, auf falsche Schwärmerey und visionäre Weisheit ging, und in der Verbindung mit einer selbst verderbten Geisterwelt Heil und Genesung suchte: so bereitete diese Stimmung doch dem bis dahin auf ein kleines Häuflein beschränkten Christenthum leichtere Bahn und seinen endlichen Sieg vor. So erzeugte (um ein uns näher liegendes Beyspiel zu wählen) der dreyssigjährige Krieg mit seinem langen Druck und seiner furchtbaren Verheerung fast in ganz Deutschland und mehreren angrenzenden Ländern eine auffallende religiöse Richtung der Gemüther, die aber leider nur vorübergehend war, und auf welche, wie auf einen kurzen Wintertag, die lange Nacht einer falschen, gottvergessenen Afterweisheit folgte. — Wird die ähnliche gegenwärtig sich äussernde Stimmung von dauerhafterer Wirkung seyn? Oder wird, wie es leider den Anschein gewinnt, das Reich der Finsterniss noch einmal siegen? Wird es in diesem neuen Siege seine letzte Kraft erschöpfen, und dann das Reich des Lichts, der längst ersehnte schöne Tag der Menschheit in unvergänglichem Glanze anbrechen? — Eines der merkwürdigsten Zeichen der Zeit bleibt sie immer, diese ernstere religiöse Stimmung, die besonders in protestantischen, dem Geiste nach früher gereiften Ländern verspürt wird, aber auch in der katholischen Christenheit dem, welchen der Lärm des Tages nicht gegen die innerliche Entwickelung des Geisterreiches, diese wahre Weltgeschichte, taub gemacht, sich in mancher höchst bedeutsamen Erscheinung verräth. Irren wir nicht, so ist es nicht allein der Druck einer harten, das Leben im Äusseren verleidenden Zeit, sind es nicht bloss jene wunderähnlichen Ereignisse, die vor unseren Augen geschahen, welche jene Stimmung erzeugten! es ist auch, und vielleicht noch mehr der Überreiz, die Übersättigung an jener leeren Weisheit, welche dem Menschen den Himmel auf Erden versprach, und die so schlecht Wort gehalten, was den Geist, müde vom langen Umherirren in der dürren Wüste des bloss subjectiven Wissens und Strebens, wieder nach jener ewig frischen lebendigen Quelle wahrer Erkenntniss treibt, und nach seiner rechten Heimath, die da droben ist. Erfreulich in dieser Hinsicht ist es besonders, dass eben jene Menschenclasse, die im verwichenen Jahrhundert am meisten beygetragen, sich und Andere auf jenen Irrweg zu verführen, die Gelehrten, jetzt in mehreren würdigen Mitgliedern zuerst wieder umkehrt nach dem allein heilbringenden Wege, und ihren Brüdern, zum Theil mit seltener Selbstverleugnung, die steile Bahn aus der Tiefe nach dem Gipfel muthig vorangeht. Ja auch die menschliche Wissenschaft, besonders jene der Natur, zeigt sich von diesem neuen höheren Geiste ergriffen, und die Nachwelt wird in diesem Betracht vor Allen das Verdienst des vortrefflichen *Schubert* — dieses Schöpfers einer wahrhaft *christlichen Physik* — zu würdigen wissen. — Unter jenen würdigen Männern, die den Beruf des Gelehrten, „das Salz der Erde zu seyn," in vorzüglichem Grade erkannten, gebührt dem als geistreichen Forscher der Urgeschichte der Menschheit durch mehrere höchst eigenthümliche Werke allgemein bekannten Vf. obiger Schriften unstreitig eine der ersten Stellen. Genährt von der Weisheit alter Jahrhunderte und Völker, ein wahrer Οδυσσευς πολυτροπος im Reiche des Wissens, wendet er mit einem Mal auf dem so kühn betretenen Wege um, entsagt dem „Nichts menschlicher Weisheit," und entschliesst sich, die reiche Kraft eines vielseitig gebildeten Geistes fort-

*) Über beide Theile dieses Werkes hat bereits ein anderer Mitarbeiter an diesen Blättern (A. L. Z. 1818. No. 24 ff.) sein Urtheil gefällt; wir lassen aber auch diese Recension abdrucken, weil sie mit der Beurtheilung des zweyten Werkes in Verbindung steht.
Das Directorium der J. A. L. Z.

an der Ausbreitung des Reiches ewiger Wahrheit, des Reiches Christi auf Erden, zu widmen. Als Erstlingsfrucht seines neuen Strebens übergiebt er der Welt gegenwärtiges Buch (No. 1), welches, auch abgesehen von Inhalt und Tendenz, schon als eine neue, höchst eigenthümliche Erscheinung eines so hervorragenden Geistes, besonders auch durch die angehängten sehr interessanten Selbstbekenntnisse aus des Vfs. eigenem Leben, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Dass das Ganze aus der Fülle eigener lebendiger Überzeugung geflossen, und recht frisch weg von Herzen kommt, das sieht man dem Buche auf jedem Blatt, in jeder Zeile an, und schon deshalb wird es bey Vielen gewiss auch zu Herzen gehen. Am liebsten möchten wir daher — wie bey Werken, die *aus sich selbst* entsprungen, immer geschehen sollte — den Vf. selber sprechen lassen, ohne das öffentliche Urtheil durch unsere individuelle Ansicht bestechen zu wollen. Da es aber nicht immer der Fall ist, dass (nach dem Ausdruck eines geistreichen Schriftstellers) „Bücher, die von göttlichen Dingen handeln, von Seiten der Unberufenen bloss das Missverständniss eines unbedingten Wegwerfens erfahren (was freylich zu wünschen wäre, indem dadurch jedes andere Missverständniss erspart würde):" so finden wir uns veranlasst, hie und da, wo die Fremdartigkeit der Erscheinung, wie jede in sich abgeschlossene Eigenthümliche, Unkundige vielleicht zu schroff abstösst, einige Andeutungen als Schlüssel des inneren Verständnisses beyzufügen.

Das Ganze eröffnet eine trefflich gedachte und geschriebene Einleitung, die man wohl ein Musterstück rechter lebendiger Beweisführung für die Wahrheit des Christenthums nennen kann. Hier findet sich der Standpunct begründet, aus welchem das ganze Unternehmen des Vfs. betrachtet seyn will. Der Inhalt — zwar nicht neu (denn wie könnte er das seyn, ohne aufzuhören, wahr zu seyn?), aber mit solcher Kraft und Klarheit gewiss selten ausgesprochen — ist ungefähr folgender: Unsere innere und äussere Natur ist nicht mehr die ursprüngliche, wie sie aus des Schöpfers Händen hervorging. Durch den Fall wurde der Mensch erst ein Mensch *der Zeit*. Aber was in der Zeit verloren ging, musste in der Zeit wiedergewonnen werden. Aus eigener Kraft konnte der gefallene Mensch nicht wieder aufstehen, vielmehr zeigt die Geschichte vor Christo ein immer tieferes Herabsinken von dem ersten Ideal. Da erschien Christus und mit ihm das Wort zu einer neuen inneren Weltschöpfung. *Er* selbst, der Anfang aller Dinge, musste herabkommen auf Erden, und ein menschliches Leben erleben, um diesem den Rückweg in die alte Herrlichkeit zu bahnen, und die Möglichkeit einer solchen Rückkehr zu zeigen — oder, wie ein anderer, wahrhaft erleuchteter Denker, der schon erwähnte *Schubert* (in seiner *Symbolik des Traumes*), sich ungefähr ausdrückt: der ewige Künstler und Meister musste sich selbst in die zerrüttete Maschine begeben, um diese wieder herzustellen. Durch den Fall waren beide Hauptkräfte des Geistes, Erkennen und Wollen, verdunkelt und geschwächt. Dennoch blieb im Menschen eine an den alten verlorenen Zustand unaufhörlich mahnende Spur zurück. Es ist die auch von der neueren Philosophie erkannte und immer klarer ausgesprochene Anfoderung der Vernunft an sich selbst: vollkommen zu seyn. Dieser Anfoderung, welcher der Mensch jedoch aus eigener Kraft nie zu genügen vermag, kommt Gott in Christo liebend entgegen, und wer durch Selbstverleugnung, durch Absterben an seinem irdischen Ich, sich dieses höheren Einflusses werth und empfänglich macht, tritt stufenweise in die alte Gemeinschaft mit Gott zurück. Diesen Vorgang, diesen Verwandlungsprocess des inneren Menschen bezeichnet sehr treffend der Ausdruck *Wiedergeburt*: denn wie durch irdische Liebe der schlafende Keim im Mutterschoosse zum irdischen Daseyn befruchtet und erweckt wird: so durch jene höhere göttliche Liebe der Keim des besseren Ich im Grunde der Seele zum himmlischen Leben. Die Lehre von der Wiedergeburt ist daher die Haupt- und Cardinal-Lehre des Christenthums. Jene Erzeugung des inneren Menschen ist ein wahres Wunder, grösser als Alles, was Gott am äusseren Leben wirkt, ja wie Luther sagt: „Wenn Gott den Glauben schaffet im Menschen: so ists ja eben so gross Werk, als wenn Er Himmel und Erden wieder erschaffet." Daher ist auch die Zeit der Wunder nicht vorüber, und kann *nie* vorüber seyn. Denn Christus, als lebendiger Mittelpunct, als Geist seiner Kirche, wirkt durch alle Jahrhunderte fort (wie Er selbst sagt: Ich bin bey Euch bis ans Ende der Tage); ja Er wird immer herrlicher verklärt, bis endlich mit der vollendeten Erlösung des Menschen auch die in dessen Fall mitverwickelte Natur wieder in ihr ursprüngliches lebendiges Verhältniss zu dem Menschen hergestellt wird. („Denn (S. 20 und 21) sowie der Mensch durch den Abfall von Gott seinen Lebensverkehr nach Oben abbrach, hörte auch seine Lebensmittheilung nach Unten hin auf, die Natur konnte ohne diese Mittheilung fernerhin nicht lebendig bleiben. Weil aber der Mensch in seinem zwiefachen Lebensverkehr ein Zwiefaches war, nämlich in seinem Verhältniss zu Gott in Christo der passive und lebenempfangende, in seinem Verhältniss zur Natur der active und lebengebende Theil: so tritt mit der vollendeten Wiedergeburt auch sein ursprünglicher vollkommener *Gehorsam gegen Gott*, und mit diesem seine *Herrschaft über die Natur* wieder ein. Wie *Ungehorsam* die Folge des Falles war, so muss *Gehorsam* die Folge der Erlösung seyn.") Aber eben weil jene innere geistige Verwandlung — wie alle Schöpfung und Erzeugung — ein Wunder ist, kann der Beweis dafür auch nur auf innerer Erkenntniss beruhen, ein innerer, an sich selbst erlebter seyn, und es ist ewig vergebens, dem Blinden die Sonne oder dem Tauben die Geheimnisse der Harmonie zu demonstriren. „Erfahr' es selbst, wer's wissen will!" Dennoch sind Beyspiele solcher Menschen, an deren äusserem oder innerem Leben Gott durch unleugbare Thatsachen sein fortdauernd lebendiges Verhältniss zur Menschheit beurkundet, auf vielfache Weise lehrreich, ermunternd und anregend, besonders für unsere Zeit

„wo (S. 10) das Reich Christi augenscheinlich wieder zu wachsen beginnt.“ In diesem Sinne begann der Vf. seine Arbeit. Aber sie recht zu würdigen, dazu gehört wenigstens ein unbefangenes Gemüth. Wenn schon jede menschliche Wissenschaft ihre eigenen Principien hat, mit denen man vorläufig vertraut seyn muss, um in ihr Inneres zu dringen: warum wollte man der Wissenschaft des Göttlichen nicht dasselbe zugestehen? Hat die Welt des *Scheins* ihr eigenes Gesetz: warum nicht auch die Welt des *Seyns?* Man vergesse durchaus nicht, dass man hier auf eigenem Grund und Boden, in einer in sich abgeschlossenen Sphäre wandelt. Freylich mag unsere Psychologie in ihrer jetzigen Gestalt (wo sie überhaupt nur ein Tagesgeschöpf des letzten Jahrhunderts ist) wenig geeignet seyn, das Auge für Erscheinungen dieser Art zu schärfen, und man möchte sie, wie dort der Engel den Josua, bedeuten, erst „die Schuhe (die gemeine irdische Reflexionsansicht) auszuziehen,“ weil hier „heiliges Land“ ist. Eine Selbstentäusserung, die wohl nicht Jedermanns Sache, aber nichts destoweniger unerlässlich ist, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich durch selbstverschuldete Missdeutung oder anmasenden Hochmuth an den theuersten Heiligthümern unseres Geschlechts zu vergreifen. Wer aber mit lauterem Sinne sich dem Eindrucke der hier mitgetheilten Lebensbeschreibungen oder einzelnen Züge merkwürdiger Menschen hingiebt, wird (auch abgesehen von aller höheren Erweckung) sich von der Fülle dieser wunderbaren Welt angesprochen fühlen. Denn hier herrscht — wie in der sinnlichen Schöpfung — bey scheinbarer Einförmigkeit die höchste Mannichfaltigkeit geistiger Erscheinungen, und jener Silberblick des Daseyns, welcher den Menschen mit dem Ewigen wiedervermählt, zeigt die verschiedenartigste Entwickelungsweise; tausend Wege hat die ewige Liebe, um ihr verirrtes Geschöpf zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzuführen. Wer viel gesündigt, bey dem kann jene Geburt des inneren neuen Menschen nicht ohne schweren Kampf von Statten gehen, wenn Andere, der ersten Einfalt und Unschuld der Kindheit noch näher stehend, ohne langen schmerzlichen Übergang in die höhere Welt des geistigen Lebens eintreten. „Hochmüthige und mit hartem Selbstwillen Geborene mussten viele Jahre lang durch die innere Wüste geführt werden, aber Johannes-Seelen bedurften diese Läuterung nicht in dem Masse, und Johannes selbst vielleicht *gar nicht*“ (?) (S. 31). — Eine jener kindlicheren Seelen, in welchen daher der Vorgang einer neuen geistigen Geburt ungetrübter und gleichsam natürlicher erscheint, ist der ehrliche schlichte Landmann *Hemme Hayen*, dessen Leben der erste Aufsatz mittheilt. Menschen aus den sogenannten niederen Ständen, welche weder der Hochmuth des Wissens, noch die Heucheley überfeiner Weltbildung noch der Sturm zerstörender Leidenschaften um die ursprüngliche Unschuld der Natur gebracht, geniessen überhaupt den Vorzug, dass auch jener erhöhte geistige Zustand in ihnen ohne besonderen Kampf erzeugt wird, sowie schon in irdischer Hinsicht Menschen im Stande der Natur leichter gebären. Wir verweilen daher bey jener Lebensgeschichte am längsten, weil sie uns unter allen, welche dieser Band enthält, gleichsam das vollständigste Exemplar jener Menschen „von Geist“ darbietet. Doch erwarte man auch hier nichts Wunderbares im gemeinen Sinne des Wortes. Denn so wenig, wie in der Natur, giebt es in der Geisterwelt einen Sprung; wie dort das Licht z. B. nur ein höheres Seyn der Materie, so ist auch hier, vom Tiefsten bis zum Höchsten, Alles durch, wenn auch oft leise, Übergänge und Zwischenglieder vermittelt, und die Kette nothwendiger Wirkungen nirgends gesprengt oder unterbrochen. Die Entwickelung jener höheren Kraft selbst, was ist sie anders, als die höher potenzirte Erscheinung des bekannten Versuches, welcher uns in der Raupe schon den künftigen Schmetterling zeigt? Aus diesem Standpuncte betrachtet, bieten die Erscheinungen jenes höheren Geisteszustandes durchaus nichts dar, was der Natur, der Vernunft widerspräche. Der Übergang in diesen Zustand geschieht gewöhnlich, wie bey Hemme Hayen (S. 7), plötzlich und unerwartet. Aber ist nicht schon im täglichen Leben jeder bedeutende Entschluss, jede fruchtbare Ansicht, jede schöpferische Idee das Werk des Augenblicks? und kann es bey der einfachen d. h. unzeitlichen Natur unserer Seele anders seyn, als dass ihr das Ewige in solchen Momenten ausser aller Zeit, gleichsam im schnellen Blitze, erscheint? Die Erscheinungen, die man an unserem Hellseher bemerkt, sind durchaus nichts, als in der Physik des Geistes wohlbegründete Steigerungen jener Phänomene, die sich z. B. im Somnambulismus oder in dem begeisterten Zustande jedes Menschen von höherem Genius zeigen. So ist die erhöhte Sinnenkraft, die Leichtigkeit, womit Nahrung und Schlaf entbehrt wird, (S. 9. 10. 21) ein keinesweges seltenes begleitendes Zeichen höherer geistiger Zustände, und wenn schon der körperliche Wahnsinn bey ungewöhnlich erhöhten Leibeskräften Speise und Schlummer oft Tage lang nicht bedarf, warum soll der Geist in seiner Erhebung nicht können, was er in seiner Erniedrigung vermag? Die Fähigkeit, auch in der Entfernung zu wissen, was mit geistig oder leiblich verwandten Personen sich ereignet (S. 13), ist schon im gewöhnlichen magnetischen Zustande etwas Gemeines und Allbekanntes. Gespräche, im Inneren des Menschen wie zwischen zwey verschiedenen Personen ohne sein Zuthun gehalten (S. 15 und 16), sind nichts als ein höherer Zustand innerer Anschauung, wo der Gedanke Gestalt und Wort wird; gewissermassen nur eine höhere Entwickelungsstufe der jedem Menschen angeborenen dramatischen Anlage, kraft deren besonders der Bühnendichter, mit Verleugnung seiner Persönlichkeit, sich gleichsam in die verschiedenartigsten Charaktere verwandelt, und jeden seiner Natur gemäss wie aus sich herausprechen lässt. Auch das unwillkührliche Sprechen von Worten, die dem Sprecher wie in den Mund gelegt werden (S. 10), und nicht selten nach der inwohnenden lebendigen Kraft des *Wortes* Gestalt annehmen und sichtbar werden (ebendaselbst), ist in Zuständen der Art etwas Häufiges, und schon die Entstehung jedes guten Gedichts

ist nicht ohne eine ähnliche „Eingeistung" denkbar, so wie denn auch den Dichtern der *Deus in nobis* schon von Alters her zugestanden wird. Seltener, obgleich auch nicht ohne Beyspiel, ist die S. 13 vorkommende Gabe fremder Sprachen, oder vielmehr nur des Verständnisses einzelner, vielleicht aus der verloren gegangenen Ursprache in den noch bekannten übriggebliebener Worte, und auch von *Jacob Böhm* ist etwas Ähnliches bekannt. Denn wenn (wie vorzüglich mit durch die scharfsinnigen Forschungen des Vfs. gegenwärtiger Schrift unwiderlegbar dargethan ist) alle Sprache aus einer gemeinsamen Wurzel entsprungen, Sprache überhaupt aber auf innerer lebendiger Anschauung beruht, und davon ausging: warum soll Menschen, welche dem Ursprung der Dinge und dem lebendigen Centrum der Geisterwelt gleichsam näher stehen, das entsprechendste Wort, aus welcher Sprache es auch sey, fremd bleiben, wenn sie zugleich die Anschauung haben, die dasselbe bezeichnet? (So begriff, wie bekannt, Jakob Böhm, als er zum ersten Mal das Wort *Idea* aussprechen hörte, ohne Griechisch zu verstehen, sogleich den ganzen Sinn dieses Wortes, und zwar in ächtplatonischer Anschauung.) Aus diesem gemeinschaftlichen Ursprunge aller Sprachen lässt sich auch das Verständniss jener räthselhaften Worte S. 11 erklären, deren einige lateinisch sind, nur nach einer abweichenden Syntax gebildet. Denn, wie schon angedeutet, so sind in allen Sprachen gewiss mehr oder weniger Überreste jener verschwundenen Natursprache vorhanden, und der gelehrte Vf. findet selbst in dem einen jener wunderbaren Worte ein Wurzelwort der allgemeinen Sprache. Eben so ist die ursprüngliche Bedeutsamkeit der Zahlen (S. 21) zu begreifen, die ja schon in der Musik, so wie in den merkwürdigen, von *Schubert* entdeckten Verhältnissen der Himmelskörper, lebendig und organisch erscheinen. — Die Vision S. 14, wo der Hellseher einen gemeinen Backstein an einer Stelle hellleuchtend wie Krystall erblickt, wobey ihm gesagt wird, diess sey ein Theilchen der neuen Erde, steht mit der bereits erwähnten Schärfung aller Sinne im Zustande eines erhöhten geistigen Lebens im Zusammenhang. Wenn z. B. der Krystall, der Diamant, so wie jeder durchsichtige oder selberleuchtende Körper die künftige Verklärung der Erde prophetisch vorbedeutet: warum soll ein aufgeschlossenes Auge nicht in jedem Dinge den Diamant entdecken können, jenen verborgenen Theil, der, wie im Menschen das Gehirn, den Keim des neuen Daseyns enthält? Eben dahin gehört die Selbsterscheinung des neuen inneren Menschen (S. 23), wovon das Sichselbstsehen der Persönlichkeit wie in einem Spiegel (S. 20) nur eine Variation auf irdische Weise ist, und auch wohl schon gemeineren Naturen begegnete, zumal kurz vor dem Tode, wo das Geistige bereits minder an seine materielle Grundlage gebunden scheint. Die symbolischen Handlungen, die unserem Clairvoyanten geboten werden (S. 18 und 20), finden in den Propheten des alten Bundes manchen ähnlichen Zug, wie z. B. einer derselben 40 Tage auf Einer Seite liegen muss, um die künftige Gefangenschaft seines Volkes vorzubilden. Aus dieser symbolischen Sprache des Hellsehers, der Weissagung und des Traumes (deren verborgene Charaktere uns *Schubert* in seiner schon erwähnten Symbolik des Traumes so meisterhaft entziffert) ist auch die Verwandlung des Grünen S. 20 (wahrscheinlich *Priestley's* grüne Materie) in eine Schlange, deren Zischen der Visionär sogar hört, ohne Zwang zu erklären, so wie die Erscheinungen ebendaselbst S. 21 und 23. Etwas mehr Kopfschütteln werden bey manchem Aufgeklärtseynwollenden S. 18 und 23 die Erscheinungen jener Gestalt erregen, die der Hellseher für die des Heilandes erkennt, und sogar mit ihr redet. Glauben wir aber an Einen, der da lebt und nicht todt ist, was soll Ihn, dessen Macht ja kein endlicher Verstand ermisst, hindern, dass er nicht auch an empfänglichen Seelen sich lebendig erweise? Die heilende Kraft des Geistes, wovon S. 24 ein merkwürdiges, aber gar nicht seltenes Beyspiel vorkommt, fliesst nothwendig aus der Kraft des zum rechten lebendigen Seyn gekommenen Geistes über die untergeordnete Natur, und schon die gewöhnliche Natur- und Heil-Kunde zeigt uns Fälle der Art in Menge auf (man denke, näherliegende Beyspiele gar nicht zu berühren, an die Gewalt der Ägyptischen Beschwörer über die Schlangen, an das plötzliche Sprechen des stummen Sohnes jenes Lydischen Königs in dem Augenblicke, als seinem Vater der Tod droht u. a. m.). Dass die Ehefrau des Hellsehers endlich auch an dem Zustande ihres Mannes Theil nimmt (S. 24), ist eine in der leichten Mittheilbarkeit ähnlicher, z. B. magnetischer Zustände an organisch oder psychisch verwandte Personen so wohl begründete Erscheinung, dass hier vielmehr das Gegentheil auffallen müsste; zumal da diess bey der Frau nicht lange vor ihrem Ende geschieht, wo ohnehin die geistige Erregbarkeit höher gestimmt zu seyn pflegt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Emden, b. Arends u. Comp.: *Ein Winter in London* oder *Gemälde aus der grossen Welt*, von *T. S. Surr* — nach der fünften Englischen Ausgabe. 1815. 312 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. kennt weder das Original, noch die erste, noch eine der angeblichen fünf Ausgaben; bis jetzt begreift er auch noch nicht, warum dieses Werk (anscheinend eine Geschichte, wie sie sich im Sommer und in allen Hauptstädten von Europa zutragen kann) so viele Auflagen erlebte. Einen Englischen Zuschnitt hat es, aber keine Englische Vollendung; es wäre denn, dass uns die Theile, die noch kommen sollen, darüber eines Anderen belehrten, wesswegen wir unser Urtheil bis dahin zurückhalten.

Dr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Bamberg u. Leipzig, b. Kunz: *Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche*, von *J. A. Kanne* u. s. w.

2) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Romane aus der Christenwelt aller Zeiten*, von *J. A. Kanne* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Merkwürdig ist, dass dieser erhöhte Geisteszustand bey Hemme Hayen nicht etwa eine Folge körperlicher Kränklichkeit ist, sondern bey vollkommen gesunder und rüstiger Kraft eintritt, weshalb hier von Fieberträumen, überspannter Einbildungskraft u. dgl. schwerlich die Rede seyn kann. Diese Gesundheit seines äusseren und inneren Menschen beurkundet sich nicht allein in seinem lebendigen Glauben an Gott, sondern auch in so manchem anderen Zuge, der ihn weit über sein Jahrhundert erhebt, in seiner Duldung gegen religiös Andersdenkende (vgl. die schöne Vision S. 16 von der Reise *aller* Religionen nach der Stadt Gottes), in dem herrlichen Ausspruch über das sogenannte tausendjährige Reich (wovon damals, und wohl auch noch jetzt so Manches geträumt wird): „dass es eine Zeit ist, die mit und unter den anderen Zeiten durchgeht, die aber doch allein empfunden und erkannt wird von denjenigen, an welchen Gott die Gnade thut" (Worte, die allein schon hinreichen, unseren H. H. bey nicht ganz Befangenen von dem Vorwurf gemeinhin sogenannter Schwärmerey zu retten). Bemerkt zu werden verdient auch, dass im Beginn seiner Erleuchtung es gewisse Sprüche der Schrift waren, deren inneres Verständniss ihm plötzlich eröffnet wird, und die ihm nun gleichsam zu Führern in das Allerheiligste dienen. Hier erhält die heil. Schrift, als lebendiges Organ und Wort Gottes an den Menschen, eine neue, wenigstens in unserer Zeit, wo man mehr auf den Wortverstand der Bibel geht, nicht genugsam beachtete Bedeutung, sowie die Sitte unserer Väter, ihren Kindern biblische Kernsprüche (gleichsam Keime zu einer künftigen geistigen Erregung) ins Gedächtniss sammeln zu lassen, auch in dieser Hinsicht höchst nachahmungswürdig erscheint, und die jetzt beliebte oberflächliche Unterrichtsmethode — zumal in Bürger- und Land-Schulen — von Allem etwas, von keinem etwas Rechtes — wieder verdrängen sollte. — Noch bemerken wir, dass man sich an die Form der Visionen und inneren Offenbarungen unseres Hellsehers nicht stosse. Der grosse Erzieher (man erlaube uns, Gott in Bezug auf die Menschheit unter diesem Bilde zu denken — sprach doch schon *Lessing* von „Erziehung des Menschengeschlechts") spricht anders zu dem Kinde, anders zu dem Jünglinge, und es ist eben die Kunst eines wahren Erziehers, mit dem Kinde auch nöthigenfalls zum Kinde zu werden. Fasse auch das Kind nicht immer den ganzen Sinn seines Lehrers, wenn nur dadurch die Liebe zu dem Höheren geweckt und genährt wird: Die Zeit des deutlicheren Anschauens wird schon kommen. Man lächle daher nicht, wenn unser H. H. bisweilen von höheren Dingen und Geheimnissen gewissermassen noch kindisch lallt, noch öfter gar keine Worte für seine Anschauungen findet. Denn das ist nicht immer das Höchste und Beste, was der Mund, kaum empfangen, in geläufiger Rede sogleich weiter zu fördern vermag; und ist alle unsere Weisheit im Grunde wohl etwas Anderes, als ein solches unmündiges Lallen? — Wir haben uns aus dem oben angeführten Grunde bey der Lebensgeschichte H. H's. länger verweilt, und können uns nun bey den übrigen desto kürzer fassen, je mehr wir uns bemüht, an ihm, als an einer der merkwürdigeren Erscheinungen der Geisterwelt, dem Leser das Verständniss für ähnliche Phänomene zu öffnen, und den Zusammenhang derselben mit den bekannteren Gesetzen der Natur aufzuzeigen. — No. 2 folgen Nachrichten und Züge aus dem Leben der Fräulein *von Hermsdorf*, der Räthin *Kellner* (die der Vf. in seiner Jugend selbst gekannt), der Wittwe *Vogel* und der *Catharina Dahmin*, sämmtlich wunderbare Heilungen durch lebendigen Glauben und Vertrauen auf Gott. Die Leidensgeschichte der Ersteren ist vielleicht mit zu peinlicher Umständlichkeit erzählt, und manches minder bedeutende Symptom konnte, ohne dem Gesammteindrucke zu schaden, wegbleiben, oder doch kürzer berührt werden. Vielleicht werden Geschichten dieser Art am besten von geistvollen Ärzten erzählt. Ohne die Macht des Glaubens, dieser lebendigen Vereinigung mit dem Urquell alles Lebens, über körperliche Übel im Geringsten leugnen zu wollen, muss doch bemerkt werden, dass die Natur auch bey Menschen, bey denen man eine besondere Entwickelung des höheren geistigen Seyns

gewiſs nicht annehmen darf, nicht gar ſelten dergleichen wunderbare Heilungen bewirkt. Auch bey unſerer Kranken ſcheint ſich der groſse Arzt als Heilmittel eines hitzigen Fiebers bedient zu haben, wodurch die Lebensthätigkeit im ganzen Körper, alſo auch in den gelähmten Theilen, erhöht, und eine heilſame Kriſis herbeygeführt wird, welche nicht ſelten die hartnäckigſten Übel, beſonders nervöſer Art, aus dem Grunde hebt. Die Scheu der Kranken, unter Katholiken zu ſterben, iſt begreiflich, ja ſogar löblich; weniger hat es uns gefallen, daſs der Vf. die Anhänger eines entgegengeſetzten Religionsbekenntniſſes als „papiſtiſch" bezeichnet; dergleichen gehäſſige Sectennamen ſind dem Geiſte der Liebe entgegen, der überall das Erſte und Höchſte iſt, und deſſen Reich auf Erden ja auch durch dieſes Buch gefördert werden ſoll. — 3. *Beata Sturmin, oder die Würtembergiſche Tabea.* Kein empfängliches Gemüth wird dieſe, mit rechtem Blick in die Tiefe des Geiſtes erzählte Geſchichte einer wahren Glaubensheldin ohne Rührung und Erbauung leſen. In ſinnreicher Auffaſſung und fruchtbarer Deutung des ſogenannten Gewöhnlichen und Alltäglichen (für deſſen Wunderbares unſer Auge nur abgeſtumpft iſt) gleicht dieſes merkwürdige Mädchen ſehr dem berühmten St. Martin. Sie iſt eine wahre „geiſtliche Adeptin," die aus Allem, auch aus dem Gemeinſten, Gold zu machen verſteht. Mag immerhin der kühlere Verſtand in manchem Beyſpiel ihrer Gebetserhörung, z. B. in dem ſchnellen Bewölken des Himmels auf einen plötzlich eingefallenen Spätfroſt (S. 86), eine gewöhnliche Wirkung der Natur finden: in Bezug auf die gläubige Beterin bleibt es immer ein Wunder, und was für tauſend Blinde oder dumpf in den Tag hinein Lebende ein gewöhnliches Ereigniſs, iſt für ein Gemüth, das mit dem Ewigen in Berührung ſteht, ein Beweis ſpecieller Vorſehung und unmittelbareren Einwirkens. Auch werden dieſe minder auffallenden Wirkungen der Gebetskraft durch andere weit aufgewogen, bey denen die ſogenannte geſunde Vernunſt, d. h. der aufs Irdiſche beſchränkte Verſtand, mit allen noch ſo künſtlichen Erklärungen zu kurz kommen dürfte. Vernunſt iſt allerdings ein ſchätzbares Ding, es iſt das Ebenbild Gottes in uns, und auch wir glauben an nichts, was der Vernunſt widerſpricht. Aber uns iſt die Vernunſt nicht das eigene kleine beſchränkte Ich, ſondern der unendliche Menſchengeiſt ſelbſt, jener durch alle Jahrtauſende fortwachſende Keim des Göttlichen in uns. — Was an dieſer Tabea beſonders lobenswerth ſcheint, iſt ihr wahrhaſt praktiſch chriſtlicher Sinn, der nicht, wie bey ſo manchen frommen, aber einſeitigen Menſchen, ſich bloſs auf ſich ſelbſt beſchränkt, ſondern in lebendiger Liebe wohlthätig auch auf ſeine ganze Umgebung wirkt, ja ſogar das Intereſſe des geſammten Vaterlandes umfaſst. Hiedurch bewährt ſich Tabea mehr als wie durch tauſend Wunder als eine ächte Nachfolgerin Chriſti. — Sehr lehrreich ſind auch einige dieſer Geſchichte eingeflochtene Züge von anderen geiſtig merkwürdigen Menſchen, wie denn z. B. die Geſchichte des Mädchens S. 103 ein Beyſpiel abgiebt, daſs der groſse Bildner des Menſchengeſchlechts, Er, der allein Allen Alles zu ſeyn verſteht, auch in den einfachſten Gemüthern durch die einfachſten Bilder, durch den Anblick einer Feldblume, das Höchſte zu erwecken und zu entfalten weiſs, wie auch Chriſtus ſelbſt an den Lilien des Feldes die allumfaſſende Liebe des Vaters im Himmel begreiflich macht. — 4. Aus dem Leben *Edmund Jones, M. Lancaſters, Süſſenbachs,* der *Sabine, Chriſtoph Buchens* und *Thomas Hownhams.* Erſterer, in erhabener Johannes-Einfalt, „ein Jünger, ſo ähnlich ſeinem Meiſter, daſs ſelbſt bittere Feinde der Religion vor ſeinem Namen ehrerbietig ſich bückten, und ſprachen: Wahrlich, wenn ein guter Mann auf der Erde gelebt hat: ſo war es Edmund Jones" (S. 216). Auch die übrigen hier genannten Perſonen ſind, gleich der vorerwähnten Tabea, in lebendigem, kindlich dreiſtem, oft wahrhaſt genialiſch keckem Vertrauen auf Oben recht erweckliche Beyſpiele, zumal auch für unſere, von ſo mancherley Noth und Entbehrung ſo hart heimgeſuchte Zeit. Beſonders iſt die Geſchichte Buchens ein Beweis, wie oft mit den kleinſten Mitteln, aber mit rechter Kraft der Geſinnung, Groſses geleiſtet werden kann, und in dieſer Hinſicht kann dieſe Geſchichte als ein Vorläufer der für den zweyten Band verſprochenen merkwürdigen Lebensbeſchreibung Herrmann Franckens betrachtet werden. 5. *Johann Bunian, Prediger zu Bedford in England* (Verfaſſer der bekannten Reiſe in die Ewigkeit). Machte uns der Vf. im Vorhergehenden meiſtens mit einfacheren, dem urſprünglichen Licht noch minder entfremdeten Naturen bekannt: ſo finden wir hier einen Geiſt mit groſsen Kräften ausgerüſtet, aber auch groſser Irrſale fähig und ſchuldig. Doch auch der Rieſenkampf einer ſo gewaltigen Natur mit inneren und äuſseren Feinden iſt vielfach lehrreich, und erhebend der endliche Sieg des wackeren Ringers. Vortreffliche Winke für Prediger, die auf Kraft und Geiſt hinarbeiten, ſich nicht bloſs in Reden gefallen, „blinkend, aber unerquicklich, wie herbſtlicher Nebelwind," finden ſich in dieſer Geſchichte, z. B. S. 176 u. a. O. Hier liegt mehr, als in ganzen bändereichen homiletiſchen Werken. Auch für das wahre lebendige Verſtändniſs der Schrift im Gegenſatz jener todten Exegeſe, die in Worten Alles ſucht und findet, kann man hier (ſowie beſonders auch in der Geſchichte Hemme Hayens und der Tabea) herrliche Aufſchlüſſe ſchöpfen. — 6. *Joh. Eleonore Peterſen*, Gattin eines zu ſeiner Zeit wohlbekannten Theologen. Obgleich minder auffallend, wie die vorhergehenden, enthält dieſe Geſchichte doch auch manchen herrlichen Zug jener höheren, Alles leitenden Hand, und die entſchloſſene Reſignation eines weiblichen Gemüthes auf die verführeriſchen Freuden der Welt verdient Lob und Nachahmung. Vielleicht hätte dieſe Charakteriſtik durch Ausſcheidung manches an ſich Unbedeutenden oder gar Kindiſchgewöhnlichen, wie S. 190 die Verläumdung mit dem Kelch, an eindringlicher Wirkſamkeit gewonnen. 7. *Joh. Thomſſen.* Ein ſeiner Abkunſt nach räthſelhaſter, durch Sitteneinfalt und uneigennütziges Wohlthun aber bewährter Wunderthäter,

für dessen auffallende Heilungen sogar amtlich beglaubigte Zeugnisse beygebracht werden. — 8. *Aus dem Leben eines Ungenannten B.* Nicht ohne Interesse und mancherley salbungsvolle Kernsprüche und Andeutungen. — 9. *Joh. Philipp Burk, Prediger im Würtembergischen.* Gewissermaßen ein Seitenstück zu No. 5. Wie bey Bunian offenbare Anlage zu sinnlicher Rohheit, so bey diesem Verstockung des Gemüthes durch die Eitelkeit des Wissens. Seine Bekehrung ist nicht minder lehrreich. — 10. *J. J. Graswinkel aus Delft.* Seine Grabschrift: „Den Armen reich, sich selber arm," bezeichnet diesen werkthätigen Diener Christi am treffendsten. — So weit die Lebensgeschichten und Charakterzüge dieses Bandes. Der Anhang unter der Aufschrift *„aus meinem Leben"* enthält die eigene Geistesgeschichte des berühmten Vfs. Man erwarte hier keine umständliche Biographie, vielmehr ist von den oft seltsamen und abentheuerlichen Schicksalen des Vfs. nur soviel aufgenommen, als zum Verständniss und zur Construction seiner inneren Geschichte gehört. Bloss „von dem Gehabthaben, Verlieren und Wiederfinden des Einen, was Noth," ist hier die Rede. Wie auch der Leser über diese höchst merkwürdigen Selbstgeständnisse urtheilen möge: soviel ist gewiss, dass jedes unbefangene Gemüth dem redlichen Ernst und der grossartigen Offenherzigkeit des Vfs. Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Nicht ohne Rührung liest man, wie er, dessen ganzes Leben ein brennendes Forschen nach den höchsten Aufgaben der Menschengeschichte war, auf einmal, von dem Nichts alles menschlichen Wissens überzeugt, seine gewiss höchst interessanten Papiere den Flammen übergiebt, um Dem ganz zu leben, in dem er das Heil einzig und allein gefunden. Wir wollen, selbst aufs Gründlichste überzeugt von der Eitelkeit nicht nur alles menschlichen Wissens, sondern alles menschlichen Wesens überhaupt, über seine Verachtung der Wissenschaft nicht mit ihm rechten. Wohl mag ihm, dessen Hauptfehler, seinem eigenen Geständniss zufolge, der Hochmuth des Wissens war, eine solche Gesinnung Noth thun zu seiner inneren gründlichen Besserung. Auch geben wir zu, dass der Weg durch die Wissenschaft zur rechten Weisheit und zum wahren Frieden, „der da höher ist als alle Vernunft," ein Umweg ist. Aber ob bey der dermaligen Verfassung des menschlichen Geschlechts ein solcher Umweg nicht nöthig ist? Ob er namentlich dem Vf. selbst nicht nöthig war? Ob wir dieser strengen Schule nicht bedürfen, um zur rechten gründlichen Demuth und zu der Sokratischen Überzeugung zu gelangen, man wisse nichts, als eben dass man nichts wisse? Und enthüllt nicht auch die rechte lebendige Wissenschaft in Natur und Geschichte die Spuren des Ewigen? Ist nicht das Weben Seines Geistes überall? Nicht die Wissenschaft an sich ist sündlich und eitel, sondern die Art, wie die meisten Gelehrten zu ihrem eigenen Verderben sie behandeln. Gemissbraucht kann freylich auch das Heiligste werden, aber „dem Reinen ist Alles rein," und was ein verkehrtes Herz zum Dienste des Teufels, das wendet ein lauteres Gemüth zur Ehre Gottes an. Wir erkennen daher in der unverholen ausgesprochenen Verachtung unseres Vfs. gegen alle menschliche Wissenschaft nur das Zeichen eines kräftigen eigenthümlichen Geistes, der, von einem neuen besseren Streben ergriffen, von einem Extrem aufs andere übersprang, aber gewiss noch die rechte gesunde Mitte und das ruhige Gleichgewicht findet. Ja wir glauben sogar in diesem Buche, unter anderen in der sprachkundigen Note S. 11, einen kleinen nicht unerfreulichen Rückfall in sein wissenschaftliches Streben, das gewiss auch mit zu seinem Beruf gehört, gefunden zu haben, und hoffen, dass ihm von seinem jetzigen Standpuncte auch die Wissenschaft noch in neuem verklärterem Lichte erscheinen wird. Und so dürfte wohl noch dereinst auch sein Panglossum aus der Asche als junger Phönix sich erheben! Auch mag Er, der reiche Mann an Wissenschaft und Kenntniss, von seinem Standpunct aus das Wissen nunmehr wohl entbehrlich, ja verächtlich finden! Aber lerne nur erst Jeder, was Er gelernt, denke so viel, wie Er gedacht, und dann wollen wir ihm gern erlauben, vom Nichts alles menschlichen Wissens zu reden und zu schreiben. Allein so unbedingt ausgesprochen, wie der Vf. thut, dürfte jene Verachtung nur der Geistesarmuth und Trägheit zu Statten kommen, und uns am Ende in eine Barbarey stürzen, welche mit den Elementen aller höheren Geistesentwickelung auch den Keim ächtreligiöser Bildung vernichtet.

Je aufrichtiger wir das ausgezeichnete Talent des Vfs. verehren; je mehr wir besonders seinem gegenwärtigen Streben nach Verbreitung eines ernsten praktischen Christenthums Gerechtigkeit widerfahren lassen, und in dieser Hinsicht das Verdienst von No. 1 mit dankbarer Freude anerkennen: desto mehr bedauern wir, den würdigen Mann in No. 2 — wenigstens was Form und Darstellung betrifft — auf einem Abwege zu erblicken. Schon der Titel: *Romane* aus der *Christen*welt, wir gestehen es, machte uns stutzig, und liess uns hier einen Missgriff befürchten. Der hohe Ernst des Christenthums schien uns einer romanhaften Einkleidung weder zu bedürfen, noch sie zu ertragen, und uns dünkt die wahrhafte Geschichte reich genug, um aus ihrer Fülle Beyspiele und Züge zur Veranschaulichung und Verherrlichung unseres Glaubens zu schöpfen. Der Vf. hat diess ja selbst in No. 1 bethätigt, und, wie uns dünkt, auf eine ungleich erbaulichere Weise, als in den vorliegenden — wohlgemeinten, aber durchaus verfehlten — christlich-romanhaften Dichtungen, die, um Geschichte zu seyn, in sich zu unwahr, und um als Poësie zu gelten, zu wenig phantastisch sind, und weder dem Himmel noch der Erde recht angehörig, als Zwitter und Mittelding zwischen beiden schweben. Es ist auch auffallend, wie den Vf., eben weil er hier nicht auf seinem Grund und Boden ist, der Geist offenbar verlässt, der sich in No. 1 durch helle Blicke ins innerste Wesen des Christenthums kund thut. Nicht als ob es hier ganz an trefflichen und salbungsvollen Stellen und Sprüchen gebräche; aber das Ganze ist augenscheinlich flacher und ungründlicher, und den Mangel an tiefen Gedanken ersetzt eine unerfreuliche Polemik

gegen sogenannte Neologie, und ein sich selbst missverstehender Eifer wider Kunst und Wissenschaft nur schlecht. Wie sehr der Vf. in diesem Eifer mit sich selbst in Widerspruch geräth, ergiebt sich aus dem Werke selbst zur Genüge. Er behauptet S. 160: „Kein Studium tödte und verkrüppele den ganzen inneren Menschen mehr, als das Studium der alten Literatur," und doch kann er sich nicht erwehren, S. 59, wo es eben nicht Noth thut, eine Stelle aus Hesiodus in der Ursprache anzuführen. Er spricht verächtlich von der Malerey und von Gemäldesammlungen, und doch ist es S. 190 ein Christus*bild*, dessen Anblick einen ungläubig Irrenden in tiefster Seele ergreift. Er findet die Musik überflüssig, ja sündlich, und rühmt zugleich die hinreissende Kraft des Kirchengesanges. Die Poësie feindet er an, und scheint zu glauben, sie diene bloss der sinnlichen Liebe, und doch bettelt er bey ihr um einige Blumen, um das dürre Gerippe seiner dürftigen Dichtungen einigermaßen damit zu verkleiden. Ja er findet es nicht unter seiner Würde, aus der gewöhnlichen Romanenfabrik die gemeinsten Motive und Hebel zu entlehnen, als da sind Überraschungen, Wiedererkennungen und andere ganz ordinäre Romaneningredienzien. Er verdammt die Sinnlichkeit, und sorgt doch dafür, dass seine Heldinnen schön, ja „wunderschön" sind, und indem er die Liebe *missschätzt*, läuft es doch überall auf Heirathen hinaus; und Alles endet in Wonne und Freude, nachdem, wie in den letzten Acten Ifflandischer Stücke, das Laster gehörig abgestraft, und die Unholde, welche das Glück der Liebenden störten, eben zur gelegenen Stunde Todes verfahren sind. Dass Hn. K's Fromme auch Fleisch und Blut haben, bestimmt ihnen in unseren Augen nichts; aber wir finden es fast zu stark, wenn S. 243 eine junge Edeldame sich einem von der Neologie bekehrten Doctor Theologiae geradezu anträgt, und ihn fast zu naiv fragt: „Wollen Sie etwa — mich?" Auch möchte mancher Leser einen Anstoss nehmen, wenn das „heilige *Kind*" Eutropia S. 15 von ihrem *Bräutigam* im Himmel redet. — Wir wünschen dem Vf. (wenn er uns anders diesen Ausdruck nicht als heidnisch rügt), wie er die Damen einer gewissen kleinen norddeutschen Residenz mit ihren „guten Göttern und Parcen" u. dgl. verlacht), wir wünschen ihm ein freundlicher Gestirn, damit er seinem wahren inneren Beruf treu bleiben könne, und das in manchen Stücken verloren gehende Gleichgewicht wiederfinde. Dann wird er mit den redlichen Bestrebungen des Menschengeistes, das Göttliche auch in Kunst und Wissenschaft zu finden, sich wieder aussöhnen, so wie es ja zu allen Zeiten fromme und gründlich gelehrte Männer gegeben hat, die auch auf Gelehrsamkeit etwas hielten.

Mp.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Zürich*, b. Ziegler u. Söhnen: *Zürcherische Beyträge* zur wissenschaftlichen und geselligen Unterhaltung, von *J. J. Hottinger*, *J. J. Stolz* und *J. Horner*. 1816. VII Heft. 128 S. VIII Heft. 128 S. (1 Rthlr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1816. Erg. Bl. No. 58.]

Auch die Aussteuer dieser beiden Hefte sagt dem Zwecke zu. Die *Briefe aus Ostindien* und *Beylagen zu den Briefen aus England* werden in beiden Heften fortgesetzt. Ein vollendeter Aufsatz von den *Ursachen der Seltenheit classischer Prosaisten unter den Deutschen* von *J. J. Hottinger*, steigert freylich den Begriff eines Prosaisten zu einer seltenen Höhe, da er einen hellen richtigen Verstand, eine blühende rege Phantasie, ein zum Beobachten ganz geschärftes Auge, ein feines Gefühl, einen geläuterten Geschmack, eine zur höchsten Gewandtheit entfaltete, zur höchsten Politur und Urbanität ausgeschliffene Feinheit des Geistes, eine stets gespannte, auch in den kleinsten Dingen nie ermüdende Achtsamkeit, und einen allen Schwierigkeiten trotzenden, gefehlten Versuchen nie erliegenden, immer fortgesetzten Fleiss zu den wesentlichen Bedingungen macht, unter welchen allein der classische Prosaist entstehen, und sein Ziel erreichen kann; allein dafür entschädigt der Vf. auch durch die Classification derer, die er als solche erkennt, und macht ihre Namen theuerer. Die *Erinnerungen an Isaak Iselin* vom Prof. *Schulthess*, kommen nicht zu spät, und sind über die scheinbaren Schranken des Werkes, das hier zum ersten Male näher nach seinem Inhalte bekannt wird: Gedanken über die Verbesserung der Baselschen hohen Schule, Zürich 1759, tief in das Herz der Welt getragen. *Balthasar Maler* von *Sulzer* wird ein schätzbares, ein redendes *Scrutinium* für ein geängstigtes Gewissen eines Klosternovizen oder für die geängstigte Sehnsucht nach Weltgenuss werden. Die *Analekten aus der Italiänischen Literatur* von Prof. *Orelli*, obgleich verschiedenen Gehalts, sind der Aufnahme eben so wenig unwerth, als der gedrängte Auszug aus einem Englischen Werke: *Beschreibung eines Irrenhauses nahe bey York*. Unter den Gedichten möchte die *Büssende* von *Hanhart* am meisten gefallen.

P. E.

Lausanne, b. d. Brüdern Blanchard: *Discours prononcés le 5 Novembre 1810 et le 10 Janvier 1817, en installant le Professeur de Littérature françoise dans l'Academie de Lausanne; par Auguste Pichon*, Conseilleur d'Etat, ancien Landammann, Président du Conseil Académique. 68 S. 8.

Rec. hält es immer für ein glückliches Augurium, wenn die Häupter eines Freystaates wissenschaftlich, und vornehmlich durch das Studium der Alten gebildete Männer sind: denn das nur ist die wahre Bildung, welche nie ohne segensreichen Erfolg bleibt. Einen solchen Staatsmann finden wir in dem Vf. dieser beiden Reden, deren sie begleitende Noten nicht bloss Bekanntschaft mit Französischer, sondern mit classischer, Deutscher, Englischer und Italiänischer Literatur und einen Mann von Einsicht und richtigem Blick vermuthen. In der ersten Rede erinnert er den Lehrer, keine Oberflächlichkeit zu dulden, und empfiehlt dagegen klare Begriffe, richtiges Urtheil, wahre Gefühle, reine Sprache, Achtung fürs Schickliche und Liebe zu dem schönen Alterthum. In der zweyten Rede stellt er die Verpflichtung des Lehrers in Beziehung auf ausländische, als Deutsche, Englische und Italiänische Literatur dar. *Et d'abord* (S. 34) *pour ce qui concerne la première, le bonheur que nous avons de former l'un des XXII Cantons d'une Confédération, dont l'Allemand est la langue dominante et officielle* (es wird auf der Tagsatzung alles nur Deutsch verhandelt), *fait, que la connoissance de cette langue et l'étude de sa littérature sont pour nous un objet, non de luxe, mais de nécessité indispensable. Eh! quel est aujourd'hui le Vaudois, soit qu'il se consacre aux affaires, ou aux lettres, qui ne désirerait de pouvoir entendre dans l'original Albert de Haller, Salomon Gessner, Jean-George Sulzer, Jean de Muller et tant d'autres écrivains célèbres qui ont honoré le nom Suisse?* Der Redner kennt aber nicht nur diese Schweizerischen Schriftsteller, auch *Herder*, *Schiller*, selbst *Werner*, „*qui s'est plongé si avant dans le chaos du mysticisme*," die Naturphilosophen u. s. w. sind ihm nicht unbekannt.

F. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Herausg. und in der Maurerschen Buchhandl.: ידידיה *Jedidja, eine religiöse, moralische und pädagogische Zeitschrift.* Herausgegeben von *J. Heinemann.* Erster Jahrgang 5577 (1817). Erster Band. Mit dem Bildniss des Rabbi Menasse ben Israel. Erstes Heft. 138 S. Zweytes Heft. 156 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Diese Vierteljahrsschrift, deren Titel wohl um manches Lesers willen hätte erklärt werden müssen, soll theils auf die von dem Herausgeber zu Berlin errichteten Erziehungs- und Lehr-Anstalten für beide Geschlechter sich beziehen, theils für allgemeine Menschenbildung, besonders unter seinen Glaubensgenossen, durch Religion und Moral, durch Pädagogik, durch Ästhetik, durch Poëtik und Rhetorik, durch Literatur und Geschichte, durch Kritik wissenschaftlicher Werke und durch Berichte interessanter Ereignisse, Entdeckungen und Nachrichten von allen Ländern, insbesondere vom Preussischen Staate, wirksam seyn. An gutem Willen und Eifer scheint es Hn. *H.* nicht zu fehlen, auch werden seine Bemühungen gewiss nicht fruchtlos bleiben, ob wir gleich den Plan der Zeitschrift zu Vielerley umfassend, die mitgetheilten Aufsätze aber nicht sämmtlich zweckmässig finden, auch den Erziehungsgrundsätzen des Herausgebers nicht durchweg beystimmen können. In der Rede, welche Hr. *H.* bey Eröffnung seiner Schule hielt, machte er die Schüler auf eine ziemlich langweilige Art mit der Einrichtung der Anstalt, und insonderheit mit dem bekannt, was darin zur Beförderung der Sittlichkeit und des Fleisses geschehen soll. Da werden Tagebücher der Classen gehalten, und aus diesen die Urtheile in das Censurbuch eingetragen, aus welchem jeden Monat ein gedrucktes Sittenzeugniss für jeden Zögling hervorgeht, das den Ältern zur Ausfüllung gewisser Rubriken und zur Unterschrift zugesandt, dann dem Schüler eingehändigt wird; da giebt es Sittenclassen und eine Menge Bestimmungen, die bey den Versetzungen berücksichtigt werden sollen. Von allen diesen Dingen hält Rec. wenig oder nichts, und hat nie sonderliche Frucht davon gesehen. Die Thatsachen, welche unter gewisse Rubriken in die Tagebücher eingetragen werden, können an sich keinen wahren Begriff von der Sittlichkeit der Zöglinge geben; sie erhalten ihre Bedeutung grossentheils erst durch den Charakter, aus dem sie hervorgehen, und dessen Kenntniss, so weit sie Statt findet, auf den Totaleindruck sich gründen muss, und viele Bekanntschaft mit dem Menschen voraussetzt. Gewiss werden also die Beurtheilungen nicht selten, wider den Willen der Lehrer, von dem Schüler einen Begriff geben, der dem wahren Charakter desselben wenig entspricht, zumal da die Ältern durch ihre, theils wohl schwerlich immer unparteyischen, theils von ganz verschiedenen Grundsätzen ausgehenden Urtheile Einfluss darauf haben sollen. Können nun Zeugnisse, deren Unrichtigkeit die Zöglinge öfter einsehen oder fühlen, die Wirkung hervorbringen, welche man beabsichtigt? Und wird nicht durch die ganze Einrichtung ein Kleinigkeitsgeist, eine Eitelkeit, eine Sucht zu scheinen erregt und erhalten, durch welche das Gemüth verunreinigt wird?

Ein Gehülfe des Hn. *H.*, Hr. D. *Helmuth Winter*, hat das ästhetische Fach übernommen, und hält auch für gebildete Israelitinnen ästhetische Vorträge, womit praktische Übungen verbunden sind; unter anderem „lernen die Mitglieder des Vereins auch alle Arten *Gedichte der lyrischen Poesie* selbst verfertigen“! — Von diesem Hn. *Winter* enthält das vor uns liegende Heft zwey Beyträge, deren Titel schon Etwas von der Art und Kunst des Vfs. verrathen. Der eine heisst: *Die Tugend des Lebens. Eine moralisch-ästhetische Begeisterung*, und ist hier noch nicht vollendet. Der Herausg. macht dazu die Anmerkung: „Der Vf. der Begeisterung hat die drey Worte von *Schiller* zur eigenthümlichen Basis seiner ganzen Begeisterung gewählt. In jede der drey zergliederten Wahrheiten sind von ihm kräftige Beweisstellen aus *Tiedge's* Urania zur angenehmen Abwechselung zwischen dessen gereimter Poesie und seiner poetischen Prosa eingewebt.“ Sollte man nicht denken, Hr. *H.* wolle seines „gelehrten Freundes“ spotten? Allein wenn er dessen Aufsatz durch diese Worte als ein widersinniges und abgeschmacktes Machwerk bezeichnet: so hat er es ohne Arges gethan, aber freylich seine eigene gänzliche Unfähigkeit, in Sachen der Poesie und des Geschmackes zu urtheilen, auf das Deutlichste vor Augen gelegt. — Die zweyte Gabe des Hn. *W.* ist eine Scene aus: *Fürst Menzikoff, Universal-Tragödie in fünf Acten*, nebst einer Vorerinnerung, in welcher er das Zutrauen äussert, man werde finden, dass er „der zügellosen, allzuwunderseltsamen und dadurch unnatürlichen

Phantasie des *Shakespeare* im Makbeth und im König Lear mit seinem natürlich wunderbaren Bilde in reiner, wahrer Idealität, in hoher Würde und poetischer Natur zu begegnen, und *Schillers* tragischen Wallenstein durch seinen Helden für die ganze Menschheit zu umschaffen und zu erheben strebte." Am Schlusse der Vorerinnerung sagt Hr. *W.*: „Zum Winter wird meine heroische Tragödie Deutschlands Haupttheatern zur Aufführung übergeben. Bis dahin werde ich durch den Abdruck mehrerer Probescenen in der Zeit. f. d. eleg. Welt, so wie im Morgenblatt und in verschiedenen Theater-Almanachen die Deutsche ästhetisch gebildete Welt *mit Vergnügen darauf vorbereiten und nach und nach in meine Ideale einweihen.*" Aus einer Scene kann man nicht von dem Ganzen urtheilen. An sich ist die hier mitgetheilte nicht ganz schlecht, nur zu lang, auch nicht von Sprachfehlern frey, z. B. „an Ihrer Ehrbegierde setzen Sie das Leben." Die Versification ist äusserst vernachlässigt. Am allerwenigsten aber können wir Etwas finden, das auf Ideale hindeutete, in welche die Deutsche ästhetisch gebildete Welt erst nach und nach müsste eingeweiht werden, wenn diess überhaupt einen Sinn giebt. — Man sieht, Hr. *H.* und sein gelehrter Freund ästhetisiren in dem Tone, den einige Spötter den gebildet seyn wollenden Berlinischen Israelitinnen beylegen.

Die *Andachtsübung eines Weltweisen* ist ein von *Moses Mendelssohn* für *Friedländers* 1779 erschienenes Lesebuch verfertigtes Gebet. Ohne die Quelle zu nennen, ist aus der Berlin. Monatsschrift Ebendesselben Abhandl. unter dem Titel: *Giebt es natürliche Anlagen zum Laster?* eingerückt.

Friedländers Rede, gehalten vor einer Gesellschaft gebildeter Israeliten (als Fortsetzung seiner *Reden, der Erbauung gebildeter Israeliten gewidmet.* Berlin, 1815), berührt für einen Vortrag, der erbauen soll, zu Vielerley, und enthält eine zu trockene Aufzählung und Erklärung menschlicher Anlagen und Fähigkeiten, ohne doch vollständig und gründlich zu seyn. Religion ist dem Vf. unser Verhältniss zu Gott; es sollte doch wohl heissen: das Gefühl oder Bewusstseyn dieses Verhältnisses? Moralität ist ihm gleichbedeutend mit tugendhaftem Wandel. Der Eingang und der Schluss entsprechen der Bestimmung der Rede am meisten. Die Sprache ist nicht durchgehends richtig, z. B. S. 49: Wie er *jenen Trieben* widersteht, *bekämpft* u. s. w. — Eben dieser Vf. hat eine *Übersetzung von Jesaias Cap. XIV, V.* 3—27 geliefert, welche sich nicht genau genug an das Original anschmiegt, wie gleich der Anfang des Spottliedes (V. 4) beweist:

So feyerst du nun, Unterdrücker!
Ist Goldsucht nun gestillt?

Hier hat der Übersetzer die dritte Person in die zweyte verwandelt, und die Wiederkehr des nämlichen Zeitwortes (שבת) in dem zweyten Gliede unbemerkt gelassen. Auch sollte vor *Goldsucht* im Deutschen ein Artikel stehen. Im 5 Verse wiederholt der Übers. ein *zerbrach* aus dem ersten Gliede, ohne Vorgang des Hebräischen, und im 6 Verse drückt er das מַכַּת בִּלְתִּי סָרָה durch ein doppeltes *schlug* aus. רֹדֶה ist ebendaselbst auch ohne Zweifel in seiner ersten Bedeutung zu nehmen, nicht *beherrschend*, sondern *zertretend.* „Erschallt *doch wieder Freud'getön*" für פָּצְחוּ רִנָּה V. 7 ist matt und hart. Noch härter ist V. 8: „Klimmt keine Schneid' zu uns hinauf." Auch sollte es *herauf* heissen. Und hat denn עָלָה die Bedeutung des *mühsamen* Steigens, des *Klimmens?* Und warum die *Schneide?* הַכֹּרֵת ist der, welcher den Baum fället. Der Übersetzer hat dem Dichter hier ein seltsames Bild aufgedrungen. כְּפֶגֶר מוּבָס im 19 V. heisst hier: *scheusel'gem Aase gleich.* Ähnlichen Erinnerungen giebt fast jeder Vers Raum.

Die kurze trockene Lebensbeschreibung des *Menasse Ben Israel* steht schwerlich hier an ihrer Stelle. Das angehängte Verzeichniss seiner Schriften ist sehr unliterarisch. Zweckmässiger ist *M. Bondi's* Aufsatz über das Leben seines Bruders *Simon Bondi*, geb. 1774 † 1816. Seltsam ist es, dass der Verstorbene „als ein *kernfester Theologe*" von der Jüdischen Akademie zu Mainz zurückkehrte, ihm aber, unter anderen, Bibelauslegung noch ein „unbesuchtes Gebiet geblieben" war (S. 119). Oder soll Jenes Spott seyn? — Die Philosophen, die er nachher studirte, werden S. 121 in einer seltsamen Folge aufgeführt.

Dass durch Übersetzungen ins Hebräische und andere Hebräische Aufsätze der Zweck dieser Zeitschrift werde vorzüglich erreicht werden, daran zweifeln wir. Warum soll *Mendelssohns* Gebet hier Deutsch und Hebräisch gelesen werden? und warum zwey Übersetzungen aus des Herausgebers *Samml. relig. Gesänge* (Cassel, 1816), von *Kalkar* und *Rosenbach*, die schon in den von Hn. *Heinemann* herausgegebenen *Schire Thehiloth* (Berlin, 1816) stehen, hier wieder abgedruckt sind, sehen wir gar nicht ein. — Einem nicht verwerflichen Gedichte: *die Religion*, von *Büschenthal*, dem es nur hin und wieder an Klarheit fehlt, hat der Vf. eine Hebräische Nachbildung beygefügt. Wenn die Religion spricht:

In feyerlichen Orgeltönen
Erklingt ihm (dem Menschen) meines Fittigs Schwung —

so hat aus den feyerlichen Orgeltönen eine nicht so feyerliche קוֹל כִּנּוֹר werden müssen. Ein Missgriff ist es aber, wenn die Religion den Menschen עַל כַּנְפֵי רְנָנִים erhebt, denn das sind *Strausflügel.* Die übrigen Zeilen dieser Stanze:

'Ich rühr' ihn in dem Heiligschönen,
Im Aufblick der Begeisterung.
Doch opfert er, zu meiner Ehre,
Oft einer grässlichen Megäre —

heissen in der Nachbildung: (Ich offenbare mich ihm,) ihn bekleidend mit Freud' und heiligem Schmuck, wenn über ihm Geist von Oben leuchtet. Doch eitel werden alle seine Gedanken, und meine Ehre verwechselt er mit dem, was nicht Gott ist. — *Maimon Fränkel* theilt einige Hebräische *Denksprüche* (מכתמים) mit, die nichts Auszeichnendes haben. Der zweyte fängt an: הַתּוֹשִׁיחַ פְּרִי הַחִנּוּךְ. Unserem Gefühle nach

muſste das erſte Wort kein ה *articuli* haben. In dem dritten iſt רְפָאוֹת unrichtig. — *M. Ch. Luzate* hat die moderne Form des Sonetts ganz artig nachgebildet; allein damit iſt es nicht ausgemacht. Soll das Sonett nicht bloſse Spielerey bleiben: ſo muſs es ein in ſich vollendetes Ganzes ſeyn, dem Nichts hinzugethan, Nichts abgenommen werden darf, ohne es zu zerſtören. Das vor uns liegende aber enthält gute Lehren, dergleichen noch viele hätten hinzugeſetzt werden können; und man ſieht keinen Grund, warum der Vf. abbrach, als weil nun die Zahl von Zeilen da war, welche das Sonett erfodert. — Einen angemeſſenen Stoff für Hebräiſche Poeſie wählte *Moſes Mendelsſohn* in Hamburg, von welchem der erſte Geſang eines epiſchen Gedichts: *Der Tod Abels*, nach *Geſsner*, hier abgedruckt iſt. Indeſs ſcheint uns der Eingang mehr zuſammengeſucht, als aus dem Gemüthe hervorgegangen. In der Erzählung, die kürzer iſt, als bey *Geſsner*, folgt *M.* dieſem nur von fern. An der Richtigkeit des Ausdruckes iſt uns hin und wieder ein Zweifel aufgeſtoſsen.

Der Herausg. gebraucht im Hebräiſchen die Deutſchen Unterſcheidungszeichen. Müſsten aber dieſe, da hier von der Rechten zur Linken geleſen wird, nicht die umgekehrte Stellung haben? — Druckfehler, beſonders bedeutende, wie S. 80 צוֹרָם für עָרְכָם, ſollten ſorgfältiger vermieden, wenigſtens angezeigt ſeyn.

Im zweyten Hefte theilt der Herausg. einen, auch beſonders gedruckten Grundriſs ſeiner Erziehungs- und Lehr-Anſtalt für Knaben, ſo wie die Geſetze für die Schüler, mit. In den letzten ſcheint uns Manches vorzukommen, was in Schulgeſetze nicht gehört, z. B. daſs die Schüler zu Hauſe ihren Ältern mit vorzüglicher Hochachtung begegnen ſollen; auch manche zu ſtrenge Federung, z. B. daſs beym Weggehen kein Schüler ſich auf der Straſse aus irgend einem Grunde verweile. Wenn fremde Perſonen in die Anſtalt kommen, um einer Lehrſtunde beyzuwohnen: ſo ſollen ſich die Schüler weder neugierig umſehen, um ſich dadurch nicht zu zerſtreuen, noch ängſtlich und verlegen die Fragen des Lehrers beantworten (als wenn ſich das ſo gebieten lieſse!), weil ſie ſich ſonſt dadurch den (dem) Schimpf ausſetzen, von den Fremden für unwiſſend gehalten zu werden. Alſo nur darum? Unrichtig iſt es, wenn Hr. *H.* ſagt: „dieſer Umſtand *veranlaſste* den Vorſteher, die Prüfung ... ausdehnen *zu müſſen*" (S. 159), und „jede erübrigende Zeit" (S. 162). — Es folgt ein Hebräiſches Dankgebet von *M. Gedalja*. In dem „Vorworte" zu der „Rede" und dem „Bekenntniſs eines Iſraelitiſchen Jünglings an ſeinem Religionsfeſttage" ſpricht der Herausgeber ein wenig geſchwätzig davon, daſs die veränderten Verhältniſſe der Iſraeliten zu der groſsen bürgerlichen Geſellſchaft auch ihre Pflichten und Kenntniſſe von Pflichten vermehrt haben, und darum das Bedürfniſs eines feyerlichen Actes bey dem Eintritt in das jugendliche Alter lebhaft gefühlt, und immer mehr befriedigt werde. Die Rede ſelbſt iſt bey Weitem nicht natürlich genug, um die Empfindung eines Knaben von 13 Jahren auszudrücken. — „Ein Gewiſſensfall im Handel" von D. *Friedländer*, nebſt einem „Briefe" darüber von *Mendelsſohn*, ſowie *Friedländers* „Briefe über die (Natur und die) Moral des Handels" ſind aus dem 9 Theile von *Zöllner's Leſebuch* u. ſ. w. hier wieder abgedruckt. — *M. Schletter* giebt „Worte eines ſterbenden Vaters an ſeine Kinder" in Hebräiſcher Sprache. Ihnen folgen Hebräiſche Denkſprüche von *Ebendemſelben* und einem Anderen. *M. Bondi's* „Paramythien" gehören zu den beſſeren Stücken dieſes Heftes. Der Aufſatz: „Philoſophie der Zahlen" von *G. Salomon*, enthält nicht das, was der Titel erwarten läſst, ſondern Vergleichungen der Eigenſchaften der Zahlen und des Rechnens mit dem Menſchenleben. Zum Theil recht treffend. Die Frage: „Welches iſt die beſte Lehrweiſe?" beantwortet D. *C. G. Haumann* dahin, daſs ſich dieſes im Allgemeinen nicht entſcheiden laſſe, und daſs jede der verſchiedenen Lehrweiſen, am rechten Orte angewandt, gut ſey. Die verſchiedenen Rückſichten, die beym Unterrichte und bey der Wahl der Methode zu nehmen ſind, werden kürzlich, aber mit Einſicht angegeben. Daſs die Peſtalozziſche Lehrweiſe nicht die Sokratiſche, und dieſe nicht jene verdrängen dürfe, der Meinung iſt auch Rec. Aber die Erinnerung halten wir für ungegründet, daſs die Peſtalozziſche Methode, auf Form und Zahl ſich gründend, da nicht anwendbar ſey, wo es auf Dinge ankomme, die nicht durch Form und Zahl beſchränkt ſeyen, namentlich, wie der Vf. ſich ausdrückt, „keine Seelenlehre liefern könne." Gründet ſie ſich denn ſo auf Form und Zahl, daſs ſie Alles daraus ableiten will? — Von der im erſten Hefte Deutſch abgedruckten Abhandlung *M. Mendelsſohns* über die Frage: „Giebt es natürliche Anlagen zum Laſter?" liefert hier *Büſchenthal* eine Hebräiſche Überſetzung, deren Nutzen wir nicht einſehen. Dann folgt die Fortſetzung von des jüngeren *Mendelsſohns* Hebräiſchem Gedichte: „der Tod Abels." Hr. *Helm. Winter* theilt von ſeinen Vorleſungen „über den weſentlich nothwendigen und entſchieden wichtigen Einfluſs der ſchönen Künſte, und vorzüglich der dramatiſchen Dichtkunſt, auf die Begründung und Bildung eines politiſchen, moraliſchen und äſthetiſchen Nationalcharakters, für eine muſterhafte Staatsverfaſſung und ein glückſeliges Bürgerthum" die erſte mit: „über den Urſprung, Werth und Zweck der Dichtkunſt, als ein natürliches, d. h. in der menſchlichen Organiſation begründetes Bildungsmittel (ſollte heiſsen: ein*es* ... Bildungsmittel*s*) der Menſchheit." Der Hauptzweck der Dichtkunſt iſt nach dem Vf. „Belehrung und Erhöhung des menſchlichen Geiſtes und Herzens," dieſem ſoll der „Nebenzweck: Umſpinnung und Ergötzung der Sinne (?) als Beförderungsmittel einwirkend untergeordnet" ſeyn. „In der ganzen Natur geht aus der ſinnlichen Schönheit moraliſche Wirkſamkeit und Vollkommenheit hervor (!). Eben ſo iſt die Reizung der Dichtkunſt das Zeichen, die Lockſpeiſe des Sittlichguten, des Geiſtigvollkommenen, unſer Intereſſe daran zu feſſeln, und uns mit Liebe für daſſelbe zu rühren. Ohne dieſe Lenkung zum

höheren Zweck, ohne diesen moralischen Werth der Dichtkunst, die Seelenkräfte zu erwecken, zu veredeln und zu erhöhen, würde die Muse der Poesie zu einer verführerischen Buhlerin hinabsinken... In der zweckmässigen vernünftigen Anwendung wird die Dichtkunst dem menschlichen Geschlechte eine verklärte Weisheit und Tugend. Sie wird der Nation Geschmack am Schönen einflössen, Humanität und liebenswürdige Sitten einzaubern, und einen politischen, moralischen und ästhetischen Nationalcharakter, eine musterhafte Staatsverfassung und ein glückseliges Bürgerthum bilden und verewigen." So gut der Vf. es zu meinen scheint, so manches Wahre er auch mitunter sagt: so fehlt es ihm doch, so viel sich aus dieser Vorlesung urtheilen läſst, an richtiger Einsicht in das Wesen der Poesie. Über den Ursprung derselben hat er auch nichts Klares und Befriedigendes, obgleich er Beweise giebt, daſs er manches Alte und Neue gelesen hat. Er hebt so an: „Mit dem: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, war auch der Ursprung der schönen Künste gelegt. Die ganze Schöpfung ist das lebendige Werk der schönen Kunst. Betrachten wir jedes Wesen in den Reichen der Natur und (?) jeden leblosen Körper: seine Gestalt trägt den göttlichen Geist der schönen Kunst. Das allerhäſslichste Thier, nach der Einbildung des Menschen, ist an und in sich natürlich ein Abdruck der schönen Kunst aus dem Urprincip alles Seyns, d. h. Gott;" dieſs beweist der Vf. *a priori*: „es würde, sagt er, vernunftwidrig seyn, der unerschaffenen Intelligenz, dem übersinnlichen Geist aller Schönheit, eine Inconsequenz hierin anzudichten." Was der Vf. sich wohl unter Schönheit denkt? An einer anderen Stelle sagt er, nicht einstimmig mit der angeführten: „die Natur wendet Schönheit und Häſslichkeit an, um uns das Gute und das Böse zu offenbaren." Im Ganzen ist die Vorlesung ein verwirrtes und bombastisches Geschwätz, das zur Bildung derer, die es hören oder lesen, wenig oder nichts beytragen kann. — Der letzte Aufsatz dieses Heftes ist eine Hebräische Nachbildung der *Schiller*'schen Ode an die Freude, von *Büschenthal*. Zur Probe geben wir hier eine wörtliche Übersetzung des Anfanges dieser Nachbildung: „Freude, Tochter des lebendigen Gottes, Liebliche aus dem hingeschwundenen Eden (wir nehmen nämlich an, daſs Hr. *B.* מִקֶּדֶם hier so verstanden wissen wolle, und nicht, bloſs weil 1 Mos. II, 8 עֵדֶן מִקֶּדֶם zusammensteht, es hier zusammengestellt habe), im Jubel betreten wir dein Heiligthum, die Wohnung deines ewigen Ruhmes (Hr. *B.* nimmt סֶלָה in der Bedeutung „ewig," die wohl schwerlich die richtige ist). Die Hand der Thorheit trennt, du bindest mit dem Seil des Vergnügens; Arme und Reiche, König und Knecht, Ein Loos theilst du ihnen zu."

ICFD.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Frankfurt a. M.*, in der Hermannischen Buchhandl.: *Romantische Züge im Wechsel mit Erzählungen und Anekdoten aus dem Gebiete interessanter Thatsachen, von Wagener.* Erstes u. zweytes Bändchen. 1816. 259 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) *Wien*, b. Haas: *Anatole*, oder der unbekannte Geliebte. Von dem Verfasser der Leonie von Monthrison. A. d. Französ. 1817. 1 Th. 160 S. 2 Th. 180 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

No. 1. Leichter kann man es sich wohl nicht machen, um etwas Gedrucktes in die Welt zu schicken, als Hr. *Wagener* es sich gemacht hat, der mit diesem Bändchen Mischmasch das fünfte Rad an den Wagen der Romantik sowohl, als an das Cabriolet der Unterhaltungen hat binden wollen, und wirklich gebunden hat; „einem klugen Fuhrmanne gleich — sagt P. Abraham a St. Clara, als er von dem Jesuiterorden spricht, und diesen das fünfte Rad am Wagen der Geistlichkeit nennt — wenn etwa eines der vier anderen Räder bräche;" d. h. *in diesem Falle*, wenn es etwa an Gelegenheit fehlte, sich die Langeweile zu vertreiben. Denn da giebt es in dieser Sammlung Gespenster, Übertreibungen, Klapperschlangen, Tabaksrauch, Donner, Ketzer, Sybariten, Caviar, Samojeden, Schnupftabak, Neger, Hunger, Justizmord, Türken, Thee, Giftbaum, Weiber, Jagd, Gaunerlist, Pferde, allerley schon längst bekannte Anekdoten, und dergleichen Dinge mehr. Der Stil der Erzählungen und Aufsätze ist, wie ihn der Sammler gefunden hat, bald gut, bald schlecht, weil die meisten Artikel nur abgeschrieben sind. Quellen, aus denen er geschöpft hat, führt Hr. *W.* nicht an, und es ist ihm ziemlich einerley, *wie* etwas dasteht, *wenn* es nur dasteht. In der Erzählung der alten Gespenstergeschichte von *Gehofen* schreibt der Sammler stets *Trebelsin* statt *Trebra*, und schlieſst dieselbe ganz erbaulich mit einem Liebesabentheuer. Mit allem dem, was der Zusammenschreiber aufgefaſst hat, geht es, wie *Antonio Perez* sagt: *Polabra echada, nel pueda ser retornada: va de boca en boca, como paxarillo, de haja en haja.* Leicht genug ist die Sammlung dazu, bey der es der Sammler, in aller Musen Namen, bewenden lassen mag.

No. 2. Ohne den Vf. der *Leonie* zu kennen, müssen wir gestehen, daſs er im Erfinden, so wie im Anordnen der Situationen sehr glücklich ist. Auch sein Erzählungston ist leicht und angenehm, und wir möchten den Roman wohl in seiner Ursprache lesen: denn leider ist die Übersetzung sehr schleppend und undeutsch, was den Lesern einigermaſsen den Genuſs vergällen wird. Die Kupfer können nicht gelobt werden. Der Umschlag sagt, dieser Roman mache den 27 und 28 Theil einer sogenannten *Unterhaltungsbibliothek* aus, die, wie das Verzeichniſs zeigt, ganz erfreuliche Nachdrücke von Romanen von *Laun, Langbein, Schilling, Kind, Kotzebue, Steigentesch* u. s. w. liefert, mitten in der schönen Kaiserstadt. Dem speculativen Verleger wäre mit *Lope de Vega*'s Worten zuzurufen:

Quien entra en casa hecha,
Y se assienta a mesa puesta,
Non sabe lo que cuesta.

Aber schämen sollte sich Hr. *H.*, sich ungebeten zum Schmause zu setzen, und in ein Haus zu kommen, in das nur ehrliche Leute gehen dürfen. Doch — die Nachdrucker haben ja keine Schaam; nicht einmal aus dem Herzen läſst sie sich ihnen jagen, wie könnte sie auf die Wangen treten!

N. n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(Bezüglich auf das Jubelfest der protestantischen Kirche.)

1) Jena, b. Cröker: *Predigt bey der Feyer des dritten Jubelfestes der Kirchenverbesserung*, am 2 Nov. 1817 in der akadem. Kirche zu Jena gehalten von D. *Heinr. Aug. Schott*, Prof. der Theol. u. Dir. des homilet. Semin. 1817. 22 S. gr. 8. (3 gr.)

2) Kiel, in der akadem. Buchhandl.: *Zwey Reformationspredigten*, gehalten am dritten Säcular-Jubelfeste im J. 1817, von *Claus Harms*, Archid. an der St. Nicolaikirche in Kiel. 1817. 52 S. gr. 8. (8 gr.)

3) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Zwey Predigten am dritten Säcularfeste der Reformation*, als am 31 Oct. 1817, gehalten von *Ph. Fr. Pöschel*, K. Baier. Pfarrer in Bubenheim. Ohne Jahrzahl. 40 S. gr. 8. (4 gr.)

4) Ohne Druckort, Verleger u. Jahrzahl: *Das begeisterte Andenken an die Krone, die die evangelische Kirche schmückt*. Eine Predigt am dritten Jubelfeste der Kirchenverbesserung in der Domkirche zu Magdeburg gehalten von *Franz Bogislaus Westermeier*. 22 S. 8. (3 gr.)

5) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Zwey Predigten am dritten Säcularfeste der Reformation*, im J. 1817 gehalten von D. *Val. Carl Veillodter*, Decan u. Hauptprediger in Nürnberg. Ohne Jahrzahl. 32 S. gr. 8. (4 gr.)

6) Eisenach, b. Bärecke: *Die Feyer des dritten evangel. Jubelfestes im J. 1817 in Eisenach und auf der Wartburg*, Beschreibung, Gebete, Lieder und Reden von *Joh. Aug. Nebe*, d. G. G. D., Grossherzogl. Sächs. O. C. R. u. s. w. 1818. IV u. 107 S. 8. (8 gr.)

7) Helmstädt, b. Fleckeisen: *Predigten an den Tagen der Säcularfeyer der Reformation*, am 31 Oct. und 2 Nov. 1817 in Braunschweig gehalten von *J. W. G. Wolff*, Herzogl. Braunschweig. Kirchenr. und Domprediger, und *D. H. W. J. Wolff*, Pred. an der St. Andreaskirche. 1817. 72 S. gr. 8. (6 gr.)

8) Leipzig, b. Köhler: *Luther, der grosse Wohlthäter der Jugend*. Eine Predigt, gehalten zur Schulfeyer am zweyten Feyertage des Reformations- Jubel- und Dank-Festes, den 1 Nov. 1817, von M. *Karl Ernst Gottlieb Rüdel*, Diak. an der Nicolaikirche zu Leipzig. Ohne Jahrzahl. 28 S. gr. 8. (3 gr.)

9) Berlin, b. Albanus: *Predigt zur Feyer des Reformationsfestes* am 31 Oct. 1817 gehalten in der St. Nicolaikirche Nachmittag, und auf Verlangen dem Druck übergeben von *G. G. Pappelbaum*, D. d. Theol. u. Archidiak. an der St. Nicolaikirche. 1817. 21 S. gr. 8. (2 gr.)

10) Züllichau, b. Darnmann: *Zwey Predigten am dritten Reformations-Jubelfeste*, gehalten in der Pfarrkirche zu Züllichau von dem Superint. *Wilh. Gabr. Wegener*. 1817. 26 S. 8. (4 gr.)

11) Nürnberg, b. Lechner u. Riegel et Wiessner: *Zwey Predigten am Feste der Säcularfeyer der Reformation* 1817 gehalten von M. *Gotthold Eman. Friedr. Seidel*, Stadtpfarrer bey St. Ägid. 16 und 16 S. gr. 8. (4 gr.)

12) Helmstädt, in Commiss. b. Fleckeisen: *Predigt am 2 Nov. 1817, als am zweyten Tage der kirchlichen Jubelfeyer der Reformation*, gehalten in der Stephanskirche zu Helmstädt von D. *G. K. Bollmann*, Pastor u. s. w. Ohne Jahrzahl. 27 S. gr. 8. (3 gr.)

13) Gotha, b. Hennings: *Predigt bey der Feyer des Reformations-Jubelfestes* am 31 Oct. 1817 gehalten in der Schlosskirche zu Schmalkalden von D. *Ludw. Wilh. Wittich*, Diak. der reform. Gemeinde zu Schmalkalden. 1817. 16 S. gr. 8.

14) Dessau, b. Ackermann: *Über die Vereinigung der beiden evangelischen Parteyen*. Eine Predigt, gehalten bey der Feyer des dreyhundertjährigen Jubelfestes der Reformation von *Karl de Marées*, erstem Prediger zu Raguhn. 1817. 28 S. gr. 8.

15) Ohne Druckort, Verleger und Jahrzahl: *Wie kann der Geist der Reformatoren selbst nach Jahrhunderten noch auf uns ruhen?* Predigt zur dritten Säcularfeyer der Reformation am 22 Sonntag n. Trinit. 1817 in der Deutsch-lutherischen Kirche

che zu Genf gehalten von *Adolph Eduard Schmidt*, Cand. des Minist. 26 S. gr. 8.

Damit die Urtheile, welche in unseren Blättern über die Predigten am Jubelfeste der Kirchenverbesserung nur kurz abgegeben werden können, gehörig motivirt erscheinen, will Rec. mit wenigen Worten die Föderungen angeben, welche nach seiner Meinung an den geistlichen Redner dieses Festes gemacht werden dürfen. Der Stoff, welchen er zu bearbeiten hat, ist nicht das Geschichtliche dieses Festes, die Kenntniss desselben muss vielmehr vorausgesetzt werden; sondern er soll die Gefühle anregen und aussprechen, die Überzeugungen beleben, klar machen und begründen, die Entschliessungen wecken und befestigen, welche das durch Luthern und seine Gehülfen wiedergewonnene Recht, unabhängig von fremdem Ansehen, durch eigenes Forschen und Prüfen aus der heil. Schrift des Glaubens gewiss zu werden, anregen, begründen und befestigen muss. Derjenige Redner wäre wohl untadelich, der bloss an das Allgemeine sich hielte, doch wird er sicherer seinen Zweck erreichen, wenn er irgend einen Gesichtspunct, der den Zuhörern besonders nahe liegt, wählt, und von diesem bey seinem Geschäfte ausgeht und wieder zurückführt. Wen nicht bey der Meditation und der Ausarbeitung seines Vortrages, nach dem Masse seiner geistigen und Gemüths-Anlagen, eine höhere Begeisterung ergreift, der ist zum Redner für ein solches Fest nicht geboren.

No. 1. Hr. *Sch.* bewährt in der vorliegenden Predigt aufs Neue, dass er nicht nur in der Darstellung, sondern auch in der Ausübung der homiletischen Gesetze ein Meister sey. Ausgehend von den abweichenden Ansichten und Urtheilen über die Bedeutung dieses Festes, die Entschliessungen und Hoffnungen, die es veranlassen und wecken soll, und über den heiligen Gegenstand der Feyer, leitet er aus 1 Kor. III, 11 das Thema ab: Wir haben alle Ursache, hauptsächlich an diesem Feste zu erwägen, dass Jesus Christus der Grundstein unseres Glaubens sey, weil wir dann 1) die Kirchenverbesserung in ihrem ursprünglichen Geiste richtig erkennen, 2) ein unparteyisches Urtheil über die protestantische Kirche unserer Zeit fällen, und 3) das Fest mit grossen und erhebenden Hoffnungen feyern werden. Eine ächte, aus der innigsten und festesten Überzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums hervorgehende Begeisterung, der regeste Sinn für das Heil der protestantischen Kirche, und eine kräftige, gebildete und vollströmende Sprache herrschen in diesem Vortrage, welcher die Segnungen des Jubelfestes schon befördert hat und noch ferner befördern wird.

No. 2. Mit welcher ihm ganz eigenthümlichen Gewalt Hr. *H.* die Gemüther zu ergreifen wisse, und mit welchem Eifer und Freymuthe er über das Christenthum, wie es in den symbolischen Büchern unserer Kirche ausgesprochen ist, halte, ist hinlänglich bekannt. Auch diesen beiden Predigten ist dieses Gepräge aufgedrückt. Die erste redet aus Eph. II, 8 — 10 von der Freude der lutherischen Kirche über den wiedergewonnenen Glaubenssatz: „Aus Gnaden werden wir selig, und aus den Werken nicht" — was diese Freude für einen Grund habe. Dieser Glaubenssatz der lutherischen Kirche ist: I. die Wehr, mit welcher sie vor 300 Jahren sich freyen Raum erkämpft hat; II. die Wacht, durch welche sie in den laufenden Jahren sich ihren Bestand sichert; III. der Weg, auf welchem sie in künftigen Jahren ihre Wohlthat immer mehreren Menschen zubringen wird. Die zweyte Predigt macht den Text Hebr. II, 8: Jesus Christus gestern und heute — in Ewigkeit, zum Thema, und hat diese Theile: I. kein Papst! II. auch Luther nicht! III. noch irgend ein Mensch! IV. selbst der Mensch Christus nicht! V. so wie das nicht, was man gewöhnlich seine Lehre nennt! VI. und eines Jeden eigene Ansicht gar nicht! Mit ergreifendem Ernste dringt er überall auf das Höchste, auf die Ausübung der Lehre Jesu; daher sagt er S. 45: „Sein Christenthum lernen, heisst sein Christenthum üben, man denkt und lehrt sich nicht hinein, sondern man lebt und betet sich hinein." Die Fehler, deren man die Arbeiten des Hn. *H.* allerdings auch zeihen kann, stehen bey seiner Individualität mit seinen ausgezeichneten Tugenden in so genauer Verbindung, dass mit jenen auch diese grösstentheils aufgehoben werden würden. Daher will Rec. nur wünschen, dass es Niemand einfallen möge, Hn. *H.* nachahmen zu wollen. So wenig übrigens Rec. mit Hn. *H.* über seinen Glauben und die Freymüthigkeit, mit welcher er für denselben spricht, zu rechten vermag: so kann er doch nicht leugnen, dass ihm die Stelle S. 46, in welcher offenbar auf die *Funk*'sche Bibel hingedeutet wird, wenigstens in einer Predigt anstössig war. Sie ist aus dem letzten Theile der zweyten Predigt, und lautet: „Dann (wenn die Ansicht eines Jeden gelten soll für Gottes Wort) hätte Luther uns nicht *aus* dem Papstthum, sondern tiefer hineingeführt, und statt dass er Einen Papst abgesetzt, so viele wieder eingesetzt, als Menschen wagen, sich loszureissen von der göttlichen Offenbarung, und ihre Ansicht unter den Text — wie es scheint, in der That aber — über den Text der Bibel zu schreiben."

No. 3. Viel Feuer und tiefe Ehrfurcht gegen das Christenthum zeichnen die Predigten des Hn. *P.* aus. Aus Joh. VIII, 31. 32 zeigt die erste Predigt mit steter Hinsicht auf das Fest, dass der Geist der Wahrheit allein der belebende und schützende Geist der evangelischen Kirche sey und bleibe, die zweyte lenkt nach 1 Kor. XVI, 13. 14 die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf die Gefahren, welche der evangelischen Kirche in unseren Tagen drohen, indem diese Gefahren selbst dargestellt werden, und erwogen wird, wie wir denselben begegnen sollen. Nicht ohne Erschütterung kann man lesen, wenn der Vf. mit fast zürnender Beredsamkeit schildert, wie die evangelische Glaubens- und Gewissens-Freyheit in unchristliche Frechheit ausgeartet ist, die sonst herrschende Unduldsamkeit sich in Gleichgültigkeit verwandelt hat, die äussere Werkheiligkeit und das scheinbar fromme Wesen in Verach-

tung der öffentlichen und häuslichen Andachtsübungen übergegangen ist, und dem an das Irdische gefesselten, genuss- und zerstreuungssüchtigen Sinne die helle begeisternde Aussicht in die höhere Zukunft verschlossen bleibt. Leicht wird es Hn. *P.* seyn, die kleinen Nachlässigkeiten, welche in seinem sonst correcten Stile hie und da vorkommen, zu vermeiden.

No. 4. Die Predigt des Hn. *W.* ist über Apok. III, 11 gehalten, und zeigt, worauf das begeisterte Andenken beruhe, und wie es sich offenbaren solle. Die Fülle der Gedanken, die Hinsicht auf Magdeburgs Leiden für das Evangelium, die schöne, kraftvolle Sprache in diesem Vortrage bewirken die Begeisterung, welche er beabsichtigt. Möchte auch nur die evangelische Kirche überall mit der Krone geschmückt seyn, wie sie S. 12 so beredt beschrieben wird!

No. 5. Durch einen Rückblick auf die Feyer der beiden vorigen Jubelfeste, auf die Schicksale der evangelischen Kirche von ihrem Ursprunge an, und das Verderben, aus welchem sie hervorging, sucht Hr. *V.* in der ersten Predigt über Joh. VIII, 31. 32 zum Lobe und Danke Gottes zu ermuntern, und in der zweyten über 1 Kor. XVI, 13. 14 zieht er in Betrachtung, wozu wir uns am Jubelfeste der Reformation zu entschliessen haben. Was die Leser von Hn. *V's.* Arbeiten zu erwarten haben, darf nicht erst gesagt werden.

No. 6. Den vielfachen Wünschen nachgebend, hat Hr. *N.* die Reden und Gebete bey der Feyer des Jubelfestes drucken lassen, und es für schicklich gehalten, auch eine Beschreibung der Festfeyer beyzufügen. Die Anordnung der Feyer ist zweckmässig, und von dem tändelnden Prunke, in welchem sich ein Theil unseres Zeitalters gefällt, ganz frey. Die beiden Gebete, ein Weihegebet vor dem Altar (S. 29 — 32) und das „kirchliche Jubelgebet" (S. 73 — 79) sprechen mehr die Veranlassung zu der Jubelandacht, als die Gefühle und Gesinnungen selbst aus. Die Predigt (S. 53 — 72) über Jes. LIX, 21 — LX, 2 redet recht brav von der rechten christlichen Freude am evangelischen Jubelfeste. Wäre aber an einem solchen Feste zu dem Anfange der Predigt ein auf den Gegenstand Bezug habendes Gebet nicht angemessener gewesen, als ein allgemeiner, wenn auch apostolischer Segenswunsch? Trefflich ist der Gedanke einer besonderen Feyer auf der Wartburg, mit welcher den Nachmittag des dritten Tages das Fest beschlossen wurde. Gegen 1 Uhr war der Zug, bey dem sich alle Behörden der Stadt, sowie die Bürgerschaft mit ihren Innungsfahnen, das Singechor und die Musik an der Spitze, vom Markte der Stadt nach der Wartburg gezogen, wo Hr. *N.* in dem inneren Hofraume (die grosse bedeckte Treppe diente in ihrem oberen Theile zur Kanzel) eine Rede (S. 81 — 104) hielt, des Inhalts: in welchen Beziehungen die Wartburg uns vornehmlich an dem Jubelfeste unserer Kirche ehrwürdig erscheine. Der Gesang vor der Rede (S. 79 und 80) ist zu dieser Feyer besonders von dem Hn. Kanzler *Niemeyer* in Halle gedichtet. Gewiss wird dieses Fest bleibende Frucht bringen.

No. 7. Hier empfangen wir die Jubelarbeiten eines Vaters und seines Sohnes, welche derselbe Beruf in Einer Stadt vereint hat. Vom Vater sind 2 Predigten. Die erste über Eph. V, 8 — 11 legt die Frage vor: Was fodert die evangelisch-christliche Kirche von uns, ihren Genossen? und antwortet: I. eine fortschreitende Verbesserung des Religionszustandes, nämlich des Lehrglaubens und der Erbauungsgeschäfte; II. eine treue Anwendung der besseren Religionserkenntniss und Andachtsübung auf das sittliche Leben. Die zweyte hat den Text Phil. I, 9. 10, und das Thema: über die Verbesserung des Religionszustandes durch die verbesserte Erziehung der Jugend. Durch helle Begriffe, Achtung gegen das Wort Gottes, andringende Herzlichkeit und die durchaus praktische Tendenz sind diese beiden Predigten sehr empfehlungswerth. Die Predigt des Sohnes (S. 29 — 52) ist analytisch, und folgt ganz dem Texte Eph. V, 8 — 11, indem sie erinnert an die Noth der Väter und an die Gefahr, in der wir selbst schwebten, an die durch Gott und seine herrlichen Werkzeuge herbeygeführte Rettung, und an die heiligen Pflichten, die demnach uns obliegen. Sie zeugt von dem Talente des Vfs., nur ist seine Phantasie noch nicht genug gezügelt. Daher schleicht sich manches verfehlte Bild ein, daher ist der Vf. oft feyerlich und prächtig, wo schlichte Worte mehr wirken würden, daher redet er im dritten Theile ausführlich Fürsten, Minister, geistliche Oberhäupter u. s. w. an, die seine Stimme nicht hören können, und findet mit ein paar Sätzen die geliebte Gemeinde ab.

No. 8. Hr. *R.* hat auch diese Predigt über 2 Tim. III, 14 — 17 mit den Vorzügen ausgestattet, welche er seinen Arbeiten mitzugeben pflegt. Er zeigt, dass Luther den schönen Namen eines Wohlthäters der Jugend verdiente, weil er 1) ihre Verwahrlosung so tief fühlte, und sie mit Freymüthigkeit aussprach, 2) auch selbst thätige Sorge für ihren besseren Unterricht trug, 3) ihre Lehrer emporhob, 4) das Christenthum zur Grundlage aller Bildung und Erziehung machte (dieses ist unter No. 2 mit begriffen), und die Ermunterungen, welche daraus hergeleitet werden, sind eben so gehaltvoll, als sie herzlich ausgesprochen sind. Nicht ohne tiefen Eindruck kann es geblieben seyn, als Hr. *R.* (S. 14) die Stelle gesprochen hat: „Und dort auf dem Altare liegt *die* Bibel, die er selbst, der muthige Kämpfer für Gottes Wort, in seinen Händen gehabt hat."

No. 9. Wohl mögen viele Zuhörer in dieser Predigt Nahrung für ihren frommen Sinn gefunden, und daher den Druck derselben verlangt haben. Das Thema aus 1 Kor. XVI, 13 ist etwas weitläuftig ausgedrückt: Lasst uns in dem guten, Gott wohlgefälligen Sinn uns bestärken, in dem Glauben an Christum, oder in dem wahren, lebendigen, thätigen Christenthum im Geist und in der Kraft immer fester, ganz unerschütterlich zu werden; die Ausführung aber ist lichtvoll, einfach, und hat die Salbung, welche aus einer langen Erfahrung von der beseligenden Kraft des Glaubens dem

Prediger zu Theil wird. Wahrscheinlich ist es nur ein Schreib- oder Druck-Fehler, wenn es in der Ankündigung des Thema heisst: „und so thue ich mit desto grösserer Zuversicht an *uns* die Bitte,“ da der Vf. gewiss sich selbst nicht mit bitten wird.

No. 10. Derselbe Geist weht auch in den beiden Predigten des Hn. *W.*, von denen die erste (über 1 Kor. XVI, 13) das Andenken an den würdigen Mann, der die Reformation begonnen hat, und an die Wichtigkeit des Werkes, das ihm gelungen ist, erneut und zu den entsprechenden Gefühlen und Gesinnungen ermuntert, und die zweyte (über Joh. VIII, 32) Luthers grosse Verdienste um das Werk der jugendlichen Erziehung durchgeht. Der Ertrag aus dem Verkaufe dieser Predigten ist der Kirche des Vfs. bestimmt.

No. 11. Den ersten Jubeltag hat Hr. *S.* „als das Fest der dreyhundertjährigen Erhaltung der errungenen Güter“ dargestellt, und den Text Ps. CXVIII, 24 — 27 zum Grunde gelegt; am dritten Tage aus 2 Petr. I, 19 einen frommen Vorsatz und eine getroste Hoffnung für die Zukunft hergeleitet. Der Vortrag ist christlich, lichtvoll und rednerisch. Vorzüglich bittet Hr. *S.* auch seine Zuhörer, wohl zu erwägen und nicht zu verkennen, dass die evangelischen Christen im Königreiche Baiern, in Hinsicht ihrer Religionsübung, sich über gar nichts zu beklagen haben. Nur an einigen Stellen ist die Sprache nicht deutlich oder edel genug. Dahin rechnet Rec. in der ersten Predigt die Stelle S. 7: „Mit dem Blute des Göttlichen wurde der Wahrheit Sieg einst erkauft auf Golgathas *Höhen* (?), mit *seiner armen sündigen Menschen-Blute* (man denke auch das Bindungszeichen zwischen Menschen-Blute als Druckfehler) wurde das Recht erkauft, ihn frey ohne Menschenzwang zu verehren!“ Und in der zweyten Predigt S. 13: „jene allgemeinen *faulen Flecke* unseres Zeitalters.“

No. 12. Helmstädts Jubelfeyer wurde in der That und Wahrheit dadurch verherrlicht, dass das dortige Gymnasium, die Töchter- und die Frey-Schule während derselben eingeweiht wurden. Hr. *B.* konnte daher mit erhöheter Freude die Predigt an dem Tage halten, der besonders der Jugend gewidmet war. Als Motto hat diese Predigt den Text Matth. XI, 25. 26, und kündigt bestimmt kein Thema und keine Theile an. Sie schildert erst kurz den schlechten Zustand der Erziehung und des Unterrichts vor der Reformation, erzählt dann gröfstentheils mit Luthers Worten, was dieser für die Erziehung geredet und gewirkt hat, und schliesst mit Ermahnungen an die einzelnen Gattungen der Schüler und Schülerinnen. Der Beweis aus der Geschichte möchte wohl schwer seyn dafür, dass man bald nach der Ausartung der Christus-Religion „den Kindern *aus Rohheit und Bosheit* gewehrt habe, zu Jesu Christo hinzukommen;“ die mehresten Lehrer und Erzieher waren selbst blinde Leiter. Bemerkenswerth scheint, dass in den Ermahnungen an die Kinder Jesu und seines Evangeliums, dessen Wiederherstellung denselben nach der Bestimmung des Tages wichtig gemacht werden sollte, auch nicht mit einem Worte gedacht wird.

No. 13. Hr. *W.* hat in seiner Predigt mehr erzählt, und nur in dem kurzen zweyten Theile einige Ermunterungen angefügt. Das Thema ist, an den Kampf zu erinnern, welchen Luther und die Reformatoren gekämpft haben. Der erste Theil, welcher auf die Gegenstände des Kampfes aufmerksam machen will, handelt mehr von den durch die Reformation uns errungenen Vortheilen; sie sind aber in keiner logischen Ordnung aufgezählt. Auch lässt sich wohl nicht behaupten, dass schon vor der Reformation unter Maximilian „die Sonne der Aufklärung hell über dem Abendlande (S. 3) geglänzt; Luther (S. 7), ehe er die Theses anschlug, an den Erzbischof von Mainz geschrieben habe, und Luthers Anhang bald so stark (S. 6) gewesen sey, dass seine Gegner sich scheuen mussten, offenbare Gewalt zu brauchen. War es denn nicht offenbare Gewalt, als Karl V die Evangelischen angriff und schlug.

No. 14. Die Hoffnung des Hn. *d. M.*, die Reformirten und Lutheraner in seiner Gemeinde zu vereinen, wurde plötzlich wieder vereitelt. In der vorliegenden Predigt machte er einen neuen Versuch, der einen so günstigen Erfolg hatte, dass der Auffoderung des Vfs., sogleich nach der Predigt auch unvorbereitet an dem h. Abendmahle Theil zu nehmen, das noch diesen Tag auf reformirte Weise gefeyert wurde, über 200 Lutheraner folgten. Die Predigt selbst über 1 Kor. I, 10 — 13 untersucht, ob eine Vereinigung beider Confessionen 1) möglich, 2) vernünftig, und 3) christlich sey, und ist sehr gut gearbeitet. Indem Rec. dem Vf. Glück wünscht, alle Hindernisse besiegt zu haben, bemerkt er noch, dass 1) die nackte Bestreitung der Lutherischen Abendmahlslehre S. 15 f. hier nicht an ihrem Platze, 2) bey der Austheilung des Brodes und Weines die Worte der Einsetzung selbst mit dem Zusatze: Christus sprach, zweckmässiger, als (S. 17) abwechselnde Formeln, und 3) es nicht gut gethan scheine, in Sachen des Gewissens schnelle Entschliessungen zu veranlassen. Die Reue folgt dem Übereilten oft auf dem Fusse.

No. 15. Diese erste, öffentlich mitgetheilte Predigt des Hn. *S.* beweist, dass er nicht gemeine Anlagen zum Kanzelredner habe, und bisher in der Ausbildung derselben unermüdet gewesen sey. Richtige Anordnung der Gedanken, ein für das Christenthum warmes Gemüth, eine reine, fliessende, das Herz treffende Sprache zeigen sich auf jeder Seite. Möge er bald einen bestimmten Wirkungskreis erhalten, in dem er sich ganz und ungetheilt dem Berufe eines evangelischen Predigers widmen kann!

O. P. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(Bezüglich auf das Jubelfest der protestantischen Kirche.)

1) Halle u. Berlin, in den Buchhandl. des Hall. Waisenh.: *Die Universität Halle nach ihrem Einfluss auf gelehrte und praktische Theologie in ihrem ersten Jahrhundert, seit der Kirchenverbesserung dem dritten.* Der Säcularfeyer der Reformation gewidmet von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, Königl. Oberconsistorialrath u. s. w. 1817. CXX S. gr. 8. (12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae.* Einladungsschrift zur Säcularfeyer in der vereinigten Hauptschule und dem Königl. Pädagogium zu Halle am 10 Nov. Namens der Schuldirection von D. *Aug. Herm. Niemeyer* u. s. w. 1817. 46 S. gr. 8. (4 gr.)

No. 1. An der Hand eines Führers, wie Hr. *N.*, durchwandert man mit eben soviel Vergnügen als Gewinn die Felder, welche die theologische Facultät der Universität Halle während eines Jahrhunderts bearbeitet hat. Er weiss nicht nur auf dem Wege zu leiten, auf dem sich Alles am deutlichsten und aus dem rechten Gesichtspuncte übersehen lässt, sondern auch aus dem Schatze seiner, durch vieljährige und besonnene Wirksamkeit gereiften Erfahrung gerade die Belehrungen mitzutheilen, welche am angemessensten sind. Er zeichnet erst in wenigen, aber treffenden Zügen ein Bild des 16 und 17 Jahrhunderts, schildert dann *Spenern* als Lehrer, Stifter und Vorbild der ersten Hallischen Schule, kommt dann auf die Stiftung der Universität Halle und die Bildung ihrer ersten theologischen Facultät, und die Gestaltung des theologischen Studiums auf der neuen Universität, und entwickelt hierauf im 5ten Abschnitt (S. XXXIII — CVIII) speciell den Einfluss der Halleschen Schule in den verschiedenen Zeitperioden. Was Hr. *N.* hier über *Franke*, *Anton*, *Breithaupt*, *Lange*, *Michaelis*, über den aus dieser Schule hervorgegangenen, aber seinen eigenen Weg verfolgenden *S. J. Baumgarten*, über *Semler* und *Nösselt* (denn das Urtheil über die noch lebenden Mitglieder der Universität überlässt Hr. *N.* der Nachwelt) sagt, ist eben so unparteyisch und umsichtig, als es von Hn. *N's.* vertrauter Bekanntschaft mit dem Gange zeugt, welchen die Bildung der einzelnen theologischen Wissenschaften in dem verflossenen Jahrhundert genommen hat. In dem letzten Abschnitte, mit der Überschrift: „Ein Blick auf die Gegenwart. Wünsche für die Zukunft," giebt der Vf. kurz und mit weiser Mässigung sein Urtheil über die Mittel ab, durch welche man der christlichen Religiosität und Kirchlichkeit wieder aufhelfen will. Es sind grösstentheils goldene Worte, z. B.: „Wem der *symbolische Kirchenglaube* (S. CXV) mit allen seinen Bestimmungen als einzig beruhigend erscheint, der halte ihn getrost fest. Aber er verbräme ihn nicht mit *fremdem Schmuck*, süsslicher Rede und spielendem Wortgeklingel, um sich dem Geschmack der Zeit anzubequemen, und „die Weiblein (Rec. möchte noch hinzusetzen: und die weibischen Männlein) gefangen zu nehmen." So haben die Apostel, so hat Luther nicht geredet." S. CXVI heisst es: „Von Seiten der Regenten und Obrigkeiten höre man oft und prüfend die Stimmen treuer, geistvoller und in ihrem Berufe bewährter Diener der Kirche. Dazu können öftere *Vereine* derselben, wie *Synoden*, trefflich mitwirken, wenn die *Weisheit*, der *Eifer*, die *Kraft* an der Spitze steht; wenn die *Liebe* die Weisheit *bescheiden*, den Eifer *verständig*, die Kraft *mild* und *schonend* macht; wenn ein jeder Verein sich, unbeengt von bindenden Formen, nach Ort, Zeit und Bedürfniss selbst regiert und frey bewegt; — wenn ihm nicht Lust und Liebe in *Schreiberey* und in *Berichten* untergeht, deren Fluth doch keiner der Oberen lesend erschöpfen kann." S. CXIX sagt Hr. *N.* in Beziehung auf sein Vaterland: „Die *Einigung der evangelischen Kirchen* ist *im Geiste* fast überall schon längst erfolgt. Was sie an einem Orte mehr als am anderen aufhält, ist das Irdische, ist Verlust oder Gewinn an Rechten und Einkünften auf der einen oder der anderen Seite. Die Gleichheit des *Ritus* kann diess nicht ausgleichen. Aber die Idee des Monarchen, dem wir angehören, dass, was von *einem* Sinn und Glauben ausging, und sich nur unglücklich so früh trennte, sich wieder einige, ist so schön und würdig des grossen Kirchenfestes, dass, wer es wohlmeint mit der Sache, willig die Hand bieten muss, damit, was er nicht erzwingen will, frey vollbracht werde. Nur werde Ihm offen und wahr, wie Er es will und liebt, gesagt, woran es sich hie und da noch stösst; es werde klar gemacht, dass auch äusserlich kein Theil leiden darf, wenn der Eifer erhalten werden soll; dass ein grosser Theil der Kirchendiener so dürftig bedacht ist, dass ihnen, wenn sie noch mehr verlieren sollten,

der Muth entgeht, und dass selbst die drückendsten Accidenzeinkünfte so lange nothwendige Übel sind, als die Entschädigung nicht gefunden ist. Das wird Er hören und sorgen." Nur um zu beweisen, mit welcher Sorgfalt Rec. diese Schrift durchgelesen hat, will er ehrlich auch die vorzüglichsten Stellen angeben, bey welchen er einiges Bedenken hatte, oder dem Vf. nicht beystimmen konnte. Wenn in der Schilderung des polemischen Zeitalters unserer Kirche „die so zahlreiche Classe der Pfarrherrn" S. XIV besonders herausgehoben und ihr polemischer Geist dargestellt wird: so muss ihnen wohl der Billigkeit gemäss zu Gute kommen, dass sie auf den Universitäten nicht anders gebildet wurden, keine anderen Muster fanden, und auch die Anführer der Streitigkeiten fast immer auf den Universitäten lebten. — S. LII werden die Verdienste der *Franke*'schen Stiftungen, besonders des Waisenhauses, um die Methode des christlichen religiösen Volksunterrichts erwähnt. Hätten aber diese Stiftungen nicht schon verdient, da, wo von Verbreitung der pietistischen Grundsätze die Rede ist, neben die Universität gestellt zu werden? Wenigstens ist Rec. aus dem sorgfältigen Studium jener Periode die Überzeugung geworden, dass der Pietismus seine Herrschaft nicht so schnell und weit hätte ausdehnen können, wenn er nur durch den akademischen Unterricht hätte Einfluss auf die Gemüther der jungen Theologen gewinnen sollen, und nicht durch das Wohnen und Unterrichten der Letzteren auf dem Waisenhause, sowie durch die Lebensordnung, welcher sie sich da unterwerfen mussten, ihrem Sinne und Verhalten wäre gleichsam eingeprägt worden. — S. CX sagt Hr. *N.*, man habe ihn oft aufgefodert, auch seine Meinung über die Gegenwart und Zukunft der Kirche laut werden zu lassen; dieses habe ihm aber nur immer noch *zu früh* geschienen, weil er wünschte, „seit dem erneuten Kampfe des Alten und Neuen in der Religionswissenschaft erst wahrzunehmen und klar einzusehen, wie das rege Leben, das sich *ideal* in dem Zwiespalt rationalistischer und supranaturalistischer Systeme, in der beabsichtigten Cultusreform, in den unendlichen Anstrengungen der Bibelgesellschaften, in dem Anpreisen allein richtiger Lehrmethoden der Jugend hervorthat, wie sich diess nun im *Realen* und *Praktischen* bewähren, welchen Einfluss es gewinnen würde auf die wirkliche Verbesserung der Gesinnungen der Menschen, auf das sichtbare Emporkommen eines ächt sittlichen und christlichen Wandels in allen Ständen u. s. w. Daher wisse er nicht, ob die Kirche sich überhaupt in ihrem Inneren verbessert, und der hohen Idee, ein Reich der Wahrheit und Sittlichkeit, ein geistiges Reich Gottes darzustellen, näher gekommen sey oder sich davon entfernt habe." Aus diesen Äusserungen scheint die Meinung hervorzugehen, als könne bey dem jetzigen Kampfe der entgegengesetztesten Lehrsätze erst durch die künftige Erfahrung entschieden werden, welches denn das wahre Christenthum sey. Diess wäre in der That sehr traurig. Denn wir hätten nichts Festes, woran wir uns halten könnten, wenn uns zugerufen wird: hier oder da ist Christus, und die Offenbarungsurkunden vermöchten nicht, uns unseres Glaubens gewiss zu machen. Hat aber Jesus wirklich eine göttliche Lehre verkündet, und sind die Wahrheiten derselben im N. T. enthalten: so müssen diese Wahrheiten sich auch auffinden lassen, und es kann über diese selbst unter den Christen weniger Streit Statt finden, als über die Art, wie sie vorgetragen und dargestellt werden können. Oder sollte Jesus den Glauben ganz ausgeschlossen, und nur auf die Befolgung des Sittengesetzes gesehen haben, als er sagte: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht sammelt, der zerstreut?

No. 2. Dank sey Hn. *N.*, dass er an den grossen und edeln Gehülfen Luthers in einer besonderen Schrift erinnert, und wenigstens Ein Verdienst desselben würdig dargestellt hat. Zuerst werden S. 3 — 21 denen, welchen vielleicht das äussere Leben Melanchthons ganz fremd ist, die Hauptmomente, besonders sofern sie selbst ein pädagogisches Interesse haben, ins Gedächtniss gerufen, und dann S. 22 — 36 gezeigt, wie gerecht das Urtheil der Zeitgenossen und der Nachwelt, dass Melanchthon *praeceptor Germaniae* sey, Jeder finden müsse, wenn man ihn als akademischen Lehrer, als Schriftsteller und als thätigen Theilnehmer an der Verbesserung des Schulwesens betrachte. Angehängt sind noch S. 36 — 41 einige Urtheile von Erasmus und Luther über Melanchthon, und S. 42 — 46 die Ordnung des oratorischen Actus, durch welchen mehrere Zöglinge der auf dem Titel genannten Anstalten das Jubelfest der Reformation feyerten. Das sehr ähnliche und trefflich gestochene Bildniss Melanchthons ist eine nicht erwähnte, aber schätzenswerthe Beylage zu dieser Einladungsschrift.

O. P. B.

LEIPZIG, b. Vogel: *Denkschrift der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig.* Zur Feyer des dritten Jubelfestes der Reformation herausgegeben von *Christ. Friedr. Illgen*, Bacc. d. Theol. XVI und 80 S. gr. 8. (10 gr.)

Seit dem J. 1814 besteht die von Hn. *I.* auf dem Titel genannte Gesellschaft, deren Zweck, Einrichtung und Mitglieder die Vorrede nennt. Sie kommt wöchentlich 2 Stunden zusammen, in deren einer über Abhandlungen oder Theses, welche aus dem ganzen Umfange der Kirchen- und Dogmen-Geschichte genommen seyn können, disputirt, und in der anderen die Schrift eines Kirchenvaters mündlich erklärt wird. Je unverkennbarer der Einfluss ist, welchen das wiedererwachte Studium der historischen Theologie auf den Fortgang der Reformation, und diese wieder auf die Bildung und das Gedeihen jener Wissenschaft gehabt hat: desto angemessener dem Jubelfeste ist die Gabe, welche Hr. *I.* zur Feyer desselben darbringt. In diesem ersten Hefte (denn es sollen, obgleich der Titel nichts erwähnt, mehrere nachfolgen), sind 3 Abhandlungen enthalten. Die erste (S. 1 — 23) von dem Herausg. hat die Überschrift: „Über die Reformation im 16 Jahrhundert in ihrer Vorbereitung,

Gestaltung und Würde." Hr. *J.* leistet selbst Verzicht darauf, etwas Neues gesagt zu haben; allein sehr gut ist das zum Thema Gehörige zusammengestellt. Vorzüglich hat Rec. gefallen, was S. 15 — 18 beygebracht wird, um aus den Umständen, den Charakteren und der Bildung Luther's und Zwingli's den verschiedenen Gang zu erklären, welchen die Reformation unter ihnen genommen hat. Die zweyte Abhandlung (S. 24 — 71) hat ein jetziges Mitglied der Gesellschaft, Hn. *Friedr. Schmidt* zum Vf., und ist überschrieben: „*hist. dogmatis de angelis tutelaribus. Pars I.*" Die Einleitung stellt die Meinungen der heidnischen Völker und Juden über diesen Gegenstand auf, und dann wird angegeben, was die Väter der Lateinischen und Griechischen Kirche bis auf Chrysostomus und Augustinus davon gelehrt haben. Die beynahe vollständige Aufzählung der hieher gehörigen Stellen zeugt von dem Sammlerfleisse des Vfs. Wenigstens einige, wenn auch nur geringe Ausbeute würden noch die Pseudepigrapha des A. und die Apokryphen des N. T. gegeben haben, im Fall sie der Vf. zu diesem Zwecke durchgelesen hätte. Die Fortsetzung, welche die Geschichte dieser Lehre unter den Scholastikern enthalten wird, soll im nächsten Hefte folgen. Den Beschluss machen (S. 73 — 80) Proben einer neuen Verdeutschung des Octavius von Minutius Felix, mitgetheilt von M. *Moritz Aug. Jurke*, Conrector zu Sprottau in Schlesien. Hr. *J.* theilt hier Cap. I — IV und XVII §. 5 — XVIII §. 10 mit. Die Übersetzung ist, ohne sich ganz streng an die Worte zu binden, treu, und giebt selbst die feineren Schattirungen vom Stile des Originals wieder. Nur bey einigen Kleinigkeiten ist Rec. angestossen. Gleich I, 2 ist das hier bedeutungsvolle *ita* übergangen; das *relatione alterna compererissemus* ist wohl zu stark ausgedrückt durch: wir hatten uns hinlänglich ausgesprochen. XVIII, 7: *qui ante mundum fuerit sibi ipse pro mundo*, dass er vor der Welt und sich selbst *Welt genug* gewesen sey. Ibid. 10 *Deo, qui solus est, dei vocabulum totum est*, soll wohl etwas Anderes sagen, als: dem Gott aber, der der Einzige ist, *gebührt* auch dieser Name *ungetheilt*. Der Sinn scheint Rec. zu seyn: für Gott, der einzig ist, ist der Name Gottes das Ganze, d. h. er bedarf keines Namens weiter. Nach den mitgetheilten Proben dürften wir mit Recht von Hn. *J.* eine gute Übersetzung erwarten, wenn eine nöthig ist.

O. P. B.

Tübingen, b. Osiander: *Worte der Weihe, öffentlich gesprochen am dritten Jubelfeste der Reformation* von *C. P. Conz.* Den 4 Nov. 1817. 36 S. gr. 8. (5 gr.)

Den wiederholten Wünschen des akademischen Publicums zufolge, das dieses Gedicht bey seiner öffentlichen Vorlesung mit freundlichem Beyfalle aufgenommen hat, erscheint es besonders gedruckt. Auch das übrige Publicum wird sich dieser Erscheinung freuen, da ausser *Müllner* fast kein Dichter dem Jubelfeste eine Gabe dargebracht hat, und Hr. *C.* seinen alten Ruhm auch in diesem Gedichte bewährt. In 65 Stanzen wird Luthers Werk und Verdienst und seiner Freunde treuer Beystand gepriesen, und mit einigen kräftigen Ermahnungen geschlossen. Die ernste Betrachtung ist der Geist, der das Ganze durchdringt, und die durch angemessene Bilder ein lebendigeres und warmes Colorit empfängt. Als Beweis stehe hier die 21 Stanze:

So schritt Er fort, und wie er scheu begonnen,
Mit schüchternem, mit sträubendem Gefühl,
Sah überrascht er bald vor sich entsponnen
Des grossen Heilentwurfs Geweb und Ziel.
So brennt ein Wald, hat nur erst Raum gewonnen,
Die Flamme, die in ihn als Funke fiel.
So glauben wir den Willen selbst zu regen,
Und höhre Mächte sinds, die ihn bewegen.

O. P. B.

Meissen, b. Goedsche: *Jubelblätter.* Zur Erinnerung an den Eintritt der verbesserten Kirche in ihr viertes Jahrhundert und an die Feyer desselben in der Königl. Sächs. Landschule zu Meissen. Herausgegeben von M. *Andreas Carl Baltzer*, Prof. Mit 8 Sinnbildern. 1817. VIII u. 43 S. 4. (15 gr.)

Die Königl. Sächs. Landschule zu Meissen hat, von den obersten Behörden und der besonderen Freygebigkeit ihres Schulinspectors unterstützt, auf eine sehr würdige Weise das Jubelfest der Kirchenverbesserung gefeyert, wovon diese Blätter in der Vorrede eine ausführlichere Beschreibung, und in der Schrift das liefern, was bey dieser Feyer von Hn. *B.* gesprochen und gedichtet worden ist. Den 1 Nov. Vormittags um 10 Uhr versammelte sich, ausser den sämmtlichen Mitgliedern der Schule, in dem grossen, dazu besonders ausgeschmückten Hörsaale eine sehr zahlreiche und glänzende Gesellschaft zu einem feyerlichen Gottesdienste. Dieser wurde mit dem Liede: Schütze die Deinen u. s. w., eröffnet, worauf Hr. *B.* ein kurzes, zweckmässiges Gebet sprach, das unsere Leser S. 1 f. finden. An dieses Gebet schloss sich die Aufführung einer, ebenfalls von Hn. *B.* gedichteten und von Hn. Dom-Cantor *Fleischmann* in Musik gesetzten Cantate, an, nach welcher Hr. *B.* die hier S. 6 — 21 abgedruckte Rede hielt. Die Rede entwickelt nach einem etwas zu langen Eingange von S. 12 die Gründe, warum gerade die Freunde der Wissenschaften bey der Jubelfeyer der verbesserten Kirche am einstimmigsten seyn müssen in frommer Freude. Durch den wohlthätigen Einfluss der Deutschen Kirchenverbesserung wurde nämlich die Ehre der Wissenschaften herrlich gerechtfertigt, ihre Erlernung mannichfaltig und höchst glücklich befördert, ihre Wirksamkeit für das Heil der Menschen mächtig erhöht, und ihrer weiteren Ausbildung ins Unermessliche die Bahn geöffnet. Sehr gut und beredt ist dieses ausgeführt; nur vermisste Rec., dass nicht genug hervorgehoben ist, wie dieser wohlthätige Einfluss der Kirchenverbesserung auf die Wissenschaften aller Herzen mit frommer Freude erfüllen müsse. Der Gottesdienst schloss mit dem Liede: Eine feste Burg u. s. w. Nachmittags um 4 Uhr versammelte sich aufs Neue in demselben, hellerleuchteten Saale die

Gesellschaft, um die Redeübungen einiger Schüler anzuhören. Da in dem Saale 8, von Hn. *B.* erfundene und von einem geschickten Maler ausgeführte Sinnbilder, welche theils die Hauptmomente der Reformation darstellen, theils Luthers Geist und That im Allgemeinen bezeichnen, und das gegenwärtige Zeitalter ermahnend ansprechen sollten, aufgehängt waren: so erklärte, nachdem der Rector der Anstalt, Hr. Prof. *König*, in einer Lateinischen Rede gezeigt hatte, dass eine Schule nur dann blühen könne, wenn Lehrer und Lernende von Luthers Geiste durchdrungen seyen, ein Schüler die acht Sinnbilder in eben so viel Gedichten, welche hier S. 22 — 39 mitgetheilt sind. Sie müssen mit verdientem Beyfalle angehört worden seyn. Am Abende dieses Tages zogen endlich sämmtliche Schüler unter kriegerischer Musik paarweise mit brennenden Fackeln aus dem Schulhause auf den Markt der Stadt, wo diese auf einen Haufen geworfen wurden, und die um die Gluth stehende Schaar von Jünglingen zu Luthers Ehren ein, dazu von Hn. *B.* gedichtetes Fackellied sang, welches die Leser S. 40 — 43 finden. Nach dieser treuen Relation darf nicht erst bemerklich gemacht werden, wie viel Hr. *B.* durch seinen Geschmack und sein Talent als Redner und Dichter zur Verherrlichung der Jubelfeyer in der Schule zu St. Afra beygetragen habe.

O. P. B.

Erfurt u. Gotha, in der Hennings'schen Buchhandl.: *Luthers Gebet am Throne des Erlösers, und ein Brief von ihm aus der Geisterwelt an die deutschen Gemeinen bey der dritten Jahrhundertfeyer des Reformationswerkes.* Mit Beylagen eines anderen Geistes. 1817. 45 S. gr. 8. (5 gr.)

Abgesehen von der Form dieser kleinen Schrift, welche dem Stande unserer Bildung nicht entspricht, ist der Stoff nicht schlecht. Luthers Gebet ist kurz, und bittet nach vielen Anreden an den Erlöser, dass der Reformator auf die Erde zurückkehren, die in der Üppigkeit ihres Wissens thöricht Gewordenen und die Priester strafen dürfe, die nicht heilig wandeln. Aber der Herr nimmt ihn an sein Herz, und Luthers Seele ward ganz verklärt in der Liebe des Herrn. Ihm wird nun verstattet, einen Brief auf die Erde zu senden, und einem anderen Geiste, seine Schriftblätter auszustreuen. Der Brief (S. 9 — 23) hat nichts von dem Gepräge, welches der, gewiss auch feurig liebende Luther einer solchen Art von Schrift geben würde, und enthält Ermahnungen zur Liebe, zur Verbesserung seiner Bibelübersetzung, zur Strenge gegen ungläubige und unheilige Priester, zur Anlegung von Prediger-Seminaren, Heilighaltung des Sonntags und der Kirchen, und zur Heiligung des Willens. Der Ton, in welchem diese Ermahnungen gegeben sind, ist strenger Ernst, der sich in kurzen Sätzen ausspricht. Nur einige mögen hier stehen: „Wo aber (S. 15) ein ungläubiger Priester am Altare steht, steht ein Gaukler daselbst. Ein solcher macht die Kirchen leer, und entweiht den Altar des Herrn. Je voller aber ein Priester des Glaubens an Christus ist, desto voller wird auch die Kirche, wo er predigt und segnet." — Die Schriftblätter eines anderen Geistes (S. 27 — 45) enthalten Distichen über Gegenstände des religiösen Glaubens und Lebens, einige kurze Aufsätze über religiöse Gegenstände, und die Erzählung Luc. III, 2 — 14 in Versen. Man lese hier nur einige Distichen: „Tempelbau. Baut ihm das Leben zum Tempel! Unter den Tempelgebäuden Habt ihr das schönste gebaut, baut ihr zum Tempel den Staat. Der feste Baugrund. Immer bildet der Mensch an dem Leben, doch was er auch bildet, Ist nicht Liebe der Grund, kann das Gebild nicht bestehn."

O. P. B.

Helmstädt, in Commiss. der Fleckeisenschen Buchhandl.: *Rede bey der Secularfeyer der Reformation in dem Gymnasio zu Helmstädt*, am 1 Nov. 1817, als am Einweihungstage dieses Gymnasii gehalten im Juleo von D. *G. K. Bollmann*, Pastor, Mitgliede der fürstl. Schulcommission u. s. w. Ohne Jahrzahl. 23 S. gr. 8. (3 gr.)

Helmstädt, ehedem der Wohnsitz der höchsten Lehranstalt im Lande, hat nun doch wenigstens eine, den übrigen Braunschweigischen Gymnasien gleichstehende, Gelehrtenschule erhalten. Hn. *B.* ward von dem Vorsteher und Director des Gymnasii der Auftrag, an dem Tage der Einweihung dieser Anstalt zu sprechen. Er stellt die wichtigsten Lehren dar, welche in Luthers Leben für Schüler, insbesondere für studirende Schüler liegen. Sie sind: 1) Nur bey frühem und anhaltendem Fleisse kann Grosses und Schönes erreicht werden. 2) Enthaltsamkeit und Versagung in sinnlichen Genüssen fördern bey der Jugend der Sprachen und der Wissenschaften gründliches Erlernen, und 3) wahrhafte Gottesfurcht stört niemals, kräftigt und erquickt vielmehr ruhmvollen Fleiss. Diese Sätze sind für die verschiedenen Classen der Schüler fasslich, ihren Verhältnissen angemessen, und mit steter Hinweisung auf Luthers Beyspiel ausgeführt.

O. P. B.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Kummer: *Anweisung zur Abfassung der Berichte über rechtliche Gegenstände*, von dem Verfasser der Anweisung zur Abfassung rechtlicher Aufsätze. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 1817. XL u. 328 S. 8. (1 Rthlr.) (Die erste Auflage erschien 1785; die zweyte 1787.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

MEDICIN.

Arnstadt, b. Klüger: *Vollständige Anleitung zur Zergliederungskunde des menschlichen Körpers* von *Franz Caspar Hesselbach*, Prosector am anatomischen Theater zu Würzburg. 1ten Bandes IItes Heft. Syndesmologie. 1806. XVIII u. 140 S. 4. (1 Rthlr. 6 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1807. No. 107. 1811. No. 252.]

Wenn die Zergliederer bey der Darstellung der Theile des menschlichen Körpers beständig den lebenden Organismus vor Augen gehabt hätten: so würden sie nicht auf die sonderbare Eintheilung in trockene und frische Knochen gefallen seyn, nach welcher der Lehrling über die Structur und über die Lage und Verbindung der Knochen in Bezug auf die übrigen Theile des Körpers erst Licht erhält, nachdem er lange mit blossen Präparaten von Knochen beschäftigt worden war. Allerdings gestatten diese Präparate die Betrachtung der eigentlichen Form der Knochen besser, als sie an frischen Knochen möglich ist, allein man könnte sie in dem präparirten und getrockneten Zustande betrachten, nachdem vorher eine anschauliche Übersicht ihrer Lage und ihres Verhältnisses zum Ganzen, und eine Erklärung von ihrer Structur, Ernährung und Bestimmung gegeben worden wäre. Da der Vf. in dem ersten Hefte seines Handbuches der Mehrzahl seiner Vorgänger gefolgt ist, und zuerst die trockenen Knochen beschrieben hat: so folgt nun hier erst die Beschreibung des Knochenmarkes, der Beinhaut und der Knorpel; für die Vollständigkeit und zweckmässige Ausführlichkeit, die sonst an diesem Handbuche zu loben sind, wirklich etwas zu kurz und oberflächlich. Besonders hätten wir gewünscht, etwas über die eigentliche Structur und die Bestimmung der inneren Beinhaut zu finden, die nicht bloss darin besteht, das Mark zu umgeben. Die Bänder theilt der Vf. in Capselbänder, Seitenbänder oder Verstärkungsbänder und in Vereinigungsbänder ein. Zuerst werden die Bänder des Kopfes und Stammes, dann diejenigen der Extremitäten beschrieben, und zwar so, dass immer zuerst die Gelenkflächen, dann die Bewegungen des Gelenkes, und zuletzt die einzelnen Bänder selbst erklärt sind. Man sieht durchgehends, dass der Vf. bey seinen Beschreibungen die Natur vor Augen gehabt hat, daher konnte er auch Manches berichtigen, mehrere neue Bemerkungen mittheilen, und seinen Darstellungen eine Vollständigkeit geben, wie man sie an den Arbeiten der Vorgänger nicht findet. Das Verdienst, welches sich der Vf. durch diese neue Bearbeitung der Syndesmologie erworben hat, ist um so grösser, je mehr bisher diese Lehre der Anatomie vernachlässigt worden ist. Denn die mühsame Zergliederung von Theilen, die so wenig Ausbeute zur Begründung neuer Hypothesen und Theorieen versprechen, ist dem jetzigen Zeitgeiste zu wenig angemessen, aber der praktische Wundarzt wird oft genug gedrungen, sich von der Nothwendigkeit einer genauen Kenntniss der Bänder zu überzeugen.

Wir erlauben uns nun noch einige Bemerkungen über einzelne Gegenstände dieses Handbuches. Die *Symphysis sacro iliaca*, sagt der Vf., sey kein einfacher Knorpel, sondern die Gelenkfläche des Kreuzbeines sey wie die des Hüftbeines mit einer Knorpelplatte bedeckt; die gegen einander liegenden Flächen dieser Knorpelplatten verbänden sich nirgends mit einander, und liessen vielmehr einen engen Raum zwischen sich, beide Knorpelplatten trügen also nichts zu der Verbindung des Hüftbeines mit dem Kreuzbeine bey. Diese Behauptung verdient, da sie von Einfluss auf die Geburtshülfe ist, genau untersucht zu werden; wir halten sie aber, so viel auch bey uns die Autorität des Vfs. als eines trefflichen Beobachters gilt, doch nicht unbedingt für richtig, indem zwar bey jungen Subjecten allerdings zwischen dieser Knochenverbindung zwey Knorpelplatten gefunden werden, aber bey völlig ausgewachsenen Körpern bey der Trennung der beiden Knochen durch Auseinanderziehen immer nur an einem der beiden Knochen der einfache Knorpel hängen bleibt, eben so sondert sich durch die Maceration nur ein einfacher Knorpel ab. — Ganz richtig sagt der Vf., dass nur zuweilen zwischen dem Griffe des Brustbeines und dem Knorpel der ersten Rippe eine kleine Gelenkhöhle gefunden werde: denn nach *Meyers* Untersuchungen zeigt die Behandlung des mit dem Knorpel der ersten Rippe verbundenen Griffes vom Brustbeine in Salzsäure, dass beide Theile nur ein Stück ausmachen; die rauhe Verbindungsfläche am Seitenrande des Griffes des Brustbeines, von welcher der Vf. spricht, rührt aber nur von der gewaltsamen Trennung des Knorpels her. Bey den Bändern, welche das Schlüsselbein mit dem Schulterblatte verbinden, beschreibt der Vf. ein *ligamentum humeri transversarium longum*, das vom Hakenfortsatze des Schulterblattes zum Schlüsselbeine und der ersten Rippe geht, und bey

dem Bruche des Schlüsselbeines beachtet zu werden verdient. Sowie der Vf. überhaupt die an den Gelenkbändern befindlichen Schleimbeutel genau untersucht hat: so fand er insbesondere an dem Schleimbeutel des *Musculi subscapularis*, wenn er mit der Gelenkhöhle zwischen dem Oberarmknochen und dem Schulterblatte Gemeinschaft hatte, ein halbmondförmiges, klappenähnliches Knorpelband. An dem *Ligamentum annulare radii* bemerkt der Vf. noch ein *Ligamentum accessorium anticum* und *posticum*. Bey der Capselmembran des Schenkelgelenkes sind die Verstärkungsfasern desselben nebst dem zu dem Gelenke gehörigen Schleimbeutel sehr genau beschrieben. An der Verbindung des Wadenbeines mit dem Schienbeine ist ausser dem Bande des Gelenkhügels noch ein *ligamentum obliquum cordyli fibulae* bemerkt, das von dem Kopfe des Wadenbeines zwischen dem *Musculus soleus* und *Tibialis posticus* zur hinteren Fläche des Schienbeines geht. In einem zweyten Abschnitte wird die künstliche Zubereitung der Bänder gelehrt, und während derselben das Einwässern und die Aufbewahrung in schwachem Weingeiste empfohlen. (Rec. fand zur leichteren Bereitung der Bänder die vorsichtige Einwässerung in dünnem Alaunwasser oder Salzwasser sehr gut.) Die Vorschläge des Vfs. zur Trennung der Theile des Gerippes, wie sie geschehen kann, um aus den einzelnen Stücken syndesmologische Präparate zu verfertigen, sind vollkommen zweckmässig. Bey der Untersuchung der einzelnen Bänder sind manche Vortheile angegeben, die denen sehr willkommen seyn müssen, welche die Bänder selbst an dem Leichname aufsuchen wollen. Überdiess dient die mit unglaublicher Aufmerksamkeit und Genauigkeit verfasste Anweisung zur Zubereitung der Bänder zur Belehrung über die Lage derselben und ihre Verbindung mit den sie zunächst umgebenden Theilen, und in sofern ist die hier wiederholte Aufzählung der Bänder sehr zu billigen; besonders praktischen Wundärzten empfehlen wir das Studium dieses Abschnittes recht angelegentlich. Den Schluss macht die Anweisung zur Verfertigung eines sogenannten natürlichen Gerippes, wozu der Vf. sich beym Aufstellen und Trocknen eines besonders eingerichteten Tisches bedient.

C. T.

WIEN, b. Strauss: *Vorschläge zur Verbesserung der körperlichen Kindererziehung in den ersten Lebens-Perioden.* Mit Warnungen vor tückischen Krankheiten, schädlichen Gebräuchen und verderblichen Kleidungsstücken. Angehenden Müttern gewidmet von *Leop. Ant. Göhlis*, A. u. Dir. des Kinder-Krankeninstit. 1811. 164 S. 8. (18 gr.)

Der Mensch lebt immer in Extremen, und folglich auch immer in Verbesserungen. Die Thorheit, das menschliche Geschlecht in einer fortschreitenden Schwäche zu glauben, führte die zweyte Thorheit herbey, demselben durch Kälte und eine abhärtende Methode Kraft und Stärke zu ertheilen. Es war Zeit, diesen Thorheiten Einhalt zu thun; es ist aber auch Zeit, von dem anderen Extreme, die Kinder mit Wein, Fleisch und Eyern zu Tode zu füttern, zurück zu kommen. Der Vf., ein erfahrener Kinderarzt, sucht dahin mitzuwirken, aus den Kinderstuben Salben, Säftchen, lange Wickelbänder, Zutzel, dicken Mehlbrey, Flaumfederbetten, Glutpfannen, stinkende Nachtlichter, Räucherwerk zu verbannen, über die Wirkung des Goldfadens bey der Gelbsucht und des Krummschnabels (auch der Päonienkerne) bey dem Zahnen (der Scharlachbändchen beym Scharlachfieber und mehrerer Thorheiten) Lächeln zu erwecken, den Kinderleuten das zu feste Ankleiden, das zu viele Anschoppen mit dickem pappichtem Brey, das zu warme Verhalten zu verbieten, die Kleinen allmählich an die Elemente zu gewöhnen, sie stufenweise alle Witterung ertragen zu lehren u. s. w. Mit ganzem Rechte empfiehlt der Vf., die Kinder frühzeitig in lauwarmem Wasser zu baden, und giebt dazu die nöthige Anweisung. Wein, Kräuter und andere medicinische Ingredienzien dürfen als Regel nicht zum Bade genommen werden. Das Waschen hat nicht dieselben Vortheile. Die mannichfaltigen, mit vielen Zügen und Bändern (auch Nadeln) versehenen Kleidungsstücke sind zu verwerfen. Unter unseren jungen Frauen herrscht ein wahrer Luxus in den Kinderkleidungen, sagt der Vf. (welcher sich fast am stärksten bey den unehelichen Kindern zeigt. Über die Kinderhäubchen hätte noch etwas angegeben werden können. Sie müssen im Sommer anders seyn, als im Winter). Die Fallhüte sind schädlich, Strümpfe verwerflich (Strümpfe von Wolle zu erlauben, weil sie, auch durchnässt, nicht kälten, nur müssen sie oft gereinigt werden), die Schuhe dürfen zwar nicht zu enge seyn (aber auch nicht allzu weit. Ein guter, zweckmässiger Kinderschuh ist ein grosses und seltenes Kunststück); vor dem vierten Jahre sollte man keine, und dann nur weite Pantalonshosen (nach Art der Unterhosen gemacht) anziehen lassen. Die Wiegen verwirft der Vf. billigermassen nur wegen ihrer Missbräuche. Strenger ist aber derselbe (und auch Rec.) gegen die Kinderstühle, wo die armen kleinen Geschöpfe stundenlang auf ihrem Nachttopfe sitzen müssen. (Rec. sieht nie ein solches beklagenswerthes Kind, ohne an *Karl von Karlsberg* zu denken.) Eine gute Kinderwärterin ist ein grosses Kleinod, ein mit tausend Nullen umgebener grosser Treffer im Glückstopfe, spricht der Vf. Von ihnen hängt oft das Glück oder Unglück des Kindes für sein ganzes Leben ab. (Besonders gilt das von den höheren Ständen, bey denen der Regel nach das Kindermädchen mehr Mutter ist, als diese selbst.) Gewöhnlich schläft das neugeborene Kind nach dem ersten Waschen ein, es wacht auf und schläft zum zweyten Mal ein. Nach diesem zweyten Schlafe reiche man dem Kinde, wenn es von der Mutter gestillt werden soll, die Brust; wo diess nicht ist, ein leichtes Abführungsmittel. (Rec. ist hierin ganz einverstanden mit dem Vf. Es ist Thorheit, demjenigen Kinde, welches die erste Muttermilch geniessen soll und kann, ein Abführungsmittel zu geben; es ist aber auch Unrecht, dieses Letzte zu unterlassen, wo das Erste wegfällt.) Unter die nachtheiligsten Missbräuche gehört, kleine Kinder auf den Händen in einer aufrechten Stellung sitzend

in die Höhe zu schaukeln und tanzen zu lassen. Auch soll man Kinder nicht früher, als sie es selbst verlangen, auf die Füsse treten lassen. Zu den ersten Proben des Stehen- und Gehen-Lernens empfiehlt der Vf. einen mit Tuch beschlagenen beschränkten Raum (Laufbahnen hat sie Rec. in einer seiner Schriften benannt, nicht Laufbänke oder Laufrinnen), damit sich das Kind ohne Schaden selbst helfen könne. (Noch ist zu erinnern, dass man besonders weibliche Kinder nicht immer auf einerley Arme trage, damit das Becken nicht verschoben werde; männliche Kinder lasse man nicht auf einem Knie reiten.) Vortrefflich sind des Vfs. Angaben von der Ernährung der Kinder in den ersten Zeiten. Früh werde das Kind an der Mutter Brust gelegt, aber nicht zu oft (man reiche ihm nicht zu vielerley andere Nahrung dazwischen), man lasse die Kinder bis zum Ausbruche der ersten Schneidezähne trinken, und entwöhne sie dann nach und nach. Die Erziehung der Kinder ohne Mutter oder Amme hält der Vf. mit Recht für die schlechteste und schwierigste. Nur wo keine Mutter oder Amme da ist, soll man eine Nahrung aus dem Thier- oder Pflanzen-Reiche wählen, eine sogenannte Wassererziehung anordnen. Für die beste Nahrung hält dann der Vf. nach seiner tausend- und aber tausendfachen Erfahrung, wie er S. 100 sagt, Thiermilch, Geis- oder Esels Milch, mit dem Absude von gedörrten oder gebrannten Eicheln. Doch vertragen einzelne Kinder auch diese Nahrung nicht gut. (Die süsse Molke scheint der Vf. nur aus Gefälligkeit zu empfehlen; auch Rec. hat sie sich nie recht legitimiren wollen. Ein Hauptpunct ist, dass die Milch immer frisch abgekocht werde, und nie sauer sey.) Dass der Vf. mit allen Ärzten gegen die abscheulichen Zuller oder Zulper (Nutscher) sey, haben wir gleich im Eingange bemerkt. Artig ist und gut ausgeführt die Idee S. 124, einen Tag aus dem Leben eines eben zu entwöhnenden Kindes aufzuzeichnen, wie man Tage aus dem Leben in Bädern entwirft, um zur Norm zu dienen. Ein wahres Wort zu seiner Zeit spricht der Vf. S. 127 gegen die, durch *Browns* missverstandene Theorie eingeführte, allzu reizende Diätetik bey Kindern, den Gebrauch des Weines, starker Fleischnahrung u. dgl. Dreymal war er Augenzeuge, dass Säuglinge, durch Malagawein zu viel gestärkt, am Schlag in den Armen ihrer Mütter starben. Doch glaubt Rec. nicht, dass dadurch die jetzt so häufige Skrophelkrankheit erzeugt werde, wie der Vf. sagt. Noch erinnert der Vf., dass man Kinder ja nicht an grossen Tafeln oder an den Gesindetischen essen lasse. (Aber gnädige Mama kokettiren in Gesellschaft gern mit dem lieben Kleinen, und an gewöhnlichen Tagen ennuyirt es Sie, die Kinder um sich zu haben!) Aus dem leider grossen Verzeichnisse der Kinderkrankheiten hat der Vf. das blaue Fieber (eine noch immer räthselhafte Krankheit), den periodischen Stickfluss oder den hitzigen Lungendampf (*Asthma acutum*), die häutige Bräune (*Croup*) und die hitzige Hirnwassersucht ausgehoben, um Ältern und Erzieherinnen auf die Gefahren derselben aufmerksam zu machen. Von der Blausucht werden nach des Vfs. Erfahrung mehrentheils solche Kinder befallen, welche ohne Mutterbrust aufgezogen werden. Das Übel macht Absätze, und endigt in 24 — 36 Stunden mit dem Tode. Der Vf. hält es für krampfartig, aus Überfütterung sich herschreibend. Das Millarsche Asthma leitet er von Wurmreiz und diätetischer Überreizung her (woran wir zweifeln). Zur Verhütung des Croup (der Vf. nennt die Krankheit *Haut*bräune, welches zu einem falschen Sinne führen kann, der gemeine Mann in der Gegend des Rec. *Hals*bräune, welches noch irriger ist) empfiehlt er warmes Verhalten und Entfernung von dergleichen Kranken (der Vf. hält das Übel für ansteckend, was Rec., der es oft gesehen, nie gefunden hat). Die letzten Abschnitte empfehlen die Kuhpockenimpfung, Vorsicht beym Durchstechen des Ohrläppchens, beym Küssen und Lufteinblasen in den Mund kleiner oder scheintodter Kinder, beym Schneiden der Haare (ein wichtiger Punct!), bey Heilung der Kopfausschläge (welche aber durch die leichtere Kopfbedeckung und kürzeren Haare Gottlob jetzt weit seltener sind als vormals), bey den jetzt wieder leider mehr in Gebrauch kommenden Schnürbrüsten — der Fluch der Nachkommenschaft treffe den Erneuerer der Schnürbrüste, spricht der eifrige Prediger in der Wüste! — (Noch ist *Sömmerring* nicht todt, und seine herrliche Abhandlung schon so vergessen!) — Ferner Warnung vor berauschenden Getränken und betäubenden Mitteln, und endlich einen herzlichen Aufruf an alle Mutterherzen, ihre Kinder nicht in fremde Erzieherhände zu geben, sondern die so belohnende Pflicht, ihre Kinder zu erziehen, mit Treue und Eifer selbst zu übernehmen. Wir wünschen, dass diese kleine, gut geschriebene Schrift des erfahrenen Vfs. von recht vielen Müttern, zumal aus den höheren Ständen, die bey der Erziehung ihrer Kinder, auch manchmal bey einer wahren Affenliebe zu denselben, doch die meisten Fehler begehen, möge gelesen und beherzigt werden.

Fj. n. m.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Nürnberg*, b. Lechner: *De spinae dorsi incurvationibus earumque curatione* auctore *Joanne Feiler*, Medic. et Chirurg. Doct. atque Pathol. Semiot. et Chem. Prof. Publ. Ord. Altorfino. 1807. 46 S. 8. (7 gr.)

Einer Anmerkung S. 42 zufolge ist diese Abhandlung nur als Prodromus eines grösseren Werkes über den hier behandelten Gegenstand in Deutscher Sprache anzusehen. Die glücklichen Erfahrungen, welche er bey der Behandlung an Krümmungen des Rückgrates Leidender seit sieben Jahren gemacht hat, und die vorliegende Probe berechtigen zu guten Erwartungen.

Ohne den Gebrauch innerer Heilmittel auszuschliessen, wenn die Rückgratkrümmung durch ein allgemeines Leiden, *Rhachitis Paedarthrocace* u. s. w. entstanden war, bleibt doch immer die Hauptsache die Anwendung mechanischer Hülfsmittel: denn die Verrückung oder Abweichung bildet sich nach mechanischen Gesetzen, und kann nur nach solchen gehoben werden, die erste veranlassende Ursache mag nun gewichen seyn oder nicht. Eine örtliche Affection der Knochen, sie mag durch allgemeine Krankheiten oder durch äussere Einwirkungen veranlasst worden seyn, oder durch Geschwülste u. dgl., welche die Wirbelbeine allmählich aus ihrer Lage verdrängen, ist immer vorhanden, die mit dem Übel verbundene Erschlaffung der Muskeln aber ist keineswegs, wie Einige glaubten, Ursache, sondern vielmehr Folge der gekrümmten Knochen. Dass übrigens in seltenen

Fällen eine zu grosse, von freyen Stücken entstandene Contraction der Muskeln Statt finde, kann nicht geleugnet werden. Wo aber die Action eines Muskels ungewöhnlich vermehrt ist, da muss dessen Antagonist nachgeben, und so geschwächt werden, dass seine Wirksamkeit aufgehoben wird. Hätte man bisher das, was die Deformitäten, von denen hier die Rede ist, mit einander gemein haben, mehr von dem unterschieden, was eine jede Art derselben besonders auszeichnet: so würde man sich nicht zu schwankenden Indicationen haben verleiten lassen, und bald von der Ausdehnung, bald vom Druck, bald von der Erschlaffung Hülfe erwartet haben.

Ausser der Directionslinie nimmt der Vf. noch eine Stützungslinie an, die man findet, wenn man sich im Geiste eine Linie denkt, die so durch den Schwerpunct des Körpers gezogen wird, dass sie mit dem Horizont einen rechten Winkel bildet. Bey wohlgebildeten Menschen fällt in der aufrechten Stellung die Stützungslinie in die Directionslinie. Ist aber ein Theil der Wirbelsäule aus seiner Lage verrückt: so fällt die Directionslinie ausserhalb der Stützungslinie, und der Schwerpunct ist dann ebenfalls verändert. Bey dieser Gelegenheit bemerkt der Vf., dass man kaum einen Menschen finde, wo nicht ein oder das andere Wirbelbein, zumal bey den Rückenwirbelbeinen, auf der einen Seite dicker oder dünner sey, so dass die Stelle, wo der Körper eines höher stehenden Wirbelbeines zu dünn ist, einer Stelle entgegensieht, wo der Körper des darauf folgenden tiefer stehenden Wirbelbeines dicker ist. Auf diese Weise werden alle höher stehenden Wirbelbeine durch ihre Schwere und ihre Stellung auf einem *Plano inclinato* geneigt, gegen die Seite herabzusinken, wo der Körper eines Wirbelbeines niedriger ist, die gegenüber liegenden Muskeln und Bänder folgen allmählich dieser Abweichung, und um so mehr gewinnen die Antagonisten der Muskeln die Oberhand. Auf diese Weise erklärt der Vf. die Entstehung der meisten Deformitäten der Wirbelsäule.

Bey den bekannten Abweichungen der Wirbelsäule, der *Obstipitas capitis*, *Scoliosis*, *Kyphosis s. Gibbositas* und der *Lordosis* bleibt immer die erste Indication die, den veränderten Schwerpunct wieder an die Stützungslinie zurück zu führen. Dieser Indication kann auf einem doppelten Wege, nämlich auf einem directen und einem indirecten, Genüge zu leisten versucht werden. Auf dem directen Wege müsste man gerade auf den veränderten Schwerpunct wirken, der wieder in die Stützungslinie gebracht werden soll, wozu Werkzeuge erfoderlich sind, die durch den Druck wirken; auf dem indirecten Wege muss das Übel durch Mittel besiegt werden, die die ausweichenden Theile nicht nur beständig stützen, sondern auch vorzüglich die Gewalt, durch welche der Schwerpunct aus seiner Lage gedrängt wird, wo nicht ganz aufheben, doch wenigstens so viel wie möglich unwirksam machen; dazu sind Werkzeuge nöthig, die durch Ausdehnung wirken. Um den directen Weg zu verfolgen, müsste man gerade auf das hervorragendste Wirbelbein des verschobenen Rückgrates wirken; allein die Lage dieser Knochen ist zu versteckt, und die *Anguli costarum* lassen nicht leicht zu, einen bequemen Druck anzubringen; es bleibt also nichts übrig, als den Druck an den mit den ausgewichenen Wirbelbeinen in Verbindung stehenden Theilen anzubringen. Daher hat man z. B. bey der *Scoliosis* den Druck an dem Theile der Brust angebracht, der gegen die Krümmung der Wirbelsäule hinsieht, und sich dazu der Schnürbrüste und ähnlicher Vorrichtungen bedient, die vorn auf das Brustbein, hinten auf die Wirbelsäule drücken. Nimmt man dabey auch nicht Rücksicht auf den Nachtheil für das Brustbein und die Rippenknorpel: so verdient doch untersucht zu werden, welche Wirkung auf die Wirbelsäule von dem Drucke zu erwarten sey. Einmal kann der Druck nicht unmittelbar auf die ausgewichenen Wirbelbeine, sondern nur auf die hinteren elastischen Bogen der Rippen wirken, und sie in einen spitzigen Winkel drängen, wodurch er selbst verringert wird; wenn er aber auch noch hinreichend wäre, die Lage der Wirbelbeine zu verändern: so würde er sie nur verdrehen, nicht in die Stützungslinie bringen, denn das hintere Ende der Rippe ist hier als der Hebel anzusehen, in ihrem Winkel ist die Kraft wirksam; das Gelenk zwischen dem Knöpfchen der Rippe und dem Queerfortsatze des Wirbelbeines macht das *Hypomochlium* aus, und der Körper des Wirbelbeines ist die Last, die beständig nach Aussen gezogen wird. Hieraus erhellt schon, dass durch die Vorrichtungen, die mittelst des Druckes auf die hervorstehenden Theile wirken sollen, nicht nur der Zweck nicht erreicht, sondern auch Schaden angerichtet wird. Wie unvermeidlich diess sey, wird noch deutlicher durch die Beurtheilung der hieher gehörigen bis jetzt bekannten Werkzeuge, die der Vf. mit vieler Vollständigkeit durchgeht, und durch die Figuren der beygefügten Kupfertafel. Die Heilung auf dem indirecten Wege durch Ausdehnung kann theils bey der aufrechten Stellung durch eine zweckmäsig eingerichtete Maschine, theils in der liegenden Stellung durch ein mehr oder weniger horizontales Lager bewirkt werden. Bey der Beurtheilung der Maschinen, deren man sich zur Erreichung des Zweckes bey der aufrechten Stellung des Körpers bedienen könnte, kömmt es hauptsächlich auf die Wahl der Theile an, welche den Stützungspunct abgeben, und durch deren Unterstützung der Druck von oben auf die aus ihrer Lage gedrängten Knochen aufgehoben werden kann. Die Schultern scheinen auf den ersten Blick dazu am zweckmäsigsten zu seyn, weil sie Stärke genug haben, und mehrere Puncte zur Befestigung darbieten, auf welche zugleich die Ausdehnung mit weniger Beschwerde für den Patienten wirken kann. Allein auf der anderen Seite wird hier ein festeres Anlegen der Maschine erfodert, das den Patienten sehr belästigt: daher bleibt immer der Kopf die sicherste Stütze. Zur Befestigung der Maschine nach unten ist das Becken am zweckmäsigsten. Die Maschine, welche der Vf. für die dem Zwecke entsprechendste hält, ist eigentlich aus der *Scheldrak*'schen und *Vacher*'schen zusammengesetzt, und so, wie sie von *Pflug* in Jena verfertigt wird, in *Köhlers* Anleitung zum Verbande beschrieben und abgebildet. Der Vf. verbessert sie aber noch auf folgende Weise: das Beckenstück der Maschine, welches aus zwey Armen besteht, die nach *Scheldraks* Vorschrift hinten durch ein Charnier befestigt sind, muss genau nach der Form des Beckens eingerichtet werden, und mit allen Theilen, die es umfasst, in gleich genaue Berührung kommen, so dass der Druck, den die Stütze vorzüglich auf das Kreuzbein machte, nun auf mehrere Puncte vertheilt wird. Der untere Rand jedes Seitentheiles muss bis zu dem grossen Rollhügel herabgehen, aber weit genug ausgeschnitten seyn, damit die Bewegung nicht gehindert wird; der obere Rand muss an dem Kamme des Darmbeines genau anliegen; vorn verschmälern sich die Seitentheile und werden auf den Schambeinen befestigt; hinten gehen die Seitentheile nach oben und unten in Fortsätze aus, die sich allmählich verschmälern; der obere Fortsatz geht 3 bis 4 Zoll über das Kreuzbein in die Höhe, und dient der eisernen Stange, durch welche die Ausdehnung geschieht, zur Anlage; der untere Fortsatz geht an der Mitte des Kreuzbeines herab, und vermehrt die Berührungsfläche und somit das festere Ansitzen. Das Ganze muss gut ausgefüttert seyn, und besonders müssen die Ränder aus einem wulstigen Saume bestehen. Die eiserne Stange, durch welche die Ausdehnung bewirkt wird, ist an ihrem unteren Ende sägeförmig gezackt, und durch einen mit einer Stahlfeder versehenen Zahn unterstützt, der in die Zacken der Stange eingreift, das obere Ende ist mit einem stumpfen Knopfe versehen, der an das Halsstück befestigt wird. Der obere Rand des Halsstückes muss für das Hinterhaupt, den *Processus mastoideus* und den Winkel der unteren Kinnlade ausgeschnitten seyn; übrigens muss es auch gehörig ausgepolstert werden. Der eiserne Ausdehnungsstab muss bey der Kyphosis im Verhältniss zu der Hervorragung der Wirbelsäule gebogen seyn, damit er nicht durch den Druck belästigt. — Für die Nacht muss das Lager des Patienten so eingerichtet seyn, dass es sich unter einem spitzigen Winkel gegen den Horizont neige, daher muss das Bettgestelle an den Füssen 5—6 Zolle niedriger seyn als an dem Kopfe. Damit der Patient, der so viel wie möglich ausgestreckt liegen muss, nicht zu dem Fussgestelle herabsinke, wird der Hals mit einem Ringe umgeben, der Ähnlichkeit mit dem Halsstücke der beschriebenen Maschine hat, aber von gehöriger Weite seyn muss, und an die Kopfwand der Bettstelle durch Riemen befestigt wird, diese werden durch die auf jeder Seite in der Gegend des Ohres an dem Halsbande befindlichen Ringe gezogen, und gehen über an die Bettstelle befestigte Rollen.

C. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 1 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LUGAN, b. Veladini u. Comp.: *Journal d'un voyageur Anglais ou Memoires et Anecdotes sur son A. R. Caroline de Brunswick, Princesse de Galles, depuis* 1814 *an* 1816. Traduits en Italien par *B. D.*, et en François par *C. G.* 1817. X u. 46 S. 8.

Wir glauben unseren Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir sie mit dieser merkwürdigen kleinen Schrift bekannt machen, welche nicht in den Buchhandel kommt, sondern von dem Gefolge der Prinzessin während ihrer Reise durch Deutschland unentgeltlich vertheilt wird, und hiedurch das Ansehen der Officialität erhält.

Die 10 Seiten lange Vorrede enthält nichts als Lobsprüche auf die Seelengrösse, welche die Prinzessin „bey den äusserst wichtigen historischen Ereignissen, in welche sie verflochten gewesen," bewiesen hat. Die Erzählung selbst beginnt mit einigen bisher noch ungedruckten Briefen. Der erste ist von der Prinzessin an den Lord Liverpool geschrieben, und vom 25 Jul. 1814 datirt. Er meldet ihren Entschluss, England zu verlassen, um den ihr dort zu Theil werdenden täglichen Demüthigungen zu entgehen. Der 2 Brief, ebenfalls vom 25 Jul. 1814, ist an Lord (?) Whitbread und seine Freunde gerichtet, und enthält eine für das Englische Volk bestimmte Apologie der Prinzessin. Der hier vorkommende Braungham ist vermuthlich der bekannte Brougham, der Geschäftsmann der Prinzessin und Chef der Partey der Reform (welche von der Oppositionspartey wohl zu unterscheiden ist). Hierauf folgt ein Brief des Lord Whitbread vom 1 Aug. 1814, welcher so anfängt: *Lord Whitbread assure S. A. R. la Princesse de Galles etc.* (Wenn dieses kein Übersetzungsfehler ist: so muss man diesen Brief, wie den vorigen, für untergeschoben halten. Aber dann bliebe es immer unerklärbar, warum ein so auffallender Irrthum in einer, unter den Augen der Prinzessin vertheilten Schrift nicht vermieden wurde!) Die Unterschrift lautet: *Samuel Whitbread.* Der letzte dieser Briefe ist die Antwort des Lords Liverpool an die Prinzessin vom 28 Jul. 1814: die Erlaubniss zur Reise wird ihr ohne Anstand bewilligt.

Nun folgt eine Rechtfertigung der Prinzessin gegen den Vorwurf, dass sie alle Engländer aus ihrem Gefolge entfernt, und sich mit lauter Italiänern umgeben habe. Es wird behauptet, alle Engländer und Engländerinnen hätten selbst die Prinzessin verlassen, die meisten aus Furcht, durch ihre Anhänglichkeit dem Hofe von St. James verdächtig zu werden. Folgende Personen werden hier bezeichnet: Lady Charlotte Lindsey, Lady Elisabeth Forbes, Hofdamen, Mr. St. Leger, Kammerherr, Mr. William Gell (vermuthlich der bekannte Reisende), Mr. Gaveu (soll heissen Craven, weil es der Sohn der verwittweten Markgräfin von Anspach war, wie wir S. 17 erfahren), Capitain Hess, Doctor Holland (ebenfalls durch seine Reisebeschreibung bekannt), Sicard, ein Deutscher (?), zwey Englische und zwey Deutsche Kammerfrauen, und ein Englischer Postillon. Alle diese verliessen nach und nach die Prinzessin. Sie machte sodann mehreren Engländern Anträge, zu ihr zu ziehen, namentlich Sir Humbry und seiner Frau Lady Downs, Mr. William Rose, Bruder des Gesandten, Mr. Desumport, Mr. North, Bruder der Lady Lindsey, Lady Glanbervier, Lord und Lady Malpas u. s. w. Lady Charlotte Campbell nahm die Einladung an, und blieb einige Zeit mit 6 Töchtern bey der Prinzessin, welche sie ganz frey hielt, und ihnen viele Wohlthaten erzeigte, aber auch von ihnen bald wieder verlassen wurde. Nun nahm sie keinen Engländer mehr zu sich, mit Ausnahme des Seelieutenants Haunaum, „eines tapferen und edelgesinnten Officiers," welcher noch bey ihr ist. Sie musste also ihren Hof aus Italiänern bilden, denn auch die Deutschen waren ihr treulos. Dieser Hof besteht gegenwärtig aus folgenden Personen: Gräfin Oldi von Cremona, „*dame respectable par ses qualités et ses grands malheurs*, Hofdame (Schwester des unten erwähnten Bartolomeo Pergami), Doctor Mocchetti von Como, Leibarzt, vormals Professor der Physik, Robert Haunaum, Seelieutenant, geheimer Secretär; der Chevalier Silciavini, *premier ecuyer*; Mr. Guillaume, *chevalier de Jerusalem*, *second écuyer*; Louis Pergami, *préfêt du palais*; Valotti Pergami, Haushofmeister, vormals bey der Unterpräfectur zu Cremona angestellt. Als gewöhnliche Hofbesucher werden angeführt: Chevalier Tamassia, ehemals Präfect; Comte Volta, Mr. Configliachi, zwey Professoren; Cavaletti, ehemals Stallmeister des Kaisers Napoleon, und der Chevalier Vasalli. Der Rechtsgelehrte, der die Hausangelegenheiten besorgt, ist der Advocat Joseph Marocco von Mailand. Endlich *der erste Kammerherr*

ist der Maltheserritter, auch Carolinenritter Bartolomeo Pergami. Gegen ihn hat sich die Verläumdung am lautesten erklärt. Man behauptet, er sey von der niedrigsten Herkunft. (S. 27 wird eingestanden, dass er Courier war.) Allein er ist von einer ehrlichen Bürgersfamilie, welche ehemals reich war. Seine 3 Schwestern sind ehrenwerth verheirathet. Er diente im Gefolge des Generalstabs des Generals Pino, worüber ein Zeugniss mitgetheilt wird. „Es ist eine bekannte Sache, dass ihn der König Joachim sogar zum Capitain machen wollte.“ Der Gleichmuth, mit welchem er sein grosses Glück zu ertragen weiss (S. 28), beweist, dass er schon von Jugend auf zur Höhe bestimmt war. Sein fester Charakter, verbunden mit einem robusten Körperbau, der ihm allem Ungemach trotzen, alle Schrecknisse standhaft überwinden heisst, verdiente eine ausgezeichnete Belohnung (S. 28).

Hierauf geht der ungenannte Vf. auf die Beschreibung des Privatlebens der Prinzessin über. Sie hat sich am Comer See niedergelassen, wo sie ein, der Gräfin Pino zugehörig gewesenes schönes Lustschloss, zwey Italiänische Meilen von Como, an sich gebracht hat. Aus einem Landhaus hat sie einen königlichen Pallast gemacht, grosse Alleen angelegt und mehrere Gebäude aufführen lassen. Den Adel von Como hat sie nicht an ihren Hof aufgenommen, „weil ihrem, der Etiquette abholden Geist überhaupt der Umgang mit dem Adel nicht zusagt“ (S. 29). Dagegen unterstützt sie die Armen mit königlicher Grossmuth. Im Spätjahr 1815 entdeckte sie ein gegen sie gerichtetes abscheuliches Complott. Ein Bedienter des Mr. William Borel, Sohns eines der ausgezeichnetsten Männer in England, hatte in Brüssel den Bedienten des Herzogs und der Herzogin von Cumberland die lächerlichsten und übertriebensten Erzählungen von der Lebensweise der Prinzessin aufgeheftet, welche um so mehr Glauben fanden, als er seinen Herrn auf den Reisen begleitete, welche derselbe mit der Prinzessin mehrere Monate lang durch Italien gemacht hatte. Diese Erzählungen veranlassten den Prinz Regenten, den Lord Charles Stuart, „*frère de Lord Castlereagh, ministre à Vienne*“ (?), nach Mailand abzuordnen. Er ging nie zur Prinzessin, sondern verband sich gegen sie mit dem Baron Omptdat (Ompteda?), ehemaligem Gesandten des Königs von Westphalen zu Wien, welcher sich jetzt zum Spion erniedrigte (?). Lord Castlereagh leitete von London aus das Complott. Die ganze Dienerschaft wurde zu bestechen versucht. Kein Italiäner war so niedrig, seine Gebieterin zu verrathen, nur ein Deutscher, Namens Moritz Crede (?), Piqueur der Prinzessin, liess sich verführen, und versprach dem Baron Omptdat, ihn mittelst falscher Schlüssel in das Schlafzimmer der Prinzessin einzuführen. Durch sehr glückliche Verkettungen kam diese auf die Spur des Complotts, und gab dem Piqueur unter dem Vorwande seiner Liebschaft mit einer Kammerfrau den Abschied. Crede schrieb hierauf einen reuevollen (S. 35 — 36 abgedruckten) Brief an den Chevalier Tamassia, worin er namentlich dem Baron Omptdat die ganze Schuld beylegt. Die Prinzessin unterrichtete davon den Gouverneur Grafen Santau, welcher sogleich den Baron Omptdat aus den kaiserlichen Staaten verwies. Der brave Secretär und Seelieutenant Hannaum foderte ihn zum Zweykampfe heraus, allein der Gefoderte wusste auszuweichen, „indem er den Schauplatz nach und nach in alle 4 Welttheile verlegt wissen wollte“ (S. 37). Was man eigentlich im Schilde führte, ist noch ein Geheimniss, aber es entstehen darüber „die schrecklichsten Vermuthungen“ (S. 38). Schon in Genua schlichen sich bey Nacht 4 bewaffnete Menschen an das Schlafzimmer der Prinzessin, aber der treue Domestik Theodor Majocchi verjagte sie durch einen Flintenschuss (S. 38).

Der Vf. kömmt nun auf das unter dem Titel: „*Lettres de la Princesse de Galles*“ in England erschienene Werk, und schreibt es einem gewissen *Asti* zu, welcher schon einmal wegen eines Pasquills gegen den Lord Lansdacon (Landsdown?) eingesperrt war. Auch das Gerücht, dass die Prinzessin katholisch hätte werden wollen, wird widerlegt (S. 41 — 42). Sodann wird eine kurze Nachricht von ihrer Reise durch Griechenland, die Barbarey, Paläština und die Europäische Türkey gegeben, und ihre dabey bewiesene grosse Wohlthätigkeit gerühmt.

Damit schliesst der Vf. für diess Mal, wie er sagt, sein Tagebuch, indem er glaubt, die Prinzessin, welche ihre Memoiren selbst schreibt, und einst herausgeben wird (S. 46), bis dahin gegen alle Verläumdungen hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Viele unserer Leser haben wohl diese Verläumdungen erst durch die Rechtfertigung kennen gelernt, welche übrigens in einer schlechten Schreibart abgefasst ist.

Ou.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *Coelebs* oder *der junge Wanderer, der eine Gattin sucht*. Ein Beytrag zur genauen Kenntniss der häuslichen Gewohnheiten und Sitten, der religiösen und moralischen Denkart Englands von *Hanna Moore*: nach der vierzehnten Originalausgabe aus dem Englischen. I B. 1816. 350 S. II B. 376 S. 8. (2 Rthlr.)

Die vertraute Freundin von D. Johnson, Sir John Raynolds, Garrik, Lord Oxford und dem ehemaligen Londoner Bischof Porteus gehört schon seit 30 Jahren auch unserer Literatur an. Mit hoher Achtung nannte man sie neben einer Mistr. Chapone, Mason, Gilpin, einer Mistr. Cartwright und anderen Engländerinnen, wenn von verdienstlichem Einflusse ihrer Schriften auf weibliche Bildung die Rede war, und so sehr auch das humoristische Blatt: *Nil admirari or a Smile at a Bishop, occasioned by a hyperbolic Ecclogy on Miss Hannah More by D. Porteus in his lake Charge to his Clergy; also expostulation or an address to Miss H. Moore, likewise dublicity or the Bishop and Simplicity or the curate. A pair of Tales*, London 1799, ephemeres Glück machte: so behauptete doch die weibliche Würde und hohe religiöse

Tugend ihres Charakters, begleitet von glänzenden Talenten und Kenntnissen, ihr Recht auf diese Achtung. Auch im *Coelebs* kann man den Geist nicht verkennen, der mit den Classikern Griechenlands und Roms, und mit den besten Schriftstellern ihrer Nation (*Addison*, *Pope*, *Shakespeare*, *Milton*), und mit den der Ausländer, der Französischen, Italiänischen, selbst Spanischen Literatur vertraut ist, und wovon ihre Gedichte, z. B. über Empfindsamkeit 1792, über Sklaverey 1788, Florio, eine Erzählung 1786, das Trauerspiel Percy 1779, eben so als redende Beweise dienen können, wie das *Cheap repository* 1795, und die *Strictures on the modern System of the female education*, 2 Vol. 1799. Es ist Schade, dass die Nachrichten über ihr literarisches Leben, wovon Rec. hier nur einige schwache Andeutungen gegeben hat, so karg sind. Die edle Vfn. schrieb eine Menge kleine Abhandlungen zum Besten der Armen; ein vorzügliches Glück machte der *Schäfer auf der Haide von Salisbury*; die vorliegende gehört der grösseren Welt an; sie erlebte in kurzer Zeit 14 Auflagen. Sie ist ein Spiegel des interessanten Familienlebens einer kleinen Gesellschaft, dazu wesentlich bestimmt, die Überzeugung von der nothwendigen Verflechtung der geoffenbarten Religion mit den Angelegenheiten des täglichen Lebens, ohne Nachtheil für Thätigkeit der Bestimmung und für Heiterkeit in harmlosen Genüssen, herbeyzuführen, und diese Überzeugung durch lebendige Schilderung aller wesentlichen Fehler in der Erziehungsweise der vornehmen Welt, und durch die Lichtseite einer Haushaltung, dem ein weibliches Wesen mit geistiger Bildung und religiösem Sinne, dann mit Weihe für die Sache vorsteht, zu befestigen. Alles bewegt sich in den *kleinen* Kreisen dieser Gesellschaft auf mannichfaltige Art wechselnd, und wenn eine Mistr. Ronby, Fentham, Bab Lawles, Denham, Melbury die Weiber sind, bey denen der Maler sein Glück macht, weil sie ihm sitzen, durch die der Juwelenhändler in Ruf kommt, die den Putzmacherinnen Absatz durch Taufe eines Hutes oder einer Farbe verschaffen, und dennoch bey allen Fehlern der Eitelkeit in Harnisch gerathen, sobald man ihr Christenthum bezweifelt: so stehen andere Wesen hehr und gross daneben, die von der Würde ihrer Bestimmung ergriffen, sie über die engen Schranken des gewöhnlichen Weltlebens glücklich zu erheben, und es in Wort und That auszuprägen verstehen. Recht gelungen ist in dieser Hinsicht die Charakteristik des Oberpfarrers D. Barlow. Wenn er auch nicht die Leichtigkeit und Geschmeidigkeit von *Goldsmiths Vicar of Wackefield* hat: so fehlt ihm doch nichts, was eine volle Harmonie seiner äusseren mit der inneren Welt ausdrückt, und das ist es vorzüglich, worauf die edle Vfn. einen hohen Accent legt, und welches ihr in dem kometenartigen und excentrischen Kreislaufe des Lebens, in dem Widerstreite der Grundsätze und Leidenschaften, dem Kriege zwischen Meinung und Handlung, zwischen Entschlüssen und Ausführung, in den schneidenden Contrasten zwischen glänzenden Tugenden und zügellosen Lastern den Faden reicht und hält, um der Irrungen und Schwankungen weniger, das Einkehren in das rechte Gleis sicherer, das Beharren unerschütterlicher, die Sühne mit sich und mit Anderen, mit den Ereignissen und Handlungen leichter, segensreicher und inniger zu machen. Ihre Unterhaltungen sind eben so gewandt als fein; oft weht in ihnen ein Geist *Addisons*, besonders da, wo sie mit der Selbstsucht, mit der Affectation, dem Gefühle von Wichtigkeit, der Launenhaftigkeit in die Schranken tritt; sie werden schwerfällig, wo ihre Religion in Kirche, die Kirche in Theologie untergeht; doch hält sie die Innerlichkeit aller Religion fest, indem sie das christliche Gemüth oder den christlichen Sinn als die Stütze aller Religion ansieht. Mit dieser Ansicht, wo nicht hervorgegangen aus ihrer lebenslänglichen Kränklichkeit, doch gewiss dadurch befördert, triumphirte sie über ihre oft harten Leiden, und ward die grosse edle Wohlthäterin der ganzen Umgegend ihres geschmackvoll gebauten Landhauses auf einem der Hügel in Sommersetshire, wo sie im Verein mit 4, jetzt noch 3, ebenfalls unverheiratheten Schwestern rohe ungesittete Menschen nach und nach zur Mässigkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Fleiss, Tugend, Religion zu gewöhnen, und die sonst so sehr wegen Laster ihrer Bewohner berüchtigte Gegend in Ruf durch die gearteten Bewohner zu bringen. Hr. M. *C. F. A. Steinkopf*, Pastor der Deutschen evangelisch-lutherischen Kirche in der Savoy zu London, der den Pfarrer *Blumhardt* (schon als Übersetzer der *Bogues Essai* und *Buchanans christian researches* rühmlichst bekannt) ebenfalls zur Verdeutschung des Coelebs veranlasst hatte, glaubt, dass diese Geschichte, wie auch das Titelblatt besagt, ein Beytrag zur genauen Kenntniss der häuslichen Gewohnheiten und Sitten, der religiösen und moralischen Denkart dieses Volkes sey; die Vfn. sagt es selbst; allein das Gewebe der Erzählungen ist sehr dünne aufgetragen, der Raum, worauf sich die Charaktere meistens im stillen und geregelten Gange des häuslichen Lebens bewegen, sehr eng, der Schauplatz der wenig verwickelten Situationen gar nicht zu Beschreibungen, sondern einzelnen gelegentlichen Bemerkungen geeignet, die allgemeinen, hier für das Leben entwickelten Begriffe, z. B. Werth der Gelehrsamkeit, das (von *Lichtenberg* sogenannte) allmosenartige Wohlwollen, Werth der Musik, Lectüre, Kinderschriften, Demuth u. s. w., von einer bloss didaktischen Tendenz, und wenn man nicht verkennen kann, dass auch in kleinen, mit Wahrheit für die Darstellung charakterisirten Cirkeln das Ganze sich abspiegle: so muss man auch auf der Hut seyn, solche Theile um so weniger für das Ganze zu nehmen, da sie nur Leben der Cotterieen sind.

P. E.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, in der Maurer'schen Buchhandl.: *Satyrischer Zeitspiegel.* — Eine Erbauungsschrift in zwanglosen Heften für Freunde des Witzes und lachenden Spottes. Herausgegeben von *T. H. Friedrich*, Verfasser der satyrischen Feldzüge. 1817. IV Heft. 138 S. V Heft. 136 S. 12. (1 Rthlr.)

In beiden Heften finden sich 18 verschiedene Opfer für den Cosmus, Momus, Jocus und Hipponax, die mit den früheren gleiche Entstehung, Verwandtschaft und Beziehung haben; das feine Räucherpulver wird auch wohl hier mit *Assa foetida* versetzt. Das Interessanteste möchte in der Absonderung einzelner Parthieen aus dem Ganzen bestehen, die dann als Sprüh- und Leucht-Punken gelten, z. B. als er in dem Bruchstücke der Strafpredigt des Pastors Fiducius an die Gemeinde zu Sandloch alle Räthe nach dem A B C durchgenommen hat, und die Buchstaben E, N, Q, V noch leer findet: so schlägt er Ess-, Nehm-, Quetsch-, Quäl- und Verdauungs-Räthe vor. Unter den Fabeln sind die beiden Hemden (das feine und grobe, die an einem Leibe zusammenkommen) nicht mit der gewöhnlichen *Friedrich*'schen Haltung durchgeführt: das feine Oberhemd wirft dem groben Unterhemd die schlechte unedle Herkunft vor; das Unterhemd erträgt es geduldig; beide werden verbraucht zur Papiermühle geliefert; das Postpapier, aus jenem verfertigt, macht die Reise durch alle Kabinette, und geht endlich beschrieben den Weg, den weiche Papiere gehen, und auf dem Conceptpapiere werden *Schillers* Werke geschrieben. Ausser dem Mangel an Haltung sind noch manche Hiatus und mancher Climax fühlbar.

Ds.

Leipzig, b. Cnobloch: *Witzfunken und Lichtleiter*, oder neue geordnete Auswahl von Gegenständen des Scherzes, der Laune, des Witzes und Scharfsinnes zur Erheiterung, Belustigung und Belehrung. I B. I Cyclus. 1816. 206 S. II Cyclus. 1817. 216 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Wer den Titel: Witzfunken und Lichtleiter, oder auch die Paraphrase dieses Titels: neue geordnete Auswahl von Gegenständen des Scherzes, der Laune, des Witzes und Scharfsinnes zur Erheiterung, Belustigung und Belehrung, analysiren wollte, würde sich um manchen Genuss bringen, den Dichtung und Prosa hinsichtlich ihres Ursprunges aus der Stimmung zum Ernste oder Scherze, oder zu beiden zugleich gewähren, und der den Gegenstand seiner Befriedigung in der höheren Anregung findet. Es ist hier nicht darum zu thun, die *jocose dicta et facta* zu vermehren, die *Bienenstöcke* vollzumachen, die *Vademecums* als nothwendigen Reiseapparat zu empfehlen, oder Manetecums daraus zu bilden, den *Anekdotensammlungen*, den *Schnurrenmagazinen*, den *Museen* des *Witzes* und des *Scherzes* wie der *Laune* eine neue Erschütterung des Zwergfelles zu verschaffen, den *Komus*, oder *Jocus*, oder *Hipponax*, oder *Jakob Pfiffkopf* in neue Gewande zu kleiden; der Herausgeber will vielmehr in strenger Rücksicht auf den ausgesprochenen Zweck, der Witzstoff sey alt oder neu, ohne Beschränkung auf Sprachen, Form und Einkleidung, ohne Unterschied der Nationen, aus den bisherigen Vorräthen ein planmässiges geordnetes Ganzes unter stehenden Rubriken zusammenstellen, und indem er das reinere geistige Leben dadurch anzuregen und zu erhöhen beabsichtigt, eben so sich von dem Trivialen, Mittelmässigen, Unsittlichen, Obscönen, weniger von dem Muthwilligen und Albernen, wo es sein Recht behauptet, entfernt halten, als die Geistesthätigkeit und Pflege einer gemüthlichen Ergötzlichkeit in und ausser den geselligen Vereinen unterhalten, und also auch einen wohlthätigen Nachgenuss gewähren. Der Stoff ist unter vielfache Rubriken getheilt, z. B. Epigramme, Auf- und In-Schriften, Anschriften, Mottos, Devisen, ausgewählte (poetische und prosaische) Anekdoten, Buchstaben- und Wort-Spiele, anziehende Fragen, Räthsel, briefstellerische Seltenheiten, Anagramme, Hyperbeln, arithmetische Seltenheiten, Vergleichungen, Einfälle, Witzworte, Druckfehler, Charaden, Parodieen, Titelwust, Missverständnisse, sprachliche Tändeleyen, Übersetzungssünden, Reimereyen, dichterische Seltenheiten, Leckereyen, seltsame Urtheile, Weissagungen, stilistische Curiosa, Gnomenlese, Impromptus, Mikrologieen, Gebete, Schwänke u. s. w. Im Allgemeinen wird man dem Vf. für diese Zusammenstellung Dank wissen; Rec. schuldet ihm wenigstens genussreiche Momente sowohl, als Reminiscenzen früherer Zeit, wie als Neuheiten in den verschiedenen Sprachen alter und jetziger Welt, wiewohl er nicht leugnet, dass er die Noten unter den Rubriken belehrender, geschichtlich vollständiger und interessanter, Vieles abgekürzt, Vieles ausgeführter, die Wiederholungen vermieden, die Stellen aus fremden Sprachen übersetzt, das Verwandte an einander gerückt, und mehr logische Folge in den Rubriken wünschte. Nichts desto weniger sieht er der Fortsetzung mit Vergnügen entgegen, überzeugt, dass der Reichthum des Stoffes die Lücken, die geblieben sind, ersetzen wird.

Ds.

Germanien: Klagelieder und Briefe unberühmter Personen über Gegenstände der Zeit. Redigirt vom bekannten Satyricus ***. 1817. 164 S. 8. (20 gr.)

Die Gebrechen der Zeit bieten freylich mannichfache Gegenstände dar, wogegen der Krieg, sey es im ernsten oder im halbernsten halbfröhlichen Gewande, nicht ohne Nutzen ist, aber dann treffe fühlbar die Geisel nur wahre Gebrechen! Wir rechnen dahin Kriecherey gegen Fürsten, und Staublecken gegen Mächtige, Justizdreherey, Dintenkleckserey allerley Art, Verwaltungsunwesen, Pfafferey, Intoleranz, Adelsstolz, besonders des Sechzehnenders, Empfindeley u. s. w. Der Vf. führt mit diesen Krieg, aber es ist nur eine Plänkeley ohne scharfe Ladung, die Lärm macht, und die Art, wie er ihn führt, die eines Naturalisten, der seinem Feinde wohl hie und da eine Wunde beybringt, aber ihn nicht besiegt aus dem Felde schlägt. Mit diesen Feinden hatte der Kämpfer genug zu thun, und doch zieht er sich neue zu, indem er die wahren, nicht vermeintlichen, von einer Seite reizt und neckt, womit sie auch anderen verwandt sind, die sich sonst von aller Verbindung mit ihnen unversucht erhalten. Wer ohne Gedräng, als wäre er im Gedränge, statt auf Lumpenkerls zu schlagen, auch die Keule auf rechtliche Menschen schwingt, muss sich selbst ins Gedränge setzen, und doch verrathen z. B. S. 44 die *närrische Beylage der Instruction für Elias Dachsfuss*, S. 112 *die Stimme aus den Wolken*, S. 125 *den wahrhaft deutschen Frauen*, dass der Vf. reinen Sinn für Rechtlichkeit und Würde der Menschheit hat. Ein gewisser Humorskitzel scheint ihn zu sehr gepeinigt zu haben, und so glaubte er in Stellen, wie folgenden, sich Luft machen zu müssen: „Wenn man einen König beliebt machen will: so miethe man 200000 wohlverpichte Kehlen von Colporteurs, Mouchards, Auctionairs, schmiere sie mit Eau de vie, und lasse sie den Tag über umherziehen und ausrufen: es lebe der König!" „Es giebt nur einen Gott, also darf es auch nur einen Regenten geben und einen dirigirenden Minister." — Wir befehlen unseren Ministern der Justiz, den Gehalt der Justizbeamten so einzuschränken, dass sie noch eine Profession, wie Schweinschneiden, Schornsteinfegen, daneben treiben können." Und was sollen Deliberationen im Schatzraths-Collegium? z. B. *Wie viel Lichtstrahlen befinden sich in einem lichtleeren Raume? Sind die blauen Kaffeebohnen den gelben vorzuziehen?*

Ds.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

PHYSIK.

Paris, b. Deterville: *Traité de Physique expérimentale et mathématique* par *J. B. Biot*, Membre de l'Acad. des Sciences, Adjoint du Bureau des Longit. etc. Tome I. CXVI u. 538 S. mit 4 Kupfern. Tome II. 552 S. mit 4 Kupfern. Tome III. 516 S. mit 6 Kupfern. Tome IV. 778 S. mit 7 Kupfern. 1816. 8. (Preis in Leipzig 17½ Rthlr.)

Wer *Biots* grosse Verdienste um so manche einzelne Theile der Physik kennt, und zugleich weiss, dass seltene Gründlichkeit, verbunden mit Popularität, Vorzüge sind, die *Biots* Darstellung in vorzüglichem Masse auszeichnen, der musste gewiss es für einen recht glücklichen Entschluss halten, dass dieser Physiker, der eben so vertraut mit den mathematischen Begründungen der Theorieen als geschickt und glücklich im eigenen Experimentiren ist, uns mit einem umständlichen Lehrbuch der Physik beschenken wollte. Wirklich hat auch der Vf. in diesem reichhaltigen Werke der hohen Erwartung, die wir von ihm hegten, fast in allen Rücksichten entsprochen; er hat seine vielseitigen Kenntnisse, seine geschickte Anwendung der Mathematik auf die Naturlehre auch hier gezeigt, und alle Gegenstände so gründlich, und *meistentheils* zugleich so anziehend selbst für die, welche weniger tief eingedrungen sind, vorgetragen, dass manche Theile seines Buches als Muster können angesehen werden. Manche Abschnitte haben Rec. durch ihre treffliche, lichtvolle Ordnung, und durch den Reichthum an Gedanken mit der lebhaftesten Freude erfüllt; und wenn Rec. es sich herausnimmt, an anderen Abschnitten etwas zu tadeln: so wird wohl jeder einsehen, dass er eben so wenig dadurch das Buch herabsetzen könne, als sich das Ansehen des Besserwissens geben wolle, sondern dass er nur ein Geringes beyzutragen wünscht, um hie und da — sey es nun den Verfasser oder etwa den Übersetzer, oder die Verfasser anderer Lehrbücher der Physik — aufmerksam auf Gegenstände zu machen, die entweder nicht ganz festgestellt erscheinen, oder über welche Hr. *B.* nicht alles Vorhandene gekannt und zu Rathe gezogen hat. Nur wenige Abschnitte sind es, wo man geneigt wird, über die Anordnung und Darstellung des Vfs., oder über die Frage, ob ihre Ausführlichkeit dem ganzen Plane des Buches entspreche, ein minder günstiges Urtheil zu fällen. Dieses sind insbesondere die ersten Abschnitte, wo öfters die Foderung unerfüllt bleibt, dass von keinem Gegenstande die Rede seyn sollte, der nicht mit seiner rechten Begründung passend eingeleitet ist. Freylich erhellt wohl, dass der Vf. Leser voraussetzt, die mit den Gegenständen nicht ganz unbekannt sind; aber dennoch hätte hier eine strengere, so angelegte Ordnung, dass sich ein Satz aus dem andern entwickele, und nirgends die Grundlage vermisst werde, wohl auch dem ziemlich vorbereiteten Leser zu Liebe gewählt werden mögen. Denn dass der Vf. doch keinen sehr hohen Grad von Kenntnissen voraussetzt, erhellt aus seinem Bestreben nach einer populären Darstellung, die ihn zuweilen sogar zu einer grösseren Weitläuftigkeit verführt, als vielleicht nöthig gewesen wäre. In dieser Hinsicht bleibt überhaupt der Vortrag sich nicht immer ganz gleich, da bey einigen Gegenständen eine gründliche Einsicht in die Principien der Integralrechnung (obgleich fast nirgends bedeutende Übung im Auflösung schwererer Formeln) vorausgesetzt wird, und an anderen Stellen der Vortrag fast ganz auf den Ungelehrten berechnet scheint. Doch zum Troste der weniger geübten Leser wollen wir bemerken, dass die Formeln selten von schwierigem Inhalte sind, und dass (wenige Stellen ausgenommen) jeder, der nur Formeln zu lesen gewohnt ist und sich nicht sogleich zurückschrecken lässt, sich leicht hineinfindet, da Hr. *B.* selten mehr als die Principien der Trigonometrie und der Lehre von den Gleichungen voraussetzt; überdiess auch, dass es eben so gar schwer nicht ist, die Endresultate zwischen den Formeln herauszulesen, wenn man auf die gründliche, rechnende Darstellung Verzicht thun muss.

Doch wir gehen zum Einzelnen über, wo wir freylich zu Anfange uns einige tadelnde Bemerkungen in Beziehung auf die Anordnung erlauben müssen.

Das erste Buch führt die Überschrift: Von den allgemeinen Erscheinungen und den Hülfsmitteln der Beobachtung. Nachdem in einem kurzen Abschnitte die allgemeinen Eigenschaften der Körper, Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Theilbarkeit, erklärt sind, und ganz kurz von anziehender Kraft, und den — vielleicht immateriellen — Principien der elektrischen und magnetischen Wirkungen und der Wärme

die Rede geweſen, geht der Vf. ſogleich zur Beſchreibung der Inſtrumente über. Die Wage macht hier den Anfang. Es wird kurz geſagt, daſs die Schwere auf alle Körper wirke, und was wir unter Gewicht der Körper verſtehen; dann aber iſt vom Schwerpuncte als von etwas ganz Bekanntem die Rede. Die Fortinſche Wage und das Verfahren, das man bey genauen Abwiegungen befolgen muſs, wird dann ſorgfältig beſchrieben, und dadurch dieſer Abſchnitt ſehr lehrreich. Aber auch hier ſchon hätte Manches, wenn man ſich in die zum Grunde liegenden Erläuterungen nicht tiefer einlaſſen wollte, kürzer gefaſst werden können: denn ein Beweis für den Grund, warum es ſo nöthig ſey, bey der Wage den Aufhängepunct ungeändert zu laſſen, wird S. 12, wo eine halbe Seite lang hievon die Rede iſt, doch nicht durchgeführt, und eben ſo iſt S. 16 bloſs der Bemerkung gewidmet, daſs über den Verluſt an Gewicht beym Abwiegen in der Luft hier noch nichts geſagt werden könne, — eine Bemerkung, die füglich in 2 Zeilen abgethan werden konnte. —

Der 2 Abſchnitt, vom Thermometer, iſt im Ganzen ſehr zu loben. Er enthält Alles, was beym Thermometer, bey der Conſtruction und dem Gebrauche deſſelben zu beachten iſt; die Mittel, das Queckſilber zu reinigen, das Blaſen der Kugel, das Calibriren der Röhre, und ſo ferner alle einzelnen Puncte, welche bey Verfertigung der Thermometer vorkommen, werden einzeln durchgenommen. Daſs auch hier, da noch gar keine Kenntniſs von den Erſcheinungen, welche die Erwärmung darbietet, vorausgeſetzt wird, Manches vorkommen muſs, was unſyſtematiſch erſcheint, iſt offenbar: denn um z. B. zu verſtehen, warum der Kochpunct des Waſſers vom Barometerſtande abhänge, müſſen hier Betrachtungen angedeutet werden, die unmöglich von allen Seiten her begründet und in ihren rechten Zuſammenhang gebracht werden konnten.

Auch in der Anwendung der Buchſtabenformeln geht der Vf. nach unſerem Dafürhalten zu weit. Was S. 37 eine ganze Seite füllt, iſt doch nur ein Satz, den Jeder ſogleich faſst, wenn er in etwa 6 Zeilen in gewöhnlicher Rede geſagt würde. Etwas Ähnliches iſt S. 49 der Fall, wo der Vf. ſelbſt, nachdem er ſeine Buchſtabenformeln fertig gerechnet hat (die ½ Seite einnehmen), gerade in 9 Zeilen das ſagt, was füglich ſtatt aller Formeln dienen konnte. Solcher Mängel könnten wir mehrere anführen, wir wollen aber jetzt nicht wieder darauf zurückkommen, da die bisherigen Beyſpiele genügen, um unſere Gedanken über dieſe, vielleicht einer Verbeſſerung fähigen Gegenſtände anzuzeigen und zu rechtfertigen, und wir lieber bey den wirklichen Vorzügen des Buches verweilen, als über Gegenſtände, die ſich neben ſo vielen Vorzügen wohl überſehen laſſen, kritiſiren wollen. Unter den vielen einzelnen ſchätzbaren Bemerkungen, die dieſer Abſchnitt enthält, wollen wir nur noch eine minder bekannte ausheben. Der Vf. macht nämlich darauf aufmerkſam, daſs man bey Beſtimmung des Kochpunctes am Thermometer eine andere Angabe finde, wenn im Waſſer ſich fremde unauflösliche Körper finden, als wenn das Waſſer ganz rein iſt. *Gay-Luſſac* fand, daſs das Waſſer, nachdem Eiſenfeile hineingeworfen war, ſchon bey 100° Wärme kochte, ſtatt daſs es vorher, ganz rein, in demſelben Gefäſse erſt bey 101°,93 gekocht hatte. — Dieſe jetzt auch von *Munke* eben ſo gefundene merkwürdige Erſcheinung ſcheint mit der Erfahrung zuſammenzuhängen, daſs Flüſſigkeiten, die mit fixer Luſt imprägnirt ſind, dieſe leichter entlaſſen, wenn man feſte Körper hineinbringt.

Dritter Abſchnitt. Von den Änderungen der Wärme, die bey Veränderungen des Zuſtandes der Körper Statt finden. Obgleich der Vf. Recht hat, daſs man der Kenntniſs dieſer Erſcheinungen häufig gar ſehr bedarf: ſo will uns die Stelle, wo wir hier damit bekannt gemacht werden, doch nicht ganz gefallen. Seine Darſtellung der Sache ſelbſt, nämlich der Erfahrungen über das Unmerklichwerden und wieder Freywerden der Wärme bey verändertem Aggregatzuſtande, iſt übrigens ſehr angemeſſen.

Vierter Abſchnitt. Vom Barometer. Auch hier werden eine Menge einleitender Betrachtungen aus der Hydroſtatik erfodert, die man in populärem Vortrage ausführlich hier findet. Dann findet man faſt Alles hier zuſammen, was das Barometer betrifft, ſelbſt eine Tabelle für die wegen der anziehenden Kraft der Röhre nöthigen Correctionen, und ſogar Bemerkungen über die meteorologiſche Brauchbarkeit des Barometers. Obgleich die letzteren uns nicht ganz hieher zu gehören ſcheinen: ſo lieſt man ſie doch gern, und wir können uns nicht enthalten, daraus eine ſehr merkwürdige Anwendung anzuführen, die *Ramond* von gleichzeitigen Barometerbeobachtungen in Paris und in dem, 80 Lieues davon entfernten Clermont-Ferrand gemacht hat. Er berechnet aus den, ein ganzes Jahr durch fortgeſetzten gleichzeitigen Barometerſtänden die Höhe des letzteren Ortes über dem erſteren, und ſtellt nun in einer zuſammenhängenden Linie die jeden Tag gefundenen Höhen dar. Dieſe Darſtellung zeigt, wie merklich doch die Ungleichheit der Wechſel in den Barometerſtänden iſt, obgleich die barometriſchen Curven ſich im Allgemeinen ziemlich gleich ſehen. Die Verſchiedenheit in den Angaben der Höhe von Clermont-Ferrand über Paris geht von 230 bis 480 Meter: ſie würde indeſs wohl ſo groſs nicht ausfallen, wenn man ſtatt der genau gleichzeitigen Barometerſtände diejenigen mit einander vergliche, die ſich in den barometriſchen Curven als eigentlich correſpondirende zu erkennen geben, z. B. als höchſte oder tiefſte, oder als nicht genau gleichzeitig eintretendes, aber übrigens ſich gleichendes, plötzliches Fallen u. ſ. w. Vergleichungen dieſer Art könnten vielleicht zu merkwürdigeren Folgerungen leiten. Unter den Einrichtungen des Barometers empfiehlt Hr. *B.* eine von *Gay-Luſſac* vorgeſchlagene, wo man das Heberbarometer bloſs dadurch zum Reiſebarometer bequem macht, daſs man dem kurzen Schenkel nur eine überaus kleine Öffnung läſst, die zu klein iſt, um das Queckſilber ausflieſsen zu laſſen. Rec. ſcheint dieſe Einrichtung, wie alle die, wo Luft mit dem

Queckfilber eingefperrt wird, darum unpaffend, weil gewifs fich etwas Luft mit dem Queckfilber vermifcht, wenn fie bey dem Schütteln auf der Reife fo mit demfelben in Berührung fteht; diefe Luft giebt alfo nach und nach dem Queckfilber alle die Mängel, welche man durch das Auskochen fortzufchaffen ftrebt. Bey der Ausführlichkeit des Buches ift uns aufgefallen, dafs die Lehre vom barometrifchen Höhenmeffen blofs durch Mittheilung der Formel abgefertigt wird. Es wäre ja fo leicht gewefen, nicht gerade mit vieler Analyfis, aber in leicht verftändlicher Darftellung die Theorie diefer Höhenmeffungen mitzutheilen.

Der 5 Abfchnitt giebt blofs an, bey welchen Wärmegraden Waffer kocht, wenn der Druck der Luft ungleich ift. Als leichte Hauptregel nimmt Hr. *B.* an, dafs für Orte, die keinen zu niedrigen Barometerftand haben, das Waffer 1 Centefimalgrad minder warm ift, wenn das Barometer 1 Zoll niedriger fteht.

6 Abfchn. Verdichtung und Verdünnung der Luft bey verfchiedenem Drucke. 7 Abfchn. Von Wafferpumpen und Luftpumpen. Diefe Abfchnitte enthalten meiftens nur das Bekannte.

8 Abfchn. Abmeffung der Ausdehnung fefter Körper durch die Wärme. Die Methode, wie *Lavoisier* und *Laplace* diefe Abmeffung anftellten, wird hier umftändlich aus *Lavoisiers* handfchriftlichen Nachrichten über diefe Verfuche befchrieben, und die Refultate derfelben mitgetheilt. Andere Verfuche über diefen Gegenftand werden nicht angeführt, obgleich es z. B. wohl Erwähnung verdient hätte, dafs *Smeatons* Verfuche über die Ausdehnung des Eifens fo genau mit denen von *Lavoisier* und *Laplace* übereinftimmen. Den gröfsten Theil diefes Abfchnittes aber nehmen Befchreibungen von Compenfationspendeln ein, und Berechnungen über ihre einzelnen Theile. Hie und da ift auch hier die Buchftabenrechnung ohne Noth gebraucht, z. B. S. 165 bey *Borda's* Mafsftäben, wo durch die Rechnung einer ganzen Seite gefunden wird, was von felbft erhellt, nämlich dafs die bekannte Ausdehnung für *eine* Temperatur hinreicht, um aus den Angaben der Ausdehnung für andere Temperaturen die Temperatur felbft zu finden.

9 Abfchn. Ausdehnung von Gas durch die Wärme. *Gay-Lussac's* Verfuche werden hier befchrieben. Sie ergeben, dafs alle permanenten Gasarten, völlig ausgetrocknet, fich gleichviel ausdehnen, nämlich vom Eispuncte bis zum Siedepuncte um 0,375 des Volumens, welches fie bey der Eiskälte hatten. Diefe Ausdehnungen gehen der Temperaturänderung proportional fort.

10 und 11 Abfchn. Ausdehnung tropfbar flüffiger Körper durch die Wärme. Der Vf. hält fich hier vorzüglich an *Deluc's* fchöne Verfuche über die Ausdehnung verfchiedener Öle, des Waffers, des mit Salz und des mit Alkohol gemifchten Waffers. Er theilt für diefe Fluida Formeln mit, welche das Gefetz der Ausdehnung bey verfchiedenen Temperaturen fehr genau darftellen, und eben dadurch auch zeigen, wie forgfältig *Deluc* beobachtet hat. Diefe aus den Beobachtungen hergeleiteten, und das in ihnen bemerkte Gefetz darlegenden Formeln zeigen ganz richtig an, dafs die auffallende Eigenthümlichkeit des Waffers, dafs es kurz vor dem Gefrieren ein Maximum der Dichtigkeit hat, nur bey Waffer und bey fonft keiner der beobachteten Materien Statt findet. Selbft das mit Kochfalz gefättigte Waffer fcheint diefe Eigenthümlichkeit ganz verloren zu haben, wenigftens bis zu einer Erkältung bis auf ÷ 10 Gr. Reaum. noch keine Spur davon zu zeigen. Eine Mifchung von gleichen Theilen Alkohol und Waffer ift ebenfalls noch frey von diefer Sonderbarkeit; aber die Mifchung von 1 Theil Alkohol mit 3 Theilen Waffer mufs fchon ein Maximum der Dichtigkeit bey ÷ $\frac{5}{8}$ Gr. Reaum. haben, da die Beobachtungen für die Abnahme der Temperatur von 5 bis auf 0 Grad des Queckfilberthermometers nur eine Änderung von 0,1 Grad des aus diefem ftark verdünnten Alkohol verfertigten Thermometers angeben. Dagegen ift es von einigen Metallen gewifs, dafs fie beym Hartwerden fich ausdehnen. Hr. *B.* geht dann zu der Beftimmung der wahren Ausdehnung verfchiedener Materien über: denn in *Deluc's* Verfuchen wurden diefe immer nur mit den Ausdehnungen des Queckfilbers verglichen. Um diefe wahren Ausdehnungen zu beftimmen, fehlt es noch an recht genauen Verfuchen, doch laffen die von *Gilpins* und *Blagden*, obgleich fie nur bis zur Temperatur von 30 Gr. gehen, fich zu diefen Beftimmungen benutzen.

Die hieran geknüpften weiteren Beftimmungen und Betrachtungen können wir hier nicht alle erwähnen. Es ift wahr, dafs fie umftändlich und durchaus in mathematifche Form gekleidet find: aber dennoch fcheint es uns, dafs hier, bey Gegenftänden, die fich am bequemften in rechnender Form darftellen laffen, und deren genaue Reduction und Befreyung von allen Correctionen man fo oft bedarf, und die hier nothwendig für den eigentlichen Phyfiker mufsten bearbeitet werden, weder die Umftändlichkeit noch die Darftellung in Formeln dem Vf. zum Vorwurf gereicht.

12 Abfchn. Von den Kräften, welche die verfchiedenen Zuftände der Körper beftimmen. Hr. *B.* ftellt fich die Körper als aus fehr kleinen Theilen von beftimmter (bey verfchiedenartigen Körpern verfchiedener) Geftalt beftehend vor. Diefe Theilchen befitzen eine anziehende Kraft, aber zugleich ift eine abftofsende Kraft, die bey vermehrter Wärme ftärker wird, wirkfam. Befinden fich die Körper im flüffigen Zuftande: fo ift derjenige Theil der anziehenden Kraft unmerklich geworden, der von der Figur der Theilchen abhängt. Denn der Einflufs der Figur hängt auch bey den Himmelskörpern von einer höheren Potenz der Entfernungen ab, als die Hauptwirkung der gefammten Attraction, jene nämlich ift dem Cubus, diefe dem Quadrate der Entfernungen umgekehrt proportional. Vermindert fich die Temperatur: fo nähern fich die Theilchen des Flüffigen einander, und kommen einander endlich fo nahe, dafs die Kräfte, welche von der Figur der Theilchen abhängen, merklich werden, oder ein bedeutendes Verhältnifs zu der gefammten anziehenden Kraft bekommen.

Wenn dieses geschieht: so suchen die Theilchen diejenige Lage anzunehmen, wobey die anziehende Kraft am stärksten ist, und durch dieses Gegeneinanderwenden bestimmter Seiten der kleinsten Theilchen entstehen die bestimmten Krystallisationen.

Diese Darstellung, die ganz ohne mathematische Formeln mitgetheilt, aber ganz im mathematischen Sinne gefasst ist, hat viel für sich. Ob es genau so sich verhält, werden wir vielleicht nie ergründen, aber dass man *so* manche Umstände unter eine leicht zu übersehende Vorstellung zusammenfasst, und also *gleichsam* erklärt, ist immer ein Gewinn.

13 bis 17 Abschn. Von den Dämpfen, von der Ausdünstung und der Hygrometrie. Bey der Bestimmung der Elasticität der mit Luft nicht vermischten Dämpfe folgt der Vf. fast ganz *Daltons* bekannten Versuchen, doch kommen einige Beobachtungen vor, welche Rec. sonst noch nirgends sich erinnert gefunden zu haben. Dahin gehört die Erklärung, warum der Dampf von Salzwasser weniger elastisch als der Dampf von reinem Wasser ist.

Wie man das Volumen des aus einer bestimmten Menge einer Flüssigkeit entstehenden Dampfes bey gegebenem Druck und gegebener Wärme bestimmt, ist ganz nach *Gay-Lussac* angegeben. Die Gesetze der Ausdehnung eines solchen Dampfes, dessen Masse sich nicht mehr durch neue Verdampfung vermehrt, sind so wie bey Luft angenommen. Es wird zwar nicht erwähnt, ob diese Annahme auf Versuchen beruht; aber da sie bey Dämpfen, die mit Luft gemischt sind, sich als richtig zeigt: so darf man sie auch hier als richtig annehmen. Über die Elasticität des mit Gas vermischten Dampfes wird das vorgetragen, was vorzüglich *Dalton* und *Gay-Lussac* durch Versuche gezeigt haben; aber wie man sich es erklären soll, dass Dämpfe, die für sich allein nur einen viel geringeren Druck auszuhalten fähig sind, mit Luft vermischt den ganzen Druck der Atmosphäre ertragen, wird nicht genügend erklärt. Von den Bemühungen des Prof. *G. G. Schmidt*, die doch wohl hieher gehörten, und auf die der Vf. wenigstens durch *Gilberts* Annalen aufmerksam gemacht seyn konnte, ist nichts erwähnt. Auch bey der Lehre von der Ausdünstung ist *Dalton* fast ganz des Vfs. Führer. *Daltons* Methode, die Feuchtigkeit der Luft, seine Versuche, die Quantität der Ausdünstung zu bestimmen u. s. w., werden angeführt, und die daraus von ihm abgeleiteten Gesetze kommen hier vor. Dagegen ist nichts von *Leslie's* Versuchen, die Verdünstungskälte zur Bestimmung der Feuchtigkeit der Luft zu gebrauchen, gesagt. Unter den Hygrometern aus organischen Substanzen ist nur das von *Saussure* erwähnt; Hr. *B.* bemerkt auch, dass einzig *Saussure* den Gang des Hygrometers in Vergleichung mit der wahren Quantität des in der Luft schwebenden Wassers gründlich untersucht, dennoch aber noch keinesweges den Gegenstand erschöpft habe. Von den Einwürfen *Deluc's* gegen diese Hygrometer ist nichts erwähnt.

Wir müssen bey diesen Abschnitten doch noch das bemerken, dass vielleicht des Vfs. Vortrag Manchem zu sehr rechnend scheinen mag, dass auch wirklich, um bloss den Gegenstand kennen zu lernen, vielleicht zu viel gerechnet wird; aber für den, der selbst Versuche anstellen oder vergleichen will, ist durch diese vollständige Anleitung zu Berücksichtigung aller Umstände sehr gut gesorgt, und auf diesen vorzüglich hat der Vf. wohl sein Augenmerk gerichtet.

18 bis 21 Abschn. Von dem specifischen Gewichte der Körper. Mit der grössten Sorgfalt werden alle Vorsichten, die bey den Versuchen erfoderlich sind, beschrieben, und alle Correctionsrechnungen, deren man bey der genauen Reduction der Versuche bedarf, angegeben. Wir dürfen wohl sagen, dass man hier mit eben so viel Belehrung als Vergnügen den geübten und sorgfältigen Experimentator erkennt; und wenn gleich die Formeln etwas verwickelt aussehen: so muss man doch gestehen, dass man bey Berücksichtigung *aller* Umstände nicht wohl leichter davon kommen wird. Diese Formeln scheinen auch in der That nur im ersten Augenblicke verwickelt; sieht man sie genauer an: so erhellt sogleich, dass alle ihre Glieder auf gleichförmige Art abgeleitet sind, und auf eine ziemlich leicht zu übersehende Weise einzeln können berechnet werden.

Zu leugnen ist wohl freylich nicht, dass dieser Gegenstand weitläuftiger, als es für ein Lehrbuch der gesammten Physik angemessen scheinen möchte, vorgetragen ist, und dass man es bemerkt, dass der Vf. mit Vorliebe bey diesem Gegenstande verweilt, den seine schönen Versuche sehr vervollkommnet haben; aber dennoch ist es angenehm, einmal dieses alles zusammen zu finden, und sobald man das Buch vorzüglich als dem experimentirenden Physiker gewidmet betrachtet, der die Wissenschaft zu erweitern strebt: so wird man über diese Ausführlichkeit nicht zürnen.

22 Abschn. Von der anziehenden Kraft der Haarröhrchen. Gänzlich nach *Laplace*. Andere hieher gehörige Versuche über die Adhäsion u. dergl., zum Beyspiel die von *Carradori* und *Parrot*, fehlen ganz.

23 Abschn. Von der Elasticität. Hier werden *'s Gravesands* Versuche über die Dehnung von Saiten und *Coulombs* Versuche über die Drehung *(torsion)* sehr umständlich betrachtet.

Hiemit schliesst sich der erste Band. Da in der Folge nichts mehr von Lehren, die in die Mechanik gehören, vorkömmt: so kann man sich der Frage nicht enthalten, warum ein Buch, das den Haarröhrchen 40 Seiten und der Elasticität 60 Seiten einräumt, gar nicht vom Stosse der Körper, gar nicht von den Gesetzen der beschleunigten Bewegung und von ähnlichen Lehren handle. In den theoretischen Untersuchungen über *Coulombs* Drehwage wird die Lehre vom Momente der Trägheit als bekannt vorausgesetzt; in der Folge bey der Lehre vom Schalle wird auf die Gesetze des Stosses der Körper verwiesen, — und doch ist von diesem und so vielem Anderen gar nicht die Rede gewesen.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

PHYSIK.

Paris, b. Deterville: *Traité de Physique expérimentale et mathématique* par *J. B. Biot* etc. Tome I — IV.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweytes Buch. Die *Akustik*. 1 Abschn. Die Lehre von der Fortpflanzung des Schalles ist nicht mathematisch vorgetragen, sondern die Formel für die Geschwindigkeit des Schalles bloss, als aus sehr schwierigen Untersuchungen gefunden, hier geborgt; der Leser bleibt also von Seiten der theoretischen Darstellung unbefriedigt. Dagegen erklärt der Vf. sehr genügend die bekannte *Laplace*'sche Meinung über die Ursache der Abweichung der beobachteten Geschwindigkeit des Schalles von der durch die einfache Theorie bestimmten. Diese verdiente unstreitig, da sie fast ohne Zweifel die richtige ist, hier umständlich erörtert zu werden; aber auch über die Gründe jener Theorie hätte sich wohl etwas mehr sagen lassen, wenn gleich es noch allzuschwierig seyn mag, eine *vollständige* populäre Darstellung derselben zu geben.

2 und 3 Abschn. Von den Tönen, von der Tonleiter, von der Temperatur. Die bekannten, hieher gehörigen Gegenstände sind sehr vollständig abgehandelt; etwas Eigenthümliches haben wir hier nicht bemerkt.

4 bis 6 Abschn. Von den verschiedenen Schwingungen gerader elastischer Stäbe. Von den Transversal-Schwingungen wird, mit Beziehung auf *Chladni's* Versuche und *Riccati's* sowohl theoretische als experimentale Untersuchungen, meistens nur erzählt, was in den verschiedenen Fällen geschieht, ohne Erläuterung der Ursachen, warum die Schwingungszeiten sich gerade so, wie es angegeben wird, verhalten. Bey den Längenschwingungen und den drehenden Schwingungen hatte der Vf. keinen anderen Führer als *Chladni*; wir finden aber das, was der Vf. hier kurz mittheilt, viel zweckmässiger und lehrreicher, als die grosse Ausführlichkeit des Abschnittes von den Transversalschwingungen.

7 und 8 Abschn. Von den Schwingungen anderer Körper. Schwingungen der Stimmgabeln und der Ringe; *Chladni's* Versuche über die Knotenlinien vibrirender Ebenen, und einige Betrachtungen über die Töne der Glocken, nebst Nachrichten von der Einrichtung der Harmonika und des Melodion, machen den Inhalt dieser Abschnitte aus.

9 Abschn. Von den Blase-Instrumenten. Ein vorzüglich gelungener und lehrreicher Abschnitt. Der Grund, warum die Flötentöne von der Länge der Röhre auf die bestimmte Weise abhängen, ist sehr fasslich und gründlich erklärt, und fast über Alles, was man hier erwarten kann, vollständige Auskunft gegeben. Der Vf. hat über mehrere Gegenstände, die hier vorkommen, eigene Versuche angestellt, wobey ihn einer seiner Freunde, Hr. *Hamel*, der ein Liebhaber der Musik und Kenner ist, unterstützte. Er bemerkt, dass es bey langen und engen Orgelpfeifen oft schwer hält, den Grundton zu erhalten, weil dazu ein überaus schwaches Anblasen erfodert werde. Bey des Vfs. Versuchen ward das Anblasen so regulirt, wie es jedes Mal erfoderlich schien, und so erhielt man alle die verschiedenen (bey Röhren mit einem verschlossenen Ende die der Reihe der ungeraden Zahlen entsprechenden) Töne genau, wie die Theorie sie angiebt. Eine eigene Reihe von Versuchen stellten diese beiden Beobachter an über die Töne, welche man aus derselben Pfeife bey gleichem Anblasen erhält, wenn die Öffnung, durch welche die Orgelpfeife angeblasen wird, weiter oder enger ist. Die Töne fielen zwar immer in die richtige Reihenfolge derjenigen Töne, die der Länge der Pfeife gemäss waren, aber man erhielt bey Verengerung der Öffnung nach und nach die immer höheren Töne. — Hr. *B.* giebt hier auch Mittel an, wie man Versuche anstellen könnte, um nach *Sauveurs* Vorschlage die absolute Anzahl der Vibrationen in einer bestimmten Zeit für irgend einen Ton genauer kennen zu lernen; eigene Versuche hat er aber mit der von ihm angegebenen Vorrichtung nicht angestellt.

Bey den Untersuchungen über die *tuyaux à cheminée* (Orgelpfeifen, die aus einer weiteren und einer engeren, gerade an einander gesetzten Röhre bestehen) giebt der Vf. ohne weitere Vorbereitung eine Formel, die er durch nichts begründet, sondern von der er bloss zeigt, dass sie in gewissen einfacheren Fällen mit den schon bekannten Erfahrungen zusammenstimmt. Über die conischen und hyperbolischen Röhren werden *Bernoulli's* und *Eulers* Untersuchungen mitgetheilt; über die Rohrwerke (Orgelpfeifen, deren Ton durch einen vibrirenden Metallstreifen, die Zunge, mit bestimmt wird) hingegen kommen wieder eigene Versuche des Vfs. und Nachrichten von *Grenié's* Verbesserungen derselben vor.

11 Abschn. Von den Tönen der Flöten und Orgelpfeifen in anderen Luftarten. Die von Chladni u. A. hierüber angestellten Versuche haben, glaubt Hr. B., nicht die hier zu wünschende Vollkommenheit. Ausser den schon sonst bemerkten Mängeln in Rücksicht auf die nicht genau untersuchte Dichtigkeit der gebrauchten Luftarten, macht der Vf. besonders noch darauf aufmerksam, dass man den verschiedenen Einfluss eines ungleichen Anblasens vielleicht nicht genug berücksichtigt habe; dieser ist bey kurzen Röhren, wie sie bey Versuchen in so engen Räumen angewandt werden müssen, viel erheblicher, als bey langen Röhren, und man hat daher hier doppelte Vorsicht nöthig. Es ist bekannt, dass man bey den Versuchen hierüber die erhaltenen Töne nicht den Dichtigkeiten der Luftarten gemäss gefunden hat, und Hr. B. bemerkt sehr richtig, dass diess gar wohl in dem Umstande seinen Grund haben kann, der auch die Fortpflanzung des Schalles in der atmosphärischen Luft beschleunigt, nämlich (nach *Laplace's* Erklärung) in der bey den Vibrationen frey werdenden Wärme, deren Menge vielleicht bey verschiedenen Luftarten verschieden ist.

12 Abschn. Von der Resonanz. 13 Abschn. Eine kurze Beschreibung der Organe des Gehörs und der Stimme.

Drittes Buch. *Von der Elektricität.* 1 Abschn. Die ersten Kenntnisse von Leitern und Nichtleitern, von der Erregung und Mittheilung der Elektricität. Abstossen und Anziehen der elektrisirten Körper. Glas-Elektricität und Harz-Elektricität u. s. w. Ob die auf *Wilsons* Autorität hier angeführte Beobachtung, dass eine Glasplatte durch einen gegen sie gerichteten Luftstrom elektrisch werde, richtig sey, verdiente wohl noch eine nähere Untersuchung.

2 Abschn. Nach welchem Gesetze das elektrische Abstossen und Anziehen von der Entfernung abhängt. *Coulombs* Versuche werden umständlich erzählt, welche eine völlige Entscheidung dahin zu geben scheinen, dass die elektrischen Kräfte den Quadraten der Entfernung umgekehrt proportional sind. Es war nicht zu erwarten, aber es wäre sehr zu wünschen gewesen, dass der Vf. die merkwürdigen Versuche *Simons* (*Gilberts* Ann. XXVIII), die für das einfache umgekehrte Verhältniss der Entfernung sprechen, angeführt und näher erwogen hätte. Obgleich man fast sich gezwungen fühlt, *Coulombs* Experimente und Schlüsse für jenes Gesetz als entscheidend anzunehmen: so lässt sich doch von der anderen Seite auch nicht leugnen, dass *Simons* Verfahren keinen Vorwürfen ausgesetzt ist, dass seine Sorgfalt bey diesen Versuchen auch *seinen* Resultaten grosses Zutrauen erwerben muss, und dass man daher den Wunsch nicht unterdrücken kann, es möge deutlich gezeigt werden, worin er geirrt habe, oder wie sich seine Versuche erklären lassen. Übrigens erweckt für *Coulombs* Resultate der Umstand ein sehr grosses Vertrauen, dass alle auf sie gebauten theoretischen Schlüsse den Beobachtungen vollkommen entsprechend gefunden werden.

3 Absch. Über die langsame Ableitung durch die Luft. *Coulombs* Versuche machen auch hier die Grundlage der Schlüsse des Vfs. aus. Sein Vortrag ist hier wieder in einige, jedoch leichte Formeln gehüllt. Der Verlust durch die Luft ist unter sonst gleichen Umständen und in gleichen Zeiten der Intensität der Ladung proportional. Da die Frage, ob positive und negative Elektricität in gleichem Masse durch die Ableitung der umgebenden Luft geschwächt werde, noch nicht beantwortet war: so stellte der Vf. eigene Versuche hierüber an. Diese zeigen, dass bey gleicher abstossenden Kraft der elektrisirten Körper (die nämlich an der *Coulomb*'schen Drehwaage durch gleiche Drehungen abgemessen werden) der Verlust durch die Luft bey beiden Elektricitäten gleich ist. *Coulombs* Versuche über den schwachen Verlust an Elektricität, wenn die Isolatoren nicht ganz vollkommen isoliren.

4 Abschn. Versuche, welche beweisen, dass die Elektricität nur auf der Oberfläche der Körper sich anhäuft. Versuche über die ungleichmässige Austheilung derselben über die einzelnen Stellen der Oberfläche. Der Vf. hat hier *Coulombs* lehrreiche Versuche benutzt, und die Resultate sehr belehrend zusammengestellt.

5 Abschn. Von der durch Vertheilung frey werdenden Elektricität. Mit der ihm eigenthümlichen Klarheit beschreibt der Vf. die bekannteren hieher gehörigen Phänomene, und giebt dann eine Übersicht von *Poissons* theoretischen Untersuchungen. Diese betreffen zuerst die Frage, wie die Elektricität sich auf einem einzigen Leiter austheilt, wobey die Wirkung der Spitzen ihre Erklärung findet; dann die Austheilung der Elektricität über die Oberfläche zweyer, einander berührender Kugeln; ihre Stärke in verschiedenen Puncten zweyer Kugeln, die einander nicht berühren u. s. w. Diese schönen Untersuchungen werden mit *Coulombs* sorgfältigen Versuchen über diese, freylich sehr feinen Unterschiede in der Stärke der Elektricität verglichen, und treffen sehr gut mit ihnen zusammen. Einige auffallende Resultate der Theorie hat man, weil die Versuche sich schwer ganz genau so einrichten lassen, wie es hiebey gefodert wird, noch nicht in der Erfahrung darstellen können; aber das glückliche Zutreffen so vieler anderer lässt wohl hoffen, dass auch hier die Theorie richtig gefolgert habe. Diese Theorie setzt zwey elektrische Materien voraus, und zeigt, dass mehrere Erscheinungen sich wohl nicht aus Überfluss und Mangel *einer* Materie möchten erklären lassen; daher denn auch der Vf. erklärt, dass die Existenz zweyer elektrischer Materien beynahe als gewiss könne angenommen werden.

6 Abschn. Theorie der Bewegung der elektrisirten Körper. 7 Abschn. Über die Einrichtung der Elektrisirmaschinen. 8 Abschn. Von den Elektroskopen. Das von *Coulomb* wird vor allen empfohlen, und Anleitung gegeben, wie man es verfertigen kann. Berechnung der grossen Empfindlichkeit des *Coulomb*'schen Elektroskops oder seiner Drehwage. Hr. B. führt bey dieser Gelegenheit eine Reihe von Versuchen an, die *Coulomb* über die Erregung der Elektricität durch Reibung verschiedener Körper an einander angestellt, aber nicht bekannt gemacht hat. Sie scheinen, glaubt

Coulomb, zu folgendem Gesetze zu führen. Wenn zwey Körper an einander gerieben werden: so scheint die Oberfläche desjenigen, dessen integrirende Theilchen sich am wenigsten von einander entfernen, oder die kleinsten Abweichungen von dem natürlichen Zustande annehmen, geneigter, die Glas-Elektricität anzunehmen, und diese Neigung nimmt zu, wenn die Oberfläche eine vorübergehende Compression leidet. Dagegen nimmt diejenige gern die Harz-Elektricität an, deren Theilchen durch die Rauheit der anderen mehr von einander entfernt werden. Die Wärme wirkt hiebey so, als ob sie die Poren erweiterte, und macht die Körper geneigter, die Harz-Elektricität aufzunehmen.

9 Abschn. Vom Condensator, dem Elektropher, der Leidener Flasche und der elektrischen Batterie. Alles, was hiebey zu bemerken ist, wird mit grosser Sorgfalt und ins Einzelne eingehend erklärt; es wird, auch mit Hülfe leichter mathematischer Formeln, gelehrt, wie man auf alle Umstände, auf den Verlust durch die Leitung der Luft u. s. w. Rücksicht nehmen könne. — Wie sehr es auch Hn. *B.* an einer genauen Bekanntschaft mit der Deutschen Literatur fehlt, davon ist S. 382 ein kleines Beyspiel zu lesen, indem der Vf. bey Erwähnung der *Lichtenbergischen* Figuren den bekannten Missgriff von Hn. *Schelver* (der die Bewegung einer Milbe für eine neue Wirkungsart der elektrischen Kraft ansah, *Gilberts* Ann. XXV S. 343) so anführt, als ob er in die erste Zeit nach Entdeckung jener Figuren fiele, da er doch bekanntlich 30 Jahre neuer ist. Der Name Leidener Flasche und die Erzählung, dass *Musschenbroek* der Erfinder sey, zeigt auch, dass der Vf. von *Kleists* Versuche nichts wusste.

10 Abschn. Da dieser Abschnitt fast ganz in mathematischer Form abgehandelt ist: so mag er uns dienen, um zugleich ein Beyspiel zu geben, auf welche Art Hr. *B.* Rechnungen über die Intensität der elektrischen Kräfte führt. Er stellt sich hier belegte Platten über einander geschichtet vor, so dass die untere Belegung der ersten Platte die obere der zweyten berührt und so weiter, und sie also so eine Säule bilden. Erhält nun die obere Seite der ersten Platte eine Ladung $= (A\ 1)$: so wird dadurch in der unteren Belegung vermöge der Vertheilung eine angemessene entgegengesetzte Elektricität frey, die aber nicht ganz eben soviel beträgt, sondern desto geringer ist, je dicker die isolirende belegte Platte ist. Heisst die in dieser unteren Belegung freye Elektricität $= (B\ 1)$: so ist nicht völlig $(B\ 1) = -(A\ 1)$, sondern $(B\ 1) = \div \mu (A\ 1)$, wo μ einen Bruch, z. B. $\frac{99}{100}$, bezeichnet. Dieses $(B\ 1)$ wird dadurch frey, dass eine ihm gleiche Quantität der entgegengesetzten Elektricität in die mit ihr in unmittelbarer Berührung stehende obere Seite der zweyten Platte getrieben wird. Heisst also die Ladung dieser zweyten oberen Seite $= (A\ 2)$: so ist $(A\ 2) = -(B\ 1)$, und es erhellt leicht, dass für gleich dicke isolirende Platten die Ladung der zweyten unteren Seite, die $= (B\ 2)$ heissen mag, $= (B\ 2) = \div \mu (A\ 2)$
$= + \mu (B\ 1)$
$= - \mu^2 (A\ 1)$

seyn wird. So gehen die Schlüsse fort; und wenn n Platten sind: so ist der letzten Platte untere Seite mit $= (B\ n) = - \mu^n (A\ 1)$ geladen, vorausgesetzt, dass diese letzte untere Seite eine freye Ableitung hat. Wird nun diese Ableitung aufgehoben, und hierauf die obere Seite der ersten Platte berührt: so lässt sich berechnen, wie viel sie an ihrer Ladung verliert. Sie verliert nämlich nur das, was nicht durch die Attraction der folgenden Schichten gehalten wird. Da nun die jetzt isolirte untere Seite der n^{ten} Platte ihre Ladung $= (B\,.\,n)$ ganz behält, und folglich die obere Seite eben der n^{ten} Platte mit $-\mu\,.\,(B\,.\,n)$
die untere Seite der nächsten mit $+\mu\,.\,(B\,.\,n)$
und die obere Seite der nächsten mit $-\mu^2 (B\,.\,n)$
geladen ist, und diess so fortgeht: so kann die obere Seite der ersten Platte nur eine Ladung $= -\mu^n\,.\,(B\,.\,n)$ oder $= + \mu^{2n}\,.\,(A\ 1)$ enthalten, und die Verbindung mit der Erde hat ihr also nur $(A\ 1) - \mu^{2n}\,.\,(A\ 1)$ geraubt. Dieser Verlust wird immer ansehnlicher, je mehr Platten da sind, indem, wenn μ etwa $\frac{99}{100}$ wäre,
für eine Platte der Verlust $= \frac{2}{100}$ A 1,
für zwey Platten der Verlust $= \frac{4}{100}$ A 1,
für zehn Platten der Verlust $= \frac{18}{100}$ A 1,
ist. Die Rechnung wird etwas schwieriger, wenn man die obere Seite der ersten Platte nicht mit dem Boden in freye Verbindung setzt, sondern nur mit der colligirenden Platte eines Condensators. Hier geht die auf jener oberen Seite der ersten Platte freye Elektricität nicht ganz verloren, sondern sie theilt sich nur zwischen ihr und der colligirenden Platte des Condensators. Diese Austheilung geschieht in einem Verhältnisse, welches constant bleibt, wenn man dieselbe Platte der Säule und des Condensators gebraucht, und welches von der Grösse und Gestalt beider abhängt. Wir wollen setzen, wenn a die freye Elektricität der oberen Seite der ersten Platte ist, so sey $\frac{1}{i}$ a die freye Elektricität der colligirenden Platte des Condensators. Damit aber die letztere so viel *freye* Elektricität habe, muss die gesammte Ladung mehr betragen, indem, wenn diese $=$ z ist, durch Vertheilung auf der anderen Seite der isolirenden Platte des Condensators ein $-$ m . z frey wird (wo nämlich m eine ähnliche Bedeutung hat, wie μ bey den Platten der Säule), und dieses $-$ m . z bindet auf der entgegengesetzten Seite, d. i. in der colligirenden Platte einen Theil $= + m^2 z$ der Ladung, so dass von der Ladung $=$ z nur der Theil $= z - m^2\,.\,z$ freye Elektricität ist. Sie ist $\frac{1}{i}$ der freyen Elektricität in der oberen Seite der ersten Platte der Säule, also diese $= a = i\,.\,z\,(1 - m^2)$. Wir können aber die ganze Ladung, die dieser oberen Seite noch bleiben muss, bestimmen, wenn die freye Elektricität $=$ a seyn soll: denn die gebundene Elektricität, die durch die Einwirkung der unteren Schichten der Säule unthätig erhalten wird, war und bleibt $= \mu^{2n}\,.\,(A\ 1)$, die Ladung muss also $= a + \mu^{2n} (A\ 1)$ seyn, wenn a frey seyn soll. Diese ganze Ladung ist aber das, was von (A 1)

übrig bleibt, nachdem die Ladung = z auf die colligirende Platte übergegangen ist,

$$\text{alfo } z + a + \mu^{2n} (A\,1) = (A\,1)$$
$$\text{und } a = i \cdot z\,(1 - m^2),$$
$$\text{alfo } z + i \cdot z\,(1 - m^2) = (A\,1)\,(1 - \mu^{2n})$$
$$\text{das ift } z = (A\,1) \cdot \left(\frac{(1 - \mu^{2n})}{1 + i\,(1 - m^2)} \right).$$

Diefe Rechnung kann, unferem Bedünken nach, felbst für den, der nur bis zur Auflöfung einfacher Gleichungen in der Algebra gekommen ift, keine Schwierigkeit haben, und in der That find faft alle hier vorkommenden Rechnungen nicht fchwieriger, und hoffentlich wird fich Keiner, dem es ernftlich um Kenntniffe zu thun ift, durch fie zurückfchrecken laffen, da, wenn man einzeln die Umftände gehörig überdenkt, auch die Rückficht auf den Abgang durch die leitende Kraft der Luft gar nicht fchwer in Rechnung zu bringen ift. Der Vf. giebt auch dazu Anleitung. — Die Betrachtung des Turmalins, den Hr. *B.* (wie es auch fchon *Jäger* in *Gilberts* Annalen gethan hat) mit folchen gefchichteten Säulen vergleicht, macht das Ende diefes Abfchnittes aus.

11 Abfchn. Von den Explofionen der angehäuften Elektricität. Hier wird Anleitung zu Metallfchmelzung, Luftentwickelung u. dgl. mittelft des elektrifchen Funkens gegeben. Die Erfahrung, dafs der elektrifche Funken z. B. Gold verflüchtigt, giebt dem Vf. Veranlaffung, zu bemerken, wie ungeheuer die Gefchwindigkeit der elektrifchen Materien feyn müffe, wenn diefes fo gut als ganz imponderable Fluidum durch feinen Stofs diefs bewirken folle, vorausgefetzt, dafs auch hier die Quantität der Bewegung vor und nach dem Stofse gleich fey. Sehr merkwürdig find *Tremery's* hier angeführte, auch fchon aus *Gilberts* Annalen bekannte Verfuche, nach welchen in verdünnter Luft diejenigen Experimente, wodurch man zu erweifen pflegt, dafs die Glas-Elektricität eigentlich die überfchlagende fey, anders ausfallen. In diefem Abfchnitte hätte wohl die ungleiche Leitungsfähigkeit der Metalle und anderer Körper erwähnt werden mögen, da doch davon die Rede ift, dafs die Elektricität beym Durchgang durch leitende Körper Widerftand findet, und z. B. ein fehr zarter Metallfaden nicht im Stande ift, eine geladene Flafche in einer kurzen Berührung zu entladen.

12 Abfchn. Von der atmofphärifchen Elektricität und den Blitzableitern. Der Vf. rechnet viel auf die Elektricität, welche den Wolken durch den Einflufs der Spitzen ohne Schlag entzogen wird. Rec. mufs geftehen, dafs ihm diefer Umftand, wegen der allzuplötzlichen Entftehung der in dem Blitze fich zeigenden Elektricität, von geringer Bedeutung fcheint. Über die Elektricität der Atmofphäre, im gewöhnlichen Zuftande der Luft, wird nur kurz etwas gefagt. Hr. *B.* ift der Meinung, dafs die heitere Luft immer Glas-Elektricität befitze, und zwar in gröfseren Höhen mehr, als in den unteren Schichten. Er erklärt auch *Ermans* bekannte Verfuche (*Gilberts* Ann. der Phyf. XV. S. 385) diefer Annahme gemäfs; aber man fieht deutlich, dafs er *Ermans* Verfuche wohl nur durch irgend einen unvollkommenen Auszug kannte: denn fonft wäre er fchwerlich fo leicht fertig geworden. Er nimmt nämlich an, dafs in der gröfseren Höhe wirklich eine ftärkere Glas-Elektricität war, die das Elektrometer dort aufnahm, und fcheint keine Ahndung davon zu haben, mit welcher Sorgfalt *Erman* diefen, fich fogleich darbietenden Gedanken geprüft hat, ehe er fich entfchieden gegen ihn erklärte. *Ermans* Zweifel find hier alfo durchaus nicht gehoben, und der Wunfch, den Rec. lange gehegt hat, drängt fich von Neuem auf, dafs Hr. *Erman* noch ein Mal fich erklären möge, ob man denn Nichts von dem, was von atmofphärifcher Elektricität beobachtet ift, als ganz beglaubigte Wahrheit anfehen, und wie man bey neuen Beobachtungen den von ihm gerügten Täufchungen ficher ausweichen könne.

13 Abfchn. Vom elektrifchen Lichte. Mit Recht macht Hr. *B.* hier aufmerkfam auf die Entwickelung von Licht und Wärme, die wir jetzt durch blofse Compreffion der Luft hervorzubringen gelernt haben; aber wir möchten doch nicht mit fo entfchiedener Sicherheit hierauf den Schlufs bauen, dafs der elektrifche Funken auch nichts Anderes fey, und nur der heftigen Compreffion der Luft beym Überfchlagen der Elektricität fein Entftehen verdanke. Es ift ein fehr gewöhnlicher Fehler, dafs man eine neue Erfahrung zur Erklärung zu *vieler* Erfcheinungen benutzen will, und vielleicht ift Hr. *B.* hier in diefen Fehler verfallen. Denn obgleich das, was er von den Lichterfcheinungen im luftleeren Raume und im Waffer fagt, nicht ganz ungegründet ift: fo liefsen fich doch gar wohl diefe Licht-Erfcheinungen benutzen, um gerade des Vfs. Hypothefe zweifelhaft zu machen, und es bleibt wenigftens unentfchieden, ob Hr. *B.* nicht auf die, feiner Hypothefe günftigen Umftände ein zu grofses Gewicht legt.

14 und 15 Abfchn. Theorie der Elektromotoren. Sehr fchön ftellt der Vf. den Gang der Unterfuchungen dar, durch welche *Volta* an *Galvani's* Entdeckung die Entdeckung der elektrifchen Säule anknüpfte. Er zeigt dann umftändlich, wie die Ladung jedes einzelnen Plattenpaares ausfallen mufs, fowohl wenn die Säule ifolirt, als wenn die eine Endplatte mit der Erde in Verbindung ift, und giebt Formeln, nach denen man beym Gebrauch des Condenfators die Verhältniffe der wirklich frey gewordenen Elektricität berechnen, die verfchiedene Intenfität bey Säulen, die auf verfchiedene Art aufgebaut find, beftimmen kann u. f. w. Hier ift übrigens blofs von der bey der Berührung zweyer Metalle frey werdenden Elektricität die Rede, auf chemifche Einwirkung der einzelnen Theile der Säule ift hier noch gar keine Rückficht genommen, fondern man betrachtet die feuchten Scheiben als blofse Leiter, ohne alle elektromotorifche Wirkung.

(Der Befchlufs diefer Recenfion folgt im nächften Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 1 8.

PHYSIK.

PARIS, b. Deterville: *Traité de Physique expérimentale et mathématique par J. B. Biot* etc. Tome I — IV.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

16 Abschn. Von den chemischen Wirkungen des elektromotorischen Apparates wird hier nur kurz das Wichtigste angegeben, da der Vf. in eigentlich chemische Untersuchungen sich nicht einlassen konnte.

17 Abschn. Einfluss unvollkommener Leiter auf die Wirkung des Apparates. Es wird sehr gut gezeigt, warum bey erheblichem Grade der durch den Condensator angegebenen elektrischen Spannung doch die chemischen Wirkungen sehr schwach sind bey einer unvollkommenen Leitung der zwischen den Metallen gelegten Schichten leitender Körper.

18 Abschn. Von den Wirkungen des Apparates auf sich selbst. Der Vf. führt hier viele seiner früheren und meistens schon bekannten Versuche an. Obgleich die Wirkung des Oxygens auf die Metalle in der Säule selbst die Wirkung derselben sehr vermehrt: so ist doch, wie Hr. *B.* aus einer sehr wohlgeordneten Reihe von Versuchen zeigt, die bey der Berührung der Metalle an einander frey werdende Elektricität die eigentliche Quelle aller Erscheinungen der Säule. Die Wirkung der umgebenden Luft kann man sich, nach *Davy*, so vorstellen: Bey einer nicht isolirten Säule, die von unten her mit Kupfer, Zink, feuchter Leiter anfängt, sind alle Schichten mit einem Überschuss an Glas-Elektricität geladen. Entzieht man der oberen Schicht mittelst einer Berührung diesen Überschuss: so sucht die obere Schicht ihren gehörigen Überschuss an Glas-Elektricität wieder an sich zu ziehen, und indem die Zinkplatte diese der nächsten Kupferplatte entzieht, wird die Kupferplatte mit Harz-Elektricität geladen, weil der feuchte Leiter nicht vollkommen genug leitet, um im strengsten Sinne ohne Zeitverlust den Strom der Elektricität von unten herauf zuzuleiten. In diesem Zustande wird das Oxygen aus der Luft von den glas-elektrischen Zinkplatten angezogen, die es daher oxydirt; dieses Zinkoxyd wird von der Kupferplatte angezogen, und überbringt seine Glas-Elektricität dem Kupfer, wodurch dann die Zuleitung der Elektricität durch die ganze Säule verstärkt wird. Am Schlusse des Abschnittes erwähnt der Vf. kurz der trockenen Säulen.

19 Abschn. *Ritters* secundäre Säulen.

20 Abschn. *Ermans* Versuche über die Fähigkeit gewisser Körper, die eine Elektricität besser, als die andere zu leiten, oder für eine derselben bey schwachen Graden der Elektricität als Isolatoren zu wirken.

Viertes Buch. *Vom Magnete.* 1 Abschn. Die ersten, bekanntesten Erscheinungen. — Da man zu der Vermuthung geleitet wird, dass das Magnetisiren des Eisens in irgend einer Veränderung der Lage der kleinsten Theile bestehe: so untersuchte *Gay-Lussac*, ob nicht einige Änderung des Volumens merklich wäre; aber bey einer sehr zweckmässigen Art, den Versuch anzustellen, fand man nicht eine Spur von Änderung des Volumens.

2 Abschn. Der Magnet hat die grösste Ähnlichkeit mit elektrischen Säulen, da jedes abgesonderte Stück der Säule und des Magnetes sogleich seine zwey Pole zeigt. Wir müssen also, schliesst der Vf., zwey magnetische Principe annehmen, deren jedes das Gleichartige abstösst, das Ungleichartige anzieht. Im Stahl findet die Herstellung des natürlichen Zustandes gerade eben so, wie bey elektrischen Nichtleitern, grosse Schwierigkeit, statt dass weiches Eisen, fast so wie elektrische Leiter, nur unter dem Einflusse des Magnets magnetisch bleibt; alles Magnetisiren geschieht nur auf die Weise, die wir beym Elektrisiren, Elektrisiren durch Vertheilung nennen.

3 Abschn. Bestimmung der magnetischen Kraft der Erde und ihrer Richtung an verschiedenen Orten. Sehr passende, aber freylich ganz mathematische Darstellungen über manche Mittel, die wahre Inclination der Nadel zu finden, wenn man nämlich diese auf die Oscillationszeiten und die mathematischen Betrachtungen der wirkenden Kräfte gründet u. dgl. (Die hieher gehörigen Untersuchungen von *Mayer* in *Gilberts* Annalen XLVIII scheint Hr. *B.* nicht gekannt zu haben.)

4 Abschn. Verschiedene Methoden des Magnetisirens.

5 Abschn. Bestimmung des Gesetzes, wie hier Attraction und Repulsion von den Entfernungen abhängen. *Coulombs* Versuche zeigen, dass diese Kräfte den Quadraten der Abstände umgekehrt proportional sind.

Der 6 Abschnitt ist gänzlich theoretischen Untersuchungen und der Vergleichung derselben mit *Coulombs* schönen Versuchen gewidmet. Wenn man sich die magnetisirte Nadel ganz so wie im 10 Abschnitt der Elektricitätslehre die elektrische Säule denkt: so lassen sich rein theoretische Formeln für die jedem Pun-

ete der Nadel eigene magnetische Kraft finden; diese werden hier sehr gründlich entwickelt, und ihre Richtigkeit durch Vergleichung mit *Coulombs* Versuchen gezeigt. Hieran knüpft sich die Bestimmung der Kraft, mit welcher Nadeln von verschiedener Länge bey gleicher Ablenkung vom magnetischen Meridian zu diesem zurückgezogen werden, wo abermals Formel und Versuche sehr gut zusammenstimmen. Endlich Versuche, wie die Kraft zunimmt, wenn man mehrere Magnete neben einander mit den gleichnamigen Polen zusammenlegt. Bey diesen Versuchen zeigt sich, wie die Kraft der einzelnen durch diese Verbindung geschwächt wird, und zwar, wie sich erwarten liess, bey den in der Mitte liegenden am meisten.

7 — 9 Abschn. *Coulombs* Versuche über die Abnahme der magnetischen Kraft des Stahles, wenn man diesen erhitzt; Versuch über den Einfluss der verschiedenen Behandlung des Stahls beym Härten u. s. w. Beste Form der Boussolen. Versuche über die Wirkung des Magnets auf andere Körper. *Coulomb* fand durch seine so leicht empfindliche Drehwage, dass auch jede andere Substanz, wenn man kleine daraus geformte Nadeln zwischen die entgegengesetzten Pole zweyer Magnete bringt, durch ihre Oscillation zeigen, dass der Magnet auf sie wirkt. Die Kraft, mit welcher sie angezogen werden, ist indess so gering, dass z. B. in den gebrauchten Silbernadeln nur ein Atom von Eisen kaum $\frac{1}{100000}$ der ganzen Masse zu seyn brauchte, um schon diese Wirkung hervorzubringen. Beym Kobolt und Nickel dagegen kann man die magnetischen Eigenschaften, die sie zeigen, nicht auf die Beymischung von Eisen schieben: denn eine Nadel von Nickel, die Hr. *B.* untersuchte, zeigt fast $\frac{1}{3}$ der magnetischen Kraft, welche eine ganz gleichgeformte stählerne Magnetnadel besitzt.

10 Abschn. Die Gesetze, wie der Magnetismus der Erde an verschiedenen Orten wirkt. Wenn man die Beobachtungen der Neigung der Magnetnadel in Europa, Afrika, dem Atlantischen Meere und der Ostküste von ganz Amerika vergleicht: so scheint Alles zusammenzustimmen, um den magnetischen Äquator oder die Linie, wo die Neigung = 0 ist, als einen grössten Kreis anzugeben, der unter dem Winkel von 12 Graden gegen den Erd-Äquator geneigt ist, und diesen in $115\frac{1}{2}$ Gr. westl. Länge von Paris schneidet. Beobachtungen in Peru und im Indischen Meere stimmen hiemit auch überein; aber Beobachtungen in der Südsee zeigen, dass der magnetische Äquator dort den Erd-Äquator mehrmals schneidet; es muss also dort vielleicht magnetische Mittelpuncte geben, deren geringerer Einfluss nur bis zu gewissen Entfernungen merklich ist, statt dass die Beobachtung der Neigung in Europa, Afrika und bis an die Küsten von Amerika sich durch einen im Mittelpunct der Erde befindlichen Magnet erklären liesse. — In Rücksicht auf die Abweichungen der Magnetnadel werden die Gegenden, wo sie = 0 und wo sie am grössten ist, mit so viel Genauigkeit, als dieses bis jetzt möglich ist, angezeigt. Aus diesen Bestimmungen lassen sich noch gar keine theoretischen Resultate ableiten. Etwas Bestimmteres scheint sich aus den Beobachtungen über die verschiedene Intensität der magnetischen Kräfte zu ergeben: diese scheinen nämlich vom magnetischen Äquator abwärts zuzunehmen. Aus diesem Allem lassen sich noch wenig theoretische Schlüsse ableiten, ausser, dass man wohl mehrere magnetische Centra, deren einige von untergeordnetem Einflusse sind, annehmen muss. Diese Centra brauchen nicht eigentliche magnetische Kerne, sondern nur durch die zerstreuten magnetischen Theile bestimmt zu seyn. Hr. *B.* ist geneigt, den Vulcanen hiebey und bey den in Abweichung und Neigung der Magnetnadel bemerkten Änderungen einen Einfluss beyzulegen, der indess für jetzt noch schwer zu erweisen seyn möchte. Sollte diese Vermuthung Wahrheit enthalten: so müssten doch die vulcanischen Erscheinungen ihren Sitz wohl viel tiefer im Inneren der Erde haben, als bisher selbst die ausgedehntesten Wirkungen derselben uns vermuthen liessen.

Die drey letzten Bücher handeln vom Lichte und von der Wärme, mit diesen werden wir unsere Leser nächstens unterhalten. i. e. e.

THEOLOGIE.

Leipzig, in der Gräff'schen Buchhandl.: *Beyträge zur Erklärung, besonders zur praktischen Erklärung der Bibel,* von D. *Franz Volkmar Reinhard.* Aus dessen Schriften gesammelt und herausgegeben von M. *Carl Friedrich Bartzsch*, Archidiak. an der Hauptkirche zu Pirna. 1817. X u. 734 S. 8. (3 Rthlr.)

Rec., wie der grösste Theil der Deutschen Christen und Theologen, ehrt *Reinhard's* Eigenschaften und Verdienste zu sehr, als dass ihn nicht Alles erfreuen sollte, was lebhaft an Jenen erinnert, oder von Achtung gegen den Verstorbenen zeugt: und so freut er sich auch dieses Buches. Auf der anderen Seite scheint ihm das Unternehmen *R's.* nicht ganz würdig, und die Ausbeute, welche es giebt, zu unbedeutend; und es ist wahrscheinlich, dass *R.* in die Herausgabe nicht gewilligt haben würde. Das Buch ist im allerkleinsten Theile Exegese: denn der Vf. wollte meist aus den Predigten *R's.* sammeln, und bloss etwa classische Stellen für die Dogmatik und solche, welche *R.* eigens behandelt hatte (wie Ps. 68. Jes. 11), sind aus seinen anderen Schriften hier interpretirt; auch bediente sich der Vf. dessen, was er aus des Verewigten Vorlesungen gehört hatte. Jene eigentlich exegetischen Beyträge sind weniger bedeutend, denn dieses war *R's* glänzende Seite keinesweges: die meisten waren schon gedruckt, und es ist nicht gut, solche Bemerkungen ausser ihrem Zusammenhange und ihrer Gründe entkleidet zu wiederholen; auch wenn sonst eigentliche Erklärungen vorgetragen werden, sind sie fast immer ohne Werth. Der Vf. will aus den Predigten *R's.* uns *praktische* Erklärung geben; dieses ist ein gemissbrauchtes und gemissdeutetes Wort, und man denkt sich gewöhnlich dabey, was man leicht versteht (Deutsches, Klares, Ungelehrtes, Nichtanstrengendes), oder leicht Anwendbares, besonders für die theologische Praxis, d. i. für das Predi-

gen vor der gemischten Menge. Solche anwendbare Erklärungen sollen denn Auseinandersetzung der Umstände und der Gemüthsbeschaffenheiten und Zustände seyn, aus welchen der Prediger leicht eine allgemeine menschliche Erfahrung oder Pflicht herausnehmen kann, wo möglich eine mannichfaltige Auseinandersetzung, weil man ja doch oft über dasselbe wiederholt predigen soll; dabey muss eine Fülle und Musterhaftigkeit des Ausdrucks (wie sie bey *R.* anerkannt wird) gern gesehen werden, weil sie der dürftigen Phantasie Einiger nachhelfen kann. Mit anderen Worten, solche praktische Erklärungen sind eine Unterstützung für die Armen, welchen Luther seine Katechismen schrieb, und denen jede unserer Messen angenehme Hülfen und Brücken in Menge bringt, von denen man freylich nicht begreift, *wie* sie rohe und gedankenlose Menschen eigentlich benutzen können. Und wehe denen, für welche es keinen Stoff mehr für Predigten giebt, und welche nicht selbst einen Sinn und etwas Anwendbares in ihrer Bibel finden! Hat der Vf. des oben genannten Buches (ein tüchtiger, fleissiger und wohlgesinnter Mann, wie er in der Vorrede erscheint) solche praktische Erklärungen geben wollen: so hat er doppelt gesündigt, indem er unwürdigen Amtsgenossen die Mühe hat ersparen wollen, gedruckte Bücher durchzulesen. Es wird nach der Reihefolge der biblischen Bücher über Stellen, wie viele und welche sich nun in *R's.* Schriften behandelt fanden, geschichtliche und Lehrsprüche, weitläuftig und kurz, wie es kommt, in dem Buche gesprochen. Wo sich die einzelnen Bemerkungen in *R's.* Schriften finden, hat der Vf. nicht angegeben; es wäre auch zu weitläuftig gewesen, obschon nicht ohne Nutzen und nicht bloss zu seiner Legitimation: bey Wenigem ist Rec. ein Bedenken beygekommen, das Meiste ist in *R's.* Art. Die Bemerkungen über Stellen des A. T. hätten nach Rec. Bedünken ganz wegbleiben können: es sind wenige (bis S. 129), sie gehen oft auf die weniger bedeutenden Stellen, und sind durchaus von geringem praktischem Werthe. Wir wollen, was uns beym Lesen des Buches von wichtigeren falschen Deutungen aufgestossen ist, kürzlich bemerken; nebenbey auch einige Proben von der bis zum Allegorisiren fremden und mannichfachen Deutung geben, welche durch das Buch herrscht, und von welcher letzteren Rec. nicht entscheiden mag, ob sie überall *R.* zuzuschreiben sey, oder bisweilen dem Herausgeber, welcher Verschiedenes, über denselben Spruch gesagt, zusammengriff und wie Gleiches mit einander verband. Wir machen uns übrigens eben so wenig anheischig, von falschen Deutungen Alles beyzubringen, als die guten (welche aber selten neu sind) zu bezeichnen. Wir haben schon gesagt, dass aus den Bemerkungen zum A. T. nicht viel zu holen ist.

S. 13 finden wir *R's.* bekannte Meinungen über die Geschichte vom Sündenfalle, in welchen ein sonderbares Schwanken zwischen altem Glauben und Natürlichmachen ist, wodurch der erste verloren geht, und das zweyte nicht erreicht wird. So frohlockt er dort über die Entdeckung, dass die Frucht *giftig* gewesen sey: denn so erkläre sich Alles, wie die Menschen schwächlich am Leibe geworden seyen, und die Nachkommenschaft verschlechtert, und der Tod für alle Geschlechter gekommen sey. Ein so grausam und doch zugleich sparsam wirkendes Gift möchten wir wissen, oder nur seine Möglichkeit begreifen. — Es kommen für den Predigergebrauch zu vielen Büchern einzelne wenige Bemerkungen, auf deren Gehalt eben dieser Gebrauch bisweilen Einfluss gehabt hat (indem sie nach Luthers Übersetzung sich richten, dogmatisch oder allegorisirend sind). Zum 2 Buch Samuels ist eine einzige Bemerkung, eine Auseinandersetzung des Davidischen Ehebruchs, ohne viel Sinn und Kunst sogar, und die uns, wahrscheinlich auch manchen anderen Lesern, widerlich gewesen ist. Wie denn auch zu den Sprüchen fast nichts, als die Ausführung der Erzählung von der Ehebrecherin gegeben ist. — Von der, auch nach *R's.* Tode herausgekommenen Psalmenübersetzung mögen wir das Urtheil des Hn. *Bartzsch* nicht unterschreiben, wiewohl wir nicht eben mehr aus anderen neuen, hochgepriesenen Commentarien machen. Ps. 37, 3 wird erklärt: „behaupte standhaft den Posten, den dir Gott angewiesen hat," da die Worte im Contexte offenbar eine Verheissung geben, oder zu übersetzen sind: mache, dass du wohnen bleibest im Lande u. s. w. Im 40 Ps. 7 ff.: „ich bin das Opfer, das dir gefällt." Bey Ps. 68 giebt S. 55 die Bemerkung: „Dass der Apostel Eph. 4, 8 übersetzt: du hast Gaben gegeben, kommt daher, weil er unsere Stelle nicht erklärt, sondern sie bloss zu seinem Zwecke gebrauchen wollte." Hat Paulus irgend eine Stelle eigentlich exegesirt; so ist es diese gewesen, und verfälscht hat er sie hiezu sicher nicht. Die Sache ist ganz klar: Paulus übersetzte das Hebräische: nahmst zu dir Geschenke für die Menschen. — Sehr wenig praktisch, d. h. zu christlicher Erbauung thuend, ist die Bemerkung S. 77 zu Ps. 119 vom Anfange herein: „Wollen wir überall und stets recht und gut handeln: so ist für uns Nichts nöthiger, als dass wir unseren Verstand nach und nach und durch öftere Übung daran gewöhnen, den Gedanken an Gott und seine Gesetze mit allen unseren Anschlägen und Unternehmungen zu verknüpfen. — David giebt zu verstehen, wie es ihm durch viele kleine, oft wiederholte Übungen gelungen sey, mit seinen Gedanken immer wieder auf Gott zu kommen, und dadurch alle Bewegungen seines Gemüthes zu regeln und zu mässigen." Es wäre wohl traurig, wenn die Frömmigkeit ein solches Kunststück wäre, und in der sogenannten Ideenassociation ihren Grund hätte. S. 113 wird Jer. 31, 33 allegorisirt (denn im Original steht kein Wort davon): „Das Gesetz des A. B. ordnete und bildete mehr das Äussere als das Innere: aber das Gesetz des N. B. soll im Herzen seinen Sitz haben, es soll den Sinn bilden, alle Gefühle, Neigungen und Wünsche ordnen, alle Regungen der Seele heiligen; die neue Religion soll Sache des Herzens werden."

Zum N. T. findet sich unstreitig manche schöne Äusserung des *R*'schen Gemüthes: Rec. hat nur immer beklagt, dass dieses Gemüth unter verwöhnten Menschen sich so in Rhetoricationen aussprechen gelernt hat. Es ist so wenig Natürliches, Gerades, Treffendes darunter: immer ein Streben nach Effect, ein Umhergehen, Wiederholen und Auseinanderziehen; oft steht

ein schönes Wort statt des Gedankens, oft wird Deutliches durch anderes Deutliche, nur geputzter, gegeben. Auch möchte Rec. nicht die psychologische Bearbeitung der Evangelien auf der Kanzel, welche *R.* gewählt hat, gebrauchen, wobey man alle möglichen menschlichen Zustände und Sinnesarten herausfindet: man möge bey dem Wesentlichen, dem Leben und Sinne Christi, stehen bleiben. Freylich soll man Alles verstehen, was sich dort begeben hat: das kann aber Keinem durch tausend Bände von Auseinandersetzungen gegeben werden. Das Geschichtliche ist das Wenigste, was man dabey zu wissen nöthig hat. — S. 230 ff. wird von Christi Einzuge in Jerusalem anders geurtheilt, als wir uns erinnern, in des Verewigten „Plan" u. s. w. gelesen zu haben. Es wird hier Alles auf die Unmöglichkeit gegeben, dem Ausbruche des Volkes zu steuern, es wird gesagt, die Theilnahme habe ihm wohlgethan, immer habe er aber doch abgewehrt und gemäſsigt, daſs nichts Rohes und Verderbliches habe hervorgehen können. — Dem Prediger ist keineswegs zu rathen, mit S. 241 vorzutragen: „es sey thörichter Stolz und religiöses Vorurtheil der Juden gewesen, daſs sie die Römer, ihre rechtmäſsigen Landesherren, nicht hätten ertragen können." Christus sprach gegen ganz andere Dinge; die Juden thaten wohl bey ihrem Abscheu: denn der Römische Kaiser war ein fremder Heide, und seine Römer konnten bleiben, wo sie hin gehörten. Wir wissen, daſs unter ähnlichen Bedrückungen *R.* sich männlich gegen den fremden Heiden und die Eindringlinge gewehrt hat. Vgl. auch andere Äuſserungen *R's.* über jene Lage der Juden, wie 290. — Die Antwort Christi bey dem Zinsgroschen ist noch nirgends in ihrer ganzen Bedeutung und recht im Zusammenhange dargestellt worden: Rec. erlaubt sich, bey dieser Gelegenheit es zu thun. Was des Kaisers und was Gottes ist, ist, was ihnen gehört, weil es ihr Bild trägt: und Gottes Bild trägt, nach altem und gewöhnlichem Sprachgebrauche, die menschliche Seele. Man wird sehen, was, so gefaſst, die Antwort sage. — Matth. 22, 15 bedient sich *R.* der zufälligen Verbindung zweyer Gespräche beym Evangelisten (was indeſs vielleicht auf der Kanzel nicht unstatthaft ist), um dieses zu sagen (vgl. das Vorhergehende beym Matthäus, welches so abgebrochen erscheint): „Auch die erhabensten Geheimnisse der Religion sind nicht so wichtig, als das, was unmittelbar mit unserer Besserung und Beruhigung verknüpft ist: man muſs vor Allem darauf bedacht seyn, das Gebot von der Liebe recht zu fassen und treu zu üben." S. 256 wird der *Kelch* im Gebete Christi nicht von dem martervollen Tode, sondern der Unruhe Christi erklärt. Auffallend wird Manchem S. 273 dieses über Marc. 16, 19 seyn: „er hörte plötzlich auf, ein Gegenstand ihrer Sinne zu seyn, er nahm seinen Aufenthalt auſser unserem Erdkreise, er ging in ein höheres Leben über." — Luc. 2, 14 *ἐν ἀ. εὐδοκία* „ein besseres Geschlecht, dessen Gott sich freuen wird." Unstreitig bedeutet das Original: Die Himmlischen preisen Gott, und die Menschen werden nunmehr sich wohl gehaben, weil Gott ihnen günstig ist. — S. 300 findet *R.* in dem Fischerstande eine gute Vorbereitung zum Apostolate, was nun wohl allein im Allgemeinsten, der Gewöhnung an Arbeit, Ausdauer, Hoffnung, gelten kann, und eben so von anderen Berufen gesagt werden kann. — S. 381. Joh. 3, 8 nach dem „Plane" u. s. w. erklärt, von den Geistesgaben, nicht dem Winde: eine Deutung, welche so gezwungen ist, daſs man Nichts gegen sie zu sagen braucht. Charakteristisch für das Buch ist, was bey Joh. 4, 24 gesagt ist: „*Geist*, unsichtbares, über alle Sinnlichkeit weit erhabenes, allwirksames, heiliges Wesen, das keinen Raum einschlieſst, das der Himmel und aller Himmel Himmel nicht zu fassen vermögen. — *Im Geiste und in der Wahrheit*: durch Erhebung über alles Sinnliche, durch eine Richtung des Geistes auf das Unsichtbare und Unendliche, durch reine, würdige Gesinnung, durch das redliche Bestreben, den Willen Gottes zu erfüllen, durch pflichtmäſsige Thätigkeit." So auch Joh. 17, 17 *heilige sie in deiner Wahrheit*: „Laſs sie immer vertrauter werden mit deiner Lehre, befestige und stärke ihre Überzeugung von ihrer Göttlichkeit, und entflamme sie dadurch zu dem Eifer, sie unter alle Völker der Erde zu tragen." — Joh. 16, 23 wird *im Namen Jesu beten* erklärt: als sein Stellvertreter — das bitten, was Er für seine Hauptangelegenheit hielt." — Aus den Briefen wollen wir nur Weniges beysetzen. Z. B. S. 504 zu Röm. 2, 15: „Hier ist von keinen angeborenen Begriffen die Rede: dieses lehrt der Zusammenhang und der populäre, nicht nach philosophischer Strenge zu nehmende Ausdruck des Apostels." Der Zusammenhang lehrt gerade das Gegentheil; der Begriff aber läſst sich so populär machen, daſs ihn auch wohl die roheste Sprache geben kann. Dieses ist aber die Sprache des Paulus nicht, und am wenigsten in Stellen, wie die bezeichnete. — Röm. 6, 19 soll das *ἀνθρώπινον* darin liegen, daſs der Apostel Vortheile der Tugend für die Sinnlichkeit beschreibe, woran gar nicht zu denken ist. Eben so wenig kann 1 Kor. 2, 14 *Geist Gottes* bedeuten: „die höhere, der Sinnlichkeit entgegengesetzte, vom Geiste Gottes herrührende Lehre des Evangeliums, mit Allem, was sie fodert und wirkt." Und es gehört wenig Aufmerksamkeit dazu, um einzusehen, daſs Eph. 5, 19 von diesem nicht die Rede sey: „daſs der Apostel verlange, sie sollen dafür sorgen, sich aufzuheitern — er sagt, daſs das Mittel dazu fromme Gesänge seyen, und daſs sie selbst die Kraft der Musik dabey zu Hülfe nehmen sollen." Rec. bemerkt, daſs bey allen diesen Auszügen meistens sehr viel von der ungeheueren Wortfülle, in der hier die Gedanken sich ausbreiten, weggelassen worden ist. — Von der Apokalypse hat der Vf. die Vorstellung, welche den Apokalyptikern nicht ungünstig ist, daſs sie „eine schauervolle Beschreibung der Gerichte sey, welche über alle Verächter des Evangeliums ergangen sind und künftig ergehen sollen." Zum Schluſs will Rec. noch erklären, daſs, wenn er das Buch auch bey Predigern, welche sich darauf verlieſsen, ungern sehen würde, und es exegetisch unbedeutend findet, er doch die Möglichkeit einräumt, daſs es als Erbauungsbuch gebraucht werde. Ja er räth es Allen, welchen *R's.* Art gefällt, und welche zum Nachdenken über Stellen und Sachen der Schrift veranlaſst, und zu ihrer Anwendung angeleitet seyn wollen, angelegentlich an, diesen Überblick über *Reinhard's* Bibelerklärung, welchen der Herausg. uns giebt, sich zu verschaffen.

B. C. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

PÄDAGOGIK.

Bern, b. Burgdorfer: *Anfangsgründe der Gymnastik oder Turnkunst*, von *P. H. Clias.* 1816. X u. 167 S. 8. Mit einem Titelkupfer und 8 erklärenden Kupfertafeln. (2 Rthlr. 10 gr.)

Diese Schrift, äusserlich recht angenehm ausgestattet, erschien auf Subscription von 195 Unterzeichneten. Der Vf. derselben nahm sich der gymnastischen Erziehung in Bern als einer Privatangelegenheit an, und wurde, wie wir hören, nach der Erscheinung des Buches als Lehrer der Leibesübungen für die Schüler der Berner Akademie angestellt.

Die Schrift beginnt mit einer Anrede an die Bewohner des Schweizerlandes, worin er diesen die Nothwendigkeit einer kräftigeren Leibeserziehung ans Herz legt. Da die allgemeine Bewaffnung der Schweizer ein altes gutes Erbstück ist; da sie selbst wohl an keine ewige Neutralität glauben, wohlwissend, dass die menschlichen, besonders die diplomatischen Ewigkeiten sich sehr leicht nach dem Erdlaufe um die Sonne in sehr geringen Zahlen aussprechen lassen; da das Schweizervolk selbst noch öffentliche Kampfspiele hat: so glauben wir, der Vf. stehe auf einem der Sache nicht ungünstigen Boden, und wünschen ihm Glück dazu. Als wir aber S. 1 in einer Anmerkung die Worte lasen: „Mit Recht behaupten Viele, dass der Einfluss dieser Übungen (die gymnastischen Übungen nämlich, welche *Jahn* nach Berlin verpflanzte) mächtig dazu beygetragen habe, dieser (der Preussischen) Nation jenen patriotischen Geist und die körperliche Ausharrung mitzutheilen, dessen sie bedurfte, um sich von der Sklaverey, unter welcher sie seufzte, zu befreyen": so wurde unser guter Glaube an dem Vf. irre: denn solcherley Behauptungen zeugen von einer mächtigen Eingenommenheit des Kopfes, die sich dem heiteren Verstande in trauriger Blöfse darstellt. Wenn irgendwo ein Fidibus entbrennt: so brennt darum noch nicht das Land; und wenn in Berlin eine Handvoll Knaben und Jünglinge gymnastisch geübt wurden: so wurde *dadurch* weder der Nationalgeist des ganzen Volkes aufgeregt, noch die körperliche Ausharrung des ganzen Preussischen Volkes bewirkt. Darüber ist weiter kein Wort zu verlieren: denn Jeder weiss und kennt die wirkende Ursache der allgemeinen Begeisterung, die sich über die Preussen und dann über die Deutschen überhaupt ergoss. Dergleichen unüberlegte und übertriebene Lobsprüche, die auch neuerlich in einer anderen Schrift über die Turnkunst wiederholt worden, schaden der guten Sache, sie müssen daher streng zurückgewiesen werden.

Der Inhalt dieser Schrift ist folgender: S. 7 folgt: „*Einleitung zur Gymnastik.*" Der Vf. hat hier, wie er S. 10 selbst bemerkt, nur benutzt, was *Gutsmuths* — den er als den Wiederhersteller der alten Kunst mit Recht anerkennt — in der Einleitung zu seiner Gymnastik über Nutzen, Zweck u. s. w. der Gymnastik sagt. S. 37 bis 65 folgt eine Übersicht der Knochen-, Bänder- und Muskel-Lehre und eine allgemeine Ansicht der Stellung und Bewegung des Körpers. Wir gestehen, dass wir diess in einer so äusserst kurzen Anweisung zur Gymnastik nicht erwartet hätten. Denn wiewohl diese Gegenstände hier sehr kurz und dennoch recht verständig (vielleicht nach *P. J. Barthez nouvelle mécanique des mouvemens de l'homme et des animaux*) vorgetragen sind, und dem gebildeten Leser eine ganz gute Übersicht des menschlichen Körpers gewähren: so möchte sich doch bey der praktischen Durchsetzung der Übungen kein merklicher Nutzen davon zeigen. Es ist damit etwa, wie beym Unterricht im Lesenlernen. Man kann dabey freylich wohl *Krugs* Untersuchungen anwenden, allein *cui bono?* Für das praktische Können des Lesens wird die Kenntniss der Laut-Entstehung wenig oder nichts fruchten. Praktischer sind dagegen die diätetischen Regeln, welche der Vf. S. 65 ff. mittheilt. Theils sind es solche, die schon bey *Gutsmuths* vorkommen, ohne diesen zu erschöpfen, theils sind sie dem Vf. eigen, namentlich der von dem Vf. vorgeschlagene *Sicherheitsgürtel*, zum Schutz des Bauchringes. Da er ihn besonders nur solchen Knaben empfiehlt, welche in dieser Stelle Anlage zu Brüchen verrathen: so ist dagegen nichts einzuwenden. Rec. hat selbst den Fall gehabt, dass ein Knabe, der durch zu frühes Reiten einen Bruch bekommen hatte, bey den gymnastischen Übungen mit vielem Nutzen, und ohne dadurch gehindert zu werden, ein gutes Bruchband gebrauchte. Für jeden Anderen aber ist der Gürtel nach Rec. langer Erfahrung ganz überflüssig. — Den Gebrauch von *Binden* als äussere Widerhalte gegen die Muskeln empfiehlt der Vf. ebenfalls. Rec. hat zwar davon nie Gebrauch machen lassen, und mag daher nicht geradehin darüber aburtheilen; nur eine Bemerkung erlaubt er

sich, sie ist diese: Werden dergleichen Binden z. B. um die Kniee, so straff angelegt, dass sie wirklichen Widerhalt leisten: so möchten sie auch leicht der Bewegung hinderlich werden, wohl selbst dem Blutumlauf in diesen Stellen mehr oder weniger entgegen wirken; und im Gegentheile legt man sie schlaff an: so wird ihr Zweck keinesweges erreicht. Was der Vf. S. 68 f. über Verrenkungen und Verstauchungen anbringt, zeigt von seiner Sorgfalt; allein in einem Programme — denn viel mehr ist diese Schrift nicht — das zu gymnastischen Übungen einladen und die Verbreitung derselben befördern soll, steht es schwerlich an schicklicher Stelle; dem Hasen — so scheint es uns — müsse man nichts von den Hunden erzählen, er — von Natur schon zum Ausreissen aufgelegt — nimmt sonst die Flucht. Beschädigungen der Art sind, nach sicheren Erfahrungen, bey den gymnastischen Übungen in der That sehr selten, ja bey Weitem seltener, als bey den unregelmässigen Übungen, welche die Jugend auf verschiedene Art von selbst anstellt. Es steht jedem erfahrenen Kenner der Sache ein für alle Mal fest, dass vernünftig geleitete gymnastische Übungen durchaus nicht gefährlich sind, aber wohl sehr gegen Gefahr schützen, wenn sie bis zur Fertigkeit eingeübt worden. Man vermeide nur alle Bewegungen, die dem Körperbau zuwider laufen, gehe durchaus schrittweise in vernünftiger Lehrart, und enthalte sich aller Gaukeleyen und Übertreibungen. S. 71 geht der Vf. zu den Übungen selbst über. Hiebey ist er so kurz, dass auf 69 Seiten der ganze gymnastische Cursus abgethan wird. Was bey einer solchen Kürze geleistet werden konnte, läfst sich leicht einsehen. Es ist hier nicht Anweisung für den angehenden Lehrer zu finden, sondern nur Andeutung dessen, was der Vf. auf seinem Platze vorzunehmen pflegt. Im Ganzen aber ist die Darstellung sehr ungleich. Bald ist die Übung nur mit zwey Worten abgefertigt, z. B. das Schwingen, das Leiterklettern, Ringen, Schwimmen, bey welchem völlig auf *Gutsmuths* verwiesen wird u. a.; bey anderen ist der Gegenstand etwas genauer genommen. Es würde zu weitläuftig seyn, von allen hier aufgestellten Übungen umständlich zu handeln, zumal da man sie aus *Gutsmuths* Gymnastik schon kennt, aus welcher der Vf. geschöpft hat; nur bey dem, was der Vf. als *neu* erfonnen aufstellt, müssen wir etwas verweilen. Dahin gehören 1) die *Übungen auf der Bank*. Der Schüler setzt die eine Fussspitze auf den Rand einer feststehenden Bank, hebt sich, senkt sich, und nimmt mancherley Stellungen an. Die hier gemachten Aufgaben sind gefahrlos, auch übend für die unteren Glieder, und obgleich manche davon in *Gutsmuths* Gymnastik unter anderen Umständen enthalten sind, so mögen sie doch auch so für sich gelten. — 2) *Übungen am beweglichen Triangel.* Eine runde Stange ist mit ihren Enden an den beiden Enden eines Seiles befestigt, welches mit seiner Mitte oben an einem Ringe verknüpft ist. So entsteht ein bewegliches Dreyeck, an welchem der Vf. 15 Aufgaben vornehmen läfst, die mit *Jahns* Recküibungen die nächste Ähnlichkeit, aber durch die Beweglichkeit der Stange und die Seile an den Seiten auch ihr Eigenthümliches haben. Mehrere dieser Aufgaben sind gut, mit anderen kann sich Rec. nicht vertragen, z. B. mit dem Hangen an den Fussspitzen, ja an *Einer* Fussspitze; sie erscheinen uns hier — wie bey *Jahn* — als Nichts bewirkende Gaukeleyen, die aus Deutscher Gymnastik verbannt werden müssen. Fragen möchten wir noch, ob irgend ein Mensch so an der Fussspitze hangen könne, wie es in Zeichnung 28 dargestellt ist, oder vielmehr nicht fragen, sondern geradeweg behaupten, es sey unmöglich. — 3) Die *Kletterübungen* mittelst des sogenannten Schlittens sind dem Vf. ganz eigen. Zwey starke Seile werden, parallel mit einander, in schräger Richtung mittelst eines Flaschenzuges straff durch die Luft gespannt, etwa auf 75'. Auf und zwischen denselben ist ein hölzerner Kasten, Schlitten genannt, angebracht, versehen an den Seiten mit Rollen, die auf den Seilen auf und nieder laufen, wenn die Person, welche sich übt, in demselben Platz nimmt, und sich mit den Händen an den Seilen ziehend auf und nieder arbeitet. Diefs geschieht unter viererley Stellungen, nämlich sitzend, kniend, unter blosser Auflegung der Beine, so dass diese den Schlitten nachziehen, indem die Hände weiter hinauf greifen, und endlich schiebend, indem die Person mit den Füssen auf den Seilen fortschreitend, den Kasten vor sich hinaufschiebt. Wir sind gerade nicht in Abrede, dass diese neue Veranstaltung der Jugend Vergnügen mache, nach dem bekannten *Variatio delectat;* nicht in Abrede, dass die gymnastische Kunst durch solcherley Maschinenwesen mehr Schein gewinne: allein die *Variatio* ist bey den Leibesübungen überhaupt schon an sich gross genug, und bedarf keiner Steigerung, am allerwenigsten durch leere Maschinerie, durch welche die gymnastische Kunst mehr verliert als gewinnt, indem sie verleitet wird, kostspielige Mittel aufzubieten, ohne eine grössere Krafterregung zu gewähren. Wer die in *Gutsmuths* Gymnastik genau beschriebenen einfachen Übungen des Klimmens bis zur Fertigkeit einübt, dem ist jede Aufgabe dieser neuen Maschinerie ein leichtes Spiel, an Kraft wird er dabey nichts gewinnen. — Nicht um ein Haar besser sind 4) die *Übungen auf dem Haspel*, einer Vorrichtung, die wiederum ganz neu aus der Phantasie des Vfs. hervorgegangen ist. Ein etwa 15 Fuss langer natürlichrunder Baum ist an jedem seiner Enden mit einer eisernen Achse versehen, und ruht mit diesen in zwey feststehenden Pfeilern. Jedes Ende des Baumes ist zugleich in ein starkes hölzernes Dreyeck eingezapft. Drey starke Seile laufen von den drey Spitzen des einen Dreyecks zu den drey entsprechenden des anderen, und werden durch eiserne Schrauben straff angezogen. An diesem umständlichen Rüstzeuge werden nach dem Vf. nur *drey* übende Aufgaben gemacht, die auf Haltung des Gleichgewichts abgesehen sind, und in 15 Zeilen mittelst der Zeichnungen beschrieben werden. Bey allen dreyen kömmt es darauf an, sich über dieses Ding fortzubewegen, ohne dass es umschlage. Die beiden ersten lassen sich ohne Schwierigkeit von Jedem durchsetzen, der seine seine Last auf die Füsse legt: denn an Schwierigkeit, die nur durch Übung zu überwinden wäre, sind beide sehr leer. Die dritte Aufgabe dagegen ist so

schwierig, dass sie sich schwer durchsetzen lässt, wenn die Maschine in ihren Achsen nicht einer starken Reibung unterworfen ist, welche das Umschlagen sehr erschwert. Wir gestehen, dass es uns demnach scheine, als sey durch des Vfs. Haspel der gymnastische Platz zwar mit einer stattlichen Maschine, aber die gymnastische Kunst darum noch nicht mit einer tüchtigen Übung vermehrt. Des Vfs. Angaben bey jeder Übung mit genauer Kritik zu folgen, verbietet der Raum; Stoff dazu bietet sich oft genug dar. Zum Beschluss giebt der Vf. etwas über die physische Erziehung der Griechen, und eine kurze Beschreibung des Hirtenfestes zu Unspunnen. Die Kupfer zu dem Werke sind sehr brav gearbeitet, umfassen aber bey Weitem nicht alle, sondern nur diese und jene Übung.

Ist es uns gleich nicht möglich gewesen, in diesem schön gedruckten Werkchen eine kräftige Vervollkommnung der gymnastischen Kunst zu finden: so loben wir doch und schätzen hoch des braven Vfs. Bestreben, der physischen Erziehung in seinem Vaterlande weiter zu helfen. Möge er fortfahren, durch seine lobenswerthen Bemühungen seinem Vaterlande nützlich zu werden, ohne dabey zu vergessen, dass das *Einfache* gerade das *Volksmässige* ist.

yn.

Sondershausen, b. Voigt: *Vollständiges Giftbuch, oder Unterricht, die Giftpflanzen, Giftminerale und Giftthiere kennen zu lernen, und Gesundheit und Leben gegen Vergiftungsgefahren sicher zu stellen.* Zum Schulgebrauch. — Mit genau illuminirten, die Giftpflanzen und Giftthiere vorstellenden Kupfern. 1817. 11 Bogen 8. (16 gr.)

Der Titel spricht nicht ganz aus, was die Schrift enthält: denn auch von dem ansteckenden Krankheitsgifte ist in derselben die Rede, von dem Blattern-, dem Pest-, dem gelben Fieber-, Fleckfieber-, Scharlachfieber-, Masern- und Ruhr-Gifte, so auch von erstickenden und nachtheiligen Dämpfen und Gasarten. Der Gang, den der Vf. genommen, ist ohne Tadel; eine kurze, doch genaue Beschreibung des schädlichen Gegenstandes, z. B. der Pflanze oder des Thieres, geht voraus. Die ganz gut gerathenen Kupfer kommen dabey zu Hülfe; Schade dass der Vf. versäumt hat, im Text darauf zu verweisen. Es folgen sodann einzelne Fälle der Vergiftung, als Erfahrungen aufgestellt. Bey den Krankheitsgiften sind zugleich die Verhütungsmittel der Ansteckung angegeben, in Rücksicht der übrigen Gifte aber folgt in einem besonderen Abschnitte die Angabe der anzuwendenden Mittel gegen die ätzenden und gegen die betäubenden Gifte. Im Betreff dieses letzten Abschnittes kann Rec. kein Urtheil geben, da er kein Arzt ist. Im Allgemeinen hält er das Buch für recht nützlich und gut, auch recht brauchbar für Schullehrer, welche ihre Schüler über einen Gegenstand belehren wollen, der so ganz ins praktische Leben gehört. Für diese sind auch die aufgestellten Erfahrungen, die einzelnen Vergiftungsgeschichten sehr zweckmässig, weil nächst der Anschauung nichts so sehr die Kinderseele anspricht, als das Beyspiel.

Etwas zu weit, so scheint es Rec., hat aber der Vf. in den Gegenstand hineingegriffen, und zwar in sofern, als er nicht bey dem Deutschen Vaterlande stehen geblieben, sondern weit ins Ausland hinaus gegangen ist. Mit jedem Schritte aus Europa, selbst auch nur aus Deutschland, wird das, was er vorträgt, in der That nur Curiosität für den Leselustigen, oder für den erzählungslustigen Lehrer, und bleibt nicht praktisch nützliche Kunde für die Jugend. Der Manchinellbaum, die Klapper- und Brillen-Schlange, der Hautwurm, die Curassaospinne und mehr dergleichen liegen ja offenbar ausser dem praktischen Bereiche der hiesigen Jugend. Was soll *sie* damit? Es ist mit dem Sumach, der Tarantel, deren Giftigkeit sich überdiess wohl halten lassen mag, und mit dem Skorpion wenig anders. Ja man kann noch weiter gehen, und fragen: warum sind hier so manche Gegenstände des wissenschaftlichen Arztes und der Apotheke aufgestellt, die gleichfalls eben sowohl ausser dem Bereiche des Volkes liegen, weil es dieselben gar nicht kennt? z. B. der ätzende Sublimat, vielleicht selbst das Opium u. a. Die Kenntniss aller giftigen Körper, so wie sie in der grossen Natur und in der Kunstwelt vorkommen, dem Volke mittheilen zu wollen, kann unmöglich der Zweck einer solchen Schrift werden, — man sieht leicht ein, warum; sondern nur dessen, was sich ins alltägliche Leben als schädlich und giftig eindrängt. Alles Übrige scheint Rec. Überfluss, und bey Manchem entsteht sogar die Frage, ob es rathsam sey, dem Volke Kenntniss davon zu geben. — Dagegen hätte der Vf. manche schädliche Dinge, und namentlich die giftigen Farben, ausführlicher abhandeln sollen: denn diese drängen sich selbst bis in die Kinderstuben, und hätten ein eigenes Capitel verdient. Im Übrigen aber verdient die Schrift Empfehlung. S. 5 ist ein Druckfehler in dem *Aconitum lycoctorum* statt *lycoctonum* unbemerkt geblieben.

yn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Elberfeld und Leipzig, b. Büschler: *Euphranor. Über die Liebe.* Ein Buch für die Freunde eines schönen, gebildeten und glücklichen Lebens. Herausgegeben von *Friedrich Ehrenberg.* 1805. 6. 2 Thle. 308 u. 394 S. (3 Rthlr.) Erster Thl. Zweyte Aufl. 1809. 411 S. Zweyter Thl. Zweyte veränderte u. vermehrte Aufl. Mit 1 Kupfer. 1817. 416 S. 8. (3 Rthlr.)

Das Buch soll eine populäre Philosophie der Liebe seyn; es soll gebildete Leser mit dieser zarten und edeln Leidenschaft des menschlichen Herzens bekannt machen, und ihnen in einer verständlichen Sprache und ohne Erörterungen, die nur den gelehrten Menschenforscher interessiren können, sagen, was Liebe sey, wie sie sich von gemeiner Sinnlichkeit unterscheide, in welchen Gestalten sie sich zeige, wie sie auf die übrigen Angelegenheiten der Menschen wirke, was sie zur Bildung, Verschönerung und Vered-

lung des Lebens beytrage, und wie ſie zu dem Ende behandelt ſeyn wolle. Der Vf. hat ſeinen Zweck mit Scharfſinn und Umſicht verfolgt, und eine, auch dem Pſychologen nicht unintereſſante Schrift geliefert. Von der Beſtimmung des Weſens der Liebe geht er aus. Ihr ſind ſechs Perioden gegeben, in welchen ſie ſich zu entwickeln ſtrebt, und die man als eben ſo viel charakteriſtiſche Momente derſelben anzuſehen hat: das Bedürfniſs, ein gleichgeſchaffenes Weſen um ſich zu haben, dem man ſich ganz hingeben könne; das Finden und Erkennen; das Streben nach Vereinigung; die Einigung ſelbſt in der Gegenliebe; der Genuſs mit der ihn begleitenden liebenden Anhänglichkeit und Sorge, und die unendliche Sehnſucht. Daſs die Liebe dieſe idealiſche Reinheit und Vollkommenheit nicht immer, ja nur ſelten erreiche, verſteht ſich von ſelbſt. Auch iſt es ein ſehr wahres Wort, daſs die Liebe nicht von Auſsen in den Menſchen hereinkomme, ihm nicht angebildet werde, welches ſich manche Pädagogen merken mögen. Der Gegenſatz der Liebe iſt Selbſtſucht, und dieſe liegt in unaufhörlichem Kampfe mit jener. Liebe und Freundſchaft ſind nur verſchiedene Äuſserungen der Sympathie. Zu dieſer aber ſind, wenn ſie entſtehen ſoll, Gleichheit und Verſchiedenheit der Charaktere nothwendig. „Jede zieht auf ihre eigene Weiſe die Gemüther zu einander hin: die Gleichheit, indem ſie *das Leben, durch das Bild, welches ſie ihm darſtellt, erhöht;* die Verſchiedenheit, indem ſie es durch das Fremde, was ſie ihm mittheilt, erweitert.“ Wo nun die Gleichheit das Übergewicht hat, da iſt Freundſchaft, wo die Verſchiedenheit vorherrſcht, Liebe. Freunde können demnach nur diejenigen ſeyn, die ſich im Weſentlichen gleich und im Zufälligen verſchieden ſind; lieben aber können ſich nur diejenigen, die in irgend etwas Weſentlichem von einander verſchieden, und in etwas Zufälligem einander gleich ſind, ſo daſs beide ſich als *Ergänzungsſtücke Eines Daſeyns* ſuchen. Bey dem, was der Vf. über Liebe und Schönheit Th. 1 S. 86 ff. ſagt, ſcheint er die Claſſe ſeiner eigentlichen Leſer etwas aus den Augen verloren zu haben. Die folgenden Abſchnitte, wo er von der Sinnlichkeit, Eitelkeit, Einbildungskraft, Tugend und Verliebtheit in Bezug auf die Liebe ſpricht, werden ebenfalls mehr philoſophiſche Leſer anziehen. Den Schluſs des erſten Buches macht eine Charakteriſtik der Liebe, die ſehr wahr und belehrend iſt. Die folgenden drey Bücher ſind mehr praktiſch, und hier iſt der Vf. mit Anſicht und Darſtellung ganz in ſeiner Sphäre. Auch begegnet uns da mancher neue Gedanke, manche feine Bemerkung, mancher treffende Rath. Beſonders ſind es das dritte, vierte und fünfte Capitel des dritten Buches, welche ſich mit der Praxis der Liebe beſchäftigen. Das vierte Buch handelt die Ehe ab. Was hier über glückliche Ehen und ihre wohlthätigen Einflüſſe auf Bildung des menſchlichen Herzens und Glückſeligkeit des Staates vorgetragen iſt, hat etwas wahrhaft Erbauliches und Rührendes. „Glückliche Ehen, ſagt der Vf., ſind die Veſte des Staates und das Palladium der Menſchheit. Der Staat kann nicht ſtürzen, wenn er viele glückliche Ehen zählt. Die Menſchheit darf ihre Sache nicht verloren geben, ſo lange ſie dieſelbe noch der Pflege glücklicher Familien anvertrauen kann. — Der iſt der beſſere Staatsmann und der treuere Bürger, der Weib und Kinder für ſeinen gröſsten Reichthum hält; der der feurigſte Patriot, den Liebe zu ſeinen Erwählten dazu gebildet hat.“ Neues zwar enthält dieſer Abſchnitt weniger, aber das Bekanntere mit Geiſt und Wärme vorgetragen. Das Buch verdient die Aufnahme, die es gefunden. Die Hauptveränderungen in der zweyten Auflage des erſten Theils betreffen Euphranors Glaubensbekenntniſs, welches Viele und auch Rec. dunkel gefunden haben. In ſeiner neuen Umarbeitung iſt es um Vieles deutlicher geworden, und deſshalb auch der Gefahr, miſsverſtanden zu werden, nicht mehr ausgeſetzt.

Gh.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Dortmund*, b. Mallinkrodt: *Geiſtliche Kernlieder der Deutſchen Nation.* Eine Sammlung. 1816. 102 S. 8. (7 gr.)

Wozu eigentlich dieſe Sammlung geiſtlicher Lieder dienen ſoll, begreift man nicht. Jeder hat ja heutzutage ein neues Geſangbuch oder kann ein ſolches bekommen, um ſich daraus die ihm am meiſten gefallenden Lieder ſelbſt auszuwählen. Denn daſs der Sammler nicht immer nach dem Geſchmack eines Jeden gewählt habe, wird er ſich ſelbſt beſcheiden. Es ſind hier ſechzig geiſtliche Lieder zuſammengedruckt, wovon die meiſten in jedem neueren Geſangbuche ſtehen, ältere und neuere untermiſcht, z. B. die meiſten *Gellert*ſchen: Gott iſt mein Lied u. ſ. w., Wenn ich o Schöpfer u. ſ. w., Wie groſs iſt des Allmächt'gen u. ſ. w. Ferner einige aus den älteren Geſangbüchern: Ich ſinge dir mit Herz u. ſ. w., In allen meinen Thaten u. ſ. w. Erſteres hat die ſonderbare, in eine ſolche Sammlung nicht gehörende Überſchrift: *Winkelmanns* Lieblingslied, ſowie letzteres: *Lichtenbergs* Lieblingslied. Dieſs ſticht wunderlich gegen andere Überſchriften von Liedern ab, die nicht nach ihrem Schutzpatrone, ſondern nach ihrem Inhalte betitelt werden. Dann ſind auch noch einige Lieder von *Krummacher* und anderen Verfaſſern dieſer Sammlung einverleibt. Wir wollen über die Auswahl mit dem Herausgeber nicht rechten, verſichern aber, daſs Mancher dieſs und jenes ſeiner Lieblingslieder vermiſſen werde. Mit einigen Stellen in den *Gellert*'ſchen Liedern hat ſich der Herausgeber einige Änderungen erlaubt, von denen wir nicht wiſſen, ob ſie Verbeſſerungen ſind. Z. B. in dem Liede: Gott iſt mein Lied, hat der *Gellert*'ſche Text: Und er gebeut: ſo fallen durch ſein Schelten die Himmel wieder in ihr Nichts. Der Herausgeber nahm an dem freylich altteſtamentlichen Schelten Anſtoſs, und hat nun geändert: ſo fallen dieſe Welten, die Himmel wieder in ihr Nichts. Aber wie matt, da unmittelbar vorhergeht: ſo ſind und leben Welten. So iſt auch das *Gellert*'ſche: Seyd fröhlich, ihr Gerechten! der Herr hilft ſeinen Knechten — umgewandelt in: der Herr hilft dem Gerechten!!! Hätte das der unvergeſsliche *Gellert* gewollt: ſo hätte er das wohl auch gewuſst.

—K—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

ERDBESCHREIBUNG.

Baltimore, b. Coals und Makwell: *Journal of a voyage up the River Missouri*; performed in 1811 by *H. M. Brackenridge* Esq. Second edition, revised and enlarged b. the author. 1816. 246 S. 8.

Das Tagebuch der Hnn. *Lewis* und *Clarke*, welches auch für das Deutsche Publicum in Übersetzungen und Auszügen bearbeitet worden ist, hat uns zuerst mit den Gegenden bekannt gemacht, durch welche man jetzt eine bleibende Verbindung zwischen dem unteren Mississippi und den Ufern des stillen Meeres, da wo sich der Columbia in dasselbe mündet, zu stiften sucht. In den Nordamerikanischen Staaten erwartet man grosse Vortheile von dieser Verbindung. Seit *L's.* und *C's.* Reise haben mehrere Handelsunternehmungen auf derselben Strasse Statt gefunden. Es sind jetzt schon mehrere hundert Englische Meilen an dem Missouri hinauf Niederlassungen angelegt, deren Zahl täglich zunimmt. Man hofft, dass die Reisen über die felsigten Gebirge (*Rocky Mountains*) jährlich zunehmen, und gar bald eine Stadt an den Ufern des Columbia entstehen werde, durch deren Vermittelung sich Handelsverbindungen zwischen Neu-Orleans und Canton anknüpfen lassen. Schon hatte eine Gesellschaft von Pelzhändlern eine Factorey an dem Columbia errichtet, Astorga genannt, der letzte Krieg war Ursache, dass diese Gesellschaft sich auflöste, und jene Niederlassung fürs Erste aufgegeben wurde.

Ein Hr. Lissa, ein geborener Spanier, war einer der Ersteren, welche die Reise von dem Mississippi zu der Mündung des Columbia wieder unternahmen. Der Vf. begleitete ihn bis zu einer Station der Missouri-Pelzhändler-Compagnie, welche 1650 Engl. Meilen oberhalb der Mündung des Missouri liegt. Das Boot, auf welchem sie die Reise begannen, war mit Segeln versehen, und mit 25 Mann theils Canadischen Schiffern, theils Amerikanischen Jägern besetzt. Drey Wochen vor Lissa's Abreise war ein Hr. Hunt aufgebrochen, um dieselbe Reise zu machen. Jeder dieser beiden Reisenden fürchtete, dass der andere seiner Unternehmung Hindernisse in den Weg legen, die Stämme der Indianer gegen den anderen aufbringen werde u. s. w. Sie suchten sich daher den Rang abzulaufen; Lissa machte die allergrössten Anstrengungen, seinen Nebenbuhler einzuholen, man darf also annehmen, dass er den Strom so schnell hinaufschiffte, als unter den jetzigen Umständen und bey den Mitteln, welche ihm zu Gebote standen, überhaupt nur möglich war. Am 2 April 1811 verliessen sie St. Charles. 300 E. M. aufwärts von der Mündung des Missouri kamen sie zum Fort Osage, woselbst eine Compagnie im Besatzung liegt, und ein Factor für den Handel mit den Indianern wohnt. Wenige Meilen weiter trafen sie auf ein kleines Lager Amerikanischer Jäger, der Vf. nennt diese Gegenden das Paradies der Jäger. Bald waren sie über die letzten von Weissen bewohnten Niederlassungen hinaus. Am 51 Tage der Reise ward die Mündung des Platteflusses erreicht. Man betrachtet sie als den Scheidepunct zwischen dem oberen und unteren Missouri, und wer diesen zum ersten Mal überschreitet, wird gehänselt wie die, welche den Äquator zum ersten Mal passiren. Der Plattefluss ist über 2000 E. M. lang, und an seiner Mündung 600 Yards breit. Er fliesst durch ein offenes Land, und hat seine Quellen auf derselben Gebirgskette, von welcher auch der Missouri, Rio del Norte und der Colorado von California herkommen. Am 25 May gelangten die Reisenden an den Vermillion Creek, in dessen Nähe die Strömung des Flusses eine fürchterliche Stärke hatte; Tages darauf bemerkten sie die Überbleibsel eines Hügels, welche ganz aus Bimsstein bestanden, weitere vulkanische Spuren fanden sich aber nicht. Am 26 kamen sie zur Insel *à bon homme*, wo sich Spuren ehemaliger Festungswerke fanden. Am 2 Juny erreichten sie *Hunts* Reisegesellschaft bey der Cederinsel, 1200 E. M. von der Mündung des Missouri, die weitere Reise wurde vereinigt fortgesetzt. Dem Vf. war es sehr angenehm, in Hunts Gesellschaft zwey Männer, die Hnn. Bradbury und Nuttal zu finden, von denen der Erstere in mineralogischer, der Andere in botanischer Hinsicht die Reise mitmachten. Der entfernteste Punct, welchen der Vf. erreichte, war ein der Pelzhändler-Compagnie gehöriges Fort. Hier verkaufte Hunt seine Boote und kaufte Pferde, um die Reise nach dem Columbia über Land fortzusetzen; Lissa blieb, um mit den Wilden Handel zu treiben; der Vf. schiffte mit Hn. Bradbury den Fluss hinab nach St. Louis zurück. Ohne Mühe legte man täglich mehr als 100 E. M. zurück.

Obgleich nun diese Reise bey Weitem kürzer ist, als die von *Lewis* und *Clarke*, auch dem Vf. manche Hülfsmittel zu genaueren Beobachtungen fehlten: so ist sie doch reich an sehr interessanten Beschreibungen, und lehrt die Natur und die Bewohner dieser Gegenden von vielen neuen Seiten kennen. Wir müssen noch Einiges aus diesem Tagebuche anführen, dem wir eine baldige gute Übersetzung oder Bearbeitung für das Deutsche Publicum wünschen.

Nach des Vfs. Beschreibung fliesst der Missouri in den letzten 600 E. M. seines Laufes durch ein fruchtbares, mit Bäumen bedecktes Land. Schwerlich werden über diese Strecke hinaus zusammenhängende Niederlassungen angelegt werden, obgleich die Ufer des Flusses, sowie die seiner Nebenflüsse, noch einige Hundert (E.) Meilen weiter hinauf hin und wieder aus schönen Wiesen bestehen und mit Bäumen bedeckt sind. Diese Gegenden würden sehr gut zur Viehzucht benutzt werden können, so wie sie jetzt grosse Heerden von wilden Thieren, Büffeln, Hirschen u. s. w. ernähren. Noch weiter hinauf wird die Gegend immer öder, bis sie das Felsengebirge (*Rocky Mountais*) erreicht. Sie wird nie mehrere Menschen ernähren können, als die wenigen, welche hie und da an den Flüssen sich möchten erhalten können. Der Winter ist hier sehr streng. Der Boden ist äusserst hügelicht und uneben, die Gewässer, welche, wenn der Schnee schmilzt, hinabstürzen und den Missouri anschwellen, haben tiefe Schluchten eingerissen. Überall fehlt es hier an Bäumen und ausser den Flüssen an Wasser. Der Missouri selbst nimmt in seinem weiten Laufe viele sehr bedeutende Flüsse auf, z. B. den Plattefluss, die Chienne, den White River, den Osage, ausserdem noch viele geringere. Der beständig fortdauernde Ansatz neuen Landes an den Ufern und besonders an der Mündung des Missisippi lässt sich aus der Erde, den Bäumen u. s. w., welche die Fluthen des Missouri und seiner Nebenflüsse mit sich fortschwemmen, vollkommen erklären. Es scheint, als wären wenige Felsen im Bette des Missouri; seine Ufer bestehen fast überall aus lehmiger lockerer Erde, die leicht nachgiebt und mit allen Bäumen, die auf ihr stehen, einschiesst. Viele bedeutende Hindernisse erschweren die Schiffahrt auf diesem Flusse, besonders gegen den Strom. An einigen Stellen ist er kaum 300 Yards breit, an anderen mehr als zwey Englische Meilen. Hr. Lissa brauchte ungeachtet der äussersten Anstrengung doch 62 Tage, um die Cederinsel zu erreichen, welche 1200 E. M. oberhalb der Mündung des Missouri liegt; auf der Rückkehr, bey der man es sich nicht so sauer werden liess, machte der Vf. die 1550 E. M. von den Dörfern der Arikara-Indianer bis zu St. Louis in 14 Tagen. Merkwürdig ist die Art, wie man die Antelope, dieses so äusserst scheue und flüchtige Thier, in den offenen Gegenden, wo man sich ihr nicht verdeckt nähern kann, zum Schusse bringt. Ein Schnupftuch wird an eine Stange gebunden und hin und her bewegt, der Schütze liegt dabey platt auf der Erde. Sobald eine Antelope das Tuch erblickt, läuft sie neugierig heran, umkreist die Stange erst in der Ferne, dann immer näher, so dass sie zuletzt zum Schusse kömmt. Diese Antelopen sind den bekannten Arabischen Gazellen sehr ähnlich. — Bey den Arikara-Indianern gehört es zu den Pflichten der Gastlichkeit, dem Fremden, der bey ihnen einkehrt, eine Weibsperson zur Bettgenossin anzubieten. Sie nehmen es übel, wenn der Fremde diess Anerbieten nicht annimmt, doch nur, wenn diess in einzelnen Fällen geschieht, wer es beständig zurückweist, den achten sie. Ein Beweis, dass auch rohe Völker Selbstbeherrschung zu schätzen wissen.

E. C. G. F.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Choix de Poesies polonaises*. Précédé d'un discours sur l'origine de la Pologne, sur la langue et la Poesie de cette nation: sur les idiomes Slaves et sur la Géographie ancienne du Nord. Recueilli, écrit et traduit en Français par *O****** (*Ochorsky*). Von S. 219 — 404. 8.

Der Inhalt der hier mitgetheilten Sammlungen ist schon dem ersten Hefte S. III. IV. V vorgesetzt; und da wir dieses zu seiner Zeit ausführlich in den zu dieser Zeitung gehörigen Ergänzungsbl. 1817. No. 29 angezeigt: so könnten wir uns, weil der Vf. sich immer gleich bleibt, einer näheren Anzeige mit Fug und Recht überheben. Da aber, wie die fortlaufende Seitenzahl lehrt, vorliegendes Werk nicht sowohl die Fortsetzung, als vielmehr ein integrirender Theil des ehemals angezeigten ist (ein Umstand, der uns bey der Anzeige des ersten Heftes völlig unbekannt war): so mögen wir uns dem Vorwurfe nicht aussetzen, durch die Anzeige eines verstümmelten Buches die Leser ausser Stand gesetzt zu haben, ein richtiges Urtheil über das Ganze zu fällen. Der Hauptsatz des Vfs., die jetzigen Polen sind Autochthonen des Landes, dass sie schon zu Herodots Zeiten, unter einem fremden Namen nur, bewohnten, dieser Hauptsatz wird in den neu hinzugekommenen Bogen durch nichts erwiesen, sondern immer als Axiom vorausgesetzt. Sätze, für Axiomata fälschlich genommen, können freylich widerlegt werden, aber dann wird ihre Unrichtigkeit zu zeigen keine Recension, sondern ein Buch erfodert. Ohne uns also auf die Bestreitung dieses Satzes hier einzulassen, wollen wir, zum Beweis, dass wir das Buch ganz und mit Aufmerksamkeit gelesen, nur einige kleine Unrichtigkeiten anführen, *quas incuria fudit*, die aber von der Art sind, dass die Berichtigung derselben die Hauptidee des Vfs. auch nicht auf die mindeste Weise schwächt. — Z. B. *Primus Truber* S. 299 war kein *Kärntner*, und seine zwey Gehülfen waren *Uskochen*, nicht aber *de la Croitie* (ein Rec. unbekanntes Land, wenn es nicht vielleicht *Croatie* heissen soll) und *de la Bosnie*. König Alfreds *Mägthaland* ist der Isländischen Sagen *Quenland*, und es ist fast unmöglich zu begreifen, wie Hr. O. in diesem

Lande die am Thermodon hausenden Amazonen verkennen, und auf *medza*, welches nie im Polnischen *limite* bedeutet, rathen konnte.

Richtig dagegen scheint uns die Bemerkung S. 256, aber nicht neu, dass *Jornandes*, wo er von der Weichsel redet, die *Oder* verstand; eben so auch S. 277, dass in *patria campi* des Ravennas *Polen* steckt (welches Wort aber damals die Ukraine bedeutete); neu und richtig die kurzvorhergehende, dass das *k* in dem Namen der Slaven dadurch gekommen, dass man den Ton des durchstrichenen Polnischen *l*. (Hr. *O.* nennt es *barré*) durch einen hinzugesetzten Lateinischen Buchstaben nachkünsteln wollen. — Mit Recht findet Hr. *O.* S. 297 die von *Dobrowsky* mitgetheilte Classification der Slavischen Sprachdialekte *unvollständig*. Nicht allein unvollständig, sondern auch falsch oder unrichtig ist sie, und uns wundert, wie ein Mann wie *Dobrowsky* sie schreiben konnte; z. B. in Lüneburg giebt es schon lange keine Wenden mehr; die fast durch nichts unterschiedenen Dialekte der Ober- und Nieder-Lausitz durch Sorabisch und Wendisch unterscheiden zu wollen, ist ethnographisch falsch. Durch Illyrisch verstand *della Bella* die in den ehemals Venezianischen Besitzungen an der Ostküste des Adriatischen Meeres geredete Sprache, die mit dem Servischen nicht näher, als mit jedem anderen Slavischen Dialekte, verwandt ist. — Wenn *Kassubisch* als ein besonderer Slavischer Dialekt aufgeführt werden sollte: so durfte das sogenannte Wasserpolnische in Oberschlesien auch nicht übergangen werden: allein beides, dünkt uns, sind nur Dialekte der *Polnischen*, sowie Mährisch und Slowakisch der *Böhmischen*, Wendisch, beides in Steyermark und in Kärnten, dann auch Histerreichisch der *krainerischen* Sprache; und dergleichen Varietäten liessen sich noch mehr auffinden. Zwar meint der Vf., in ganz Polen gäbe es nur Eine Sprache: allein in wie viel Arten des Patois diese zerfällt, könnten wir mit leichter Mühe aus einer vor uns liegenden Polnischen Übersetzung des Hn. *von Pourceaugnac* beweisen, ungeachtet es freylich wahr ist, dass der Unterschied dieser Dialekte mehr in Ton und Aussprache, als in eigenthümlichen Wörtern und Redensarten, besteht. Auch blendet Vaterlandsliebe den Vf., wenn er das Polnische zum ältesten aller Slavischen Sprachdialekte machen will. Diese Ehre gebührt unstreitig dem noch jetzt in Russland üblichen Kirchendialekt, an den sich unseres Bedünkens noch das Malorussische am nächsten anschliesst. Polnisch ist gerade der jüngste von allen Dialekten. Schon der Umstand, dass Polnisch nie, wie Böhmisch und Krainerisch, mit Glagolitischen Lettern geschrieben ward, beweist hinreichend, dass von einer Altpolnischen Literatur eben so wenig, als von einer Zigeunerischen die Rede seyn kann; dass die alten Polen, wie die Grönländer und Huronen, ohne Wissenschaften und Künste waren, und dass sie beides von Deutschen empfingen, die ihnen, gerade wie ihren zu Sklaven gemachten Mitbrüdern in Sachsen, aus Unkunde des, ihrer Sprache so sehr angemessenen Slavischen Alphabets ein verschnörkeltes und verzerrtes Lateinisches andrechselten. — *Nestor* starb 1116; ungefähr um eben diese Zeit schrieb und excerpirte ungleich ältere Chroniken *Dalemil* in Böhmen, und das allerälteste Denkmal Polnischer Literatur ward unter Karl IV 1347 geschrieben, da die Böhmen die Glagolitische Schrift schon längst abgeschafft, aber Accente noch nicht eingeführt hatten.

Aus dem 28 Capitel wollen wir schliesslich noch einige Nachrichten über Polnische Dichter ausheben. Ennius der Polnischen Dichtkunst ist *Nicolaus Rey Okszu von Naglowice Naglowsky*, starb 1568. — Berühmter ist *Johann Kochanowsky*, der, ein anderer *Dudith*, der Kirche für ein schönes Mädchen untreu ward. Rec. hat oft in Czarnolas im Schatten einer Linde gesessen, von welcher er wenigstens sich einbildete, dass es die sey, unter deren Schatten Kochanowsky seinen, noch jetzt von den Polen gefeyerten Horaz sang. Zu seinen übersetzten Psalmen hat *Gomolka* die Musik gemacht. Auch hat man von ihm ein, auf Bitten des Krongross-Feldherren Zamoisky verfertigtes Trauerspiel *Odprawa*, welches *Stephan Bathory* in Krakau aufführen liess. — Ein Vetter des vorhergehenden, *Andreas Kochanowsky*, erwarb sich mit der Äneide die nämliche Ehre, die sich jener durch Horaz erworben hatte (1590). Ein Dritter dieses Namens, *Peter* übersetzte 1618 die *Gierusalemme* und die 15 ersten Gesänge des *Orlando* (auch der Rest dieser Übersetzung soll noch, doch nur handschriftlich, vorhanden seyn). — *Twardowsky*, leicht der corpulenteste dieser Dichter, *relicta non bene parmula*, *sensit celerem fugam*, und rühmt sich dessen. Er hatte sich ganz nach Lucan gebildet, daher ihm denn das fehlte, was Petron am Sänger der Bürgerkriege vermisste. — *Chrościnsky* und *Bardzynsky* übersetzten den Lucan, zu gleicher Zeit, 1690 und 1691. — Zuletzt noch S. 351 Nachrichten von der im vorigen Hefte wenigstens zum Theil übersetzt mitgetheilten *Woyna choczimska*. Der Vf. macht bey dieser Gelegenheit seine Leser aufmerksam auf *Jakob Sobiesky's*, Castellans von Krakau, *Commentarios de bello Chotinensi* (Danzig, 1646), und auf einen, Rec. unbekannten historischen Roman *Osman und Apendine*, den die Gemahlin des damals am Konstantinopolitanischen Hofe befindlichen Französischen Ambassadeurs geschrieben haben soll. Drey Rec. gleichfalls völlig unbekannte Romane, die Polnische Sitten schildern sollen, kommen S. 353 vor: *L'heritière polonaise*; der Miss *Porter* Thaddeus von Warschau, und *Julius von Voss* Ignaz Jalonsky. Der Vf., der überhaupt seinen Landsleuten sehr verschwenderisch Weihrauch streut, setzt bey dieser Gelegenheit den (damaligen Bischof von Ermeland, später als Erzbischof von Gnesen gestorbenen) Verfasser dieses Gedichtes, Grafen *Krasitzky* nicht allein *pour ses vastes talens* (das möchte noch hingehen, denn diese Sprache sind wir gewohnt), sondern auch *pour la pureté de ses moeurs!!!* neben *Fenelon*; eher noch neben Cardinal *du Bois*. (Eben so übertrieben heisst es S. 345 von *Przybylski*, der *bestimmt* kein Hebräisch *lesen* kann:

possedant à fond la langue des Prophètes et des chantres de Jerusalem.) Sehr richtig mäſsigt der Vf. S. 356 das Urtheil eines *Literateur français* über die *Myszeide* des nämlichen Vfs. Allein jener *Literateur* (es iſt *du Bois*) war ein hungeriger Franzoſe, (der *Abt* vom Verdienſte aus dem Deutſchen, und die *Myszeide* aus dem Polniſchen überſetzt hatte, ohne weder Deutſch noch Polniſch zu verſtehen; der Warſchau mit Schulden beladen verlieſs, und den *d'Alembert* gern dem König von Preuſſen in ſeinen letzten Jahren aufgedrungen hätte: einem ſolchen Manne kann man es vergeben, wenn er, einen reichen und verſchwenderiſchen Biſchof zu ehren, in die Ruhmpoſaune ſtöſst. — Die *Monachomachie* (S. 357) wäre freylich, wenn ſie Hn. *von Borns* Feder entfloſſen, unſchuldiger als die *Monachologie* geweſen: allein *duo cum faciunt idem, non eſt idem*; und es ſchickt ſich nicht, daſs ein Biſchof einem unchriſtlichen König zu gefallen (Kraſizky ſchrieb das Ding zu Potsdam, auf Friedrichs Angabe, und in den ehemals von *Voltaire* bewohnten Zimmern) etwas ſchreibt, was auch dem ſchwächſten Geiſte Stein des Anſtoſsens werden kann.

Wir überſchlagen die übrigen Gedichte: S. 358 den Luftballon von *Kniaznin*, und S. 370 die Sibylle von *Woronicz*, jetzigem Biſchof von Krakau, und ſonſt Manches, um noch etwas von den (S. 361) angehängten Überſetzungen zu ſagen. — Zuerſt ein Fragment aus dem ſechſten Geſange der *Lechonide* des Vfs., die, wie ſchon im vorigen Hefte bemerkt worden, wo nicht Selbſtgefühl, doch Beſcheidenheit rühmlicher unterdrückt hätte. — S. 369 *Twardowsky's* Ode an Carl Guſtav, die wenigſtens dem Patriotismus des Dichters keine Ehre macht, ihr poetiſches Verdienſt möchte nun übrigens ſeyn, welches es wollte. Eine ſehr gut geſchriebene Einleitung zum beſſeren Verſtändniſs derſelben geht vorher; und eben ſo bey den beiden folgenden S. 397 *Franz Karpinsky*, ein noch lebender, auf ſeinen Lorbeern ausruhender Dichter, *Erinnerung an die Zeiten Czarnecki's*. Der Vf. ſagt nichts über die Zeit, in welcher dieſe Ode geſchrieben ward, Rec. irrt wohl nicht, wenn er ſie in jene Zeiten ſetzt, da Kosziusko zum erſten Mal auftrat. Endlich S. 383 *Naruszewicz* Ode an das Litthauiſche Volk nach der vergebens verſuchten Aufhebung des Königs 1771. In Rückſicht der Dichtkunſt wohl leicht das beſte von allen hier mitgetheilten Stücken, aber voller Schmeicheley. Hier iſt das einen ganzen Bogen füllende Vorwort des Herausgebers ſehr wichtig, und verdient von Allen geleſen zu werden, die mit Stanislai Geſchichte auch noch ſo bekannt zu ſeyn glauben. In welch einem ganz anderen als Zeitungslichte wird dieſe verſuchte Aufhebung hier vorgeſtellt, und wie rührend S. 394 *Lukawski's* tragiſches Ende erzählt! Er ſtarb, ſagt der Vf., unſchuldiger und unglücklicher als Scävola!

K. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaft. *Braunſchweig*, b. Plüchard: *Fragmente über die Organiſation und die Geſchäfte des Generalſtabes.* 1817. 80 S. gr. 8. (6 gr.)

Der Nutzen, den die Generalſtäbe künftiger Zeit von dieſer kleinen Schrift ziehen werden, dürfte nur gering ſeyn, da ſie nichts Neues und manches nicht ganz Richtige enthält. Die Kenntniſſe und Leiſtungen, die der Vf. von den Generalſtabs-Officieren verlangt, werden mit Ausnahme der Schiffsbaukunſt und des Kupferſtechens ſo ziemlich in allen Armeen von ihnen gefodert, auch werden ſie faſt überall während des Friedens recht zweckmäſsig benutzt.

Statt Aſtronomie möchten wir S. 17 Aſtrognoſie leſen; Mechanik und das Nivelliren, ſowie wenigſtens die Anfangsgründe der Hydraulik, kennt Jeder, der wirklich Mathematik ſtudirt hat; daſs die Generalſtäbe zum groſsen Theil aus Ausländern beſtehen, haben wir wenigſtens beym Öſterreichiſchen und Preuſſiſchen Heere nicht gefunden, eben ſo wenig die Klage über ſchlechtes Avancement der dabey angeſtellten Officiere (eher das Gegentheil). Die Einrichtung eigenthümlicher Anſtalten zur Bildung von Generalſtabs-Officieren ſcheint uns überflüſſig, da in einigen gröſseren Armeen — der Preuſſiſchen z. B. — eigene für Officiere beſtimmte Kriegsſchulen beſtehen, zu denen nur Individuen zugelaſſen werden, welche die nöthigen Elementarkenntniſſe, als niedere Mathematik, Aufnehmen, Zeichnen u. ſ. w., bereits beſitzen; die vorzüglichſten von ihnen, die meiſtens auch ſchon Kriegs- und Dienſt-Erfahrung haben, werden dann unſtreitig beſſere Generalſtabs-Officiere werden, als junge Genies, die von Hauſe aus dazu erzogen worden ſind.

Auffallend ſind Rec. einige Verſtöſse gegen die Grammatik, beſonders das Verwechſeln des Dativs und Accuſativs, z. B. S. 14 Z. 15, S. 18 Z. 9 (wo es auch *vor* ſtatt *für* heiſsen muſs), S. 22 Z. 2. S. 25 Z. 22 geweſen; ſie können nicht überall durch Druckfehler entſchuldigt werden.

B. M.

Groſsenhayn, b. Starke: *Anleitung zu den Unterhaltungsſtunden mit Unterofficieren und gemeinen Soldaten* in zwölf Abhandlungen über verſchiedene dienſtliche und ſittliche Gegenſtände. 1816. 65 S. 8. (6 gr.)

Schriften dieſer Art können ſich — da der Gegenſtand ſelbſt wohl ſchon erſchöpft iſt — nur durch die beobachtete Methode und zweckmäſsige Entwickelung der Ideen auszeichnen; der Vf. der vorliegenden erörtert erſt in zuſammenhängendem Vortrage ſeinen Gegenſtand, und fügt dann die Fragen bey, die ſich daraus herleiten laſſen. Wir finden dieſen Weg ganz zweckmäſsig, ſowie die über die Pflichten des Soldaten entwickelten Begriffe angemeſſen. Die Ordnung der Abhandlungen könnte hie und da anders ſeyn, und z. B. die über das Benehmen gegen Gefangene u. ſ. w. hinter der über das Benehmen im Gefecht ſtehen, wo ſie mehr an ihrem Platze wäre. Bisweilen ſind Fragen beygefügt, die ſich nicht direct aus dem Inhalte der Abhandlung beantworten laſſen, wie I, 6. 7. 8. 9.

Die aufgeſtellten ſpeciellen Dienſtregeln beziehen ſich übrigens auf die bey der Königl. Sächſ. Infanterie beſtehenden Verordnungen.

B. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Crusius: *Ausführliche Griechische Grammatik* von *August Matthiä.* 1807. XXXII u. 975 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

2) Leipzig, in der Crusiusischen Buchhandl.: *Griechische Grammatik zum Schulgebrauch* von *Aug. Matthiä.* 1808. XVI u. 653 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Vogel: *Griechische Formenlehre für Anfänger* von *Aug. Matthiä.* 1814. 97 S. gr. 8. (8 gr.)

Den Werth der beiden Sprachlehren hat die gelehrte Welt längst anerkannt. Sie füllten eine zu bedeutende Lücke aus, zumal die ausführliche Grammatik, als dass sie zu übersehen waren. Diese letztere befindet sich jetzt in den Händen jedes Philologen und Freundes der Griechischen Literatur, und zwar nicht bloss der Deutschen, sondern auch berühmter Ausländer. Auch ins Englische ist sie, mit verdientem Lobe (vgl. *Intell. Bl.* 1818. No. 44), übersetzt worden. Wenn die Schulgrammatik, wie der Umstand, dass sie noch keine zweyte Ausgabe erlebt hat, vermuthen lässt, weniger günstig aufgenommen und nicht häufig in Schulen eingeführt ist: so darf man den Grund hievon nicht sofort in dem Buche suchen. Jede Gegend Deutschlands besitzt ihre herkömmliche Grammatik, mit welcher man sich begnügt, weil sie etwa ein einheimischer Gelehrter geschrieben, oder weil wenigstens die zur Zeit lebenden Schulleute ihr Griechisch aus ihr erlernt haben, und nun einmal in ihr Bescheid wissen. Das ist es ja, was selbst das schwache Greisenalter der Hallischen Grammatik schützt, wiewohl diese auch ihr geringer Preis nicht wenig empfiehlt. Rec. ist indess doch so glücklich gewesen, schon vor acht Jahren statt ihrer die *Matthiä*'sche Schulgrammatik bey einem Gymnasium einzuführen, und bekennt, den gethanen Schritt auch jetzt noch nicht zu bereuen, seit *Buttmann* aus seiner grösseren Grammatik einen Auszug für Schulen geliefert hat. Den Unterschied der *Matthiä*'schen und *Buttmann*'schen Schulgrammatik werden wir unten kürzlich berühren. Übrigens ist auch wohl desshalb noch keine zweyte Auflage der Schulgrammatik erschienen, weil der Verleger, um beynahe zwey Alphabete für einen Thaler zu liefern, die erste Auflage gewiss von bedeutender Stärke gemacht hat.

In No. 1, der ausführlichen Grammatik, versuchte der Vf. für die Griechische Sprache ungefähr das zu leisten, was *Scheller* durch seine Lateinische Grammatik für die Lateinische Sprache geleistet hat. Sie sollte ein Handbuch seyn, welches die Resultate der bisherigen Sprachforschungen so vollständig, als es des Vfs. Kräfte erlaubten, und so bestimmt und deutlich als möglich aufstellte. Beide Theile, die Formenlehre wie die Syntax, streben nach gleicher Vollständigkeit: denn das Ganze sollte eines Theils eine vollständige Anweisung zur Erklärung der Griechischen Schriftsteller, so weit diese auf Kenntniss des Sprachbaues beruht, enthalten, anderen Theils auch eine Anleitung zum Griechischschreiben. Das erste Augenmerk des Vfs. war daher möglichste Vollständigkeit in den Sprachbemerkungen. Nur die Capitel über die Partikeln sind kürzer gefasst, und meistens ist hier nur das ausgeführt worden, was Einfluss auf die Construction hat. Zur Verdeutlichung der Sprachregeln durch Beyspiele las der Vf. die Griechischen Classiker bis Alexander nochmals durch, und excerpirte sie — spätere nur als Ausnahme zu einzelnen besonderen Zwecken —, was zu fruchtbaren Combinationen führte. Nur wo sich nachher bey Ausarbeitung der Grammatik fand, dass der Vf. eine Spracheigenheit übersehen hatte, entlehnte er die Beyspiele aus *Fischers Animadverss. ad Welleri Gr.* oder aus den Anmerkungen zu einzelnen Autoren. Überall sind unter dem Texte die Regeln, welche Griechische Grammatiker und neuere Sprachforscher aufgestellt, nachgewiesen, sowohl solche, mit denen der Vf. übereinstimmt, als abweichende, ohne dass gegen letztere viel polemisirt wird. — Im Vortrage der Regeln und Bemerkungen war er bemüht alles Schwankende zu vermeiden, in ihrer Anordnung, Zusammenhang und Einheit in dem Masse zu erreichen, als die Auffindung und Anwendung der leitenden Grundprincipe der Griechischen Sprache, wie sie z. B. *Hemsterhuis* und *Valckenaer* für die Formenlehre aufstellen, diess fodert und gestattet. Denn dass die bezweckte lückenlose, sowohl in der Formenlehre als der Syntax durchgeführte Analogie nicht auf einmal zu erreichen war, ist einleuchtend, und der Vf. blieb in verschiedenen Puncten noch zweifelhaft, und in anderen, wie in der Darstellung der mannichfaltigen Beziehungen, die der Genitiv ausdrückt, fehlt ihm noch der allgemeinste, alle Beziehungen vereinende Gesichtspunct. Ausdrücklich erklärt er, dass er sichs zum Gesetz ge-

macht, hier den Weg der Combination aller sich im weiten Gebiete der Griechischen Sprache darbietenden Erscheinungen, besonders der Eigenthümlichkeiten, zu betreten, und sich vor eigenmächtiger Einmischung alles ausser ihr Liegenden zu hüten, ohne jedoch die Anwendung nöthiger und nützlicher Hypothesen, wie *Valckenäers* Stammformen und *Hermanns* Herleitung der doppelten Futura, zu scheuen.

Diese kurze, meistens mit des Vfs. eigenen Worten gegebene Darstellung der ausführlichen Grammatik wird auch den Wenigen, denen sie noch unbekannt geblieben, einen Begriff von ihr verschaffen. Auf das Mass der Ausführlichkeit aber können sie schon daraus schliessen, dass das Werk auf 1000 Seiten zählt. Die 52 letzten derselben nehmen zwey ziemlich vollständige Register ein, das erste über die Wörter und Redensarten, das andere über die Sachen.

Bey den nachfolgenden Bemerkungen haben wir grösstentheils die Absicht, den Vf. zum Behuf einer neuen Ausgabe auf Eines und das Andere aufmerksam zu machen, wenn wir gleich nicht erwarten, dass sie alle werden berücksichtigt werden. Sie beziehen sich dem Umfange nach theils auf das Ganze, theils auf Einzelnes, dem Inhalte nach auf Ordnung, auf Erweiterung und Vervollständigung, und auf Berichtigung.

Gegen die *Ordnung* überhaupt dürfte in der Formenlehre wenig zu erinnern seyn, wenn wir gleich die Einrichtung bey *Buttmann* vorziehen, nach welcher z. B. der ersten Declination Anmerkungen folgen 1) über die Contracta, 2) über die Quantität, 3) über den Accent, 4) über die Dialekte. Mehr hat man sich über die Syntax beschwert. Wir zweifeln allerdings nicht, dass der Vf. auch hier Eines und das Andere besser ordnen und den Gebrauch durch eine vorangestellte Inhaltsanzeige, wie sie vor der Schulgrammatik steht, bedeutend erleichtern könne und werde. Allein wenn man, ohne sich mit der Anordnung der in Rede stehenden Werke bekannt gemacht zu haben, von ihnen die Bequemlichkeit eines langgebrauchten Buches fodert: so ist das eine um so unbilligere Foderung, als die so zahlreichen Regeln und Ausnahmen der Griechischen Sprache, so manche nützliche und nöthige Nebenanmerkungen, und endlich die unvermeidliche Behandlung desselben Gegenstandes unter verschiedenen Rubriken niemals die leichte Übersicht eines geordneten Systems gewähren können.

Was die *Erweiterung* und *Vervollständigung* anbetrifft: so dürfen wir hier in einer zweyten Ausgabe nicht wenig erwarten, da der Vf. selbst hiezu Hoffnung macht. Wir unserer Seits würden Folgendes wünschen: 1) Vervollständigung der Literatur, dergestalt, dass dem Werke ein beurtheilendes Verzeichniss der älteren und neueren Griechischen Sprachlehren vorangehe, wie jedem besonderen Abschnitte die Angabe der ihn betreffenden Werke oder bedeutenden Stellen in ihnen; 2) der unter dem Texte stehenden Anführungen, besonders durch Angabe der Stellen, wo die alten Grammatiker, namentlich das *Etymologicum Magnum*, die in den *Bekker'schen Anecdotis* befindlichen, die Venezianischen Scholiasten zur Ilias, der Eustathius u. A. den fraglichen Gegenstand behandeln: denn dass aus neueren und den neuesten Philologen eine bedeutende Nachlese vergönnt ist, versteht sich von selbst; 3) einen noch fehlenden Abschnitt von der Ableitung und Zusammensetzung. *Buttmann* hat hier einen kleinen Anfang gemacht; wie viel er aber noch zu thun übrig liess, lehren die trefflichen von *Lobeck* zu Königsberg erschienenen Programme, eine Quelle, aus der der Vf. sehr Vieles wird schöpfen können. 4) Der Anhang von der Quantität und den Accenten sollte wohl kein blosser Anhang seyn, sondern sich derselben Ausführlichkeit und Genauigkeit erfreuen, die den anderen zu Theil geworden. Die *Buttmannische* Anordnung, das Allgemeine von den Accenten und der Quantität in besonderen Abschnitten zu behandeln, das Einzelne aber bey den verschiedenen Abschnitten, z. B. bey den Declinationen, dem Pronomen, dem Verbum unter den Überschriften *Quantität* und *Accent* nachfolgen zu lassen, scheint uns durchaus nachahmungswerth zu seyn. Die Quantität vieler Endsylben dürfte sich am besten einprägen, wenn sie schon in den Paradigmen angemerkt würde.

Was die *Richtigkeit* anbetrifft: so lässt sich hier wohl im Allgemeinen nichts erinnern, es müsste denn der Ausdruck des Vfs. seyn, der öfters unangenehm und ungenau ist: Ersteres, wenn z. B. S. VII an die Grammatik die Foderung gemacht wird, „*dass sie anderentheils auch eine Anleitung zum Griechisch-Schreiben — eine Übung, die .... schon so oft .... empfohlen ist, dass ich hierüber nichts hinzusetzen zu müssen glaube — geben müsse.*" Ferner wenn wir wiederholentlich lesen: *der Accusativ cum Infinitivo*, wie S. 771 ff. Ungenau aber ist es z. B., wenn S. 908 von der Griechischen Quantität gesagt wird, dass sie *bestimmter* als die Lateinische sey, *indem sie grösstentheils durch die Natur des Vocales bestimmt werde.*" Nicht bestimmter ist sie, sondern durch den sichtbaren Unterschied des langen und kurzen E und O leichter für uns zu erkennen. Und S. 914: „*in πρᾶγμα ist das α schon an und für sich, nicht durch γμ, lang, wie in πέπραχα, πέπραγα*" statt: wie πέπραχα und πέπραγα lehren. Und S. 503 der Schulgrammatik — denn wir berühren diese hier, weil nachlässige Schreibart eher in einem Buche für Gelehrte, als in einem für Anfänger, zu übersehen ist. — Dort heisst es: „*in oratione obliqua steht der Optativ ohne ἄν, und zwar 1) nach allen Partikeln, auch denen, die mit ἄν zusammengesetzt sind, wie ὅταν, ἐπειδάν u. s. w.*," was schwerlich Jemand verstehen wird, der die Sache nicht schon weiss. Ebendas. S. 488: „*Sehr oft dient der Optativ dazu*" u. s. w., wo es genauer hiesse: *der Optativ mit ἄν*: denn theils sind Fälle vorangegangen, wo der Optativ ohne ἄν steht, theils kann man nicht verlangen, dass der Schüler um des augenblicklichen Gebrauches einer Regel willen einen längeren Abschnitt von Anfang an lese. Ebendas. S. 385 *öfterer* statt *öfter*. Hieher ist auch die Unbeständigkeit in den Überschriften zu rechnen, die bald im Nominativ stehen, bald mit der Präposition *von*, bald Deutsch, bald Lateinisch geschrieben, und bald Deutsch, bald Lateinisch decli-

nirt werden. Zuweilen steht auch Deutsches und Lateinisches so verbunden, wie S. 183 *das Pronomen relativum.* Auch die höchste Ungenauigkeit, welche in der Bezeichnung der einzelnen Absätze durch grosse und kleine Buchstaben und Ziffern herrscht, bedarf einer sorgfältigen Verbesserung.

Wir kommen nun auf die Betrachtung der Sachen im Einzelnen. Gleich den ersten Abschnitt *von der Griechischen Sprache und ihren Dialekten überhaupt* wünschen wir ausführlicher behandelt zu sehen.

Bey dem zweyten, *von den Buchstaben* — die noch hinzugefügten Worte: *und ihrer Aussprache*, müssen weggestrichen werden, weil unter dieser Aufschrift ein eigener Abschnitt folgt — finden wir die Anführung der Bezeichnung der Homerischen Rhapsodieen ganz überflüssig: die Angabe des Werthes, den die Buchstaben als Zahlzeichen haben, bleibt besser auf das Capitel von den Zahlen verschoben. Dann wird das Zusammengehörige nicht getrennt, und man ist der wiederholten zerstreuenden Anmerkungen überhoben. Die Benennungen *Sti* (*Stigma*, *vau*), *Koppa*, *Sampi* (στίγμα) fehlen. Da die Namen der Buchstaben alle mit Lateinischen Lettern geschrieben sind, sollte das einzige ο μικρὸν keine Ausnahme machen. Bey ξ war die Schreibart κσ anzuführen, welche nicht nur *Schneider* in seinem Wörterbuche liefert, sondern auch das *Etymol. magn.* und Lucian. Judic. vocc. T. I p. 67 Bip. In der Literatur dieses Abschnittes vermissen wir unter anderen *Scaliger* zu Euseb. an. 1617. zweyte Ausgabe; Tacit. Annal. XI, 14 und die Ausleger; Lucian. Judic. vocc. T. I p. 64 Bip. und die Ausleger; *Hugo de prima scribendi origine.*

In dem Abschnitte *von der Aussprache* ist der Unterschied der Reuchlinischen und Erasmischen Aussprache zu unvollständig angegeben. Auch wünschen wir die Werke über die Griechische Aussprache angeführt zu sehen. Was über die Aussprache von η, αι, ει und οι gesagt wird, ist stets auch unsere Ansicht gewesen. Es ist auch nicht wohl abzusehen, wie die Griechen sollten zu einer so wunderlichen Lautbezeichnung gekommen seyn, wie sie die Reuchlinische Aussprache und die Annahme unserer neuesten Sprachlehrer voraussetzt. Die Griechen sind zu original, als dass man bey ihnen an eine der Französischen oder Englischen auch nur ähnliche Lautbezeichnung denken darf. Die Voraussetzung dagegen, dass sie αι, ει und οι wie wir Deutschen, aber nicht so gedrängt, sondern mehr getrennt auf Italiänische Weise ausgesprochen, erläutert viele Erscheinungen, und weist z. B. Übereinstimmung der Griechischen und Römischen Declination und Conjugation sehr genau nach. Wurde in οι und ει das ι hervorgehoben, und ο und ε mehr als Vorschlag behandelt, etwa wie in *Vódder* und *Muóder* (Vater und Mutter): so ist nichts übereinstimmender, als οικοι und *vici*, οικοις und *vicis*, τρεις und *tris* oder *três*, λεγεις und *lεgis*, indem der Römer nur den Vorschlag wegliess. In der ersten Declination behielt er ihn bey: μουσαι, *musais* denn auch der Römer sprach wohl, wenigstens Anfangs, *musaë*, wie *Albai longai* schliessen lässt. Woher die Neugriechische Aussprache des οι und ει als ι, und des αι als ä gekommen, leuchtet nun ganz von selbst ein. Auch das Echo ναιχι und εχει wird nicht mehr auffallen, da man ungefähr νεχι und εχι hörte, und das Echo der alten Schriftsteller nicht gewissenhafter gewesen seyn wird, als das unserige ist, wenn uns die gänzlich verschiedene Betonung und Zeitmessung in ναιχί und ἔχει zu dieser Folgerung berechtigen. Die Schlüsse aus der Dialektverschiedenheit auf die Aussprache scheinen uns überall sehr gewagt, wie ein Versuch in unserer Muttersprache und ihren Mundarten sogleich lehren kann.

Weniger stimmen wir dem bey, was über die Aussprache der Consonanten gesagt wird, und können z. B. nicht glauben, dass ζ wie *s* in *Lesen* klinge, da es ja alsdann gar kein Doppelbuchstabe wäre, mithin auch keine Position bilden würde. Fehlerhaft ist, dass sich unter den Consonanten auch ι befindet. Und dass man aus ι zwischen zwey Vocalen im Lateinischen ein *j* mache, ist wenigstens keine allgemein gültige Bemerkung, da Niemand *Ajacus* und *Ajolus* sprach. Kurze Erwähnung des N am Ende der Wörter vor einem nachfolgenden K- oder P-Laut halten wir für zweckmässig.

Bey dem Abschnitte *von der Verschiedenheit der Dialekte in einzelnen Buchstaben* passen Überschrift und Inhalt nicht gehörig zusammen, indem manche Verschiedenheiten anderer Art, z. B. unter H und O oder das in τυπτω eingeschobene τ, angeführt werden. Wir sehen aber auch nicht ein, warum hier bloss von Dialektverschiedenheit die Rede seyn soll. Der ganze Abschnitt, wie er da ist, scheint uns unfruchtbar zu seyn, zumal da aus der Verschiedenheit der Vocale und Diphthonge in der Etymologie wenig herzuleiten ist. Einiges von dem hier Gesagten gehört in einen Abschnitt *von den Dialekten*, Anderes in einen Abschnitt *von der Ableitung und Zusammensetzung der Wörter.* Das Einschieben und Verschlagen von Buchstaben ist zu wenig berücksichtigt worden. Was S. 40 von πτόλεμος u. s. w. gesagt wird, steht nicht am rechten Orte.

Hiatus. Hier durfte *Porson* nicht mit Stillschweigen übergangen werden, da er später als der angeführte *Brunck* ist, und wegen seines Ansehens leicht unverdienten Glauben finden kann. Auch an *Lobecks* noch nicht ganz überflüssiges Schriftchen *de usu apostrophi* erinnern wir. Es ist älter als die vorliegende Grammatik, und doch scheint es der Vf. nicht benutzt zu haben. — Unter den Gründen gegen den Hiatus ist der dritte zu streichen. Denn wenn der Hiatus den Ioniern deshalb nicht missfallen soll, weil ihnen Wörter, in deren Mitte zwey Vocale neben einander stehen, nicht missfallen: so wird dabey erstens übersehen, dass der im Hiatus unangenehme Hauch, der den Anfangsvocal des zweyten Wortes begleitet, in der Mitte des Wortes wegfällt, und zum anderen, dass ja dasselbe auch von den Attikern gelten müsste, deren Scheu vor dem Hiatus Niemand leugnen kann, und deren Tragiker doch nicht die mindeste Scheu vor Wörtern tragen, die auf αιος α ον, ειος α ον, ιος α ον, οιος α ον u. s. w. enden.

ſchriften keine Stimme haben. — S. 165 heiſst es: „Statt τέσσαρσι kommt bey Dichtern vor τέτρασι." Wir ſetzen hinzu: auch in der Vulgärſprache. Phlego Trall. Mir. XXVIII, 102. Theophil. Inſtit. pr. 4 p. 8. Tzetz. Chil. III, 9. ad Lycophr. V. 175. Euſtath. 1486. 27. — Unter den Dialektformen S. 166 iſt unter anderen vergeſſen das Doriſche τετρώκοντα, wovon wir das Compoſitum τετρωκοστομόριον bemerken, das in Archimedes Arenarius die Baſeler Ausgabe in einigen Stellen erhalten hat, wie p. 124, wo Rivaltus p. 463 C., wie auch vorher p. 460, die gemeine Form τετρακοστομόριον interpolirt hat. — Bey ἕνδεκα und δώδεκα wird bemerkt, der Sprachgebrauch betrachte ſie nicht mehr als zuſammengeſetzt: „denn ſonſt könnte ἕνδεκα nur bey einem Neutro Statt finden; es bezeichnet aber alle drey Geſchlechter." Dieſe Regel iſt in Rückſicht auf ἕνδεκα nicht ohne alle Ausnahme: denn man ſagt μία καὶ δέκα; in Rückſicht auf δώδεκα aber überflüſſig. Statt deſſen war zu bemerken, daſs die von den Komikern nach dem Bedürfniſſe des Versmaſses gebrauchten, bey Späteren aber auch in der Proſa wiederkehrenden Formen δυοκαίδεκα, δυωκαίδεκα und δυώδεκα, das von *Schweighäuſer* im Appian ſehr begünſtigt, und T. III p. 614 ſogar Attiſch genannt wird, nicht declinationsfähig ſind. Doch der Declination der Zahlwörter iſt überhaupt faſt mit keinem Worte gedacht worden. Für *dreyzehn* wird bloſs τρισκαίδεκα und δεκατρεῖς (warum nicht auch vorher δέκα δυό?) angeführt. Schon bey Homer war man zweifelhaft, ob man τρεῖς καὶ δέκα oder τρισκαίδεκα ſchreiben ſolle: Pamphilus führte mit Conſequenz δύο καὶ δέκα, ἐννέα καὶ δέκα durch. S. die Schol. zu Il. β, 557. ω, 496. Bey den Attikern wechſelt Syntheſis und Paratheſis, doch mit wahrnehmbarem Übergewicht der letzteren, für welche ſich auch *Duker* erklärt in der Vorrede zu Thucyd. S. XIV Leipz. Ausg. Wie wenig man ſich bey Varianten dieſer Art auf die Herausgeber verlaſſen kann, zeigt ein neues Beyſpiel aus Xenoph. Anab. I, 5. 5, wo *Zeune*, ohne die Sache unterſucht zu haben, ſtatt τρεισκαίδεκα vorſchlug τρισκαίδεκα, welches nun im Texte ſteht, ohne daſs der Leſer an jenes auch nur erinnert wird. Die Handſchriften weichen von einander ab bey Thucyd. III, 69. VI, 74; aber für die vollere Form zeugt die bey den Älteren gewöhnliche Declination ἡμερῶν τριῶν καὶ δέκα. Thucyd. II, 96 τρισὶ καὶ δέκα ναυσί. Demoſth. c. Phaenipp. III, 117. 16. c. Phorm. 914. 26, wobey auch, wie zu erwarten, τρισκαίδεκα nicht ausbleibt. Thucyd. VI, 74. Demoſth. c. Phorm. 916. 4. Hiezu gehört die Freyheit, die zuſammengeſetzten Zahlen durch Einſchiebung eines oder mehrerer Wörter zu trennen, wie τρεῖς τε καὶ δέκ' ἄνδρες Pindar. Ol. 127: denn ſo leſen die meiſten Handſchriften und citirenden Grammatiker, und mit Unrecht wendet *Böckh* dagegen ein, daſs τε mehr einem Proſaiker angehören würde, wenn überhaupt dieſe Partikel bey Zahlen vorkäme, was er leugnet. Aber ihn widerlegt Herodot I, 8: δύο τε καὶ εἴκοσι; was auch weiter unten, I, 52, beyzubehalten war, τριηκοσίων τε καὶ τριάκοντα II. 100. ἕξ τε καὶ τριήκοντα VI, 36. ἕξ τε καὶ τεσσεράκοντα IX, 27, was der vielzüngige Pauſanias nachahmt. ἔτι τε καὶ δέκα ἔτεσι IV, 14. 519. μίαν τε καὶ δέκα III, 13. 388. πρὸς ταῖς τριάκοντά τε καὶ διακοσίαις X, 24. 388. σόρας πλέον ἢ ἑνός τε καὶ δέκα πηχῶν ηὑρέθη VIII, 29. 443. Gemein aber ward dieſe Stellung nie; und daſs ſie einen Dichter nicht verunziere, beweiſt Homers πίσυρές τε καὶ εἴκοσι Od. XVI, 248. Auch andere Partikeln werden eingeſchoben, wie τέσσαρα μὲν καὶ δέκα ἔτη, Thucyd. II, 2. τεττάρων μὲν καὶ δέκα ἐτῶν γεγενημένων. Demoſth. c. Nauſim. p. 976. ἓξ μὲν καὶ τεσσαράκοντα; Xenoph. Hell. I, 6. 36. τρεῖς δὲ καὶ δέκα ναῦς, Thucyd. III, 79, was wir gegen die Übereinſtimmung mehrerer Handſchriften dem τρισκαίδεκα δὲ vorziehen. Auch andere Redetheile werden eingeſchoben: πέντε ἀνδρῶν καὶ δέκα, Pauſ. I, 11. ἔτη τριά που καὶ δέκα, IX, 39. Wenn einige Grammatiker das Zuſammenſchreiben der Zahlen mit den bekannten εἰκοσινήριτος, δυωκαιεικοσίπηχυς, ἑκκαιδεκάδωρος zu vertheidigen gedenken: ſo verwechſeln ſie verſchiedenartige Dinge. Man ſollte glauben, die Griechen würden von dieſer Freyheit zu binden und zu löſen wenigſtens dann Gebrauch gemacht haben, wenn ſie einen Satz, wie dieſen: *Die Hirſchkuh wirft vier, ſechs oder ſechzehn Junge*, von dem gleichartigen: *ſie wirft vierzehn oder ſechzehn*, zu unterſcheiden wünſchten, wie auch *Stephan.* bey Xenoph. Cyr. I, 2. 8 ἓξ ἢ ἑπτὰ καὶ δέκα geſchrieben wiſſen wollte. Aber ſie haben es nicht, ſondern ſchreiben ζῇ δὲ δώδεκα καὶ τρισκαίδεκα ἔτη Ariſtot. Hiſt. animal. VI, 19. 291, wo die Baſeler Ausgabe mit *Sylburgs* Beyſtimmung τρισκαίδεκα giebt, ohne Entſcheidungsgrund. — Mehrfach zuſammengeſetzte Zahlen, wie ἐννέα καὶ εἴκοσιν καὶ ἑπτακοσιοπλασιάκις Plat. Rep. IX p. 272, oder τετταράκοντα καὶ πεντακισχιλιοστὸν Legg. IX, 59, wurden wahrſcheinlich unter Einem Hauptaccent mit mehreren Nebenaccenten ausgeſprochen. Aber primäre Zahlen ſchrieb man bald aus, τρισκαίδεκα καὶ τεσσαρεσκαίδεκα ἰχθύες, bald mit Auslaſſung des erſten Zehners, *vier*- oder *funfzehn*. Dagegen erlauben ſich Dichter, den Zehner am Ende wegzulaſſen und zu ſagen: *der vierzehnte oder fünfte* ſtatt *funfzehnte*, wovon der Venezianiſche Schol. zu Il. κ, 252 mehrere Beyſpiele geſammelt hat. Doch möchten wir keinesweges das Trennbare überall trennen, z. B. nicht διὰ τρίχα, weil auch διὰ δὲ τρίχα gefunden wird, ſo wenig als ἐν ταυθί, weil auch ἔν γε ταυθί geſagt werden konnte.

Das von dem Vf. unerwähnt gelaſſene Neutrum τριὰ καὶ δέκα iſt das Attiſch gebräuchliche. Ariſtoph. Plut. 194. 846. Pac. 990. Plat. Legg. VIII, 438. T. VIII. Aeſchin. de falſ. leg. p. 335. Andocid. de pac. c. Laced. p. 91.

Von der Zahl *vierzehn* ſpricht der Vf. ſo, als ſey bloſs τεσσαρεσκαίδεκα und im Neutro τεσσαρακαίδεκα im Gebrauche, beide aber keiner Abbeugung fähig. Dagegen ſtreitet erſtlich τεσσαρεσκαίδεκα als Neutrum mit ἡμέρη, Plutarch. Apophthegg. Regg. et Imper. p. 146. De Iſ. et Oſir. XVIII, 124, wo den wunderlichen *Reiske* ein Gelüſte nach τεσσαρακαίδεκα anwandelte. Deſsgl. Herodot. I, 86. Strabo IV, 4. T. II et VII. 454. T. III. Philoſtr. V. Apoll. I, 7 p. 8. Pauſ. IX, 3. 11. Appian. Syr. 48, 609. Herodian V. 3. 184. Und dagegen wieder τεσσαρακαίδεκα δήμους Strabo IX, 605, wofür nun τεσσαρεσκαίδεκα, wie in der Moſc. Handſchrift ſteht, in den Text gekommen iſt. Τεσσαρακαίδεκα ἐλευθέρους las man

auch in Xenoph. Mem. II, 7. 2, ehe *Stephanus* Rath Gehör fand; und ἡμέρας τεσσαρακαίδεκα behauptet noch seine Stelle bey Diog. Laert. X, 15. 610. Mit Inclination τεσσάρων καὶ δέκα ἀνδραπόδων. Demosth. c. Phaenipp. p. 1047, wie eine Handschrift bey Polyb. VI, 491, und mehrere, denen wir beystimmen, bey Thucyd. I, 117. geben. Nicht declinirt τεσσαρεσκαίδεκα ἡμερῶν Hippokr. de Morb. II, 22. 574 C. ἐτῶν. Polyb. XV, p. 550. τεσσαρεσκαίδεκα ἀνδράσι. Athen. XIII, 89. 205; βιβλίοις Phot. Bibl. 77. 169; ἔτεσι. Herodian VI, 9. 229. — Statt ἑκκαίδεκα schreibt man auch mehr apolytisch ἑξκαίδεκα. Hippokr. de Vict. Acut. IV, 155. Pauf. V, 16. 70 (wo aber in den nächsten Zeilen sechsmal ἑκκαίδεκα folgt). Moderat. Stob. Ecl. ph. I, 2. 22. ἓξ καὶ ὀγδοήκοντα. Xenoph. Hell. I, 1. 13; ἓξ καὶ εἴκοσι. Plutarch. V. Demetr. XXI, 26. T. VI. ἑξκαιδέκατον, Galen. de usu part. I. 25. 309. E. T. IV. de Diffic. Resp. III, 2. 289 D. T. VII. Eustathius p. 430 vergleicht damit ἔξκλινος und ἔξγυιος. Die Zahlen von 500 bis 900 sind gar nicht angegeben, also auch nicht das mit τετρακόσιοι wechselnde τετρακόσιοι.

Um noch ein Wort über die Ordinalzahlen hinzuzufügen: so sollte neben ἑβδόματος und ὀγδόατος auch τρίτατος genannt seyn. Der *dreyzehnte* u. s. w. wird richtig übersetzt τρισκαιδέκατος und τρίτος καὶ δέκατος: denn *D'Orville* irrt, wenn er Van. crit. VIII, 255 meint, ἕκτος καὶ δέκατος heisse *der Sechste und der Zehnte.* Aber nicht bloss das hier angegebene τεσσαρακαιδέκατος, sondern auch τεσσαρεσκαιδέκατος ist im Gebrauch, s. Dionys. Halik. VII, 12. 1358; Plutarch. Cat. III, 46 T. V; Herodian. VI, 1. 207; Appian VII Ann. 53. 295; Scylac. Peripl. p. 56. Im Ganzen scheint von den zusammengesetzten Zahlen zu gelten, was von dem Lateinischen *tredecimus*, *quatuordecimus* u. s. w. Ferner war zu bemerken, dass man bey Zeitbestimmungen beiderley Zahlen zusammenstellt: πρώτῃ oder μιᾷ ἐπὶ ταῖς τεσσαράκοντα ὀλυμπιάσι, oder, wiewohl seltener, auf den ersten Singul. bezogen, ὀλυμπιάδι; ὄγδοον ἐπὶ ταῖς δέκα ἔτεσι γεγονώς u. s. w.; dessgleichen, dass statt πρὸ τριῶν καὶ τεσσάρων ἐτῶν auch gesagt wird τρίτῳ καὶ τετάρτῳ ἔτει, wie Lysc. Epit. p. 91 T. V. Suid. s. τρίτῳ. Endlich dass statt der Cardinalia bisweilen Ordinalia stehen, wovon es noch andere Beyspiele giebt, als das Homerische καὶ εἰς δεκάτους ἐνιαυτούς. Über die Syntax der Zahlen, die aber eigentlich nicht in die Formenlehre gehört, ist noch ungleich mehr nachzutragen. So weit die Bemerkungen, welche Rec. mit Erlaubniss ihres Vfs. mittheilt.

Unter den *Pronominibus* haben wir mehrere vermisst: *Buttmann* liefert sie weit vollständiger. Wir fügen noch hinzu: ἄμος, οὐδαμός, μηδαμός, οὐδοπότερος, οὐδοστισοῦν und μηδοστισοῦν. Vielleicht würden auch Zusammensetzungen wie αὐθέκαστος mit Nutzen aufgenommen. Auch οὐδείς und μηδείς würden besser hier als im Artikel von den Zahlwörtern stehen. Wegen ihrer Declination kann ja lieber auf εἷς verwiesen werden. Noch gedenken wir einer Sonderbarkeit bey *Tzetze's* Posth. 208 und 526: ἓ γήν und ἕ μιν. Manches Beachtenswerthe über die Pronomina findet sich im *Riemer*'schen Wörterbuche.

Wir kommen auf das *Verbum*, über welches wir ebenfalls nur Weniges bemerken wollen, zuvörderst über den *Imperativ* zu weiterer Prüfung. Man pflegt nämlich nur einen Imperativ der zweyten und dritten Person anzunehmen. Wir sehen aber nicht ein, warum nicht auch die erste Person ihren Imperativ haben könne. Jeder Imperativ enthält einen doppelten Satz: *ich will, dass du, er u. s. w. thue*; warum nicht also auch: *ich will, dass wir thun*, ja: *ich will, dass ich thue?* Dass es für die erste Person keine besondere Form giebt, sondern diese vom Conjunctiv muss entlehnt werden, kann kein Grund dagegen seyn; auch die zweyte Person Dualis und Pluralis hat ja keine eigenthümliche Form, sondern stimmt überein mit dem Indicativ. Dazu kommt nun noch das Beyspiel neuerer Sprachen: Französische und Italiänische Sprachlehren liefern wenigstens im Plural des Imperativs eine erste Person, und warum in den Deutschen *seyn wir! loben wir!* noch fehlt, ist nicht wohl abzusehen. — Die beiden von *Buttmann* gelieferten Verzeichnisse der *Verba barytona* und *contracta* verdienen wohl vom Vf. aufgenommen und erweitert zu werden, um so mehr, da die Wörterbücher in diesem Puncte noch so wenig leisten. Wir halten es aber für das Zweckmässigste, diese Verba mit den *mangelhaften* in alphabetischer Ordnung zu verbinden, und letztere allenfalls mit einem † oder * zu versehen, damit nicht die Zahl der Verzeichnisse wachse, und so das Aufsuchen noch mehr erschwert werde. Grosse Erleichterung für den Nachschlagenden würde es seyn, wenn das Verzeichnis in verschiedenen Columnen unter Überschriften auf jeder Seite das Thema und die verschiedenen Tempora und Modos lieferte, so weit sie in Prosa üblich sind, das Poetische aber, das Abweichende und die nöthigen Erläuterungen die untere Hälfte der Seite einnähmen. Freylich würde diese Einrichtung mehr Raum erfodern, und kaum anders als in Quartformat auszuführen seyn; aber ausser der Bequemlichkeit würde sie auch einen wissenschaftlichen Vortheil gewähren, nämlich die Aufdeckung mancher Lücken. Was wir zu ihrer Ausfüllung beysteuern können, ist leider sehr wenig. Von βλάπτω findet sich Il. ψ, 587 auch der Aor. 1 ἐβλάφθην, von δύναμαι ebendas. 466 ἐδυνάσθην (δυνάστης), von ἐλάω bey *Tzetze's* Posth. 95. 167. 171. 722 ἐλάων, ἐλάοντα, ἐλάοντες. Ζέω lässt sich aus den Wörterbüchern vervollständigen. Von μέλω findet sich Il. ζ, 708 πλούτοιο μεμηλώς, *auf Reichthum bedacht*, und V. 297 πολέμοιο μεμηλώς. Οἴχομαι hat bereits *Buttmann* eingetragen: es kann aber noch hinzugefügt werden, dass das Imperfectum ᾠχόμην die Stelle des Aoristus anderer Verba vertritt. Was wir über τίκτω sagen wollten, findet sich schon in *Riemer's* Wörterbuche. Von φράζομαι hat Euripides (Hec. 542 Herm.) ἐφράσθη, *er merkte*. Von ψεύδω bedeutet das Medium, ἐψευσάμην, ψεύσομαι *ich lüge, täusche*, das Passivum ἐψεύσθην *ich werde getäuscht*, *irre*.

Die *Adverbia* anlangend, verweisen wir wegen der S. 355 in ει und ι angeführten auf *Sturzens* drittes Programm *de nonnullis Dionis Cassii locis.* Bey den Vergleichungsgraden sind die der von Participiis praes.

und Perfect. act. und paff. abgeleiteten Adverbia übergangen worden.

Über den *fyntaktifchen Theil* im Allgemeinen bemerken wir, dafs der Vf. zwar öfters das Lateinifche zur Erläuterung angewendet hat, aber unferes Bedünkens doch lange nicht oft genug, weit feltener aber eine der anderen Sprachen. Nun könnten wir es zwar nicht billigen, wenn in diefer Rückficht von zu unbekannten Sprachen, der Arabifchen, Syrifchen, Portugiefifchen, Ruffifchen u. dgl. häufiger Gebrauch gemacht würde; allein Parallelen aus Hebräifchen, Deutfchen, Französifchen, Italiänifchen und Englifchen halten wir doch für zweckmäfsig, indem fie das Gefagte bald beftätigen, bald dem Gedächtniffe fester einprägen, bald zu weiteren Unterfuchungen führen können. Um zu zeigen, was wir meinen, theilen wir hier nur ein paar Proben mit. Wenn z. B. S. 420 f. von dem Singular des Verbi mit dem Dual und Plural des Subjects gehandelt wird: fo läfst fich diefs durch das Französifche: *il est des hommes* erläutern, fo wie S. 84's πίνειν ἐν χρυσέοις ποτηρίοις durch *boire dans* (und *bibere in argento, in auro*). Das *Riemer*'fche Wörterbuch bietet in diefer Hinficht eine reiche Erndte dar.

Was die einzelnen Abfchnitte anlangt: fo müffen wir geftehen, dafs uns die Behandlung des *Cafus* noch keinesweges genügt, find aber überzeugt, dafs hier die Griechifche Grammatik von *Thierfch* dem Vf. von Nutzen feyn werde, wenn er das dort kurz Angedeutete mit der ihm eigenen Gelehrfamkeit weiter ausführen will. Der *Dativ* z. B., glauben wir, wird gar fehr an Deutlichkeit gewinnen, wenn der Vf., nach *Thierfch* Vorgange, einen doppelten Cafus in ihm unterfcheiden wird, den Dativ und Ablativ, der nur mit jenem die äufsere Form gemein hat. Der Einwand, den man dagegen macht, dafs die Römer, den Griechen folgend, nicht den Ablativ, fondern den Dativ mit dem Paffivo verbinden, *hoc tibi agitur*, ftatt *a te*, kann wohl nichts beweifen, wenn man bedenkt, dafs nicht nur fremde Sprachen, fondern felbft die Mutterfprache oft genug ganz falfch gedeutet werden, eine Erfcheinung, welche auch die unferige in diefen Tagen mehr als ein Mal dargeboten hat, z. B. in der Ausftofsung des *S*, die aus einem *Landsmann* einen *Landmann* macht. — Ob auch die *Präpofitionen* jedem Cafus gleich beyzufügen find, läfst fich noch bezweifeln, da fie hiedurch zu fehr zerftreut werden, wenigftens müfsten fie dann noch in einem eigenen Abfchnitte im Zufammenhange abgehandelt werden. — Über die Regeln der Cafus nur diefs. S. 464 und 509 find bey den Verbis *gehorchen* und *nicht gehorchen* auch die Adjectiva κατήκοος, ὑπήκοος und ἀνήκοος anzuführen. Sie ftehen fowohl mit dem Genitiv als mit dem Dativ, und zwar mit dem Genitiv — fo fcheint es uns —, wenn fie als Subftantiva genommen werden, denn man fetzt ja auch Pronomina poffeffiva hinzu, z. B. τοὺς ἐμοὺς ὑπηκόους. Eben fo verhält es fich auch wohl mit dem S. 515 angeführten σύμφορον, ἐχθρός und ἐναντίος und dem in der Schulgrammatik S. 364 (doch ohne die fonft beobachtete Verweifung auf das gröfsere Werk) hinzugefetzten δυσμενής. Xenophon hat τοῖς ὑμετέροις δυσμενέσι. Bey φίλος, *amicus* und *inimicus* fällt die Sache in die Augen, und unfere Mutterfprache bietet diefelbe Erfcheinung dar, indem wir nicht nur fagen: *dem Lafter feind*, *der Tugend treu*, fondern auch: *ein Feind des Vaterlands*, und *Röschens Treuer*.

Was S. 549 vom Dativ (Ablativ) beym Comparativ gefagt wird, dafs er das Verhältnifs des Mafses, Grades u. f. w. ausdrücke, das mufs auch auf den Superlativ ausgedehnt werden. Ariftoph. Nub. 429 Wolf. ἑκατὸν σταδίοισιν ἄριστος.

Die S. 564 aufgeftellte Conftruction χρῆσθαί τινί τι findet unferes Wiffens nur bey dem Accufativ der Pronomina Statt, bey Subftantiven aber wird εἰς oder πρός hinzugefügt. Eine ähnliche Befchränkung trifft auch andere, in den Grammatiken und Wörterbüchern aufgeführte Conftructionen. Da der Vf. dem Gefagten kein Citat untergefetzt hat: fo verweifen wir auf die Ausleger zu Ariftoph. Nub. 82. *Weffeling* zu Herodot I, c. 210, wo auch die Conftruction von χρῆσθαι mit dem Accuf. ftatt mit dem Dativ angeführt wird, und auf Viger. S. 323 ed. Herm. fecund.

Im Abfchnitt über die *Adjectiva*, wo es S. 621 heifst, fie ftehen ftatt der Adverbia, wäre es gut, auch auf diefen Gebrauch bey den Römern zu verweifen, und kürzlich etwa an *lubens* (ganz wie ἀσμενος), an Horazens *nocturna manus*, und Virgils *matutinus Aeneas* zu erinnern; und warum nicht auch an den *morgendlichen Jüngling* in *Goethe's* Pandora? — S. 634 wird angemerkt, der Pofitiv ftehe zuweilen ftatt des Comparativs, wie bey Herodot. IX, 26 und Thucyd. VI, 21. Allein fowohl in diefen Stellen, als in ähnlichen, die dem Beurtheiler vorgekommen find, findet keine eigentliche Vergleichung des Grades Statt: ἡμέας δίκαιον ἔχειν τὸ ἕτερον κέρας ἤπερ Ἀθηναίους heifst nicht: *es ift mehr recht, dafs* u. f. w., fondern: *es ift recht, dafs wir den anderen Flügel einnehmen, und nicht die Athener*; Letzteres hielten die Tegeaten für Unrecht. Da aber die Entfcheidung jedes Streites eine Vergleichung vorausfetzt: fo ift der Fortfchritt mit ἤ fehr natürlich. Man kann fich ein μᾶλλον hinzudenken, nur darf es nicht auf den Pofitiv bezogen werden, fondern bedeutet: *potius: Man mufs vielmehr behaupten, dafs es recht fey, dafs die Tegeaten den anderen Flügel einnehmen, als dafs ihn die Athener einnehmen.* Ähnlich verhält es fich mit αἱρεῖσθαι ἤ ohne μᾶλλον, und *velle quam* ftatt *malle quam*.

(Die Fortfetzung diefer Recenfion folgt im nächften Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Crusius: *Ausführliche Griechische Grammatik* von *August Matthiä* u. s. w.

2) Leipzig, in der Crusiusischen Buchhandl.: *Griechische Grammatik zum Schulgebrauch* von *Aug. Matthiä* u. s. w.

3) Leipzig, b. Vogel: *Griechische Formenlehre für Anfänger* von *Aug. Matthiä* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ebendaselbst heisst es, der Comparativ stehe statt des Superlativs, und als Beyspiel wird Isokr. de pace p. 173 D. hinzugefügt: προσήκει ... τοὺς ἐπ' ὠφελείᾳ νουτεθοῦντας ἐπαινεῖν καὶ βελτίους τῶν πολιτῶν νομίζειν; allein wir sehen nicht ab, warum das nicht heissen könne: *man muss sie für besser halten, als ihre Mitbürger.*

Ebendaselbst heisst es weiter, beym Comparativ stehe oft noch ein μᾶλλον. Diess ist wohl nicht zu leugnen; aber man muss unterscheiden, wann es mit dem Comparativ zu verbinden ist, und wann nicht. In den vom Vf. angeführten Stellen ist diese Verbindung mit dem Comparativ nicht allenthalben nöthig, ja vielleicht falsch. Denn wenn Herodot I, 31 schreibt: ὡς ἄμεινον εἴη ἀνθρώπῳ τεθνάναι μᾶλλον ἢ ζώειν: so sieht man leicht, dass er sagen will: *die Menschen halten das Leben für ein grösseres Glück als den Tod, aber es ist vielmehr (μᾶλλον) der Tod ein grösseres G. a. d. L.* Ganz ähnlich ist Eurip. Hec. 377.

Bey den Regeln über den Gebrauch der Pronomina ist nachzutragen, dass ἀμφότεροι und ἑκάτεροι, abweichend vom Lateinischen Sprachgebrauche, auch dann im Plural stehen, wenn nur von zwey Gegenständen die Rede ist. Von jenem leugnet der Etymologus den Singular gänzlich. Den Unterschied beider Wörter giebt Ammonius an.

In dem Abschnitt, welcher die Construction der Partikel ἂν behandelt, heisst es S. 715: χρῆν, ἔδει, προσῆκε *stehen ohne ἄν, wo im Deutschen der Conjunctiv ich müsste, hätte sollen, im Lateinischen aber der Indicativ steht, oportebat, oportuit, debebam, debui.* Wir bemerken hiebey, 1) dass auch der Deutsche hier, sobald er nachdrücklich spricht, den Indicativ braucht: *du musstest rechts gehen*, statt: *du hättest rechts gehen müssen.* — *Ich müsste*, hätte der Vf. nicht schreiben sollen; diess geht immer auf die (Gegenwart und) Zukunft. Auch *ich möchte*, welches die Schulausgabe hat, passt nicht. 2) dass der Lateiner, wie nicht minder der Deutsche, diess auch bey allen anderen Verbis thut, sobald er einen hohen Grad der Gewissheit zwischen dem Bedingenden und dem Bedingten ausdrücken will: *fecit, ni ..., er that's, wenn nicht ...* 3) dass diess ἂν auch der Natur der Sache nach besser wegbleibt, wo die Rede ist von ewigen Pflichten und Gesetzen, die sich durch nichts aufheben lassen, wie wenn gesagt wird: *du musstest nie dein Vaterland verrathen.* An der Richtigkeit des Satzes: *A hätte den B nie getödtet, wenn er nicht im Rausche gewesen wäre*, lässt sich noch zweifeln; wo aber ein *sollen* oder *müssen* gebraucht wird, da kann entweder kein Zweifel mehr Statt finden, oder der Redende will wenigstens jeden Zweifel unterdrückt wissen. Man sieht diess am deutlichsten aus Beyspielen, wie Eurip. Orest. 538: ἀλλ' οὐχὶ πρὸς τοῦδ' εἰκὸς ἦν αὐτὴν θανεῖν. *Nur hätte meine Tochter Klytämnestra nicht durch Orestes sterben sollen.* Aber auch Deutsch: *es war nicht recht, dass.* Auch wenn die Gewissheit durch ein hinzugefügtes Adverb ausgedrückt wird, bleibt ἂν schicklich weg. Thucyd. VIII, 86: ὡρμημένων γὰρ τῶν ἐν Σάμῳ Ἀθηναίων πλεῖν ἐπὶ σφᾶς αὐτούς, ἐν ᾧ σαφέστατα Ἰωνίαν καὶ Ἑλλήσποντον εὐθὺς εἶχον οἱ πολέμιοι. Xenoph. Cyrop. IV, 1. §. 11: οἱ μὲν γὰρ κράτιστοι τῶν πολεμίων, οὓς μάλιστα καιρὸς ἦν ἢ λαβεῖν ἢ κατακαίνειν (κατακανεῖν?), οὗτοι ἐφ' ἵππων νέονται. (Ebenso beym Optativ, wenn dieser nur wegen der *oratio indirecta* steht. Xenoph. Hellen. II, 3. §. 40: εὔδηλον γὰρ ἦν, ὅτι, τούτων ἀπολομένων, καὶ οἱ μέτοικοι ἅπαντες πολέμιοι τῇ πολιτείᾳ ἔσοιντο.) Hom. Od. κ, 327: οὐδὲ γὰρ οὐδέ τις ἄλλος ἀνὴρ τάδε φάρμακ' ἀνέτλη, wo das doppelte οὐδὲ von *Schäfers* ἂν ἔτλη abräth. Aber auch ohne dergleichen Partikel kann man eine Sache als gewiss ausdrücken. Demosth. de pace p. 60 Reisk.: ἀλλ' ὁποία τίς ποτ' ἐστὶν αὕτη (ἡ εἰρήνη), μὴ γενέσθαι μᾶλλον εἶχε τοῖς πράγμασι καιρὸν, ἢ γεγενημένην νῦν δι' ὑμᾶς λυθῆναι. (Eine Zeile weiter aber folgt ἂν ... ἦν.) Endlich fällt auch das in die Augen: Da jeder Behauptende am sichersten weiss, wie wahr seine Behauptung ist: so wird besonders bey der ersten Person das ἂν oft wegfallen, was auch der Gebrauch der Schriftsteller bestätigt. Denn überhaupt hat das Innere des Menschen mehr Sicherheit, als die Aussenwelt: was unter der oder der Bedingung geschehen oder unterblieben wäre, ist oft schwer, ja unmöglich zu bestimmen; was man aber unter gewissen

Bedingungen gedacht und gewollt hätte, das weiſs Jedermann, oder glaubt es doch zu wiſſen. Daher gehören Stellen, wie folgende, in denen ſich der innere Sinn ausſpricht, zu den keinen Zweifel geſtattenden. Xenoph. Mem. II, 5. §. 4: ὅτι μνᾶς ἀνθ' ἑαυτοῦ μᾶλλον εἵλετο ἀνήρ. Eurip. Alc. 904 ed. Lipſ., wo Admetus voll Verlangen zu ſterben ſpricht:

δύο δ' ἀντὶ μιᾶς Ἅιδης ψυχὰς
τὰς πιστοτάτας συνέσχεν ὁμοῦ.

(von welcher Stelle doch ſelbſt *Schäfer* (Meletem. p. 56) ſchreibt: *Veriſſime Northmorus, cui Wakefieldius temere obloquitur, corrigit*: συνέσχ' ἂν ὁμοῦ). Ariſtoph. Nub. 1342: ἐδιδαξάμην σε ohne ἂν: *ich hätte dich unterrichten laſſen*. Ran. 891 Invern. ἐβουλόμην μὲν, *vellem quidem*. Aeſchyl. Agam. 360

πολλῶν γὰρ ἐσθλῶν τὴν ὄνησιν εἱλόμην.

Eurip. Iphig. Aul. 944 ed. Lipſ.

ἐγὼ κάκιστος ἦν ἂρ' Ἀργείων ἀνήρ.

da müſst' ich ja der Nichtswürdigſte aller Argeier ſeyn. Und ſo zweifeln wir denn nicht, daſs ſelbſt in Sophokl. Oed. R. 1374 Erf. οὐκ ἠνεσχόμην ungeändert bleiben müſſe, wenn auch *Schäfer* (Meletem. p. 56) über *Hermanns* Widerſpruch faſt böſe wird. — 4) bemerken wir, daſs des Vfs. Beyſpiel aus Plato's Charm. p. 116 Bip. (beſſer hätte der Vf. nach *Stephans* Seitenzahl angeführt) nicht paſst: denn ἔδει ſteht dort ſtatt des Präſens, wie ſchon das nachfolgende ἂν ἤδη δοτέον εἴη lehrt. Zuweilen ſteht auch, wenn ἔδει *opus erat* (*eſt*) bedeutet, ἂν dabey, wie Xenoph. Anabaſ. V, 1. §. 10: εἰ μὲν ἠπιστάμεθα ...., οὐδὲν ἂν ἔδει, ὧν μέλλω λέγειν. Ja ſelbſt in der anderen Bedeutung hat es manchmal ἂν bey ſich: Plato Gorg. p. 514 a und b: πότερον ἂν ἔδει ἡμᾶς σκέψασθαι .... ἔδει ἂν, ἢ οὔ; — 5) Auſser dem von uns ſchon angeführten εἰκός, welches ſich ebenſo Sophokl. Oed. R. 257 Erf. ohne ἂν findet, werden auch Wendungen, wie αἰσχρὸν ἦν, καλῶς εἶχε und die Verbalia in τέος ohne ἂν gebraucht. Xenoph. Anabaſ. VII, 7. §. 40: Ὄμνυμι δέ σοι, μηδ' ἀποδιδόντος δέξασθαι ἄν, εἰ μὴ καὶ οἱ στρατιῶται ἔμελλον τἀμὰ ἑαυτῶν συναπολαμβάνειν· αἰσχρὸν γὰρ ἦν, τὰ μὲν ἐμὰ διαπεπρᾶχθαι, τὰ δ' ἐκείνων περιορᾶν ἐμὲ κακῶς ἔχοντα. Plato rep. V, p. 450 d: πιστεύοντος γὰρ ἐμοῦ ἐμοὶ εἰδέναι ἃ λέγω, καλῶς εἶχεν ἡ παραμυθία. Lucian. contempl. init. T. III p. 30 Bip.: καὶ μὴν καλῶς εἶχεν, ὦ καὶ Μαῖας, ἐκείνων γοῦν σε μεμνῆσθαι, ὅτι κ. τ. λ. Xenoph. Mem. II, 7. §. 10: θάνατον ἀντ' αὐτοῦ προαιρετέον ἦν. (Εἰκὸς ἦν und die Verbalia in τέος hat der Vf. übrigens in der Schulgrammatik ſchon ſelber nachgetragen.) Da aber die Attiker, und mit ihnen andere Griechen, gleich uns Deutſchen, nicht nur in Partikeln, wie δήπου, ſondern auch anderweitig zugleich gewiſs und ungewiſs ſprechen: ſo darf man ſich nicht wundern, wenn auch da, wo man es nicht erwartet, ein ἂν gefunden wird, wie bey ἔδει in der aus Platos Gorgias oben von uns angeführten Stelle, und in Xenoph. Memor. II, 6. §. 26: ἀλλὰ καὶ ἐν τοῖς γυμνικοῖς ἀγῶσι δῆλόν ἐστιν, ὅτι εἰ ἐξῆν τοῖς κρατίστοις συνθεμένους ἐπὶ τοὺς χείρους ἰέναι, πάντας ἂν τοὺς ἀγῶνας οὗτοι ἐνίκων, καὶ πάντα τὰ ἆθλα οὗτοι ἐλάμβανον.

Wenn wir nun gleich eingeſtehen müſſen, daſs, wie einzelne Menſchen, Familien, Ortſchaften und Landſchaften ihre Lieblingsflick- und Füll-Wörter haben, ſo auch die Attiker allenthalben ihr ἂν anbringen, und ſelbſt ein τάχ' ἂν ἴσως und τάχ' ἄν που nicht ſcheuen: ſo hat dieſe Gewohnheit doch begreiflicherweiſe ihre Grenzen, ſo daſs man heut zu Tage das ἂν weder beliebig hinzufügen, noch die Auslaſſung deſſelben von einzelnen Wörtern ſtatt von der Beſchaffenheit des Gedankens abhängig machen darf. Sagt alſo *Schäfer*, nachdem er in den Meletem. p. 55 mehrere Stellen angeführt hat, wo ἂν bey dem Imperfectum ἦν fehlt: *Sed hac anomalia aliisque ejusdemmodi, quae et numero ſunt paucae et propriae certorum quorundam verborum* (zu denen alſo ἦν gehört), *cave abutaris ad legem convellendam cet.*, und beruft ſich *Heindorf* zu Plato's Protagor. c. 47 darauf mit den Worten: *in apodoſi ſtructurae hypotheticae indicativus* ἦν *particula* ἂν *ſaepe caret*, und ſtimmt auch der Vf. (S. 715) dem bey, indem er anmerkt: *zuweilen fehlt im Nachſatze* ἂν *beym Imperfect*. ἦν (wobey auf *Schäfers* Meletem. zu verweiſen war): ſo kann dieſs zu nichts helfen, wenn nicht auch das *Warum* hinzugefügt wird.

Wir gehen nun zur Auslaſſung des ἂν beym Optativ über. Der Vf. handelt hievon S. 723 f. und S. 731, und belegt dieſen Gebrauch mit Hemſterh. ad Lucian. T. III p. 373 Bip.; allein dort iſt die Rede von ἂν beym Indicativ, und *Hemſterhuis* läſst ſich überdieſs auf nichts ein. Statt auf ihn kann auf *Hermann* zu Hom. Hymn. p. 10 und 115 verwieſen werden. Die Gründe der Auslaſſung ſind auch hier die von uns angegebenen. Wir betrachten einige der vom Vf. ſelbſt angeführten Stellen. Hom. Il. ε, 303:

ὁ δὲ χερμάδιον λάβε χειρὶ
Τυδείδης, μέγα ἔργον, ὃ οὐ δύο γ' ἄνδρε φέροιεν,
οἷοι νῦν βροτοί εἰσι,

einen Stein, den ſie nicht tragen würden; ἂν φέροιεν wäre: *den ſie wohl nicht tragen würden*, und geſtattete ſchon eher Zweifel. Od. λ, 613:

μὴ τεχνησάμενος μηδ' ἄλλο τι τεχνήσαιτο,
ὃς κεῖνον τελαμῶνα ἑῇ ἐγκάτθετο τέχνῃ

wo es die Scholia minora allerdings durch οὐκ ἂν τεχνήσαιτο, aber auch durch οὐδὲ τεχνήσεται erläutern; ἂν würde der Trefflichkeit der Arbeit einigen Abbruch thun. Ebenda ξ, 122: οὔτις .... πείσειε γυναῖκα, d. h. *glaube nur nicht, daſs jemand bey der Penelope wird Glauben finden*. Sophokl. Antig. 600 Erf. mit

τεάν, Ζεῦ, δύνασιν τίς ἀνδρῶν
ὑπερβασία κατάσχοι;

d. h. οὐδεὶς δύναται κατασχεῖν. Eurip. Iphig. Aul. 1210: οὐδεὶς πρὸς τάδ' ἀντείποι βροτῶν, *tödte deine Tochter nicht, Niemand kann dagegen etwas ſagen*. Verſchieden von dieſen Stellen ſind ſolche, in denen der Vf. den Optativ ohne ἂν durch den Imperativ erklärt, was wir wohl zugeben könnten, da der Unterſchied zwiſchen: *Sey ſo gut und gieb*, und: *wenn du mir doch geben wollteſt*, nicht bedeutend ſeyn mag. Allein einmal findet ja dann in dieſem Gebrauche gar keine Abweichung von der gemeinen Regel Statt, und zum anderen läſst ſich dieſs auf die erſte Perſon nicht anwenden, wenigſtens nicht nach der herrſchenden Anſicht vom Imperativ. Eine Stelle aus Plato de legg. IX

init., welche auch der Vf., aber unvollständig, anführt, lehrt diefs genügend: μήτε οὖν τις τῶν ἐμῶν χρημάτων ἅπτοιτο εἰς δύναμιν, μηδ' αὖ κινήσειε μηδὲ τὸ βραχύτατον, ἐμὲ μηδαμῇ μηδαμῶς πείθων. κατὰ ταὐτὰ δὲ ταῦτα καὶ περὶ τὰ τῶν ἄλλων ἐγὼ δρῴην, νοῦν ἔχων ἐμφρόνως. θησαυρὸν δὴ λέγωμεν πρῶτον τῶν τοιούτων, ὅν τις αὑτῷ καὶ τοῖς αὑτοῦ κειμήλιον ἔθετο, μὴ τῶν ἐμῶν ὢν πατέρων, μήθ' εὑρεῖν ποτε θεοῖς εὐξαίμην, μήθ' εὑρὼν κινήσαιμι· μηδ' αὖ τοῖς λεγομένοις μάντεσιν ἀνακοινώσαιμι τοῖς ἁμωσγέπως μοι ξυμβουλεύουσιν ἀνελεῖν τήν γε παρακαταθήκην. Hier kann zwar ἅπτοιτο und κινήσειε durch ἀπτέσθω und κινησάτω erklärt werden; aber was ist mit δρῴην, εὐξαίμην, κινήσαιμι und ἀνακοινώσαιμι anzufangen? Wir find der Meinung, dafs hier und in ähnlichen Fällen der Optativ in feiner eigentlichen Bedeutung des Wünfchens und Begehrens ftehe: *ich verlange, dafs Niemand das Meinige anrühre, verlange aber auch meinerfeits nicht, fremdes Gut anzutaften.* Aus dem oben Gefagten erläutert fich nun auch die Regel, dafs der wünfchende Optativ ohne ἄν ftehe. Will ich meinen Wunfch dringend äufsern, wie der Fall ift, wenn ich mich einer Wunfchpartikel bediene: fo werde ich ihn nicht durch ein ἄν fchwächen; in der Unterhaltung aber, wo man feinen Wunfch befcheiden vortragen will, kann man allerdings fagen: ἀκούσαιμι ἄν, *ich wünfchte wohl zu hören (wünfchte, wenn ich wüfste, dafs es dir nicht unangenehm wäre)*; dringender mit Plato Cratyl. p. 397 a Steph. Tom. III p. 257 Bip., nicht 247, wie der Vf. anführt: πάνυ γὰρ ἡδέως ἀκούσαιμι, und beides verbindend ἡδέως ἂν ἀκούσαιμι, wie es im Phaedo p. 70 b. heifst. Ähnlich ift bey Homer (Il. Ζ, 281) ὥς κέ οἱ αὖθι γαῖα χάνοι! falls man nicht ὥς καί οἱ lefen will. Da fich in einem und eben demfelben Satze Beftimmtes und Unbeftimmtes beyfammen findet: fo darf man fich natürlich nicht wundern, wenn auch die Sprache den beftimmteften Ausdrücken ein ἄν beygefellt. Auf diefe Weife verftehen wir den vom Vf. S. 881 nachgewiefenen Gebrauch des ἄν mit dem Imperfectum, wo es einen *Pflegen* bedeuten foll. Nämlich das Ereignifs ift gewifs, die Nebenumftände, Ort, Zeit, Zahl u. f. w. ungewifs. Wenn es z. B. in der vom Vf. angeführten Stelle Xenoph. Cyrop. VII, 1 §. 10 vom Cyrus heifst: ὁπότε προσβλέψειέ τινας τῶν ἐν ταῖς τάξεσι, τότε μὲν εἶπεν ἄν: fo ift gewifs, dafs Cyrus *fagte*, ob aber immer, ohne alle Ausnahme u. f. w., das hat Niemand regiftrirt, und am wenigften behauptet es die Attifche Befcheidenheit zu wiffen.

S. 719 fagt der Vf., dafs auch πῶς ἄν zum Ausdruck eines Wunfches gebraucht werde. Allerdings; eigentlich aber fragweife. Überdiefs führt der Vf. nur ein einziges Beyfpiel, und noch dazu nur aus einem Dichter an. Sollte diefe Wendung hier erwähnt werden: fo mufste es ausführlicher gefchehen, und mit Beziehung auf πῶς mit dem Conjunctiv in ähnlicher Bedeutung, wovon *Schäfer* Meletem. p. 100 handelt. Beffer aber, glauben wir, würde von πῶς ἄν mit dem Optativ und πῶς ohne ἄν mit dem Conjunctiv, wie von manchem anderen Gebrauche, in dem Abfchnitte von der *Frage* und der *Frageform* gehandelt werden; *Frageform* fetzen wir hinzu: denn Manches, was grammatifch Frage ift, ift es dem Sinne nach keinesweges.

Bey den Präpofitionen vermiffen wir die Angabe ihrer Bedeutung in der Zufammenfetzung, und fehen den Grund nicht, warum der Vf. fie überging. Vorgearbeitet haben ihm aufser Anderen fchon *Weller* und *Fifcher* und neuerlich *Riemer* in feinem Griechifchen Wörterbuche.

Die Abfchnitte von der *Conftruction der Adverbien, der Conjunctionen und von einigen befonderen Conftructionsarten* übergehen wir. Der Vf. hat fie verhältnifsmäfsig kurz behandelt; aber es fällt in die Augen, dafs die Erweiterung derfelben zu willkührlich ift, als dafs wir ein beftimmtes Mafs angeben follten.

Der bey Weitem fchwächfte Theil des ganzen Werkes ift der nur 16 Seiten einnehmende Anhang von der *Quantität* und den *Accenten*. Hier herrfcht nicht nur grofse Dürftigkeit, fondern man ftöfst auch auf vieles Falfche. So befremdet gleich in den erften Zeilen die Behauptung, dafs wir *unftérblich* fprechen. Die von einem Verbo mit vorgefetztem *un* abgeleiteten Adjectiva haben den Ton auf der Stammfylbe, *unglaúblich*, *unnénnbar*, *unverkénnbar*, wenn es gleich einige Ausnahmen von diefer Regel giebt, zu denen jedoch *unfterblich* nicht gehört. — In der mufikalifchen Bezeichnung der Ausfprache müffen unter σῶμα die beiden erften Achtel verbunden werden. — In der Erklärung der *Pofition* follte es nicht *Doppelbuchftabe*, fondern *Doppelconfonant* heifsen. — S. 910 wird gefagt, lange Vocale und Diphthonge bleiben am Ende eines Wortes bey nachfolgendem Vocale lang, wenn fie in der *Cäfur* ftehen; richtiger hiefse es: wenn fie in der *Arfis* oder *Vershebung* ftehen. — Was die S. 912 angegebenen profodifchen Werke anlangt: fo läfst fich ihre Zahl aus *Simonis introductio in linguam Graecam* vermehren, wozu wir rathen, da *Morellis Thefaurus* zu felten unter uns ift, und die neue Ausgabe die Mittel Deutfcher Gelehrten weit überfteigen dürfte. Dafs *Hermanns Elementa doctrinae metricae* einen lehrreichen Abfchnitt über Profodie enthalten, wird der Vf. vermuthlich fchon bemerkt haben. — Wenn es ebendafelbft heifst, der *Gravis* fey eigentlich der *Acutus*: fo können wir nicht beyftimmen: der Gravis ift wirklich Gravis, und wird ausdrücklich nur da gefetzt, wo Jemand fälfchlich aus Gewohnheit den Acutus ausfprechen könnte.

Wenn S. 914 gefagt wird, *der Circumflex müffe auf der vorletzten langen Sylbe ftehen*: fo ift dabey die Bedingung vergeffen: *falls diefe Sylbe den Accent bekommt.* — Dafs die Perfonalpronomina nach einer Präpofition nicht inclinirt werden, wie S. 921 behauptet wird, dürfte wohl nicht ohne Ausnahme gelten. Wenn z. B. ftatt eines fchwachen μοι gefagt wird πρός με: fo wird man diefs με doch weder in ἐμέ verwandeln wollen (am wenigften gegen das Metrum), noch auch πρὸς μέ fchreiben. Πρός με und Ähnliches findet fich öfters, und fteht z. B. auch in Platos Menon p. 91 a. Steph. p. 370 Bekker.

Zu dem Auffallendften gehört, was S. 635 der Schulgrammatik gefagt wird: „aus dem Acutus auf

der vorletzten Sylbe sieht man, dass die letzte lang ist, wie σοφία, ἡμέρα, πεπλος, und, wenn die letzte kurz ist, z. B. στωμύλος, dass die vorletzte, die den Acutus hat, kurz ist." Muss denn nicht nach der ersteren dieser Regeln die letzte in στωμύλοι lang seyn? Dass ich ihr in diesem einzelnen Falle die Kürze ansehe, hilft mir nichts in ὅσα, ὅτι, τετυμμένα und zahllosen anderen Wörtern.

Zum Behuf einer neuen Bearbeitung des Abschnittes von den Accenten machen wir den Vf. auch auf *Böckhs* Abhandlung *de metris Pindari* aufmerksam, wo sich manches Beachtenswerthe findet, und brechen hier ab, um noch das Nöthige über die Schulgrammatik und die Formenlehre zu sagen.

No. 2, die *Schulgrammatik*, ist ein Auszug aus der ausführlichen Grammatik. Der Vf. fürchtet, sie werde Manchem für ein Schulbuch zu weitläuftig scheinen, zumal da *Buttmann* geäussert, die Syntax könne in einer Schulgrammatik nur ein Anhang seyn. Der Vf. ist der entgegengesetzten Meinung: mit den Hauptpuncten der Syntax sey der Anfänger keinesweges im Stande, die zahlreichen Schwierigkeiten der Griechischen Schriftsteller bey der Vorbereitung, und die eben so zahlreichen Schwierigkeiten, die sich bey den jetzt üblich gewordenen Exercitien zeigen, zu überwinden. Der Vf. hat hierin um so mehr Recht, als das *Riemer*'sche Wörterbuch sehr oft die Construction der Wörter nicht angiebt. Auch darin sind wir der Überzeugung des Vfs., dass es gar nicht zu rathen sey, die Anschaffung des *Vigerus*, des *Hogeveen*, selbst wenn es der Preis dieser Bücher gestattete, von jungen Leuten zu fodern, wie *Buttmann* in einer seiner Vorreden zu thun scheint, der überdiess bey der Kürze des syntaktischen Theiles seiner Grammatik sich genöthigt sah, in der von ihm wiederholten Schulausgabe Platonischer Dialogen auf *Matthiä's* Grammatik zu verweisen. Viele und weitläuftige Bücher verwirren und rauben zu viele Zeit, wenige, aber zureichende, gewähren die so nöthige Vertrautheit, aus welcher zuletzt Sicherheit erwächst. Aus diesen Gründen hat der Vf. sehr wohl daran gethan, die Partikeln in der Schulgrammatik ausführlicher zu behandeln; und wir wünschen bey einer neuen Ausgabe keinesweges Schmälerung, sondern vielmehr noch Erweiterung, besonders der kurzen Abschnitte, welche vom *Anakoluthon*, von der *Vermischung verschiedener Constructionen*, von der *Kürze im Ausdruck* und vom *Pleonasmus* handeln. Weggelassen hat der Vf. keine wesentliche Regel der Syntax, sondern nur Eigenheiten einzelner Schriftsteller und sehr selten vorkommende Constructionen, ferner von den angeführten Griechischen Stellen die entbehrlichen, — andere sind verkürzt worden, was auch mit dem Register geschehen ist, das nur 11 Seiten einnimmt, — und endlich sämmtliche unter dem Texte der ausführlichen Grammatik befindliche Verweisungen auf ältere Grammatiker und neuere Sprachforscher. Dagegen ist, namentlich in der Syntax, Manches hinzugekommen, wie §. 467 und eine Inhaltsanzeige auf 6 Seiten. Die Ordnung ist verbessert, manche Regeln berichtigt, und namentlich der Gebrauch eines jeden Casus aus *einem* Princip abgeleitet worden, worin der Vf., wie er selber berichtet, Manches einer *Hermannischen* Recension zu verdanken hat. Um dem Lehrer die Vergleichung mit der ausführlichen Grammatik zu erleichtern, wird bey den §§. der Schulgrammatik auf die §§. des grösseren Werkes verwiesen. Zur Erleichterung des Aufschlagens sind die §§. auch auf dem oberen Rande von Seite zu Seite angemerkt worden. Kurz der Vf. hat keine Mühe gespart, die Deutsche Schuljugend mit einer zweckmässigen Griechischen Sprachlehre zu versehen, und wir dürfen von einer zweyten Ausgabe erwarten, dass sie die *Buttmannische* nicht nur, wie bisher, in der Ausführlichkeit der Syntax übertreffen, sondern ihr auch an Vollständigkeit, Genauigkeit und Bündigkeit des Ausdrucks gleichkommen werde.

Die Verbesserungen, die wir ihr im Einzelnen wünschen, sind die schon oben in der Beurtheilung der grösseren Grammatik angegebenen. Ausser diesen bemerken wir noch Folgendes. So sehr wir die philosophische Entwickelung auch in einer Schulgrammatik billigen, ja fodern: so können wir uns doch die Erfahrung nicht ableugnen, dass die Vermischung des Raisonnements mit den Regeln, Ausnahmen, Beyspielen und allerley Bemerkungen das Auffassen und Einprägen der Regeln den Anfängern nicht wenig erschwert. Anfängern dürfte *die* Einrichtung am meisten zusagen, dass der bündig gefassten und mit grösseren Lettern gedruckten Hauptregel das Raisonnement nach Umständen bald voranginge, bald nachfolgte, die erläuternden Beyspiele aber stets gesondert würden, und den letzten Platz die Ausnahmen und Anmerkungen einnähmen. In letzteren müsste, nach dem Vorgange der Lateinischen Sprachlehren, häufig angedeutet werden, wie diese oder jene Deutsche Wendung ins Griechische zu übersetzen ist. Diess ist durchaus nöthig, wenn die Grammatik zugleich auch eine Anleitung seyn soll, aus dem Deutschen ins Griechische zu übersetzen. Eigentlich bedarf jede fremde Sprache einer doppelten Grammatik, einer, in welcher von der fremden Sprache ausgegangen wird, und einer zweyten, welche von der Muttersprache ausgeht. Letztere, da sie mehr praktisch ist, wird nur einen Anhang zu der ersteren bilden, oder ihr eingeschaltet werden, und im letztgenannten Falle durch ein das Aufsuchen erleichterndes Register besondere Brauchbarkeit erhalten. Als Anleitung zum Griechisch-Schreiben kann eine Grammatik auch einen Abschnitt über die Wortstellung nicht entbehren, welches Jedem, der Griechische Exercitia zu verbessern hat, besonders bey der Darstellung des Artikels und der mit ihm verbundenen Wörter einleuchten wird.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Crusius: *Ausführliche Griechische Grammatik* von *Aug. Matthiä* u. s. w.

2) Leipzig, in der Crusiusischen Buchhandl.: *Griechische Grammatik zum Schulgebrauch* von *August Matthiä* u. s. w.

3) Leipzig, b. Vogel: *Griechische Formenlehre für Anfänger* von *Aug. Matthiä* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von den Beyspielen aus den Griechischen Schriftstellern ist zu wünschen, dass die, welche, aus ihrem Zusammenhange gerissen, schwer oder gar nicht zu verstehen sind — welches mehrmals der Fall ist — mit zweckmässigeren, und wo möglich solchen vertauscht werden, die sich durch Inhalt und Ausdruck dem Gedächtniss leicht einprägen, und dass da, wo diess unthunlich, die alten mit einer Erläuterung versehen werden. Ganz besonders sind solche Beyspiele zu empfehlen, welche ihre Erläuterungen gewissermassen in sich tragen. Folgende Beyspiele gehören noch nicht zu den passendsten; doch wird sich aus ihnen ersehen lassen, was wir meinen. Über die Auslassung des ἂν bey προσῆκε Isokrat. Plataic. p. 440 a Wolf.: τούτοις μὲν γὰρ εἰρήνης οὔσης οὐ προσῆκε μνησικακεῖν περὶ τῶν τότε γεγενημένων, ἐκεῖνοι δ' ἐν τῷ πολέμῳ προδοθέντες εἰκότως ἂν παρ' ἡμῶν τὴν μεγίστην δίκην ἐλάμβανον. — Über οὐ und μή Xenoph. Anab. IV, 4 §. 15: οὗτος γὰρ ἐδόκει καὶ πρότερον πολλὰ ἤδη ἀληθεῦσαι τοιαῦτα, τὰ ὄντα τε ὡς ἔντα, καὶ τὰ μὴ ὄντα ὡς οὐκ ὄντα. Demosth. p. 106 Reisk.: Ἐγὼ δὲ θρασὺς μὲν καὶ βδελυρὸς καὶ ἀναιδὴς οὔτ' εἰμὶ, μήτε γενοίμην. — Über den Gebrauch der Tempora. Xenoph. Anab. IV, 4 §. 21: οἱ δὲ βάρβαροι ... οὐχ ὑπέμειναν, ἀλλ' ἔφευγον. Und ebenda V, 2 §. 26: Ἐνταῦθα παραγγέλλει φορεῖν ξύλα ... ἐπεὶ δὲ ἱκανὰ ἤδη ἦν, ἀνῆψαν· ἀνῆπτον δὲ καὶ τὰς παρ' αὐτὸ τὸ χαράκωμα οἰκίας. Über die *Accusativi absoluti*, die oft ganz ausdrücklich gesetzt werden, um nicht durch gehäufte Genitive Dunkelheit oder Schwerfälligkeit zu veranlassen, Plutarch. Ser. num. vind. p. 7 Wyttenb prior: οὐ γὰρ ἄλλα δήπου, ταῦτα δὲ αὐτὰ (das späte Eintreten der Strafe) τοὺς κακοὺς εἰκός ἐστιν ἐκκόπτειν διαπελευομένους καὶ παρεγγυῶντας ἐπιχειρεῖν τοῖς παρανομήμασιν, ὡς τῆς ἀδικίας τὸν μὲν καρπὸν εὐθὺς μὲν ὡραῖον καὶ πρόωπτον ἀποδιδούσης, τὴν δὲ τιμωρίαν ὀψὲ καὶ πολὺ τῆς ἀπολαύσεως καθυστερούσης. Lucian. Halcyon. cap. 8 init. T. I p. 155 Bip.: τὰς οὖν ἀθανάτων δυνάμεις μεγάλας οὔσας, θνητοὶ καὶ σμικροὶ παντελῶς ὄντες ... οὐκ ἂν ἔχοιμεν εἰπεῖν βεβαίως οὔθ' Ἀλκυόνων πέρι οὔτ' Ἀηδόνων. Die *Genitivi absoluti* würden τῶν οὖν ἀθανάτων δυνάμεων μεγάλων οὐσῶν lauten. Viele Beyspiele scheinen uns zur Erläuterung der Regeln nicht nöthig; wohl aber halten wir recht zahlreiche Verweisung auf solche Schriftsteller für sehr zweckmässig, welche unsere Gymnasiasten in Händen haben oder haben sollten. Wir meinen den Homer, Sophokles, Xenophons Anabasis, Cyropädie und Memorab. Socrat, Platons fasslichere Gespräche und Demosthenes Staatsreden und die Reden pro Corona, gegen den Midias und gegen den Leptines. Zuweilen stösst man auch in den Griechischen Schriftstellern auf Stellen von *einer* oder mehreren Perioden, die sich durch Gedanken und eine Menge in ihnen enthaltener Regeln empfehlen. Solche Stellen nun, glauben wir, sollten auf ein paar Bogen der Grammatik angehängt werden, um in dieser bey jeder Regel, welche in einer dieser Stellen enthalten ist, darauf zu verweisen. So wird der Schüler diese Stellen allmählich seinem Gedächtnisse einprägen, und nicht nur Regeln, sondern auch Vocabeln, Muster zur Periodenbildung und mancherley Sachkenntnisse gewinnen.

Schliesslich bemerken wir noch, dass nicht nur aus der ausführlichen Grammatik manche Schreib- und Druck-Fehler und andere Irrungen in die Schulgrammatik übergegangen sind, sondern dass sich diesen auch noch neue beygesellt haben. So bezeichnet der Vf. die Homerischen Gesänge immer mit Ziffern α', β', γ', statt mit Buchstaben α, β, γ. S. 578 giebt er aus Hom. Od. δ, 546 ἤ κεν Ὀρέστην κτεῖνε als Beleg der Construction des ἂν mit dem Imperativ; aber dort steht gar kein Imperativ, sondern Ὀρέστης κτεῖνεν. Da es leider nur zu gewiss ist, dass sich Druckfehler Jahrhunderte hindurch aus einer Ausgabe in die andere, und aus einem Werke in das andere fortpflanzen: so schämen wir uns nicht, einige, die wir gerade angestrichen haben, herzusetzen. S. 50 fehlt bey ἡ Μοῦσα das Deutsche; S. 75 steht οἱ ἰχθύς st. ὁ ἰχ.; S. 148 §. 177, 2 lies §. 67 statt 87. S. 275. 2 γνώμην st. γνώμην. S. 286 Anm. 4: 1350 st. 1361. S. 302 sollte zu der Überschrift *Genitiv* hinzugesetzt werden: *im Allgemeinen*, sowie S. 304 der Übergang ins Einzelne durch die Worte: *ins Besondere*, anzudeuten ist. Ebenda fehlt beym sechsten Abschnitte die Ziffer 6. S. 307 Z. 4 von unten

ist *auch* auszustreichen. S. 312 Z. 6 von unten muss es II, 1. 32 heissen. S. 313, 2 ist am Ende ein Fragzeichen zu setzen. S. 317 Z. 4 von unten lies Ἕκτορος. S. 327 in der Mitte τῇ χειρὶ. S. 330 Z. 6 nicht *Soph.*, sondern *Euripid.* 387, und statt *Id.* gleich darauf *Sophok.* S. 331 und 333 müssen die zur Eintheilung gebrauchten Buchstaben a, b, c, d in α, β, γ, δ verwandelt werden. S. 336 Z. 2 muss es nicht *Id.*, sondern *Xenoph.* heissen. S. 339 Z. 6 von unten nicht *auslöste* (löste), sondern *freygab*, und gleich darauf nicht κολυμβῆται, sondern κολυμβηταί. S. 342 nicht *Thebaner*, sondern *Platäer*. S. 359 letzte Zeile ist ἦ und μοι zu schreiben. S. 366 in der Mitte κασίγνητος, und die aus Eurip. Iph. A. angeführte Stelle steht 1874. S. 370 Z. 9 ist zu verbessern αἰσχυνόμενοι. S. 374 b. προσέρχεσθαι, und in der letzten Zeile Oedip. Tyr. S. 375 Z. 7 v. u. *ist als.* S. 377 in der Mitte διαιθῶ oder διαιθῶ. S. 392 Z. 7 hinter ἀπολωτικεῖ das Punct in ein Fragzeichen. S. 393 Z. 8 ist τινὰ hinter ἀσπάζειν einzuschalten. S. 404 Z. 14 von unten ist statt *Verba* zu schreiben *Worte.* S. 405 Z. 11 τούτου. S. 408 Z. 9 παῖδες. S. 414 Z. 11 κτητῶν: vielleicht wird aber der Vf. diess ganze Beyspiel jetzt verwerfen. S. 415 Z. 7 v. u., wo die Regel *Adjectiva* verspricht, folgen Pronomina und Participia. Es fällt in die Augen, dass die meisten der angegebenen Fehler unbedeutend und selbst manchem Anfänger nicht hinderlich sind, und überdiess ist ihre Anzahl nicht beträchtlich.

Was endlich No. 3 anlangt: so ist diese *Formenlehre* ein Auszug aus No. 2, und zwar, wie sich von selbst versteht, nur aus dem sogenannten etymologischen Theile. Der Vf. scheint (denn das Buch ist ohne Vorrede geblieben) *eine* oder wenige bestimmte Schulen bey diesem Auszuge im Auge gehabt zu haben: wenigstens hat Rec. darin bey seinem, von dem Gewöhnlichen nicht bedeutend abweichenden Unterrichte bald zu viel, bald zu wenig, bald unbequeme Anordnung gefunden. Wir belegen unser Urtheil durch eine kurze Angabe des Inhaltes und einige Bemerkungen.

Von den Buchstaben und ihrer Aussprache. — J und C, d. h. γ und Σ sind überflüssig, *bh* und *dh* statt *b* und *d* verursachen unnöthige Schwierigkeit, dagegen ist der Zahlenwerth der Buchstaben ohne Noth weggeblieben. Die Diphthongen würden wir, um dem Gedächtniss durch die Zahlen 3 + 4 + 5 = 12 zu Hülfe zu kommen, so ordnen: 3 ᾳ, ῃ, ῳ, 4 αι, ει, οι, υι, 5 αυ, ευ, ηυ, ου, ωυ. — — *Spiritus* — was der *lenis* sey, wird nicht gesagt. — — *Von Veränderung und Auslassung der Buchstaben zum Behuf des Wohlklanges.* — *Vom Hiatus* — 1) *das* ν ἐφελκ. — Ob in ἀνίκιος und ähnlichen Zusammensetzungen das ν dahin zu rechnen, oder ob jenes α und αν nicht vielmehr von ἄνευ komme, geben wir zu bedenken. — — 2) *Vom Apostroph.* — In einem Schulbuche sollten die Überschriften gleichmässig, nicht bald *von*, bald anders lauten. Statt ἔλεγεν δ' ἄ. ist ἔλεγε ohne ν zu lesen. — — 3) *Von der Contraction* — (und Krasis). Bey εο, εου und εω fehlen Beyspiele. Εα wird nicht in ᾱ und η, sondern in α und η zusammengezogen. Bey οει und οοι stehen die Beyspiele nicht in der gehörigen Ordnung. Der Zusatz S. 10: *„wie dieses in den alten Handschriften und Ausgaben geschieht,"* würde besser wegbleiben. — — *Von den Redetheilen und ihrer Biegung.* — Dieser Abschnitt ist halbe Arbeit, und sollte entweder länger oder kürzer seyn. — — *Von der Declination.* — Bey der dritten fehlt in der Tafel der Genitivendungen bey ιτος der Nominativ ις. Die Anmerkungen der Schulgrammatik sind hier und überhaupt meistens weggeblieben, in der dritten Declination auch die ausser dem Attischen und dem gemeinen Griechisch vorkommenden Formen, statt ihrer aber Wörter zur Übung im Decliniren hinzugefügt. Die Artikel der Schulgrammatik: *Abundantia, Anomala, Heteroclita, Metaplasmus, vom Genus der Substantiva, Heterogenea und Diminutiva* sind ebenfalls weggeblieben, der Abschnitt *Patronymica* ist abgekürzt aufgenommen worden. — — *Von den Adjectiven.* — Hier wünschten wir, dass die Adjectiva zweyer Endungen nicht *neun* Nummern bekommen, sondern die früheren *zehn* behalten hätten, wodurch die für das Gedächtniss bequeme Abtheilung 5 + 10 + 5 = 20 gewonnen wäre. Hier, wie bey den Substantiven, fehlen öfter die Vocativen, was den Schüler in Verlegenheit setzt, oder ihn wohl gar gegen Unordnung gleichgültig macht. — — *Von den Vergleichungsgraden.* — Die Anomala sind unbequem geordnet (gut bey *Buttmann*). Ebenso die beiden folgenden Abschnitte: *Von den Zahlwörtern* — und: *Von den Pronominibus.* — *Vom Verbo.* — Hier ist Alles tabellarischer und somit kürzer und übersehbarer als in der Schulgrammatik eingerichtet, und bey den mangelhaften Verbis Alles weggelassen, was nicht der tägliche Gebrauch des Anfängers fodert. Wir glauben aber, dass auch hier eine alphabetische Tabelle (etwa wie im *Speccius von Haas*, nur ohne die Fehler desselben) vorzuziehen war; was sich nicht gut hineinbringen liess, konnte in Anmerkungen darunter gesetzt werden. Missfallen hat uns die Bestimmung der *Reflexiva* (S. 51) durch ein *wechselseitiges* Verhältniss, das mehr an *Reciproca* erinnert.

Was wir besonders in dem Büchlein vermissen, sind Abschnitte: 1) Über die *Sylbenquantität.* Sie erleichtert in der Folge die Lesung der Dichter und die Beobachtung der Accente ungemein. Auf richtiges Aussprechen sollte man überhaupt mehr sehen. Wie kann man doch Knaben einschärfen, der Nominativ auf *a* sey im Lateinischen kurz, der Ablativ lang, der Dativ und Ablativ auf *is* lang, der Nominativ und Genitiv kurz u. s. w., und dann doch in allen Fällen *mensă* und *mensĭs*, ὄϊς (*Schaaf* und *Eyern*) sprechen und sprechen lassen! Jedes gebildete Ohr muss beleidigt werden, wenn es aus dem Anfang der Ilias αὐτοὺς δὲ ἑλώρια τεύχε κύνεσσιν, und θεῶν νεῖδὲ ξυνήκε μάχεσθαι, und ὀλέκοντο δὲ λαοί u. s. w. vortragen hört, wie doch in der Regel geschieht. 2) Über die *Accente* mit Berücksichtigung derselben bey jedem einzelnen Redetheile (wie bey *Buttmann*). 3) Über die *Wortbildung*, damit der Anfänger allenthalben den Stamm erkennen lerne, und, wenn er ihn kennt, in den verschiedenen Ableitungen und Zusammensetzungen wieder erkenne. Diess ist eines der vorzüglichsten Erleichterungsmittel

beym Vocabellernen. 4) Über die *Präpositionen*, und 5) Über die gangbarsten *Conjunctionen*. Diese 5 Abschnitte würden das Buch nur um 16 bis 20 Seiten vergröſsert und doch viel gemeinnütziger gemacht haben.

Der Ausdruck des Vfs. ist für Knaben mitunter zu schwer. So sollten Wörter, wie *Modification*, nicht vorkommen. Auch hätte neben den Griechischen Beyspielen immer die Bedeutung stehen sollen.

Der Druck ist ziemlich fehlerfrey: S. 3 Z. 10 steht *ω* statt *ω*.

CH. ST. D.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Der Lobgesang auf den heiligen Anno*, in der altdeutschen Grundsprache des elften Jahrhunderts, und mit einer Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen herausgegeben von D. *G. A. F. Goldmann*. 1816. 214 S. 8. (20 gr.)

Wer etwas bekannt mit der älteren Deutschen Literatur, diesen Lobgesang auch nur von Hörensagen kennt, und ihn nun in gegenwärtiger neuen Ausgabe zu lesen wünscht, um nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen, den wollen wir sehr angelegentlich bitten, die Einleitung des Vfs. zu überschlagen. Denn es kann nicht fehlen, sie muss einen so widrigen Eindruck auf ihn machen, daſs er sich unmöglich zur Lectüre des Buches selbst entschlieſsen wird, wodurch er doch nur sich selbst schaden würde. Der Text ist sehr genau, und so kritisch, als bey dem Mangel an fast allen Hülfsmitteln möglich war, abgedruckt; die Übersetzung ist getreu; die angehängten Anmerkungen räumen nicht allein manchen Stein des Anstoſses aus dem Wege, sondern sie geben auch öfters bedeutende Winke zur besseren Einverständniſs des jetzt unter uns gesprochenen Dialekts. Kurz, wenn die Einleitung nicht wäre: so hätte man Ursache, mit dem Vf. höchst zufrieden zu seyn. Aber diese aus 66 Seiten bestehende (und also mehr als ein Viertel des Buches füllende) Einleitung nimmt sich vor, nicht bloſs den dichterischen Plan des Vfs. (er hat aber gar keinen!) zu entwickeln, sondern auch zu beweisen, daſs dieser Plan sehr künstlich angelegt ward, und von Niemand besser als von unserem Vf. hätte ausgeführt werden können. Man glaubt des *Mathanasius chef d'oeuvre d'un inconnu* zu lesen, und geräth in Versuchung, hier wie dort Alles für Persiflage zu halten, die es doch nicht, sondern sehr gutmüthiger Ernst ist. Wir wollen mit dem Herausgeber über den Gesichtspunct nicht rechten, aus dem er diesen *Lobgesang* ansah. Hätte er ihn wie Rec. für eine Mönchslegende der mittlern Zeit gehalten, die der Antiquar der Sprache wegen lesen muſs, ohne sie darum schöner als irgend eine andere der unzähligen Reimchroniken des Mittelalters zu finden: er hätte wahrlich den auf sie verwendeten Fleiſs ihr nicht geschenkt; und wenn dieses der Fall ist: so wollen wir über den Parenthyrsus nicht zürnen, in den er geräth, wenn er von seinem Ungenannten spricht. Übrigens ist das Gedicht immer einer Menge der gewöhnlichen Reimchroniken vorzuziehen, was Niemand besser als *Bouterwek* in seiner Geschichte der Deutschen Poesie und Beredsamkeit gesagt hat; aber von der inneren Herrlichkeit der Composition mit Hn. *G.* (S. 9) zu reden, und 66 Seiten zu verschwenden, um diese innere Herrlichkeit auch äuſserlich sichtbar zu machen: welche Täuschung gehört dazu! Auch ist das Gedichtchen gar kein *Hymnus*, wozu es *Opitz*, sein erster Herausgeber, getauft hat; es ist eine Mönchslegende, die sich nur durch etwas mehr dichterischen Schmuck vor ihren unzähligen gereimten und ungereimten Mitschwestern auszeichnet. Jeder Mönch glaubte gezwungen zu seyn, die Chronik seines Klosters mit Adam anfangen zu müssen, und dieſs um so weitläuftiger, je gelehrter er sich zu seyn dünkte. Hätte Hr. *G.* mehrere Reimchroniken gelesen, er würde gewiſs, statt die Schönheit der Composition zu bewundern, mit *Bouterwek* seinen Lesern zugerufen haben: Geduld! Laſst euch durch die Rodomontaden von Ninus und Semiramis, Alexander und Cäsar von der weiteren Fortsetzung nicht abschrecken, am Ende (Strophe 34, und das Ganze besteht nur aus 49) wird er euch schon noch ein paar Worte vom h. Anno sagen, und hie und da werden einzelne Geniestrahlen für die Langeweile entschädigen, die jene Herren euch machen.

Hr. *G.* ist der fünfte Herausgeber dieses Gedichts, und hat alle seine Vorgänger zwar fleiſsig, aber treu und redlich benutzt, nie sich mit fremden Federn geschmückt. Zuerst gab es *Opitz*, der Vater der Deutschen Dichtkunst, 1639 zu Danzig aus einem Codex der Rhedigerschen Bibliothek in Breslau heraus, ohne und weder über das Alter noch über die Beschaffenheit der Handschrift die mindeste Nachricht zu geben. Sie selbst ist seit Opitzens Zeiten verschwunden, und in Breslau weiſs Niemand wo sie hingekommen, so daſs den späteren Herausgebern nichts als Conjecturalkritik übrig blieb. *Fellgiebel*, der Opitzens Werke sammelte, nahm auch dieses Gedicht in seine Sammlung mit auf, kommt aber hier, als bloſser Nachdrucker der Danziger Ausgabe, in keine Betrachtung; wohl aber *Scherz*, der ohne die Danziger Originalausgabe auftreiben zu können, den Fellgiebelschen Nachdruck in den *Schilterschen Thesaurus* aufnahm, und mit sehr reichhaltigen Noten versah. Der dritte Herausgeber war *Bodmer*, der, mit *Breitingern* verbunden, eine neue, leider unvollendet gebliebene Ausgabe der sämmtlichen Werke Opitzens besorgte, in welcher auch dieses Werk, von *Bodmer* mit ganz neuen Anmerkungen begleitet, aufgenommen ward. Nicht dieser, sondern der *Scherzischen* Ausgabe, in welcher der Vf. die Fellgiebelschen Druckfehler aufgenommen hatte, folgte 1791 *Hegewisch* im *Deutschen Magazin*. — Gegen Opitz erlaubt sich Hr. *G.* S. 7 einen Ausfall, den Apoll und alle Musen ihm vergeben mögen! Die Herausgabe dieses Gedichtes, meint er, sey das höchste Verdienst, das sich Opitz um Deutsche Dichtkunst erworben: denn seine eigenen Schöpfungen zeigten im Ganzen

doch nur die poetische Ohnmacht seiner Zeit, die nur einer noch abgestorbeneren als frische Lebensregung erscheinen konnte. Allerdings musste derjenige blind gegen Opitzens allgemein anerkannten Dichtergeist seyn, der in der Scansion des Lobgesanges *Ullers Tanz auf dem Meerkrystalle* zu sehen glaubte. Ja wohl zu *sehen!* Denn dass lange Zeilen, übertrieben lange Zeilen mit kurzen verhunzten wechseln, *sieht* man, Rhythmus aber und Sylbenmass *hört* man nicht.

Gottsched, *Bodmer* und *Lessing*, so verschieden sie sonst denken, reichen sich einander freundlich die Hände, wenn es darauf ankommt, in Opitz den grossen Dichter zu erkennen, und wir würden uns einen äusserst schlechten Begriff von Hn. *G's.* Geschmack und Beurtheilungskraft machen müssen, wenn wir uns wirklich überzeugen könnten, dass er diese Schmähung Opitzens aus innerer Überzeugung niedergeschrieben. Zu seiner Ehre wollen wir glauben, dass er, von neuer Deutschheit geblendet, den Sprung vom modernen Theetische zu Tanfanas Hallen zu rasch machte, wobey er denn freylich, von beiden Extremen geblendet, das in der Mitte Liegende nicht im gehörigen Lichte sehen konnte. — Strophe 14 erwähnt der Dichter, wie Alexander in Indien mit den Bäumen geredet. In den Anmerkungen erzählt Opitz das Mährchen ganz aus einer damals noch ungedruckten Handschrift, und setzt dann hinzu: „Mehr von dem sauberen Geschwätz abzuschreiben verdriesst mich und ich schäme mich.“ Konnte Opitz vernünftiger schreiben? Das hiess zeigen, dass man schlechte Bücher gelesen, um aus ihnen die guten erklären zu können. Opitz wendete das gelesene Mährchen zur Aufklärung eines anderen nur kurz hingeworfenen an, und diess war Alles, was er als einsichtsvoller Kritiker thun konnte. Nun höre man aber, mit welchem Nasenrümpfen Hr. *G.* S. 170 hinzusetzt: „Diese Äusserung beweist wohl allein *schon*, wie sehr der romantische Geist *schon* erloschen war in der Zeit, da Opitz *reimete*.“ Opitz reimte nicht, er *dichtete*; und dass er als Dichter Geschmack für das Romantische hatte, bewies er hinlänglich dadurch, dass er jene vom Lobsänger kurz angedeutete Fabel ausführlich erzählen, und die Quellen derselben nachweisen konnte: alles Übrige wäre wahrlich vom Übel gewesen! — Wir fügen ein anderes Beyspiel bey. Sein Lobsänger erzählt Strophe 20, dass die Bayern aus Armenien kamen. Wenn Rec. den Commentator dieses Gedichtes machte: so würde er sich auf die Annalisten des Mittelalters berufen, besonders auf *Monachus Mellicensis* b. *Pez Script. rer. Austriac.* p. 191 und bemerken, dass man die letzte Sylbe von *Bojoaria* zu deuteln pflegte. Damit wäre er fertig; wenn er nun aber eine Abhandlung geschrieben hätte: *De originibus Bavarorum in Armenia quaerendis:* so verdiente er mit *Wack* in eine Classe gesetzt zu werden, der ein eigenes Buch schrieb, zu beweisen, dass die Bayerische Sprache aus der Syrischen stamme.

Es lohnte der Mühe, nachzuspüren, wann die fabelhaften Nachrichten vom Alexander (sowie in der eben angeführten Strophe jene ungleich wichtigere, dass man in Armenien Deutsch gesprochen) im Occident verbreitet worden. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er annimmt, dass diese Fabeln nur erst durch die Kreuzzüge aus dem Morgen- in das Abend-Land gekommen sind. Damals kamen auch die Abendländer mit *Armeniern* zum Theil in recht brüderliche Verbindung, und so liesse sich denn auch der Umstand von den Deutschredenden Armeniern sehr leicht und ungezwungen erklären. Auf diese Weise würde der Lobsänger um ein Beträchtliches jünger werden, als Hr. *G.* ihn machen will. Sollte aber der Pseudo-Alexander des Occidents nicht aus jenem Dulkarnain entstanden seyn: so kann doch unmöglich, wie Hr. *G.* S. 26 will, das Gedicht noch vor 1080 geschrieben worden seyn; diess beweist nicht allein die Sprache, sondern noch mehr der Umstand, dass der 1075 eben nicht im Geruch der Heiligkeit gestorbene Anno unmöglich schon 1080 canonisirt seyn konnte. Es gehörten wenigstens ein Jahrhundert lang fortgesetzte Spenden dazu, ehe der Römische Stuhl sich entschliessen konnte, einen erklärten Anhänger des abgesetzten und im Bann gestorbenen vierten Heinrichs mit diesem Ehrentitel zu schmücken. — S. 61 sagt Hr. *G.*, dass wir gar nichts von den äusseren Verhältnissen des Dichters wüssten. Aber aus Strophe 1, mit 37 und mit dem ganzen Inhalt des Gedichtes verglichen, scheint doch natürlich zu folgen, dass er Mönch in dem von Anno gestifteten Kloster *Sigeberg* war. Daher seine Gelehrsamkeit, die nach der damaligen Lage der Dinge ausgebreitet, aber auch ganz mönchisch zugeschnitten ist. — Wir sind mit Hn. *G.* S. 62 völlig der Meinung, dass: *di gidouftin Lichamin* die *Umbigravin ciworfin lagin*, *Ci ase den bellindin Den grawin walthundin*, Anspielung auf den Anfang der Ilias sind, die Anno, wohl aber nicht in der Ursprache, gelesen haben mochte. Anders ist es mit den Lateinern. 302: *Do lisit man Noricus ensis Daz diudit ein suert Beierisch* cfr. Horat. I. XVI, 9 und Ep. XVIII, 19. Auf Virgil sind die Hinweisungen noch sichtbarer, vorzüglich Str. 25 vgl. mit Aeneid. III, 329, wo Opitz *virherit* ganz richtig durch *verherrlich*, *vortrefflich*, Hr. *G.* aber falsch durch *besiegt* erklärt. Doch diese Recension ist bereits zu lang gerathen, um die vielen Stellen angeben zu können, in deren Erklärung wir vom Herausgeber abweichen. Hier nur noch die einzige Bemerkung, dass V. 20 *niht* für *Liht* zu lesen; der Sinn ist: als noch nichts als der Logos existirte. *Niht*, *Nihil*, in den Nibelungen häufig.

Pia.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

MEDICIN.

Göttingen, b. Dankwerts: D. *Conr. Joh. Mart. Langenbecks*, der Anatomie und Chirurgie Professors und Directors des chirurgischen Hospitales zu Göttingen, *Prüfung der Keratonyxis, einer neuen Methode, den grauen Staar durch die Hornhaut zu recliniren oder zu zerstückeln.* Nebst erläuternden Operationsgeschichten. Mit 2 Kupfertafeln. 1811. 76 S. 8. (1 Rthlr.)

Den grossen Verdiensten, welche der Vf. sich schon um den operativen Theil der Chirurgie erworben, hat er auch das hinzugefügt, dass durch ihn die Keratonyxis die höchst mögliche Vollkommenheit gewonnen, und zuerst mit Glück an lebenden Menschen ausgeübt worden. Er hat dazu eine besondere Nadel fertigen lassen, von deren Zweckmässigkeit sich Rec. aus eigener Erfahrung überzeugt hat. Diese Methode hat Hr. *L.* bey allen Arten von Staaren mit ungemein glücklichem Erfolge, auch in Gegenwart des Vaters der Deutschen Augenheilkunde, des Hn. Prof. *Richter*, angewandt. Zwar ist ihm mancher Vorwurf darüber geworden, dass er sich dieser Methode gleich Anfangs mit Wärme annahm, sowie ihm überhaupt der zu häufige Gebrauch des Messers vorgeworfen wird. Jedoch wird ja wohl durch den dreisten Gebrauch des Messers oft mehr genützt, als durch langes Zögern und Zaudern, welches häufig nur aus dem Unvermögen, Operationen geschickt zu verrichten, entsteht, und worüber oft die beste Zeit vergebens verstreicht. Möge Hr. *L.* den betretenen Weg ruhigen Sinnes fortgehen; der Ruhm eines unserer ersten Deutschen Wundärzte ist ihm gewiss. Doch erlaubt sich Rec. die Bitte, dass es ihm gefallen möge, auch in Hinsicht der medicinischen Behandlung seiner Kranken ein höheres Ziel vor Augen zu haben, nämlich die Natur jedes Individuums zu studiren, und hienach die jedesmalige Behandlung einzurichten. Denn Rec. glaubt eine gewisse Einseitigkeit vieler unserer ersten Chirurgen in dieser Hinsicht beobachtet zu haben.

Vorliegende Schrift sucht zuerst die Frage zu lösen, ob es auch nöthig sey, in Betreff der Staaroperations-Methoden noch eine neue zu erfinden, oder ob es nicht besser gethan, bey der alten schon lange ausgeübten zu verbleiben, zumal wenn man schon eine gewisse Fertigkeit in derselben erlangt hat. Der Vf. erwiedert hierauf: Da man finde, dass Mangel und Schwierigkeiten bey den älteren Methoden obwalten: so sey es billig und gerecht, einer Methode den Vorzug zu geben und sie einzuführen, bey welcher sich weit weniger dergleichen zeigen. Er sagt, er habe viele Extractionen glücklich verrichtet, dennoch aber diese Methode aus mancherley Gründen verlassen. Er betrachtet die verschiedenen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten, welche die Extraction mit sich führt; aus einer Fülle von Erfahrungen ist das, was hier darüber gesagt wird, geschöpft. Der Vf. gesteht, durch *Scarpa* überzeugt worden zu seyn, dass die Depression den Vorzug verdiene. Er zählt hierauf mit gleicher Deutlichkeit und Bestimmtheit die Schwierigkeiten und das Gefahrvolle dieser Methode auf. Besonders wichtig und ein öfter sich ereignender Fall ist der unter No. 3 angeführte. Rec. verweist auf die Schrift selbst. Der Vf. stellt ferner dar, wie er durch die (von einem anderen Recensenten in unserer A. L. Z. 1811. No. 278 beurtheilte) Schrift des Hn. D. *Buchhorn* veranlasst worden sey, den Versuch, durch die Hornhaut zu operiren, erst an Cadavern, und als er sich von der Ausführbarkeit überzeugt, auch an Lebenden zu machen. Er sagt, dass er sogleich Hn. D. *Buchhorns* Nadel als nicht passend erkannt habe, indem er sich vor dem Ausfliessen der wässerigen Feuchtigkeit nicht gefürchtet, da diese bey der Extraction jedes Mal verloren gehe. Indess glaubt Rec. allerdings, dass es gerathener sey, das Ausfliessen der wässerigen Feuchtigkeit so viel als möglich, besonders während der Operation, zu verhüten, wohlwissend, dass es sich mit einer so schnell an Dicke zunehmenden Nadel nicht gut operiren lässt, weil man dieselbe nicht mit Leichtigkeit bewegen kann. Er führt folgende Gründe an: Fliesst zu viel *humor aqueus* aus: so fällt das Auge nothwendigerweise zusammen; war es nun kein ganz flüssiger Staar, sondern ein sogenannter zusammenhängender, sulziger, bröcklichter, der sich nicht recliniren lässt, sondern welcher zerkleinert in die vordere Augenkammer gebracht werden muss: so drückt die zusammengefallene Hornhaut auf den Staar, und dieser auf die Iris, und erregt einen drückenden Schmerz. Rec. sah einige Mal heftige Entzündungen entstehen, welche er sehr geneigt ist, dem Verlust des *humor aqueus* zuzuschreiben. Er übt, um denselben möglichst zu verhüten, folgendes Verfahren. Er sticht nach *Langenbeck* von vorn ziemlich in der Mitte der

Pupille die *Langenbeck*'sche Nadel, nachdem solche zuvor mit etwas fettigem Öl bestrichen worden, ein wenig schräg von unten nach oben durch die Hornhaut. Das an der Nadel sich befindende Öl bildet nun gleichsam einen kleinen Damm auf der Hornhaut um die Nadel herum, welcher in etwas das Ausfliessen der Feuchtigkeit beschränkt. Durch das schräge Hineinstossen der Nadel schliesst sich nach dem Herausziehen derselben die Wunde der Hornhaut um so schneller, und nur wenig *humor aqueus* geht verloren. Rec. kann sich auch nicht denken, dass irgend etwas an oder in dem Organismus ohne Nutzen und Bedeutung sey, und dass ein zu grosser Verlust irgend einer Substanz ohne Reaction von dem beraubten Organe ertragen werde. — Doch wir kehren zu Hn. *L's.* Schrift zurück. Er führt das Verfahren von *Gleize* und *Conradi* an, sowie auch *Beers* Urtheil über dasselbe. Dann folgt die Angabe von *Buchhorns* Verfahren, wie er solches in seiner Dissertation beschrieben. *Scarpa's* Nadel wird beschrieben, und ein Fall angeführt, in welchem der Vf. sich dieser Nadel bediente. Es entstanden üble Zufälle, Iritis und Synizesis, als Folge des stärkeren Druckes, welcher angebracht werden musste, um die immer an Dicke zunehmende Nadel in das Auge zu bringen. Der Vf. konnte den Staar nicht erreichen, und musste die Nadel wieder herausziehen, unverrichteter Sache. Er verwirft daher die Nadel zu dieser Operationsmethode. Sein damaliges Verfahren war das auch von *B.* beobachtete zur Seite Eingehen in das Auge, welches der Vf. in seiner Bibliothek schildert. Er beschreibt nun seine eigene Nadel, die er unvergleichlich schön und leicht eindringend nennt: was Rec. aus voller Seele und Erfahrung unterschreibt. (Hr. Remm verfertiget diese Nadel, wie alle Instrumente, sehr gut, nur ist der Preis etwas hoch.) S. 37 beschreibt er sein jetziges Verfahren, welches sich dadurch von dem *Buchhornischen* unterscheidet, dass er den Einstich durch die Hornhaut von vorn am unteren Theile der Hornhaut, nach dem unteren Augenliede zu, so weit vom Rande der Hornhaut entfernt, dass derselbe sich immer oberhalb des Pupillarrandes der Iris befindet, und der Hals der Nadel beym Niederdrücken des Staars nie denselben berühren kann. Auch bedient sich der Vf. zur Erweiterung der Pupille des Extr. Belladonnae. Dieses Verfahren hat den grossen Vortheil, dass man mit der rechten Hand beide Augen operiren kann: ein überaus wichtiger Umstand. Der Vf. sagt, dass, wenn bey weichen Staaren Reste in der hinteren Augenkammer blieben, dasselbe Auge nach einigen Wochen nochmals operirt werden könne, sich aber auch die Reste in der hinteren Augenkammer, wenn sie nur zertheilt wären, auflösten. Doch geht diess nach Rec. Erfahrung mitunter sehr langsam von Statten. Der Vf. giebt ein Verfahren bey Verwachsung mit der Iris an, welches darin besteht, dass man die Linse (wenn es keine totale Verwachsung ist) mit der Nadel zurückdrückt, wodurch die Adhäsion losgerissen wird, oder man soll die Kapsel einige Mal durchstechen, wenn es eine *membranacea, lactea* oder *caseosa* sey. Bey einer totalen Verwachsung räth der Vf. eine neue Pupille zu bilden. Mit Recht verwirft er aber das Zusammenkleben mit Heftpflaster. Eben so das zu frühe Öffnen. Acht Tage nach der Operation öffnet der Vf. die Augen, nur um sie zu besehen, und geht so nach und nach zu längeren Sehversuchen über. Die Operirten werden *allgemein* (?) antiphlogistisch vom Vf. behandelt. Er zählt endlich die Vortheile der Keratonyxis vor den anderen Methoden auf, und lässt mehrere Operationsgeschichten folgen, unter welchen No. 13 auch eines Versuches mit *Weinholds* Staarnadelscheere gedacht wird, der zu des Vfs. Zufriedenheit ausfiel. Von 28 nach dieser Methode Operirten entstand nur *einmal* Entzündung mit Verschliessung der Pupille. Welche andere Methode kann sich wohl mehrerer glücklicher Erfolge rühmen? Freylich werden Privatärzte, die nicht an Hospitälern angestellt sind, und oft unter traurigen Verhältnissen operiren müssen, deren Kranke gewöhnlich auch nach der Operation die gehörige Pflege nicht haben, nie so glückliche Resultate erhalten. Denn die sich darbietenden Hindernisse und Schwierigkeiten sind nicht zu zählen, und öfters kaum denkbar.

Durch die dem Buche beygegebenen Kupfertafeln wird das ganze Verfahren noch mehr versinnlicht. Die Nadel ist ebenfalls abgebildet. Rec. wünscht daher dieses Werk in die Hände aller mit Augenkrankheiten sich beschäftigenden Ärzte.

K. V.

Berlin, b. Maurer: *Über die Natur und Heilung der Faulfieber, nebst Bemerkungen über einige Verschiedenheiten, Eintheilungen und Curmethoden der Fieber überhaupt.* Einladungsschrift von D. *A. Fr. Hecker.* Voran ein Beytrag zur Beantwortung der Frage: Soll in Berlin eine Universität seyn? 1809. 146 S. 8. (12 gr.)

Um der Wahl des Titels dieser Schrift noch jetzt das Recht angedeihen zu lassen, muss Rec. ein *Hysteron proteron* mit der Abhandlung selbst machen, und mit S. 60 anfangen, wo zuerst vom Faulfieber die Rede ist. Das Faulfieber zeichnet sich aus durch einen hohen Grad von Schwäche und Unvermögen (nur nicht immer fühlbar im Pulse), durch grosse Mischungsveränderungen in der ganzen Blutmasse, durch eine auch in den gesammten festen Theilen auffallende Neigung zu Mischungsveränderungen, eine eigene, beissende (brennende) Hitze, grosse Veränderungen in den Secretionen, abgesonderte Feuchtigkeiten und colliquative Erscheinungen, und endlich durch Wärme, Beugsamkeit und schnelle Auflösung der Leiche. Diese Erscheinungen, mit verstärkter Thätigkeit des Herzens und der Arterien (des Gefässsystems) geben Faulfieber, ohne dieses Gefässfieber Scorbut. Das Faulfieber ist also aus einem doppelten Zustande zusammengesetzt, aus dem Fieber des Herzens und der Arterien, und aus den Fehlern der Kräfte und Mischungen. Das Gefässfieber beym Faulfieber ist kein anderes, als beym Nervenfieber. Hier steht es aber

aber mit einer eigenthümlichen örtlichen Krankheit im Gehirn und Nervensystem, dort mit der beschriebenen Schwäche und Mischungsveränderung in Verbindung. Das Faulfieber kann sich mit ersterem eben so gut verbinden, als mit gastrischer Form, mit örtlichen Entzündungen, mit Exanthemen, mit Katarrh, mit Ruhr. Der Vf. setzt das Verhältniss dieser Zustände recht schön aus einander, ungefähr auf folgende Weise. Das Leben des menschlichen Organismus äussert sich im Allgemeinen auf dreyfache Art, in der Vegetation oder Reproduction, in der Irritabilität und Sensibilität. Die erste Stufe in der belebt organisirten Natur, vielleicht das Nächste neben der Krystallisation, ist die Vegetation, die bestimmte Mischung, Form und Structur der thierischen Materie in allen ihren regelmässig fortschreitenden Reproductionen und Metamorphosen; an diese schliesst sich die höhere Stufe des Lebens, die Irritabilität an, die sich in bestimmten Bewegungen der thierischen Faser gegen äussere Eindrücke offenbart. Die höchste ist die Sensibilität, durch welche die Eindrücke auf die Sinnorgane und ihr Übergang ins Bewusstseyn möglich wird. Jede dieser Lebensäusserungen (Kräfte) hat ihr eigenes System, in deren jedem sich das Leben theils von einer chemischen, theils von einer dynamischen Seite zeigt, welche beide wir inzwischen nur in der Idee trennen können; in der Natur sind sie unzertrennt und untrennbar, und eben darin besteht seine Totalität; in der Harmonie der drey Dimensionen die Gesundheit. Nach diesen drey Dimensionen können wir füglich drey grosse Classen von Krankheiten annehmen: 1) Krankheiten der Reproduction; 2) der Irritabilität, und 3) der Sensibilität. Zu den ersten werden alle jene gerechnet, wo wir überhaupt oder in einzelnen Theilen veränderte Form, Structur, Organisation von ihrer Vollkommenheit abweichen sehen. Die Krankheiten der Irritabilität umfassen Alles, was man zum Muskelsysteme, dem Herzen und den Arterien, dann aber auch zu jedem mit reizbaren Fasern oder Organe rechnen kann. Die Krankheiten der Sensibilität enthalten alle diejenigen, die man Nervenkrankheiten heisst. Fieber muss immer und ohne Ausnahme eine Krankheit des irritablen Systems seyn, und kann nur in sofern auf die übrigen Dimensionen bezogen werden, als in ihren Systemen die Irritabilität wiederkehrt (d. h. alle mit einander in Wechselwirkung stehen). Das einfache Fieber in der Irritabilität, wo ausser den von der Gesundheit abweichenden Contractionen in dem Herzen und in den Arterien kein anderes krankhaftes Verhältniss im Organismus hervorstechend ist, macht das einzige Fieber in der Natur, mithin die an sich immer identische Grundform aus. Ein solches einfaches Fieber existirt nur in der Idee, höchstens nur in einem gesunden Körper, von einem schnell vorübergegangenen Eindrucke, sehr geringem Grade, kurzer Dauer. Ausserdem kann es nicht fehlen, dass nicht sowohl die Sensibilität als Reproduction dabey leiden sollten. Diejenige Krankheit, welche die Ärzte Faulfieber genannt haben, sieht der Vf. an sich gar nicht als ein Fieber an, sondern als ein krankhaftes Verhältniss ganz eigener Art, das zunächst die thierischen Mischungen und Vegetation betrifft, das sich aber in der Totalität des Organismus mit mannichfaltigen Äusserungen der Irritabilität und Sensibilität verbindet. Es ist ein eigenthümlicher Fehler der Metamorphose. Von der nächsten Ursache, dem eigentgentlichen Wesen des Faulfiebers, wissen wir nichts, als dass hier ein bestimmter Fehler der thierischen Vegetation, Mischungsfehler der thierischen Materie vorhanden sey, der an sich von dem Gefässfieber ganz unabhängig ist. In der Angabe der entfernten, äusseren Veranlassungen zu Faulfiebern herrscht einige Verwirrung und Widerspruch. Das Faulfieber kann unmittelbar (*morbus primarius*) seyn, oder im Gefolge anderer Krankheiten (*m. secundarius*) entstehen. (Es werden hier einige lehrreiche Beobachtungen von faulichten Pocken angeführt, welche wir jedoch nicht mittheilen können. Dem Vf. starben 2 Kinder an geimpften Blattern.) Was nun über die Heilung angegeben wird, sind Jeremiaden über die Unzulänglichkeit aller Methoden. Wir können, meint Hr. *H.*, nichts weiter thun, als durch Mittel, die nicht erhitzen, nicht das Gefässfieber vermehren, durch Arnica, Valeriana, Serpentaria, Angelica, Campher, Äther, Moschus u. A. die Kräfte und Thätigkeiten aufrecht erhalten, durch inneren Gebrauch der Säuern und Chinarinde den Fehler in den Mischungen verbessern, wenigstens sein Fortschreiten aufhalten, und was die Hauptsache sey, die vorhin genannten äusseren Mittel (kaltes Wasser?) sowohl auf die Haut, als in den Darmkanal anwenden. Diess mag das Wesentliche und Wichtigste in dieser Schrift seyn. Sie hat uns, wenn wir aufrichtig seyn wollen, nicht gefallen. Dem Vf. war bekanntlich selten etwas recht, was andere Schriftsteller sagen; auch hier ist er mit keiner einzigen Fiebertheorie zufrieden. Dennoch neigte er sich mehr, als irgend ein anderer Schriftsteller, zu einem gewissen Synkretismus hin, welchem zwar die meisten medicinisch-praktischen Schriftsteller ergeben sind, welcher aber an dem Vf. natürlich mehr auffällt, als an Anderen. Man vergleiche nur seine neueste Sprache, seine neueste Vorstellungsweise mit den in vorigen Schriften. Hier kommen die Ausdrücke Dimensionen, Metamorphosen u. s. w. häufig vor, die ihm sonst ein Greuel waren. Er baut sogar eine Krankheits- und Fieber-Eintheilung darauf, die in nichts vollkommener ist, als andere. Man wird das schon aus der leichten Skizze sehen, welche wir davon gegeben haben; man wird auch finden, dass das Mangelhafte daran dem Vf. selbst nicht entgangen ist. Ist damit etwas gewonnen? Wissen wir nun, was Fieber ist? Ist es wahr, dass es Krankheiten gebe, welche nur diesem oder jenem Systeme des Organismus allein eigen sind? Leiden nicht bey Einer Krankheit alle, nur eines mehr, das andere minder? Ist es wahr, dass das Faulfieber ist, was der Vf. dafür ausgiebt? Wird dadurch die Verwirrung nicht grösser? Sind nicht die meisten Fieber ausser dem Faulfieber Reproductionskrankheiten? Wird die Heilung erleichtert oder verbessert? Erhitzen diese Mittel, welche der Vf.

empfiehlt, erhitzen Valeriana, Serpentaria, Angelica, Campher nicht? Vermehren sie das Gefässfieber wirklich nicht? Können China und Säuren einen Mischungsfehler bessern, wenn wir ihn nicht kennen? Hat der Vf. von den äusseren Mitteln, welche er empfiehlt, von kaltem Wasser, mehrere Erfahrungen, als von den innerlichen, welche er verwirft, den Bierhefen u. s. w.? Ist nicht, nach seiner Theorie, das Umändern der Mischungsfehler das Erste und Nothwendigste, das Aufrechthalten der Kräfte und Thätigkeiten erst das Zweyte? Solcher Fragen könnten wir noch mehrere aufwerfen, wenn wir wollten. Uns ist es fast vorgekommen, als ob der Vf. durch die vorausgeschickte Einleitung: *Soll in Berlin eine Universität seyn?* in üble Laune versetzt gewesen sey, als er an die zweyte Untersuchung kam. In dieser Einleitung entscheidet er für die Bejahung dieser Frage. Wie mehrere seiner polemischen Untersuchungen, so ist auch diese reich an Bitterkeiten und beleidigenden Seitenblicken auf andere ähnliche Anstalten, namentlich auf *Göttingen*, *Halle*, *Jena* und *Erfurt*. Es wird Alles, Manches mit grossem Zwange, hervorgesucht, was zum Vortheile, Vieles mit leichtem Sinn übergangen, was zum Nachtheile der fraglichen Untersuchung gereicht. Es werden auch manche Anekdoten aus der *Chronique scandaleuse* einiger literarischer Anstalten mitgetheilt, von denen wir zum Beschluss nur ein paar mittheilen wollen. S. 17. Als vor einigen 20 Jahren die Universität zu Mainz restaurirt wurde, hatte man dort höchsten Ortes erfahren, dass es in Göttingen sehr berühmte Lehrer gebe, deren Gelehrsamkeit und Ruf viele Studirende anziehe. Ein damals die Universitäten bereisender Mönch erhielt daher die höchste Instruction, die *Collegienhefte der Göttinger Professoren herbeyzuschaffen, damit solche in Mainz vorgelesen werden könnten.* S. 21. Der Vf. wurde im J. 1790 von einem seiner Vorgesetzten gefragt, ob er die Medicin nach *Stahlischen* oder *Boerhaavischen* Grundsätzen vortragen werde, und noch sind die Acten vorhanden, nach welchen er um diese Zeit, mitten in seinen Vorlesungen über die Fieberlehre nach *Stoll*, die ernstliche Weisung erhielt, dieses zu *unterlassen* und ein *nützlicheres Collegium* zu lesen!

Fj. n. m.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. 1) *Darmstadt*, b. Heyer u. Leske: *Schwalbach und seine Heilquellen.* Für Bade- und Brunnen-Gäste von Dr. *H. Fenner*, Geheim. Rath u. Brunnenarzt zu Schwalbach. Mit der Ansicht von Schwalbach. 1817. VIII u. 117 S. 8. (16 gr.)

2) Ebendaselbst: *Taschenbuch für Gesundbrunnen und Bäder auf das Jahr* 1817. Zum Gebrauche für Ärzte und Nichtärzte herausgegeben von D. *H. Fenner*, Geh. Rathe, Ritter des rothen Adlerordens III Cl., Brunnenarzte von Schwalbach und Schlangenbad. Mit der Ansicht von Baden. 1817. 188 S. 12. (20 gr.)

No. 1 enthält gute und zweckmässige Vorschriften zum Gebrauch dieser vortrefflichen Heilquelle in einer dem Laien verständlichen Sprache. Nur wäre zu wünschen, der Vf. hätte statt so vieler undeutscher, aus fremden Sprachen entlehnter Wörter, als: Provität, Affectibilität, apprehendiren, intendiren, Vehemenz, exorbitant, impetuos, Nervosität, Innormalität u. s. w. sich lieber der verständlicheren Deutschen bedient. Wann werden doch unsere Deutschen Schriftsteller anfangen, Deutsch zu schreiben?

No. 2 könnte eine wirkliche Lücke in unserer Deutschen Literatur ausfüllen, wenn mehrere Badeärzte sich vereinigen wollten, die von ihnen gemachten Bemerkungen und Beobachtungen darin niederzulegen. Nur müsste es in bündiger Kürze und mit weniger Schreibseligkeit geschehen, als in den eigenen Aufsätzen des Herausgebers bemerkbar ist. Am besten haben Rec. in diesem Bande die Aufsätze von *v. Gerning*, *Ficker* und *Peetz* gefallen.

Hbm.

Leipzig, b. Cnobloch: *Ehrenrettung Loder des Jüngeren und einige Bemerkungen über Rasoris Contrastimulus*, von *Karl August Weinhold*, der Philos., Medic. und Chirurgie D., Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe, Königl. Preuss. Regierungs-Medicinalrathe und Hofrath u. s. w. 1817. 32 S. kl. 8.

Diese Ehrenrettung ist besser gemeint als ausgeführt, und hätte füglich unterbleiben können. Welche einseitige Urtheile der verstorbene *Loder* über *Rasori* und dessen System des Contrastimulus gefällt hat, erwies Rec. bereits bey der Anzeige der Schrift des zu früh Verstorbenen: *Bemerkungen über ärztliche Verfassung und Unterricht in Italien* (Jen. A. L. Z. 1814. No. 121. 122). Im Februarstück des *Journals für praktische Heilkunde*, Jahrgang 1816, äusserte Hr. Geheimerath *Harles*, dass der jüngere *Loder* in der erwähnten Schrift Hn. *Rasori* hinsichtlich des Contrastimulus sehr schlecht und herabwürdigend beurtheilt habe. Dieses ist allerdings ein hartes Urtheil, und der Wahlspruch: *de mortuis nihil nisi bene*, dabey wenig beachtet. Nur in dieser Beziehung lässt sich auch die versuchte Ehrenrettung des Hn. *W.*, welcher sich hier als den Freund und ehemaligen Reisegefährten des Verstorbenen ankündigt, ja der selbst indirecten Antheil an der, von dem jüngeren *Loder* herausgegebenen Reisebeschreibung hatte, rechtfertigen. Doch wäre sehr zu wünschen gewesen, dass sich Hr. *W.* darauf beschränkt hätte, seine Einwürfe gegen *Rasori's* Lehre *sine ira et studio* vorzulegen, und die erläuternden Notizen über des verstorbenen Freundes Leben und Tendenz ruhig mitzutheilen. Statt dessen springt er von einer Materie zur anderen, mischt ganz fremdartige Dinge, z. B. über seine eigenen Schicksale, über den Typhus, ein, und äussert sich auf das heftigste und grellste gegen *Rasori* und dessen Lehre. — Rec. ist keinesweges ein Vertheidiger jener einseitigen Theorie, vielmehr mit Hn. *W.* überzeugt, dass ihre Einführung der praktischen Heilkunde die grössten Nachtheile bringen würde. Ob aber Hn. *Rasori's* Therapeutik wirklich so einseitig und nachtheilig sey, wie der Vf. versichert; ob sich sein ganzes Heilverfahren auf die Anwendung enormer Gaben von Brechweinstein und Digitalis beschränke; die Heilung so ungewöhnlich lange (oft 90 Tage) dauere, und so auffallende Erscheinungen, Blausucht, Abzehrung, dabey zum Vorschein kommen: das ist eine Frage, deren Beantwortung wir Hn. *Rasori* und den *Ärzten Italiens* überlassen.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

GESCHICHTE.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Geschichte Andreas Hofers*, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tiroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militärischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren Hofers, des Freyherrn von Hormayr, Speckbachers, Wörndle's, Eisensteckens, der Gebrüder Yalguter, des Kapuziners Joachim Haspinger, und vieler Anderer. 1817. 460 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Wenn sich der Vf. dieser gehaltvollen Schrift auch nicht genannt hat: so ist er doch leicht zu erkennen an der Art der reichen Darstellung, an der genauen Kunde der natürlichen Beschaffenheit und Verfassung sowie der Geschichte Tirols, an der Beurtheilung der handelnden Personen endlich, die *so* nur von einem geistreichen selbstthätigen Augenzeugen kommen konnte.

Der reinhistorische Werth seines Werkes besteht in der gründlichen Darstellung der merkwürdigen Episode aus jenem Kriege, der Mittel, wodurch sie vorbereitet und erhalten, der Umstände, wodurch sie früher begünstigt, dann so rasch beendet wurde; nächstdem findet der Soldat fruchtbare Winke über Tirols militärische Wichtigkeit, dessen zu Kriegszwecken zu benutzende Örtlichkeit und die Art des Angriffes wie der Vertheidigung. — Deshalb sollte das Buch aber auch einen bezeichnenderen Titel haben, denn von *Hofern* findet man wenig mehr als die Bestätigung, dass er ein wackerer aber höchst unbedeutender Mensch und nur als Instrument höherer Pläne von einiger Wichtigkeit war; seine Persönlichkeit tritt daher auch vor den grofsen Ereignissen sehr in den Hintergrund.

Sehr zweckmäsig, tief gedacht und zum Verständniss jener denkwürdigen Erscheinungen nutzbar giebt die Einleitung eine gedrängte Übersicht der Verfassung und des geselligen Zustandes von Tirol; wer diesen Krieg noch studirt, möge sie wohl beherzigen, es wird ihm dann manches Auffallende klar werden; unter vielen anderen scheinen uns besonders zwey Stellen, S. 8 „die Natur" u. s. w. und S. 26 „In die Ökonomie" sehr wahr und bezeichnend.

In der darauf folgenden Darlegung der schon vor dem Kriege angeknüpften Verständnisse, der dabey benutzten Mittel und Personen, erscheint Hofer zuerst handelnd; aus welchem Gesichtspuncte er betrachtet worden, zeigt ausser vielen anderen Stellen besonders S. 59. — Man kann sich hiebey nicht verbergen, dass die ganze Expedition nach Tirol, die weit grössere Folgen hätte haben können, als sie wirklich gehabt, doch nur unter einem solchen Zusammentreffen günstiger Umstände überhaupt ausführbar war; wäre die Baierische Regierung weniger sorglos, wären die Behörden klüger und mehrere tausend Mann Truppen auf den wichtigsten Puncten des augenscheinlich bedrohten Landes versammelt gewesen: so möchte die ganze Unternehmung wohl gleich beym Beginn gescheitert seyn.

Hierauf (von S. 65 an) der Ausbruch der Feindseligkeiten, die bloss vom Landsturme bewirkte Erstürmung von Inspruck und die Gefangennehmung eines Französischen Corps von 8000 Mann (S. 88 und 95); weiterhin die durch die Ereignisse in Baiern veranlasste Versetzung der Streitkräfte aus dem südlichen in den nördlichen Theil Tirols. — Welche Resultate sich ergeben haben würden, wenn sich der Erzherzog Johann damals nach Tirol geworfen, und nun das Land als „eine selbstständige Festung" betrachtet hätte, lässt sich nicht berechnen; und wenn wir das Unterbleiben dieser Massregel unter den damaligen Verhältnissen allerdings auch als einen Unglücksfall betrachten: so lässt sich doch im Allgemeinen nicht verkennen, dass die Kriege jetzt nur durch die Hauptschlachten entschieden werden. Ist eine solche gewonnen: so bleibt dann immer noch Zeit gegen den Theil des Feindes, der in ziemlicher Ferne Flanken und Rücken bedroht, zu operiren, und die von jenen einstweilen erkämpften partiellen Vortheile werden durch die Niederlage seiner Hauptarmee grofsentheils wieder vernichtet. Benutzten aber im vorliegenden Falle die Österreicher den Sieg von Aspern: so ward Tirol für Bonaparte ein gar gefährlicher Punct; es unterblieb, weil das Österreichische Hauptheer — vielleicht wegen der Detachirungen — zu schwach war.

Wünschenswerth wäre es, über das Treffen bey Wörg'l und so manches andere Gefecht, so wie über die verschiedenen Bewegungen genauere militärische Nachrichten zu finden; der Vf. zieht die Aufstellung allgemeiner strategischer Ideen dem allerdings trockenen Detail der Bewegungen vor, das Letztere ist aber dem Militär besonders beym Gebirgskriege höchst nützlich, ja unentbehrlich. Das Treffen bey Inspruck

am 29 May ist indess (S. 240 f.) so deutlich dargestellt, dass man ihm mit einer guten Charte ganz genau folgen kann.

Es würde zu weit führen, wenn wir das darauf Folgende, als die rühmlichen Bemühungen Hormayrs, dem ganz vergessenen Corps die nöthigen Subsistenzmittel aller Art zu verschaffen; die mehrmals entworfenen, aber nie gehörig ausgeführten Pläne zu allgemeinen Ausfällen, die partiellen nichts entscheidenden Gefechte endlich einzeln erörtern wollten. Es folgt darauf der Znaymer Waffenstillstand mit seiner schrecklichen Wirkung auf die Lage Tirols, wobey wir das Benehmen Österreichs gegen jenes treue Land höchstens politisch passend finden können, sehr hart war es zugleich gegen die dahin gesendeten Truppen. Die Besonnenheit, Kraft und Umsicht, mit der hier der General Buol und Hormayr einer doppelten Gefahr entgegen wirkten, sichert diesen Männern die Achtung jedes Unbefangenen.

Eine schöne Periode für den Tiroler Nationalruhm beginnt, als sie nach dem Abzuge der Österreicher, auf eigene Kraft beschränkt, den Feind nochmals aus ihren Grenzen vertrieben; das wurde begründet durch dreyer Männer Zusammentritt, man lese darüber die schöne Schilderung S. 357 f. In rascher Folge sehen wir sodann die Vernichtung der über Mittenwald anrückenden Sachsen, die Gefangennehmung einiger Tausend Baiern bey Prutz, die Zurückdrängung Rusca's, das siegreiche Gefecht bey Inspruck und darauf Lefebre's gänzlichen Rückzug nach Salzburg, den Tod des Grafen Arco und die Flucht seiner Schaar, die glücklichen Gefechte bey Lofer und Unken, die Eroberung des Passes Lurg, — dann aber auch die Unfälle zuerst im südlichen Tirol, bey Melek und Pass Strul, Hofers verderbliche Verbindung mit Donay, der ihn später verrieth, überhaupt das Unsichere in seinem Benehmen als Obercommandant; das Eindringen der Baierischen Armeen, die Räumung Inspruck's, Hofers Unterwerfungsacten vom 3 und 4 November, dennoch fruchtlosen Widerstand gegen Rusca, von dem verrückten Kolb angefacht, der auch Hofern zu der Auffoderung zu Wiederergreifung der Waffen vom 15 November veranlasste, in deren Folge wieder mehrere Gefechte, viele Greuel, die allmähliche Abspannung, endlich die völlige Unterwerfung des unglücklichen Landes. Indem sich hier das grosse Drama schliesst, tritt Hofer wieder hervor zum letzten Gange seines Lebens; von S. 448 an wird erzählt, wie er so viele Gelegenheiten zur Rettung unentschlossen von sich gewiesen, wie er durch Verrath gefangen nach Mantua transportirt worden, und dort zum Tode verurtheilt als ein christlicher Held und Märtyrer geendet.

Diess ist der in möglichster Kürze wiedergegebene Inhalt des interessanten Buches, an dem wir einen lebendigen Eifer für die Sache des Vaterlandes, genaue Kunde des Geschehenen, eine Fülle der Darstellung und tiefe Einsichten in die natürliche Stellung Tirols als Kriegsschauplatz, seine Verfassung und Landesart, sowie die Natur des dort zu führenden Krieges, gern anerkennen; und nur die schon erwähnte Unbestimmtheit im Detail der Bewegungen, kraft welcher man oft eine Truppe auf ganz anderen Puncten wiederfindet, als wo man sie verliess, als grössere, die hin und wieder stattfindende Überfüllung der Perioden, wodurch sie bisweilen dunkel werden, sowie die eingeschlichenen Provinzialismen als kleinere Übelstände betrachten.

Wir können uns am Schlusse einer Bemerkung nicht enthalten, die sich uns von zwey Seiten über solche Insurrectionskriege aufgedrängt hat. Einmal können die Völker wieder aus diesem Beyspiele lernen, dass die insurgirende Macht ihren guten Willen zwar benutzt, aber selten vergilt, und das Heil der Insurgenten immer den eigenen Kriegszwecken unterordnet; dann aber geht auch für die Regierungen die Überzeugung hervor, dass auf die Resultate solcher Bewegungen durchaus nicht in dem Masse zu rechnen sey, wie es excentrische Köpfe so gern glauben machen möchten. — Wie schwer es sey, so verschiedene Köpfe zu einem Willen zusammenzuhalten, wie wenig auf ein planmässiges Zusammenwirken gerechnet werden könne, geht deutlich auch aus dieser Schrift hervor. Geständnisse, wie das S. 270 enthaltene, und das oft wiederholte, dass man in Hofern „das mindeste Übel" erwählt habe, sind sehr beherzigenswerth, und nicht erfreulich ist es, dass man bey solchen Volksexpeditionen auf Mittel verfallen muss, wie die S. 228 erwähnten Lukaszettel.

B. M.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Das Heer von Inner-Österreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn.* Von einem Staabsofficier des k. k. Generalquartiermeister-Staabs eben dieser Armee; durchgehends aus officiellen Quellen, aus den erlassenen Befehlen, Operationsjournalen u. s. w. 1817. 411 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die Thaten der im Feldzuge von 1809 unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Johann gestellten Österreichischen Armee sind bisher noch nicht hinlänglich erörtert und gewürdigt worden; das vorliegende Werk beseitigt diesen für die Kriegsgeschichte fühlbaren Mangel.

Da die Armee von Inner-Österreich — das 8te und 9te Corps, zusammen 46777 M. Linientruppen, 34637 M. Landwehr, wovon aber 7904 M. unbewaffnet — zuerst siegreich in Italien vorrückte, einen Theil des 8ten Corps unter F. M. L. Chasteler nach Tirol detachirte, dann wegen der Unfälle in Deutschland nach Ungarn zurückging, dort die Schlacht bey Raab lieferte, von Presburg aus zur Schlacht bey Wagram herangezogen ward, aber zu spät eintraf, und sich desshalb nach Ungarn zurückzog: so ist das Werk zur besseren Übersicht der Ereignisse in folgende Abschnitte eingetheilt. I. Ursache, Vorbereitung und Vorspiele des Krieges (S. 1 — 37). II. Von der Eröffnung des Feldzugs bis zum Treffen bey Pordenone 1 bis 15 April (S. 38 — 64). III. Von dem Tage bey Pordenone bis

zu dem Rückzuge von der Etsch v. 15 April bis 1 May (S. 65 — 98): IV. Von dem Rückzuge von der Etsch bis zur Ankunft bey Körmönd, vom 1 Mai bis 1 Juny (S. 99 — 153). V. Von der Ankunft in Körmönd bis zur Einrückung in die Cantonirungsstationen nach den Schlachten von Wagram und Znaim und nach erfolgter Waffenruhe, v. 1 Juny bis 25 July (S. 154 — 227). VI. Operationen des Corps in Tirol (S. 228 — 290). Von S. 291 an folgen Beylagen: Marschpläne, Übersichten und die Correspondenz des General Grünne u. s. w. enthaltend.

I. Nach kurzer Entwickelung der politischen Lage Österreichs folgt die Aufzählung der wichtigsten militärischen Vorbereitungen, die Discussion über die Operationspläne. Wir theilen ganz die hier erwähnten Ansichten des General Mayer: dass zuerst *in Deutschland* ein Hauptschlag mit vereinten Kräften rasch auszuführen sey. Wenn bey den Vorbereitungen Manches verzögert und versäumt worden ist: so geht doch deutlich hervor, dass der treffliche Erzherzog Johann — trotz mancher verschiedenen Ansicht — keine Schuld davon trägt, sondern dass auch er von den Folgen eines unseligen Zwiespaltes der obersten Behörde litt. II. Als besonders zweckmässig und gut erwähnen wir hier der Terrainbeschreibung S. 38 f., welche eben so wie die darauf folgende genaue Übersicht der gegen einander bewegten Streitkräfte nur zu oft in Schriften ähnlichen Inhaltes vermisst wird. Die schöne Bewegung des Oberst Volckmann — welche, den Marsch des Hauptcorps deckend, den Feind täuschte — wird nebst dessen Gefecht bey Ospidaletto verständlich erörtert. III. Das Gefecht bey Pordenone und die Schlacht bey Sacile sind so dargestellt, dass man ihnen auf einer guten Specialcharte wohl folgen kann, doch werden hier Pläne nur ungern entbehrt. — Es ist nicht zu verkennen, dass es ohne das eingefallene Unwetter den Österreichern gelungen seyn möchte, den Feind vor seiner gänzlichen Vereinigung nochmals zu schlagen; es würde diess doch aber auch höchstens ihren nachherigen Rückzug gesichert haben: denn das Unheil von Regensburg vernichtete alle günstigen Aussichten für die Offensive. IV. Wenn der Entschluss des Erzherzogs Johann, nach dem Eingange der Trauernachrichten aus Deutschland sich zurückzuziehen, natürlich war: so können wir die Idee, die Gebirgsländer mit seinem ganzen Heere festzuhalten, nicht anders als gross finden; ohne das unbegreifliche Benehmen des General Schmidt hätten sich dann unbezweifelt ganz andere Resultate ergeben. Der Vf. erläutert diess und den Gang des unglücklichen Gefechts an der Piave so geistreich als freymüthig; seine Schilderung des Falls der Blockhäuser von Predill und Malborghetto ist dem würdigen Benehmen ihrer tapferen Vertheidiger angemessen. V. Wir finden das kleine Heer in Ungarn wieder, wo es zunächst durch die unglückliche Schlacht bey Raab besonders bemerklich wird; der Französische Bericht über selbige spricht von einem sprossenartigen Angriffe so dunkel, dass man durchaus keinen Begriff bekommt, diess ist in dieser Darstellung nicht der Fall, und es wird klar, dass theils des Feindes grosse Übermacht, besonders aber die schimpfliche Flucht der Ungarischen Insurrection das hartnäckige Gefecht entschied.

Was uns in dem ganzen Werke bey Weitem das Wichtigste scheint, ist die genaue Erörterung des zu spät Eintreffens auf dem Schlachtfelde von Wagram: denn es gilt hier die durch leise Zweifel gefährdete Ehre eines ohnehin früher schon nicht glücklichen erlauchten Heerführers zu retten. Erzherzog Johann erhielt den am 4 August Abends 7 Uhr ausgefertigten Befehl, sich mit dem Hauptheer zu vereinigen, am 5 früh 5 Uhr; er brach, wie er wegen der Stellung seiner Truppen nicht früher konnte, am 5 des Nachts 12 Uhr auf, und langte mit der ersten Colonne am 6 Nachmittags 2 Uhr in Schönfeld an; schon hier erhielt er ungünstige Nachrichten; da er Abends 5 Uhr bis in die Gegend von Ober-Siebenbrunn (also den rechten Flügel der früheren Französischen Stellung) vorgerückt, fand er die Schlacht schon entschieden und nicht mehr wieder herzustellen. — Dass sie gewonnen worden wäre, wenn der Erzherzog am 6ten des Morgens bey Markgrafen Neusiedel oder Ober-Siebenbrunn erschien, ist uns (trotz der in der Anmerkung S. 211 erwähnten Massregel Bonaparte's) unzweifelhaft; dass er aber nicht eher als geschehen erscheinen konnte, wird hienach Jeder einsehen, der die Entfernung berechnet, und die Grenze menschlicher Kräfte zu würdigen weiss. VI. Die Operationen des Corps in Tirol sind zwar in den vorhergehenden Abschnitten mit erwähnt, werden hier aber genauer entwickelt. Wir können uns einer genaueren Betrachtung überheben, da das hier Gegebene mit einigen Abkürzungen fast wörtlich mit den Nachrichten übereinstimmt, welche obiges, in demselben Verlage erschienene Buch: „Geschichte Andreas Hofers" u. s. w. enthält, auf dessen Beurtheilung wir hinweisen. Neu ist hier die Erwähnung des Schill'schen Unternehmens und des Plans, ihn nach Tirol zu ziehen. Die hier mitgetheilten Schreiben beweisen aufs Neue, dass die moralische Kraft Schills seine geistigen Fähigkeiten weit überbot, und ihn so in eine Unternehmung verwickelte, die *nach* der Katastrophe von Regensburg nur unglücklich werden konnte.

Die in den Beylagen enthaltene Correspondenz des General Grünne ist bereits anderwärts durch den Druck bekannt worden.

Wir haben uns begnügt, mit Übergehung aller unbedeutenden Ereignisse (dahin gehören besonders Partisanstreiche, die den grossen Krieg nie entscheiden können) und selbst mancher wichtigeren, den Inhalt dieses interessanten Buches in seinen Hauptmomenten anzudeuten; eine Beurtheilung des *Factischen* möchte um so schwieriger seyn, da es bisher durchaus an allen begründeten Nachrichten über diesen Theil des Feldzugs gebrach, und diess das erste Werk ist, welches auf officiellen Quellen beruht. Es bleibt nur noch ein Wort über die Anordnung und Darstellung übrig. Jene ist vortrefflich zu nennen; an dieser erkennen wir gern eine grosse Fülle und Lebendigkeit, obwohl wir nicht verbergen wollen, dass uns die nüchterne Art *Tempelhoffs* und *Stutterheims* in solchen Schriften mehr zu-

sagt, als eine blumenreiche Erzählung, deren Übermafs der Vf. indefs zu vermeiden gewufst hat.

Dafs das Werk (eben so wie das vorher erwähnte über Hofer) in einem Deutschen Staate verboten worden, befremdet uns nicht. Einmal reifst es alte Wunden wieder auf, die man überall gern verharscht sieht, dann geht doch aus beiden zu klar hervor, wie sehr man das Wohl des treuen Tirols den eigenen Zwecken untergeordnet habe; was aber Vortreffliches in der Schrift liegt, wird darum nicht — auch in Österreich nicht — verloren gehen: denn Irrthümer oder Verfälschungen kann man berichtigen, aber die Wahrheit durch kein Verbot unterdrücken. B. M.

München, b. Lindauer: *Stephan der Ältere, Herzog von Baiern*, wegen dem *Verlurste (sic)* der Graffschaft Tirol gegen Johannes v. Müller vertheidigt von *Jo. Ge. Fefsmaier*, Ministerialrathe im K. B. Staatsministerium der Finanzen. 1817. 216 S. 8.

Johannes von Müller (Schweizergeschichte II, 358) erzählt dem Veit Arnpeckh nach, Herzog Stephan von Baiern habe wegen einer Lustpartie in Heidelberg versäumt, der Einladung von der Margaretha Maultasch, um ihm das Land Tirol zu übergeben, schleunig genug zu entsprechen, und unterdefs sey ihm der Herzog Rudolph von Österreich zuvorgekommen. Hr. F., der sich schon vorher unter den seltenen Baierischen Geschichtforschern ausgezeichnet, die einen Sinn für die in Baiern so unerläfsliche historische Kritik haben, beweist hier sehr gründlich und schön, an vielen Stellen beynahe mit zu vieler rhetorischer, obgleich patriotischer Erhebung, dafs Arnpeckh etwas physisch, rechtlich und moralisch Unmögliches erzählt habe, und dafs Österreich keinesweges durch ein blofses listiges Schnellerseyn, sondern erst nach einem ernstlichen 6jährigen Waffenkampfe und nach mannichfaltigen nicht unbedeutenden Entschädigungen zum Besitz von Tirol gekommen sey, namentlich durch Zurückgabe von Schärding an Baiern, durch den Verzicht auf die Pfandschaft von Weifsenhorn und Pürch in Schwaben, durch die Hypothekserledigungen von Kufstein und Kitzbühl, und endlich durch 116000 Goldgülden baar. Das Ganze ist vielmehr wider den Willen der Margarethe selbst von ein paar Hohenpriestern und einem Dutzend gewinnsüchtiger grofser Adlichen gespielt und getrieben worden. Gelegentlich verdankt man auch dem wackeren Vf. die gewisse diplomatische Bestimmung von Mainhards Todestage, nämlich 13 Jenner 1363, und dem Regierungsantritt des Tirisinger Bischofs Leutholds, nämlich 1342. Merkwürdig ist, dafs 1363 bey der Huldigung der Oberbaierischen Lande der Christen *und Juden* Rechte gesichert (10ter Freyheitsbrief), und in einer gleichzeitigen Urkunde zum Beweis der Staatsschulden *Jüdische Zeugen* den christlichen ganz gleichgesetzt werden. Provincialismen, wie *Schankung*, sich *verdehnen* statt ausdehnen, können wir wegen des im Allgemeinen guten Vortrages, übersehen; aber die *Verlurste*, selbst auf dem Titel, bedauern wir sehr. Das soll doch wohl kein Schiboleth und *Captatio benevolentiae* für solche Leute seyn, die uns solche Sachen als besonders köstliche Bavarismen neuerdings recht absichtlich aufdringen wollen? Der Beweis, dafs Herzog Stephan der Dinge nicht *zu wenig* gethan, ist Hn. *F.* siegreich gelungen; aber nicht beseitigt ist die ernsthaftere Erwägung, was wohl von ihm *zu viel* geschehen seyn möchte? Oberbaiern sammt Tirol gehörte zufolge der Theilung unter den Ludevicischen Söhnen von 1349 nach dem Tode Mainhards keinesweges dem Herzog Stephan, sondern den Baierischen Prinzen Markgraf Ludwig dem Römer und Otto in Brandenburg. Statt diesen durch agnatischen Beystand Tirol zu wahren, wendete Stephan seine Kräfte dazu an, es ihnen zu nehmen, und mufste es am Ende noch für einen Gewinn halten, mit Aufopferung von Tirol sich wenigstens in dem ungerechten Besitze vom übrigen Oberbaiern zu behaupten. Mit vereinter Hausesmacht und bey den engen Verhältnissen der Brandenburgischen Prinzen mit Kaiser Carl IV würden sie einen dritten Prätendenten weit eher abgetrieben haben. Aber so gab die bey den Brandenburgischen Prinzen durch dieses Benehmen aufgereizte Erbitterung Veranlassung, dafs sie zur Vergeltung ihren Agnaten die Mark Brandenburg aus den Händen spielten; und leider waren diese Auftritte nicht die letzten im Hause, sondern haben in ähnlicher Wiederholung beym Straubinger Erbschaftsstreite den Verlust von Holland, im Georgianischen Erbfolgekriege die grofsen Abtretungen an die Nachbaren, und selbst im 30jährigen Kriege den Sturz des Pfälzischen Hauses durch den nächsten Agnaten herbeygeführt. D. d. u. n.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Bremen*, b. Heyse: *Wiederbegrüfsung der freyen Hansestadt Bremen und der Gemeinde zu St. Martini insbesondere.* Eine *Gastpredigt* gehalten zu St. Martini am 13 April 1817. Von D. *Joh. Jakob Stolz*, vormals Pastor Primar. zu St. Mart. u. Prof. der Theol. am Gymnas. zu Bremen. 22 S. gr. 8. (geheftet 4 gr.)

Von der unaussprechlichen Gabe Gottes (2 Kor. IX, 15), die den Bremern zu Theil ward, seitdem Hr. D. *St.* von ihnen schied, und von dem Danke, der dem gebührt, von welchem allein sie kommen konnte, redet der würdige Mann in der ungekünstelten, der Kanzel angemessenen Sprache, und mit der Klarheit, die man an ihm gewohnt ist. Wahr, und durch ihre Wahrheit erschütternd ist die Schilderung der Lage Bremens, als vor 6 Jahren Hr. St. es verliefs. Den Ausdruck: *die Söhne als Kanonenfutter verbrauchen* — würden wir nicht edel genug für die Kanzel finden, wenn es sich nicht als Anspielung auf wirklich geschehene Äufserungen, die in ihrer ganzen empörenden Härte dargestellt werden sollten, rechtfertigen liefse.

J. C. F. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

ALTERTHÜMER.

1) München, im lithographischen Institut: *Inscriptio perantiqua*, sacris Aegyptiorum et vulgaribus literis itemque Graecis in lapide nigro prope Rosettam invento, et nunc in Museo Britannico asservato insculpta, Societatis Antiquariorum Londinensis sumptu ad formam et modulum ipsius lapidis primum edita, postea arte lithographiae domestica repetita Monachii in Bavaria. 1817. 6 Blätter im gröfsten Folio.

2) München, b. Lentner: *Über die bey Rosette in Ägypten gefundene dreyfache Inschrift.* Erste Abhandlung. Zur Feyer der 59sten Wiederkehr des Stiftungstages der K. Baier. Akad. d. Wissensch. — vorgelesen von *Friedrich von Schlichtegroll.* 1818. 28 und XIV S. 4.

Eine der wichtigsten Entdeckungen, welche die Französischen Gelehrten vor etwa 20 Jahren bey Gelegenheit der Eroberung Ägyptens gemacht haben, ist bekanntlich eine zu Rosette gefundene Steinschrift in drey verschiedenen Charakteren, in hieroglyphischer, in einer unbekannten alphabetischen und in Griechischer Schrift, wovon die erste 14, die zweyte 32, die dritte 54 Zeilen enthält. Bey der Verdrängung der Franzosen durch die Engländer ward dieses Denkmal nebst anderen Alterthümern nach London gebracht, und die Gesellschaft der Alterthümer besorgte sogleich einen Abdruck des Griechischen, und schickte eine Abschrift davon nach Göttingen, welche nebst einer gelehrten Abhandlung über den merkwürdigen Inhalt derselben der Gesellschaft der Wissenschaften von dem verewigten *Heyne* öffentlich vorgelegt wurde. Die Steinschrift enthält das Decret einer Versammlung der Priester zu Memphis, worin dem Könige Ptolemäus Epiphanes aus Dankbarkeit für die vielen Wohlthaten, welche er der Priesterschaft sowohl, als dem Staate überhaupt erwiesen habe, göttliche Ehre beschlossen worden, und schliesst mit den Worten, dass dieses Decret in einen harten Stein in drey verschiedenen Schriftarten, nämlich ἱεροῖς καὶ ἐγχωρίοις καὶ ἑλληνικοῖς γράμμασι eingegraben werden solle. Was ohnehin schon wahrscheinlich war, wird also hiedurch zur Gewissheit gebracht, dass nämlich die unbekannte keine andere, als die alte alphabetische Schrift der Ägypter sey, und dass alle drey Inschriften dem Inhalte nach mit einander übereinstimmen, mithin eine zur Erklärung der anderen gebraucht werden könne. Dadurch erhält dieses alte Denkmal auch in paläographischer Hinsicht einen unschätzbaren Werth, indem es den so lange vergebens gesuchten Schlüssel zur Entzifferung der alten Ägyptischen Schrift geben, und zu neuen und wichtigen Aufschlüssen über die Ägyptischen Alterthümer führen kann. Unter den Gelehrten, welche Versuche gemacht haben, durch dieses Mittel die alphabetische Schrift der Ägypter zu entziffern, sind besonders Hr. *Sylvestre de Sacy* und Hr. *Akerblad* ausgezeichnet. Von ihren gemachten Entdeckungen wird in folgenden beiden Schriften, deren Anzeige wir hier auf Veranlassung der neuesten von Hn. *Schlichtegroll* nachholen, Nachricht gegeben.

Paris, aus der Druckerey der Republik: *Lettre au Citoyen Chaptal*, Ministre de l'interieur etc., *au sujet de l'inscription Egyptienne du monument trouvé à Rosette*, par *Silvestre de Sacy* — 1802. 47 S. 8. und 2 Kupf.

Ebendaselbst: *Lettre sur l'inscription Egyptienne de Rosette, addressée au Cen. Silvestre de Sacy*, Professeur de langue Arabe à l'école speciale des langues Orientales vivantes etc., par *J. D. Akerblad*, ancien Secrétaire des Commandemens de S. M. le Roi de Suede etc. 1802. 70 S. 8. und 2 Kupf.

Beide Gelehrte machten damit den Anfang, dass sie die in der Griechischen Inschrift vorkommenden und zum Theil oft wiederholten Namen in der Ägyptischen aufsuchten, um durch diese Vergleichung die Bedeutung der Ägyptischen Buchstaben zu bestimmen. Hr. *de Sacy* fand auf diese Weise die Namen: *Alexander*, *Alexandria*, den häufig vorkommenden Namen *Ptolemäus*, den er im Ägyptischen *Astuolma* las, ferner die Namen *Arsinoe* und *Epiphanes*, und glaubte auch einige andere Wörter, als *Isi uh Osnih* für *Isis* und *Osiris*, und *Phthi*, abgekürzt für das Koptische *Asnudi*, *Gott*, zu entdecken. Hr. *Akerblad* erkannte die Namen *Ptolemäus*, *Alexander* und *Arsinoe* in denselben Gruppen, in welchen Hr. *de Sacy* solche fand, setzte sie aber aus anderen Buchstaben zusammen, und theilte sie auch anders ab, als sein Vorgänger. Wo z. B. dieser *Astuolma* und *Arsniva* las, fand Hr. *A.*

die Buchstaben *Ptlomeos* und *Arsenoe*, welche die Namen *Ptolemäus* und *Arsinoe* geben. Darauf geht aber Hr. *A.* in seinen Forschungen weiter. Fast alle übrigen Namen, die in dem Griechischen Original vorkommen, entziffert er auch in der Ägyptischen Inschrift, als: *Berenice* (im Ägyptischen *Brnikos*), *Aëtos* (wofür die Kopten sonst den Namen *Pachom* haben, statt dessen aber hier, wie in der ganzen Inschrift, welches auffallend ist, der Griechische Name beybehalten wird), *Pyrrha*, *Philenos*, *Aria*, *Diogenes* (im Ägyptischen *Diokns*), *Irene*; wagt sich nun mit Hülfe dieser gemachten Entdeckungen auch an die Entzifferung Ägyptischer Wörter, als χμι für χημι, der Name *Ägyptens*), νεφηνι (νιεφηνι im Koptischen), *die Tempel*, ᾿μπουρο *König*, μετενιν *auf Griechisch*, ἑλληνιστι, und bildet aus diesen und anderen gefundenen Wörtern ein vollständiges Ägyptisches Alphabet, welches er auf der zweyten Kupfertafel mittheilt. Die erste Kupfertafel, sowie die beiden in der *de Sacy*'schen Abhandlung, enthalten einige Wörter und Stellen der Inschrift, worauf die Abhandlungen sich beziehen.

Da die Übereinstimmung mit dem Griechischen Texte die Probe der richtigen Erklärung der unbekannten Inschrift seyn muss: so ist es nicht zu verkennen, dass Hr. *Akerblad*, der nach seiner Entzifferungsart beide völlig mit einander übereinstimmend findet, richtiger gelesen habe, als Hr. *de Sacy*, der bey Weitem nicht Alles, was er im Griechischen vor sich hatte, im Ägyptischen entdeckte, und daher die Vermuthung äusserte, dass Letzteres nur einen Auszug aus der Griechischen Inschrift enthalten möchte. Aber Hr. *de Sacy* selbst räumt auch in einem der *Akerblad*'schen Abhandlung hinzugefügten Antwortschreiben mit einer Offenheit und Unparteylichkeit, wie sie immer unter Gelehrten Statt finden sollte, der *Akerblad*'schen Entdeckung den Vorzug ein.

Beide Entzifferer weichen eigentlich darin von einander ab, dass Hr. *de Sacy* die Phönicischen, Samaritanischen und andere Orientalische Buchstaben mit den Ägyptischen zu vergleichen, und diese durch jene zu erklären sucht, Hr. *Akerblad* hingegen ohne Rücksicht auf alle uns bisher bekannten Schriftarten bloss durch Vergleichung der unbekannten Wörter mit den bekannten Griechischen ein ganz neues, in Ansehung der Zahl und der Bedeutung der Buchstaben mit dem Koptischen übereinstimmendes Alphabet bildet. Wenn nun gleich Hr *A.* in seinen Entdeckungen glücklicher gewesen ist, als Hr. *d. S.*: so ist doch in der That die Ähnlichkeit gewisser Züge mit den Phönicischen Charakteren so täuschend, dass auch Rec unter anderen in der Gruppe, welche dem Griechischen Namen *Arsinoe* entspricht, bey *d. S.* Tab. II No. 6, bey *A.* Tab. I No. 2, bey dem ersten Anblick völlig die Phönicischen Buchstaben ארשנאי vor sich zu haben glaubte. In anderen Namen sah sich dagegen Hr. *d. S* genöthigt, Majuskeln oder grosse Anfangsbuchstaben anzunehmen, und besonders den Namen Alexander aus 4 Majuskeln und 5 Minuskeln zu componiren, eine Gewohnheit, die von der neueren Art zu schreiben schwerlich auf eine so alte Schreibart angewendet werden kann. Diese und mehrere Schwierigkeiten, besonders aber, dass nach dieser Entzifferung der Ägyptische Text mit dem Griechischen nicht in Übereinstimmung zu bringen ist, nöthigen uns, dieselbe aufzugeben. Indessen finden sich auch bey der *Akerblad*'schen, obgleich sie sich als die richtigere empfiehlt, noch einige Anstöfse. Z. B. dass in dem Namen Alexander und in einigen anderen Wörtern die Buchstaben über einander geschrieben seyn sollen, und dass die Vocalbuchstaben, besonders ein dem Hebräischen ו ähnliches *fulcrum*, so oft ganz überflüssig ihre Stelle einnehmen. Wir zweifeln indess nicht, dass es Hn. *A.* gelingen werde, auch diese Schwierigkeiten zu heben, und wünschen, dass er bald im Stande seyn möge, eine vollständige genaue Abzeichnung der ganzen Inschrift mit seiner Erklärung zu liefern, wozu er durch seine Bekanntschaft mit der Koptischen Sprache und durch den Gebrauch der Koptischen Handschriften in der Pariser Nationalbibliothek mehr als irgend ein anderer Gelehrter im Stande ist.

Was nun die Schriftart selbst betrifft, welche dieses Monument uns vor Augen legt: so wird sie durch den Ausdruck εγχωριος zwar als einheimisch bezeichnet, aber übrigens unbestimmt gelassen. Herodot eignet bekanntlich den Ägyptern eine doppelte Schriftart zu, nämlich ιερα und δημοτικα γραμματα, Clemens von Alexandrien hingegen Strom. V, 4 dreyerley Schriftarten, την επιστολογραφικην, την ιερατικην und την ιερογλυφικην. Der anscheinende Widerspruch in diesen Angaben ist leicht zu heben, wenn man annimmt, dass Herodot der zwey Hauptgattungen der Ägyptischen Schrift, nämlich der hieroglyphischen und alphabetischen, Clemens von Alexandrien aber genauer auch der beiden besonderen Arten der letzteren, nämlich der hieratischen und epistolographischen, erwähne. Schwerer aber ist es auszumachen, welche von diesen beiden Schriftarten auf dem Monumente vorkomme. Hr. *d. S.* hält die Schrift für die epistolographische, Hr. *A.* hingegen für die hieratische, weil sie hier von den Hierogrammaten in einem von der Ägyptischen Hierarchie errichteten Denkmal gebraucht worden; die auf Mumienbandagen und Rollen von Papyrus befindliche Schrift möchte er lieber für die epistolographische annehmen. Wenn man inzwischen die von *de Non* in der kostbaren Kupfersammlung zu seinem *voyage en Egypte* gelieferten Proben von Ägyptischen Inschriften auf Rollen von Papyrus, z. B. Tab. 138 f., mit der Inschrift von Rosette vergleicht: so sollte man aus der Annäherung jener Schrift an die hieroglyphische, und aus der gröfseren Einfachheit der Rosettischen sich mit *de Sacy* vielmehr bewogen finden, jene für die hieratische, diese für die epistolographische zu halten. Übrigens bestätigt diess Denkmal, was schon Herodot anführt, dass die Ägypter von der Rechten zur Linken, also nicht wie die heutigen Kopten, schrieben.

So wichtige Aufschlüsse überhaupt diese Entdeckung in Ansehung der alten alphabetischen Schrift der Ägypter erwarten lässt: so wenig lässt es sich mit

Gewiſsheit behaupten, daſs ſie auch zur Erklärung der alten Hieroglyphen den Weg bahnen werde. Denn wenn man auch die Hieroglyphen *dieſes* Monumentes durch Vergleichung mit den beiden übrigen damit übereinſtimmenden Inſchriften zu enträthſeln im Stande wäre: ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daſs zur Zeit der Ptolemäer, als dieſes Monument errichtet wurde, mit dem alten Nationalgeiſt der Ägypter auch die Kenntniſs der *alten und ächten* Hieroglyphen unter ihnen ſelbſt ſchon verloren gegangen ſey.

Indeſs haben überhaupt die Gelehrten, die ſich ſeither mit dieſem wichtigen Monument beſchäftigten, mehr die Griechiſche und die Koptiſche Inſchrift erläutert, als die Verſuche fortgeſetzt, dieſelbe mit den Reihen der hieroglyphiſchen Zeichen zu vergleichen, und darzuthun, wie etwa die hier vorliegenden Begriffe und Gedanken durch die Hieroglyphik ausgedrückt wären. Eine Erklärung ſolcher Art verſuchte der Graf *v. Pahlin*, Schwediſcher Geſchäftsträger am Sächſiſchen Hofe, lange Zeit Geſandtſchaftsſecretär in Conſtantinopel, und Schwiegerſohn des berühmten Muradgea d'Oſson:

Dresden: *Analyse de l'inscription en hieroglyphes du monument trouvé à Rosette.* 1804. 8.

In *Millins Magaz. Encycl.* (1805. T. VI p. 28) giebt Hr. *Lanjunais* Nachricht von dieſem und noch zwey Werken des Gr. *v. Pahlin*, die auch ohne ſeinen Namen erſchienen ſind:

1) *Lettres sur les hieroglyphes.* 1802. 96 S. 8.
2) *Essai sur les hieroglyphes.* Weimar, 1804. 102 S. 8.

Was der Gr. *v. Pahlin* angefangen, hätte mit gleichem Forſchungsgeiſte fortgeſetzt werden ſollen: der Scharfſinn Mehrerer findet hier fruchtbaren Stoff zu neuen Entzifferungen. Freylich aber iſt dieſs nur möglich, wenn eine treue Abbildung des ſeltenen Steines und ſeiner drey Inſchriften leichter zu haben iſt. Die Geſellſchaft der Alterthumsforſcher in London gab zwar ein *Fac ſimile* dieſes Steines, der bey ſeinem geringen Umfange ſich in ſeiner wahren Gröſse abbilden läſst, heraus; aber dieſe koſtbaren Blätter gehören zu den Denkſchriften jener Geſellſchaft, und ſind deſshalb ſelten und ſchwer zugänglich. Es war daher ein glücklicher Gedanke des um die Münchner Akademie ſowohl, als um die Wiſſenſchaften überhaupt vielfach verdienten Hn. Directors *von Schlichtegroll*, die Abbildung des Steines durch die in München ſo weit getriebene Lithographie zu verbreiten. In der Officin des Hn. Prof. *Mitterer* wurden die drey Engliſchen Blätter genau nachgezeichnet, auf ſechs Steine übergetragen. Dieſe 6 Blätter (No. 1), die nun in Deutſchland leicht und wohlfeil zu haben ſind, laſſen ſich bequem zuſammenſchieben, geben das treue Abbild des Denkmals, und laden zu neuen Verſuchen ein, die hieroglyphiſche Inſchrift mit Hülfe der Griechiſchen zu erklären. Dieſes zu bewirken, und überhaupt die Aufmerkſamkeit auf jenes in ſeiner Art einzige Monument von Neuem hinzuleiten, ward die oben unter No. 2 verzeichnete Vorleſung gedruckt, in welcher, nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die aus Ägypten hervorgegangene Bildung, und lehrreichen Erörterungen über den dreyfachen Inhalt der Hieroglyphen (Religion, Natur, Geſchichte), erſt die Geſchichte der Auffindung jener Inſchriften auf einem Baſaltſtein bey Roſette erzählt, dann ihr Inhalt angegeben, hierauf eine Deutſche Überſetzung derſelben mitgetheilt, und was ſeither die Gelehrten für die Erklärung geleiſtet, im Allgemeinen angegeben wird. Vier Beylagen ſchlieſsen die Abhandlung. In der erſten iſt die Griechiſche Inſcription mit gewöhnlicher Schrift wieder abgedruckt worden; die zweyte enthält einige dem kritiſchen Antiquar intereſſante Bemerkungen über die einzelnen Buchſtaben, für denjenigen, welcher das lithographiſche *Fac ſimile* mit dem vorſtehenden Abdrucke vergleichen will; die dritte eine Nachweiſung derſelben Deification, als hier dem Ptolemäus Epiphanes zu Theil wird, auf anderen Inſchriften; die vierte endlich eine kurze Aufzählung der Schriften, worin dieſes Monument behandelt worden. Eine vollſtändige Literatur Alles deſſen, was über dieſe Inſchrift ſowohl beſonders als zerſtreut im Druck erſchienen, ſoll die zweyte Abhandlung enthalten.

*†

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Hayn: *Germanikus.* Trauerſpiel in fünf Aufzügen; für die Deutſche Bühne bearbeitet von *Franz Grafen von Rieſche.* 1818. 115 S. 8. (18 gr.)

2) Dresden, b. Arnold: *Germanikus.* Trauerſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen des *A. V. Arnault* metriſch übertragen von *Theodor Hell.* 1817. 102 S. 8. (12 gr.)

Das Trauerſpiel, von welchem No. 1 eine freye Bearbeitung und No. 2 eine Überſetzung liefert, hat bekanntlich durch die Anſpielungen, welche der Factionsgeiſt noch im Anfange vorigen Jahres darin zu finden glaubte, groſse Senſation gemacht. Durch ſeinen inneren äſthetiſchen Gehalt hat es wahrlich darauf keinen Anſpruch. Es findet ſich, Don Marcus ausgenommen, nicht ein einziger durchaus gehaltener Charakter darin. Die Ökonomie des Stückes iſt ſehr fehlerhaft; die ſataniſche Bosheit, welche der Plancina, Piſo's Gattin, zugetheilt iſt, überſchreitet alle Grenzen der Weiblichkeit, iſt empörend und verletzt das Zartgefühl. Indeſs iſt dieſe Bösartigkeit, die gar nicht gehörig motivirte Wuth der Giftmiſcherin Plancina nebſt Sejans Ehrfurcht, doch eigentlich der Hebel des ganzen Süjets; und die erſchütterndſte Situation, welche ſo natürlich ſich darbot, wenn Piſo dem Germanicus, der doch vor ſeinem Tode ihn als Mörder erklärt, entdeckt hätte, *wie* er zu dieſem Verbrechen hinterliſtig hingeriſſen worden iſt, und Germanicus, ſtatt mit Rachgefühl zu ſterben, ihm verziehen hätte,

ist vom Dichter gar nicht benutzt. — Dafs das Stück übrigens nach Französischer Weise voll rhetorischer Tiraden und breiter Ausäderung der Sentiments sey, versteht sich ohnehin. Es scheint daher auch in Frankreich jenes grosse Aufsehen einzig den vom Parteygeist aufgenommenen Deutungen, sowie der einzigen schönen, obwohl im Titus schon verbrauchten Situation, dafs Germanicus dem Piso verzeiht, und nebenher dem Spiele der ersten Künstler des *Théâtre français*, eines *Talma*, einer *Duchesnois* und *George*, verdanken zu müssen.

Dieses Stück hätte also gar wohl unübersetzt bleiben können, und jene doppelte Bearbeitung ist abermals ein Beweis, dafs der Deutsche, der eine sehr bedeutende Anzahl gediegener und theils durch Unwissenheit der Theater-Directionen, theils durch theatralische Possen in unverdiente Vergessenheit begrabener Trauerspiele besitzt, nicht aufhören kann, seine eigene Würde zu miskennen, und sich mit den Lappen seiner Nachbaren zu schmücken.

Soll ja *Germanicus*, woran wir indefs zweifeln, auf die Deutsche Bühne kommen: so würden wir dazu doch noch eher No. 1 empfehlen. Der Versbau ist zwar darin nichts weniger als rein, und eben so wenig die Sprache. Man trifft sehr häufig auf ungelenke Inversionen, eine dem Geist des Sujets nicht angemessene Sprache und unleidliche Härten des Versbaues. Indefs ist dem Hn. Gr. *v. Riesch* Talent keinesweges abzusprechen, und wir ermuntern ihn daher, sich an eigene Producte zu wagen.

Über No. 2 müssen wir ein minder günstiges Urtheil fällen. Als blosse Übersetzung hat sie alle *Breite* der rhetorischen Declamationen und Tiraden des Originals, und man vermifst nicht nur an sich den Wohllaut des Französischen Verses und Periodenbaues, sondern wird auch durch die wahrhaft widrige — oft ins Gemeine herabsinkende, also dem Cothurn durchaus nicht angemessene Sprache und den verrenkten Versbau beleidigt.

Sch—g.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Greifswalde*, b. Kunicke: *Legenda Sancti Gregorii Suecana*, prooemio thesibusque adjunctis, quae Praeside *Gustavo Salomon Tillberg*, Mathes. Physicesque Prof. ord. defendit *Sam. Th. Ostmann*, a sacris Ostrogothus. 1815. 20 S. 4.

Eigentlich eine zu Greifswalde gehaltene Disputation, von welcher aber, vermuthlich der Respondent, nicht der Präses, in einer kurzen Vorrede sagt, dafs sie hier nicht als Stoff, über den man disputiren wolle, mitgetheilt werde. Das war nun allerdings wahr, und über eine herausgegebene Legende läfst sich eben so wenig als über eine herausgegebene Arabische Reisebeschreibung disputiren, aber diefs hatte der Titel schon bestimmt: und an Disputirgelegenheit konnte es um so weniger fehlen, da die angehängten 6 Theses Stoff genug boten. Die Veranlassung zur Herausgabe erzählt Hr. *O.* so: Die Bibliothek des Königlichen Gymnasii zu *Lynkiöping* (auf dem Titel seiner Schrift bezeichnet sich Hr. O. als Ostgothen, und bekanntlich ist Lynkiöping in Ostgothland zu suchen), die in neueren Zeiten durch die Bibliotheken *Erich Bensels* des Jüngeren und des Bischofs *Uno von Troil* ansehnlich vermehrt worden, besafs eine Menge zur Kunde der älteren Schwedischen Geschichte und Alterthümer gehöriger Handschriften. Der jetzige Bischof *Lindblom* fing an *Acta Bibliothecae Lincopensis* herauszugeben, in denen die vorzüglichsten Manuscripte der Bibliothek abgedruckt werden sollten. Aber bald mufste das Werk, aus Mangel an Abnehmern, liegen bleiben, und Hr. *O.* hält es nun für sehr räthlich, wenn Andere von Zeit zu Zeit aus diesen Schätzen der gelehrten Welt etwas mittheilen wollten. Anderen mit gutem Beyspiele vorzugehen, beschenkt er uns jetzt mit vorliegender Legende. Der Eifer des Vfs. ist höchst lobenswerth, nur wünschten wir *einmal:* Er hätte sich zur Bekanntmachung ein wichtigeres Stück als dieses elende Mönchsmährchen gewählt, welches nicht allein von chronologischen Fehlern starrt, und gar keinen inneren Werth hat, sondern auch den Sprachforscher seiner Jugend wegen nicht einmal interessiren kann: denn der Mönch *Johannes Matthiä*, der sich diese Legende von der Nonne *Christine Elsdotter* Deutsch vorsagen liefs und Schwedisch niederschrieb, starb 1524 im Kloster Wadstena (also im ersten Regierungsjahre Gustav Wasa's, kurz vor Einführung der Reformation), da wir denn weit ältere Proben der altschwedischen Sprache in der sogenannten *Reimchronik* und anderen Monumenten besitzen. *Zweytens* hat sich der Herausgeber die Arbeit gar zu leicht gemacht. Man findet keine Übersetzung, die auch dem Schwedischen Leser entbehrlich war (der Stil hat keine Schwierigkeiten), aber auch keine einzige, weder paläographische noch diplomatische Bemerkung; auch die Interpunction hat Hr. *O.* ganz unverändert so gelassen, wie er sie im Codex fand; übrigens kein Unterscheidungszeichen als das einzige Komma, und nur am Schlusse des Ganzen ein Punct, und dann und wann ein Capitälchen, von dem man sich hie und da nicht erklären kann, warum es gerade hier gewählt ward.

Pia.

Wien, b. Doll: *Jakob Stille's Fabeln und Erzählungen für die Jugend.* Herausgegeben von *Jakob Glatz. Zweyte verbesserte Auflage.* Mit 12 Bildern. 1817. 104 S. kl. 8. (12 gr.)

Die Erzählungsweise des Vfs. ist bekannt. Leicht, fliessend, oft auch lebhaft und angenehm, wird sie nicht selten kindisch, spielend und geschmückt. In diesem Ton sind auch vorliegende 54 Fabeln und kleine Geschichten erzählt. Bisweilen sind die Farben zu stark aufgetragen, und einzelne Charaktere der Kinder zu grell ausgemalt. Doch wird das Büchlein für Kinder bis zum neunten, zehnten Jahre eine willkommene Gabe seyn, wenn nur die zwölf Holzschnitte besser gerathen wären.

L. Th.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

SECHSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1818.

Num. 49.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

PHYSIK.

Paris, b. Deterville: *Traité de physique experimentale et mathematique* par *J. B. Biot.* Tom. III. 516 S. mit 6 Kupfern. Tome IV. 778 S. mit 7 Kupfern. 1816. 8. (Alle 4 Theile in Leipzig 17 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1818. No. 57—59.]

Das fünfte Buch enthält die erste Hälfte der Lehre vom Lichte. In der in 5 Abschnitten abgehandelten Katoptrik kömmt ausser den bekannten Sätzen vom ebenen Spiegel, vom Hohlspiegel und der Bestimmung des Ortes, wo das Bild entsteht, für Strahlen, die nahe bey der Axe einfallen, eine Beschreibung des Reflexions-Goniometers (brauchbar zu Abmessung der Flächenwinkel kleiner Krystalle, aber auch schon unter uns aus *Gilberts* Annalen XXXVII bekannt), und des *Gravesandischen* Heliostats vor. Bey dem letzteren Instrumente, das so gute Dienste leistet, wenn man bey Versuchen mit Sonnenstrahlen die aus dem Fortrücken der Sonne entstehende Unbequemlichkeit vermeiden will, verweilt der Vf. länger, und theilt Alles mit, was zur genauen Kenntniss dieses Instrumentes wichtig ist. Den Beschluss machen allgemeine Betrachtungen über die bey der Zurückwerfung thätigen Kräfte. Schon hier deutet der Vf. auf die periodisch geregelten Abwechselungen hin, welche die Lichttheilchen in ihren physischen Eigenschaften erleiden, und wodurch sie, wie durch vorübergehende Polarisirung, bald geneigter scheinen, der anziehenden, bald geneigter, der abstossenden Kraft der Körper zu folgen.

Der erste Abschnitt der Dioptrik handelt die allgemeinen Gesetze der Brechung ab. Hr. *B.* zeigt hier, wie man die Versuche, um die Brechungsverhältnisse für verschiedene feste, tropfbarflüssige und luftförmige Körper zu finden, anstellen muss. Er beschreibt umständlich, aber zugleich höchst belehrend, alle Massregeln, wodurch es ihm und seinen Mitarbeitern *Cauchoix* und *Arago* gelungen ist, den Versuchen über diesen Gegenstand einen so hohen Grad von Genauigkeit zu geben. Der 2 Abschnitt von den Brennpuncten der Linsengläser u. s. w., enthält nur das Bekannte.

3 Abschn. Physische Theorie der Refraction. Es wird ohne Hülfe höherer Rechnungen gezeigt, wie sich die Gesetze der einfachen Brechung ganz aus der Betrachtung der auf das Lichttheilchen wirkenden anziehenden Kräfte herleiten lassen. Hr. *B.* verweilt umständlich bey dem bekannten Falle, wo die Brechung in Zurückwerfung übergeht, und macht auf die von *Laplace* in der Mechanik des Himmels theoretisch nachgewiesene doppelte Art dieser Zurückwerfung bey zwey sich berührenden Medien aufmerksam. Alles das aber, was *Laplace* dort durch höhere Analysis findet, wird hier auf eine auch dem Ungeübten klare Weise in sehr leichten Formeln dargestellt. Für Leser, die nicht etwa schon sehr vertraut mit diesen Lehren sind, werden diese theoretischen Darstellungen sehr belehrend seyn, und ganz vorzüglich werden auch die S. 286 ff. angeführten Versuche es seyn, die eine völlige Übereinstimmung der Theorie und der Erfahrung darthun. Hier erwähnt der Vf. auch *Wollastons* Gedanken, wie man diese Grenze der Brechung und Zurückwerfung benutzen kann, um die Stärke der Brechungskraft undurchsichtiger Körper zu bestimmen, und zeigt an *Malus* Versuchen mit Wachs, wie gut im Wesentlichen die erhaltenen Resultate bey festem Wachse und geschmolzenem Wachse übereinstimmen. Indess macht er auch diejenigen Umstände bemerklich, die eine völlig genaue Bestimmung der Brechungskraft vermittelst dieser Versuche hindern, und vermuthlich den Grund enthalten, warum *Brewster* auf einem anderen Wege etwas abweichende Resultate erhielt. Dennoch ist diese Bestimmung als Annäherung allemal brauchbar.

Bey der folgenden Anleitung zur Berechnung der Brechungskraft aus den unmittelbar bey dem Experimente gefundenen gegebenen Grössen, theilt Hr. *B.* die Bestimmung der Brechungskraft der atmosphärischen Luft als Zahlenbeyspiel mit, und zeigt, wie nahe die Mittel aus den Versuchen mit dem übereinstimmten, was die astronomische Strahlenbrechung ergiebt. Auch die, schon aus des Vfs. früheren Arbeiten bekannten Vergleichungen zwischen dem wirklich gefundenen Brechungsvermögen zusammengesetzter Medien und demjenigen, welches sie nach Massgabe ihrer Bestandtheile besitzen sollten, werden hier mitgetheilt. Wir verweilen dabey nicht, da diese Gegenstände, so wie das, was über das Phänomen der Luftspiegelung am Schlusse des Abschnittes gesagt wird, auch den Deutschen Physikern durch *Gilberts* Annalen bekannt ist.

Die Verdienste Deutscher Beobachter um die Lehre von der terrestrischen Strahlenbrechung und die Luftspiegelung sind nicht erwähnt.

4 Abschn. Von der doppelten Strahlenbrechung des Isländischen und anderer Krystalle. Der Vf. hat sehr viele Sorgfalt auf eine klare und wohlgeordnete Darstellung der Erscheinungen gewandt, die wirklich sehr gut Alles übersehen läfst, was hier abgehandelt wird. Der Ausdruck, dafs die abstofsende Kraft *émane de l'axe même du crystal*, könnte aber doch den Unkundigen zu einem Misverständnifs veranlassen, da er etwas Anderes zu sagen scheint, als die — freylich sogleich im Anfange gegebene — Erklärung, dafs die abstofsende Kraft für jeden Strahl von der durch seinen Einfallspunct parallel mit dieser Axe gezogenen Linie abwärts wirkt. Bey der analytisch-geometrischen Bestimmung der durch die Berührungsebene eines Ellipsoids gefundenen Richtung des ungewöhnlich gebrochenen Strahls verweilt Hr. *B.* zu lange: denn so schön diese Regel für alle Fälle ist: so dient sie doch hier nicht, um die Ursache der Erscheinungen aufzuhellen. 5 Abschn. *Rochons* Mikrometer mit doppelten Bildern ist sehr klar beschrieben und erklärt.

Unter der Überschrift, Analyse des Lichtes, folgen jetzt 7 Abschnitte. Der erste, von der Farbenzerstreuung des Lichtes bey der Brechung, zeigt in einer recht gelungenen Darstellung die schöne Reihe der Versuche *Newtons* über diesen Gegenstand und die Sorgfalt, mit welcher er allen Zweifeln über die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen durch die zweckmäfsigsten Versuche begegnete. Etwas zu lange scheint uns der Vf. bey den Rechnungen über die Farbenmischungen zu verweilen, die für ein Lehrbuch der gesammten Physik wohl nicht wichtig genug waren, die er indefs wegen der Berechnungen in den folgenden Abschnitten aufnehmen mufste. Der zweyte Abschnitt enthält Bemerkungen über einzelne Erscheinungen, die das Prisma zeigt, die *Newton*'sche Theorie des Regenbogens und *Huyghens* Theorie der Ringe und Nebensonnen. Über die letzteren Erscheinungen hätten wohl eher die Erklärungsversuche neuerer Schriftsteller hier Platz finden mögen, z. B. die von *Venturi*. Denn wenn sie gleich alle noch höchst mangelhaft sind: so ist es doch die *Huyghen*'sche Theorie noch mehr.

3 Abschn. Vom Achromatism. Formeln zu Bestimmung der Umstände, unter welchen die Farben des durch mehrere Prismen gebrochenen Strahles sich aufheben oder wieder weifses Licht geben. Der Vf. zeigt, wie er in Verbindung mit *Cauchoix* mit Hülfe dieser Formeln die Farbenzerstreuung für verschiedene Materien bestimmte. Er bediente sich nämlich zweyer Prismen, deren eines aus der zu prüfenden Materie, das andere aus einer bekannten Materie, nämlich von bekannter Farbenzerstreuung, bestand. Ihre brechenden Winkel waren nach vorläufigen, nur mäfsig genauen Versuchen so bestimmt, dafs die Aufhebung der Farben bey einer schicklichen Stellung Statt finden konnte, und die genaue Bestimmung der gegenseitigen Stellung, bey welcher das Bild sich farbenlos zeigte, gab nun vermittelst der Formeln die Verhältnisse der Farbenzerstreuung an. Diese Methode zu wählen schien Hn. *B.* nothwendig, weil eine ganz directe Bestimmung, welche Brechung der eine oder andere Farbenstrahl in einem Prisma von gegebener Materie leidet, keine genau vergleichbaren Resultate giebt, indem es fast unmöglich ist, bey verschiedenen Versuchen gerade ganz genau denselben Punct des Farbenbildes oder aufs allerstrengste eben die Farbennüance ins Auge zu fassen. Diese Schwierigkeit scheint jetzt durch die neueren Entdeckungen *Frauenhofers*, die Hn. *B.* noch nicht bekannt seyn konnten, gehoben zu seyn, und ihm ist es gelungen, auf directem Wege die Brechbarkeit der einzelnen Farbenstrahlen in verschiedenen Medien genau zu bestimmen, was bis dahin noch nicht geschehen war.

4 Abschn. Von den Zurückwerfungen und Brechungen dünner durchsichtiger Körper, und den Anwandlungen leichteren Durchganges und leichterer Zurückwerfung. Auch hier folgt der Vf. ganz dem, was *Newton* als Resultat seiner Beobachtungen und Messungen der Farbenringe angiebt, welche sich zeigen, wenn man eine convexe Linse auf ein ebenes Glas legt. Er rühmt hiebey wiederholt die Sorgfalt, mit welcher *Newton*, *qui était l'exactitude même*, sich über die Genauigkeit der Bestimmungen, die er erhielt, zu versichern suchte, und theilt alle Correctionen mit, die nöthig sind, wenn man auf alle kleinen Umstände aufs Genaueste Rücksicht nehmen will. Hr. *B.* hat diese Untersuchungen *Newtons* mit einer grofsen Umständlichkeit mitgetheilt, weil er diese Anwandlungen leichterer Zurückwerfung und leichteren Durchganges (*vices facilioris reflexionis et facilioris transmissus*) auch in anderen Erscheinungen, welche *Newton* noch nicht kannte, wiederzufinden glaubt. Wie man auch über diese Anwandlungen denken mag: so ist doch wohl nicht zu leugnen, dafs die von *Newton* in Beziehung auf dieselben aufgestellten Hauptsätze, nämlich seine 12, 15, 17, 18 Propositio, nichts anderes sind, als eine reine Darstellung seiner Beobachtungen. Diese ergaben, dafs z. B. der grüne Lichtstrahl, nachdem er durch die dünne Luftschichte durchgegangen war, am besten zurückgeworfen ward, wenn die Luftschichte die Dicke = 1 e, oder = 3 e, oder = 5 e und so weiter hatte, statt dafs er ohne Zurückwerfung durch die zweyte Glasmasse durchging, wenn die Luftschichten die Dicke = 2 e, oder = 4 e, oder = 6 e hatten u. s. w. Sie zeigten, dafs dieses e nach einem bestimmten Gesetze anders wird, wenn man eben die grünen Lichtstrahlen unter verschiedenen Winkeln in jene dünne Luftschichte eintreten läst, und dafs es anders ist für rothe, violette u. s. w. Lichtstrahlen. Man kann nicht leugnen, dafs *Newton* sich alle mögliche Mühe gegeben hat, um zu bestimmen, ob wirklich die Dicke der Luftschichte, die einen bestimmten Lichtstrahl durchläfst oder zurückwirft, unter sonst gleichen Umständen genau dieselbe sey, wie sie sich ändere für verschiedene Farbenstrahlen und für verschiedene Einfallswinkel, und wie die Dicke der

Schicht für verschiedene Media, die statt der Luftschicht jenen höchst engen Zwischenraum ausfüllen, anders ausfalle. Zu wünschen wäre indess wohl, dass die Versuche einmal mit aller Sorgfalt wiederholt würden, damit Mängel, die etwa dennoch Statt fänden, entdeckt werden möchten. Denn obgleich *Herschel*, den Hr. *B.* nicht anführt, viele Beobachtungen über diese Ringe angestellt hat: so scheint er doch dem wichtigsten Umstande, nämlich den Abmessungen der Durchmesser und den daraus folgenden Bestimmungen der Dicke der Luftschichte, an bestimmten Puncten nicht eine so sorgfältige Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. *Parrots* (wohl schwerlich genügende) Erklärung dieser Erscheinungen scheint Hr. *B.* nicht gekannt zu haben, aber einen Einwurf *Parrots* (in *P.* Physik §. 930) gegen *Newton* scheint der Versuch, den Hr. *B.* S. 52 Z. 30 anführt, völlig zu heben. Aber wenn wir gleich die oben erwähnten Propositionen *Newtons* als Aussprüche der Erfahrung ansehen können: so möchte doch die 13te, wo die theilweise Zurückwerfung des Lichtes bey dickeren Tafeln durchsichtiger Körper erklärt werden soll, schwerlich so unmittelbar als Ausspruch der Erfahrung anzusehen seyn, und Hn. *B's.* Erörterungen hierüber zeigen zwar, wie man sich die Sache vorzustellen habe, aber es ist die Frage, ob so complicirte Überlegungen die völlige Überzeugung bewirken können, dass es in der That so sey.

5 Abschn. Anwendung auf die Zurückwerfung derjenigen Strahlen, die durch eine dickere Schicht eines Medii gegangen sind. 6 Abschn. Erklärung der eigenthümlichen Farben der Körper. Hr. *B.* folgt im Wesentlichen auch hier der Ansicht *Newtons.* Er theilt eine Menge sehr lesenswerther Bemerkungen (z. B. über den allmählichen Farbenwechsel der Laub- und Blüthen-Blätter der Pflanzen) mit; aber wir zweifeln sehr, ob dieses Einzelne, so schätzbar es auch ist, uns zur eigentlichen Kenntniss dieses dunkelen Gegenstandes leiten kann.

7 Abschn. Von den Strahlen, die von der Rückseite dicker Glastafeln zurückgeworfen werden. Auch dieser lange Abschnitt beschäftigt sich meistens mit Versuchen *Newtons*, die als Bestätigung der Lehre von den Anwandlungen leichterer Zurückwerfung und leichteren Durchganges dienen. Um sich zu überzeugen, mit welchem Rechte man sie als diese Lehre bestätigend ansehen darf, muss man die streng geführten Rechnungen S. 162 bis 166 und S. 173 sorgfältig prüfen: denn in der That die hier gefundene Übereinstimmung zwischen Rechnung und Erfahrung ist weit mehr, als man erwarten durfte. Die Rechnung ist hier ganz auf die früheren Versuche und die daraus hergeleiteten Bestimmungen über die Anwandlungen gegründet, und giebt mit einer Genauigkeit, die bey Beobachtungen der Art nicht grösser seyn kann, die richtigen Durchmesser der bey der Zurückwerfung des Strahls von einem Hohlspiegel aus ziemlich dickem Glase beobachteten Ringe. Die Rechnung giebt Rechenschaft, warum sie nur bey der bestimmten Stellung der Tafel sich zeigten, warum sich die Durchmesser bey verschiedener Dicke des Glases auf die bestimmte Weise änderten u. s. w. Diese grosse Übereinstimmung der Theorie mit den von *Newton* beschriebenen Erscheinungen, die seit *Newton* noch von Niemand wieder beobachtet waren, veranlasste Hn. *B.*, sich mit den Hnn. *Pouillet* und *Deslers* zu genauer Wiederholung der in diesem Abschnitte beschriebenen *Newton*'schen Versuche zu verbinden; und sie fanden, dass *Newton* Alles mit der unübertrefflichsten Treue richtig beobachtet habe. Was diese Versuche weiter lehrten, wird hier umständlich abgehandelt, und die Theorie der kleineren gefärbten Höfe um Sonne und Mond nach *Newton* macht den Beschluss dieses Abschnittes.

Das 6 Buch von der Polarisirung des Lichtes, welches reich an ganz neuen Betrachtungen ist, verdiente eine viel umständlichere Anzeige, als wir hier davon geben können. Eine kurze Inhaltsanzeige wird indess unseren Lesern zeigen, wie reichhaltig an Beobachtungen und scharfsinnigen Schlüssen diese Abhandlung einer noch immer höchst dunkelen Lehre ist.

1 Abschn. Verfahrungsarten, um die beständig bleibende Polarisirung des Lichtes zu bewirken. „Die wichtigste von *Malus* gemachte Entdeckung besteht darin, den Lichtstrahl so zu modificiren, dass von einem Lichtstrahl, der mit gewissen Seiten unter bestimmtem Einfallswinkel auf eine zur Zurückwerfung geschickte Ebene fällt, *gar nichts* zurückgeworfen wird.“ — Mit diesen Worten, die in der That sogleich die Haupterscheinung darlegen, fängt der Vf. diesen Abschnitt an. Lässt man nämlich einen Sonnenstrahl auf eine unbelegte Glasplatte unter einem schiefen Winkel auffallen: so wird bekanntlich ein Theil des Strahls reflectirt; lässt man aber nun diesen reflectirten Strahl wieder schief auf eine Glasplatte fallen: so wird, bey gleich bleibendem Einfallswinkel, eine ungleiche Menge Licht reflectirt, je nachdem die Ebene, in welcher die Strahlen bey der zweyten Zurückwerfung liegen, mit der der ersten zusammenfällt, oder verschiedene Winkel mit der Ebene der ersteren bildet, das ist, je nachdem der Strahl nach der zweyten Reflexion sich mit dem einfallenden und dem ersten zurückgeworfenen Strahle in *einer* Ebene befindet, oder aber der Winkel verschieden ist, den die durch den einfallenden und den ersten reflectirten Strahl gelegte Ebene mit der durch den ersten und zweyten reflectirten Strahl gelegten Ebene macht. Diese Verschiedenheit in der Stärke des reflectirten Lichtes bey gleich bleibendem Einfallswinkel ist für unbelegte Glasplatten am auffallendsten, wenn der Einfallswinkel 35° 25′ sowohl an der ersten als an der zweyten Glasfläche beträgt. Lässt man hier die erste Glasplatte in unveränderter Lage, und fängt den zurückgeworfenen Strahl auf der zweyten immer unter eben dem Winkel von 35° 25′ auf, aber zuerst so, dass alle drey Strahlen in einer Ebene liegen, und dann so, dass die Ebenen, in welcher die Strahlen bey der ersten und in welcher sie bey der zweyten Reflexion liegen, nach und nach grössere Winkel mit einander

vorigen Erscheinungen lassen sich, wenn man jetzt einen einfachen, also einfarbigen, nicht mehr durch ungleiche Brechbarkeit zerlegbaren Strahl polarisirt auf das Gypsspathblättchen fallen läst, so übersehen. Die polarisirten Lichttheilchen dringen bis auf eine gewisse Tiefe = e ein, ohne ihre anfängliche Polarisirung zu verlieren; dann aber fängt ein Schwanken der Polarisirungsaxe (der vorhin sogenannten Axe X) an, vermöge welcher sie sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite der Axe des Krystalls von dieser entfernt (der Gypsspath ist nämlich ein Krystall, der eine doppelte Strahlenbrechung hervorbringt, und seine Axe ist die, von welcher die abstoſsende Kraft bey der doppelten Brechung gleichsam ausgeht), so dass die Lichttheilchen in der Tiefe = 2 e, = 4 e, = 6 e ihre Axe um einen Winkel = 2 i von der vorigen Lage entfernt haben, wenn = i der Winkel ist, den die Axe des Krystalls mit der anfänglichen Lage der Polarisirungsaxe machte; dagegen ist in den Tiefen = 3 e, = 5 e, = 7 e die Lage der Polarisirungsaxe wieder so, wie sie vor dem Eindringen in das Blättchen war. Oder mit anderen Worten: Hat das Blättchen die Dicke = e oder = 3 e oder = 5 e und so weiter: so ist der durchgegangene Strahl eben so wie vor dem Durchgange polarisirt; hat es aber die Dicke = 2 e, = 4 e, = 6 e: so ist die neue im zweyten Abschnitt beschriebene Polarisirung eingetreten, deren Richtung durch den Winkel = 2 i bestimmt wird, wenn die Axe des Krystalls gegen die Axe der anfänglichen Polarisirung unter dem Winkel = i geneigt ist. Bey weissem, also aus allen farbigen Strahlen zusammengesetztem Lichte tritt eine Trennung der auf die eine und der auf die andere Art polarisirten Farbenstrahlen ein, weil e für jede Farbe einen anderen Werth hat.

Dieses Oscilliren scheint indess nur bis auf eine gewisse Tiefe beym Eindringen in den Körper Statt zu finden, indem man bemerkt, dass bey grösserer Dicke des krystallisirten Körpers die Polarisirung eine feste Richtung behält.

Die drey folgenden Abschnitte enthalten weitere Entwickelungen, mit denen wir die Geduld der Leser nicht ermüden wollen, indem es uns hinreichend scheint, nur die Grundzüge dieser Theorieen angedeutet zu haben. Dass die Erscheinungen höchst mannichfaltig verwickelt sind, und dass die Erklärung der einen oder anderen noch lange nicht hinreicht, um sich im Besitze einer wahren Theorie für *alle* Erscheinungen zu glauben, ist einleuchtend; es ist daher für den jetzigen Zustand unserer Kenntnisse immer von bedeutendem Werthe, dass die Erscheinungen von Hn. *B.* hier in eine theoretische Übersicht gebracht sind, die sich als *allen* einzelnen Umständen angepasst zeigt; und diesen Werth der *Biot*'schen Theorie wird man wohl anerkennen müssen, wenn man auch die Hoffnung glaubt hegen zu dürfen, dass sich uns dereinst eine einfachere Übersicht aller dieser Phänomene darbieten wird.

Die letzten vier Abschnitte betreffen 1) Versuche mit Blättchen von Bergkrystall, die senkrecht auf die Axe der Krystallisation geschnitten sind; — die hier entstehenden Erscheinungen lassen sich nicht ganz unter die vorigen Theorieen bringen, sondern es scheint hier noch eine neue Einwirkung auf die Drehung der Lichttheilchen einzutreten; 2) Erscheinungen, welche die Glimmerblättchen (*Lames de mica*) bey schiefen Einfallswinkeln darbieten; diese Erscheinungen nöthigen, zwey Axen, von denen die polarisirenden Kräfte ausfliessen, bey dem Glimmer anzunehmen; 3) Erscheinungen von Polarisirung, die man bey unvollkommen krystallisirten Körpern beobachtet; 4) die Polarisirung des Lichtes an polirten Metallen.

Siebentes Buch. Von der strahlenden und der latenten Wärme. 1 Abschn. Über Verhältnisse zwischen Licht und Wärme. Der Vf. verweilt hier vorzüglich bey den Versuchen, welche zeigen, dass in dem durchs Prisma dargestellten Farbenbilde die rothen Strahlen am meisten wärmen, und die violetten die stärksten chemischen Wirkungen hervorbringen, und dass die Erwärmung sich über die Grenzen des rothen, sowie die chemische Wirkung sich über die Grenzen des violetten Strahls hinaus erstreckt. *Berard* hat die Versuche wiederholt, und im Wesentlichen eben das gefunden, was *Herschel* und *Ritter* angegeben hatten. *Berard* fand auch, dass die dunkelen Wärmestrahlen eben die Art von Polarisirung bey der Reflexion leiden, wie die Lichtstrahlen, oder unter eben den (im 6 Buch 1 Abschn. erwähnten) Umständen nicht zurückgeworfen werden. Diese Gegenstände, einige Versuche von *Laroche* über den mehr oder minder leichten Durchgang der dunkelen Wärme durch Glas bey verschiedenen Hitzegraden u. dgl., machen den Inhalt dieses Abschnittes aus.

2 Abschn. Versuche über Erwärmung und Abkühlung von Körpern in der Luft. Obgleich bey nicht allzu erheblichen Unterschieden der Temperatur der Verlust an Wärme in jedem Augenblicke dem Unterschiede der Temperaturen proportional ist: so zeigen doch Versuche von *Laroche*, dass dieses Gesetz nicht mehr genau ist, wenn die Wärmegrade gar zu sehr verschieden sind.

Hier kommen ferner vollständig die Versuche von *Laroche* vor, welche deutlich zeigen, dass die dunkele strahlende Wärme in immer stärkerem Masse durch Glas durchgeht, je grösser die Temperatur des Körpers ist, welcher Wärme ausstrahlt. Hr. *B.* wirft hiebey die Frage auf, ob nicht etwa die bey höheren Temperaturen mehr und mehr eintretende Modification der Wärmetheilchen, vermöge welcher sie leichter durch Glas durchgehen, anders seyn könnte bey verschiedener Materie des Wärme aussendenden Körpers; und empfiehlt, hierüber und über andere Gegenstände Versuche anzustellen.

3 Abschn. Versuche von *Leslie* und *Rumford*, welche zeigen, dass die strahlende Wärme in grösserem Masse aus geschwärzten und in viel geringerem Masse aus metallisch glänzenden Oberflächen ausströmt, und dass im Gegentheil die Erwärmung durch von Aussen her zuströmende Wärme grösser ist bey jenen als bey diesen. — Umständliche Betrachtungen über die Art, wie der Verlust an Wärme, den jeder Körper durch ausgesandte Wärmestrahlen leidet, durch die von anderen Körpern ihm zugesandten Wärmestrahlen ganz

oder zum Theil ersetzt wird. — *Wells* Theorie des Thaues.

4 Abschn. Eigene Versuche des Vfs. über die Fortpflanzung der Wärme durch feste Körper. Das Gesetz der allmählichen Erwärmung des in irgend einer Entfernung von der Wärmequelle liegenden Punctes des festen Körpers wird durch eine Differentialgleichung des zweyten Grades angegeben, die sich vollständig integriren läfst für den Fall, wo blofs die endlich eintretende constante Wärme dieses Punctes bey immer zuströmender Wärme aus der, einen gewissen Punct des festen Körpers berührenden Wärmequelle gesucht wird. Die Versuche entsprechen sehr gut diesen Formeln, und zeigen, dafs man die Formeln sogar anwenden darf, um durch sie die Temperatur der Wärmequelle selbst zu berechnen, wenn diese über die gewöhnlichen Thermometergrade hinausgeht. Durch dieses Mittel findet man die Wärme des schmelzenden Zinns = 219 Gr., des schmelzenden Bleyes = 260 Gr. der hunderttheil. Scala.

5 Abschn. Von der Capacität der Körper für den Wärmestoff. Die Versuche von *Lavoisier* und *Laplace*, von *Deluc*, *Crawford*, *Wilke*, *Black*, *Watt* und *Rumford*, endlich die von *Laroche*, *Berard* und *Dulong* in Beziehung auf die Gasarten werden erläutert, und ihre Resultate angegeben. Am Schlusse bemerkt aber der Vf., dafs alle diese Versuche uns der Kenntnifs von den in den Körpern vorhandenen Quantitäten *wahrer* Wärme gar nicht näher bringen; über das eigentliche Null der Wärme lasse sich also gar nichts sagen, da Alles, was man darüber anzugeben pflege, ganz auf willkührlichen Hypothesen beruhe.

5 Abschn. Von den Dampfmaschinen.

Den Beschlufs des Buches macht ein Anhang zur Optik, über die Beugung des Lichtes von *Pouillet* und *Biot*. Die Vff. haben auch diesen Gegenstand durch eine Wiederholung der schon bekannten Versuche und durch neue Versuche mehr aufgehellt, als es bisher geschehen war; die Erscheinungen, welche die durch eine enge Öffnung gehenden Lichtstrahlen darbieten, sind auf sehr deutliche Regeln gebracht; dagegen sind über die Farben-Erscheinungen innerhalb des Schattens sehr kleiner Körper noch mehrere Versuche zu wünschen.

Wir haben wohl nicht nöthig, es zu entschuldigen, dafs die Anzeige dieses wichtigen Werkes etwas länger ausgefallen ist. Es ist des Neuen und Lehrreichen so viel darin, dafs es die gröfste Mühe kostet, sich einer noch gröfseren Ausführlichkeit zu enthalten; und wir haben es um so mehr für Pflicht gehalten, den Inhalt etwas genauer anzugeben, weil es nicht Jedermanns Sache ist, die vier starken Bände ganz durchzulesen, und Mancher daher einer solchen Leitung, wie wir sie hier zu geben gesucht haben, bedarf, um diejenigen Gegenstände aufzusuchen, über welche er sich zu belehren wünscht. i. e. e.

TECHNOLOGIE.

WIEN, b. Gerold: *Anleitung zur zweckmäfsigsten Einrichtung der Apparate zur Beleuchtung mit Steinkohlengas.* Nach eigenen Erfahrungen von *Joh. Jac. Prechtl*, Director des k. k. polytechnischen Institutes in Wien. Mit zwey Steinplatten. 1817. XIV und 138 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. *Prechtl*, welcher sich durch Anlegung eines Erleuchtungsapparates mit Steinkohlengas im k. k. polytechnischen Institute ein Verdienst erworben hat, sucht durch diese Schrift die Erleuchtung mit Gas insbesondere in den Österreichischen Staaten, wo Steinkohlenlager in Menge und zum Theil noch unbenutzt vorhanden sind, noch mehr zu verbreiten und in Anwendung zu bringen. Er glaubt, dafs, ungeachtet *Accumo practical Treatise on Gaslight*, von der zwey Deutsche und eine Französische Übersetzung erschienen sind, diesen Gegenstand sehr umfassend abhandelt, dennoch in Hinsicht einer instructiven Anleitung zur Detailkenntnifs des Ganzen Manches zu wünschen übrig bleibe, und dadurch die Erscheinung dieses Werkes, welches eigene Versuche enthält, um so mehr gerechtfertigt werde. S. 1 — 8 sind geschichtliche Bemerkungen über diesen Gegenstand vorangeschickt. S. 8 folgen die Beschreibungen der Eigenschaften der brennbaren Gasarten, welche zur Beleuchtung dienen können; diese sind: 1) Wasserstoffgas, 2) Kohlenwasserstoffgas, 3) Ölbildendes Gas, 4) Schwefelwasserstoffgas, 5) Kohlenoxydgas. S. 8 wird das Wasserstoffgas, S. 11 das Kohlenwasserstoffgas genauer beschrieben. Obgleich die Eigenschaften, welche Hr. *P.* von dem Kohlenwasserstoffgas angiebt, sehr gegründet sind: so wäre es doch sehr nöthig gewesen, an diesem Orte die verschiedenen Abänderungen desselben genauer zu charakterisiren. So pafst das hier Gesagte zwar auf die Sumpfluft, nicht aber auf das durch Destillation gewonnene Gas, welches weniger Kohle als 72 p. C. nach den übereinstimmenden Versuchen verschiedener Chemiker enthält, und schwerlich je rein darzustellen ist. Überhaupt scheint es, dafs der Vf. nur zwey Arten des Kohlenwasserstoffgases annimmt: das ölbildende Gas und obenerwähntes Gas. Die verschiedenen Abänderungen scheint er, ohne jedoch durch Versuche diefs zu beweisen, für Gemenge von Wasserstoffgas und jenen beiden Gasarten zu halten. So behauptet derselbe S. 28 z. B., dafs das aus nassen Holzkohlen gewonnene Gas 46 p. C. dem Volumen nach reines Wasserstoffgas enthalte. S. 12 ölbildendes Gas. S. 13 Schwefelwasserstoffgas. S. 15 Kohlenoxydgas. — S. 17 stellt der Vf. den Satz auf, dafs die leuchtende Kraft der genannten Gasarten mit der Menge von Sauerstoff, welche zu ihrer vollkommenen Verbrennung erfoderlich ist, in Verhältnifs stehe. Das Wasserstoffgas, welches ½ Volumen Sauerstoff zur vollkommenen Verbrennung erfodert, leuchtet am schwächsten; das ölbildende Gas, welches 3 Volumen Sauerstoffgas erfodert, am stärksten. — S. 18 — 27 verbreitet sich derselbe über die Theorie der Gasflamme. — S. 27 wird die Bereitung des Kohlenwasserstoffgases entwickelt. Als Mischungsverhältnifs der aus guten Steinkohlen gewonnenen Gasarten werden angegeben: 85 Mafs Kohlenwasserstoffgas, 5 Mafs kohlensaures Gas, 5 Mafs Schwefelwasserstoffgas, 5 Mafs ölbildendes Gas. Das Kohlenoxydgas entwi-

ckelt sich, nach des Vfs. Beobachtungen, bey guter Leitung des Feuers erst gegen das Ende der Destillation. — S. 33 geht derselbe zu den Bedingnissen zur besten Darstellung des Steinkohlengases für die Beleuchtung über. Es werden demnach S. 34 die Steinkohlen betrachtet, und die fetten Arten für die besten erklärt. — S. 37, wo von der Feuerung die Rede ist, bemerkt der Vf., dass man ein rasches und starkes Destillationsfeuer anwenden müsse, weil bey langsamer Feuerung wenig Kohlenwasserstoffgas, dagegen viel Theer entwickelt werde. — S. 39. Von der Form der Retorte. Bekanntlich ist sie ein Cylinder am Gusseisen; allein Hr. *P.* glaubt, dass die Muffelform ein noch reineres und besseres Gas gewähren werde. Doch scheint diese Meinung nur aus theoretischen Gründen gewonnen zu seyn. — S. 44. Von der Dauer der Operation. — S. 46. Von der Reinigung des Gases durch Kalkmilch. — S. 49. Verbesserung des Steinkohlengases. Der Vf. räth, den bey der Destillation übergehenden Theer in einen besonderen eisernen Cylinder zu leiten, denselben darin durch Hitze zu zersetzen, und das Gas überhaupt durch glühende, mit Ziegelscherben gefüllte Röhren zu leiten, um theils den noch verflüchtigten Theer vollständig zu zersetzen, theils das Kohlenwasserstoffgas durch Entfernung eines Theils Wasserstoffgas in die Natur des ölbildenden Gases überzuführen, welches mit der dichtesten und hellesten Flamme leuchtet. — S. 54. Verhältniss der Leuchtkraft des gereinigten brennbaren Gases. Aus der Berechnung geht hervor, dass 7 Pfund Steinkohlen $24\frac{1}{2}$ Cubikfuss Gas geben, welches hinreicht, das Licht von 1 Pfund Talgkerzen (8 auf das Pfund) oder $1\frac{1}{4}$ Pfund Öl zu ersetzen. — S. 58 folgt die Einrichtung des Gasapparates in dem k. k. polytechnischen Institute, welches wesentlich nicht von der Accumschen Vorrichtung verschieden ist. Das Gas, welches sich aus dem Cylinder entwickelt, wird mittelst einer Röhre in den Theerbehälter, aus diesem mittelst einer sehr langen und mehrmal gekrümmten Röhre in den zweyten Theerbehälter, aus diesem in den Kalkbehälter und endlich unter Wasser in den Gasometer geleitet. — S. 62 wird die Einrichtung und das Verhältniss der einzelnen Theile des Gasbeleuchtungsapparates nach jeder Grösse gegeben. — S. 98 handelt der Vf. von den verschiedenen Leuchtansätzen, der Argand'schen Verrichtung u. s. w. Das Ganze ist durch sehr deutliche Zeichnungen versinnlicht. — S. 102 wird die Behandlungs- und Reinigungs-Weise des Apparates entwickelt.

Mit diesem Gasbeleuchtungsapparat hat Hr. *P.* im k. k. polytechnischen Institut einen Dampfheitzungsapparat verbunden, so dass dasselbe Feuer, welches die Steinkohlen des Cylinders erhitzt, auch das zur Erheitzung bestimmte Wasser ins Sieden bringt. Der Vf. bedient sich zu dem Behufe statt der Dampfkessel vier Dampfröhren von Gusseisen, in welchen das Wasser erhitzt, und aus welchen die Dämpfe mittelst eines Röhrensystems in die zu heitzenden Zimmer geleitet werden. Durch eine einfache Vorrichtung fliessen die condensirten Wasserdämpfe leicht ab, welche entweder als destillirtes Wasser benutzt, oder in die Dampfröhren zurückgeführt werden. — S. 121 rühmt der Vf. die Vortheile, welche die Gaserleuchtung vor der Erleuchtung mit Talgkerzen gewährt, und zeigt mit allem Recht die Nützlichkeit, das Gaslicht überall, wo Steinkohlen vorhanden sind, in Anwendung zu bringen. Er berechnet endlich, dass, wenn ein Gebäude mit 600 Talglichtern erleuchtet werden muss, die Kosten 23 Fl. 4 Kr. betragen, während die Gasbeleuchtung, die jenem Kerzenlicht entspricht, sich nur auf 6 Fl. 40 Kr. beläuft, und dass auch diese Kosten gänzlich vernichtet werden, wenn man einen Heitzungsapparat, wie oben bemerkt, damit in Verbindung setzt. — Das Werk schliesst endlich S. 132 mit Bemerkungen über die technische Anwendung der Nebenproducte, als da sind Theer, ammoniacalisches Wasser, Koaks u. s. w.

Wir beschränken uns auf diese gedrängte Zusammenstellung des Inhaltes dieses nützlichen und wegen der populären Darstellung den Künstlern sehr zu empfehlenden, ohne die geringste Übertreibung abgehandelten Werkes, und Jeder, welcher Gelegenheit gehabt, den Gasapparat, der jetzt schon an mehreren Orten Deutschlands mit Vortheil eingeführt ist, zu sehen, wird diesem Urtheil nur beypflichten können.

J. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Kopenhagen*, gedr. b. Köpping: *Janus oder mein Glaubensbekenntniss über den Ausgang des grossen Kampfes um Selbstständigkeit und Freyheit der Staaten u. s. w.* Von *Moritz von Schuckmann.* 1815. 68 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Vf. dachte und urtheilte über das Ziel, wohin die Welteroberungssucht ihren Sklaven Napoleon Bonaparte über kurz oder lang führen würde, im J. 1813 ungefähr so, wie Jeder, der mit unverblendetem Auge dem grossen Drama zusah, darüber denken musste; aber nicht Jeder hatte, zumal in Dänemark, den Muth oder den Beruf dazu, schon damals sein Glaubensbekenntniss in diesem Betrachte so offen, wie Hr. *v. Sch.* that, abzulegen. Die Vergleichung (S. 17) zwischen den „verschiedenen kleinen Königreichen, aus welchen z. B. *Spanien* oder *England* zusammengeschmolzen ist," und „den kleinen Staaten *Baiern*, *Baden*, *Hessen* u. s. w., woraus *Deutschland* zusammengesetzt ist," ist in sofern hinkend, als jene Königreiche doch nur unter Einem Regenten stehen, diese Staaten aber viele Herren haben, von denen es auch nach der Zerbrechung des Französischen Joches noch problematisch ist, ob sie ein Staatenbund bleiben oder zum Bundesstaat sich erheben werden. — Die *Juden* finden S. 46 ff. an dem Vf. einen warmen Vertheidiger; was er aber zu ihrem Vortheile sagt, das ist weder neu, noch ganz probehaltig. Nicht weil der Jude (S. 62) „auf einen Messias hofft, und im Begriff steht, mit seinem Reichthume dem Messias entgegenzureisen," sondern weil er, als Jude betrachtet, nirgends ein Vaterland anerkennt, und sich in Dänemark, Deutschland, Frankreich, oder wo er lebt, als in der Fremde und unter Fremdlingen ([illegible]) lebend, betrachtet, kann er nie ein ächter Patriot und wird er nie ein guter Staatsbürger seyn.

A. D. F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Halle u. Leipzig, in der Ruff'schen Verlagshandl.: *Demosthenes als Staatsmann und Redner.* Historisch-kritische Einleitung zu dessen Werken. Von *Albert Gerhard Becker*, D. der Philos. und Prediger der Ägidii-Gemeinde in Quedlinburg. 1 Theil. 1815. 2 Theil. 1816. Beide Theile 608 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Vf., schon früher durch seine vor etwa 20 Jahren erschienene Übersetzung auserlesener Reden des Demosthenes als Freund und Kenner dieses Redners bekannt, erwirbt sich ein neues und grösseres Verdienst um denselben durch dieses Werk, dessen Zweck zunächst der ist, die Bekanntschaft und Beschäftigung mit ihm namentlich jungen Leuten zu erleichtern. Das Verständniss seiner Reden aber ist unmöglich ohne genauere Kenntniss theils der geschichtlichen Begebenheiten, auf welche seine politische Thätigkeit sich bezog, theils des Zustandes von Athen zu seiner Zeit; eine gehörige Würdigung seiner rednerischen Vollkommenheit aber setzt die Kenntniss der Lehren der Kunst voraus, in deren Ausübung Demosthenes so gross ist. Mit dem ersten und dritten dieser Stücke beschäftigt sich der Vf. im ersten Theile; zugleich beginnt er hier eine Inhaltsangabe und Beurtheilung sämmtlicher Reden, die im zweyten Theile beendigt wird. Die Schilderung Athens im Zeitalter des Redners und Geschichtstafeln beschliessen das Ganze.

Dieser verständige und zweckmässige Plan ist mit Einsicht und Geschicklichkeit ausgeführt; und es darf, um das Verdienst dieser Arbeit zu würdigen, nicht übersehen werden, dass der Vf. dabey nur Weniges vorgearbeitet fand. Die bekannte Arbeit von *Schottus* (*Vitae comparatae Aristot. ac. Demosth. Olympiadibus ac Praeturis Atheniens. digestae, August. Vind.* 1603) ist von keiner grosen Bedeutung; *Leland, Auger, Jacobs* liefern manche schätzbare Bemerkungen, doch nichts Vollständiges. *Taylor* in den *Schedis* giebt nur eine unverarbeitete und oft schwer zu benutzende Materialiensammlung. Die Englische Übersetzung von *Phil. Francis*, mit kritischen und geschichtlichen Anmerkungen, scheint Hr. *B.* nicht gekannt zu haben — auch Rec. kennt sie nur dem Namen nach, eben so wie die Italiänische von *Cesarotti*.

Der Vf. beginnt mit einem Verzeichnisse der Quellen zur Lebensgeschichte des Demosthenes, unter welchen neben Pseudo-Plutarch in den Vitt. X Oratt. auch wohl Photius, und des Libanius Lobschrift auf Demosthenes, sowie seine Vergleichung des Demosthenes und Äschines genannt zu werden verdient hätten. Der Vorwurf, welcher S. 6 dem Zosimus Ascalonita gemacht wird, dass er wider alle Nachrichten der Alten den Redner selbst Unterricht in der Rhetorik geben lasse, wird entkräftet durch Äschin. in Timarch. p. 133 und 169 ed. Reisk., in welchen Stellen offenbar dasselbe gesagt wird; auch pflegt man Plut. Pyrrh. c. 14: Κινέας — Δημοσθένους τοῦ ῥήτορος ἀκηκοὼς gewöhnlich so zu verstehen, als sey Cineas ein Schüler des Demosthenes gewesen. Bey der Angabe des Geburtsjahres des Demosthenes folgt Hr. *B.* mit Recht dem Pseudo-Plutarch, der es Ol. 98. 4 setzt. Nur durfte zur Bestätigung derselben nicht die Rede wider Midias gebraucht werden, da es ja nicht gewiss ist, wann diese geschrieben sey. Mit mehr Sicherheit führt *Petit* für diese Angabe den Beweis aus der ersten Rede wider Onetor. Legg. Att. p. 267.

Die nun folgende Geschichte der Bildung des Demosthenes und der Begebenheiten, die seine politische Thätigkeit veranlassten und bestimmten, ist lichtvoll und zweckmässig. Der Vf. will sie selbst, laut der Vorrede, als eine Erläuterung der trefflichen Skizze angesehen wissen, die *Heeren* im dritten Theile der Ideen üb. Polit. Hand. u. Verk. von Demosthenes Staatsleben entwirft. Wir finden nur über einige Einzelnheiten etwas zu bemerken. Was S. 27 gefragt wird, ob Demosthenes zu dem Geschäfte eines Staatsredners auf Befehl des Volks oder aus eigenem Antriebe übergegangen sey, und ob dazu die Einwilligung des Volks erfoderlich gewesen sey, hätte füglich ungefragt bleiben können. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, es habe in Athen eine gewisse Anzahl besoldeter, vom Volke gewählter Staatsredner gegeben, die von Amtswegen in den Versammlungen hätten auftreten müssen. *Petit*, der Urheber dieses Irrthums, beruft sich blos auf den Scholiasten zu Aristoph. Vesp. 689, der das keinesweges sagt, was man aus ihm herauserklärt. Noch weniger beweist die von *Heeren*, der sich ebenfalls von *Petit* verleiten lässt, angeführte Stelle des Plutarch. Pericl. c. 7 (s. Ideen III, 398). Die συνήγοροι, auf welche sich jenes Scholion und Aristophanes selbst beziehen, sind nur zur Führung einzelner Sachen entweder vom Staate oder von Privatpersonen

bestellte gerichtliche Anwälde; andere werden bey keinem Alten erwähnt. Wird ihr Geschäft ἀρχὴ genannt: so ist ja bekannt, in wie sehr weiter Bedeutung diess Wort von den Griechen gebraucht wird. Vgl. *Hudtwalcker* v. d. Diaetet. p. 32. — S. 78 hat Hr. *B.* zwey verschiedene Feldzüge nach Euböa verwechselt: den, zu welchem Plutarchus die Athener auffoderte, und den wider Klitarchus. Plut. Phoc. c. 12 erwähnt nur den ersten, an welchem Demosthenes keinen Antheil hatte; vielmehr behauptet er, de pace p. 58, ihn widerrathen zu haben, und nennt ihn einen ruhmlosen und kostspieligen Krieg. Diodor und Demosth. de Cor. an den von Hn. *B.* angeführten Stellen reden von dem Feldzuge wider Klitarchus.

Die Erzählung der Begebenheiten nach Philipps Tode ist mangelhafter, als man wünschen möchte, und nöthig war. Dass D. nach der Schlacht bey Chäronea in Persien Verbindungen angeknüpft, und Geld daher erhalten habe, erzählt nicht nur Plutarch. Demosth. c. 20, sondern auch Dinarch. in Demosth. p. 9 auf eine Art, die keinen Zweifel zu gestatten scheint, wenn man auch das Benehmen gegen Theben, welches derselbe ihm gleich darauf vorwirft, für Verläumdung halten will. Wenigstens hätte denn doch der Antheil, den Demosthenes nach Plut. c. 23 und Diodor. 17, 9 an der Empörung Thebens gegen Alexander hatte, Erwähnung verdient, sowie die Unterhandlungen, die er mit dem nach Kleinasien vorausgeschickten Attalus angeknüpft haben soll, *Schott.* ad Olymp. III. — Zu der Erzählung des Processes wegen der Gelder des Harpalus bemerken wir, dass, wenn auch das Verbrechen als Gegenstand einer εἰσαγγελία vor das Volk gebracht wurde, dennoch von diesem nie, wie Hr. *B.* S. 118 sagt, die Verbrecher gerichtet und die Strafe bestimmt wurde. Diess Verfahren wäre wenigstens ausser der Regel gewesen. In der Regel verordnete das Volk, wenn das Verbrechen angezeigt war, eine Untersuchung, und bestimmte über das weitere Verfahren vor Gericht (vgl. *Matthiae* de Judiciis Atheniens. in den Miscell. Philol. P. III p. 237). Dass die Untersuchung dem Areopag aufgetragen wurde, war nichts Ungewöhnliches, wie aus Dinarch allein hinlänglich erhellt, s. p. 5 und 7 u. s. w. Übrigens spricht Hr. *B.* nach der bekannten Stelle des Pausanias II, 23 den Demosthenes von dem Verbrechen, dessen er beschuldigt wurde, frey, und findet die Ursache seiner Verurtheilung in dem Übergewichte der Macedonischen Partey. — Hr. *B.* beschliesst diese Abtheilung mit *Heerens* Worten, Ideen III, 418, ohne die vielfältigen Beschuldigungen, die auf den persönlichen Charakter des Demosthenes gehäuft werden, zu berücksichtigen. Nur in der zweyten Abtheilung S. 234 erwähnt er einiger von ihnen, und sucht sie als Verläumdungen feindseliger und zuletzt siegreicher Gegner zu entkräften. Rec. urtheilt darüber, mit ihm übereinstimmend: wenn wir gleich nicht im Stande sind, alle jene Vorwürfe zu widerlegen, wenn wir auch erkennen, dass er, der Sohn einer verderbten und entarteten Zeit, von Schwächen und Fehlern nicht frey war: so leuchtet doch aus seinen Werken eine so grosse und edle Gesinnung hervor, dass wir ihn keiner niedrigen und gemeinen Handlung fähig halten können.

Der zweyte Abschnitt schildert den Demosthenes als Redner, und zerfällt in 2 Abtheilungen. 1) Allgemeine Betrachtungen über die Beredsamkeit des Demosthenes. 2) Übersicht der Reden. Nach einigen Bemerkungen über das Wesen der Beredsamkeit und einer kurzen Geschichte derselben bey den Griechen entwickelt Hr. *B.* die rednerischen Vorzüge des Demosthenes. — Einen seiner Hauptvorzüge findet er in der Alles durchdringenden Meditation, in der Kraft und Wärme, die aus der eigenen innigen Überzeugung hervorging. Dann betrachtet er im Einzelnen, was Demosthenes in Absicht auf die Erfindung, Anordnung und Darstellung leiste, wobey zugleich die Vorschriften der Kunst angegeben, und Beyspiele aus den Reden des Demosthenes angeführt werden, und begründet dadurch das Urtheil über ihn. S. 226. Gründlichkeit der Behandlung, treffende Wahrheit, überraschende Neuheit der Gedanken, der durchgängige Ausdruck einer edlen Gesinnung, eine einfache, würdige und edle Einkleidung, ein harmonischer Bau der Perioden sind die auszeichnenden Tugenden des Demosthenes. Dagegen haben seine Reden bisweilen einen Anstrich von Trockenheit, bisweilen den Schein einer zu grossen Ausführlichkeit, und daher hie und da Mangel an Anmuth. So gern Rec. alle diese Bemerkungen unterschreibt: so hätte er doch gewünscht, dass Hr. *B.* über das, was den Demosthenes vor Allen ganz besonders auszeichnet, die eigenthümliche Behandlung der Gegenstände, die bewundernswürdigen Wendungen, etwas genauer und ausführlicher gesprochen hätte, worüber Dionysius Τέχνη p. 43 sqq. schätzbare und treffende Bemerkungen macht. Die S. 200 gegebene Disposition der ersten Philippischen Rede könnte uns zu einigen Ausstellungen Gelegenheit geben, die wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, lieber unterdrücken.

In der nun S. 245 folgenden Abtheilung, Übersicht der Reden des Demosthenes, wird Zeit, Veranlassung und Inhalt der einzelnen Reden mit Klarheit und Ausführlichkeit angegeben, auch, wo es nöthig ist, über Ächtheit oder Unächtheit geurtheilt. Den ersten Platz nimmt die Classe der berathschlagenden oder Staatsreden, und unter diesen die früheste, die Rede von den Symmorien, ein. Die Eintheilung der Bürger, auf welche sich der grösste Theil der Rede bezieht, wird im zweyten Bande erläutert. — Die Rede περὶ συντάξεως (von der Anordnung des Staats, wie Hr. *B.* übersetzt, wiewohl es passender: von den Leistungen, hiesse) hält Hr. *B.* mit Recht nach *F. A. Wolfs* und *Jacobs* Vorgange für unächt. Zur Rede für die Megalopoliter bemerkt er S. 259, Sparta habe wirklich sein Verhalten gegen Megalopolis geändert. Auf welchen Gründen diese Behauptung beruhe, ist nicht angegeben; wenigstens in der Stelle 1 Abschn. S. 70, auf die Hr. *B.* verweist, findet sich keiner. Aber Diodor XVII, 39 erzählt ja, dass im nächsten Jahre nach dieser Rede Ol. 107, 1 Archidamus Megalopolis angegriffen habe. — Die Rede über den Vertrag mit Alexander p. 265 hält Hr. *B.* nach Libanius für ein Werk des Hyperides, in-

dem sie denselben Charakter an sich trage, den Dionysius diesem Redner beylege. Wir hätten gegen das Letztere wohl einige Einwendungen zu machen, die jedoch für eine Recension zu weit führen würden. Dass indess nicht Libanius allein, sondern auch Dionysius περὶ Δημ. δειν. p. 197 Sylb. diese Rede dem Demosthenes abspricht, hätte nicht übersehen werden sollen, so wenig wie die Angabe des Ulpian p. 64 A., dass sie von einigen alten Kritikern dem Hegesippus zugeschrieben worden sey. — Es folgen S. 266 die Reden gegen Philipp nach der von Dionysius angegebenen Ordnung. Die von den Herausgebern des Demosthenes vernachlässigte Frage über die Trennung der ersten Philippica behandelt Hr. *B.* mit Ausführlichkeit, und glaubt, laut der Vorrede, sie der Entscheidung nahe gebracht zu haben. Er erklärt sich wider die Trennung; Rec. kann ihm darin nicht beypflichten. Freylich ist einiger Zusammenhang zwischen beiden Theilen nicht zu leugnen; doch ist dieser keinesweges von der Art, dass er uns nöthigen könnte, beide für ein Ganzes zu halten; und nicht zu übersehen ist, was auch *Leland* zu bemerken nicht unterlässt, dass im zweyten Theile, z. B. p. 51, offenbar von einem Gegenstande die Rede ist, von welchem der Redner im ersten Theile p. 43 sagt, dass er aufhören wolle, davon zu reden. Das Zeugniss des Dionysius ist freylich allein nicht beweisend, auch wenn man nicht zu *Augers* Ausflüchten seine Zuflucht nimmt; aber entscheidend ist es, dass der zweyte Theil sich auf Umstände bezieht, die zu der vom Dionysius für diesen angegebenen Zeitbestimmung, Ol. 108, 2, sehr gut passen, hingegen gar nicht zu der Zeit des ersten Theils, Ol. 107, 1. Es leidet keinen Zweifel, dass Philipp zu dieser Zeit sich offenbarer Feindseligkeiten gegen Attica enthielt; und Demosthenes selbst wirft ihm p. 42 nichts weiter vor, als Drohungen und übermüthige Reden, und Plane zu Athens Verderben; dagegen der zweyte Theil nicht nur eines Einfalles auf Lemnus und Imbrus, sondern selbst einer Landung bey Marathon erwähnt, p. 49. Zwar meint der Vf., dass man annehmen könne, Philipp habe, da im Bundesgenossenkriege jene Inseln von den empörten Bundesgenossen geplündert wurden, an dieser Plünderung Antheil genommen. Diese Annahme aber ist höchst unwahrscheinlich, und nirgends wird, unseres Wissens, eine Einmischung Philipps in diesen Krieg erwähnt, am allerwenigsten eine solche, die den Redner hätte veranlassen können, die ganze Sache auf seine Rechnung zu schreiben. Schwach scheint uns auch der von Hn. B. S. 273 angeführte Grund, dass die Athener, und Demosthenes mit ihnen, nach dem Falle Olynths nicht mehr auf kriegerische Unternehmungen gegen Philipp, sondern nur auf Mittel zu einem billigen Frieden gedacht hätten. Freylich als man wusste, dass auch Philipp den Frieden wünschte, nahm man ihn gern an; bevor man aber dessen gewiss war, musste es nach der Zerstörung von Olynth dem Demosthenes um so nothwendiger scheinen, eine ernsthafte Stellung anzunehmen und weitere Fortschritte zu hindern. — Auch scheint es nicht, dass dem ersten Theile, wenn wir ihn für eine eigene Rede nehmen, etwas zur Vollständigkeit fehlen würde; den Zweck der Rüstung, die er vorschlägt, giebt ja der Redner p. 44 an; und eine genauere Auseinandersetzung, auf welche Art die vorgeschlagene Macht gebraucht werden könne, konnte doch nicht unumgänglich nothwendig scheinen, bevor diese Macht noch zusammengebracht war. Einige Schwierigkeit macht allerdings der Umstand, dass Olynths in dem zweyten Theile gar nicht erwähnt wird; indess doch keine so grosse, dass sie allein wider die Trennung entscheiden könnte; auch scheint, was *Leland* und *Jacobs* darüber gesagt haben, hinreichend, sie zu heben. Allein, um nichts zu verschweigen, die Worte des zweyten Theils p. 49 ταῦτ' ἐστίν, ἃ ἐγὼ γέγραφα zeigen doch wohl, dass ein bestimmter Vorschlag, etwa von der Art, wie ihn der erste Theil enthält, vorhergegangen sey; aber was hindert uns, anzunehmen, da dieser zweyte Theil, wenn Dionysius Recht hat, doch offenbar eine Deuterologie ist, dass der Redner, nachdem ein Anderer über denselben Gegenstand gesprochen, gleich mit seinem schriftlich abgefassten Vorschlage die Bühne betreten, und nach dessen Mittheilung mit den Worten: ἃ μὲν ὑμεῖς u. s. w. angefangen habe. — Übrigens folgen auch *Schott.* ad Ol. 108. 2. und *Reiske* T. XII p. 945 dem Dionysius.

Die drey olynthischen Reden stellt Hr. B. nicht nach Dionysius, sondern nach der gewöhnlichen, von Ulpian und allen Herausgebern befolgten Ordnung, die allerdings auch durch den Inhalt der Reden selbst bestätigt wird. — Bey der Rede über den Frieden verwirft er mit *Leland*, *Auger* und *Jacobs* die Meinung des Libanius, dass diese Rede nicht gehalten, sondern nur geschrieben sey. Übrigens erhellt aus dem Scholiasten zu dieser Rede, Reisk. T. II p. 125, dass einige sogar sie für unächt erklärten, aus ähnlichen Gründen, wie die, die den Libanius zu jener Meinung veranlassten, die jener Scholiast aber zu entkräften sucht. Seine Widerlegung trifft mit der unseres Vfs. zusammen. Die Rede über Halonesus erklärt Hr. *B.* mit Recht gegen *Weiske* für unächt. Uns dünkt, als wenn nicht bloss Stil und Ausdruck zu diesem Ausspruche berechtigen, sondern auch historische Gründe. So z. B. behauptet der Redner p. 82, während der Friedensunterhandlungen Vorschläge gethan zu haben, die denen des Philokrates zuwider waren, was Demosthenes, wenn er es gethan hätte, gewiss in der Rede περὶ παραπρ. oder für die Krone nicht unberührt lassen würde; ja wir wissen aus Äschines, dass er bis zur letzten Gesandtschaft, um den Frieden vom Philipp beschwören zu lassen, mit den übrigen Gesandten übereinstimmend gehandelt habe; erst auf dieser Gesandtschaft erkannte er die Unredlichkeit seiner Mitgesandten und die List des Philippus. Einen anderen Grund aus der p. 77 erwähnten Gesandtschaft hat schon *Jacobs* beachtet. Nicht zu gedenken der ausdrücklichen und zuversichtlichen Behauptung des Libanius, dass nicht Demosthenes, sondern Hegesippus die Klage gegen Callippus, die der Redner p. 87 erwähnt, erhoben habe, welche *Weiske* vergebens zu

entkräften sucht. Mit Recht fragt auch Hr. *B.*: „Wo ist hier die Lebhaftigkeit der Rede, die wahrscheinlich dem Demosthenes die Spöttereyen der Zeitgenossen zuzog?“ Denn in unserer Rede stehen die Worte ἀποδοῦναι und δωρεὰν δεδωκέναι nur einmal, p. 78, ohne dass der Redner ein besonderes Gewicht darauf legte, und so gar nicht auffallend, dass, wenn Demosthenes weiter nichts als diess gesagt hätte, jene Spöttereyen schwer begreiflich wären. — Die dritte Philippica und die Rede über den Chersonesus, unstreitig die trefflichsten unter den Philippischen, werden S. 286 — 293 gebührend gewürdigt. Die vierte Philippica erklärt Hr. *B.* mit *Taylor*, *Valckenaer* und *Wolf* für unächt, aus Gründen, denen sich schwerlich etwas wird entgegen setzen lassen. Eben so wenig wird wohl die Unächtheit der Rede über den Brief des Philippus, welche Hr. *B.* S. 303 behandelt, in Zweifel gezogen werden können. Doch verdiente *Jacobs* Meinung berücksichtigt zu werden, dass nämlich der Eingang dem Demosthenes wirklich angehöre.

Mit der Beurtheilung dieser Rede schliesst der erste Band; im zweyten folgen die gerichtlichen, und zwar zuerst die in öffentlichen Sachen gehaltenen, gerichtliche Staatsreden, wie Hr. *B.* sie passend nennt. A. Reden des Demosthenes in eigenen öffentlichen Processen. Die Rede wider Midias ist nicht gehalten, sondern nur geschrieben; wann, lässt sich nicht bestimmen. Dionysius Angabe, Ol. 107, scheint, wie Hr. *B.* bemerkt, durch eine Stelle der Rede selbst p. 578 bestätigt zu werden. Wahrscheinlich leitete Jenen auch diese Stelle, und indem er nun, nach Demosthenes eigener Angabe p. 564, 32 Jahre zurückrechnete, glaubte er Ol. 99. 4 als das Geburtsjahr des Demosthenes annehmen zu müssen. So, scheint es, lässt sich die Entstehung dieses Irrthums hinlänglich erklären. Ohne Zweifel ist aber die Rede mehrere Jahre nach der erlittenen Beleidigung geschrieben worden. Die Rede περὶ παραπρ. wird S. 316 — 322 ihrem Hauptinhalte nach angegeben und beurtheilt. Es ist nicht zu leugnen, was Hr. *B.* bemerkt, dass diese Rede weder lichtvoll geordnet, noch frey von Wiederholungen sey, und sehr wahrscheinlich fehlte es dem Demosthenes an Mitteln, seine Beschuldigungen hinlänglich zu beweisen. Diess erkannten zum Theil schon die alten Kritiker, und Dionysius τέχνη p. 44 Sylb. macht über die dadurch veranlasste Anordnung der Rede Bemerkungen, die bey der Beurtheilung derselben nicht übersehen werden durften. Ob die Rede wirklich gehalten worden sey, ist wohl nicht bestimmt auszumachen. Hr. *B.* verneint die Frage aus keinem anderen Grunde, als den Plut. Dem. c. 15 angiebt, dass nämlich weder Äschines, noch Demosthenes in den Reden über die Krone dieses Processes erwähnen. *Taylor* nennt diess ein *elumbe et inficetum argumentum*, und Rec. gesteht, dass ihm die ausdrückliche Angabe des Idomeneus, der dem Zeitalter beider Redner so nahe war, gewichtvoller scheint, als die Bedenklichkeiten des Plutarch.

Die Rede für die Krone, diess anerkannte Meisterstück der Demosthenischen Beredsamkeit, wird S. 322 ff. mit verdienter Genauigkeit und Ausführlichkeit behandelt. Die Zeit des Processes über die Krone bestimmt Hr. *B.* mit Recht nach *Corsini*, dass nämlich Äschines seine Klage Ol. 110. 2 anbrachte, doch erst Ol. 112, 3 die Sache vor die Richter kam. Zwar sagt Hr. *B.* S. 329: Im dritten Jahre der hundert zwölften Olympiade — brachte Äschines die Klage an; allein er verwechselt hier nur die Ausdrücke διδόναι τὴν γραφὴν und εἰσάγειν, welches Letztere Plut. Dem. c. 24 gebraucht, und welches mit dem ersteren keineswegs gleichbedeutend ist, wiewohl es auch vom Kläger gebraucht wird. Plat. Gorg. p. 275 ed. Heindorf. Spalding ad Dem. Midian. p. 4. Ob Theophrast Char. VII auf diesen Process bezogen werden dürfe, scheint uns noch nicht so gewiss, als Hr. *B.* annimmt. Wir verweisen deshalb der Kürze wegen auf *Ast's* Anmerkung zu dieser Stelle p. 98.

Es folgen nun die gerichtlichen Reden über Vorschläge zu neuen Gesetzen, oder gegen bereits vom Volke bestätigte Gesetze; zuerst die Rede gegen Leptines, wo *Wolfs* vortreffliche Arbeit dem Vf. weiter nichts zu thun übrig liess, als das für seinen Zweck Nothwendige aus Jenes Prolegomenen zu schöpfen, p. 356 — 370. Dann wider Androtion p. 370 — 380, wider Timokrates p. 380 — 388. Gelegentlich äussert hier Hr. *B.* sein Urtheil über die im Demosthenes sich bisweilen findenden Wiederholungen, da in der letzteren dieser beiden Reden einige Sätze aus der ersteren, und in dieser einige aus der dritten Olynthischen wiederholt sind. Wir überlassen es unseren Lesern, diese verständigen Bemerkungen in dem Buche selbst nachzulesen. — Wider Aristokrates p. 388 — 396. Hr. *B.* entscheidet nicht darüber, ob der Charidemus, zu dessen Gunsten der in dieser Rede angegriffene Vorschlag gethan war, derselbe sey, dessen letztes Schicksal Arrian und Curtius erzählen, oder ein anderer. Doch ist er geneigt, sich für das Erstere zu erklären, worin er mit Hn. Prof. *Rumpf* (*de Charidemo Orito*) zusammentrifft. — Auf diese Reden folgen p. 396 die Denuntiationen von Staatsverbrechen (ἐνδείξεις). Zuerst die beiden Reden wider Aristogiton. Bekanntlich sind schon die Urtheile der alten Kritiker über diese Reden sehr verschieden, indem einige beide für ächt, andere beide oder wenigstens die eine für unächt erklären. Hr. *B.* führt sie S. 399 f. an. Dionysius nennt ausdrücklich die zweyte untergeschoben; sein Urtheil passt aber nur auf die erste, so dass wir annehmen dürfen, er habe sie in einer anderen Ordnung gelesen als wir. Wider die erste erklärt sich auch Hr. *B.* mit Rec. vollkommener Zustimmung; die zweyte dagegen ist er geneigt für ächt zu halten; und in der That lässt sich die Unächtheit wenigstens nicht beweisen. Die Rede wider Theokrines, S. 408 — 411, trägt in einigen Stellen den deutlichsten Beweis, dass sie nicht vom Demosthenes herrühren könne. Auch legt Dionys, in Dinarch. p. 116 Sylb. sie dem Dinarch bey, mit dem Zusatze, dass Callimachus sie unter den Demosthenischen nenne. Hr. *B.* pflichtet mit Recht dem Dionysius bey.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

Num. 52.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Halle u. Leipzig, in der Ruff'schen Verlagshandl.: *Demosthenes als Staatsmann und Redner.* Historisch-kritische Einleitung zu dessen Werken. Von *Albert Gerhard Becker* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Diesen Denunciationen folgen die Appellationen an das Volk oder vielmehr an die Volksgerichte; 1) wider Eubulides, deren Ächtheit Hr. *B.* von *Taylor* für erwiesen hält, und 2) wider Neära. Nach dem fast einmüthigen Zeugnisse der Alten (s. *Taylor* Praef. p. 1004) ist Demosthenes nicht Verfasser dieser Rede. Warum übrigens der Vf. diese Rede zu den Appellationen zähle, davon können wir keinen anderen Grund einsehen, als Übereilung: denn dass sie keine Appellation sey, geht zu klar gleich aus dem Eingange hervor. Auch war die Klage nicht, wie es S. 306 heisst, wegen ehrlosen Lebens, wiewohl von diesem in der Rede vielfältig gesprochen wird, sondern das Verbrechen bestand darin, dass Neära, eine Fremde und Freygelassene, mit dem Stephanus in ehelicher Verbindung lebte, und ihn vermocht hatte, ihre Kinder, die der Kläger als *vulgo quaesitos* angesehen wissen will, in die Bürgerlisten einschreiben zu lassen. Das Gesetz, nach welchem die Klage erhoben wurde, wird auch p. 1350 selbst angeführt.

Jetzt folgen die gerichtlichen Reden in Privatangelegenheiten. Wir können bey der Anzeige dieses Theils kürzer seyn, da über sie weniger Bedeutendes zu sagen war. Das Nöthige und Zweckmässige findet man auch hier vollständig und deutlich. Die beobachtete Ordnung ist folgende: 1) die λόγοι ἐπιτροπικοί. 2) Exceptionsschriften (ein Name, der, wiewohl nicht ganz genau passend, doch einmal für die λόγοι παραγραφικοὶ gewöhnlich ist) in der hergebrachten Ordnung, von der Rede wider Zenothemis bis zu der wider Nausimachus und Xenopithes. 3) Über verschiedene Gegenstände: a) über Erbschaftsangelegenheiten und Mitgift, gegen Macartatus, gegen Leochares, gegen Spudias, gegen Böotus; b) Handelsstreitigkeiten und Schuldklagen: gegen Kallippus, gegen Nikostratus, gegen Timotheus; c) Entschädigungsklagen: gegen Böotus (*de nom.*), gegen Olympiodorus, gegen Kleon, gegen Dionyrodorus, gegen Kallikles; d) Klagen wegen falscher Zeugnisse: die beiden Reden gegen Stephanus und die Rede gegen Euergus.

Den Beschluss dieses Abschnittes machen die demonstrativen Reden. Den Epitaphius erklärte Hr. *B.* im ersten Bande S. 100 für unächt; hier aber sucht er, ohne sich jener Äusserung zu erinnern, seine Ächtheit zu vertheidigen. Bestritten ist diese aufs bestimmteste vom Dionysius, auch von Libanius und Photius, und unter den Neueren besonders von *Taylor.* Dass der Epitaphius den übrigen Reden des Demosthenes nachstehe, und die Erwartungen des Lesers nicht erfülle, giebt zwar Hr. *B.* selbst zu; aber er sucht diess zu erklären theils durch die vorgeschriebene Form dieser Reden, in der es dem Demosthenes nicht gemüthlich seyn konnte, mit seinen Zuhörern zu spielen, theils durch die Zeitumstände, die ihn niederdrückten und ihm Fesseln anlegten; theils endlich durch den Mangel an Übung in dieser Gattung von Reden. — In wiefern aber jene vorgeschriebene, oder vielmehr durch die Gewohnheit der Früheren geheiligte Form eine würdigere und grössere Behandlung des Gegenstandes ausgeschlossen, und den Redner genöthigt haben könne, zu spielen, gesteht Rec. nicht recht einzusehen. Ist doch sonst das Lob der grossen Thaten der Vorfahren ein Thema, auf welches Demosthenes gern zurückkommt, und bey dem er seine Beredsamkeit in ihrem vollen Glanze zeigt; und wenn die Zeitumstände ihn auch zur Mässigung gegen Philippus nöthigten (wiewohl der Vorwurf der ἀγωνιστήν, die er ihm S. 1395 beylegt, weder gerecht noch der Gelegenheit anpassend ist): so verboten sie doch nicht ein würdiges und den Zeitverhältnissen, die den Krieg herbeygeführt hatten, angemesseneres Lob der Gefallenen. Selbst die besten Stellen unserer Rede halten keine Vergleichung mit dem aus, was Demosthenes, namentlich in der Rede für die Krone, nur gelegentlich sagt. S. 295 extr. — 297 vgl. S. 258 u. a. Auch Dionysius rühmt περὶ τῆς Δημ. δειν. p. 191 Sylb. die panegyrischen Stellen in einigen Reden des Demosthenes. — Mag man immerhin manche Stellen unserer Rede gemüthvoll und schön nennen: so ist doch die Zahl derjenigen grösser, welche, nach Dionysius Ausdruck, gedankenleer, schwülstig und spielend genannt zu werden verdienen. Dahin rechnen wir namentlich 1392: ἀνάγκη δὲ — bis 1393: προσέστη τοῖς ἀκούουσιν, und die ganze Stelle, wo die Bewegungsgründe, die jeden der zehn Stämme zur Tapferkeit aufgefodert, ausge-

zählt werden, p. 1397 — 1399, eine durchaus leere Spielerey, die nicht einmal durchgeführt werden konnte, weshalb sich der Redner denn p. 1398 gar fein aus der Verlegenheit zieht; ferner p. 1399 fin., wo die Gefallenen zugleich Beysitzer der Götter der Unterwelt und Bewohner der Inseln der Seligen genannt werden. Auf einige Verstöſse gegen die Geschichte hat schon *Taylor* Lectt. Lyſ. p. 235 aufmerksam gemacht, sowie auf Härten und Unrichtigkeiten des Ausdrucks p. 234. Zu diesen rechnen wir auch den, dem Demosthenischen Zeitalter fremden Gebrauch des Wortes πνεῦμα für ψυχὴ und des Adj. οἰκεῖος für das Deutsche Pron. poss. p. 1396. Überhaupt scheint uns der ganze Epitaphius in Stil und Sprache eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der auf ihn folgenden Lobrede auf Epikrates zu haben, deren Unächtheit weder Hr. *B.* noch sonst Jemand bezweifelt.

Der dritte Abschnitt des Buches schildert den Zustand Athens im Zeitalter des Demosthenes. Auch dieser Theil verdient im Ganzen dasselbe Lob mit den früheren; er ist mit Fleiſs gearbeitet, und enthält eine zweckmäſsige Belehrung über die politischen Einrichtungen von Athen, ohne deren Kenntniſs an das Verstehen keines Redners zu denken ist. Freylich bleibt hier noch Vieles einer genaueren Untersuchung aufgehoben, die auſserhalb dem Plane unseres Vfs. lag, und ihm nicht zugemuthet werden kann; doch hätten wir über manche Puncte, die durch bekannte Arbeiten neuerer Gelehrten aufgehellt sind, ausführlichere Mittheilungen gewünscht. Wir begnügen uns hier mit einigen Bemerkungen. Wenn es S. 498 heiſst: die Besetzung der Tribunale — das Recht, Strafen zu verhängen — hängt von dem Willen und Gutachten des gesammten Volkes ab: so ist das nicht ganz richtig. Die Dikasterien wurden nicht durch Volkswahl, sondern durchs Loos besetzt; und wenn auch bisweilen vom Volke Strafen zuerkannt wurden: so geschah es doch nur in einzelnen seltenen Fällen. So möchten wir auch den Ausdruck: an das Volk appelliren, nicht gebrauchen für die Appellation an ein Volksgericht. — Unrichtig ist auch S. 499 die Angabe der für jede der regelmäſsigen oder ordentlichen Volksversammlungen bestimmten Gegenstände der Verhandlung, welche aus Jul. Pollux VIII, 95 berichtigt werden muſs. Dabey ist die ἐπιχειροτονία über die Obrigkeiten, die Verlesung der Verzeichnisse der Schuldner und mehreres Andere übergangen. Wenn von Volksgerichten in diesen Versammlungen gesprochen wird: so hätte Hr. *B.* doch, um Verwechselungen mit den δικαστηρ. δημοτικοῖς zu verhüten, diese etwas näher bestimmen sollen. In der Regel übte das versammelte Volk gar keine eigentlich richterliche Gewalt aus. Durch die προβολὴ wurden zwar einige Sachen vor dasselbe gebracht, doch nie hatte das Volk darüber richterliche Entscheidung; und auch die εἰσαγγελίαι wurden bey Weitem in den meisten Fällen an ein Dikasterium zur Entscheidung verwiesen. Über die in den Volksversammlungen den Vorsitz führenden Senatoren spricht Hr. *B.* S. 500 theils undeutlich, theils unrichtig. Denn was soll es heiſsen: Diejenigen Senatoren, welche eben das Gutachten ausgefertigt, konnten nicht in der Ekklesie präsidiren? Wahrscheinlich meint er damit die jedesmaligen Prytanen; nun hat aber unseres Erachtens *Luzac* bewiesen, daſs es allerdings die Prytanen, oder vielmehr die aus ihnen geloosten πρόεδροι mit ihrem ἐπιστάτης waren, die den Vorsitz führten (m. s. *Luzac* Disquisit. de Proedris et Epistatis Athen., hinter der Oratio de Socrate Cive p. 92 ff.). Auch die Ceremonien, mit denen die Versammlung eröffnet wurde, und das Gebet des Herolds hat Hr. *B.* übergangen, da doch Demosthenes des Letzteren an einigen Stellen erwähnt. Von den vom Staate bestellten Rednern haben wir schon oben gesprochen. Aus bloſser Muthmaſsung kann es geflossen seyn, wenn Hr. *B.* sagt, man habe, wenn man schon während der Vorträge der Redner bemerkt, zu welchem Entschlusse das Volk sich neige, durch Aufheben der Hände, im entgegengesetzten Fall durch Steinchen abstimmen lassen. So verhält es sich nicht. Bey Weitem in den meisten Fällen wurde durch χειροτονία gestimmt; nur in einigen wenigen, wo es darum zu thun war, mit groſser Genauigkeit den Willen des Volkes zu erfahren, wählte man die langwierigere und lästigere Art des Stimmens durch Steinchen. — Daſs das ἐκκλησιαστικὸν zu Demosthenes Zeiten nicht abgeschafft war, erhellt unter anderen auch aus der von Hn. *B.* angeführten Stelle der Rede wider Timokrates, aus den Worten p. 731: ἄμισθος ὁ δῆμος καὶ ἡ βουλὴ καὶ τὰ δικαστήρια ἔσται: denn unter δῆμος wird hier nothwendig das in den Ekklesien versammelte Volk verstanden. Rec. gedenkt über die Athenischen Volksversammlungen bald in einer eigenen Schrift ausführlicher zu reden. — S. 503, wo von der Loosung der Senatoren die Rede ist, hätte auch der zweyten Loosung der Stellvertreter (ἐπιλαχόντες) erwähnt werden müssen. Die Erklärung der Attischen Jahresrechnung beginnt mit der sonderbaren Behauptung, daſs ein volles Mondjahr 360 Tage enthalte, die allenfalls jeder Kalender berichtigen kann. Wenn Hr. *B.* im Texte behauptet, man habe alle zwey Jahre einen zweyten Poseideon eingeschaltet, und doch in der Anmerkung die Vermuthung äuſsert, man habe sich zur Correction des bürgerlichen Jahres des Metonischen Cyclus bedient: so geräth er offenbar mit sich selbst in Widerspruch. Jenes aber ist nicht wahrscheinlich, und dieses wenigstens höchst zweifelhaft, s. *Ideler*, über die astron. Beobachtungen der Alten, S. 208 f. — Was S. 511 f. von den Nomotheten und der Art der Gesetzgebung gesagt ist, hätte aus *Wolfs* Prolegomenen zur Leptinea vollständiger und richtiger gefaſst werden müssen, zumal da dieser Punct zum Verständniſs der Reden wider Leptines und Timokrates wichtig ist. Nach der Solonischen Anordnung scheinen Gesetze nur vor den Nomotheten, deren, unseres Wissens, nie 500, wie Hr. *B.* sagt, wohl aber 1001 erwähnt werden, abgeschafft oder bestätigt zu seyn; doch späterhin fanden die Demagogen es ihrem Interesse gemäſs, auch hierüber der Volksversammlung die Entscheidung zu überlassen.

S. 523 hätte von der εἰσαγγελία bemerkt werden können, daſs sie nicht allein an den Senat, sondern zuweilen auch an die Volksversammlung gebracht worden — γραφαὶ sind nicht allein Klagen wegen eines

schlechten oder gesetzwidrigen in der Volksversammlung gethanen Vorschlags; diese Klagen heissen γραφαὶ παρανόμων. — Auch hätte zu den vom Demosthenes genannten öffentlichen Klagen noch προβολή aus der Rede wider Midias, φάσις aus der ersten Rede wider Aristogiton p. 793, wider Theokrin. 1323, ἐπαγγελία aus der Rede wider Androtion p. 602 hinzugefügt werden können.

Bey den Diäteten (durch einen Druckfehler steht S. 525 διαίτης) hätten die Privatschiedsrichter und die öffentlichen unterschieden werden müssen, vgl. *Hudtwalcken* von den Diäteten, Jena 1812, ein für die Kenntniss des Athenischen Processwesens überhaupt sehr schätzbares Buch. — Nicht bey jeder Klage, wie es S. 527 dargestellt wird, sondern nur bey öffentlichen fand eine Strafe Statt, wenn man sie liegen liess; und die κλήτορες waren nicht Zeugen der Vorladung vor Gericht, sondern vor den Archonten zur ἀνάκρισις.

Über das Finanzwesen äussert Hr. *B.* mit *de Pauws* Worten, dass die jährlichen Einkünfte Athens ein Staatsgeheimniss gewesen seyen, das man geflissentlich vor den Augen des Volks verbergen habe. Wir sehen nicht ein, worauf diese Vermuthung sich gründe; vielmehr scheint es nicht schwer gewesen zu seyn, sich darüber zu unterrichten (vgl. Xenoph. Mem. III c. 6), und es giebt ja auch einige ganz bestimmte Angaben darüber, die zum Theil von *Meursius* de Fort. Ath. p. 51 und Lectt. Att. p. 6 gesammelt sind. Auch beweisen viele Stellen die Öffentlichkeit der Verhandlungen über hieher gehörige Gegenstände. Wir führen nur einige uns jetzt beyfallende an: Aristoph. Eccles. v. 825; Andocid. ctr. Alcibiad. p. 116; Dem. in Neaer. p. 1346; Isokr. Social. p. 414 Wolf. ed. min. — Dass die Zollpächter πεντηκοστολόγοι genannt worden seyen, wie es S. 551 heisst, bezweifelt Rec.; diese waren vielmehr nur die Unterbeamten; jene aber heissen bey den Rednern gewöhnlich οἱ τὰ τέλη πριάμενοι oder ὠνούμενοι, bey Plut. Alcib. c. 5 τελῶναι, nach der Analogie von σιτῶναι, βοῶναι u. a. Dass die Zölle nicht durchgängig zwey Procent betrugen, zeigt *Wolf.* ad Dem. Lept. p. 253. — Durchaus missverstanden ist die Stelle Dem. in Timokr. p. 731, wo Hr. *B.* προσκαταβλήματα durch Zulagscentimen, Ersatzzoll übersetzt, da doch Ulpian p. 234 B. die richtige Erklärung giebt.

Wir brechen hier unsere Bemerkungen ab, die keinesweges den Zweck haben, den Werth des Buches herabzusetzen, und es seines verdienten Lobes zu berauben; vielmehr nur die Aufmerksamkeit beweisen sollen, mit der wir es gelesen haben. Der würdige Vf. hat sich ein sehr dankenswerthes Verdienst durch dasselbe erworben, und wir können es Allen, namentlich jungen Leuten, die zum Studium des Demosthenes reif genug sind, als ein sehr treffliches Vorbereitungs- und Hülfs-Mittel empfehlen.

G. F. S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HADAMAR u. COBLENZ, in der neuen gelehrten Buchhandl.: *Briefe und Gespräche veranlasst durch die Entführung und Gefangenschaftsreise des heiligen Vaters Pius VII von Rom nach Sowonna* (Savonna) *im Julius und August* 1809; gesammelt und zur Belehrung und Erbauung seiner Mitchristen herausgegeben von *Victor Joseph Dewora*, Pfarrer an der Kirche des Apostels Matthias zu Trier. 1816. 292 S. 8. (6 gr.)

Wer die Briefe geschrieben, die Gespräche gehalten, wer eigentlich beide zuerst gesammelt hat, davon erfährt man nichts, und wenn gleich der Sammler auf dem Titelblatte angegeben ist: so bleibt dieses dennoch zweifelhaft, da am Schlusse des letzten Briefes Alexander von Rennekampf steht. Die Briefe, die aus beynahe 60 Ortschaften datirt sind, folgen dem entführten Papste Schritt vor Schritt oder von Ort zu Ort; der Gegenstand des Eindrucks ist immer der nämliche, daher auch oft langweilig; zur Abwechselung sind kurze und lange Gespräche eingeflochten, worin es der Herausgeber nicht daran fehlen lässt, die Lehre seiner Kirche geltend zu machen, und wobey die Unerschütterlichkeit des Muthes des Papstes Pius VII ihm wohl als Beweis dient, dass die Kirche auf Petrus gebaut sey; ein Türkischer Kaufmann, S. 57, und ein Protestant, S. 276, neigen sich fast zu dieser Überzeugung. So sollen die Briefe und Gespräche belehren, und er treibt dieses so weit, dass er bey dem Hinblick auf Rom S. 229 Tertullians Spruch wiederholt: „O eine überselige Kirche, worin die Apostel ihre ganze Lehre sammt ihrem Blute ausgegossen haben!“ — Der Zweck der Erbauung ist grösstentheils verfehlt: denn ein Gegenstand, der so die Seele erhebt und das Herz ergreift, wie Pius im Unglück, bedarf nur der schmucklosen Erzählung; Tiraden, wie folgende S. 191: „wie der Magnet, sobald er sich dem Eisen nähert, dasselbe anzieht: so zieht die Tugend des h. Vaters, wo sie sich nähert, die Gemüther an,“ und dergleichen mehr, verderben nur den Zweck; und was will der Herausg. S. 249 mit dem Vergleiche sagen, den er zwischen dem Papste und Franz Xavier anstellt? Will er dadurch den Papst, oder will er seine Schrift über Loyolas und Xaviers Leben empfehlen? — Eine einzige Stelle, wo der Papst auf dem M. Cenis im Hospitium ist, hat Rec. tief bewegt: „Geschlagen werden und doch siegen.“ — Über einige historische Nachrichten wünscht Rec. wirklich die Beweise näher zu kennen, z. B. ob wirklich eine Sicilianische Vesper gegen die Franzosen bloss durch den Papst gehindert, ob das Anathem, das der Papst über Napoleon und alle Helfershelfer aussprach (der Herausgeber führt S. 50 den 10 Junius, S. 86 den 12 Junius als den Tag der Anathematisation an); ob der Brief S. 92, den der Papst, wahrscheinlich von seinem Schicksale benachrichtigt, kurz vor seiner Gefangennehmung an seine Unterthanen und an alle Römischen Christen schrieb; und ob die S. 209 erzählte Anekdote ächt sey, dass der Papst einen von Napoleon eigenhändig geschriebenen und ihm durch einen besonderen Eilboten überbrachten Brief unerbrochen zurückgab, und zur Rechtfertigung des Überbringers auf der Zuschrift die Worte setzte: gesehen, nicht an-

genommen; Pius, souveräner Papst. Die Behauptung, dass Napoleon den General Dessaix in der Schlacht bey Marengo durch einen Adjutanten des G. Savarys habe erschiessen lassen, weil man Dessaix und nicht ihm den Sieg zuschrieb, könnte wahr seyn, ist es nicht. Aus der Verlegenheit, worein die an Napoleon vollzogene Krönung mit dem Vorwurfe der Römer: Wir haben ihn geleckt, du, h. Vater, hast ihn gekrönt, setzen konnte, zieht der Vf. sich und den Papst damit S. 101: „der Papst that es nach langem Weigern, um allen Schein eines unnachbarlichen Betragens zu vermeiden, und um durch die heilige Handlung einen wohlthätigen bleibenden Eindruck auf das Gemüth des Kaisers zu machen." Wie muss es dem Herausgeber bey dieser Entschuldigung zu Muthe gewesen seyn, da er bald darauf so Sünden des gekrönten und ungekrönten Napoleons aufzählt? — Es kostet übrigens oft Mühe, die Namen in des Herausgebers Schreibart zu verstehen, z. B. Saint Cloud schreibt er *Sänt Clu*, statt Avignon *Avinion*, statt Dessaix *Dessä*.

DRESDEN, b. Arnold: *Briefe aus Rom geschrieben in den Jahren* 1808. 1809. 1810. *Über die Verfolgung, Gefangenschaft und Entführung des Papstes Pius VII*, von *Friederike Brun* geb. *Münter*. 1816. 125 S. 8. (14 gr.)

Als Pius VII sich die zwey Gedichte der Vfn. — die auch hier abgedruckt sind — eins an Pius VII nach der Palmenaustheilung während seiner Gefangenschaft im Quirinalischen Pallaste 1809, das andere: das Römische Volk fleht um die grosse Benediction am grünen Donnerstage 1809 — von *Gherardo de Rossi* übersetzt am Mittwoche der heiligen Woche hatte vortragen lassen, liess er ihr durch seinen Privatsecretär (Abbate Baldini) sagen: „Es habe ihn sehr gefreut, dass eine Fremde, eine Deutsche, eine Lutheranerin, treffliche Dichterin und liebenswürdige Frau, so gut von ihm dächte." Was der Papst bescheiden auf sich zieht, entsprang bey der Dichterin aus der Sache, aus jener heiligen Liebe und Begeisterung für das Recht, das in der erhabenen Würde des frommen standhaften Dulders geschändet, alle Gefühlfäden einer Frau, die Pius mit treffender Bezeichnung von fünf verschiedenen Seiten darstellt, erschüttern musste. Alle Thatsachen sind in Flagranti aufgeschrieben, und die Frische durch die fortlaufende Geschichte der Tage in Form der Chronik, durch liebliche Verschmelzung des Gleichzeitigen zu dem Ganzen, durch einfache Verbindung mit dem Örtlichen, durch geschmeidigen Wechsel der Begebenheiten und Handlungen, durch die Lebendigkeit der letzteren und besonders durch jenes sprechende Gefühl von Würde gehalten, das seine vollendete Deutung von dem Bewusstseyn der höheren Bestimmung empfängt. Sie fangen mit dem 7 Februar 1808 an, als Graf Miollis, General en Chef, einzog, und endigen den 10 Junius 1810, als der Befehl an alle ausser Rom und dem Kirchenstaate geborenen Monsignoren, Prälaten, Pfarrer, Äbte und alle fremden Nonnen erging, Rom vor dem 15 Junius zu verlassen. Schmerzlich ist es uns, hier nicht manches Unbekannte und Neue wegen Beschränktheit des Raumes ausheben zu können; wir bescheiden uns aber auch, dass die Wahl schwer seyn, und in dem Gewählten den Schmerz für das Nichtgewählte zurücklassen würde. Das ausgesprochene Anathem kennt die Vfn. nicht wörtlich, aber es ist wahrscheinlich, dass es das sey, welches *Dewora* anführt. *Böttiger* hat in der Vorrede Einiges über den Gesichtspunct der Sache und des Büchleins gesagt, das seiner, wie der Sache und des Büchleins, würdig ist.

D.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Kopenhagen*, b. Bonnier: *Coeur-Dame*. (Ein) *Familiengemälde*. Nach dem Dänischen des Hn. Prof. *L. Kruse*. 1817. (Eigentlich 1811 erschienen und 1817 mit neuem Titel versehen.) 76 S. gr. 12. (10 gr.)

Bey der Menge von Romanen, welche Jahr aus Jahr ein aus dem Deutschen ins Dänische übersetzt werden, ist es billig, dass man auch einmal einen Original-Dänischen Roman im Deutschen Gewande auftreten lässt. Die Spielkarte, die auf dem Titel genannt und sogar auf dem Umschlage, der des Rec. Exemplar umgiebt, abgebildet ist, trägt auf eine ungesuchte Art zur Entwickelung der wenigen Verwickelungen, welche in der Erzählung vorkommen, bey; daher die Benennung. *Familiengemälde* heisst der kleine Roman, weil die Hauptperson, die ihn spielt, nachdem sie Jahre lang in der Welt und unter Fremden nach des Lebens wahrem Glücke vergebens sich umgesehen hatte, zuletzt zu der auf Erfahrung sich gründenden Überzeugung kommt, dass es wahr sey, was man in Frankreich, Deutschland und auch in Dänemark so oft singt und so selten empfindet: „*Ou peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille*" etc. Wer sich für eine Stunde auf eine unschuldige und angenehme Art unterhalten will, dem empfiehlt Rec. diese nicht misslungene Dichtung, überzeugt, dass er durch Lesung derselben seinen Zweck erreichen wird. Der Übersetzer, wenn er die Deutsche Literatur öfter mit Producten der Dänischen beschenken will, hat sich mehr noch, als es geschehen ist, vor Danicismen zu hüten. S. 15 steht: „*zu der* (statt *welche*) Sie doch nur noch sehr wenig kennen." Der Däne sagt richtig: „*jeg kjender ikke til Dig*;" aber der Deutsche sagt dafür nie: „ich kenne *zu dir* nicht," sondern: „ich kenne *dich* oder *dein* nicht." Auch heisst es S. 42: „Wie wenig auf meinen Prophezeihungen zu bauen ist." Doch kommen solcher Fehler nur sehr wenige vor, und die Übersetzung ist übrigens fliessend und rein.

d. D. V.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Campe: *Predigten*, in der Hof- und Sophien-Kirche zu Dresden im Jahre 1814 über die *Evangelien* gehalten von D. *Christoph Friedr. Ammon*, königl. Sächs. Oberhofprediger, Kirchenrathe und Oberconsistorialis. Erste Abtheilung. 1815. 440 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn man diese neueste Predigtsammlung des berühmten Vfs. mit seinen früheren vergleicht: so wird man viel Gleiches allerdings, aber auch viel Abweichendes finden. Es sind dieselben Vorzüge, die wir an den *Ammon*'schen Predigten schon gewohnt sind. Dieselbe reine, das Gemüth erhebende Sprache, dieselbe Angemessenheit der Gedanken, dieselbe Gedrungenheit der Ideen, dieselbe tiefe Kenntniss des menschlichen Herzens, dieselbe kluge Auswahl interessanter Hauptsätze charakterisirt auch diese neueste Sammlung. Aber worin die jüngsten Kinder seines religiösen Forschens vor ihren älteren Brüdern sich auszeichnen, das ist der biblische Sinn — so möchten wir ihn nennen —, der durch alle seine neuesten Predigten durchleuchtet. Nicht als ob die älteren Predigten des Vfs. wenig von diesem Sinne gehabt hätten; aber der Augenschein lehrt, dass die vorliegenden in einem höheren Grade noch damit begabt sind. Eine beständige weise Benutzung des Textes, im Herausheben oft unbeachteter Gedanken, die er darbietet, eine kluge Berücksichtigung der damaligen Zeiten und Umstände, eine geschickte Anwendung der biblischen Lehre auf Leben und Herz — das ist die höhere Vollendung, welche diese Arbeiten an sich tragen. Es ist gewiss aus der Seele vieler urtheilsfähiger Richter gesprochen, wenn der Vf. S. III der Vorrede versichert, nach aller seiner Erfahrung hänge die Nützlichkeit einer Predigt, auch bey ihrer synthetischen Anlage, nicht sowohl von der Vollständigkeit des Inhaltes ab, welchen man von einer theologischen Abhandlung zu erwarten berechtigt sey, als vielmehr von dem Zusammenfassen der Hauptgedanken eines biblischen Abschnittes in eine fruchtbare Wahrheit, die aus dem Texte abgeleitet, bewiesen, und den Zuhörern nach den besonderen Bedürfnissen des Orts und der Zeit lebendig und eindringend an das Herz gelegt wird. Und wie hoch muss unsere Erwartung auf das Höhere steigen, wenn der Vf. die schöne Hoffnung macht, dass es ihm (S. V) bey fortgesetzter fleissiger Übung vielleicht möglich seyn werde, die Form seiner Religionsvorträge, wenigstens im Einzelnen, umzugestalten, ohne jedoch ihrer Mannichfaltigkeit den wesentlichen Zweck einer christlichen Predigt unterzuordnen. Herrlich ist es, wenn Männer, sich ihrer Vollkraft bewusst, bey dem einmal errungenen Ziele nicht stehen bleiben, nicht ruhig an dem Lobe ihrer Arbeiten zehren, sondern immer weiter und noch weiter dem höheren Ziele nachstreben. Gewiss dass auch dann die Besorgnisse wegen einer gewissen Einförmigkeit und Schwerfälligkeit, welche der Vf. über seine Arbeiten zu hegen scheint, immer mehr verschwinden, und dass etwa kleine Fehler, die dieser und jener finden dürfte, immer mehr dann verwischt werden. Wir begnügen uns jetzt, nur die Hauptgedanken anzugeben: *Am Neujahrstage.* Blicke des Glaubens auf die unerwarteten Wendungen menschlicher Schicksale. *Am zweyten Sonntage nach der Erscheinung.* Das Beyspiel Jesu als das Muster eines edlen Betragens in dem Kreise geselliger Fröhlichkeit. *Am dritten Sonntage nach der Erscheinung.* Wozu uns die Handlungsweise verpflichtet, welche Jesus gegen Personen beobachtet, die nicht zu seiner Kirche gehörten. *Am vierten Sonntage nach der Erscheinung.* Dass auch der Schlaf den Christen zu sehr ernsthaften Betrachtungen veranlassen kann. *Septuagesima.* Aufklärungen über die Willkühr des Christen in der Erfüllung seiner Pflicht. (Wusste der beredte Vf. diesen schönen Gedanken nicht klarer auszudrücken?) *Sexagesima.* Von der herrschenden Feindschaft des menschlichen Herzens gegen die Religion. *Invocavit.* Das weise Betragen des Christen bey den wechselnden Versuchungen des Lebens. *Erster Busstag.* Der ausharrende Leidenskampf gläubiger Christen. *Lätare.* Ernstes Nachdenken über den herrschenden Widerwillen gegen gemeinfassliche Religionslehren. *Grüner Donnerstag.* Die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes in dem Abendmahle unseres Herrn. *Erster Ostertag.* Die schmachvolle Hinfälligkeit unseres Geschlechts in ihrer Verklärung durch die Auferstehung Jesu. *Zweyter Ostertag.* Von den Verbindungen des Geistes im Reiche Gottes, die der Tod nicht zu trennen vermag. *Misericordias.* Das würdige Andenken an die Edlen, die in ihrem Berufe starben. *Jubilate.* Unser Leben ein abgemessener Wechsel des Schmerzes und der Freude. *Himmelfahrt.* Jesus, das herrlichste Vorbild für den scheidenden Christen. *Erster Pfingsttag.* Dass

der Mensch nicht seliger werden kann, als durch ein beharrliches Leben in Gott. *Zweyter Pfingsttag.* Der Sünder vor dem Gerichte Gottes auf Erden. *Zweyter Busstag.* Dass die bessere Zeit, die wir erwarten, einzig ein Geschenk des Himmels ist.

— R. —

Giessen, b. Heyer: *Predigten* von *Ludwig Hüffel*, Pfarrer zu Gladenbach im Grossherzogth. Hessen. I Sammlung. 1816. VI u. 168 S. 8. (16 gr.)

Schon die Vorrede erweckt eine sehr günstige Meinung von den Predigten. Der Vf. hat einen sehr hohen Begriff von dem Werth und der Wichtigkeit eines geistlichen Redners. Die Natur muss ihn mit schönen Gaben ausgestattet, die Wissenschaft mit Weisheit und vielfachen Kenntnissen geschmückt haben, und sein ganzes Wesen muss von der christlichen Lebensflamme durchglüht seyn, welche der Rede die rechte Weihe und die Kraft des heiligen Geistes giebt. „Diese Lebensflamme entzündet sich aber weder am Wissen noch an der Kunst, am allerwenigsten an dem Systematischen des Christenthums; sie ist vielmehr die Folge eines recht lebendigen Ergriffenseyns von Christo. Einem jeden christlichen Redner wäre daher das Bild des Erlösers vor seine Augen, und ein Commentar dazu in seine Brust zu wünschen.“ Wie sind diess so ganz andere Foderungen, als die gewöhnlichen Prediger an sich machen! Und welch einen Gewinn darf die Kanzel von dem jugendlichen Vf. erwarten, wenn er in einem ernsten und strengen Sinn an seiner weiteren Bildung thätig fortarbeitet!

Die Predigten zeichnen sich weder durch Neuheit des Stoffs und Reichthum der Gedanken, noch durch kunstreiche Dispositionen und eine glänzende Beredsamkeit aus. Aber sie haben einen leichten und natürlichen Ideengang, enthalten einen reichen Schatz religiöser Wahrheiten, sind belebt durch den Geist eines festen freudigen Glaubens, und sprechen warm und ergreifend zum Herzen der Zuhörer. Der Vf. weiss die Zeitumstände zur Weckung und Erhöhung des religiösen Lebens sehr glücklich zu benutzen. Er kämpft muthig gegen die Sittenlosigkeit und Irreligiosität unserer Tage, und schildert das Elend des Lasters und die Armseligkeit des Unglaubens oft mit erschütternder Wahrheit. Die Themata sind alle ganz gewöhnlich. Was wollen wir uns diessmal wünschen? Am Neujahrstage. — Wir sind unsterblich; am Osterfest. — Blicke auf unser Grab; am Himmelfahrtstage. — Wo das Herz fehlt, da fehlt Alles. — Warum seyd ihr denn unzufrieden? — Was hält denn eigentlich die Menschen vom Besuchen unserer Kirche ab? — Vom religiösen Sinne. — Es geht besser als wir glauben. — Über unseren kirchlichen Verein u. s. w. Die Innigkeit und Wärme, mit welcher der Vf. spricht, der fromme, christliche, Deutsche Sinn, der überall hervortritt, und die lebhafte herzliche und würdevolle Sprache machen die Ausführung dieser einfachen Sätze sehr anziehend. Wir würden dem Vf. bey seinen herrlichen Anlagen zur Kanzelberedsamkeit nur noch rathen, sich mit der Bibelsprache vertrauter zu machen, den Text sorgsamer zu benutzen, und in den ganzen Vortrag zu verweben, und seine Lehren, Ermahnungen, Warnungen und Tröstungen mit den Aussprüchen der heiligen Schrift zu belegen; überall die Wahrheiten der Religion tiefer zu ergründen, und sich vor einem Spiel mit schönen Worten, die sehr viel zu sagen scheinen, aber ein klares, fruchtbares Verständniss hindern, zu hüten. In der Charfreytagspredigt: vom Sinne des Todes Jesu, kommen Ideen und Empfindungen vor, die recht hübsch klingen, aber die, näher beleuchtet, in Schattenbilder sich auflösen. Z. B. S. 141: „Indem der Erlöser freywillig sich hingab, vollendete er nicht bloss mit einem gewaltigen Zuge seine Sache, seine Lehre, sondern er versöhnte zugleich auf dieser nie betretenen Höhe der Überwindung das Göttliche mit dem Menschlichen, seine Heiligkeit zog das Menschliche herauf (hinauf) zu Gott, und befreundete es gewissermaßen mit sich selbst und mit Gott, und über dem Haupte des sterbenden Mittlers wurde der Friede vollbracht.“ Was soll das heissen? Und ist damit der Versöhnungstod Christi erklärt?

Auch haben wir in diesen Predigten ungern Gebete vermisst. Aus dem Neujahrsgebete sieht man, dass der Vf. mit Salbung zu beten versteht. Die Anreden an die Festtage, an das Vaterland, an die Zeit u. dgl. ersetzen die Gebete nicht. Ungeachtet dieser Ausstellungen empfehlen wir die 14 christlichen Religionsvorträge, welche über die gewöhnlichen sonntäglichen Perikopen gehalten sind, allen frommen Christen, welche Erbauung und Erhebung im stillen Familienkreise suchen, und wünschen der Gemeinde Glück, die einen so treuen und redlichen Diener des göttlichen Wortes besitzt.

R. d. e. K.

Berlin, b. Maurer: *Predigten über die evangelischen Texte des Kirchenjahres.* Zum Besten des Luisenstifts herausgegeben von dem Probste *Hanstein* und dem Prediger *Wilmsen*, als Mitvorstehern des Luisenstifts. *Erstes* Bändchen. (Neujahr bis Estomihi.) 1817. VIII u. 160 S. 8. (16 gr.)

Ein würdiger Greis von 93 Jahren hat zur Herausgabe dieser neuen Predigtsammlung über die gewöhnlichen Evangelien veranlasst, welche, nach der Vorrede, nicht als Hülfs- oder gar Muster-Buch, sondern lediglich als Erbauungsbuch für christliche Familien angesehen werden soll, auch vielleicht zum Vorlesen auf dem Lande hie und da dienen könnte. Der äussere Zweck ist auf dem Titel ausgesprochen; mehrere Prediger tragen aus freyer Liebe ihre Predigten dazu bey, und so werden nach und nach 6 kleine Bändchen von 10 — 11 Bogen erscheinen, und das Ganze liefern. So edel der Zweck ist: so glücklich ist auch der Gedanke, eine solche Postille nicht aus 72 Predigten desselben, sondern mehrerer würdiger Verfasser bestehen zu lassen, was den Werth des Werkes gewiss erhöhen, und auch, der Mannichfaltigkeit wegen, den Lesern nicht unangenehm seyn wird. Die Predigten selbst sind mit dem Anfangsbuchstaben, oder auch mit dem Anfangs-

und End-Buchstaben ihrer Verfasser bezeichnet, wovon man mehrere ohne Mühe errathen kann. Es sind ihrer in diesem Bändchen zwölf, und haben folgende Hauptsätze: 1) Wunsch und Gebet beym Eintritt in ein neues Jahr. 2) Gott kennt, lenkt und vernichtet die Anschläge der Gottlosen; Gott kennt und schützet die Frommen. 3) Wie unglücklich, wer sich von einer Begierde und Leidenschaft beherrschen läst. 4) Erziehung zur Vaterlandsliebe und zum Glauben der Väter. 5) Das Walten der Vorsehung auch bey dem gewöhnlichen Gange des Lebens. 6) Wozu uns glücklich überstandene Krankheiten verpflichten. 7) Die Seelenruhe des Christen. 8) Nie bleibt die Strafe für das Böse aus. 9) Wo ist für uns gut seyn? 10) Der Feyerabend der Ewigkeit. 11) Der Beruf des Christen, alles, auch das kleinste Gute mit frommer Sorgfalt zu pflegen. 12) Der Edelmuth und die Seelengrösse Jesu auf seinem Hingange zum Leiden.

Diese Vorträge erreichen gewiss im Ganzen ihren Zweck, und einige derselben gehören ohne allen Streit zu den vorzüglicheren. Der *erste* derselben, am Neujahrstage, mit K. unterzeichnet, thut wohl dem Texte einen auffallenden Zwang an, wenn er daraus (Ps. 85, 10—14) den Hauptsatz erörtern will, „was wir heute für uns selbst, für die Unserigen, für das Vaterland und für die Menschheit zu erbitten haben," und ist überhaupt für ein so umfassendes Thema zu beschränkt. — Bey der *zweyten*, mit P. bezeichnet, über das Ev. am Sonntage n. d. Neuj., holt der Eingang zu weit aus, und ist besonders mit dem Hauptsatze zu ungleicher Natur; das Ganze ist mehr eine Homilie, in der recht viel Gutes vorkommt. Die *dritte* gehört dem Vf. der ersten zu, und hat mit derselben denselben Fehler, dass der Hauptsatz aus dem Evang. am Feste Epiph. nicht eigentlich entwickelt, und selbst aus der gegebenen Erörterung desselben (S. 30. 31) nicht gefolgert ist, sowie es ihr selbst am richtigen Übergange aus dem Eingange zum Hauptsatze fehlt. Die *vierte* und *fünfte* sind mit R. bezeichnet, und mehr vortreffliche fromme Reden über die aufgestellten Hauptsätze in Beziehung auf die neuesten Zeitereignisse, als eigentliche, diese Sätze erörternde Predigten, wie denn namentlich in der fünften theils der schöne Hauptsatz zu sehr aus dem Evangelium am 2 Epiph. S. herausgezwungen, theils ganz und gar nicht eigentlich gezeigt worden ist, *wie* der Christ auf das Walten Gottes in dem gewöhnlichen Gange seines und seiner Mitmenschen Leben zu achten habe. — Recht gut ist dagegen das Thema der sechsten Predigt, R—r unterzeichnet, aus dem Texte hergeleitet und auch weiter erörtert. In der siebenten Predigt von M—s, über das Evangelium am 4 Epiph. S., könnte der erste Theil im Detail besser geordnet, und die 6 Regeln im zweyten Theile mehr ausgeführt seyn. — Die achte am 5 Epiph. S. ist vom Vf. der sechsten, und enthält eine sich an das Evangelium sehr gut anschliessende, lehrreiche und wohlgeordnete Betrachtung. Die neunte am 6 Epiph. S. hat den ersten der Herausgeber zum Verfasser, und zeichnet sich durch Gedankenfülle, leichte Gedankenverbindung, Kraft, hinreissende Lebendigkeit und zweckmässige Darstellung, wie die Arbeiten des trefflichen Vfs. alle, vorzüglich aus. — Die zehnte am Sonnt. Septuagesimä von N. hat ein für das Evangelium sowohl, als auch überhaupt zu sehr gesuchtes Thema, und ist zu voll von leerer Declamation, und zu wenig in die Sache eingehend; der zweyte Satz des ersten Theils fällt mit dem zweyten Theile fast ganz zusammen, und wenn der Vf. S. 123 fragt: „Wie haben wir ihn zu denken, diesen Feyerabend? Wie haben wir uns die Beschaffenheit desselben vorzustellen? Was ist er?" so ist das blosse Tautologie, sowie auch weiterhin: „Überstanden ist dann des Tages Last und Hitze; ewig feyern wir dann von dem schweren Tagewerke des Lebens; dieses Tagwerk ist dann auf immer geendet." Dennoch enthält auch diese Predigt sehr viel Gutes und manche schöne Stelle. — Die eilfte Predigt am Sonnt. Sexagesimä ist unterzeichnet K—r, und entwickelt vortrefflich aus dem Evangelium nach dem Bilde des Saamenkorns den lehrreichen Hauptsatz, der in einer schönen Ordnung und sehr zweckmässig ausgeführt wird. Überhaupt muss Rec. sagen, dass diese Predigt nach der obigen *Hanstein*'schen die vorzüglichste der ganzen Sammlung ist. — Die zwölfte Predigt ist von R., und mehr eine Homilie zu nennen, in welcher die Anreden an die Zuhörer viel zu oft und immer wieder mit denselben Worten („meine andächtigen Zuhörer"), was beides unangenehm ist, und namentlich beym Lesen unangenehm, und oft da vorkommen, wo sie gar nichts wirken, und völlig überflüssig nicht nur, sondern auch lästig sind, wie S. 154: „Meine andächtigen Zuhörer, so wie nun Jesus — sich nicht geweigert hat, den bitteren Todeskelch zu trinken" u. s. w. Auch gehören die Abtheilungen des Ganzen nicht zusammen, indem man nicht sieht, wie der dritte Theil zu dem zweyten und ersten kömmt. Denn wenn es heisst: die Seelengrösse Jesu erkennen wir 1) aus der Art und Weise, wie Jesus sein Schicksal ankündigt; 2) aus seinem liebevollen und menschenfreundlichen Verhalten gegen den blinden Armen am Wege: so kann es nicht heissen: 3) die Hauptsache ist und bleibt immer die, dass wir die heilsame Absicht der Leiden und des Todes Jesu fruchtbarlich bedenken und diese an uns erreichen lassen. Nun giebt die Absicht der Leiden Jesu uns zwar allerdings den Edelmuth und die Seelengrösse Jesu zu erkennen, indem er für Brüder diese Quaalen übernahm; aber *einmal* musste dieser Satz den ersten vorangehen, und *dann* ist ja die Erreichung des Zweckes des Todes Jesu Sache der Anwendung, welche wir davon zu machen haben. Richtiger war die Anordnung folgende: „Wir erkennen die Seelengrösse Jesu 1) aus der Absicht, in welcher er seine Leiden übernahm; 2) aus der Art, wie er ihnen selbst entgegenging; 3) aus der besonderen, lieb- und hülfreichen Handlung, welche er an einem Leidenden sogar auf diesem Wege verrichtete."

Man sieht indess leicht, wie viel Vortreffliches in dieser Sammlung enthalten ist, und dass diese Bemerkungen nur Winke für die Vff. dieser Vorträge seyen, nicht aber die Absicht haben können, den Werth derselben für die häusliche Erbauung herabzusetzen. Viel-

mehr kann man allen nach Erbauung dürstenden Christen getrost zurufen: „Kommt, schöpft aus dieser neu eröffneten Quelle, und ihr werdet erquickt werden!"

— o —

Stralsund, in der Königl. Regierungsbuchhandl.: *Sammlung einiger Kanzelvorträge* von D. *Dietrich Hermann Biederstedt*, Consistorialrath, Vormittagsprediger und Archidiakon der Nicolaikirche zu Greifswald. 1815. (Ohne fortlaufende Seitenzahl.) gr. 8. (9 gr.)

Vier Predigten, die in den Jahren 1813 und 1814 bey verschiedenen Gelegenheiten gehalten und einzeln gedruckt, jetzt aber unter einem gemeinsamen Titel herausgegeben worden sind. In der *ersten*, einer Reformationspredigt, wird nach Matth. XVIII, 23—35 die Frage beantwortet, was uns zu unserer Zeit in Ansehung des Segens obliege, den uns die Kirchenverbesserung geschenkt. Zuerst wird der Werth derselben für unseren Verstand, für die Religion und für die Wohlfahrt der Welt angegeben, und dann die Gemeinde ermuntert, den Segen derselben recht zu benutzen. Das Evangelium ist dabey auf eine sehr gezwungene Weise benutzt. Der Werth der Kirchenverbesserung hätte weit einleuchtender, nachdrücklicher und anschaulicher dargestellt, und der zweyte Theil weit eindringender und praktischer beantwortet werden können. Die Einleitung, welche einige historische Notizen, die Religionsverbesserung in Pommern betreffend, mittheilt, pafst nicht zum Ganzen, wie denn überhaupt Alles zu sehr vereinzelt dasteht. Manches werden die Zuhörer nicht verstanden haben; z. B. was der Redner von dem Verhältnifs Luthers zum Herzog Georg von Sachsen und von dem Einflufs desselben auf den Herzog Georg von Pommern sagt. — Die *zweyte* Predigt, eine Siegespredigt wegen der Schlacht bey Leipzig, über Matth. XI, 2—10 ist ganz verfehlt. Sie handelt von der Veränderung, die durch Jesum unter den Menschen anfing, und zwar 1) von ihrem ganzen Gang, und 2) von Allem, was daraus als Wahrheit und Lehre folgt. Man sieht schon aus dieser sehr unlogischen Eintheilung, wie wenig das Alles auf die Feyer des Tages pafst. Des grossen herrlichen Sieges, der Europa frey machte und dem Schicksale der Welt eine ganz andere Richtung gab, der alle Edlen entzückte und der Menschheit heiligste Güter rettete, wird nur gelegentlich in der Einleitung und am Schlufs der Predigt gedacht. Es ist in der That unbegreiflich, wie ein Deutscher Redner an heiliger Stätte über diese grosse universalhistorische Begebenheit, etliche Wochen nach derselben, so lau und linde sprechen konnte. — Weit zweckmässiger und gehaltvoller ist die *dritte* Predigt, zum Andenken des Einzuges der hohen Verbündeten in die Hauptstadt des Französischen Reichs, über den verordneten Text: Ps. XXXIII, 4—18. Der Ideengang der Rede ist: Gott, den auch wir in grossen Weltbegebenheiten sehen, ist zwar dem Anscheine nach fern, aber dennoch nahe, zwar zögernd mit seiner Hülfe, aber dennoch wirksam, dabey gerecht richtend und vergeltend. Hier herrscht eine fortdauernde religiöse Erhebung und fromme Begeisterung, und Alles erscheint als der Ergufs eines frohbewegten Herzens. — Die *letzte*, eine Neujahrspredigt, beantwortet nach dem gewöhnlichen Sonntagsevangelium die Frage, was es auf sich habe, wenn ein christliches Volk am Morgen des ersten Tages eines neuen bürgerlichen Jahres in seinen Tempeln zusammentritt. Sie hat einzelne kräftige Stellen, der Unterabtheilungen aber sind so viele und so künstliche, dafs daraus sich kein schönes Ganzes bilden konnte. Auch enthält sie viel Fremdartiges, nicht zur Sache Gehöriges. — Der Vf. erscheint in diesen Vorträgen als ein frommer und eifriger Prediger und als ein nicht ungeschickter Homilet. Nur mufs er sich bemühen, seine Gedanken mehr zu concentriren, richtiger zu ordnen und anschaulicher darzustellen. Der Vortrag ist oft gar zu weitschweifig, bisweilen redselig und tautologisch. Die Sprache, in einzelnen Stellen kräftig und eindringend, besonders in den Gebeten, ist im Ganzen zu schwerfällig und bisweilen übelklingend. Auch sind die Predigten viel zu lang.

R. d. e. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Halle* und *Berlin*, in der Buchhandl. des Hall. Waisenh.: *Die Feyer des Friedensfestes in den Frankischen Stiftungen.* Sr. Königl. Maj. Friedrich Wilhelm dem Dritten — zugeeignet *von den Directoren Knapp und Niemeyer.* 1816. 32 S. 8. (3 gr.)

Die *Frankischen* Stiftungen zu *Halle*, die während des Krieges mittel- und unmittelbar einen schweren Druck erfahren, hatten, ihrem rechtmäfsigen König und von frühen Jahren her bewährtem Wohlthäter, mit ihm den freudigsten Hoffnungen wiedergegeben, vornehmlich Ursache, ein dankbares und frommes Friedensfest zu feyern. Den hier davon gegebenen Bericht kann man nicht ohne einstimmende Empfindung lesen. Den gröfsten Theil desselben nimmt die im Auszug mitgetheilte Rede des würdigen *Niemeyer* ein. Sie erinnert zuerst an die *Vergangenheit* — „an jene langen kummervollen neun Jahre, wo ein unglücklicher Kampf unseren angestammten Thron furchtbar erschütterte, und auch uns von unserem heissgeliebten Vaterlande und seinem Regenten losrifs" — und an die endliche Stunde der Rettung und die herrlichen in der ganzen Zeit sichtbar gewordenen Beweise der wachenden und schützenden Vorsehung. Diefs führt auf die *Gegenwart*, auf die Segnungen Gottes, wodurch sie ausgezeichnet ist, und auf die Aussichten, welche der Friede in vielfacher Beziehung darbietet. — Die kleine Schrift ist für Herz und Gemüth belebend, wie wenige ähnlicher Art, und ihre Lesung sehr empfehlenswerth.

g. h.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Pesth, b. Hartleben: *Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte.* Herausgegeben von *Johann Nepomuk Grafen Maildth* und *Johann Paul Koffinger.* XX u. 464 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Diese S. VIII beschriebene *Handschrift* besteht aus 338 Pergamentblättern von etwas ungleicher Dicke, die zwischen 2 Holztafeln gebunden 4 Zoll in der Dicke, 11 in der Höhe und 10 in der Breite betragen. Die Blätter sind nach, mit Römischen Zahlen jedesmal auf dem achten Blatte bezeichneten, Quaternionen berechnet, deren es, da der erste fünfbögig ist, XXXII giebt. Die Seiten sind in zwey Spalten getheilt, deren jede 40 Zeilen enthält. Die Schrift ist durchgehends sehr leserlich, wahrscheinlich aus der Mitte des 15 Jahrhunderts. Die sehr schöne kunstreiche Schriftmalerey hört mit CXXXXIX auf, da an ihrer Stelle leere Plätze mit kaum bemerkbaren Lettern stehen. (Nicht eigentlich *an ihrer Stelle;* sondern so war zur künftigen Verschönerung des Briefmalers der ganze Codex geschrieben; diesem blieben nun noch XXXIII übrig, die er, weil ihn der Tod übereilte, oder wichtigerer Geschäfte wegen, unvollendet liess.) Abkürzungen sind äusserst selten; nur *ē* und *en* wird häufig durch einen darüber geschriebenen Querstrich ersetzt. Das *i* hat oft, aber doch nicht immer, einen feinen Beystrich über sich; eben so steht über *u* ein kleines Lateinisches *e*, wenn es *ü* gelesen werden soll; *v* und *w* stehen häufig für *u*; *z* und *zz* für *ſ*, *ſs* und *ſſ*. Angezogene Lateinische Stellen werden (wie in allen ähnlichen Handschriften) mit Deutschen Buchstaben ausgedrückt. „Die Interpunction mangelt durchgängig; nur stehen, statt Beystrichen, zwischen mehreren auf einander folgenden Substantiven oftmals Puncte.“ (Diess ist undeutlich, und kann auch aus dem Abdruck, den die Herausgeber nach moderner Art interpungirt, nicht erklärt werden: die ganze Beschreibung zeigt übrigens einmal, dass die Hnn. Herausgeber nicht die waren, die Handschriften diplomatisch zu würdigen verstanden, und zweytens, dass die Handschrift auf diplomatische Wichtigkeit keinen Anspruch zu machen berechtigt ist.)

Als 1776 der Grosswardeiner Bischof *Patatschitsch* zum Erzbisthume Kolocza befördert ward, brachte er diese Handschrift mit sich nach Kolocza, wo sie Herr *Martin Georg von Kovachich* 1811 fand, und in *Friedrich Schlegels* Deutschem Museum (IIII, 404) beschrieb. Woher sie der Bischof erhalten, muss wohl unentschieden bleiben; vielleicht wohl gar aus Rom, wo er in früheren Jahren studirt hatte; wenigstens hat die Handschrift mit der Heidelbergischen, ehemals Vaticanischen, eine so auffallende Ähnlichkeit, dass man in Versuchung geräth, die eine für Abschrift der anderen zu halten. Ein Gelehrter in Heidelberg hat die verdienstliche Mühe übernommen, beide Handschriften Wort für Wort mit einander zu vergleichen, und wir hoffen, dass er diese Frucht seines Fleisses in irgend einer periodischen Schrift niederlegen wird. Was wir davon gesehen, scheint uns unumstösslich zu beweisen, dass, aller Ähnlichkeit ungeachtet, die eine Handschrift nicht Copie der anderen seyn kann, wohl aber dass beide Handschriften aus einer gemeinschaftlichen Quelle flossen, die entweder verloren gegangen, oder doch wenigstens, verloren für uns, unbekannt und ungenutzt in irgend einem Bibliotaphium versteckt liegt. Diess zeigt schon ihr äusserer Anblick: denn da sie gleichfalls in Columnen getheilt, gerade wie die Koloczaer auf jeder Columne 40 Zeilen zählt: so besteht sie doch aus 374 Blättern, und ist also um 36 Blätter stärker, als die Koloczaer. Wie in dieser so hat auch in der Heidelberger Handschrift der Briefmaler gegen das Ende aufgehört, seine Verschönerungen anzubringen. Über dem *i* steht auch hier nicht immer, sondern nur dann ein Beystrich, wenn es zu einem anderen Buchstaben gezogen und also missverstanden werden könnte (*m*, aber *nı*), und vermuthlich wird es in der Koloczaer Handschrift auch nicht anders seyn, weil die undiplomatischen Herausgeber bemerken, dass *i* nicht *immer* den Beystrich über sich habe. — CXXIIII. *Ditz ist ein Mere von zwelf Wachtelen gar seltene*, und das allerletzte: *Ditz ist von den von Michelsperk der phlac ritterlicher werk*, fehlen in der Heidelberger Handschrift ganz.

Die Herausgeber wünschen am Schluss der Vorrede, dass ihr Unternehmen dankbare Aufnahme, ihre Bemühung aber Schonung bey Deutschen Literatoren finden möge: und wer wollte diese Männern versagen, die, da ihr ganzes wissenschaftliches Streben bisher nichts minder als diplomatische Tendenz gehabt hatte, sich doch der ihnen sauer werdenden Arbeit unterzogen, eine Handschrift von fast 54000 Versen abzuschreiben, und so ein herrliches Denkmal der Vergangenheit ihren Lesern mitzutheilen. Überdiess darf eine nüchterne gesunde Kritik den Schriftsteller nie aus einem anderen Gesichtspunct als den beurtheilen,

aus dem er selbst beurtheilt seyn will. Nun aber leisteten die Herausgeber auf kritische Behandlung sowohl, als auf erläuternde Erklärung desselben völlig Verzicht. Diese kann man auch also von ihnen nicht fodern. Sie hätten sich, setzen sie hinzu, erlaubt, kleine, offenbare Fehler des Abschreibers zu verbessern, und würden diess *öfter* gethan haben, hätte sie nicht eine gewisse Achtung des Alterthums, und manchmal Scheu vor neuen Irrungen davon zurückgehalten. Wir haben also von ihnen durchaus nichts zu fodern, als uns den Codex treu und überall *richtig gelesen* wiederzugeben. Es würde Rec., der keine Zeit hatte, die ganze gedruckte Copie kritisch durchzulesen, leicht werden, selbst aus seiner flüchtigen Durchsicht einige offenbare *Lesefehler* zu bemerken, allein diess zu thun hält er für Unrecht. Er hofft, sie werden nicht häufig seyn, die wenigen bemerkten sind nicht sonderlich erheblich; und fast ist es unmöglich, dass auch der geübteste Diplomatiker einen Codex ganz fehlerfrey abschreiben könne. Es bleibe also die Anzeige der begangenen Lesefehler irgend einem Anderen aufgespart, den wir jedoch inständig bitten, nicht eher an diese Arbeit zu gehen, bis erst beide Codices, der Koloczaer und Heidelberger, genau mit einander verglichen worden sind.

Wir wenden uns nun zu einer Übersicht der hier mitgetheilten Gedichte, wo wir doch vorläufig bemerken müssen, dass die Herausgeber nicht streng der Reihe der Dichtungen, so wie sie in der Handschrift stehen, folgten, sondern dasjenige auswählten, was schon früher mehr oder minder bekannt war, und ihnen für den Augenblick die grösste Wichtigkeit zu haben schien. Es stehen also noch eine Menge reizender und wichtiger Geschichten zurück, so dass die folgenden Bände, wenn (wie nicht zu zweifeln steht, und wie ein dem 46 Abentheuer vorangehendes Vorwort ausdrücklich versichert) mit dem Abdruck fortgefahren wird, diesem ersteren an Mannichfaltigkeit und Interesse nichts nachgeben werden. Um sich davon zu überzeugen, darf der Leser nur das vorgesetzte Inhaltsverzeichniss durchblättern, wo er in 184 Distichen den Inhalt aller Erzählungen des Codex abgedruckt findet. Einige wenige der ausgelassenen will Rec., die Neugier der Leser zu reizen, hersetzen. 93. *Ditz mere, daz ist von einem hunde und ist ein seltsen wunder.* 98. *Ditz ist von wiben und von mannen, die uncheuschheit vil han begangen.* 114. *Ditz ist von einem kunige der hiez deposuit potentes de sede.* 146. *Ditz ist ein mere gut zu lesen wie ein rise zwelf man gezze* u. s. w. Zwey Erzählungen haben inzwischen doch mit einer Zeile zufrieden seyn müssen: 111. *Ditz ist von eines herren sun*, und 179. *Von einem waltschretel ein mer.* Wo in den künftig herauszugebenden Gedichten der Verfasser genannt wird, pflegt es immer *der stricker* zu seyn.

I. *Die goldenen Schmiede* (S. 3 — 52. 1950 Verse) d. i. *die Goldschmiede*, mit welchem Worte die Vorfahren aber nicht unseren jetzigen Begriff verbanden, sondern ungefähr den, den sich die alten Mythographen dachten, wenn sie den Vulcan *Schmidt* nannten. Bekannt ist in der Nordischen Mythologie der Goldschmidt *Wieland*, dessen Lob die *Vaulundarquida* Isländisch, und König Alfred Angelsächsisch besingen. Verfasser ist *Conrad von Würzburg*, und das Gedicht selbst durch einen früheren Abdruck in den Altdeutschen Wäldern der Gebrüder *Grimm* bekannt. Die Herausgeber beklagen sich, dass keine der folgenden Erzählungen so undeutlich als diese geschrieben sey. Sollte nicht dieses vielleicht daher kommen, dass bey Lesung dieser ersten Erzählung ihr Auge noch nicht so bekannt mit den Zügen des Codex war, als es nachher ward. Z. B. 1085 *Darin zu herzen* be *brechte.* Die mit Antiqua gedruckte Sylbe ist zuverlässig falsch, und Lesefehler kann doch diess schwerlich seyn. Sollten hier nicht im Codex zwey Puncte unterschrieben stehen? be? Und diess würde beweisen, dass die Sylbe nicht zu lesen sey: denn so bezeichneten die alten Copisten diejenigen Buchstaben, Sylben, Wörter, die wir jetzt auszustreichen pflegen. — II. *Der Wiener Meerfahrt* (*acht und dreyssigstes* Abentheuer [beym vorigen war die Zahl des Abentheuers nicht angegeben] S. 53 — 74. V. 708) — Ein Schwank, den schon *Aelianus* von Agrigentinischen (*ni fallor*) Trunkenbolden erzählt, wird hier auf Rechnung der Kaiserstadt geschrieben, die *good Eating* noch besser als Hamburg versteht. Ihrer Gastromanie gedenkt schon Papst Pius mit Ehren; später machte sie *Shakespear* zum Schauplatz derjenigen Stücke, wo es auf Essen und Trinken ankam; und hier haben wir einen auf jeden Fall älteren Schriftsteller als Pius (wenn es auch Conrad von Würzburg nicht seyn sollte, wie die Herausgeber meinen), der ihr dieses aus gebackenen *Händeln* und Kaiserfleisch zusammengedrehete Kränzlein darreicht. Es war bereits abgedruckt in *Büschings* Schwänken des Mittelalters. Die Herausgeber fragen, wer der Burgvogt *Herrmann von Theben* sey? Aber da sie deutlich 34 *Dewen* drucken lassen: so ist die Antwort sehr leicht: es ist *Dévén* in Ungarn, welches die Deutschen noch jetzt *Theben* schreiben und sprechen. — III. *Der Frauen Turnier.* (XXXIX. Ab. S. 75 — 87. V. 410.) Hier zum ersten Mal gedruckt; sehr gemüthlich und brav. — IV. *Der Kummer* (XL, S. 88 — 94. V. 149), der so viele Leute drückt, dass ein Ehemann ohne Geld ist; gleichfalls ungedruckt, und auch in keiner Handschrift vorhanden. Eben so wie V. *Frauenlist* (XLI, S. 95 — 114. V. 661). Nach einigen Französischen Ausdrücken zu urtheilen, z. B. *chose*, *honnete*, einem Französischen Minstrel nachgesungen. Überall herrscht im ganzen Gedicht keine ächt Deutsche Sitte. Der *Minnen Buch* 431 ist Ovid. Dessgleichen auch VI. *Hundesnoth* (XLII, S. 115 — 125. V. 300); sehr unterhaltend und schnurrig. — VII. *Wie ein Mann mit einem Hahn einen Reiger fing* (XLIII, S. 126 — 141. V. 477). Rec. möchte gern den Inhalt der schnurrigen Erzählung hersetzen, er befürchtet aber den ihm vergönnten Raum zu überschreiten. — VIII. *Der Kotzen* (XLIV, S. 142 — 153. V. 306). Noch ungedruckt, aber in mehreren Handschriften vorhanden, und allgemein durch *Schillers* Nachbildung bekannt. Von eben der Art ist IX. *Rüdiger Hunthovers* (XLV, S. 154 — 188. V. 1212), auch noch ungedrucktes Stück: *der Schlegel*; Commentar und, so viel Rec bekannt. älteste Quelle der allgemein bekannten Paromie: *Wer seinen Kindern giebt das Brod, Und leit im Alter sel-*

ber Noth, Den schlage mit der Keule todt. 381. *Vingelin* ist ganz gewiss ein Lese- (wo nicht Druck-) Fehler für *vingerlin*, und bedeutet das, was die alten Römer *digitis micare* nannten; ein noch jetzt unter dem Namen *la mora* in ganz Italien allbekanntes Volksspiel. — X. *Von der Heidin* (XLVI, S. 189—240. V. 2000). Im Wiener Codex, in dem sich dieses Abentheuer auch, wiewohl in einer sehr veränderten Gestalt, befindet, wird der Verfasser *Meister Wunnenhoven* genannt. Das Sprichwort 994: *Vrowe die haben kurzen Mut*, kommt in diesen Erzählungen häufig vor; auch im *Winsbeck*. — XI. *Crescentia* (XLVIII, S. 241 — 274. V. 1055). Die bekannte Heiligenlegende; in Rücksicht der Dichtkunst, vorzüglich der Poesie des Stils, leicht das schönste Stück der Sammlung; so wie das folgende: XII. *Frauentreue* (XLIX, S. 275 — 288. V. 425) in Rücksicht der stark, kräftig und herzzerspaltend gezeichneten Situationen. — XIII. *Pfaff Amys* (LIII, S. 289—355. V. 2296). Die reichhaltige Quelle von mehr denn ein Dutzend Spanischer, Italiänischer und Deutscher Volksmährchen, welche näher anzuzeigen der Raum verbietet; auch höchst interessant zur Schilderung der Sitten der Vorzeit. Gedruckt ist das Gedicht noch nicht. Eine Handschrift besass der sel. *Panzer*, die seinem Exemplare des *Freydank* beygebunden war. Mehrere Nachricht von ihr giebt *Docen* Miscellaneen I, 76. Verfasser ist *Stricker*. — XIV. *Reinhard oder Reinecke Fuchs* (LIV, S. 356—428. S 2346). Was über diess Gedicht gesagt werden könnte, ist zu weitläuftig beygebracht zu werden, und bleibt billig Hnn. Gebrüdern *Grimm* überlassen, die schon längst eine neue Ausgabe versprochen. Das niederdeutsche Gedicht dieses Namens durch *Heinrich von Alkmar* ist allgemein bekannt, und sein Französischer Ursprung kaum zu bezweifeln, z. B. der Hahn heisst *Schantekler* d. i. *chante clair*. Den eigentlichen Verfasser des Gedichtes nennt der Codex *Heinrich Glichsener*, dessen Arbeit aber durch Hinzuthun und Weglassen von einem Ungenannten überarbeitet worden, den die Herausgeber, vielleicht aus Vorliebe, für Conrad von Würzburg halten. — 431. *Sprach er, ysen grines wip* haben die Herausgeber gar nicht verstanden, wie die Interpunction zeigt: denn der Sinn ist: *die Frau des Wolfen sprach*. — 1779 *des Pfaffen wip* ist wohl von keiner Ehefrau zu verstehen, sondern von der Pfaffenköchin. In einem Gedichte *Hartmanns von der Aue* werden die *wip* den *frowen* gerade entgegengesetzt. Von diesem nur so eben genannten Hartmann von der Aue schreibt sich das letzte Gedicht dieser Sammlung her: XV. *der arme Heinrich* (CXXV. S. 429 — 464. V. 1518) (nach der Strassburger Handschrift bearbeitet, bereits herausgegeben von den Gebrüdern *Grimm*. 1815. Berlin); das höchste Ideal weiblichen Edelsinnes, wenigstens nach Rec. Gefühl, dem die gepriesene *Griselda* gar zu kriechend vorkommt, und dem sie ihre Erniedrigung zu verdienen scheint. Es ist ein würdiger Pendant zur *Crescentia*. Von allen in dieser Sammlung enthaltenen war uns dieses Gedicht vielleicht am längsten bekannt: denn seiner erwähnt schon *Bodmer* in der Vorrede zu Chrimhildens Rache. Früher als die Gebrüder *Grimm* es bearbeiteten, war es auch in der *Müller*'schen Sammlung bekannt gemacht worden, und *Büsching* hat es nach der ihm eigenen Art übersetzt, bearbeitet, oder travestirt? — Der Druck ist rein und scharf, aber sehr zusammengedrängt, und das Papier zwar weiss, aber etwas dünne.

P. L. A.

PÄDAGOGIK.

Marburg, b. Krieger: *Kleines Musterbuch deutscher Prose in dreyssig Beyspielen für die Bildung studirender Jünglinge, zunächst als Begleitung einer Theorie der Wohlredenheit*, herausgegeben von *Friedrich Erdmann Petri*, Kurhessisch-Grossherzogl. Fuldaischem Kirchenrath, Inspector und Professor. 1816. X u. 253 S. 8. (16 gr.)

So bereitwillig der Vf. nach der Vorrede die mehrfache Brauchbarkeit ähnlicher Sammlungen, besonders der *Ährenlese auf dem Felde Deutscher Prose* von *K. F. A. P.* (Leipzig b. Joachim) anerkennt: so hielt er doch die seinige um so weniger für überflüssig, da er wohl noch mehr für Anleitung zu sprachrichtigem, wohlgeordnetem und gefälligem, erzählendem, beschreibendem und rednerischem Vortrage gesorgt zu haben glaubte, und sich zugleich überredet, die nächste Bestimmung eines solchen prosaischen *Musterbuches* zunächst für *studirende Jünglinge*, die gewöhnlich auch fragen, wer und wo ein namhafter Schriftsteller gewesen und noch sey, fest vor Augen behalten zu haben. Er liess daher unter folgenden Rubriken: I. *Erzählungen und Gespräche*, II. *Beschreibungen und Schilderungen*, III. *Vergleichungen und Gleichnisse*, IV. *Reden und Abhandlungen*, Auszüge aus den Schriften von *Justus Möser*, *J. J. Engel*, *P. H. Sturz*, *Herder*, *Hirschfeld*, *Salomon Gessner*, *Joh. von Müller*, *Garve*, *Caroline Pichler*, *Krummacher*, *Reinhard*, *G. C. Spalding*, *Fr. Leop. Graf zu Stolberg*, *Chr. Aug. Schwarze* und *L. Th. Kosegarten* abdrucken, und fügte noch von den Seinigen zwey geschichtliche Vorlesungen, und als Anhang eine Kanzelrede: *Unseres Deutschen Vaterlandes abermalige Gefahr und Errettung* im J. 1813, hinzu. Rec. will gern einräumen, dass Hn. *Petri's* Arbeit brauchbar sey, obgleich er ihr keine *vorzügliche* Brauchbarkeit zugestehen kann, da sie sich, ausser einigen unbedeutenden Anmerkungen unter dem Texte, durch nichts vor ähnlichen Sammlungen auszeichnet, und die Nachrichten des Vfs. von den Schriftstellern, aus denen er Auszüge liefert, nur dürftig, und wie bey *Kosegarten*, von dem es heisst: „lebt noch, als Superintendent und berühmter Dichter, besonders Oden- und Idyllen-Sänger, auf der Insel Rügen," nicht immer richtig sind. *Kosegarten* ist bekanntlich nie Superintendent, sondern nur Prediger zu Altenkirchen auf Rügen gewesen, und lebt auch schon seit mehreren Jahren als Professor der Geschichte und Philologie in Greifswalde.

Der Vf. wünscht seine beiden geschichtlichen Vorlesungen über Maximilian den Ersten, und über Christoph Columb beurtheilt zu sehen, und Rec., um seinem Verlangen zu genügen, gesteht, dass er sie ihrem Zwecke angemessen gefunden hat, obgleich er die Prose darin nicht eigentlich musterhaft nennen kann.

Der Sprache des Vfs. fehlt es an Leichtigkeit und Gefälligkeit. Stellen, wie folgende S. 42: „Auf demselben (dem Reichstage zu Worms) war des Kaisers unermüdliches Streben zunächst ersehnter Verbannung aller Gräuel des Faustrechts und verderblicher Räubereyen gewidmet, die in dem ewigen Landfrieden ihr Ziel fanden" — beweisen dieses. S. 38 „ohne bedeutendem Menschenverluste" ist wohl nur Druckfehler, obgleich er in dem angehängten Verzeichnisse derselben nicht angezeigt worden ist.

Rec. ehrt die Vaterlandsliebe und die Deutsche Gesinnung, die sich in der angehängten Kanzelrede ausspricht, und verkennt auch des Vfs. Streben nach Vollendung nicht; aber im Ganzen hat er dieser Rede durchaus keinen Geschmack abgewinnen können. Der Vf. hat den Zweck und die Bestimmung einer solchen Rede zuweilen zu sehr aus den Augen verloren, und Vieles zu ausführlich berührt, worauf er nur kurz hätte hindeuten sollen. Wenn er S. 246 sagt: „Auch aus Deutschen Lagern und Kriegerkreisen sind sie durch das verführerische Beyspiel der Franzosen verschwunden die tröstenden und ermuthigenden Andachtsübungen, die heilsamen Betstunden, die rathenden, helfenden, zügelnden Beichtväter und Feldprediger": — so wissen wir nicht, welches Deutsche Heer er im Auge gehabt hat, und diese Behauptung gilt wenigstens von den beiden letzten heiligen Kriegen nicht. Und wenn er *verschuldete Beschämung mancher Untreuen und Bestrafung mancher Falschen hofft:* so wünschten wir, dass er, da er einmal diese Saite berühren wollte, auch darauf hingedeutet hätte, dass nicht Jeder, der sich von der Demüthigung Napoleons nicht alles Heil und allen Frieden für Deutschland und die Welt versprach, und so wenig er auch die ehrgeizigen und blutigen Plane des kühnen Eroberers billigte, doch den ausgezeichneten Eigenschaften desselben Gerechtigkeit widerfahren liess, und in das allgemeine Geschrey wider ihn vielleicht nur darum nicht einstimmte, weil er es unter seiner Würde hielt, des todten Löwen zu spotten, zu den Untreuen und Falschen gehört habe. Wenn es S. 250 von den heimlichen Anhängern Napoleons heisst: „Mit welcher kaum zu bergenden Gewinnhoffnung und Schadenfreude haben manche derselben die heimliche Flucht, die meuterische Zurückberufung des fürchterlichen Friedensstörers und die ersten drohenden Fortschritte vernommen und heimlich gefeyert! Wie schnöde und schändlich haben dieselben und Andere die natürliche Anhänglichkeit an ihr Volk und Vaterland, die schuldige Dankbarkeit gegen Deutsche Fürsten, rechtmässige Landesherren, wohlthätige Landesväter verleugnet!" — so scheint uns diess zu stark ausgedrückt zu seyn, als dass wir es in dieser Allgemeinheit unterschreiben möchten. Nicht Jeder ist ein Verräther, der vielleicht mit manchen Massregeln seines Landesherrn unzufrieden ist, und aus Unbesonnenheit seine Missbilligung derselben zu laut äussert, und für den Prediger der Liebe und des Friedens wäre es vielleicht anständiger gewesen, darauf anzutragen, dass alle Verschiedenheit der politischen Ansichten nach der Befreyung Deutschlands in ewige Vergessenheit begraben werde. — m —

KLEINE SCHRIFTEN.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE. *Kiel*, in der akad. Buchhandl.: *Anfangsbuch beym Unterricht in der Deutschen Sprache.* Zum Gebrauch für Volksschulen. Ein Vorläufer eines Leitfadens für den zusammenhängenden Unterricht in der Deutschen Sprache. Von *Nicolaus Thomsen*, Cantor und Lehrer der Friedrichsberger Bürgerschule in Schleswig. 1816. 64 S. 8. (3 gr.)

2) Ebendaselbst: *Erläuterung des Anfangsbuches beym Unterricht in der Deutschen Sprache* von *Nicolaus Thomsen* u. s. w. 1816. VI u. 46 S. 8. (5 gr.)

Der Vf. dieser beiden, in der genauesten Verbindung mit einander stehenden Schriften will sie, der Vorrede zufolge, als einen Versuch angesehen wissen, den Volksschulen ein Buch in die Hände zu geben, durch dessen zweckmässigen Gebrauch die Lehrer derselben Gelegenheit haben werden, die *Orthographie* auf die *eigenthümlichen Laute* der Buchstaben zu gründen, die bisherige so grosse *Verschiedenheit der Deutschen Mundarten* nach und nach zu verdrängen, und die *reinste Aussprache* mit einer ihr *gemässen Rechtschreibung* zu vereinigen. So wenig auch Rec. erwartet, dass dieser Zweck in Volksschulen je ganz erreicht werden wird, da die Kinder, bevor sie in die Schule kommen, schon an eine fehlerhafte Aussprache gewöhnt sind, zu Hause und nach vollendeten Schuljahren meistens falsch sprechen hören, und unter den Arbeiten ihres Berufs und den Zerstreuungen des Lebens von dem, was sie in der Schule gelernt haben, das Meiste wieder vergessen: so ist er doch weit entfernt, den Werth solcher Bemühungen zu verkennen, und er wünscht allen Volksschulen Glück, an denen ein Lehrer, wie Hr. *Th.*, in der Deutschen Sprache unterrichtet. — Von Schriften, wie die vorliegenden, darf man wohl keine Bereicherung der Wissenschaft erwarten, und bey der Fluth von ähnlichen Schriften, womit wir in jeder Messe überschwemmt werden, darf man sich wohl eben nicht darüber wundern, dass sie einander sehr gleich sehen; wir können es sogar nicht tadeln, dass die Neueren ihre Vorgänger benutzen, und sich sowohl in Ansehung des Inhalts als der Form nach ihnen richten, wofern die Vorgänger nur gut sind und die Nachfolger sie zu übertreffen suchen. Aber wenn die Übereinstimmung zwischen ihnen und ihren Vorgängern so sichtbar ist, wie zwischen dieser Schrift des Hn. *Th.* und der des Hn. D. *J. P. Pöhlmann* (das Gemeinnützlichste aus der Deutschen Sprachlehre, als Stoff zu Denk- und Sprach-Übungen benutzt. Erlangen, 1816. Zweyte Aufl.): so hätte man wenigstens erwarten sollen, dass Hr. *Th.* seines Vorbildes in der Vorrede dankbar erwähnt, und sich über die Gründe, warum er nach der Schrift des Hn. *Pöhlmann* die seinige schrieb, gerechtfertigt hätte. In beiden Schriften hat Hr. *Th.* weiter nichts Eigenes, als dass er, während in der Schrift des Hn. *Pöhlmann* Materie und Form genau mit einander verbunden sind, beides trennt, die Materie in dem „Anfangsbuche" den Kindern in die Hände giebt, und in der „Erläuterung" den *Pöhlmann*'schen Commentar für die Lehrer im Auszuge folgen lässt. Dass er in Kleinigkeiten von seinem Vorgänger abgewichen ist, und in der Behandlung der Zeitwörter, Präpositionen und der übrigen Redetheile, wo Hr. *Pöhlmann* ihn verliess, von dessen Schrift er nur den ersten Band nach der älteren Ausgabe kennen konnte, anderen Führern gefolgt ist, kann ihn wohl nicht vor dem Vorwurfe, dass er bey dem gänzlichen Verschweigen seines hauptsächlichsten Führers sich eines Plagiums schuldig gemacht habe, schützen. Es thut uns in der Seele weh, dem Vf. diesen Vorwurf machen zu müssen, da wir seine Arbeit in der That für verdienstlich halten, und sie den Lehrern, denen die *Pöhlmann*'sche Schrift zu weitläuftig und zu theuer ist, aus Überzeugung empfehlen. Hätte der Vf. nur mit einem Worte darauf hingedeutet, dass er die *Pöhlmann*'sche Schrift vor Augen gehabt habe: so würde er unsere Rüge vermieden haben. — m —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Schiötz und Mandra: *Danne-Virke,* et Tidsskrift af *N. F. S. Grundtvig,* Förste Hefte. 1816. 106 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der bedeutende Name, den der Vf. dieser seiner neuen Zeitschrift gegeben hat, erklärt sich durch das schöne Gedicht „*Danne-Virke,*" womit er dieselbe eröffnet. So wie nämlich König *Gottrik der Milde* am Ende des achten Jahrhunderts auf dem schmalen Lande zwischen der Nord- und Ost-See eine über 8 Meilen lange, mit hohen Thürmen versehene Mauer oder Schanze, um wider die Einfälle der Deutschen unter Karl dem Grossen zur Schutzwehre zu dienen, aufführen liess, und dieselbe *Dannevirke* nannte: so ungefähr soll diese Zeitschrift den von In- oder Ausländern versuchten feindseligen Angriffen auf die Sprache, den Sinn, den Geist und die Nationalehre der Dänen Einhalt thun, und sich Allem, was Dänemarks Ruhm zu nahe tritt, mit Kraft und Muth entgegensetzen. Rec. lobt den guten Willen und vaterländischen Sinn, der sich in dem Gedichte, sowie in dem ganzen ersten Hefte der Zeitschrift, laut ausspricht; aber er zweifelt, dass, sowie sich die Ruinen von jener Gottrik'schen Schanze in der Gegend des Schlosses Gottorp noch bis in die neuesten Zeiten erhalten haben, dass eben so auch die Spuren von dieser *Grundtvig*'schen Dannevirke nach tausend Jahren noch gross und merklich seyn werden. Übrigens erklärt sich Hr. *Gr.* auf dem Umschlage zu diesem Hefte über den Zweck seiner Zeitschrift näher dahin, dass sie zu Stücken, „welche die Dänische Geschichte, Sprache und Dichtkunst betreffen, besonders bestimmt sey, ohne dass doch der Plan irgend etwas ausschliesse, welches mit dem *Geiste dieser Schrift* übereinstimmt." Versteht er unter diesem Geiste die unverkennbare Richtung derselben zur Belebung des Patriotismus: so verdient sein Unternehmen allen Beyfall; denkt er sich aber darunter die in fast allen Stücken dieses Heftes vorherrschende Neigung des Vfs. zur Polemik, zur politischen und religiösen Streit- und Verketzerungs-Sucht, die ihm einmal zur anderen Natur geworden zu seyn scheint: so möge diese papierne *Dannevirke* nicht so viele Lebenstage zählen, als jene steinerne in ihren Überresten Jahre erreicht hat! *Über Dänische Poësie, Sprache und Geschichte.* S. 16—35. So kurz auch dieser Aufsatz im Verhältniss zu der Wichtigkeit und dem weiten Umfange des Gegenstandes, den er betrifft, ist: so enthält er doch fast nur leere Declamationen über das Grosse, was in Sprache, Dichtkunst und alter Geschichte Dänemark eigenthümlich ist, oder in des Vfs. Augen eigenthümlich seyn soll, nebst vielen bitteren Klagen darüber, dass man dieses nicht immer und allenthalben gehörig zu würdigen weiss. „Ist es gewiss, dass Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, dass Milde und Zärtlichkeit (*Ömhed*), dass Blödigkeit und Treue das ausmacht, was die Geschichte für ächtdänisch erklärt, und was wir mit Einem Worte *Danneshed* (Biederkeit) nennen; ist es gewiss, dass unsere Muttersprache unter allen bekannten Sprachen die einfachste, die treuherzigste und dabey voll des süssesten, natürlichen Wohlklanges ist, und gleich geschickt, die höchsten Betrachtungen (?), die tiefsten Gefühle (!) und den witzigsten Scherz auszudrücken; kann keine der neueren Sprachen so rein, wie die Dänische, gesprochen werden, ohne in das Gezwungene zu fallen u. s. w.: — so, meine ich, ist es eben so unbezweifelt, dass eine solche Sprache so alt ist, als die Zunge, die sie spricht" u. s. w. (S. 18 f.) Wer kann es sonach noch in Abrede seyn, dass Adam und Eva nichts Anderes redeten, als Dänisch? Schade nur, dass z. B. der Franzose, Italiäner und selbst der Engländer, der in der Dänischen Residenz lebt, und Fleiss auf die Erlernung fremder Sprachen wendet, fast immer mit grösserer Leichtigkeit und Annehmlichkeit die Deutsche, als die sich selbst so sehr empfehlende Dänische Landessprache zu lernen pflegt! Der Grund davon ist gerade das Schwierige und Folgeunrichtige in der Aussprache, der Beugung und dem Bau der Dänischen Wörter; obgleich Rec. damit nicht leugnen will, dass der Dänischen Sprache vor der Deutschen der precäre, und für den Fremden nichts weniger als gefallende Vorzug einer gewissen Weichheit in der Aussprache, so wie der Vorzug einer natürlichen Verbindung der Wörter unter einander zukommt. Was jedoch das Letzte betrifft: so findet Rec. zu seinem Vergnügen, dass sich gerade in der neuesten Zeit manche recht gute Deutsche Schriftsteller in der Stellung der Wörter mehr dem natürlichen Ideengang nähern und ihre Perioden nicht so unnatürlich zerreissen, als es in vorigen Zeiten geschah. Mit der sonst geäusserten Demuth des Vfs. kann es Rec. übrigens nicht vereinigen, wenn Hr. *Gr.* in diesem polemischen Aufsatze *sich*

dem *achtzehnten Jahrhunderte* entgegensetzt, und sich so ausdrückt: „Ob nun das 18 Jahrhundert oder *ich* in diesem, wie in so manchem anderen Zwiste, Recht hat, wird man am besten von der Zeit lernen" u. s. w. Aber eben so, wie der Vf., so oft seine Sprache auf Gegenstände der Religion fällt, die Miene des Alleinbesitzers aller Erkenntniss und aller Wahrheit annimmt: eben so ist ihm, wenn er von politischen Gegenständen, patriotischen Gesinnungen, Schätzung des Werthes der Dänen und ihres Vaterlandes redet, ein ganzes Jahrhundert nicht zu gering, um es als im Zweykampfe mit seinem lieben *Ich* begriffen darzustellen. Die Kleinheit des Dänischen Volkes, dessen comparative Schwäche und isolirte Wohnung, nebst der daraus schön und richtig hergeleiteten Nothwendigkeit für dasselbe, durch festen und lebendigen Glauben an das Übersinnliche das zu ersetzen, was ihm an physischer Stärke und Grösse abgeht, giebt dem Vf. S. 27 Gelegenheit, sich eines Gleichnisses zu bedienen, das, ob es gleich einen wahren und beherzigenswerthen Gedanken ausspricht, doch für einen gebildeten Schriftsteller höchst unedel ausgedrückt ist. „Das Dänische Volk, sagt Hr. *Gr.*, ist gänzlich ein Weib, das daher, wenn ihm die wahre Liebe nicht im Herzen flammt, entweder eine liederliche Hure (*Skiöge*), eine verfängliche Buhlerin, oder ein kaltes, grossthuerisches, lächerliches Wesen werden muss, welches den Mann spielt und sich einbildet, Hosen machten Männer." Anmassend und ungerecht ist das Urtheil, welches der Vf. S. 32 f. über *Holberg* und andere Dänische Geschichtschreiber fällt; es beweist, wie wenig die derben und verdienten Züchtigungen, die er um seiner *Chronik* und anderer Schriften willen erfuhr, bisher zu seiner Besserung beygetragen haben. *Auszüge aus der alten Dänischen Reimchronik.* S. 35—72. Diese *danske Riimkrönik*, deren erste Auflage von 1495 und die letzte von 1613 ist, erklärt der Vf. mit Recht für ein wahres Kleinod, dem eine bessere Benutzung, als die bisherige, zu wünschen wäre. Sowohl die mitgetheilten Auszüge, als die erläuternden und von des Vfs. Kenntniss der alten Dänischen Sprache zeugenden Anmerkungen, sind lesenswerth, und erregen den Wunsch, dass das S. 72 gegebene Versprechen von einer eigenen Abhandlung über das Alter und den Werth jener Reimchronik in Erfüllung gehen möge. *Über das Werk: Scriptores rerum Danicarum medii aevi.* S. 72—86. Gerechter gegen *Langebek* und *Suhm*, die Herausgeber dieser Sammlung von Beyträgen zur Dänischen Geschichte, als vorhin gegen *Holberg* u. A., lässt Hr. *Gr.* diesen Männern und ihren Verdiensten die ihnen gebührende Ehre widerfahren, macht in einer bescheidenen Sprache und nicht ohne Grund auf einige Mängel jener Schrift aufmerksam, und thut zuletzt S. 82 Vorschläge zur Abhelfung dieser Mängel, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Man begreift kaum, wie eben derselbe Mann, der hier (S. 77 f.) mit so vieler Bescheidenheit und schuldiger Achtung von *Langebek, Suhm* u. a. um die Dänische Geschichte verdienten Männern aus dem 18 Jahrhunderte redet, in einem kurz vorhergehenden Aufsatze (S. 31 ff.) über Alles, was seit Friederichs III Zeit für die Dänische Geschichtschreibung und Poësie geschehen ist, auf eine so wegwerfende und verächtliche Art spricht, gleich als ob das 18 Jahrhundert mit Ägyptischer Finsterniss bedeckt gewesen wäre! Laune scheint den Vf. zu beherrschen, und diese ist veränderlich. Was er künftig in guter Laune, mit gesundem Verstande und ohne Polemik in seiner *Dannevirke* schreibt, das wird Rec. mit Vergnügen ferner anzeigen; was er in böser Laune, mit verschraubtem Geiste und streitsüchtigem Sinne schreibt, das soll in diesen Blättern stillschweigend übergangen werden. Das Schlussgedicht dieses Heftes: *Abgebrochene Gedanken beym Briefe an Vali-Magni*, gehört mit zu den Beweisen, wie schön der Vf. zu dichten, wie lebendig er sein Gemüth in die alte Zeit zu versetzen, und wie angenehm er die Geschöpfe seiner Phantasie, wenn er eben wohlgelaunt ist, mitzutheilen weiss.

d. D. V.

Berlin, b. Unger: *Der Bauer in Polen.* Monographie mit Andeutungen für die Gesetzgebung. Von *F. A. F. v. Greveniz*, Königl. Preuss. Geheimen-Justizrathe und Eigenthümer im Grossherzogthum Posen. 1818. 8.

Eine kleine sehr gründliche und gediegene Schrift, worin aus authentischen Quellen die Rechtsverhältnisse der Polnischen Bauern seit dem 13 Jahrhundert dargestellt werden, und zugleich gezeigt wird, wie ihrem sclavischen Zustande, worin sie sich noch jetzt befinden, abgeholfen werden könne. Diese Schrift ist in der jetzigen Periode um so wichtiger, da die Russische und Preussische Regierung sich mit einer neuen organischen Gesetzgebung in Polen beschäftigen. Dem Büchlein ist eine Sammlung von Gesetzen beygefügt, welche den Zustand der Bauern in Polen bestimmt haben. Die Bauern theilen sich in Polen seit dem 13 Jahrhundert in freye, welche des Deutschen Rechts geniessen, und in Eigenbehörige, welche dem Landrechte folgen. Von diesen ist in der Schrift nur die Rede. Von ihnen sagt der Vf.: „Verfallene Hütten, zaun- und baumlose Gärten, unreifes Zugvieh, verkrüppeltes Nutzvieh, Einfalt, Schmutz, Trunkenheit, Elend an allen Ecken, haben diese Armen zu einem Gegenstande der Geringschätzung gemacht, über welchen der Reisende längst schon mehr nicht als einige Worte des Unwillens fallen lässt. *So sind sie!* Möge der mitleidige menschliche Leser sich die Mühe nehmen, das: *So waren sie, so hörten sie auf zu seyn, was sie waren, so tief hat ein nicht gerechtes Schicksal sie in den Staub gebeugt* — aus dem Munde der richtenden Geschichte zu erfahren." Und doch stand im 13 Jahrhundert über diese jetzt so elenden Sclaven ihren Grundherren nicht einmal die Gerichtsbarkeit zu, und wurde nur nach und nach von ihnen usurpirt. Sie besassen damals volle Erblichkeit ihrer bäuerlichen Grundstücke, welche sogar auf Seitenverwandte sich erstreckte. Sie lebten in einem blühenden Zustande und waren dem Luxus ergeben, gegen dessen Übertreibung 1496 ein Polizeygesetz ertheilt

wurde. Wenn dagegen der Deutsche Bauer niemals frohnte: so war der adliche dazu stets verpflichtet. Diese Frohnpflicht wurde auf dem Reichstage zu Thoren 1520 gesetzlich bestimmt: Von jedem *Laneo* (Hufe) wurde wöchentlich ein Spanndienst festgesetzt. Früher 1433 waren schon von der Hufe 2 gr. landesherrliche Steuer festgesetzt worden, und die Geistlichkeit erhielt den Zehnten von allen Früchten. Diess waren die erträglichen Lasten der Bauerngüter in den älteren Zeiten. Persönlich frey war der adliche Bauer in sofern, als er nicht an die Person eines Herrn geknüpft war, aber er war *glebae adscriptus*. Der Umsturz der erblichen Thronfolge 1572 und die, im Verhältniss wie das königliche Ansehen sank, aufstrebende Übermacht eines von Herrschsucht verblendeten Adels hat Polen zerstört, und den adlichen Bauer in einen Sclaven verwandelt. Es wurde nun ein Landesgesetz ertheilt, dass dem Bauer vor keinem weltlichen Gericht fortan irgend ein rechtliches Gehör gegen seinen Herrn, seine Klage betreffe Güter oder Leben, je zu Theil werden solle. Im J. 1791, als sich ein Tagesanbruch für den Bauer zeigte, erschallte von Warschau aus der Aufruf: „Den Landmann, aus dessen Händen der Staatsreichthum hervorquillt, auf dem die Bevölkerung und des Landes Macht ruhen, stellen wir aus Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Christenpflicht, ja um unseres eigenen wohlverstandenen Vortheils willen, unter den Schutz des Gesetzes, und verordnen, dass, wenn von nun an Gutsherren sich mit ihren Einsassen über ein Rechtsverhältniss in glaubhafter Form einigen, diese Handlung einen wechselseitigen Vertrag begründen, und darüber rechtlich gehalten werden soll." Die Preussische Regierung schritt jedoch sehr bald weiter; sie verfügte Behufs eines künftigen Provincialgesetzbuches die genaue Ausmittelung der Lage der Dinge in diesem Landestheil. Dem Vf. dieser Blätter ward hiezu der ehrenvolle Auftrag. Seine Arbeit lag zur Prüfung vor, als das Weltschicksal anders über diese Gegenden verfügte. — Das bürgerliche Gesetzbuch der Franzosen trat nun ohne Weiteres an die Stelle des Preussischen gemeinen Rechts. In diesem Gesetzbuche steht von einem Bauer, wie bekannt, gar Nichts. Man hätte eine Vermuthung fassen können, dass der Französische Kaiser, der, wie er in der langen Unterredung mit *Johannes Müller* zu vernehmen gab, durch Polen einen ewigen Damm zwischen dem Abend und Morgen aufrichten wollte, seine Blicke auf den Bauer werfen würde, der die Mehrzahl und Stärke des Volkes ausmacht. Allein er wollte auf der Stelle über das Blut und die Schätze des Landes gebieten, und diess war durch ein neues Kunstgetriebe, wobey die alten Hebel ausser Wirksamkeit kamen, nicht zu erreichen. Im Gegentheil diente es zu seinem Zwecke, den Güterbesitzern die Herstellung der alten Machtvollkommenheit im Zauberspiegel der Zukunft zu zeigen. Er gab daher ihren Händen Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege zurück, um nur Früchte, Geld, Pferde, Menschen zu erhalten, um die es ihm allein zu thun war. Gleichwohl war vor den Augen der Welt das Bestehen eines nach Leibeigenschaft aussehenden Verhältnisses mit dem Französischen Gesetzbuche in keinen Verein zu bringen; er liess daher mit Gepränge verkündigen, dass es keine Leibeigenschaft mehr gebe, kümmerte sich aber weiter nicht um den Erfolg, noch darum, was aus diesem Gemenge der allerungleichartigsten Bestandtheile herauskommen sollte. Die güterbesitzende Gesetzgebung des Landes glaubte durch folgende Satzungen Alles zu bedenken: Erstens nahm man an, dass Haus, Hof, Feld, Vieh, Schiff und Geschirr des adlichen Bauers unbedingtes und unumschränktes Eigenthum seines Herrn wären; zweytens gestand man zu, dass der Bauer persönlich vollkommen frey seyn müsse, und daher drittens seine Verpflichtungen, Dienste und Gaben nur durch einen Vertrag zu erklären wären. Es ergingen demnach im Jahre 1808 landespolizeyliche Auffoderungen an Herren und Bauern, sich wegen ihrer gegenseitigen Rechte und Pflichten durch einen Vertrag zu einigen, wozu gedruckte Formulare, die man aus den alten Preussischen Urbarien entlehnt hatte, vorgeschrieben wurden. Dieser Aufruf verhallte in dem Getöse der Waffen; Alles blieb wie es war, und nur so viel als letztes Erzeugniss der Gesetzgebung Napoleons in diesem Lande für den Bauer stehen: dass er, nach vorgängiger Kündigung, jedes Jahr seiner Stelle entsetzt werden kann, und sie dann ohne Entschädigung zu verlassen gezwungen ist. Es ist nothwendig, einen solchen Zustand des Bauers zu würdigen. Wie von den Lehrern wissenschaftlicher Landwirthschaft jetzt für ausgemacht angenommen wird, entzieht eine Dreyfelderwirthschaft, selbst unter den Händen des Eigenthümers, wenn sie in altherkömmlicher Unvollkommenheit getrieben wird, dem Boden alljährlich von seiner Kraft; alle Sachverständigen sind ferner einig, und sogar der der Sache Halbkundige begreift, dass keine landesverderblichere Wirthschaft auszufinnen ist, als die eines einjährigen, noch dazu übersetzten Pächters, dass sie sogar einer gewöhnlichen Sequestration noch den Vorzug an Schlechtigkeit streitig macht. Dem Vf. stürzte im Herbst 1807 ein Bauerhaus ein; seiner Verbindlichkeit gemäss schickte er eine Menge Arbeiter auf eigene Kosten zur Herstellung ab. Es fehlten nach geendigten Tagewerken noch 7 hölzerne Nägel und einiger Lehmbeschlag. Der Bauer verlangte dazu fernere Hülfsleistung; der Vf. warf es ihm als unverzeihliche Trägheit vor, dass er mit den zahlreichen Seinigen nicht wenigstens eine solche Kleinigkeit für seine selbsteigene Wohnung zu thun übernähme. Demüthig antwortete er: Herr, werde ich übers Jahr noch hier seyn? Auf einer besuchten Strasse sah man im Herbste 1816 ein Dorf, wo sämmtliche Dächer eingestürzt waren; der Herr war dem Gerücht nach abwesend oder verarmt, und der Bauer rührte keine Hand. Welchen vernünftigen Bewegungsgrund könnte auch der durch verhältnisslose Belastung ohnehin niedergedrückte einjährige Besitzer eines Grundstückes haben, einen dauerhaften Zaun zu errichten, einen sinkenden Balken zu stützen, einen Graben zu ziehen, einen Obstbaum zu pflanzen? Die Leibeigenschaft, die an die Scholle fesselt, wirkt hier noch, we-

nigstens für den Acker, wohlthätiger. Für den Bauer, dem durch Sprache, Abgestumpftheit, alte Gewohnheit, gänzliche Armuth, die Auswanderung in ein besseres Land unmöglich ist, hat die Freyheit, seine Stelle in demselben Lande, wo er es nirgends besser antrifft, zu wechseln, gar keinen Nutzen. Das ist die Freyheit des Vogels auf dem Dache, der, wenn nach ihm mit Steinen geworfen wird, davon flattert, um sich auf ein anderes zu setzen. Auch hat sich seitdem in der Belastung des Bauern nichts geändert. — Eine allgemeine Betrachtung möge diese Darstellung endigen. Gegen die Polnische Nation herrschen Vorurtheile, die häufigsten bey der Deutschen. Hoher kriegerischer Muth, heisse Liebe für den vaterländischen Boden, ächte Gastfreyheit, wahre Geselligkeit, von Rang und Titelkram ungetrübt, sind Tugenden, die ihr Jeder, der länger unter ihr lebte, mit Verehrung zugestehen wird; eine Schattenseite ist überall.

In der zweyten Abtheilung dieser Schrift schlägt der Vf. einige Mittel zur Ausbildung der Polnischen Bauern vor, und zwar vorzüglich: bessere Landschulen; das dem Bauer zu verleihende Eigenthum seiner Scholle; die Regulirung seiner Lasten nach billigen Grundsätzen, und deshalb zu ernennender Commission; ein Pfandcreditsystem; Fabriken; landwirthschaftliche Vereine. Diese Vorschläge finden wir ganz der Sache und dem Zwecke angemessen.

K...l.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Breslau, b. Korn d. Ä.: *Der Kreuzweg.* Ein Andachtsbuch zum Gebrauche bey dem sonntäglichen Nachmittags-Gottesdienste, besonders in der Faste und Charwoche, nebst einer Beschreibung der christlichen Denkwürdigkeiten in und um Jerusalem. Herausgegeben von *K. H. Mücke*, Erzpriester und Kreis-Schulen-Inspector. Mit Genehmigung der geistlichen Oberen. 1818. 48 S. 8. (3 gr.)

2) Prag, b. Calve: *Der fromme Christ im Gemüthe und Glauben zu Gott.* Ein Gebetbuch für gebildete Verehrer Jesu in allen Verhältnissen des Lebens von *Renatus Münster*, Weltpriester. 1818. 246 S. 8. (18 gr.)

Der *Kreuzweg* (No. 1), wodurch die besonderen Leidensauftritte des Erlösers bildlich dargestellt werden, ist eine unter den Katholiken sehr gewöhnliche Andachtsübung. Um so mehr ist von lichtvollen Religionslehrern darauf zu sehen, dass nicht bloss alle schwärmerischen, rohsinnlichen und abergläubischen Vorstellungen davon entfernt, sondern auch würdige, Geist und Herz erhebende Vorstellungen über das Leiden Jesu denen, die sich mit dieser Andachtsübung beschäftigen wollen, an die Hand gegeben werden. Diesen Foderungen hat der Vf. vollkommen Genüge geleistet. Auch die Sprache ist rein, einfach und edel.

Viel weniger ist No. 2 zu empfehlen. Nach den vortrefflichen Mustern von Erbauungs- und Gebet-Büchern, welche das katholische Deutschland besonders für höhere Stände besitzt, sollten billig Männer von so beschränkten und fehlerhaften Religionsbegriffen, dergleichen der Vf. ist, ihre Erbauungsversuche für sich zurück behalten. Auch die Sprache des Vfs. ist nicht dazu geeignet, um das Herz zu treffen und zu rühren. Denn nebst dem, dass sie oft zu gesucht ist und nach Blumen hascht, müssen die Unrichtigkeiten, selbst in Ansehung der Grammatik, und Provincialismen, die er sich zu Schulden kommen lässt, vorzüglich höheren Ständen, für welche das Buch bestimmt ist, anstössig seyn. Was aber die religiösen Vorstellungen des Vfs. betrifft: so sind dieselben besonders in Rücksicht auf die Verehrung der heiligen Jungfrau höchst übertrieben, und selbst dem Lehrbegriffe der katholischen Kirche zuwider. Zum Beweis mag folgende Stelle dienen: „Bey deiner wundervollen Kindheit flehe ich dich an, o du *Unaussprechliche* (an einer anderen Stelle wird die heilige Jungfrau die Mutter der Liebe und *Allbarmherzigkeit*, oder auch die *Allbarmherzige* — warum nicht auch die Allmächtige, Allheilige? — genannt), *verleihe mir die Gnade*, mitten in dem störenden Gewühle dieses Lebens so zu vollenden, dass ich ein Kind jenes Reiches werde, welches dein himmlischer Sohn verheissen. — Euch aber, ihr glücklichen Ältern, du heiliger Joachim und du heilige Anna, die ihr wegen eures seligen Lebenswandels gewürdiget *war*, der Welt ihr *Unschätzbarstes* zu geben, *seyd meine Fürbitter bey euerer himmlischen Tochter*, und *empfiehlt* mich, den von Sturm der Sünden und Laster bedrohten, von Feinden des Leibes und der Seele umgebenen, ihrem heiligen Schirm und Schutz. — *Bewahret mich selbst vor jedem gefährlichen Fehltritte*, der mich ihrer Gnade verlustig machen könnte, durch Jesum Christum, *euern himmlischen Enkel*" (S. 108—9). Welcher vernünftige Katholik kann durch dergleichen Gebetsformeln erbaut werden? Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Eiferer in der katholischen Kirche, dass sie glauben, nur dadurch die Ehre derselben mit Erfolg vertheidigen und ihr Achtung verschaffen zu können, dass sie über die Grenzen des bestimmten Lehrbegriffes weit hinaus schweifen, und die von anderen Parteyen in Anspruch genommenen Lehren im höchsten Grad übertreiben. Die Lehre von der Verehrung der Heiligen, so wie sie von der katholischen Kirche in der Versammlung zu Trident festgesetzt wurde, weiss nichts von den Auswüchsen derselben Lehre, welche in dieser Schrift für gebildete Verehrer Jesu vorkommen.

Ms.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Balduin: *Observations on the state of Ireland, principally directed to its agriculture and rural population;* in a series of letters written on a Tour through that country. By *J. C. Curwen,* Esq. M. P. 1818. II Vol. 8. (1 Guinee.)

Obgleich wir, um den Raum für vaterländische Literatur zu sparen, der Englischen in der Regel nur allgemeine Übersichten in unseren Intelligenzblättern widmen, welche nächstens auch ähnliche Übersichten über die Französische Literatur enthalten werden: so scheint es doch zweckmässig, von wichtigen und besonders interessanten Werken auch einzelne Recensionen in die A. L. Z. selbst und die dazu gehörigen Ergänzungsblätter aufzunehmen.

Ein solches Werk ist das oben genannte, dessen Vf. in einigen vorigen und auch wieder im jetzigen Parlemente Repräsentant der Stadt Carlisle ist, in Cumberland sehr bedeutende Güter und Steinkohlenbergwerke hat, für einen der reichsten Commoners gilt, und ausgebreitete Kenntnisse in der Mechanik besitzt, weswegen er auch Vicepräsident der grossen Societät zur Beförderung der Künste, des Ackerbaues und der Manufacturen in London ist. Am meisten beschäftigt er sich aber mit dem Landbau, wie auch vorliegendes Werk beweist. Er machte die hier beschriebene Reise durch Irland im J. 1813. Seine Bemerkungen gehen zwar grösstentheils auf den Zustand des Ackerbaues, aber er verbreitet sich zugleich beynahe über alle anderen Gegenstände, die den Wissbegierigen interessiren können. Wie Schottland durch die Union mit England an Wohlstand und Cultur gewann: so hat auch Irland dadurch wichtige Vortheile erhalten, die theils jetzt schon einleuchtend sind, theils täglich mehr zum Vorscheine kommen. Die Irländische Regierung war vor der Union äusserst fehlerhaft. Das Bestechungssystem war so anerkannt, so allgemein und so zur Mode geworden, dass man sich nicht mehr schämte, es einzugestehen. Das Irische Haus der Gemeinen bestand aus blossen Puppen der beiden grossen aristokratischen Factionen; das Irländische Volk hatte nicht eher Gewicht, als bis man demselben Waffen in die Hände gab. Man foderte Belohnung nicht etwa für Dienste, die man dem Staate geleistet, sondern dafür, dass man den Massregeln der Regierung kein Hinderniss in den Weg gelegt hatte. Grossbritanniens Einfluss war dort so schwach, dass die Irländische Constitution wankte und stündlich zu stürzen drohte. Alle Stände waren missvergnügt. Über den Fall einer solchen Regierung hat man nicht Ursache zu klagen. Seit der Union ist im vereinigten Parlemente dem ganzen vorigen Irischen Parlemente oft der Vorwurf gemacht worden, dass es sich habe bestechen lassen, und die Personen, welche es betraf, liessen es sich niemals einfallen, darüber unwillig zu werden, noch viel weniger den Vorwurf zu widerlegen. Kurz nichts kann mehr für die Nothwendigkeit der Union beweisen, als die Mittel, wodurch sie zu Stande gebracht wurde. Das Gehässige der Bestechungen fällt auf die, welche sich bestechen liessen; und da nun einmal in Irland ohne dieses Mittel nichts auszurichten war: so that man sicherlich besser, ein für allemal die Kosten der sämmtlichen Bestechung daran zu wenden, und somit das ganze heillose System zu beendigen, als Jahr aus Jahr ein den feilen Irländischen Söldnern eine Art von Gehalt zu bezahlen (eine wichtige Aufklärung aus der Feder eines so unterrichteten Parlementsgliedes!). Im J. 1641 schätzte Sir *William Petty* Irlands Einwohner ungefähr auf 300000; jetzt setzt man sie beynahe auf 6 Millionen an. Manche Örter wimmeln so sehr von Leuten, dass Ein Einwohner auf einen *acre* gerechnet werden kann. Trotz der unsäglichen Armuth der gemeinen Bauern (*cottiers*) kann man sich doch keine fröhlicheren Menschen denken; dabey sind sie verständig, höflich und äusserst mittheilsam, wofür sie es allerdings auch nicht an Fragen ermangeln lassen. Ihre Hütten scheinen nur um einige Grade besser zu seyn, als die Höhlen der Waldthiere. Sie haben fast gar kein Geräth, Hadern statt der Kleider, und ihre Kinder sind entweder nackend oder zerlumpt; ihre Nahrung blosse Kartoffeln ohne alle Zuthat, nicht einmal Salz, höchstens haben sie Buttermilch, welche ihnen alles Andere ersetzt. Zum Glück haben sie bis jetzt Torf genug; aber die Torfmoore müssen desto schneller erschöpft werden, da die Volksmenge so ungeheuer zunimmt. Die Bäuerinnen tragen keine Hüte, wie in England, aber selbst die ärmsten verwenden grosse Sorgfalt auf ihre Haare, welche sie aufwickeln und kräuseln. Nur wenn sie nach der Stadt gehen, tragen sie Schuhe. Trotz des Schmutzes und der zerlumpten Kleider strotzen dennoch die Kinder von Gesundheit. Irland ist reich an

überaus romantischen Gegenden. Die Stadt Belfast liegt entzückend, und ist ein wohlhabender schöner Handelsort, welcher etwa 32000 Einwohner zählt. Die Torfmoore lassen sich auch anbauen, daher ist dem Bauer keine Lage für seine Hütte so angenehm, als die an einer Landstrasse, wenn sich diese an einem Torfmoor befindet; wo diess der Fall ist, da sieht man ganze Meilen weit eine Bauerhütte an der anderen. Desswegen werden über kurz oder lang alle Torfmoore in Irland in Kartoffelfelder verwandelt seyn, und wo dann die unermesslich anwachsende Volksmenge hin will, ist nicht leicht abzusehen. Hr. *Curwen* vergleicht schon jetzt diess Gewimmel von Menschen mit den Horden des ehemaligen Skandinaviens, welche die südlicheren Länder überschwemmten; er glaubt, dass, wenn auch Eine ganze Million Menschen auf einmal auswanderte, man den Abgang doch kaum merken würde. Diese schnelle Vermehrung kann man auch daraus abnehmen, dass unablässig eine grosse Menge neuer Hütten gebaut wird, da hingegen man höchst selten eine verfallene oder verlassene sieht. Unverheirathete Landleute beiderley Geschlechts können entweder gar keine Dienste bekommen, oder doch nur in Städten, weil die wenige Arbeit auf dem Lande sehr leicht von den verheiratheten *cottiers* verrichtet werden kann. Fast alle Tagelöhner sind verheirathet. Die Häuser der Landleute, welche etwas Ackerbau besitzen, sind zu klein, als dass sie für männliche oder weibliche gemiethete Dienstboten Raum haben sollten, falls sie dieselben bezahlen können. Sie haben bloss für kleine Kinder Platz: sobald diese heranwachsen, müssen sie sich selbst ein Unterkommen suchen; da es nun keine Gelegenheit giebt, sich zu vermiethen: so bleibt ihnen nichts übrig, als sich zu verheirathen und selbst eine Haushaltung anzufangen. Sie bauen sich also eine Hütte; oft geschieht diess auf dem Torfmoor selbst, wo sie sich auch ein Kartoffelfeld einrichten; oder sie siedeln sich auf der Seite eines Berges an, wie man denn in Irland viele Berge voller Bauerhütten sieht. Eine Haushaltung erfodert hier so wenig, dass solche Ehen durch keine ängstlichen Sorgen erschwert werden. Oft giebt der Vater den Kindern ein Stück von seinem Acker ab; meistens aber bietet man denen, welche Land verpachten wollen, so viel für das kleinste Fleckchen, dass ein junges Paar, welches wie gewöhnlich immer das Beste hofft, bald zusammenkommt. Grundeigenthümer oder ihre Verwalter nehmen natürlich so viel Pacht, als sie erhalten können, aber wenn am Quartaltage bezahlt werden soll, ist die Noth unsäglich. Wenn die Kartoffeln missrathen, ist eine Hungersnoth unvermeidlich. Denn obgleich diese Knollen in gewisser Rücksicht eine der grössten Wohlthaten des Menschen sind, und obwohl ein Kartoffelfeld wahrscheinlich mehr Nahrung giebt, als ein Reisfeld: so kann es doch sehr schädliche Folgen haben, wenn man, wie in den meisten Gegenden von Irland, den Ackerbau bloss auf dieses Erzeugniss einschränkt. „Da der Anbau eines mit Kartoffeln bepflanzten *statute acre* (sagt de Vf. Th. II S. 121) sehr bequem von Einer Person besorgt werden kann, und da der Ertrag desselben wenigstens zehn Leute das ganze Jahr hindurch nähren würde, wenn man 7 Pfund Kartoffeln täglich auf jede Person rechnet, welches eine reichliche Portion ist: wie kann da wohl in einer solchen Gemeinheit Feldarbeit erfoderlich seyn, besonders wenn, wie bey den Irländern der Fall ist, die Leute Arbeitsscheu mit der Muttermilch eingesogen, sich an den Müssiggang gewöhnt haben, und sich schlechterdings nicht anstrengen wollen, so lange sie nur den Hunger stillen können?" Für den Staat, für das Ganze, für die Zukunft ist nun zwar dieser Zustand des Irischen Ackerbaues nicht erfreulich, aber der Irische Landmann selbst ist glücklich; seine elende Hütte besitzt, was kein Reichthum, was keine Mine in Peru geben kann, ächte, warme Familienliebe und die wahren Freuden des Lebens, welche alle Entbehrungen ersetzen. Zu Ballymoney wird an den wöchentlichen Markttagen oft für 5000 Pfund Leinwand verkauft. Im J. 1815 schätzte man die Ausfuhr der Irischen Leinwand auf drey Millionen Pfund Sterling, aber theils die seit einigen Jahren eingeführte verderbliche Bleichart, theils die vorzüglichere Beschaffenheit der Schlesischen Leinwand hat den Irischen Manufacturen so sehr geschadet, dass dieser Handelszweig sich seit einigen Jahren um die Hälfte vermindert haben soll. Irland ist berühmt wegen seiner Schweine. Zwar sind diese Thiere hier nicht so wohl gestaltet, wie in anderen Ländern; doch machen ihre langen Beine, dass man sie desto bequemer weit treiben kann. Die Irländer sind grosse Fussgänger, und können überhaupt viele Strapatzen ausstehen. Ihr unverwüstlicher Frohsinn macht, dass sie Dinge, welche anderen Menschen Verdruss erregen, gar nicht achten. Es ist ein anerkanntes Gesellschaftstalent der Irländer, dass sie zu scherzen verstehen, ohne anzüglich zu werden oder zu spotten. Wenn man bey der Kaiserin Maria Theresia über die Irländischen Officiere in ihrem Dienste Beschwerden machte: so pflegte diese Fürstin zu sagen, sie wünsche, dass sie die Irländer so lange in ihre Haubenschachtel einsperren könne, bis es ins Treffen ginge. Hr. *Curwen* meint, Handel und Manufacturen dürften vielleicht den grossen Anwachs der Volksmenge hemmen, weil sie künstliche Bedürfnisse herbeyführen würden; wenn aber das Irische Volk fortführe, sich bloss von Kartoffeln zu unterhalten: so glaubt er, es sey unvermeidlich, dass sich die Bevölkerung in 30 Jahren verdoppele, in welchem Verhältnisse dann das Elend des gemeinen Landmannes zunehmen müsse. Man sollte also immerhin die Leute nach Amerika auswandern lassen. Insgemein rechnen die Irländer auf eine Ehe zehn bis zwölf Kinder; wer es nicht so hoch bringt, ist eine Ausnahme und erregt Befremden. Der gedachte Zustand des Irländischen Landmannes hat Hn. *Curwen* zu der Überzeugung gebracht, dass häufige und wohlfeile Lebensmittel keine so grosse Wohlthat sind, als Viele sich einbilden, weil sie allen Sporn zur Anstrengung wegnehmen; er glaubt, man sollte darauf denken, wie sich die Vorliebe zu den Kartoffeln ausrotten, und der Vorzug des Brodes und Fleisches einführen liesse,

wenn man Irlands wahren Wohlstand befördern wolle. Es gehört unter die grossen Irrthümer der Irländer, dass sie den Gesetzen zu wenig gehorchen, weil sie diess für knechtisch halten. Eben desswegen kann sich leider die bürgerliche Macht kein solches Ansehn verschaffen, wie in England; die ganze ausübende Polizey, das heisst die Vollstreckung ihrer Befehle, ist gänzlich in den Händen der Soldaten! Ohne sie gäbe es dort gar keine Polizey. Der Vf. durchreiste ganz Europa, aber nirgends sah er eine Aussicht, welche der bey Plusket glich. Der Prediger D. *Richardson* zu Port Rush ist der berühmte Ökonom, welcher das herrliche Futterkraut Fiorin-Gras in Aufnahme brachte, wovon er so eben in einem eigenen Werke *), das er auf Ersuchen des Erzherzogs Johann von Österreich schrieb, Nachricht gegeben hat. Vor den Thüren der *cottiers* erblickt man einen grossen Misthaufen (*muckheap*), dessen Vermehrung und Pflegung eine sehr angelegentliche Sorge ist. Die Hütten der Schottischen und Irischen Bauern haben diess mit einander gemein. Als man den berühmten Lord *Kaimes* nach der Ursache dieser seltsamen Verschönerung fragte, antwortete er: „die Schotten sind ein edles Volk, sie machen gern mit ihren Reichthümern Staat.“ Die Bettler wandern in ganzen Schaaren auf den Irländischen Landstrassen; die bedeutendsten unter ihnen tragen Säcke, Kannen und zuweilen Theekessel; fast Jedermann giebt ihnen wenigstens Kartoffeln und Buttermilch. Die Gastfreundschaft wird hier so weit getrieben, dass jeder Fremde, der in eine Hütte tritt, wenn die Bewohner essen, sich ohne Umstände niedersetzen und mitspeisen darf. Noth rührt die Irländer allemal. Sehr merklich ist der Abstand zwischen der Laune des gemeinen Mannes in England und Irland. John Bull wird gar leicht verdriesslich; aber der Irische Landmann kann so leicht nicht aus seinem Gleichmuthe gebracht werden; in allen kleinen Verlegenheiten des Umganges weiss er sich gleich zu helfen, und er lacht und scherzt über geringe Übel. Freylich aber artet das in eine Nachlässigkeit aus, die den Fremden nicht wenig lästig wird. Z. B. haben die Commoden in einem kleinen Wirthshause meistentheils weder Schlösser noch Griffe, die Fenster lassen sich nicht ohne Gefahr aufschieben, die Zimmer werden nicht gelüftet, die Betttücher sind unrein, man kann keine Pferde bekommen, und die Wirthshäuser sind mit einem Worte eine Plage der Reisenden: weil aber hier die Sorglosigkeit durch alle Stände geht: so achtet diess der Irländer nicht gross. In Connaught spricht man zwar durchgängig Irisch, aber der Verkehr mit England ist so häufig, dass Jedermann auch Englisch verstehen muss. Da jetzt die gemeinen Leute keinen Antrieb mehr haben, ihre Geburtssprache fortzupflanzen, und jedes Kind Englisch lernen muss: so wird vermuthlich kein Jahrhundert hingehen, ehe die alte Landessprache ganz ausgestorben ist. Die Wuth nach politischen Neuigkeiten ist auch hier eingerissen; fast jede mässige Stadt hat ihr eigenes Wochenblatt, etliche haben ihrer zwey. Man findet daher auch hier alle Übel der übertriebenen Pressfreyheit. Die berüchtigten Irischen *blunders* hört man nicht nur im Reden, sondern findet sie auch sogar in den Zeitungen. Zwey Ursachen, woraus anderwärts die meisten Güter des Lebens entspringen, Vorsicht und Ordnung, scheinen in Irland gar nicht vorhanden zu seyn; z. B. wo es in einer Stube einen Schellenzug giebt, da fehlt gewöhnlich der Griff dazu, oder die Ziehdräthe sind zersprungen. Die Essstunden und andere Zeiten sind verspätet. In Galway ging das Schauspiel nach 8 Uhr an, und war erst um 2 Uhr in der Nacht vorüber. Cork ist eine der schönsten und reichsten Städte des Brittischen Reichs. Ihr Wohlstand entsteht hauptsächlich aus dem Handel mit Fleisch, welches eingesalzen und verschifft wird. Mehr als 100000 Rinder und eine unzählige Menge Schweine werden jährlich hier geschlachtet. Rings um die Stadt erblickt man köstliche Landhäuser, die den vornehmsten Kaufleuten angehören, und in deren jedem die Pracht und der Aufwand fürstlich sind. In dieser Gegend wird der Landbau mit Sorgfalt getrieben, da derselbe, nach Hn. *Curwen's* Urtheil, sonst beynahe in ganz Irland vernachlässigt ist. Fermoy, nicht weit davon, ist ein schönes Städtchen, das wie mit einem Zauberschlage durch die Bemühungen des Hn. *Anderson*, eines geschickten Schotten, entstanden ist. Durch ihn wurden auch die wohleingerichteten Briefpost-Kutschen in Irland eingeführt, und auf diese Art die verschiedenen Theile der Insel in schnelle Communication gesetzt. Hr. *C.* überzeugte sich in Irland, dass der Landbau ohne Manufacturen und Handel nirgends seine höchste Vollkommenheit erreichen kann. Waterford ist ebenfalls ein reicher und bedeutender Handelsplatz. Es werden von dort mehr als 75000 Stück Schweine ausgeführt nach England. Der Gesammtertrag des Landbaufleisses der Grafschaft Waterford beläuft sich des Jahrs auf 3 Millionen Pf. Sterl. Die Kohlen von Kilkenny, welche berühmt sind, haben einen Schwefeldampf, welcher den Fremden unausstehlich wird, die Luft erfüllt, und allen Arten von Speisen, welche man mittelst dieser Kohlen zubereitet, einen unangenehmen Geschmack ertheilt. Der Irländische Landmann trägt in der Regel einen dicken, schweren, weiten und schlecht passenden Überrock, *trusty* genannt, worin er sich so sehr gefällt, dass er ihn selbst während der Arbeit nicht ablegen will; unter diesem ein Camisol mit Ärmeln. Wie sehr die Volksmenge auch in Dublin zunehme, kann man daraus ermessen, dass im J. 1772 dort 211433 Schiffstonnen Steinkohlen eingeführt wurden, welche 48000 Pf. Sterl. kosteten; aber im J. 1812 550,163 Schiffstonnen, welche 420 000 Pf Sterl. kosteten. Der Vf. rechnet, dass sich diese Einfuhr in 10 Jahren verdoppeln werde. Die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Irländischen Bodens ist ein Problem, das man bis jetzt noch nicht hat lösen können. Nirgends

*) *An essay on Agriculture: to which is added a Memoir (drawn out at the desire of H. J. H. the Archduke John of Austria) on the nature and nutritive qualities of Fiorin Grass. By W. Richardson. D. D. London, Whitmore et Fenn.* 1818. 8.

wird der Landbau schlechter, nachlässiger und verwüstender getrieben, als hier, und dennoch ist das Erdreich über allen Glauben ergiebig. Anderswo würde diess den Landmann anspornen, desto grösseren Fleiss auf den Anbau zu verwenden, und das Land durch Düngung noch tragbarer zu machen; aber der Irische Landwirth thut keines von beiden, weil seine Liebe zum Müssiggange, zum Schmausen und zum lustigen Leben ihn daran hindert; weil sein Vater es auch so gehalten hat, will er die gute Sitte nicht abkommen lassen; er ist versichert, dass sein Acker, trotz aller Vernachlässigung, überflüssig tragen werde; ob für seine Kinder etwas übrig bleibe, ist ihm sehr gleichgültig. — Im J. 1813 enthielt Dublin ungefähr 150,751 Einwohner. Nirgends in der Welt wohnen der höchste Glanz und das tiefste Elend so nahe beysammen, als in Dublin. Der Pöbel ist ohne Unterlass in Völlerey, Laster und Lumpen begraben. Es scheint dem Fremden, als ob in Irland Niemand den Werth der edlen Zeit kenne; alle Stände ohne Ausnahme sind gewohnt, das Nöthige später als in anderen Ländern zu verrichten. Bequemlichkeit ist hier das höchste Gesetz. Daher kann man beym Irländischen Pöbel in den Städten und beym Landmann die tödtliche Liebe zum Rausche herleiten. Es ist kaum glaublich, wie viel Whiskey (Brantwein) in Irland, und zwar grösstentheils heimlich, gebrannt wird, und was für unnennbaren Schaden diess Getränk anrichtet. — Der Einfluss der katholischen Priester (hier im Ganzen sehr würdige Männer) aufs Volk hat sich äusserst vermindert. Man findet in diesen Briefen ein sehr ehrenvolles Zeugniss der berühmten und wohlhabenden Familie Edgeworth, aus welcher die älteste Tochter einstimmig für die erste Schriftstellerin ihres Faches im Brittischen Reiche gehalten wird.

L. H.

DORTMUND, in der Mallinckrodtschen Verlagshandl.: *Neuestes Magazin der Geographie, Geschichte, Statistik, überhaupt der genaueren Kunde Westphalens gewidmet.* Herausgegeben von D. *Arnold Mallinckrodt.* 1816. *Ersten Bandes drittes Heft.* Von S. 209 — 303 8. (10 gr.)

Wir haben das erste Stück dieses Magazins in den *Ergänzungsblättern* von 1816. No. 63, und das zweyte in der vorjährigen *Zeitung* No. 114, nicht ohne Beyfall angezeigt. Vorliegendes Stück, welches das Jahr 1816 auf dem Titel trägt, ist uns kurz vor der Ostermesse zugekommen, und da der letzte Messkatalog keine Fortsetzung erwähnt: so wird das Ganze vermuthlich mit dem ersten Bande beschlossen werden. Ungeachtet nun dieses Magazin auf keine Weise zu den reichhaltigeren Sammlungen dieser Art gehört: so ist es doch zu bedauern, dass der Eifer der Verlagshandlung für bessere Kenntniss des Vaterlandes so wenig Unterstützung findet. Im gegenwärtigen Stücke zeichnet sich besonders S. 246 — 291 *das Brukterland in seinen Grenzen dargestellt* aus. Die untersuchte Materie ist höchst wichtig, nicht für die Westphälische allein, sondern für die ganze mit der Römischen verbundene Deutsche Geschichte: denn sie klärt manches Dunkel in der Operationslinie der Römischen Kriegsheere vom Unterrhein nach Westphalen auf. Der ungenannte Vf. hat seinen Gegenstand mit Geschmack und Gelehrsamkeit behandelt: ob aber die von ihm aufgefassten Ideen überall die richtigen sind, kann jetzo, da die Abhandlung noch nicht vollendet ist, auch nicht bestimmt werden. — Von S. 218 — 246 hat Hr. Pastor *Niesert* einen Anhang zu seiner Geschichte der Stadt Dülmen geliefert, der *allgemeine Bemerkungen über die Siegel*, aber mit steter Hinsicht auf die Siegel der Münsterischen Bischöfe, enthält. Neues findet man hier nicht, wohl aber das aus den wenigen sphragistischen Schriftstellern Bekannte gut gesammelt, und richtig geordnet. Dass man mit weissem Wachse früher als mit gelbem siegelte, ist wohl jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen; und wenn *Heineccius* (der hier durch einen Druckfehler *Heiner* heisst, S. 221) die gelben für älter hielt: so war ihm dieses in der Kindheit der Sphragistik um desto leichter zu verzeihen, da er wirklich gelbe Siegel vor Augen hatte, ihm aber der Umstand nicht beyfiel, dass diese weissen Siegel durch die Länge der Zeit gelb geworden waren, so wie sich z. B. der rothe Thurm in Halle in einen grünen verwandelt hat. Im ersten Aufsatze beschliesst Hr. *Koster* seine genealogischen Nachrichten, die alte Familie *von Hörde* betreffend (S. 39 — 55), die freylich äusserst mikrologisch sind, worüber sich aber der Vf. am Schlusse sehr richtig vertheidigt. Unbeträchtlich sind auch die paar hinten angehängten Diplome aus dem Archive zu Dortmund, deren Fortsetzung versprochen wird.

Pia.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Altona*, b. Hammerich: *Versuch einer Chronologie furs Volk und für Volksschulen.* Ein Beytrag zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1817. 6 Blätter Fol. (6 gr.)

In diesen Blättern sollen dem Volke die Bedeutungen mehrerer Worte im Kalender erklärt und die Zeitrechnungen nach den Bewegungen der Sonne und des Mondes angegeben werden. So werden z. B. die Ausdrücke Sonnencirkel, Mondcirkel, Epact, goldene Zahl, Römerzinszahl u. s. w. erläutert, und Regeln gegeben, wie man die beweglichen Festtage im Jahre berechnen kann. Rec. zweifelt aber, ob diese Kenntnisse einen *gemeinen* Nutzen haben. Auch wird das Volk gar wenig von diesen Sachen, wie sie hier vorgetragen sind, verstehen, und am wenigsten zweckmässig wird ein solcher Unterricht in Volksschulen seyn, weil hier gemeinnützigere Kenntnisse gelehrt werden müssen, als Epact, goldene Zahl, Römerzinszahl u. dgl.

K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Murray: *Journey through Asia minor, Armenia and Koordistan, in the year* 1813 *and* 1814; whit remarks on the marches of Alexander, and Retreat of the Ten thousand. By *John Macdonald Kinneir*, Captain in the service of the Honourable East India Company, Town Major of Forst P. George, and political Agent of the Durbar of His Highness the Nabob of the Carnatie. 1818. 8. (18 Schillinge.)

Das lehrreiche Werk des Vfs. über Persien ist bekannt; da gegenwärtige hatte, wie jenes, die Erweiterung der geographischen Kenntnisse von Asien zur Absicht. Im Jahre 1813, wo er sich einige Zeit unter dem Schutze des Kaisers Alexander befand, als dieser Monarch die Franzosen verfolgte, war sein Zweck, alle Länder zu durchreisen, durch welche eine Europäische Armee versuchen könnte, einen feindlichen Einfall in Ostindien zu machen. Daher wollte er die Nordöstlichen Theile Persiens und die ungeheueren Ebenen besuchen, welche sich jenseits des Oxus bis an die Grenzen des Russischen Reichs hin erstrecken. Aber Kränklichkeit und die unerwartete Zurückberufung nach Madras hinderten ihn daran. Sein Tagebuch, so lehrreich es auch ist, würde viel gehaltvoller ausgefallen seyn, wenn ihm nicht die Seeräuber im Persischen Meerbusen viele wichtige Papiere mit seinem Gepäck weggenommen hätten. Die Charte ist überaus schätzbar. *Arrowsmith* entwarf sie und ergänzte alle die Theile derselben, welche Hr. *Kinneir* und seine Freunde nicht selbst angeben konnten. In den Ländern, durch welche der Vf. selbst reiste, sind die Örter nach seinen und seines verstorbenen Begleiters Bemerkungen bestimmt; der östliche Theil ist aus der Charte genommen, welche sich an seinem geographischen Werke über Persien befindet, aber mit Hinzufügung vieler Verbesserungen. Die Reiseläufe seiner Freunde sind mit blauen Farben, und seine eigenen Routen mit rothen Linien bezeichnet: sie gehen grösstentheils durch Länder, welche seit Alexander des Grossen Zeiten von keinem Europäer betreten wurden. Die mehresten Polhöhen sind nach ganz neuen Observationen und sehr genau bestimmt. Beides, die Charte und das Tagebuch, sind ein köstliches Geschenk für Geographen, Liebhaber des classischen Alterthums und Orientalisten. — Wenn man den Griechen Freyheit und Unabhängigkeit verspräche, wenn man sie in einem Kampfe gegen die Türken unterstützte: so würde sich ihr niedergedrückter Muth gleich wieder erheben, und das Türkische Reich bald stürzen. Zu Nicäa sah er die Ruinen eines Amphitheaters, in dessen unterirdischen Kammern (worin vermuthlich die wilden Thiere aufbewahrt wurden) die Fugen der Schwibbogen, so viel er bemerken konnte, mit keinem Mörtel oder Kitt ausgefüllt waren, weil die Wucht der 10 bis 13 Fuss langen Werkstücke es unnöthig machte. Die Postanstalten werden im Türkischen Reiche von der Regierung unterhalten. Auf Stationen, welche stark bereist werden, haben die Postmeister oft über hundert Pferde; sie müssen den sogenannten Tataren oder Staatscouriers nicht nur Pferde, sondern auch Beköstigung geben. Die Pferde sind klein und werden äusserst angestrengt und abgemattet: denn ungeachtet der langen Stationen und schlechten Wege lassen die Tataren diese kleinen Klepper immer im gestreckten Galopp laufen; können die armen Thiere nun vor Erschöpfung nicht weiter: so schneiden sie ihnen die Schweife, ja oft die Ohren ab, und lassen sie als verstümmelt in die Wälder laufen. Die Tataren haben meistens untergelegte Pferde bey sich; deren eins immer an den Schwanz des vorhergehenden gebunden ist; im Gegenfalle nimmt der Tatar den ersten besten Reisenden, dem er begegnet, die Pferde weg. Der Aga zu Sever Hissar war, nach Art der jungen Türken, sehr fragselig und neugierig: „Warum wohl *Kinneir* alte Inscriptionen abschriebe? Ob es denn Talismane wären, oder ob sie nur die Stellen anzeigen sollten, wo ein Schatz begraben sey? Was er, der Aga, wohl zu thun habe, um sich jeder Zeit krankheitsfrey zu erhalten?" Solche Fragen thun die Türken beständig, weil sie selbst keine guten Ärzte haben, und zu glauben scheinen, die Heilkunde sey den Europäern gleichsam angeboren. Um den Arzt zu spielen, bedarf es in den Asiatischen Provinzen der Türkey weiter nichts, als dass der Fremdling ein „Franke" sey. Die Ackerbaugeräthe sind überall in dem elendesten Zustande; oft ist der Pflug gar nicht mit Eisen beschlagen, und wird insgemein von 4 Ochsen gezogen, ja in Remelien, wo der Boden zähe ist, öfters von zehn bis zwölf. Die Bewohner von ganzen Dörfern wandern ohne viele Mühe und Verlust aus einer Gegend in die andere, weil ihre einfachen Hütten leicht zu bauen, und ihre Hausgeräthe so unbedeutend sind, dass sie sich auf Rindern fortschaffen

lassen, von denen sie während der Reise Milch zur Nahrung bekommen, und für welche sie überall Hutung in Menge finden. Über den jetzigen Zustand der Griechen, und was aus ihnen zu machen wäre, hat der Vf. durchgehends beachtungswerthe Winke gegeben. Zu Angora fand er es unumgänglich nothwendig, die Europäische Kleidung abzulegen und einen Türkischen Anzug zu kaufen, da man ohne diesen hier weder sicher noch bequem reisen kann. Ein gewisser Beg bey Angora begehrte von Hn. *K.* zu wissen, „wie viel Stämme und Dörfer wohl in Feringistan (Europa) wären?" Als Hr. *K.* antwortete, es wären ihrer so viele, dass man sie nicht zählen könnte, lächelte der Beg und schüttelte ungläubig den Kopf. Die Turkmannen, wie alle Hirtenstämme, nähren sich bloss von ihren Heerden, und bezahlen für Korn und Nothwendigkeiten mit ihren Pferden und Rindern. Sie sind zwar ungestüm und unwissend, besitzen aber viele grosse Eigenschaften, die man bey den ausgearteten Türken vergebens sucht, welche in Städten wohnen. Sie sind muthig, hochherzig und gastfrey, und wenn sie einmal mit einem Fremden Salz gegessen haben: so beschützen sie ihn bis auf den letzten Blutstropfen. In einer Türkischen Stadt lässt sich fast Jeder bestechen, weil Geld der Abgott des grossen Haufens ist; aber in den fliegenden Lagern der Hirtenstämme ist das nicht der Fall. Hr. *K.* wollte einigen Leuten für ihre Müheleistungen Geschenke machen; sie schlugen dieselben aus, und baten bloss um eine Hand voll Tabak. Die Ursache der seidenartigen Haare der Angorischen Ziege soll, den Einwohnern zufolge, bloss in der Beschaffenheit des Bodens liegen; in der That, sobald man diese Ziegen an andere Orte versetzt, verlieren die Haare ihre Feinheit. Ein alter Venetianischer Arzt prakticirte in Angora, und verdiente sich des Jahrs etwa 300 — 400 Piaster; seine Souveränmittel waren Aderlass, Klystiere und herzstärkende Tränke, die er allen Patienten ohne Unterschied und für jede Krankheit verordnete. Die Staatsboten und Tataren legen zu Pferde erstaunliche Reisen zurück. Man hat Beyspiele, dass sie von Constantinopel bis Bagdad, eine Entfernung von 1500 Engl. Meilen, in neun bis zehn Tagen gereist sind. Sie berauschen sich nicht nur stark, sondern betäuben sich auch dergestalt mit Opium, dass sie die Ermüdung nicht empfinden. Hr. *K.* sah sie oft im gestreckten Galopp mit zugemachten Augen reiten. Jeder Pascha hat eine bestimmte Zahl solcher Tataren, die in einem eigenen Hause wohnen und unter dem sogenannten Tatar Baschi stehen. Wenn ein angesehener Europäer eine Reise durch die Staaten des Grossherrn machen will: so hält er um so viele Tataren an, als er zu brauchen glaubt: denn ohne sie kann er keine Pferde bekommen, es sey denn, er geselle sich zu einer Carawane auf einer gewöhnlichen Heerstrasse. Der Schmutz und Gestank in den Strassen von Cäsarea ist unbeschreiblich. Sie sind buchstäblich von Misthaufen verstopft; todte Pferde, Hunde und Katzen, Eingeweide geschlachteter Thiere und stehende Pfützen sieht man überall; aber kein Strich von Kleinasien hat so viele Früchte und Gemüse, als die Umgegend von Cäsarea.

In allen Asiatischen Städten des Türkischen Reiches sind die Armenier weit zahlreicher als die Griechen; sie begeben sich meistens in grössere Städte, wo sie Handel treiben. Weil sie furchtsam und fleissig sind: so erregen sie nicht, wie die Griechen, die Eifersucht ihrer übermüthigen Gebieter, aber sie denken niedrig und betrügen im Handel. Die Griechen, welche unruhiger Gemüthsart sind, verrathen dieselbe zuweilen bey ihren Zänkereyen und seeräuberischen Expeditionen, erregen auf diese Art die Eifersucht der Türken, und werden von ihnen deswegen mehr unterdrückt, als andere Christen: denn die Türken, wohleingedenk, dass die Griechen ursprüngliche Herren des Landes waren, halten es für staatsklug, ihnen das Leben sauer zu machen. Die Griechen, welche in den Städten wohnen, sind, im Ganzen genommen, demüthig, muthlos und verzagt, gleich den Armeniern; aber die Griechen auf dem Lande sind ein rasches, thätiges, listiges und rachsüchtiges Volk, dem es nicht an Muth mangelt, das tiefen Groll gegen seine Tyrannen hegt, und reif zum Aufstande ist, sobald sich eine gute Gelegenheit dazu zeigt. Auf der Insel Cypern ist die Gegend um Cerina und Baffo (das alte Paphos) nicht nur die fruchtbarste, sondern macht auch den schönsten Theil der Insel aus Man sieht dort Eichen-, Buchen- und Tannen Wälder, Olivenhaine und Maulbeerbaumpflanzungen. Ganz Cypern hat unvergleichliche Früchte, Wein, Öl und Seide. Hr. *K.* bemerkt, dass, wenn England Cypern besässe, es im Mittelländischen Meere die Oberhand haben und über das Schicksal der Levante gebieten würde. Ägypten und Syrien müssten sich bald unterwerfen, kurz die Vortheile würden unübersehbar seyn. In den Armenischen Gebirgen befinden sich die Häuser fast alle unter der Erde, und die Dächer sind mit Gras bewachsen, so dass man wohl Ziegen und Schaafe darauf weiden sieht. In diese dunkelen schmutzigen Hütten kann die Luft nur durch die Thüren dringen, welche sehr selten offen gelassen werden, und Kühe, Schaafe und Hunde leben da mit der Familie zusammen: daran sind die kalten Winter Schuld; so ist zwischen Byaboot und den umliegenden Dörfern vier Monate lang des Jahrs aller Verkehr abgeschnitten. Ihre Feuerung besteht aus Kuhmist, der in der Sonne getrocknet wird. Am Flusse Tchorah sah Hr. *K.* prächtige Tulpen wild in Menge wachsen. Man fragte ihn überall nach Bonaparte's Schicksal. Die Orientalen hielten ihn für einen Liebling des Himmels, weil sie sehr übertriebene Nachrichten von ihm erhalten hatten. Die vornehmen Türken glaubten, er werde in Zukunft wider Russlands feindliche Absichten ihr Beschützer seyn. Hr. *K.*, welcher seit seinem zwölften Jahre zu Felde gedient hat und Kenner ist, hält es für unmöglich, während vier oder fünf Monaten des Jahres im westlichen Armenien Krieg zu führen; daher schien ihm der Rückzug der Zehntausend desto bewundernswürdiger: ein so weiter Marsch durch ein so rauhes Land, indem ein Feind vorn, der andere im Rücken ist, indess es täglich an Lebensmitteln mangelt, und noch dazu mitten in der ganzen Strenge eines Armenischen Winters, sey in den Jahrbüchern des Krieges

beyspiellos, und müsse immer für einen merkwürdigen Beweis gelten, dass Talente und Entschlossenheit oft das Unwahrscheinlichste möglich machen können. Die katholischen Armenier dürfen ihre Kinder nicht vacciniren lassen, weil der Papst in einer Bulle die Schutzpocken bey Strafe der Excommunication verboten hat. Wollte dereinst eine Europäische Macht einen Einfall in Persien oder Ostindien machen: so giebt es östlich von Konstantinopel keinen Ort, wo eine grosse Heeresmacht bequemer versammelt werden könnte, als die Ebene bey Erzerum. Pferde und Ochsen sind dort wohlfeil und häufig; Futter kann man überall im Frühling und im Sommer erhalten, und aus den benachbarten Provinzen lässt sich viel Getreide zusammenbringen; im Sommer sind auch die Strassen so gut, dass das Geschütz in den ebenen Gegenden des Landes leicht fortgeschafft werden kann. Am Euphrat fand Hr. K. die Häuser gerade so gebaut, wie Xenophon sie beschreibt. Die Kurden sind leidenschaftliche Liebhaber von schönen Waffen, welche nebst ihren Pferden ihren ganzen Stolz ausmachen. Ihr Anzug und ihre Bewaffnung sind wahrscheinlich noch ganz dieselben, wie zur Ritterzeit; und wenn man ihre Religion abrechnet, so haben sich ihre Sitten und ihr Charakter seit Xenophon gar nicht geändert.

L. H.

Carlsruhe, b. Marx: *Versuch einer medicinisch-statistischen Topographie von Ettlingen und deren* (dessen) *nächsten Umgebungen*, von *W. J. Schneider*, der Med., Chir. und Geburtshülfe D. Mit 6 Tabellen. 1818. 380 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ettlingen, die Vaterstadt des *Franc. Irenicus* und *Casp. Hedion*, gehört zu den ältesten Städten des Grossherzogthums Baden, und ihre Lage, an der Alb, wo dieser kleine Fluss aus den Bergen hervortritt, ist eben so anziehend, als günstig für den Gewerbfleiss. Schon die Römer hatten hier eine Niederlassung, und in der Nähe ein bedeutendes Bad, wie aus den in neuerer Zeit aufgefundenen Substructionen sichtbar ist. Der Ort verdiente in mancher Hinsicht eine Beschreibung, und Rec. muss Hn. *Schn.* das Zeugniss geben, dass er den Begriff einer medicinisch-statistischen Topographie richtig aufgefasst und im Ganzen sehr befriedigend ausgeführt habe. Die Sprache könnte allerdings gebildeter und präciser seyn; auch schweift der Vf. (was angehenden Schriftstellern gar leicht begegnet) häufig in allgemeine Erörterungen und Declamationen aus, wie sie überall hinpassen und nirgends. Dahingegen verdienen seine Kenntnisse, sein meist unbefangenes Urtheil, sein warmer Eifer für das Gute so wie seine Freymüthigkeit grosses Lob. In der ältesten Geschichte der Stadt und ihrer Umgegend folgt er *Schöpflin*, *Günderode*, *Posselt* und *Kolb*. Im Vertrauen auf diese Führer und unbekannt mit den Resultaten neuerer Forschungen setzt er auch die Grafen von Calw ohne Weiteres in die alte Mark Baden, und lässt die Zähringer noch aus dem Elsasse herstammen. Die Notizen über die in und um Ettlingen noch vorhandenen Römischen Alterthümer, so wie das Geschichtliche der Stadt, welche mancherley Schicksale erfuhr, sind gut zusammengetragen. Der statistische Theil ist ausführlich und genau, und durchaus erscheint der Vf. als fleissiger und denkender Beobachter. Die eingeflochtene Biographie des *Franciscus Irenicus* wäre füglicher als Beylage gegeben worden, und ungern vermisst man ähnliche Nachrichten von *Caspar Hedion*. Auch die Umgebungen der Stadt sind mit in den Plan des Werkes gezogen, und es ist darüber manches Interessante beygebracht.

Loys.

Rudolstadt, in der Hof-Buch- u. Kunst-Handl.: *Taschenbuch der Geschichte und Topographie Thüringens*. I Bändchen mit 3 Kupfern.

Auch unter dem besonderen Titel: *Rudolstadt und Schwarzburg* nebst ihren Umgebungen, historisch und topographisch dargestellt von D. *Ludwig Friedr. Hess*, Prof. u. Bibliothekar zu Rudolstadt. 1816. 141 S. LII S. Anmerkk. gr. Taschenformat. (2 Rthlr. 8 gr.)

Unter dem ersten Titel desswegen erfreulicher, als unter dem zweyten, weil es die Hoffnung giebt, dass der Vf., der viele Vorzüge des Geschichtsforschers und Geschichtsdarstellers vereinigt, nach den ihm zu Gebote stehenden ergiebigen Quellen nicht bloss die bis jetzt schon sorgfältig bearbeiteten Gegenstände der Topographie und Geschichte einer neuen kritischen Durchsicht unterwerfen, und so noch manches Dunkele, Zweifelhafte, Gewagte näher aufklären, dabey manche Lücken ausfüllen, sondern auch die noch gar nicht bearbeiteten Gegenstände — gleiche Zeugen seines Fleisses, seines reinen historischen Eifers und seiner besonderen ruhigen und fasslichen Darstellungsgabe, wie das vorliegende Taschenbuch, zu Tage fördern werde. Desswegen tadeln wir es auch nicht, dass er seinen Horizont mehr erweitert, als verengt, und in den Kreis seiner Muse Beschreibungen einzelner Städte und Orte mit kurzen Nachrichten über ihren Ursprung und allmähliches Wachsthum, ihre Besitzer und wichtigsten Schicksale, Untersuchungen über Eintheilung und Grenzen des ganzen Landes und die verschiedenen im Laufe der Zeit vorgefallenen Veränderungen, über naturhistorische Merkwürdigkeiten, über land-, stadt- und staatswirthschaftliche Beschaffenheit, Schilderungen romantischer und pittoresker Gegenden, ja sogar Betrachtungen über Sitten, Gebräuche, Meinungen, Volkssagen, dann genealogische Nachrichten und Berichtigungen, diplomatische, sphragistische, numismatische Denkwürdigkeiten, biographische Notizen von Gelehrten und Künstlern, bibliographische Seltenheiten ziehen will. Denn so abschreckend dieses weit gesteckte Ziel scheinen mag: so hat doch der Vf. an dem vorliegenden Werkchen, wo Liebe und Interesse unmerklich zu einer Weitläuftigkeit verleiten und diese entschuldigen dürften, bewiesen, wie weit er Herr der abkürzenden Mäsigung ist. Die Gedrängtheit der Materialien lässt sich allein schon daher beurtheilen, dass Rudolstadt nur die Seiten von 1 — 110 mit der Beschreibung der nächsten Umgegend, des ersten Anbaues des

Landes, der Schickſale der Stadt, mit einer Überſicht der Geſchichte der Grafen von Orlamünde, dann der Grafen und Fürſten von Schwarzburg unter jederzeitiger Beziehung auf die Stadt und die Darſtellung des jetzigen Zuſtandes, das Übrige aber bis zum Schluſſe *Schwarzburg* einnimmt. — Alles iſt ſo umſichtlich und behutſam, daſs man nur als Meiſterling wider den Vf. in Kleinigkeiten auftreten würde; auf dieſem Wege könnte man ſeiner Vorliebe Manches abgewinnen. Vom Inhalte, dem wir gern ein ſpecielles Regiſter beygefügt geſehen hätten, ſchweigen wir, da er bereits hinlänglich durch Auszüge bekannt iſt. Das Äuſsere iſt gleich empfehlend. Die drey Kupfer ſtellen Rudolſtadt von Abend, Schwarzburg von Mitternacht und das Titelkupfer das Badehaus bey der Quelle dar. Oft erinnerte ſich Rec. bey Schwarzburg des köſtlichen Gedichtes in *Schillers* Muſenalmanache von Gernings Reiſe nach Schwarzburg. P. E.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Pudenda, oder Archiv der Thorheiten unſerer Zeit.* Erſter Band. Erſtes Stück. (Magnetiſirtes Scheidewaſſer.) 1817. VIII u. 100 S. 8. (16 gr.)

Es mag zu billigen ſeyn, wenn man mit Spott gegen Solche zu Felde zieht, welche für Gründe und vernünftige Zuſprache nicht empfänglich ſind, oder Dinge treiben, die unter der Kritik ſind, wie man es recht paſſend nennt; oder welche ſich ein Anſehen in unſerem gelehrten Pöbel angemaſst haben, das durch Gründe gar nicht zu entkräften, und dem nur durch luſtige Reden vor dieſem Volke abzuhelfen iſt. Indeſs iſt es doch zu tadeln, wenn man ſich einen Platz für ſolche Spöttereyen ausmacht, und es als ſein Geſchäft treibt, man wird dann bald Alles als Thorheit nehmen und belachen, beſonders was nur neu und gegen die gangbaren Gedanken und Erfahrungen abſtechend iſt; man wird den Sinn des Volkes, das Einen hört, vollends zu Leichtſinn oder Frechheit verderben, und hat am Ende doch nur die Ehre, die luſtige Perſon geweſen zu ſeyn. Solche Betrachtungen wünſcht Rec. von den Herausgebern obigen *Archivs* (wie es ihnen dieſe Schnurren zu nennen beliebt hat) beherzigt; welchen obendrein bey einem reichen Stoffe, der auch ſchon viel auf gleiche Weiſe behandelt worden iſt, der Witz nur ſpärlich, langweilend, ja unſauber abgeht. Ein Hr. *Brille* tritt hier als Bewunderer und Ausüber des Magnetismus, wie ihn *Kluge* dargeſtellt hat, auf, indem er bald Wunderdinge davon erzählt, bald klagend wiedergiebt, was Gegner dagegen geſagt haben. Mit Anderen als *Kluge* hat er es ſelten und nur im Vorbeygehen zu thun; es iſt aber bekannt, daſs Geſchichtliches und Wiſſenſchaftliches bey Jenem gerade nicht ſehr durchdrungen und bewährt iſt. Wie leicht war es nun, und wie oft iſt es ſchon dageweſen, aus einem ſo phantaſtiſch gegebenen Stoffe drollige Zuſammenſtellungen oder auffallende, und in ihrer Ungewöhnlichkeit lächerliche Darſtellungen zu machen? Und wer wird auch nur den geringen Preis (wiewohl er ſchon materiell zu hoch angeſetzt iſt) für Zeug hingeben wollen, das er in ſeinen ſchlechteſten Stunden wenigſtens eben ſo gut machen kann?

Die Lehre des Vfs. von der Sache ſelbſt iſt S. 50 ff. dargeſtellt worden; wiewohl man nicht weiſs, ob dieſes Alles nicht bloſs κατ' ἀϑεωρίαν geſagt worden ſey. Er ſagt, die ganze Sache gehöre zur *Kantiſchen Macht des Gemüths*, oder des Willens; und, da die Magnetiſeurs dieſe Macht auch anerkennten, ſey das Manipuliren ganz unnöthig, oder bloſs Veranlaſſung des Gemüths, Etwas zu wollen; gar oft ſey es aber auch ein verderblicher Reiz für die Sinnlichkeit. Die Wundererſcheinungen, von denen man rede, ſeyen entweder von wundergläubigen Leuten geſehen und erzählt, oder die Magnetiſirten haben ihre Ärzte zum Beſten gehabt, oder es ſey ein zufälliges Zuſammentreffen, z. B. von Ausſpruch und Ereigniſs, geweſen, und vom Nichteingetroffenen ſage man nichts. Der Vf. iſt übrigens ein Aufgeklärter, daher wir S. 9 die verwegene Phraſe finden, daſs die Vernunft dem Überſinnlichen in ſchwärmeriſchen Zeiten Platz mache: denn Vernunft und Überſinnliches gelten dieſem Vf. als einander feindſelige Dinge.

Rec. kann die Sache und ihre Gegner nur als Laie und mit geſundem Menſchenverſtande anſehen. Er haſst die Übertreibungen und den Miſsbrauch der Sache, wie er blinden Glauben, Frömmeley und Phantaſterey, ſchlechte Abſichten und Überreizungen, endlich das *Aufbieten* zu Ahnungen und Prophezeihungen nicht mag. Er ſieht aber in den Erſcheinungen des Magnetismus, wie ſie bewährt vorliegen und in der Vernunft nachgewieſen werden können, ein Zwiefaches. Zuerſt die Erfahrung, daſs die eigene Naturkraft des Leibes, für ſich, den gehemmten oder verkehrten Zuſtand heilt; und daſs das Geiſtige, beſonders der Wille, Viel vermögen: und ſo gilt ihm jener Proceſs nur als Reiz für die niedere Sphäre und Hemmung der höheren, wodurch denn auch das, was über der höheren iſt, das Geiſtige, von deren Einfluſſe befreyt wird. Sodann ſieht er darin die Erſcheinung der Sympathie, einer allgemeinen oder beſonderen. Die Welt iſt überall jetzt in Gährung; Widerſtand und Übertreibungen ſind auch in der Wiſſenſchaft überall: aber es tritt ein reger Geiſt hinzu, und, was die Hauptſache iſt, wir haſſen die Freygeiſterey, das Experimentiren, die Trägheit, das heiſst, wir wollen Begründung im Gemüthe und Leben, und ſo wird ja aus dieſem Zuſtande der Wiſſenſchaft das Feſte, Klare, Menſchliche hervorgehen.

Der Magnetismus hat ſchon ſo viele Beſudelungen durch Spöttereyen erfahren, daſs es ihm gleichgültig ſeyn kann, wie noch Einer jetzt, in dem beſchriebenen Buche, auftritt; ſeine Freunde haben auch ſo Vieles verſchuldet, daſs er es ſich wohl gefallen laſſen muſs. Iſt aber der Herausgeber der Schrift, wie Rec. vermuthet, geſonnen, ſich noch in andere (ihm wahrſcheinlich noch fremdere) Händel zu miſchen, und in den folgenden Stücken ſeines Werkes auch über andere Wiſſenſchaften und Erſcheinungen in ihnen ſich herzumachen: ſo wollen wir ihn hiemit beſonders ernſtlich und freundlich davon abgerathen haben, widrigenfalls man doch darauf denken müſste, ihm das Handwerk zu legen. B. C. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

MEDICIN.

FRANKFURT a. M., in der Hermann'schen Buchhandl.: *Jahrbuch der Staatsarzneykunde*, herausgegeben von *Johann Heinrich Kopp*, der Arzneyk. und Wundarzneyk. Dr., prakt. Ärzte und Professor der Chemie, Physik und Naturgeschichte zu Hanau u. s. w., vordem Landphysicus im Oberfürstenthum Hanau. Erster bis zehnter Jahrgang. 1808 bis 1817. 8. (26 Rthlr. 8 gr.)

Von dieser Zeitschrift sollte jährlich ein Band von 24 bis 30 Bogen, nicht heftweise, sondern geschlossen erscheinen, und man muss gestehen, der verdiente Herausgeber hat redlich Wort gehalten; er hat ein Unternehmen ausgeführt, welches sich in dieser Art noch keine Nation zu erfreuen hat, und hinter welchem die sonst so fleissigen Engländer am weitesten zurückstehen. Österreich, Russland und Preussen haben sich mit Anstrengung bemüht, in ihren Staaten ein System der Medicinalpolizey im Grossen nicht nur zu schaffen, sondern auch in Wirksamkeit zu setzen, und Preussen ist es gelungen, ungeachtet mancher Mängel, welchen seine Medicinalverfassung unterliegt, den Sieg zu erringen. Wie dieses möglich wurde, besonders in einer so bedrängten Zeit, wird man erkennen, wenn man einen Blick auf die Staatsmänner wirft, welche seit 1808 in diesem Theile der Verwaltung so heilbringend gearbeitet haben. Ein *Hardenberg*, *Schuckmann*, *Altenstein* und *Langermann* waren früher in Bayreuth unstreitig die Begründer und Schöpfer des Systems, welches späterhin in der Monarchie zur grösseren Ausführung gedieh; zwar verschieden in ihren Ansichten, doch so gestellt, dass diese Differenzen dem Wohle des Ganzen keinen Nachtheil brachten. *Hardenberg*, genial in seinen Ideen, liberal in deren Anwendung, bedurfte nur der eisernen Festigkeit eines *Schuckmann*, um Schwierigkeiten hinwegzuräumen, welche kein Anderer gehoben hätte. *Altenstein*, an Geist und Herz gleich edel, stets zur Wissenschaft sich hinneigend, besitzt an *Langermann* in Medicinalsachen einen Rathgeber, der früher, als psychischer Heilkünstler eine neue Bahn verkündigend, als gediegener Jurist und Arzt, diesen Zweig der Administration in vieler Hinsicht so vervollkommnet hat, wie wir ihn jetzt finden. Seit Jahren sind seine Arbeiten ungekannt, vielleicht liegt manche tief in den Acten vergraben, aber sein Geist hat trefflich auf das Allgemeine gewirkt. Der Preussische Staat zählt 27 Ärzte als Regierungsräthe und mehr als 400 Kreisphysiker; diese, gut geführt, können etwas Treffliches vollbringen. Also das Gute, das in dieser Hinsicht in Preussen geschaffen ist, finden wir bisher in dem schätzbaren System begründet, das Verdienst ohne Ansehen der Person, Connexion oder sonstiger Verhältnisse an den rechten Ort zu stellen; möge es aber auch bey diesem Systeme beharren: denn ein erneuerter Nepotismus und Mäcenatismus würde es nochmals an den Abgrund führen. Preussens grösste Stärke beruht in der öffentlichen Meinung von der Gerechtigkeit seiner Regierung in ganz Deutschland; diese kann aber nicht bestehen, wenn sich Unwürdige durch Kabalen in den Staatsdienst schleichen, und wenn Minister ihren Günstlingen und Verwandten, ohne alles Verdienst, gleichsam zum Hohn für das Bessere in der Menschheit, zu hohen Ehren und Ämtern verhelfen. Die Mächtigen müssen ahnen, dass ihnen hieraus selbst ein grosser Schaden und Nachtheil zufliesse; die Könige müssen beherzigen, was Friedrich der Grosse von solcher Wirthschaft hielt, und sie werden das Unwesen möglichst unterdrücken. —

Jeder Jahrgang dieser geschätzten Zeitschrift zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste enthält Originalabhandlungen, theils von bekannten Mitarbeitern, theils vom Herausgeber. Die Gegenstände sind Gesundheitspolizey, Medicinalwesen, öffentliche Krankenpflege und Rettungsanstalten, Polizeyaufsicht zur Entfernung von Krankheiten, Sorge für gesunde Nahrung, medicinische Statistik und Geographie u. s. w., zweytens gerichtliche Medicin, besonders theoretische Bearbeitungen, Obductionsfälle und Beobachtungen, welche zur Aufhellung gerichtlich-medicinischer Lehren dienen können. Die zweyte Abtheilung umfasst mit möglichster Vollständigkeit die Fortschritte, Veränderungen, Thatsachen, Entdeckungen, welche in Betreff der beiden Fächer der Staatsarzneykunde vorfielen u. s. w.; Auszüge aus Verordnungen; Nachrichten von organisirten Anstalten und getroffenen Verfügungen; Notizen über den Zustand schon bestehender Institute; Veterinärpolizey; Correspondenznachrichten und Nekrolog. Dieser zweyte Abschnitt ist sehr nützlich für die, welche sich keine grosse Bibliothek staatsarzneykundiger Schriften anzuschaffen im Stande sind.

In dem *ersten Jahrgange* ist der wichtigste Aufsatz (denn alle einzeln aufzuführen, verbietet der Raum die-

ser Blätter) unstreitig der *über Vergiftungen in gerichtlich-medicinischer Hinsicht* vom *Herausgeber* selbst. Eine Vergiftung findet Statt, sagt er, wenn eine Substanz in verhältnissmässig geringer Menge mittelst chemischer Action oder durch Veränderung der Erregung auf den thierischen Körper so wirkt, dass dadurch dem Wohlseyn und dem Leben des Individuums Gefahr gebracht wird; die Contagien und Miasmen rechnet er auch hieher, und nimmt folgende Grade an: 1) solche Vergiftungen, deren tödtliche Folgen nicht durch die Kunst abgewendet werden können; die Vergiftung begründet vollkommen den letalen Effect, ist ihrer Natur nach unheilbar tödtlich; 2) Vergiftungen, die in manchen Fällen den Heilungsversuch nicht vereiteln, in anderen aber tödtliche Folgen haben, bey welchen jedoch etwas auf mitwirkende innere oder äussere Verhältnisse gesehen werden muss; die Vergiftung an sich ist hier Hauptveranlassung, wenn der Tod erfolgt; sie ist schwer heilbar, und wenn sie tödtlich wird, schwer heilbar tödtlich; 3) Vergiftungen, deren Wirkungen im Organismus durch passende Heilmittel ohne besonders grosse Schwierigkeiten aufgehoben werden können. Folgt der Tod: so liegt er zum grössten Theile in einem mitwirkenden Momente. Die Vergiftung ist an sich leicht heilbar; findet aber ein tödtlicher Ausgang Statt: so wird sie leicht heilbar tödtlich. Rec. hält diese Eintheilung für sehr brauchbar, sieht aber auch zugleich ein, dass sie für Viele nicht fasslich seyn werde, indem die mehresten gerichtlichen Ärzte, welche der Ausübung nahe stehen, durch das gewöhnliche Privatleben, die Praxis und den Spieltisch viel zu sehr abgezogen werden, als dass ihnen das Erlernte klar und deutlich vorschwebte, geschweige denn, dass sie noch etwas Neues hinzufügen dürften. Unsere Heilkünstler werden zu flüchtig gebildet; in drey Jahren wollen sie Anatomie, Therapie und Chirurgie mit allen Nebenwissenschaften gehört und durchstudirt haben; ja nach dem zweyten Jahre fangen manche schon an, eine Dissertation zu fabriciren, wodurch fast die mehresten Vorlesungen verabsäumt werden, und noch vor Ende des dritten Jahres treibt sie, besonders im Preussischen Staate, die Furcht vor dem Cursus nach Berlin; der Studirende will die Leute kennen lernen, von denen seine künftige Existenz entschieden werden soll, er fragt, er hofft, er harrt, und sein ganzes Studium scheint gleichsam von den Lectionen, welche er bekömmt, absorbirt zu werden. Es sollte auf Universitäten keiner vor Ende des dritten Jahres zum Examen gelangen, und dann müsste er nachweisen, alle Doctrinen durchgehört zu haben; und sind die Staaten weise, wollen sie gute Ärzte haben: dann müssen sie die Promotionsgebühren selbst eincassiren, und den Facultisten eine fixe Entschädigung geben, welche aber *keinesweges* von der Menge der Promotionen abhängen müsste. Mit einem Worte: man muss der Facultät das Interesse für die Menge der Promotionen zu benehmen wissen, dann wird es gut werden. Der Staat würde auf zweyerley Art dabey gewinnen: er würde erstens bessere Ärzte erhalten, und zweytens manches Jahr einen Überschuss in seine Casse erhalten, ohne dem Interesse der Professoren zu nahe zu treten.

Zweyter Jahrgang. 1809. In dem Aufsatze des Herausgebers, welcher diesen Band eröffnet, entwirft derselbe ein Schema eines Systems der Staatsarzneykunde unter den Rubriken von Gesundheitspolizey, therapeutischer Polizey, Polizey des Medicinalwesens, medicinischer Statistik und Geographie, Volksarzneykunde und Veterinärpolizey; ferner unter die gerichtliche Medicin, gerichtlich-medicinische Untersuchungen über Geschlechtsverrichtungen, Schwangerschaft, Geburt und neugeborene Kinder; gerichtlich-medicinische Untersuchungen über das menschliche Lebensalter; über zweifelhafte Krankheiten; über Verletzungen; über Vergiftungen; über zweifelhafte Todesarten und gerichtliche Veterinärkunde. Die Abhandlung muss selbst nachgelesen werden, und erlaubt hier keinen Auszug. In der folgenden Abhandlung prüft ein Baierischer Gerichtsarzt *Reils* Ideen über ärztliche Routiniers; er ist, wie beynahe alle Mediciner, der Sache entgegen, und nimmt die Welt nicht, wie sie ist, sondern im Ideal, wie sie seyn sollte. Diess war auch oft der Fehler des achtbaren *Reil*, der dann aufgeregt und hitzig die besten Sachen verstiess, die besten Menschen beleidigte. Sanft ruhe seine Asche! Hat er oft gefehlt: so hat er auch oft Grosses gewirkt, und sein Tod muss uns alles Kleinliche, das hie und da aufgeregt wird, über seine sonst kräftige und schöne Natur vergessen lassen. — Der Vf. geht von dem Grundsatze aus, dass sich von der Bildung ärztlicher Routiniers in eigenen Schulen und ihrer gesetzlichen Anstellung, weder für das Gesundheitswohl der Staatsbürger, noch für die Wissenschaft einiger Gewinn hoffen lasse. Die Regierungen haben aber nunmehr eingesehen, dass es der gemeine Mann wohl niemals unterlassen dürfte, theils wegen Mangel an Bildung, theils wegen Armuth, sein Heil in inneren und äusseren Krankheiten vorerst bey den gewöhnlichen Stadt- und Land-Chirurgen zu suchen; allgemein bekannt ist es ebenfalls, dass die grosse Zahl dieser Landchirurgen nicht von der chirurgischen Praxis zu leben im Stande ist; die Zahl der chirurgischen Fälle erreicht nirgends die Frequenz sogenannter innerer Krankheiten; der Familienvater will mit Frau und Kindern nicht Hungers sterben; was soll er thun, er fängt an, Brech- und Laxir-Mittel zu verkaufen, was ja die reichen Apotheker in den Preussischen Staaten, wo die Medicinalpolizey mitunter streng ist, auch thun; manche Krankheit wird vielleicht hier gleich Anfangs unterdrückt, manche vielleicht verschlimmert, genug der Chirurg tritt nun als Arzt auf, er fängt an sich wohl zu befinden, er geht in den Sinn seiner Patienten ein, und statt klingender Bezahlung kommen Nahrungsmittel in das Haus, welche ihn und seine Familie vor dem Untergange schützen. Die Regierungen thun also wohl daran, die Staaten und die Menschen zu nehmen wie sie sind, und das Werk der Menschenerziehung nicht wie speculirende Philosophen in Einem Tage vollbringen zu wollen. Die Nothwendigkeit, die eiserne Nothwendigkeit wollen Wenige begreifen.

Dass die Quacksalberey kräftig unterdrückt werden müsse, darin wollen wir dem Vf. Recht geben; aber glaubt er denn nicht, dass eigentlich ausser den Ärzten fast jeder Mensch ein Quacksalber ist; vom Könige von England, der Kröpfe heilt, bis zum Minister Boskuschef, von diesem bis zum Grafen Thun und bis zum Bettler weiss gewiss jeder Mensch ein Heilpflaster oder diese und jene Tropfen zu empfehlen. Also Pepinieren, landärztliche Schulen, Militärakademieen her, damit wir diese Leute ausbilden, welche in der Masse der Nation den mehresten Schaden stiften können; sie mögen zugleich bestehen als vorbereitende Lyceen für das Universitätsstudium: denn die bekannten dreyjährigen Mediciner sind doch wahrhaftig nicht immer Äskulape. Wie sehr scheuen sie mehrentheils jede praktische Anstrengung in der Anatomie, Therapie und Chirurgie, wie nachlässig betreiben sie letzteres Fach, und wie oft übersieht sie nicht ein erfahrener und gebildeter Chirurg! Die besseren und nicht ganz verarmten, welche sich zu wahren Heilkünstlern bilden wollen, sehen diess auch gegenwärtig ein, und setzen das vierte Jahr an ein so weitläuftiges Studium, um Chirurgie und Geburtshülfe vollkommen zu hören, damit sie dereinst am Krankenbette nicht als blosse Statisten figuriren, wenn von der Kindbetterreinigung oder der Rose am Fuss die Rede ist. Nur Lehrer her, welche das, was sie theoretisch lehren, auch praktisch nachweisen können; Lehrer her, die das, was sie wissen, in das wirkliche Leben überzutragen vermögen, denen das bürgerliche Treiben nicht ganz zum Ekel geworden ist, weil sonst ihre Bitterkeit gegen dasselbe sich in den jungen Gemüthern einfrisst, fortpflanzt, und sie für das Praktische untauglich macht. Die übrigen schätzbaren Aufsätze müssen im Buche selbst nachgelesen werden, weil es uns zu weit führen würde, unser Urtheil über jeden einzeln abzugeben.

Im *dritten Jahrgange*, 1810, ist einer der schätzenswerthesten Aufsätze der *über den Trodelhandel* von D. *Schneider* zu Fulda. „Ich wenigstens habe, sagt der würdige Vf. S. 81, ganze Häuser bis auf Kinder und Bediente langsam aussterben sehen, wo sichtbar der Kranke dem sorglosen Gesunden die wahre Schwindsucht mitgetheilt hatte, wo Personen von allen Altern Märtyrer ihrer Geselligkeit und ein Opfer der Krankheit geworden sind." Polizeygesetze giebt es nun dagegen genug; aber wie werden sie ausgeführt? Der gemeine Mann in den Städten, der mittlere und niedere Bürger ist bettelarm in Deutschland; ein Bett ist oft seine ganze Habe; ehe er es wegwirft, stirbt er lieber: was ist also zu thun? Schafft Wohlstand herbey! Und wie kann das geschehen? Dadurch dass die Finanzminister das Volk nicht bis auf den letzten Tropfen ausquetschen und die Armeen nicht die Völker auffressen. Armeen müssen wir aber haben, die gegenseitige Stellung des ganzen Europa fodert sie. Nun gut, so gebt aber auch den Gedanken auf, über glückliche, anständig lebende Menschen zu herrschen, und gewöhnt euch daran, in Deutschland Italiens Betteley einheimisch werden zu sehen. — In einem anderen, ebenfalls interessanten Aufsatze verlangt *Wendelstadt*, dass von Seiten des Staats befohlen werden möchte, den *Kaiserschnitt* nur bey erwiesener Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit zu unternehmen, im Fall aber, dass eine Mutter nach der Operation stürbe, möge das Kind auch leben oder todt seyn, durch die von unparteyischen Sachverständigen unternommene Leichenöffnung sich durch die bewiesene Nothwendigkeit zu legitimiren oder criminell behandelt zu sehen. Diese nöthige Strenge sollte aber auch im umgekehrten Falle Keinen von der manchmal nothwendigen Operation abhalten dürfen. Denn sollte diese durch die Section bewiesen werden, wo der Kaiserschnitt doch nicht vollzogen worden ist: so würden weder der lächerliche Schambeinschnitt, noch die Zerstückelung und Enthirnung des Fetus entschuldigen, ihn nicht gemacht zu haben. Der verdiente Vf. führt S. 100 ferner an, dass die Facta nicht unbekannt wären, dass Kreisende, an welchen die Operation den nächsten Morgen gemacht werden sollte, in der Nacht von selbst gebaren, und bey einer anderen Gelegenheit ein rationeller Geburtshelfer da noch ein lebendes Kind einer geretteten Mutter in den Schoos legte, zu deren Zerstückelung schon das Messer eines leichtsinnigen gewetzt war. — *Kausch*, diese Zierde der Preussischen Regierungs- und Medicinal-Räthe, führt in einem Aufsatze *über eine sehr wichtige Reform der Preussischen Criminalverfassung* S. 109 an, dass, wenn ihn nicht Alles trüge, durch die neue Festsetzung der Criminalordnung, Berlin 1806, Einheit in die Behandlung eines Gegenstandes gebracht sey, dass der Physicus im Preussischen nicht mehr nach seiner individuellen Ansicht zu Werke zu gehen nöthig habe. Es sind nämlich folgende 3 Fragen aufgestellt: 1) Ob die Verletzung so beschaffen sey, dass sie unbedingt und unter allen Umständen in dem Alter des Verletzten für sich allein den Tod zur Folge haben müsse? 2) Ob die Verletzung in dem Alter des Verletzten nach dessen individueller Beschaffenheit für sich allein den Tod zur Folge haben müsse? 3) Ob sie in dem Alter des Verletzten entweder aus dem Mangel eines zur Heilung erfoderlichen Umstandes (*accidens*) oder durch Zutritt einer äusseren Schädlichkeit den Tod zur Folge gehabt habe. — Wenn eine dieser Fragen nicht ganz bestimmt im Obductionsberichte entschieden, oder warum solches nicht angehe, ausgeführt wird, muss der Richter auf eine nachträgliche Erklärung der Obducenten darüber bestehen. — Sehr verdienstlich ist der Auszug des Herausgebers, die Gesetze im *Code Napoleon* betreffend, welche mit der Staatsarzneykunde in besonderer Verbindung stehen; es kann Manches auch jetzt noch daraus benutzt werden. Wichtig ist der Titel von der Ehe, der Vaterschaft und Kindschaft, der Minderjährigkeit und Volljährigkeit u. s. w. — Dr. *Schenk* theilt eine merkwürdige Sectionsgeschichte eines Burschen mit, der mit einer Flintenkugel in das Rückenmark geschossen worden und erst 15 Tage nach der Verwundung gestorben war. Die Kugel war unter dem rechten Gesässmuskel hindurchgegangen, hatte den Kamm des rechten Backenknochens entzweygeschlagen, und war von da am

zweyten Lendenwirbelbeine in das Rückenmark gedrungen und daselbst liegen geblieben. Dr. *Krauſs* erzählt einen Fall, eine Stichwunde betreffend, wobey durch Vorfall und Absterben fast zwey Drittheile der Milz verloren gingen; der Mann ward völlig hergestellt. Der Herausgeber bemerkt hiebey sehr richtig, daſs solche Fälle keinen Gegenbeweis gegen die Letalität der Milzverletzungen abgeben, denn es wäre die Milz nicht eigentlich verletzt, sondern bloſs vorgefallen und von keiner Blutung dabey die Rede gewesen. S. 208 theilt ein Ungenannter *Nachrichten über eine Kopfschuſswunde* mit, die erst am neunten Tage den Tod herbeyführte; aus der Wunde über dem rechten Ohre war Hirnsubstanz vorgedrungen, nach kurzer Zeit erholte sich der Kranke, sprach vernünftig, die Sinne waren zuweilen sehr erhöht, besonders der Geruch; auf einmal verschlimmerte sich aber Alles gegen den neunten Tag (die Hirnentzündung nach Schuſswunden bildet sich immer langsam aus), er bekam Zuckungen und starb soporös. Unter den Miscellen wird von *Wendelstadt* ein schauderhaftes Beyspiel von Operirsucht aufgeführt: Ein Wundarzt in den Österreichischen Staaten hatte seine Frau durch den Kaiserschnitt glücklich entbunden; er erhielt wegen des glücklichen Erfolgs mehrere ehrenvolle Auszeichnungen. Nach mehreren Jahren wurde die Frau zum zweyten Male schwanger; die Angst treibt sie nach Wien, wo sie glücklich mit der Zange entbunden wird; der Mann ward nun zur Verantwortung gezogen und bestraft. — Hofmedicus *Elvert* in Kannstadt zeigt S. 258 an, daſs es bey Erstgebärenden eine häufig vorkommende Erfahrung sey, daſs sie nicht völlig 9 Monate schwanger gingen, sicherlich deſswegen, weil bey der ersten Schwangerschaft die Gebärmutter sich nicht so vollkommen ausdehnen läſst, als es zu einem neunmonatlichen Kinde erfoderlich ist. In der Übersicht der Literatur der Staatsarzneykunde 1809 ist unter anderen aufgeführt: der Versuch einer historisch-kritischen Darstellung der Verhandlungen über die Kuhpockenimpfung in Groſsbritannien, besonders über die Schutzkraft und Gefahrlosigkeit derselben von *Friese* in Breslau; vergleichende Übersicht der natürlichen, geimpften und Kuh- oder Schutz-Blatter in Rücksicht ihrer Wirkung ihrer Wirkung auf einzelne Personen und die ganze menschliche Gesellschaft, bekannt gemacht von der Jennerschen Gesellschaft in London: — Actenstücke, welche neuerlich sehr angefochten werden. Wird sich die Schutzblatterimpfung halten? Die Stimmen dagegen werden immer lauter! Sollte es erwiesen werden können, daſs sie das lymphatische System schwächen, und dadurch eine schwächliche Generation befördern helfen: so dürfte es ihr schwer werden.

Vierter Jahrgang, 1811. Zu den nicht unwichtigen Quellen der ärztlichen Pfuscherey rechnet Hr. *Pfeufer* mit *Rademacher* die Ärzte selbst, welche durch ihren schrecklichen Neid und ihre scheuſsliche Zwietracht sich und die Kunst lächerlich machen; er ist neidisch wie ein Arzt, könnte sogar zum Sprichworte werden. Fürchterlicher noch als alles dieses ist ihre Medisence und üble Nachrede. „Sprich doch mit jedem Arzte über seinen Amtsbruder, gehe darauf durch die Häuser, wo jene Ärzte accreditirt sind, und wo der Herr gewöhnlich das Echo seines Hausmedicus ist, schreibe dir beide Aussagen auf; lies am Abend den Zettel, und ich setze mein Leben zum Pfande, du wirst bekennen müssen, daſs in dem Orte, den du durchwanderst, Hurer, Ehebrecher, Spieler, Trunkenbolde und Mörder Ärzte sind." Rec. muſs dieſs unterschreiben, und eingestehen, daſs unter diesem sonst ehrwürdigen Stande der Mediciner überhaupt sich die gröſsten Postenträger und Klätscher befinden, welche, wenn der üble Mund nicht zureicht, sogar durch Briefe ihre Schlechtigkeiten weiter zu verbreiten suchen. Unsittlichkeit und Charakterlosigkeit scheinen die Hauptquellen dieser Übel zu seyn, und bekannt ist es, daſs diejenigen, in deren Gemüth sich der Böse einmal ein Haus gebaut, öfters einen Besuch von ihm erhalten, wo sie dann wie besessen sind, oder im eigentlich wahren Sinne des Wortes leicht des Teufels werden. — Einen trefflichen Aufsatz *über Synchondrotomie* liefert *Wendelstadt* S. 54. Er geht die Meinungen fast aller Schriftsteller hierüber durch, und schlieſst mit den Worten: daſs man durch ein Staatsgesetz ein für allemal und ohne alle Ausnahme die Synchondrotomie, als eine einem Mordversuche gleich zu achtende Operation, streng verbieten möge. Durch folgende Anekdote, welche Rec. verbürgen kann, die aber wenig bekannt geworden, kann wenigstens der groſse und unmenschliche Leichtsinn des *Alphons le Roy* bey dieser Operation erwiesen werden. Er war Gehülfe *Sigault's*, und als Joseph II nach Paris kam, redete er diesem sehr viel von der neuen Operation vor; Joseph äuſserte hiebey: er wünsche wohl einmal Zeuge bey einer so wichtigen Operation zu seyn. Wenn Ew. Kaiserl. Hoheit befehlen, sie zu sehen, antwortete *le Roy*: so werde ich sie machen, es wird sich gewiſs eine Frau im Hospital finden, welche es sich zur Ehre rechnet, vor Ew. Kaiserl. Hoheit operirt zu werden, wenn sie auch nicht schwanger wäre. Joseph verlor von dieser Zeit an sehr das Vertrauen, das er der Heilkunst früher bewiesen. — S. 100 f. erzählt *Wurzer* unglückliche Fälle, welche aus Unterlassung der Visitationen bey den Materialisten entstehen. Rec. sind selbst einige Fälle bekannt, wo Leute, welche die Species zu dem bekannten Wiener Tränkchen bey Kaufleuten holten, elend um das Leben kamen. Wie unvorsichtig gehen selbst die Apotheker mit den Brechmitteln um; sie geben sie aus Gewinnsucht aus, ohne zu bedenken, daſs sie bey Männern, welche an Brüchen leiden, und bey Dirnen, welche schwanger sind oder Scheidenvorfälle haben, namenlosen Schaden stiften können. Unsere Medicinalpolizey wird immer auf dem Papier gut gehandhabt, allein in der Ausführung sieht es noch übel aus.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., in der Hermann'schen Buchhandl.: *Jahrbuch der Staatsarzneykunde*, herausgegeben von *Johann Heinrich Kopp* u. s. w. Erster bis zehnter Jahrgang.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 110 ff. stellt der Herausgeber ein Schema zur Bearbeitung *medicinischer Topographieen* sehr glücklich auf, und giebt eine Übersicht aller Momente, worauf es bey dem Entwurfe einer medicinischen Topographie ankömmt. — *Wildberg* geht S. 120 ff. in seiner Untersuchung: Ob der Rechtsgelehrte gründliche Kenntnisse in der gerichtlichen Arzneywissenschaft nöthig habe, dahin aus, dass ihm das Studium derselben zu widerrathen sey; er könne und solle blos auf das Studium der medicinischen Rechtsgelahrtheit gewiesen werden, und sich um die erstere gar nicht bekümmern, damit er nicht Halbwisser werde, und als solcher in der Folge weder als Richter durch schiefe Ansichten und Urtheile dem gerichtlichen Arzte zur Last falle, noch als Defensor durch unrichtige Ansichten und Erörterungen das Urtheil des gerichtlichen Arztes in ein falsches Licht stelle, und dem Richter die richtige Beurtheilung und Zurechnung des Factums erschwere, oder wohl gar ganz vereitle, damit er also in beiden Fällen nicht der Sache selbst, statt zu nutzen, schade. Indess giebt es helle Köpfe unter den Juristen, welche sich den richtigen Standpunct und die Grenzen ihres Wissens in dieser Beziehung recht gut selbst festzustellen wissen. — *Pfeufer* theilt S. 155 ff. einen wichtigen gerichtlichen Fall mit, wo ein Bauerbursche bey einer Schlägerey mehrere Messerstiche und besonders einen am linken Hüftbeine erhielt, welcher den grossen mittleren und kleinen Gesäsmuskel durchdrang. Der Stich ging bis an den ischiadischen Nerven, und der Nerve selbst war da, wo er aus dem ischiadischen Ausschnitte austritt, mit extravasirtem Blute umgeben und umgeschnitten; die *Arteria iliaca posterior* war völlig durchgeschnitten, und der Verletzte dadurch nach 2 Stunden an der Verblutung gestorben. Das untere Ende der Arterie hatte sich in die Muskeln zurückgezogen, das obere aber lag offen da; es würde hier nur äusserst schwer eine Unterbindung anzubringen gewesen seyn, und dann hätte sie noch auf der Stelle geschehen müssen; der Vf. irrt sich, wenn er diese Unterbindung für leicht hält. Wir müssen die Verletzung grosser Arterien immer noch unter die absolut tödtlichen Wunden zählen: wir unterbinden die *Carotis* und *Axillaris*, allein nur dann, wenn sie vorher aneurismatisch aufgetrieben waren; die Unterbindung in der Hitze eines Gefechts ist doch mehrentheils schlecht ausgefallen, und die Verletzten haben sich verblutet, ehe sich die Wundärzte kaum vorbereitet hatten und hinzugekommen waren; man muss also den Urtheilsverfassern dergleichen Dinge nicht zu leicht vormalen. S. 191 ist die Sectionsgeschichte eines ermordeten Mannes vom Hofr. *Schenk* recht scharfsinnig auseinandergesetzt. Ein Arzt, welcher die erste Besichtigung des Leichnams unternommen, erklärte eine äusserliche, erst nach dem Tode beygebrachte Halswunde für die einzige Ursache des Todes; inzwischen schloss Hr. *S.* folgendermassen: dass der Ermordete erst durch eine Schusswunde in die Brust zu Boden gestreckt, dass man ihm hernach durch einige Schläge auf den Kopf vollends den Rest gegeben, und ihm hierauf noch zum Überflusse, als er schon todt war, die Gurgel abgeschnitten habe. Dass man ihm zuerst die Schusswunde beygebracht, setze die beträchtliche Blutergiessung in der Brusthöhle ausser allen Zweifel; dass ihm aber, ehe und bevor er an der Schusswunde verschieden war, die beiden Schläge auf den Kopf versetzt worden sind, dieses beweist das Extravasat auf dem Gehirn und überhaupt die grosse Anfüllung aller Gefäse des Gehirns und seiner Häute mit Blut, welches alles nach bereits erfolgtem Tode nicht mehr hätte Statt finden können; dass er aber die grosse Schnittwunde durch den ganzen vorderen Theil des Halses zuletzt und als er schon todt war erhalten hat, dieses ergäbe sich aus der kaum merklichen Blutung aus den zerschnittenen grossen Blutgefäsen des Halses, woraus sich sonst augenblicklich die sämmtliche Blutmasse des Körpers entleert haben würde. Rec. wünscht, dass alle Physiker so richtig schliessen und verfahren möchten; wie oft hat er nicht die grössten Irrthümer in solchen Fällen erlebt und repariren müssen! Besonders versehen und übersehen die mehresten bey Kopfverletzungen die Zeichen des Extravasats und der Commotion des Hirns, und dennoch arbeitet in gerichtlich-arzneywissenschaftlichen Dingen keine Nation so gründlich, wie die Deutsche.

Fünfter Jahrgang, 1812. In dem ersten Aufsatze:

Sind von Seiten der Regierungen die Ärzte als Techniker, die eine freye Kunst ausüben, oder als Staatsbeamte zu betrachten? sagt der verdiente *Wedekind:* Öffentliche Anstalten sind darum erfoderlich, um die angehenden Ärzte zu bilden, die gebildeten zu prüfen, die geprüften in der Ausübung ihrer Pflichten zu beobachten; gesorgt muss dafür werden, dass eine hinlängliche Menge von Ärzten vorhanden und so vertheilt sey, dass jeder Unterthan, also nicht bloss der Landedelmann und der wohlhabende Städter, sondern auch der diese ernährende Bauer, zur gehörigen Zeit die ärztliche Hülfe erhalten könne; es wäre demnach nöthig, die Ärzte als Staatsbeamte zu behandeln, und einer gewissen Disciplin zu unterwerfen, so wie die Geistlichen. Bis hieher unterschreibt Rec. das Angeführte, jedoch nicht folgende Excentricität, in welche der Vf. verfällt, wenn er also fortfährt: Es ist endlich nichts weniger als ungedenkbar, dass durch eine weise und gerechte Regierung, durch eine gute Justiz und Polizey und durch sittliche Institutionen, die Geistlichkeit in politischer Hinsicht entbehrlich gemacht werden kann. Der Vf. verlangt ferner zu viel von den Staaten, wenn er eben die Rücksichten für den ärztlichen Stand, also auch Besoldungen, wie für die Geistlichen, in Anspruch nimmt; dann müsste erst ganz Europa umgestaltet werden, ganz Europa dürfte nicht mehr bewaffnet seyn; dann erst würden die für das Militär nothwendigen Millionen zur Belebung in das Innere fliessen. Für das Innere wird freylich verhältnissmässig zu wenig gethan, und wir werden die traurigen Erfolge erleben, dass es keine Kraft haben wird, wenn es Energie äussern soll, und dass es vielleicht dem ersten Anfalle eines grossen Sturmes unterliegt. Eine Rettung findet der Vf. hinsichtlich des ärztlichen Standes noch darin, *dass das Genie nicht erstickt werde.* Fromme Wünsche! Jedes Aufkeimende wird hier am meisten gehasst und verfolgt, und die Söhne und Vettern durch Tanten und Basen schon in eine Stelle gebracht, schmutzige Juden und Gauner durch Buhldirnen und magnetisirtes Gesindel verdienten Männern vorgesetzt. Wer das Genie erkennen und aufsuchen will, muss ja selbst Genie seyn, und jetzt ist die Zeit nicht, in welcher man das Genie an die Spitze stellt, wohl eher die, in welcher polizeyliche Spürhunde jeden Winkel durchkriechen möchten, um wenn auch nicht *Sansculotten*, doch *Sanscravatten* zu riechen. Tagediebe und Faullenzer wollen doch auch ihre Arbeit haben und dafür bezahlt seyn. — S. 28 tritt ein Apotheker auf, welcher den Staat verpflichtet wissen will, für seine Erhaltung und seinen Wohlstand vorzügliche Sorge zu tragen (endlich verlangt man gewiss auch noch vom Staate Kinderwärterinnen und Laufstühle); er verlangt eine Apothekertaxe mit 100 p. C. und nicht weniger. Es ist allerdings zu wünschen, dass der Apotheker möglichst unterstützt und geschützt werde, ja er soll sogar im Wohlstande leben, allein auch mit diesem sind viele nicht zufrieden, sie wollen reich seyn; die meisten sind habsüchtig, und beweisen es durch Selbstdispensation und innerliches Curiren, wenigstens in sofern, als sie bey dem Handverkauf sich Dinge erlauben, die Vielen nicht zur Ehre gereichen. — *Das Milzbrandkarbunkel beym Menschen* vom *Herausgeber.* Dass der Milzbrand des Rindviehes, der Schaafe u. s. w. unter gewissen Umständen auf andere Thiere und selbst auf den Menschen einen sehr nachtheiligen, öfters tödtlichen Einfluss äussern könne, sey keine neue Beobachtung. Neuer aber und für die Gesundheitspolizey von nicht geringem Interesse sey die Untersuchung der Frage, ob der Karbunkel oder die sogenannte schwarze Blatter, die sich zu gewissen Zeiten zumal auf dem platten Lande unter den Menschen zeigt, und sich nicht als begleitendes Symptom eines bösartig epidemisch herrschenden Faulfiebers äussert, sondern offenbar von einer örtlich wirkenden Ursache herrührt, und bey dem das eintretende Fieber bloss secundär ist, ob dieser Karbunkel nicht immer allein durch das Milzbrandgift der Thiere veranlasst werde. Der Vf. führt an, dass alle Umstände die Meinung hinlänglich begründen, dass der Karbunkel, der während dem näheren oder entfernteren Vorhandenseyn des Milzbrandes sich beym Viehe oder bald nach demselben bey Menschen äussert, und als primäre örtliche Krankheit anzusehen ist, einzig und allein die Aufnahme des Milzbrandcontagiums zur Ursache hat; man könne daher mit Recht diese Krankheit den Milzbrandkarbunkel des Menschen nennen. Die Infection geschehe durch den Genuss des Fleisches der am Milzbrande leidenden Thiere; durch Berührung der Säfte, des Blutes, des Geifers, der Jauche der gefallenen Thiere, und nach neueren Erfahrungen durch die innige Berührung mit Menschen, die von Milzbrandkarbunkeln befallen sind. Mit den Mitteln gegen diese Krankheit fängt der Herausgeber hoch an: da nämlich der Milzbrand leicht nach heissen Sommern entstehe: so soll der Sanitätsbeamte seine Aufmerksamkeit auf die meteorologische Beschaffenheit der Atmosphäre richten, und öffentliche Warnungen und populäre Belehrungen ergehen lassen; eben so wie *Weinhold* auf die katarrhalische Constitution vorhersagend (s. das Buch über das Leben) aufmerksam machte; allein so wissenschaftlich wird die Heilkunde vielleicht erst 1918 behandelt werden können. Besser sind allgemeine Verkehrungen gegen die Verbreitung des Milzbrandes, strenges Verbot des Schlachtens des kranken Viehes, wachsame Aufsicht über alles zum Schlachten eingebrachte Vieh u. s. w. — S. 79 will ein ungenannter Vf., dass die *Flachsröſten* auf Anhöhen angelegt werden sollen, um sie desto unschädlicher zu machen. Er scheint selbst von rigorösen Massregeln eingenommen zu seyn, indem er sich auf den ehemaligen Kaiser Napoleon beruft, welcher verordnet habe, dass die Reisfelder 8000 Meter von Mailand verlegt werden mussten. Indess muss in gerechten Staaten das Privateigenthum auf möglichste Art geschützt werden, und nur gegen Entschädigung kann die Regierung solche Massregeln ergreifen; durch eine gute Ortspolizey kann viel gewirkt werden, noch mehr aber durch thätige Staatsdiener, wenn sie nicht in den Schmachtriemen einer collegialischen Verfassung eingezwängt werden; die thätigsten Köpfe gehen hier öfters unter; man ruft ih-

nen wenigstens das Wort: das ist gegen die Verfassung, so lange zu, bis sie ganz abgestumpft sind. Wie schlecht sieht es mit der allgemeinen und besonderen Polizey in den Städten aus! Möchten doch die Herren mit so feinem politischen Geruch ihre Nasen in die Winkel unserer meisten Städte stecken, und da aufräumen helfen; dann würde man wenigstens sagen können, dass sie das Brod nicht mit Sünden äsen, sonst möchte es gerathener seyn, das Geld, welches die Polizey und Gensd'armerie kostet, den Armen zu geben, damit das Entstehen der Verbrecher verhindert werde. — S. 104 fl. giebt der *Herausgeber* eine sehr unterrichtende Übersicht der *Französischen Medicinalverfassung*. So sehr wir die Franzosen mit ihren Machwerken als Deutsche hassen müssen: so unleugbar ist doch im Verfassungswesen selbst manches Treffliche untergegangen; wer hätte aber auch geglaubt, dass im Ganzen solche Rückschritte gemacht werden würden! Indess muss uns trösten, dass es die Fürsten mit ihren Völkern nicht übel meinen; gebt ihnen eine andere als die gewöhnliche Erziehung eines Militärs, und sie werden noch besser werden; sie kennen ihre Völker nicht, wenigstens den Theil derselben nicht, welcher der Träger der Cultur des Geistes, des Herzens und der Industrie im Allgemeinen ist; ferner gehören nicht alte kraftlose Männer an das Staatsruder, die wohl die Kunst verstehen, sich zu erhalten, allein keinesweges die, Völker zufrieden und glücklich zu machen. — Bey der Rinderpest im J. 1810 vertheidigte *Kausch* in Liegnitz den Gebrauch der Keule; neuere Veterinärärzte wollen sie sehr beschränkt wissen, und behaupten, man könne diese Epizootie nach und nach bis auf einen einzigen Bauernhof zurückdrängen, ja es sey möglich, einen Bauernhof nur allein zu sperren, und sie da gefesselt zu halten und absterben zu lassen. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen; die Vorschläge sind schön, wenn sie nur befolgt würden. Rec. ist es selbst vorgekommen, dass unsere Juristen und Polizeymänner nicht begreifen konnten, wie es möglich sey, dass die Arsenikalfarben einer Cattundruckerey einen ganzen Fischteich vergiften könnten; nicht die Möglichkeit begreifen wollten, dass durch die Baumwolle, wenn Unglück seyn sollte, die Orientalische Pest nach Deutschland gebracht werden könne u. s. w. — Was hilft denn nun unsere collegialische Verfassung, wenn die Mehrheit ihres Inhalts keine allgemeine Bildung, sondern mehrentheils eine recht dürftige specielle besitzt? — Hofrath *Scherf* zu Detmold theilt S. 135 die *Geschichte einer Selbstverbrennung* mit, welche er von der Elektricität herleitet. Die Selbstverbrennungen, sagt er, entstehen mehrentheils bey kalter Witterung und gewöhnlich im Winter; diess erklärt sich aus der Erfahrung, dass der elektrische Process im menschlichen Körper im Winter bey trockener Kälte insgemein am kräftigsten und thätigsten ist. Im vorliegenden Falle trat eine trockene Kälte ein; diese plötzlich eingetretene Kälte soll nun die Idioelektricität des Subjects in Wirksamkeit gesetzt, und die ersten Funken zur Selbstverbrennung hergegeben haben. Neuerlich hat aber *Treviranus* in dem fünften Bande seiner Biologie mit grösserer Wahrscheinlichkeit dargethan, dass diese Selbstverbrennungen wahrscheinlich ein Product grosser Phosphorescenz des thierischen Körpers sey. — S. 147 ff. handelt *Roloff* von einer *verbesserten Methode*, *den Arsenik in Leichnamen zu entdecken*; dass man sich aber auch damit irren konnte, hat der Vf. selbst bewiesen, indem er ein neues Metall für Arsenik hielt, und damit zu schnell in das Publicum eilte — eine Folge unserer Journalarbeiten, sie verflachen die Literatur! Nicht alle führen indess noch ein günstiges Resultat herbey, wie es hier geschehen ist. Der Vf. hat versprochen, sein Verfahren einer völligen Revision zu unterwerfen, und diese bekannt zu machen; möge er diess bald in Ausführung bringen! — *Welche von den vorgeschlagenen Eintheilungen der tödtlichen Verletzungen verdient den Vorzug?* Vom *Herausgeber.* Eine schätzbare Abhandlung; die Juristen werden dem Vf. dafür Dank wissen. Welche Plage für diese sind die Gutachten der meisten gerichtlichen Ärzte, welcher Galimathias wird ihnen aufgetragen, und wie sollen sie oft aus dem charakterlosesten Zeuge einen Schluss ziehen und ein Urtheil begründen! Es ist unumgänglich nothwendig, sagt der Vf., dass bey accidenteller Letalität einer Verletzung die Grösse des accidentellen Einflusses auf den tödtlichen Ausgang, so wie der Antheil, den die Verletzung daran hat, möglichst bestimmt wird. Die Eintheilung ist also nachstehende: alle Verletzungen sind entweder *tödtlich* oder *nicht tödtlich.* Tödtliche Verletzungen sind entweder 1) *absolut tödtlich* — die den Tod nothwendig und nach allen Erfahrungen unabwendbar zur Folge haben, und bey welchen der tödtliche Erfolg nur der Verletzung zuzuschreiben ist, die Ursache des Todes also allein in der Verletzung liegt, — oder 2) *zufällig tödtlich* — hier gründet sich die Ursache des tödtlichen Effects grösseren oder geringeren Theils auf andere accidentelle Umstände; mithin ist er nicht allein, sondern nur minder oder mehr der Verletzung zuzuschreiben, weil noch andere Umstände participiren. Ist eine Wunde schon an sich absolut letal, und es kommen noch überdiess accidentelle ungünstige Verhältnisse hinzu: so wird diess das Urtheil über den Grad der Tödtlichkeit der Wunde nicht ändern, weil der Tod auch ohne jene Verhältnisse, wegen der Intensität der Wunde, schon erfolgt wäre. Die zufälligen Umstände befinden sich bald im Körper des Verletzten, bald ausser ihm, bald waren sie schon vor der Verletzung vorhanden, und äusserten erst nach derselben ihre nachtheilige Wirkung, bald traten sie erst während oder nach der Verletzung hinzu. Solche Umstände sind: eigenthümliche körperliche Beschaffenheit, regelwidrige Structur und Constitution, krankhafte Disposition, wirkliche Krankheit, Einwirkung von Ansteckungsstoffen, eines schädlichen Klima, einer besonders ungesunden Witterungsbeschaffenheit, fehlerhafte chirurgische und medicinische Hülfe. Gemüthsbewegungen, nachlässiges Verhalten des Verletzten, unordentliche Diät. Die Wundarzneykunst bleibt hiebey immer die Basis der Lehre von der Tödtlich-

keit der Verletzungen in der gerichtlichen Medicin. Die Chirurgie findet ganz neue Verfahren, und beweist dieses durch Erfahrung und gelungene Curen. Wie ist sie vorgerückt in den neueren Zeiten; wie selten sind aber auch die Männer, welche sie in solchem Sinne cultiviren; eher findet man zehn speculirende Ärzte, als einen guten Wundarzt. — In Sachsen, wo manche Medicinal-Polizey-Anstalten den schlechten Strassen um Leipzig gleichen, ist eine gute Verordnung, die Melancholischen betreffend, erschienen: 1) soll derjenige Arzt, welcher die Cur geführt, eine vollständige Relation erstatten; 2) des Kranken Zustand muss hierüber durch einen vereideten Physicus sorgfältig untersucht werden; 3) von der Obrigkeit sind die Thatsachen, welche die Einbringung in ein Irrenhaus beweisen sollen, nicht aus blossen Angaben der dabey interessirten Personen, sondern durch Vernehmungen, Zeugenverhöre und Besichtigungen zu constatiren; 4) auch das Vermögen des Kranken ist nachzuweisen; 5) es sind *Curatores status* zu bestellen; 6) endlich ist nachzuweisen, wie aus dem Vermögen des Kranken oder der Gemeinde die gewöhnlichen Verpflegungsgelder aufgebracht werden. Wenn diese Verordnung so ausgeführt wird, ist sie trefflich; es dürfte dann selbst einer ganzen Bande von Schurken nicht leicht werden, arme Irrende in Verzweiflung zu stürzen, und sich ihres Vermögens zu bemächtigen; es dürfte nicht leicht möglich seyn, dass eine grosse Anstalt auf das blosse Attest eines jungen Arztes einen Mann als melancholisch behandelt, von dem es sich auswies, dass ihn die Ränkesucht seines Weibes den Wahnsinn angedichtet hatte; es würde nicht mehr möglich seyn, einen ehrlichen Mann durch das Wort Wahnsinn um Amt, Ehre und guten Ruf, ja um das Vertrauen der vorgesetzten Behörden und des Publicums zu bringen. Nur müssen unsere Irrenhäuser menschlicher werden; es müssen Ärzte in ihnen arbeiten, welche sich durch Geist, Herz und festen Willen ausgezeichnet haben; der Irrenarzt bedarf des Charakters mehr, wie jeder andere; luftige Speculationen und Theorieen, wie sie jede Messe anders bringt, sind hier nicht anzuwenden: ein redlicher Mann, der sein ganzes Leben diesen Unglücklichen opfert, ist hier nothwendig; ihm winkt aber auch die Palme des inneren Friedens, wenn er sein Tagewerk ehrlich vollendet. — Merkwürdig ist S. 349, dass nach *Jäger* die Erweichung des Magens immer bey solchen Kindern gefunden wurde, welche am acuten Wasserkopfe litten. Die Zottenhaut des Magens war vorzüglich erweicht und aufgequollen; nur selten fanden sich Entzündungsflecken; in einigen Fällen hatte auch der Schlund und das Ileum macerirte Stellen. Die Krankheit dauerte nur einige Tage, äusserte sich durch Schmerzen im Leibe, schwer zu stillendes Brechen, Diarrhöen, Abmagerung, Sinken der Kräfte, Fieber, Zuckungen. Der Magengrund fand sich dann am meisten da, wo er die Milz berührt, grünlich grau oder röthlich nussfarbig, durchlöchert oder mürbe durchscheinend. *Hunter* betrachtete diese Erscheinung als eine bloss chemische, erst nach dem Tode erscheinende; sie hängt nach dem Vf. zum Theil von Bedingungen ab, die schon während des Lebens eintreten, und Rec. glaubt hier an ein Nervenleiden.

In der Vorrede des *sechsten Jahrganges* erwähnt der *Herausgeber*, dass die Benennung *Staatsarzneykunde* wieder angegriffen worden sey; er finde indess keine überzeugenden Gründe, sie aufzugeben, selbst *Frank* habe sie in seinen neueren Schriften wieder angenommen. Im zweyten Abschnitte der *Ideen zur Polizey der Heilkunde* handelt Hr. *v. Wedekind* von den Leibärzten; er dürfe sie nicht übergehen, denn gross sey ihr Einfluss auf das Medicinalwesen, welchen sie entweder auf eine gesetzliche oder auf eine ungesetzliche Art ausübten. Rec. ist der Meinung, dass ihr Einfluss weit segensreicher seyn könnte, wenn man die rechten Leute hiezu wählte; gewöhnlich aber sind oder werden sie unter den Hofleuten zu Achselträgern und Jesuiten, welche ihr ganzes Leben damit zubringen, sich eine Ehrenstelle und eine Gehaltszulage nach der anderen zu verschaffen, ihre Creaturen, Schwäger und Vettern unterzubringen, einige geistlose Schriften in die Welt zu senden, und sich dann zu ihren Vätern zu versammeln; auch an Nichtswürdigkeiten fehlt es nicht, sich zum Schildträger und Anpreiser Anderer herzugeben, wenn sie nur Einfluss haben. Ein Mann von Kopf ohne Gemüth wird in einer solchen Lage leicht ein Ränkemacher und Cabalenschmidt; ein Mann von redlichem Herzen und nicht prävalirender Geisteskraft wird bald persiflirt und in den Hintergrund gestellt; ein Mann von Kopf und Herz hält sich und gefällt sich selten lange in einer so elenden Lage: — also vom grösseren Theile der Leibärzte ist für das Wohl der Heilkunde nichts zu erwarten. Bey den Römern waren sie in früherer Zeit Sclaven, und das sind sie eigentlich noch, nur in einer anderen Form. Ausser einem Leibarzte sey auch zufolge des Vfs. S. 13 ein Leibwundarzt nöthig. Die Chirurgie sey nichts Anderes, als die Kunst, mechanisch wirkende Mittel geschickt anbringen zu können; über die Bestimmungsgründe der Anwendung müsse der Arzt entscheiden; der Leibchirurg sey also dem Leibarzte untergeordnet. Hr. *v. Wedekind* wünscht also nach Brauch und Sitte einen Kammerdiener und Wundarzt, der nöthigenfalls mit den Jagdpfeifern der höchsten Herrschaft auf einem stattlichen Wurstwagen von Station zu Station fortgeschafft, auf allerhöchsten Befehl ein Klystier zu setzen im Stande ist. Ein Mann von Ehre wird sich zu einer solchen Anstellung nicht hergeben, und der, welcher sie des lieben Brodes wegen annimmt, besitzt keine Ehre. Am besten ist es, wenn der Herr Leibarzt gar nichts mit der Administration zu thun hat, es werden dadurch jährlich gewiss einige Dutzend Sottisen vermieden; man lasse diese Herren im Vorzimmer; da leben, weben und sind sie, da mögen sie stehen, wie jener Leibarzt, der bey einem Prinzlein die Nacht wachend zubrachte, sich aus sclavischer Furcht nicht zu setzen wagte, und am Morgen mit dicken Füssen nach Hause wanderte, die in ein völliges Oedem übergingen. Das Übrige dieser Abhandlung muss im Werke selbst nachgelesen werden; eben so der Nachtrag des *Herausg.* über Französ. Medicinalverfassung.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 8.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., in der Hermann'schen Buchhandl.: *Jahrbuch der Staatsarzneykunde*, herausgegeben von *Johann Heinrich Kopp* u. s. w. Erster bis zehnter Jahrgang.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Über gymnastische Übungen der Jugend, ein beherzigenswerthes Wort von *Wurzer* in Marburg. Seitdem *Jahn* diese Übungen unter dem Namen *Turnkunst* wieder in das praktische Leben überzutragen suchte, ist viel dafür und dawider geschrieben und gesprochen worden, am meisten in der Hauptstadt des nördlichen Deutschlands selbst. Der ferne Seher wird von der Leidenschaftlichkeit nicht ergriffen; er fragt, wo sind die Facta? Preussens edler König hat einen wirklichen Turnmeister an der Hauptanstalt mit Gehalt angestellt; die Regierungen berichten in der Mehrheit vortheilhaft darüber, und viele einsichtsvolle und vorurtheilsfreye Privatmänner kehren sich nicht an das Geschrey der Gegner, sondern senden ihre Kinder diesen Anstalten zu. Die Sache muss also gut seyn; und wenn sie diess ist: so ergreife man mit den Kleinlichen nicht das Kleinliche aus Rachsucht gegen die Person eines Mannes, der Manchen als Sonderling erscheinen mag, und man vergesse nicht ganz, was ein solcher Mann zu seiner Zeit werth war. Rec. hat ihn in einem fernen Lande gesehen, wo er mit seiner Rede Alle begeisternd hinriss, und versichert, eine solche Vaterlandsliebe nur selten getroffen zu haben. So waren die Römer zur Zeit ihrer höchsten Triumphe. Die grössten Männer der Vorzeit, sagt unser Vf. S. 94, waren eben so grosse Krieger, als Staatsmänner und Philosophen. Sie stritten mit gleichem Geiste, womit sie redeten und schrieben. Statt kleinlichen Wörterkrams galt ihnen das Studium der Lebensweisheit, harmonische Übung aller Kräfte der Seele und des Körpers; das ist der ächte Geist und Zweck des Unterrichts, und die Frucht des ächten Unterrichts ist, wie *Johannes v. Müller* sagte, Geistesgegenwart und Geschick zu Allem, Würde des Lebens und Unabhängigkeit von der Laune des Glücks. Die Vereinigung eines thätigen Lebens mit einem denkenden ist es, was uns wieder unseren Meistern im Alterthume nähern kann. — *Abbildung des Milzbrandkarbunkels* vom *Herausgeber.* Diese Krankheit, schreibt derselbe, bietet in pathologischer und medicinisch-polizeylicher Hinsicht so viel Merkwürdiges dar, dass es wohl der Mühe lohnt, eine treue Abbildung zu veranstalten, welche auch recht treu gelungen ist. Die Stadien haben keine bestimmte Zeit in ihrem Verlaufe. Die längere und kürzere Dauer hängt von der Grösse des Karbunkels, vom Sitze desselben und besonders von der Constitution des Kranken ab. Die begleitenden Zufälle vor dem Eintritte des dann folgenden typhösen Fiebers waren Kopfschmerzen, verminderte Esslust, Drücken in den Präcordien, Schwere in den Gliedern, belegte Zunge, trockene heisse Haut, voller Puls, dunkeler Urin, unterbrochener Schlaf. Versuche mit der Impfung des Giftes ergaben Folgendes. Eine Ziege ward mit dem Karbunkelgifte einer Kuh am Eiter geimpft; nach Verlauf von 11 Tagen entstand eine Brandblatter, es erschien Entzündung und ein Geschwür, die Ziege starb den 12ten Tag; die Milz war nicht desorganisirt. Vom Eiter der Ziege ward wieder das Eiter einer Kuh geimpft, die vor einem Jahre den Milzbrand überstanden hatte, allein die Impfung blieb ohne Erfolg. Ein Hund aber, bey dem man die Impfung am Inneren der Schenkel vornahm, und der von der Milz eines am Milzbrande gefallenen Viehes gefressen hatte, bekam eine Brandblatter auf der linken Seite, und starb am 13ten Tage. — Die Existenz der *Masern bey Schaafen* nimmt Prof. *Ryss* S. 107 als erwiesen an; und da die Impfung hier so guten Erfolg zeigte: so verdient sie allerdings bey einem solchen Falle Nachahmung, um so mehr, da man mit Arzneyen nicht viel ausrichten könne. Denn wer kann bey mehreren hundert Stücken jedes einzelne untersuchen, und wo wären die Wärter aufzutreiben und zu bezahlen, wenn mehreren hundert Stücken täglich Arzneyen beygebracht werden sollten? — Hinsichtlich der Bemerkungen *über die älteren und neueren Eintheilungen der Verletzungen nach ihrer Letalität*, will Prof. *Henke* die drey Hauptfragen so gestellt wissen: 1) Ob die Verletzung so beschaffen sey, dass sie bey allen menschlichen Individuen ohne Unterschied für sich allein nothwendig den Tod bewirken müssen? 2) Oder ob sie nur bey dem Verletzten, nach dessen Individualität (wozu Geschlecht, Alter, Constitution, Gesundheitszustand, Krankheitsanlage und selbst vor der Verletzung vorhandene Krankheit zu rechnen) für sich allein den Tod zur Folge haben müssen? 3) Oder

ob die Verletzung bey dem verletzten Individuum entweder durch Mitwirkung eines auf die Heilung sich beziehenden Umstandes, oder durch Zutritt einer äusseren von der Verletzung nicht in Wirksamkeit gesetzten Schädlichkeit den Tod zur Folge gehabt habe? Die Gründe für die hier vorgeschlagenen Veränderungen sind im Verlaufe der Abhandlung von dem Vf. sehr scharfsinnig entwickelt. Hierüber scheint es ihm nothwendig, überall wo diese Fragen zur Beantwortung aufgegeben werden, die gerichtlichen Ärzte durch eine zweckmäsig erläuternde Verordnung über den Geist und Zweck dieser Fragen gehörig zu belehren. Denn es kann nicht wohl anders seyn, als dass viele derselben, den bisher angenommenen Grundsätzen folgend, die Worte des Gesetzes missverstehen, falsch auslegen und demnach unbefriedigende mangelhafte Gutachten abgeben werden. Bey Beurtheilung der Tödtlichkeit der Verletzungen möchten folgende Methoden hauptsächlich in Betracht kommen: 1) eine als Normal festgesetzte Eintheilung der Verletzungen, welche überall als Richtschnur bey Beurtheilung der vorkommenden Fälle dienen müsste; 2) weit vorzüglicher würde die Ausführung eines von *Feuerbach* gemachten Vorschlags seyn, den Ärzten durch die Gerichte jedesmal die Fragen zur Beantwortung vorlegen zu lassen, welche die Individualität des Falles erfodert, und dabey zur Feststellung eines richtigen Gesichtspunctes auch eine Erklärung der Rechtsfragen zu geben, deren Entscheidung der vorliegende Fall eigentlich erheische; 3) endlich scheint das von der Preussischen Criminalgesetzgebung gewählte Verfahren, nämlich die Aufstellung solcher allgemeinen Fragen, deren Beantwortung durch den Gerichtsarzt einen in jedem Falle nöthigen Aufschluss dem Richter verschafft, am leichtesten ausführbar zu seyn. Dem Scharfsinne und der Beurtheilung unterrichteter gerichtlicher Ärzte würde also immer noch ein hinlängliches Feld offen bleiben. — S. 184 ff. erzählt *Niemann* die *Geschichte einer höchst wahrscheinlich blödsinnigen Einfalt*, und erstattet über die Frage, ob der Inquisit an einem periodischen Wahn- oder Blöd-Sinne oder anderer Verstandesschwäche leide — ein psychologisch-medicinisches Gutachten, und S. 202 ff. giebt *Gärtner*, Apotheker zu Hanau, *Beyträge über die Entdeckung des Arseniks in gerichtlich-chemischer Hinsicht*, aus welchem hervorgeht, dass die Anwendung des Kalkwassers als Reagens auf Arsenik nur bey solchen Flüssigkeiten Statt findet, von welchen durch Versuche dargethan ist, dass sie kein Kochsalz enthalten, oder die bey Gegenwart dieses Salzes vorher durch zweckmässiges Verfahren von Schwefelsäure und Kalkerde, überhaupt von solchen Körpern, die mit der Kalkerde im Wasser schwere oder unauflösliche Verbindungen einzugehen im Stande sind, befreyt wurden u. s. w. — S. 215 wird unter der Abtheilung: *Medicinalordnung*, angeführt, dass früherhin im Herzogthume Anhalt-Cöthen noch keine Gesundheitspolizey bestanden, und dass nunmehr die Leitung der Sanitätspolizey und des Medicinalwesens und die Aufsicht über beide nicht einem Collegium, sondern nur einem Medicinalrathe in einer Person (D. *Brunn*) übertragen sey. In einem kleinen Lande mag diess angehen, in einem grösseren würde es nicht ausführbar seyn, und diess ist es eben, was an der sonst schätzbaren Preussischen Medicinalverfassung noch zu tadeln ist, — eine gewisse Langsamkeit hängt ihr an, die durchaus schädlich ist. Über die geringsten Sachen muss oft in Berlin angefragt werden; nun denke man sich den Instanzenzug, der neuerlich durch das Verschleifen bis an die Oberpräsidenturen noch grösser geworden ist, und einen pedantischen Regierungsrath dazu, der aus Kleinigkeiten grosse Dinge macht, und man hat ein Bild der höchsten Langeweile. Was ist das, was die Menschen an die ehemalige westphälische Verfassung noch jetzt so anzieht? Es ist das schneller wirkende bureaukratische System. Es sollen aber Ungerechtigkeiten dabey nicht zu vermeiden gewesen seyn! Zugegeben, allein die Langsamkeit einer Regierung ist die grösste Ungerechtigkeit, und quält die Menschen langsam ab, macht sie missmuthig und unzufrieden; der Mensch will Entscheidung, er nimmt sie lieber als Ungewissheit. Es giebt also keine andere Hülfe, als eine völlige Reform der collegialischen Verfassung; wie sie jetzt besteht, hält sie sich gegen den Geist der Zeit nicht, an den wir glauben. Die Justiz besitzt ihr Positives, da kann und mag sie bestehen; allein in der Administration — wo ist der Präsident, der, wenn er nur einigermassen klug ist, nicht Alles im Collegio durchzusetzen im Stande wäre, was sein Wille gebietet; nicht einmal fein wird es angefangen, und es geht doch; die Räthe sind aber unter solchen Verhältnissen nichts mehr und nichts weniger, als auf eine unfeine Art expedirende Secretärs. — S. 220 ist das Königl. Preussische Publicandum vom 23 Mai 1818, unterz. *Schuckmann*, aufgeführt, welches über die Anwendung des Magnetismus Grundsätze ausspricht, die selbst die zügelloseste Phantasie der bodenlosesten Schwärmer in dieser Sache gut geheissen hat. Es sollen nur praktische Ärzte die Erlaubniss haben, denselben auszuüben; nur mit Genehmigung des Physicus sollen andere Personen substituirt werden dürfen; die Ärzte selbst sollen dem Physicus von jeder Cur Anzeige machen; es soll jedoch keineswegs die Absicht seyn, den Physikern ein willkührliches Eingreifen in die Behandlungsweise der praktischen Ärzte zu gestatten u. s. w. Wenn dieses Alles befolgt wird: so kann es hinfort nicht mehr geschehen, dass leichtsinnige und verbuhlte Dirnen dem Magnetiseur weiss machen, sie läsen mit den Fingern, wo der Betrug schon nach 3 Monaten, wie in England, vor Augen lag; sie werden nicht mehr auf den Kopf fallen, nachdem sie prophezeihet, sie würden darauf fallen; sie werden nicht mehr Feuer anlegen, nachdem sie prophezeihet, dass dasselbe angelegt werden würde u. s. w. Unsere neueren Magnetiseurs haben sich lächerlich gemacht, weil sie läppische Dinge erzählt; es glaubt ihnen Niemand mehr, auch das Wahre nicht; die Gegner derselben, wie *Pfaff* u. a. m., haben die Sache nicht fein angegriffen, und daher das Vertrauen verloren; das Publicum erwartet daher noch einen Mann, der gross als Philosoph, Physiker und

Arzt den geschürzten Knoten zu lösen im Stande seyn möchte. — S. 248 ist bey der Entfernung endemischer und epidemischer Krankheiten auch des *gelben Fiebers* gedacht. Die Furcht davor scheint in Deutschland ziemlich verschwunden zu seyn, seitdem der Feind aus dem Orient, die Pest, neuerlich bis Fiume vordrang. Die weise Preussische Regierung liess sich indessen durch zu grosse Sicherheit nicht einschläfern; sie sendete noch im vorigen Jahre den Staatsrath *Langermann* nach Helgoland, um ganz im Stillen die Quarantäne-Anstalten prüfen zu lassen, welche von der Quarantänedirection zu Kopenhagen ausgehen; der thätige und einsichtsvolle Mann brachte bey der heftigsten Brandung, selbst mit Aufopferung seiner Gesundheit, viele Tage und Nächte an der Küste zu, landete an mehreren Orten, und sah leider bald ein, dass diese Anstalten allein nicht hinreichend seyn würden, uns vor der abendländischen Pest zu schützen. — S. 317 wird unter den Kranken- und Rettungs-Anstalten des *chirurgischen Hospitals zu Göttingen* gedacht. Ausser der Wohnung des Directors, welche es enthält, ist noch Platz für 50 Kranke darin, die unentgeltlich behandelt und verpflegt werden; es ist gewiss sehr schön, wenn der chirurgische Unterricht auf Universitäten recht gehegt und gepflegt wird: denn nur von da aus kann eine wissenschaftliche Chirurgie in Deutschland verbreitet werden. — S. 320 ist auch die *Irrenanstalt auf dem Sonnenstein* erwähnt. Sie nimmt nur heilbare Gemüthskranke auf, und in öffentlichen Blättern hat es an Lobpreisungen derselben, die ihren Ursprung manchmal zu deutlich verriethen, nicht gefehlt. Möge uns doch nun auch der Arzt der Anstalt (D. *Pienitz)* mit etwas Gediegenem erfreuen! Tabellenkram hilft zu Nichts; ausführliche Beschreibungen, Heilanzeigen und Curen müssen mit Gründen vorgelegt werden, wenn das gelehrte Publicum Vertrauen zu einer solchen Anstalt und ihrem Director fassen soll. Wer nichts bekannt macht, muss als in der gelehrten Welt nicht existirend betrachtet werden, und wer einer Irrenanstalt als Director vorstehen will, muss Darstellungsgabe haben und die Feder führen können. — S. 381 wird eine Zusammenstellung über die *Aqua Toffana* geliefert. Aufschlüsse über dieses furchtbare Gift sind noch zu erwarten; dass es überhaupt noch ein Narcoticum in der Welt giebt, welches wenig bekannt ist, ist gewiss; es berauscht die Menschen in einiger Entfernung, stimmt sie zu wollüstigen Gefühlen und Träumen, und wird den Naturforschern nicht entgehen; in Italien war es nur Wenigen bekannt. — S. 410 ist ein Verzeichniss der Gebrechen, welche diejenigen, die damit behaftet sind, zum Kriegsdienste in Frankreich untauglich machen, angeführt. Ein ähnliches hat der ehrwürdige *Goericke* für die K. Preuss. Armee entworfen. Der Mann hat sich also Verdienst um die Verwaltung erworben; möchte doch sein neuester Tadler eben so sehr Mensch seyn, wie dieser hochgeachtete Greis es ist, und sich schämen, wenn er diese Zeilen liest; elende Speculanten haben wir dutzendweis aufzustellen, aber selten ist ein Mann, der in dieser unvollkommenen Welt nur etwas Halbvollkommenes herzustellen vermag.

In dem *siebenten Jahrgange*, 1814, beginnt zuerst Hr. *Wedekind*, von der Landesuniversität hinsichtlich auf ärztlichen Unterricht; er verwirft die Residenzen und grossen Orte als Universitätsorte; der Professor höre auf Professor zu seyn, er verflache sich, fühle wohl selbst, dass er zurückschreite, und um dann seine Blössen zu decken, nehme er gegen alles Bessere seines Faches einen hämischen absprechenden Ton an, und suche besonders seine besseren Collegen herabzusetzen; wohl wahr! Hinsichtlich der Studirenden ist der Vf. sehr für die alte und wahre akademische Freyheit eingenommen, dass nämlich der Student unter dem Gesetze stehe, und dass dieses vorzüglich mit Gerechtigkeit gehandhabt werden solle; es stehet also einem akademischen Senate nicht wohl an, wenn er aus dieser oder jener Sagerey ein persönlich motivirtes Urtheil fällt. Hinsichtlich der Polizeyvergehen führt er eins an, welches nur unter Professoren Statt finden könne, wenn z. B. ein College den anderen in den Augen der Studenten herabzuwürdigen und lächerlich zu machen sucht, — es müsse streng geahndet werden. Die Polizey müsse Männern aufgetragen werden, denen ganz vorzüglich am Flor der Universität gelegen sey; sie müssten von den Verhältnissen der Universitätsmitglieder genau unterrichtet seyn. Der Vf. will die Universitätspolizey nicht in den Händen der Stadtobrigkeit wissen; sie gehe zu wenig schonend mit den Studirenden um. Die akademische Freyheit des Studenten soll darin bestehen, dass er in Civil- und Criminal-Sachen dem bürgerlichen Gesetze unterthan sey, in Disciplinar- und Polizey-Sachen aber von einem besonderen Forum und unter rechtlichen Formen gerichtet werde. Zu Professoren sollen Männer gewählt werden, die ein gutes Sprachorgan besitzen; einer, der undeutlich spreche, tauge schon nicht zum Lehrer. Rec. setzt hinzu: er müsse sich der gelehrten Welt bereits gezeigt haben, wo möglich durch ein gutes Buch; er müsse in seinem Fache ein tüchtiger Praktiker seyn und die Theorie wissenschaftlich, deutlich und fasslich vorzutragen verstehen; das Heraufbilden von Privatdocenten, welche nie von der Universität hinwegkommen, so wie das Anstellen der Professorensöhne an der nämlichen Universität, hält er mit Recht für schädlich, die Universitäten gleichen am Ende Versorgungsinstituten für gewisse Familien. Professor der Medicin sollte nur ein Mann seyn, der vorher als praktischer Arzt irgendwo gelebt hätte. Hinsichtlich des ärztlichen Faches solle die Universität so eingerichtet seyn, dass ein junger, in den Vorbereitungswissenschaften wohlunterrichteter Mensch in Zeit von drey Jahren einen zusammenhängenden Inbegriff aller ärztlichen Kenntnisse sich auf derselben erwerben, und dass Niemand dieselbe verlassen könnte, um seinen ärztlichen Unterricht im Praktischen weiter zu verfolgen, der nicht das wissenschaftliche Gebiet der Medicin hinreichend kennen gelernt hätte. Solle aber dieses geleistet werden: so müsse auch aus dem ärztlichen Unterrichte Alles beseitigt werden, was mit der

Ausübung der Heilkunde in keiner Verbindung steht, was gelehrter Tand ist, oder was zu den Speculationen müssiger Köpfe gehört. Er glaube nicht zu irren, wenn er behaupte, dass dieser Zweck vorzüglich dann erreicht werde, wenn der Professor über ein gedrucktes Compendium läse, wodurch er genöthigt werde, seine Meinungen über jedes Specielle zu eröffnen, und der Welt zugleich beweise, welcher Geist in seinen Vorlesungen vorherrsche. Rec. muss dem verdienten Vf. hierin ganz beystimmen; leider giebt es Professoren, die nur gern dasjenige, was sie interessirt, in ihre Vorlesungen hineinspinnen, und nicht bedenken, dass die jungen Leute ganz unglücklich dastehen, wenn sie in der Welt einst allein und selbstständig handeln sollen. Ein Professor, der nie erfahren, wie schwer es ist, durch die Wissenschaft und deren praktische Ausübung seine Existenz zu sichern, kann auch keine praktischen Ärzte bilden; er weiss nie, worauf es eigentlich ankömmt, um in der Welt redlich und als ein solider Arzt fortzukommen. Das Weitere dieses interessanten Aufsatzes wird wohl jeder wissenschaftlich Gebildete selbst nachlesen. — S. 82 sucht Hr. D. *Lucä* zu Frankfurt in einem Aufsatze *über Verbreitung contagiöser Krankheiten durch einquartirte Soldaten* den ersten Grund jener Typhusepidemie in den besonderen Verhältnissen unserer Atmosphäre und dadurch bedingten besonderen Verhältnissen unserer Constitution, ohne zu bedenken, dass Typhus bey jedem atmosphärischen Verhältniss, zu jeder Jahreszeit, ja in jedem Monate, er sey heiss, kalt, nass oder trocken, entsteht, wenn grosse Menschenmassen eine gewisse Zeit in enge Räume gedrängt werden, und dass dann, wenn das Contagium einmal erzeugt ist, es auch leicht den Gesundesten ansteckt. Er entsteht im heissen Indien als Schiffsfieber, als Lagerfieber, als Kerkerfieber, und eben so haben wir ihn in Russland bey der grössten Kälte in den Baracken der Soldaten, den niedrigen Stuben der Bauern und den Hospitälern selbst entstehen sehen. Alles, was der Vf. dagegen vorschlägt, ist eine Art von Quarantäneanstalt unter genauer Aufsicht der Ärzte, die einzelnen zur Einquartirung in Bürgerhäuser bestimmten Truppenabtheilungen, die von einem verdächtigen Orte kommen, an besonderen dazu bestimmten Aufenthaltsorten längere oder kürzere Zeit ihren Körper und ihr Gepäck gehörig reinigen, auslüften und räuchern zu lassen. Diese Vorschläge sind längst bekannt und recht gutmüthig, aber ohne Reife. Wer war im Stande, die Französische Armee, die von Moskau kam, an Litthauens Grenzen auszuräuchern, damit sie die Kriegspest nicht nach Polen und Deutschland gebracht hätte? Wer war im Stande, als die Französische Armee von dem allerverdächtigsten Orte, Leipzig, zu Erfurt wie eine geschlagene ankam, sie zu Frankfurt gehörig zu reinigen und auszulüften? — Die beste polizeyliche Massregel war wohl die, sie bald über den Rhein zu werfen. — Aus der sehr gut geschriebenen Abhandlung des Prof. *Henke über die gerichtlich-medicinische Beurtheilung der Vergiftungen*, heben wir nur wegen Mangel an Raum das Wichtigste aus: 1) jeder Fall von Vergiftung ist *in concreto* nach seiner Eigenthümlichkeit zu untersuchen und zu beurtheilen; 2) die Fragen, deren Beantwortung der Richter im Falle, dass der Tod auf vermeintliche Vergiftung erfolgt ist, vom Arzte bedarf, sind folgende: a) ist in dem gegebenen Falle Vergiftung vorhanden? b) welches Gift ist angewendet worden? c) ist der Tod durch das Gift bewirkt worden? Ist der Thatbestand der Vergiftung erwiesen: so bedarf der Richter nichts weiter zu wissen, als ob der Tod für die Wirkung der Vergiftung zu halten sey, oder ob derselbe von anderen Ursachen herrühre. 3) Jede Vergiftung, von welcher der Arzt das Urtheil fällt, dass die Letalität derselben gewiss sey, ist als eine *in concreto* nothwendig tödtliche zu betrachten. Die physischen Merkmale, welche dem gerichtlichen Arzte Aufschluss über die Existenz einer Vergiftung geben, sind nach dem Vf. dreyfach: a) die krankhaften Erscheinungen bis zum Tode, b) die krankhaften Veränderungen in der Leiche, c) die chemische Prüfung der im Magen und Darmkanale befindlichen Substanzen. Denjenigen gerichtlichen Ärzten und Richtern aber, die aus falsch verstandener Humanität bey den offenbarsten Verbrechen, bey überwiesenen und der Unthat geständigen Missethätern, die Rolle des Defensors übernehmen, und alle Künste der Sophistik anwenden, um die im Gesetze bestimmte Strafe umgehen zu können, ruft der Vf. die Worte zu: *rogo illos per ejusdem sui muneris fidem ac religionem, ne, ubi confesso ac manifesto sceleri legitimo excusatio omnis jam interclusa est, pro argumentis argutias nobis exhibeant; multo minus, cum sicario alicui aut venefico poenae liberationem obtinuerunt, per ingeniosam scilicet calumniam juris huic velut de praeclaro aliquo facinore ac divino merito glorientur.* Die ganze Abhandlung ist sehr lesens- und beherzigungswerth.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Amelang: *Chemische Grundsätze der Kunst Bier zu brauen; oder Anleitung zur theoretisch-praktischen Kenntniss und Beurtheilung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen und Verbesserungen in der Bierbrauerey; nebst einer Anweisung zur praktischen Darstellung der wichtigsten Engländischen und Deutschen Biere, sowie einiger ganz neuer Arten derselben.* Von *Sigismund Friedrich Hermbstädt*, Königl. Preuss. Geh. und Ober-Medicinalrathe u. s. w. 1819. XXIV u. 360 S. 8. (2 Rthlr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., in der Hermann'schen Buchhandl.: *Jahrbuch der Staatsarzneykunde*, herausgegeben von *Johann Heinrich Kopp* u. s. w. Erster bis zehnter Jahrgang.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 163 erzählt *Lucä* den Fall einer Anomalie der Schwangerschaft hinsichtlich der Menge des Fruchtwassers, mit Anomalie in dem Baue der Nabelschnur und der Placenta vergesellschaftet, als Ursache der frühzeitigen Geburt. Die Menge des Fruchtwassers war Grund der enormen Ausdehnung und Härte des Unterleibes, und hinderte das Gefühl eines Kindes und seiner Bewegung von Seiten der Mutter selbst und des Geburtshelfers, und konnte leicht bey unterlassener Untersuchung der inneren Geschlechtstheile den Verdacht einer Bauchwassersucht erregen. Der ganze kränkliche Zustand der Frau dauerte 11 Monate, und begann 4 Monate vor dem Anfange der Schwangerschaft; Ausbleiben der Menstruation war die erste ungewöhnliche Erscheinung bey der Frau, und erst im vierten Monate nachher wurde sie bey ihrem kränklichen Zustande unbemerkt schwanger. Solche Anomalieen fodern von Seiten des klinischen Arztes die gröfste Vorsicht im Erforschen und Handeln: denn wie viele haben sich nicht schon lächerlich gemacht, und wie sehr ist die diagnostische Eitelkeit und die Sucht, Alles schnell erkennen zu wollen, auf Kosten ihres guten Rufs bestraft worden! Die Speculanten und Theoretiker wollen nicht einmal glauben, dafs die Kunst zu beobachten verloren geht, wenn selbst ein guter Praktiker mehrere Jahre nicht beobachtet. — S. 172 theilt *Roloff* die Obduction zweyer schnell verstorbener, vermeintlich vergifteter Menschen mit, aber leider mangelt ihre Krankheitsgeschichte, und das Ganze bleibt demnach in ein grofses Dunkel gehüllt. Unsere Chemie reicht bey Weitem noch nicht hin, alle Vergiftungen zu entdecken; mit den thierischen und vegetabilischen Giften sieht es übel aus. Rec. kennt einen ähnlichen Fall, wo zwey Kinder Wolfskirschen blofs gekaut, den Saft verschluckt, die Hülsen aber ausgespuckt hatten, ohne dafs es Jemand bemerkt; sie starben nach 26 Stunden, und der ganze Hocuspocus von gerichtlicher Obduction und chemischer Prüfung brachte gar nichts heraus, bis später ein Zufall das Nähere aufklärte. Mit einem Manne, welcher das Wasser ausgeprefster Fliegenpilze verschluckt hatte, ging es eben so. Die hier obducirten Menschen waren ebenfalls Gärtnerskinder, unter heftigem Brechen, Brennen im Halse, Convulsionen und Sopor verstorben; der Magen und die Intestina wurden entzündet gefunden; das Gehirn war mit schwarzem Blute wie injicirt, so dafs auch die Capillargefäfse strotzten. Der Vf. erwartete nun zuviel von der gewöhnlichen chemischen Prüfung, sie ergab natürlich nichts, und er ruft aus: der Verdacht von Vergiftung mufste nach dieser Untersuchung gänzlich schwinden! — Zuletzt schliefst er sehr flüchtig: woran die beiden jungen Leute gestorben, ob an einer Gastritis, Enteritis, Cholera oder einem sehr bösartigen Typhus und Apoplexie, wage ich nicht zu bestimmen, da ich die Kranken nicht beobachtet habe, weil der Tod bey meiner Ankunft schon eingetreten war. Der Vf. scheint aber viel zu sehr beschäftigt gewesen zu seyn, sonst hätte er den Arzt, der die Kranken behandelt, um weitere Aufklärung ersucht. Hiezu kömmt, dafs die Knaben vor Eintritt der Zufälle von einem Schulcammeraden, der aber nicht ausgemittelt werden konnte, ein Musbrod erhalten und gegessen hatten. — Der hierauf folgende *Beytrag zur Lehre der Priorität des Todes* vom *Herausgeber*, und *Wildbergs* erneuerte *Betrachtungen über die Beurtheilung der tödtlichen Verletzungen* sind keines Auszugs fähig, und müssen in diesem Jahrgange selbst nachgelesen werden. — S. 249 ist eine Würzburgische Verordnung angeführt, nach welcher alle Händler mit Königseer Waaren auf dem kürzesten Wege über die Grenze gebracht werden. Polizeyliche Mafsregeln sind gegen Quacksalber die besten; fiscalische Untersuchungen nur in äufserst schwierigen Fällen angezeigt — jeder Pedantismus und jede Weitläuftigkeit mufs hiebey vermieden werden, sonst geht es mit unserem Geschäftsgange rückwärts. — S. 257 beginnt mit einer Abhandlung über die *Entfernung endemischer, epidemischer und ansteckender Krankheiten.* Mit grofsen Kräften wurde der letzte Krieg geführt; ungeheuer war die Zerstörung, welche er hervorbrachte, grofs der Verlust an Menschen in Gefechten, aber auch grofs durch Krankheiten, als Folgen des Krieges, Mangel, Furcht, Schrecken, Blöfse, Hitze,

Kälte, Zusammenhäufung schlecht besorgter Verwundeter in Lazarethen, verdorbene Luft, erzeugten den Begleiter hartnäckiger Kriege, den Hospitaltyphus oder die Kriegspest (Fleckenfieber, Faulfieber, Lazarethfieber, Nervenfieber). Ein schauderhaftes Gemälde hievon hat uns *Weinhold* gegeben in den beiden Schriften: Dresden und seine Schicksale im Jahr 1813, und in den kritischen Blicken über das Nervenfieber. Über Leipzig fehlen uns dergleichen schätzbare Nachrichten; der Rath daselbst erliess ein Patent, worin er in 17 Artikeln ärztliche und polizeyliche Vorkehrungen anordnete, und die mineralsaueren Räucherungen vorzüglich empfahl; mehrere geschickte Ärzte fielen als Opfer, und binnen 4 Tagen starben 36 Personen am Nervenfieber, ohne die Todten in den Hospitälern. Die ganze Strasse, welche die retirirende Französische Armee eingeschlagen hatte, wurde verpestet; überall längst ihres Weges bis über den Rhein brachen Faulfieber aus. In und um Dresden ruhen 70000 Franzosen; in Leipzig starben zufolge der Lazarethlisten im J. 1813 80000 Französische Soldaten an Wunden, Typhus und anderen Krankheiten.

Im *achten Jahrgange*, 1815, entwickelt Hr. *Wedekind* im sechsten Abschnitte seiner *Ideen zur Polizey der Heilkunde* seine Ansichten von den Lehrlingen, Gesellen und Meistern der ärztlichen Kunst. Die Lehrlinge auf der Universität werden Studenten, die anderen aber im Unterrichtsspitale und bey dem Meisterarzte Candidaten genannt. Der Lehrling soll, wenn er ausstudirt hat, noch ein Jahr bey einem praktischen Arzte in der Lehre zubringen, hier soll er den Unterschied zwischen Spitalpraxis und der bürgerlichen Praxis kennen lernen, und er würde sich noch weiter in der Zubereitung der Arzneyen und in den chirurgischen Operationen unterrichten; nur wäre den Lehrlingen bey schwerer Strafe zu verbieten, dass sie aus eigener Autorität nichts unternehmen, sondern lediglich die Verordnungen und Befehle ihrer Vorgesetzten zu vollziehen hätten. Diese Vorschläge sind gut, mittelmässige Köpfe zu Ärzten zu bilden; allein die Freyheit des Geistes ginge hiebey ganz verloren; Gott erhalte die akademische Freyheit, und der fleissige Jüngling wird sich auf unseren Deutschen Universitäten, bey den vielen und schönen klinischen Anstalten, zum vollendeten Arzte und selbstständigen Manne ausbilden können, wenn er nur ein oder zwey Jahre an Zeit mehr als gewöhnlich aufopfern will. Schon das Famuliren ist für den promovirten Arzt nachtheilig; ein promovirter Arzt, der sich von einem anderen gebrauchen und schicken lässt, entehrt gewissermassen schon dadurch diese akademische Würde; der Staat erhält nicht hiedurch freye Männer und selbstständig handelnde Ärzte, sondern eine Art ärztlicher Gesellen, die schon früh an eine gewisse Kriecherey gewöhnt, in späteren Jahren zu Erb- und Familien-Schleichern werden. Das Famuliren hindert den freyen Anflug und das Aufkommen hoffnungsvoller junger Ärzte, und diess geht ganz natürlich zu, und ist noch schlimmer, wenn der Meisterarzt mit dem ärztlichen Lehrjungen verwandt, ja wohl gar sein Vetter oder Schwager ist. Der Meister schickt den Jungen in Familien, welche ihn nicht verlangt haben; erhält er den anderen Tag schiefe Gesichter oder Vorwürfe: so weiss derselbe die Sache schon so zu stellen, dass die Leute in etwas beruhigt werden; es heisst dann: „Sie können sich ganz auf den jungen Mann verlassen, ich kenne keinen anderen, der ihm gleich käme." Nach einiger Zeit wagt man schon mehr; der Junge oder Arztgeselle wird als Auditor mit zu Consultationen gezogen; er hört bloss, er ist ganz Ohr, ja sein Ohr prolongirt sich zuweilen; nun macht man, dass der Gesell mit anderen in Ruf stehenden achtbaren Ärzten allein am Krankenbette zu handeln bekömmt; der schlaue Meisterarzt lässt sich oft wegen seines Nichterscheinens entschuldigen, und hat man nun durch solche Ränke ein Jahr in das Land gebracht: so setzt man dem edlen Werke die Krone auf: *man kauft dem Jungen eine Equipage*, und es ist darauf zu wetten, dass der vornehme und geringe Pöbel mehr Vertrauen zum unwissenden oder halbwissenden fahrenden Arzte haben werde, als zum kenntnissvollen, wenn er zu Fusse kommt. Der Gesell erscheint nun schon als ein Familienschleicher; er hascht stets nach vornehmer Praxis, und nimmt, wenn ihm das Glück schlägt, in Zeiten wieder einen ärztlichen Jungen zu Hülfe, welcher das Gesinde und die Kinder behandelt. So sah Rec. selbst, wie ein ganz unwissender Anfänger oft eine angesehene Familie besuchte und in ihr Recepte verschrieb; der Herr des Hauses ahnete zwar die Gefahr, welche daraus hervorgehen könne, meinte aber: ey nun, es sey zwar wahr, allein er behandle bloss die Kinder, und sey übrigens ein Mann, den er nicht wegbringen könne: denn er mache seiner Frau manche Possen vor! So steht es in Deutschland mit manchen Hausärzten. Die Kenntniss der Griechischen Sprache findet der Vf. für den Arzt entbehrlich, weil derjenige, welcher diese Sprache nicht zu seinem Lieblingsstudium mache, die Werke der Griechischen Ärzte nicht so gut übersetzen werde, als sie bereits von Kennern dieser Sprache übersetzt worden seyen. Die Lateinische Sprache sey aber dem gelehrten Arzte unentbehrlich, auch lege ihre Erlernung den Grund zu den grammaticalischen Kenntnissen und diene zur gründlichen Erlernung der eigenen Muttersprache. Die letztere aber gehörig zu verstehen und sich in ihr ausdrücken zu können, bleibe die Hauptsache, dies bewiesen die Engländer, Franzosen und Italiäner. Übrigens verlangt der Vf. von jedem Arzte, dass er in der Chirurgie wenigstens wissenschaftlich unterrichtet sey, sowie man es von jedem Chirurgus verlange, dass er die Theorie der gesammten Heilkunde aufgefasst habe. Den Chirurgen dürfe man es gar nicht sagen, dass die Ausübung der Medicin eine Hexerey sey: denn welcher Wundarzt beschäftige sich nicht mit der inneren Heilkunde! Wenn die Professoren das viele Unnütze aus ihren Vorlesungen, welches keinen Bezug auf die Praxis hat, und entweder in leeren Hirngespinsten oder unnützem Gedächtnisskram besteht,

weglassen, und die Lehrer der Chirurgie aufhören, in der Kritik und im Erfinden von Instrumenten glänzen zu wollen, und dagegen, wie *Richter* es verstand, die Art, wie eine Operation gemacht werden muss, anschaulich, und die Gründe, warum, einleuchtend zu machen suchen: so wird das Studium der gesammten Heilkunde sehr erleichtert werden. — *Über weibliche Ärzte im Staate* von *Stoll* zu Arnsberg. *Ludens* Idee, dass weibliche Ärzte für das weibliche Geschlecht, wenn auch nicht absolut nöthig, doch gewiss wünschenswerth seyen, wird hier gründlich widerlegt. Das Weib kann nicht in das anatomische Theater gehen, in halbverfaulten Leichnamen herumwühlen und so ihre Weiblichkeit ganz zerstören. Sie sind Krankenwärterinnen, Ärzte werden sie nie werden. — Die *Beyträge zur gerichtlichen Medicin* des Prof. *Meister* sind keines Ausgugs fähig, und müssen in diesem Jahrgange selbst nachgelesen werden. In drey Abtheilungen handeln sie 1) über den Begriff der unbedingt nothwendigen Tödtlichkeit; über den der bloss zufälligen, als des geraden Gegensatzes, und über Existenz, auch Bedeutung des Mittelbegriffs, insgemein die an und für sich tödtliche Verletzung genannt; 2) über die Sonderung des Charakters der universellen Tödtlichkeit, und ihres Gegensatzes, der bloss individuellen, von dem Charakter der nothwendigen Tödtlichkeit und ihres Gegensatzes, der zufälligen; 3) tabellarische Gesammtübersicht aller arzneywissenschaftlichen Gattungsbegriffe der Verletzungen von Beziehbarkeit auf Criminal-Justizpflege. Eben so kann die kritische Abhandlung des Prof. *Henke* über die Bestimmungen des K. Baier. Gesetzbuches, die Beurtheilung tödtlicher Verletzungen betreffend, hier nur angedeutet werden; sie ist fasslich und gründlich für den Richter und Arzt geschrieben. — S. 182 ff. theilt *Pfeufer* zu Bamberg einen merkwürdigen gerichtlichen Fall über den Gemüthszustand einer Kindermörderin mit, in welchem er erweist: 1) dass die Inquisitin an periodischen hysterischen Anfällen litt, die aller Wahrscheinlichkeit nach bey ihrer Entbindung in voller Macht hervortraten; 2) durch dieses Übel ist eine transitorische Krankheit ihres Verstandes begründet, worin sie von ihren Handlungen keine Vorstellung und keinen Begriff hat; eben desswegen könne 3) ihren Angaben wegen der Todesart ihres Kindes kein Werth beygelegt werden. — S. 219 ff. ist die neue Organisation der Medicinalverfassung in dem Königreich Würtemberg abgedruckt. S. 220 die vom Minister *Schuckmann* vom 19 July 1814 ausgegangene Verordnung, das Examen der medicinischen Candidaten betreffend, angeführt. Die merkwürdige Bekanntmachung ist folgende: Da auf manchen Universitäten die Gewohnheit eingerissen ist, den Doctorgrad *ohne Dissertatio inauguralis* zu ertheilen: so wird hiedurch besonders für die auf auswärtigen Universitäten Promovirenden die Stelle aus dem Prüfungs-Reglement vom 1 Febr. 1798: jeder Arzt, welcher das Recht, seine Kunst auszuüben, gewinnen will, ist schuldig, mit Überreichung seines Doctordiploms und seiner Inauguraldissertation um die Erlaubniss zu den Prüfungen nachzusuchen — in Erinnerung gebracht, da nach dieser gesetzlichen Bestimmung Niemand zu der Staatsprüfung als practicirender Arzt zugelassen werden kann, der nicht seine Inauguraldissertation einreicht, und durch sein Diplom nachweist, dass er nach vorhergehender Prüfung promovirt worden, oder in Ermangelung deren durch eine Prüfung der medicinischen Facultät hiesiger Universität nostrificirt worden ist. — Zufolge einer Nachricht S. 293 erschienen Pest und gelbes Fieber im J. 1814 an mehreren Orten; so scheint sich der Orient und Occident vereinigen zu wollen, um Europa von allen Seiten anzufallen. — In und bey London, läutet es S. 320, giebt es gegenwärtig 6000 Gemüthskranke; bisher wurde in den verschiedenen Irrenhäusern und Privatanstalten für diese Unglücklichen zu sehr Strenge, Furcht und Schrecken angewendet, und die Folge war, dass fast die Hälfte unheilbar wurden. Thätige Menschenfreunde hatten sich daher versammelt, um ein neues Irrenhaus nach den Grundsätzen zu errichten, nach welchen das in den neuesten Zeiten in York gestiftete *Retreat* wirklich besteht, und sich durch seine Heilungen wohlthätig beweist. Solche Anstalten müssen unter Controlle des Staats stehen; auch zu Irrenärzten solche Individuen gewählt werden, die das bequeme Arbeiten am Schreibepulte dem lästigen, was die Ausübung jenes Faches mit sich führt, nicht vorzuziehen geneigt sind. — S. 323. Prof. *Sementiri* will einen an der Meeresküste verunglückten Menschen durch Einblasen des Sauerstoffgases schnell wieder ins Leben gebracht haben. Er wählte hiezu eine Retorte von Messing, die über einer Weingeistlampe hängt, und deren Öffnung mit einem in dem Ventile eines Blasebalgs sich endigenden Schlauch von Leder verbunden ist. Mittelst dieser Vorrichtung wird das aus oxydirtsalzsaurem Kali entwickelte Gas dem Kranken in die Lungen geblasen, während ihm die Nasenlöcher zugehalten werden. — Aus einer Vergleichung der Mortalität in London (S. 329) mit der auf dem Lande ergiebt sich, dass in den ersten 5 Jahren die Sterblichkeit in London, von da an aber bis zu 20 Jahren die Sterblichkeit auf dem Lande grösser ist. Von 20 bis 50 Jahren starben wieder mehr Menschen in London, um desswillen schon, weil so viele von diesem Alter dort einwandern. Von Personen über 50 Jahren starben nach Verhältniss weniger in London als auf dem Lande. — In London besteht auch seit 6 Jahren eine sogenannte Bruchbandgesellschaft; sie leistet allen mit Brüchen behafteten Armen Beystand; in 6 Jahren theilte sie 6168 Bruchbänder aus. — S. 336 sucht *Klein* in Stuttgardt das Versehen der Schwangeren zu vertheidigen. Ausführlich erzählt er die Geschichte einer von ihm unternommenen Untersuchung, zufolge welcher in einem kleinen Dorfe vier im Durchschnitte sich ähnliche, am Schädel missgestaltete, blödsinnige Kinder nach einander von verschiedenen Müttern geboren wurden. Zufolge seines Gutachtens hierüber wurde der Befehl erlassen, die missgestalteten Kinder so viel wie mög-

lich verborgen zu halten. Sollte ein solcher Befehl nicht zu übereilt gegeben seyn, und zwar um so mehr, als der Vf. bey Erzählung seiner magnetischen Curen nicht immer die grösste Unbefangenheit gezeigt hat? — S. 344 liefert Prof. *Schallgruber* zu Grätz einige Bemerkungen über die Lungenprobe; die Ursache, dass man bey neugeborenen, eine Zeitlang ausser Mutterleibe fortlebenden Kindern oft so geringe Veränderungen in den Lungen findet, liegt darin, dass durch das eyförmige Loch in der Scheidewand der Herzvorkammern und durch den botallischen Gang ein Kreislauf ohne Athmen möglich wird. Überdiess bemerkt man auch meist in den oberen Lungenlappen Veränderungen, welche auf stattgefundenes Athemholen hinweisen, wenn es auch nicht äusserlich zu erkennen war; auch ist durch Brustkrankheiten bekannt, wie wenig Lunge oft zur Fortsetzung der Respiration gehört; bey Synkoptischen ist das Athmen beynahe unmerklich. — S. 349 befindet sich *Maton's* Nachricht einer Überfruchtung. Eine Italiänerin kam zu Palermo mit Zwillingen nieder am 22 Juny und am 12 November wieder mit einem anderen Knaben. Ebendaselbst macht *Maygrier* eine Beobachtung bekannt, die wieder beweist, dass ein Kind, das vor dem Ende des 7 Monats geboren ist, zwar einige Zeit Leben nach der Geburt äussern kann, aber desshalb noch nicht andauernde Lebensfähigkeit besitzt. Ein Kind von 5½ Monat lebte noch 14 Stunden, bewegte sich und schrie deutlich. — In England wurde wieder die Beobachtung eines in dem Unterleibe eines jungen Menschen gefundenen Fetus gemacht. Bey der Section fand sich in einem am Zwölffingerdarm befindlichen Sacke ein 4 — 5 Pfund schwerer Fetus, dem der Kopf und ein Bein fehlte; die oberen Extremitäten hatten eine ziemlich regelmässige Bildung und am Nacken waren 14 Zoll lange Haare; der Fetus war weiblichen Geschlechts; der Sack, in welchem er lag, machte einen sehr verdickten Theil des Duodenums aus; eine Seite desselben war fester als der übrige, und in der Mitte war die Nabelschnur befestigt. — Drey ebenfalls neue Beobachtungen der Art erzählt *Prochaska*. In der ersten befand sich die missgestaltete Frucht in einem unter dem Magen eines Zwillingsmädchens von 8 Monaten vorhandenen Sacke. Der Bauch des Kindes nahm nach der Geburt immer mehr an Umfange zu, bis es endlich starb. In der zweyten Beobachtung war die monströse Frucht in einer Geschwulst am Hodensacke eines Knaben. Sie war Anfangs klein, wuchs aber vom dritten Jahre an, und entleerte nach der Eröffnung Theile eines Fetus; der Knabe wurde geheilt. In dem dritten Falle waren die Theile der Frucht in einem Sacke, welcher die unteren Theile eines todtgeborenen Mädchens umgab.

Im *neunten Jahrgange*, 1816, stellt der Medicinalrath *Merrem* zu Cölln in der ersten Abhandlung den kläglichen Zustand des Medicinalwesens in jenen Gegenden zur Zeit der Französischen Regierung dar; erst unter den Generalgouverneurs *Sack* und *Gruner* sey es besser geworden, und dann fährt er S. 18 folgendermassen fort: Möge diese kurze Schilderung dessen, was während der beynahe zweyjährigen provisorischen Verwaltung der Rheinprovinzen, welche jetzt theils mit den Niederlanden, theils mit Preussen vereinigt sind, hinreichend beweisen, wie wichtig es für die Handhabung der Medicinalpolizey ist, nur wenige Personen anzustellen, die mit Liebe für dieses Fach die nöthige Energie verbinden, und selbst verantwortlich für jede von ihnen ergriffene Massregel, von allen übrigen Behörden unabhängig, nur Unterstützung zu erwarten haben! Die vorgefundenen Materialien sind den verschiedenen Regierungen, von den daran hängenden Schlacken möglichst gereinigt, übergeben; sie haben Zeit genug gehabt, über die Ausfüllung der Lücken und die Verbindung des Ganzen nachzudenken; mögen sie denn das Werk beginnen, dass es nicht verwittere, bevor es vollendet ist, und es ihnen nicht gehe, wie jenen Collegien, welche 55 Jahr bedurften, um nach deren Verlauf einzusehen, dass sie in der langen Zeit viel Gutes hätten stiften können (s. *Vaters* Preuss. Schles. Medic. Verf. 1800. 2 Thl. S. 295). So viel muss Rec. Hn. *Merrem* zugeben, dass die Generalgouvernements mit mehr Einheit und Thätigkeit arbeiteten, als die später eingetretenen Regierungen; diess mag wohl in der collegialischen Verfassung liegen, welche, wie die Merseburger nach *Grävell's* Ausdruck, „*dem Thätigen bleyerne Sohlen an die Füsse legte.*" Die Einzelnen arbeiten gut, allein das Ganze gleicht doch dem knarrenden Triebwerk einer neuen Maschine, welche so lange knarrt, knistert und aushebt, bis sie endlich eingeschliffen in den rechten Gang kommen wird; auch wird manchmal nicht vergessen, wieder auf dem besagten Hammel zu kommen und mit dem Volke zu reden, die Bierzetteley zu weit getrieben.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Essen und *Duisburg*, b. Bädecker: *Parabeln* von D. *Friedrich Adolph Krummacher*. Drittes Bändchen. 1817. XVI u. 216 S. 8. (20 gr.) (S. die Recension Jahrg. 1804 No. 299 und Jahrg. 1808 No. 64.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., in der Hermann'schen Buchhandl.: *Jahrbuch der Staatsarzneykunde*, herausgegeben von *Johann Heinrich Kopp* u. s. w. Erster bis zehnter Jahrgang.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Ideen zur Polizey der Heilkunde von *Wedekind*, Fortsetzung, von den unbesoldeten Medicinalpersonen. Der praktische Arzt sollte von seiner Praxis allein leben, weil er nicht dem ganzen Staate, sondern nur den Individuen dient; aber die Wichtigkeit der Dienste, welche die praktischen Ärzte dem Staate mittelbar leisten, ist zu gross, als dass derselbe nicht zu ihrem Unterhalte das Fehlende beytragen müsste, d. h. der Staat muss dafür Sorge tragen, dass sich der Arzt und Wundarzt in unwirthbaren Gegenden zu halten im Stande ist, und dann muss er dennoch Leute dahin setzen, die mit den Sitten des Volks vertraut sind; das gemeine Volk geht nicht leicht zu einem fremden, in der Gegend unbekannten Arzte. Der Staat soll es ferner dem Arzte erleichtern, sich seine Honorarien auf dem gerichtlichen Wege verschaffen zu können. In grosen Städten kann die innere und äussere Heilkunde getrennt ausgeübt werden, und Rec. setzt hinzu, eben so wie sich die Apotheker gegenseitig durch stillschweigende oder offene Übereinkunft ihren Erwerb und Unterhalt sichern, so sollten auch die Ärzte gewisse bürgerlich-polizeyliche Masregeln festsetzen, nach welchen sie sich bey einer namhaften Strafe zu handeln verpflichteten; nur hiedurch könnte dem nichtswürdigen Patientenhaschen habsüchtiger Ärzte entgegengearbeitet werden; auch könnte nicht leicht eine Clique entstehen, welche von der Hebamme an bis zum Wundarzte und Leibarzte einander Alles zuweist, so dass die Kranken aus einer Hand in die andere gespielt werden, wofür sich besonders Fremde, Gesandte fremder Höfe und reiche Particuliers zu hüten haben. Lohnbedienten, Kellner und Hausknechte groser Hotels müssten beobachtet werden, ob sie nicht etwa mit einem der cursirenden oder Mode gewordenen Ärzte in sehr enger Verbindung stehen: denn diese feile Menschenclasse ist oft so frech, nicht den anbefohlenen, sondern den im Hause accreditirten Arzt herbeyzuholen; ferner müsste jeder Arzt, der hinter dem Rücken eines anderen in einer Familie ein Recept verschreibt, ohne es dem ersteren sogleich anzuzeigen, ebenfalls eine namhafte Strafe an die Armen bezahlen; eben so streng müsste das Achselzucken und Mienenspiel gegen die Behandlung des Collegen controllirt werden. Es fehlt durchaus noch an polizeylichen Verordnungen in dieser Hinsicht, und ohne sie ist dem Hasse, der Zwietracht, dem Neide und der Cabale der Ärzte unter sich kein Einhalt zu thun. Gegen ihr voreiliges Absprechen und ihr reizbares Ausfallen auf Collegen könnte nur eine ärztliche Jury Hülfe schaffen. Unser Vf. hat sehr Recht, wenn er behauptet (S. 23), dass das Publicum durchaus den geschickten Arzt nicht zu suchen verstehe; es nimmt den, besonders das reichere, der eben Mode geworden ist und von einigen Kaffeeschwestern ausposaunt wird. — S. 29 will er den gelehrten Arzt und den gründlichen Praktiker von einander geschieden wissen; man könnte so gelehrt seyn, wie *Conring* und *Haller*, und dennoch als ausübender Arzt kein Lob verdienen. Der Vf. selbst beweist aber, wie man praktischer Arzt, Professor, statistischer Schriftsteller, also recht viel seyn kann; die meisten gelehrten Ärzte sind nur zu bequem, und wollen nichts als ihr Schreibepult. Der Welt ist mehr genutzt, wenn ein gelehrter Arzt ein Praktiker wird, als wenn er zehn Jahre nichts thut, als Bücher schreibt, die nicht in das Leben eingreifen. Der Doctorgrad sollte vorzüglich dienen, die praktischen Ärzte zur Gewinnung der Gelehrsamkeit anzuhalten, zum Studium der Hülfswissenschaften und zum Anbau des sogenannten theoretischen Feldes. Nur Männern, welche die Heilkunde durch irgend eine wichtige Erfindung bereichert haben, die nicht allein der blinde Zufall gab, sondern welche gründliche wissenschaftliche Kenntnisse voraussetzt, sollte es frey anheim gestellt bleiben, ob sie sich den Erfodernissen zur Ertheilung der Doctorwürde unterziehen wollten, weil sie diese schon durch Aufstellung ihrer Erfindung verdient haben, sobald dieselbe von der Facultät beurtheilt, und die Ehre der Erfindung ihnen einstimmig zugestanden worden ist. Rec. muss hierin beypflichten: denn der eigentlich productiven Köpfe giebt es äusserst wenige, und wie selten sind die Beobachter, welche bisher unbekannte Gesetze in der Natur entdecken! Auch nur etwas nicht ganz Unbedeutendes aus eigener Kraft zu entdecken und zu erfinden, ist schon sehr schwer. — S. 43 missbilligt *Meister* den Ausdruck des allg. Preuss. Landrechts, „dass der Vorwand ferner nicht Statt fin-

de:" denn es heisst §. 934: sobald die Leibesfrucht das Alter von 30 Wochen erfüllt hat, kann der Vorwand, dass die Geschwächte ihre Schwangerschaft noch nicht wahrgenommen habe — ferner nicht Statt finden. Billig möchte es daher heissen, dass der Vorwand in der gegebenen Periode keine Vermuthung mehr für sich habe, sondern dass er immer aus besonderen Umständen und Thatsachen entweder bewiesen oder wenigstens wahrscheinlich gemacht werden müsse. — Hierauf folgen die zwey schätzbaren Abhandlungen des Prof. *Remer*, *über die in der gerichtlichen Arzneykunde gebräuchliche Eintheilung der tödtlichen Verletzungen*, welche in der Schrift selbst nachzulesen sind, da sich so geschlossene Aufsätze nicht leicht ausziehen lassen. Eben so übergehen wir das Gutachten der medicinischen Facultät zu Paris, und verweilen bey *Wigands* interessanten Bemerkungen *über einen wichtigen Punct bey Untersuchung des Kindermords*. Erstlich entstehen, sagt der Vf., die meisten überschnellen Geburten von einem starrkrampfigen Zustande der Gebärmutter *(tetanus uteri)*. Zweytens wird dieser Starrkrampf der Gebärmutter durch nichts so leicht, als durch Schrecken, Angst und Furcht erweckt. Drittens zeigt die Erfahrung, dass im Augenblicke des Starrkrampfs in der Gebärmutter und selbst ganze Viertelstunden nach der Geburt des Kindes sich consensuell ein Zustand im Gehirne entspinnt, wobey die Kreisenden oft wie rasend werden, Messer fodern, um sich den Leib aufzuschneiden, und sich so geberden, dass an Abwesenheit des Geistes nicht zu zweifeln ist. Da nun die Kindermörderinnen immer unter grosser Angst und Furcht gebären, da sie ungewöhnlich schnell gebären: so entsteht die Frage, ob diess Schnellgebären nicht oft die Folge eines durch Schrecken erweckten starrkrampfigen Zustandes der Gebärmutter ist. Es fragt sich ferner, ob der unglücklichen Mutter der gleich unmittelbar nach der Geburt unternommene Mord ihres Kindes jemals zu imputiren sey; ob sie denselben nicht in einem Augenblicke begeht, wo eben so viel auf die Verstimmung des Gemüths geschoben werden kann, als auf ihren bösen moralischen Willen; und ob man endlich in diesen Fällen die Kindsmörderin nicht eben so zu entschuldigen habe, als man eine Person von der Todesstrafe freysprechen würde, die in einer offenbaren Mutterwuth *(furor uterinus)* ihren Geliebten umgebracht hätte. *Nägele* sagt auch: die Reflexion auf die vielfachen Nervenverbindungen des Uterus ist gewiss höchst interessant für die Pathogenie der Convulsionen der Schwangeren und Gebärenden, der Krämpfe, der Zuckungen, der regelwidrigen Wirksamkeit des Uterus und anderweitiger Äusserungen von Anomalie in der Function des Nervensystems bey der Geburt. — *Obduction dreyer in ihrem Bette am Kohlendampfe erstickter Menschen* von *Renard*. Der Herausgeber bemerkt, bey diesen wichtigen Obductionsfällen dürften vorzüglich zwey Bemerkungen die fernere Aufmerksamkeit gerichtlicher Ärzte bey ähnlichen Untersuchungen verdienen: 1) der schwarze Überzug der Luftwege. Schon *Stelzner* beobachtete, dass eine mit dem Kohlen erzeugten Gas übereinkommende irrespirable Luft, welche sich in Bergwerken entwickelt, der Schwaden, zuweilen einen schwarzen Russ absetzt; 2) die Biegsamkeit der Glieder; wie *Becher* erinnert, sind auch die Leichen der in jenen Grubenwettern umgekommenen Menschen nicht steif. Dieselbe Biegsamkeit der Glieder fand *Portal* an zwey durch Kohlendampf erstickten Personen. Beide Bemerkungen sind wichtig, und könnten vielleicht Kennzeichen für diese Todesart werden, was immer ein Gewinn der gerichtlichen Medicin wäre. — Bey der die *Lungenprobe* betreffenden Beobachtung des *Herausgebers* bemerkt er, dass die Lungenprobe — Athem- und Blut-Lungenprobe — kein Mittel ist, um ein todt zur Welt geborenes Kind, dem Luft eingeblasen wurde, von einem anderen zu unterscheiden, das lebend geboren wurde, aber unvollkommen respirirte. — In Wien wurde den 1 Febr. 1815 das Magnetisiren gänzlich verboten — ganz dem daselbst herrschenden Geiste angemessen. Die Preuss. Verordnung sticht dagegen sehr ab; sie erlaubt es unter Aufsicht. Rec. ist gewiss nicht für die medicinische Anwendung desselben eingenommen; sollte der Freyherr *von Stifft* nicht aber bedenken, dass man auf solche Art den Geist unterdrückt? — *Hufeland* erklärt sich mit wichtigen Gründen gegen die neue Nomenclatur der Heilmittel (S. 164). Die älteren officinellen Namen gewährten eine allen Ärzten für immer bleibende deutliche Bezeichnung, wären von keiner Veränderung im chemischen Systeme abhängig, bewahrten durch ihren auffallenden Unterschied vor Verwechselungen, erhielten mehr das Andenken an ältere verdiente Ärzte (was gar kein Grund wäre), und seyen als eine allgemeine Kunstsprache anzusehen. Viele Ärzte sind indess dagegen, und behaupten, die meisten alten Benennungen wären vernunftlos, und etwas Unvernünftiges könne man nicht wieder einführen. — S. 225 ist eine merkwürdige Bekanntmachung des Generalgouvernements im Königreiche Sachsen vom 28 März 1815 angeführt, welche die Schutzpockenimpfung dringend empfiehlt. Aus den eingegangenen Polizeyberichten habe man ersehen, dass in den Provinzen von Sachsen und selbst in der Hauptstadt Dresden, so wie in Leipzig, dieses Sicherungsmittel nicht so allgemeine Anwendung finde, als es bey der anerkannten Cultur der Sächsischen Nation und der rühmlich bewährten Thätigkeit der Ärzte zu erwarten wäre. Diess musste ein fremdes Gouvernement sagen und zum Besseren erst ein Volk aufregen, das an sich gewiss thätig und brav ist; allein was lässt sich von einer Regierung erwarten, die im Jahre 1818 in ihren Collegien noch eine *adliche* und *bürgerliche* Bank aufzuweisen hat, und also bey dem alten Schlendrian zu bleiben gedenkt? — S. 239 wird Hr. *Hermbstädt* wegen seiner chemischen Prüfung der Leichname beym Scheintodte zurechtgewiesen. Er empfiehlt nämlich eine chemische Spielerey, um die saure, ammoniakalische und faule Gährung an Leichnamen zu entdecken. Nach dem Herausgeber hat der ganze Vorschlag keine praktische Brauchbarkeit. — Ebendaselbst wird das Sauerstoffgas bey Asphyxieen wieder empfohlen. *Gilbert* schlägt

vor, die Apotheker anzuweisen, stets einige Flaschen voll und mit einem Hahne versehene Blasen vorräthig zu haben. — S. 260 ist die K. Preuss. Bekanntmachung zur Verhütung einer möglichen Verwechselung der ächten Angusturarinde mit der unächten, unterz. *Schuckmann*, abgedruckt. Der Herausgeber bemerkt hiebey: Da wiederholte Vergiftungsfälle durch den Gebrauch der unächten Angustura sich ereigneten, und selbst die wahre officinelle zu den entbehrlichen Mitteln gehört: so steht der Schaden, den man Gefahr läuft, mit dem Nutzen, welchen die ächte Angustura stiften kann, in keinem Verhältnisse, und es dürfte daher ein Verbot der Rinde sehr zu rechtfertigen seyn. — S. 283 erwähnt *Klose* eines Falles, der, wenn er nach den Acten ausführlich dargestellt wäre, die Möglichkeit erwiese, dass eine Person in einem bewusstlosen, schlafenden, scheintodten und ohnmächtigen Zustande geschwängert werden könne. Ein Geistlicher schändete nämlich ein scheintodtes vornehmes Mädchen, bey dessen vermeintlicher Leiche er unter geistlichen Verrichtungen eine Nacht zubringen sollte. Späterhin erwachte dieses Mädchen und wurde in Folge jener Umarmung Mutter, ohne zu ahnen, wer der Vater zu dem Kinde sey (*si fabula vera*). — S. 285 wird aus der Wiener allg. Lit. Zeit. angeführt, dass alle neueren Lehrbücher der gerichtlichen Medicin darin übereinstimmen, dass Querwunden der Luftröhre, welche diese völlig durchschneiden, zwar wegen der damit gewöhnlich verbundenen Nebenverletzungen sehr bedenklich, aber keinesweges unbedingt tödtlich sind. Ein Englischer Arzt machte die Beobachtung einer Verwundung des Herzens, die erst nach 49 Stunden tödtlich wurde.

Zehnter Jahrgang, 1818. Hr. *v. Wedekind* handelt im eilften Abschnitte seiner *Ideen zur Polizey der Heilkunde* von den Heilkünstlern, welche sich nur mit der Behandlung gewisser Krankheiten abgeben. Wer sich mit einzelnen chirurgischen Krankheiten abgiebt, wird sich mehr Erfahrung und Kunstfertigkeit erwerben und mehr über das Beobachtete nachdenken können. Ist der Operateur aber nicht hinlänglich mit der Heilkunde vertraut: so wird er, wo allgemeine Krankheiten hinzutreten, sehr unglücklich seyn. (In der Regel muss er fester seyn in der Praxis wie der Arzt, denn er hat keine Zeit zu verlieren, das, was er anwendet, muss beynahe mathematisch gewiss wirken; die Chirurgie muss von Jugend an getrieben werden, wer sich ihr später ergiebt, wird in diesem wichtigen Fache ein Halbwisser.) Mit der Entbindungskunde, glaubt der Vf., werde viel Unfug getrieben, in manchen grossen Städten herrsche Zange und Wendung gleichsam epidemisch. Wahr ist es wohl, dass die Geburtshelfer oft unnöthiges Geschrey erheben, und ihre Sache als sehr wichtig und unergründlich ausschreyen; indessen mag unser verkrüppeltes Zeitalter, das so viele schiefe Köpfe hervorbringt, das militärische Zierbengel in grosse Schnürleiber hüllte, wohl auch verschobene Hüften und Beckenknochen genug produciren, so dass hie und da die berühmten Brechstangen und Fäuste nothwendig werden. — In der langsamen Verarbeitung der Wehen und in der Vermeidung alles dessen, was den Geburtsact beschleunigen kann, liegt die Ursache der leichteren Entbindung solcher Frauen, welche von den Fingern keiner Hebamme berührt worden sind. — S. 14 handelt der Vf. vom öffentlichen Arzte oder Physikus. Die Ärzte, welche dazu berufen sind, ihre Gutachten über Gegenstände, welche das Sanitätswesen betreffen, den Obrigkeiten mitzutheilen, können mit Fug und Recht *Physici* genannt werden, weil sie eine genaue Kenntniss der Eigenschaften und Kräfte von allen den äusseren Dingen besitzen sollen, welche auf den Menschen Einfluss haben und seiner Gesundheit nachtheilig oder vortheilhaft sind, um darüber aus eigenem Antriebe oder auf Requisition zu berichten. Diese Physiker haben noch eine wichtige Obliegenheit, die Ausfertigung von Zeugnissen über Gesundheit, Krankheiten und Schwächen. Es müssen aber für die öffentliche Arzneykunde besondere Staatsdiener angestellt und gut salarirt werden, dass sie nicht nöthig haben, mit der Praxis des Heilkünstlers sich zu beschäftigen. (Rec. findet für nöthig hinzuzusetzen, dass es auch gut sey, wenn dergleichen Stellen mit fremden Ärzten besetzt werden; denn ist er einheimisch: so beleidigt er eben, wie der Vf. sagt, heute einen Bäcker, morgen einen Weinhändler; so lange der öffentliche Arzt bey dem Heilkünstler zu Tische gehen muss, ist es unmöglich, dass bey der öffentlichen Heilkunde etwas mehr Wirkliches, als Scheinbares, herauskommen kann; selbst im Preussischen, wo ein Medicinalrath zwey- bis vierhundert und ein Regierungsmedicinalrath achthundert bis tausend Thaler Besoldung erhält, findet man den Übelstand, dass mehrentheils städtische Praktiker, die zweytausend Thaler und mehr verdienen, nach diesen Stellen theils des Titels, theils des Einflusses und Gehaltes wegen jagen, um sie dann als eine Nebensache zu betrachten. Der Staat gebe lieber etwas mehr, besetze diese Stellen lieber mit tüchtigen auswärtigen Ärzten, die ganz der Wissenschaft leben, und sie nicht der Praxis, dem Gelderwerb, den Familiengesellschaften und anderen Zerstreuungen aufopfern, und er wird bessere Erfolge sehen, als wenn er sie einem vielbeschäftigten Praktiker giebt, der zwar gern den Titel zur Schau trägt, allein die Arbeit auch nur gern in einigen Nebenstunden abfertigen möchte.) Wie nützlich könnten dem Staate die öffentlichen Ärzte werden! Allein wer bekümmert sich denn von oben herein sehr um das Medicinalwesen, es bleibt immer nur ein Appendix. Die Cultur und der Wohlstand müssen höher steigen, dann wirds besser werden. Die Cultur steht tief, wenn wir immer wie zu den Zeiten der Barbaren bewaffnet da stehen, und alle Kräfte für die Armeen aufopfern müssen; die Welt scheint dann bloss deswegen zu existiren, um einige Millionen Soldaten zu ernähren. Dann stehet ferner die Cultur noch tief, wenn die Gelehrten in einem Staate nicht geachtet werden, und wenn es möglich ist, allerley Gesindel unter mancherley Vorwänden des Mäcenatismus an hohen Schulen an-

zustellen. Ohne Wohlstand kann ferner keine Cultur aufkeimen und gedeihen; derjenige beherrscht ein elendes Volk, der ein ausgesaugtes Bettelvolk beherrscht; o möchten doch die Herrscher ihr Auge von der glänzenden Redoute manchmal in die Hütten des Elends wenden! — *Wurzer's* Aufsatz, *über Beköstigung armer Kranken*, ist ein schöner Beleg zu dem Gesagten. Nicht ein Finanzminister, wie Malchus, muss einem Könige zur Seite stehen, sondern ein redlicher Mann, der einem Fürsten am rechten Orte zu sagen versteht: hier ruinirt mein System ein ganzes Land, hier nehme ich dem Bettler die Kartoffel vom Tische. Armuth und Mangel ist der Krebs eines Staats; er frisst zwar nur zunächst einen Theil des Volks weg, aber am Ende muss der ganze Staatskörper in Bettlersgestalt zu Grunde gehen. Nur den Ohren der Ärzte tönen die Klagen solcher Elenden, man höre sie! Und wenn es edle Regierungen giebt, die sie hören: so mögen sie nicht wiederum, wenn etwas Gutes geschehen soll, das Mark des Landes an schändlich verschmitzte und wuchernde Juden vergeuden, denn derjenige Staatsmann, der sich mit ihnen umgiebt, ist dennoch betrogen, sey er auch noch so weise. — Was können unsere Arzneyen helfen, ruft der Vf., wenn die Armen nicht satt gutes Brod zu essen haben! Glauben die Finanzminister, setzt Rec. hinzu, dass man einen Menschen nur einen Monat lang mit Rumford'scher Suppe wie einen Jagdhund ernähren könne? Wissen sie nicht, dass der Organismus zu Grunde geht, wenn er nicht feste Nahrung bekömmt; sollten sie diess nie bey der farcirten Bärenkeule, beym Rostbeef und dem Rehbraten empfunden haben? Derjenige Finanzminister, welcher nicht abdankt, wenn sein Herr etwas Übermässiges in dieser Hinsicht verlangt, hat aufgehört, ein Mensch zu seyn, und in jeder constitutionellen Monarchie verdient er auf Antrag der Stände cassirt zu werden. Es ist noch keiner verhungert, hört man rufen; was denken sich aber solche speculative Staatskünstler unter Verhungern? Etwa den Hungertod, wie ihn ein Wahnsinniger stirbt? Nein, so verhungern die Menschen nicht; sie werden krank und elend, und was das Schlimmste ist, endlich ganz muskelarm, so dass sie zur kleinsten Arbeit nicht mehr zu brauchen sind; sie gleichen am Ende dem Karngaul in *Gellerts* Fabeln, der im Abtreiben seiner Kräfte zu Tode geschunden wird. Die Einbildungskraft der sogenannten vornehmen und gebildeten Welt treibt sich nur in ihren sogenannten höheren Cirkeln herum, wahre Thatsachen kennen sie nicht und wollen sie auch nicht kennen lernen, auf das Elend der alleruntersten Classe werfen sie nur flüchtige und vorübergehende Blicke. — S. 49 ff. theilt *Klein* in Stuttgardt mehrere Fälle aus der *gerichtlichen Arzneykunde* mit. Der erste ist der interessanteste, und wir heben ihn daher vorzugsweise aus. Ist es möglich, dass ein ungeschwächtes junges Mädchen im Schlafe unwissend geschwängert werden kann? Der Vf. beantwortete diese Frage verneinend, es wurde aber auf seine Ansicht nicht Rücksicht genommen, was wir unseres Orts für Unrecht halten. Ein 18jähriges Mädchen wurde der Schwangerschaft beschuldigt, welche sie auch endlich gestand, und behauptete, es könne Niemand die Ursache seyn, als ihr Stiefvater, ungeachtet sie durchaus nichts wüsste, wie es zugegangen sey. Denn sie habe einen so harten Schlaf, dass man Holz auf ihr spalten könne; desshalb habe sie von ihrer Schwangerschaft nichts gewusst, bis sie ihr im Dorfe vorgeworfen worden sey. Der Stiefvater leugnete die That nicht, und entschuldigte sich mit Trunkenheit; ob seine Tochter geschlafen habe, wisse er nicht. Das Criminaltribunal verlangte nun ein Urtheil darüber, ob dem Mädchen Glauben beyzumessen sey oder nicht. Der Vf. erklärte, er sey überzeugt, es sey hinter dieser Geschichte ein sehr berechneter Betrug versteckt. — In dem Aufsatze *über Geisteszerrüttung und Hang zur Brandstiftung als Wirkung unregelmässiger Entwickelung beym Eintritte der Mannbarkeit* macht *Henke* S. 81 besonders auf die Kenntniss und richtige Würdigung der krankhaften psychischen Zustände aufmerksam, welche so häufig Wirkung und begleitende Symptome der körperlichen Entwickelung sind, indem sie dem Gerichtsarzte in manchen Criminalfällen unumgänglich nöthig seyen. Dass die Affectionen des Nervensystems, die bald als krankhafte Sensationen und psychische Krankheitszustände hervortreten, bald als Krämpfe und Zuckungen sich zeigen, eine Hauptclasse der Entwickelungskrankheiten bey der Ausbildung der Geschlechtsorgane zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit ausmachen, hat der Vf. bereits an anderen Orten nachgewiesen. Unter den psychischen Krankheitszuständen bey mannbarwerdenden Jünglingen und Mädchen hat man Schwermuth, Melancholie, Wahnsinn und Raserey in allen möglichen Abstufungen und Formen beobachtet; nahe verwandt damit seyen die in neuerer Zeit öfter vorgekommenen Fälle von freywillig entstandenem Somnambulismus, von Ekstase, von Entfaltung ungewöhnlicher Talente, und bekanntlich gäbe es von den leichtesten Zufällen des Hysterismus an bis zur Mundklemme und zum allgemeinen Starrkrampfe, sowie bis zum Veitstanze und zur Fallsucht, keinen Grad und keine Form von Krämpfen, die man nicht schon als Folge unregelmässiger Entwickelung der Geschlechtsthätigkeit entspringen sehe. Man denke sich nun den Fall, sagt der Vf. weiter S. 86, dass eine unglückliche That, ein Mord, in den Zeitraum einer solchen vorübergehenden Geisteszerrüttung fiel: wie schwer wird dann nicht das Urtheil für den Gerichtsarzt werden! Der Thäter war zuvor nicht krank, litt vielleicht an Zuckungen, Krämpfen u. s. w.; plötzlich begeht er die unglückliche That, bey deren Ausführung wohl Planmässigkeit zu bemerken ist; bald nach der That sind keine Spuren von Wahnsinn zu bemerken: — wie sehr ist dann der Schein gegen einen solchen Unglücklichen, und wie sehr ist dann die Mehrheit geneigt, nur ein vorsätzliches Verbrechen in der Handlung zu erblicken, gegen welches sie die Ahndung der Gesetze fodert! Beyspiele aus der wirklichen Welt geben die beste Erläuterung, und so lässt der Vf. *Fischers* Fall aus *Hufelands* und *Harl's* Journal, Oct. 1816, folgen, welchen wir, so wie das Folgende, sehr zum Nachlesen empfehlen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

MEDICIN.

FRANKFURT a. M., in der Hermann'schen Buchhandl.: *Jahrbuch der Staatsarzneykunde*, herausgegeben von *Johann Heinrich Kopp* u. s. w. Erster bis zehnter Jahrgang.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Beschreibung eines merkwürdigen Hypospadiäus von *Schneider* in Fulda mit Anmerkungen von *Sömmerring*. Nach *Sömmerring* war der Mensch lediglich männlichen Geschlechts mit missgebildeter Ruthe, wie Endigungen der Saamengänge und im Unterleibe zurückgebliebene Hoden bewiesen, durchaus ein wahrer Mann mit verbildeten Zeugungstheilen. Am Ende der Abhandlung widerruft daher Hr. *Schneider* seinen Irrthum. S. 152 giebt *Sömmerring* manche zu berücksichtigende Andeutung über die Unwissenheit vieler, selbst gerichtlicher Ärzte, ja ganzer Facultäten, wie der zu Paris, über Untersuchungen und Gutachten, welche in dieser Hinsicht äusserst fehlerhaft abgestattet wurden. — *Pfeufer* zu Bamberg *über Lebensgefährlichkeit der Verletzungen*. Welcher Unterschied ist zwischen einer lebensgefährlichen und tödtlichen Verletzung? Beide Begriffe werden oft mit einander verwechselt. In der Lehre vom Thatbestande der Verletzungen haben die Criminalisten stillschweigend eine Grenze gezogen; ihnen ist nur diejenige Verletzung tödtlich, in welcher die Ursache nicht bloss der Lebensgefahr, sondern auch der wirklichen Existenz oder wenigstens der früheren Existenz des Todes liegt. Der Vf. will eine Verwechselung der Begriffe der Lebensgefährlichkeit und Tödtlichkeit ein für allemal nicht Statt finden lassen, und die Abhandlung verdient hierüber nachgelesen zu werden. — *Selbstmord eines Wahnsinnigen durch Entziehung von Speise und Trank vom Herausgeber*. Höchst selten sey diese Art des Selbstmordes; Versuche Lebensmüder, auf diese Weise ihr Leben zu endigen, seyen häufig. Lykurg ging durch Hunger aus der Welt; Pomponius Atticus, als er an einem Lendenabscesse litt und keine Hoffnung zur Genesung sah, beschloss, seinem Leben durch Entziehung von Speise ein Ende zu machen; Corellius Rufus, im Greisenalter an heftigen Gichtschmerzen leidend, gab sich den Tod, indem er mit Standhaftigkeit jede Nahrung verschmähte. Sollte aber ein solcher Entschluss nicht schon Wahnsinn voraussetzen? Die einseitige Ausbildung einer geistigen Kraft grenzt schon an Wahnsinn. Wie sehr bildeten z. B. die Spartaner und Römer die Willenskraft aus; durch Staatsgesetze, durch Zwang, durch Belobung, genug durch Mittel aller Art wurde diese geistige Kraft auf das Höchste gespannt, so dass oft das Gemüth darüber gänzlich zu Grunde ging, wie beym Regulus, Mucius Scävola u. a. m., wenn wir sie nicht theatralisch, sondern pragmatisch-historisch nehmen. S. 181 erzählt der Vf. die Geschichte eines solchen Wahnsinnigen. S. 191 ff. ist die *neuveränderte Taxe für die Medicinalpersonen in den königlich Preussischen Staaten* abgedruckt. Möchte doch hiedurch das traurige Loos vieler praktischer Ärzte, an welchen freylich ihre grosse Zahl Schuld ist, verbessert werden! Man hat sehr über diese Taxe geschrieen, und findet sie zu theuer, was sie wirklich nicht ist, wenn man bedenkt, dass sie nur ein Zügel und Zaum für die Unverschämtheit mancher Reichen in gesetzlichen Fällen seyn soll. Der Arme kann dem praktischen Arzte gar nichts geben; der Bemittelte verlangt eine Rechnung, und will sie unter der Taxe haben; der Arzt giebt sie auch so, um in den Ruf der Billigkeit zu kommen, und der Reiche folgt jetzt diesen elenden Beyspielen nach, verlangt auch eine Rechnung, und wenn sie nicht erfolgt, zahlt er nicht *par générosité*, sondern giebt fast immer unter der Taxe. Ausser Berlin herrscht besonders in den Preussischen Staaten, selbst in den grösseren Handelsstädten, die Sitte, den Ärzten einen ganz erbärmlichen Jahrgehalt von zwey bis vier Louisdor zu geben, so dass auf einen Gang kaum manchmal zwey Groschen kommen, für welchen Preis bekanntlich kein Markthelfer auf den Packhof geht. Die Ärzte wissen diess auch, behaupten aber, dass ihnen die Menge der Kranken doch ein leidliches Auskommen verschaffe, indem sie nicht mehr fühlen, wie sehr sie sich als ehemalige *Literati* gegen den Kaufmannsdiener herabsetzen, der seinem wohlhabenden Herrn gewiss für einen solchen Preis nicht dient. Das hat aber die hochgepriesene Concurrenz herbeygeführt, die ja jetzt Alles machen soll. — Nach S. 215 ist in Frankreich die für die Ärzte entehrende *Patentsteuer* abgeschafft; möchte man doch in den Preussischen Staaten ebenfalls bald nachfolgen! — Unter den *Bildungsanstalten* wird S. 256 der neu errichteten königl. Sächs. med. chir. Akademie gedacht. Sie ward bereits im Jahr 1814 unter

dem Generalgouvernement des Fürsten *Repnin* provisorisch aus dem beynahe aufgelösten *Collegio medico-chirurgico* errichtet, und nach der Rückkunft des Königs von Sachsen mit einigen Abänderungen beybehalten. Für ein so kleines Land hätten sie Viele nützlicher mit der Universität Leipzig vereinigt gesehen; es wäre dann vielleicht etwas Ganzes und Grosses für den gesammten medicinischen Unterricht geworden. Im Jahr 1810 ist dem Blinden-Institut des Dr. *Flemming* zu Dresden eine Summe von 300 Rthlr. nach S. 238 ausgesetzt worden. Wohl zu wenig für eine solche Anstalt! S. 260 bis 270 sind überzeugende Beweise gegeben, wie viel Europa von dem Eindringen der orientalischen Pest zu fürchten hat, auch welche stets wachsame Vorsicht zumal die südlich gelegenen Staaten und die Seemächte nöthig haben, um diesen furchtbaren Feind abzuhalten. Die Preussischen Ministerien haben wegen des Handels mit Baumwolle schon vor zwey Jahren die weisesten Massregeln ergriffen, und es herrscht hierin die grösste Thätigkeit; nur in einzelnen Regierungen lebt noch ein Bequemlichkeitsgeist, die solche Verordnungen nicht so streng nehmen. S. 342 wird der Verbrauch des Venetianischen Theriaks immer noch sehr stark angegeben, vom J. 1809 bis 1815 wurden 117,000 Pfund ausgeführt. Einen bedeutenden Theil hievon erhält die Levante; die Bereitung geschieht nach Andromachus. S. 343 wird angezeigt, dass die Fürstin von Lippe-Detmold den Sadebaum in ihren Landen nicht leiden will. Es geht diesem oft sehr unschuldigen Gewächs wie den Juden in Spanien, es wird alle 50 Jahre einmal mit Feuer und Schwert verfolgt. In Wien ist unter Direction des Prof. *Bernt* eine stehende praktisch gerichtlich-medicinische Unterrichtsanstalt eröffnet worden. Die Schüler machen die Leichenöffnung unter Leitung des Lehrers selbst, und geben den Befund zum Protocoll. Unter den gewaltsamen Todesarten, welche die gerichtlichen Obductionen darthaten, waren Kopfverletzungen, Schusswunden, Schnitte in den Hals, Beinbrüche und Verrenkungen, Beschädigungen des Unterleibes, Herabstürzen von einer Höhe, Überschüttung von umgestürztem Erdreiche, Erhängte, Ertrunkene und Vergiftungen. Nach seinen Beobachtungen (S. 357) hält sich *Klein* für überzeugt, dass Ertrinkende nicht an Erstickung, sondern schnell am Schlagflusse sterben. Diess würde dadurch vorzüglich bewiesen, weil sich alle Ertrunkenen ganz blau zeigten, mit rothen Augen, aufgetriebenem Halse, vom Blute strotzenden Gefässen, und ausgedehnten Lungen. Bey allen im Winter oder Sommer Ertrunkenen, selbst bey Gefrorenen, war das Blut flüssig. Dasselbe beobachtete er indess auch bey Herabgestürzten, bey solchen, denen das Genick gebrochen war, und die sich selbst erschossen hatten.

Dr.

B O T A N I K.

Leipzig, b. Barth: *Monographia generis Primularum.* Scripsit Dr. *J. G. C. Lehmann*, Societt. Hist. nat. Berol. Hall. etc. memb. Cum Tab. aen. IX. 1817. 96 S. 4. (4 Rthlr.)

Da einige Angehörige der Gattung *Primula* sowohl wegen der Niedlichkeit ihres Wuchses, als auch wegen der Schönheit der Farben ihrer Blumen und der Lieblichkeit ihres Geruchs schon sehr lange die Lieblinge von Garten- und Blumen-Liebhabern geworden waren: so ist es wirklich zu verwundern, dass die ganze Gattung nicht schon längst einen Monographen gefunden hat. Mit wahrem Vergnügen hat daher Rec. die vor uns liegende Monographie ergriffen, und beym Anschauen der schönen Zeichnungen sich die Wonne vergegenwärtigt, welche er jedesmal beym Anblicke ihrer niedlichen Geschwister in der schönen Natur der Alpengegenden empfunden hat, worin gewiss sehr viele Naturfreunde gleiche Gefühle mit ihm theilen werden.

In der Vorrede (S. 5.— 10) entwickelt der Vf. die Gründe, welche ihn bewegen haben, diese Monographie zu bearbeiten, indem es nur höchst Wenigen gelingen könne, eine umfassende Kenntniss von dem Reichthume aller neuen Entdeckungen zu erhalten; der grösste Theil der Botaniker also sich auf die Untersuchung einiger Familien beschränken müsse, wenn der Wissenschaft ein reeller Nutzen von solchen Bemühungen zuwachsen solle. Der Vf. habe diese Gattung der Gewächse bey seinen Herborisationen liebgewonnen, und auf seinen Reisen Gelegenheit gefunden, eine grössere Anzahl Arten derselben kennen zu lernen, als bis auf die neuesten Zeiten in den systematischen Zusammenstellungen der Gewächse aufgeführt worden seyen. *Linnee* stellte in seiner ersten Ausgabe der *Species plantarum* 7 Arten davon auf; *Jacquin* vermehrte sie auf 15; *Persoon* giebt deren 20 an; unser Vf. hat ihre Anzahl in der vor uns liegenden Monographie auf 44 gebracht. Eine Bereicherung, wofür ihm jeder Botaniker grossen Dank wissen wird. Diese so ansehnliche Vermehrung machte es dem Vf. unumgänglich nothwendig, dass die Artenmerkmale genauer aufgefasst würden; er musste also neue entwerfen, welche nun die wesentlichen Kennzeichen in einer etwas längeren Phrase, als es sonst in systematischen Pflanzenverzeichnissen üblich ist, enthalten, indem der Vf. auf der anderen Seite die Anzahl der Synonyme grösstentheils nur auf die zuverlässigste beschränkte, mit der Bemerkung, dass die Synonyme älterer Schriftsteller häufig unsicher seyen. Ob wir gleich nicht in Abrede sind, dass es besser sey, keine als unsichere Citate anzuführen: so können wir doch diesem Grundsatze des Vfs. nicht unseren ungetheilten Beyfall schenken, weil am Ende die Verwirrung noch grösser werden müsste, und es auf der anderen Seite dem Monographen viel leichter ist, die nöthige Kritik über die Synonyme auszuüben, und aus verschiedenen Umständen die Sicherheit auszumitteln, als es dem das Ganze der Gewächskunde umfassenden Systematiker zu thun möglich ist; überdiess sind schon an sich die Ansprüche in dieser Hinsicht an den Monographen grösser als an den Systematiker, weil jener das Detail mehr vor Augen haben muss.

Die Einleitung (S. 11—15) beginnt mit der Geschichte der älteren Benennungen der *Primula* im Allgemeinen, ohne jedoch eigene Unterfuchungen darüber zu geben; es folgt hierauf die geographifche Verbreitung diefer Gattung, der medicinifche Nutzen, die Cultur in Gärten, der Habitus und natürliche Charakter der ganzen Gattung nach der Befchaffenheit der Wurzel, der Blätter, des Schafts, der Dolde, der Blumen u. f. w., um endlich hieraus die Grundfätze zu entwickeln und feftzufetzen, nach welchen der Vf. bey Beftimmung der Arten verfahren ift. Nun geht der Vf. zum fyftematifchen Theil feiner Monographie über, indem er (S. 16 und 17) unter Vorausfchickung der Einregiftrirung diefer Gattung in die natürliche und künftliche Ordnung *Jussieu's* und *Linnee's* den nach feinen erweiterten Beobachtungen verbefferten *Gattungscharakter* entwirft, hieraus aber den *wefentlichen* auszieht, und endlich die unterfcheidenden Merkmale angiebt, durch welche fich die verwandten Gattungen *Androface*, *Aretia* und *Cortufa* von *Primula* unterfcheiden.

Der Überficht der Arten (S. 18—22) mit Beyfügung ihrer Merkmale für das Syftem hätte zur leichteren Überficht ein Schema angehängt werden können, nach den Hauptverfchiedenheiten der Bildung einzelner Theile, wodurch nicht nur für den Phyfiologen die Stufen der Bildung der Arten angedeutet, fondern auch das Auffuchen einzelner Arten unter fo vielen Gefchwiftern fehr erleichtert worden wäre; freylich ift die Verwandtfchaft unter den Angehörigen diefer Gattung oft fo nahe, dafs es fchwer halten dürfte, fichere Puncte zu Abtheilungen zu finden. Die Befchreibung der Arten felbft (S. 23—92) unter Vorausfchickung des neu entworfenen fpecififchen Charakters, der zuverläffigften Synonymie und der Benutzung der beften Abbildungen ift fehr genau und meift mit hiftorifchen Bemerkungen der Entdeckung, Verwechfelung u. f. w. begleitet.

Folgende Arten find dem Vf. eigenthümlich: *P. inflata* (S. 26). *Fol. obovatis obfolete dentato-crenatis hirfutis, calycibus ovatis inflatis, corollae limbo concavo. Hab. in Hungaria. Tab. II. P. Pallafii* (S. 38). *Fol. ovato-oblongis erofo-dentatis glabris fubundulatis, umbella pubefcente, calycibus ovatis hiantibus, corollae limbo plano. Tab. III. Hab. in alp. Altaicis.* P. *Balbifii* (S. 45). *Fol. obovatis obtufis pubefcenti-villofis groffe ferratis margine ciliatis, umbella multiflora erecta, laciniis calycinis ovatis margine ciliatis. H. in M. Sumano. P. microcalyx* (S. 46). *Fol. obovato-cuneiformibus profunde dentatis glabris, umbella multiflora, involucri foliolis rotundato-ovatis minimis, calycibus breviffimis hiantibus. T. IV. H. in alp. Nicaeenfibus. P. exaltata* (S. 57). *Fol. obovato-oblongis integerrimis glabris, umbella multiflora, limbi laciniis bifidis, lobis ovatis acutis. H. in Sibiria. P. altaica* (S. 59). *Fol. oblongo-lanceolatis glabris fubintegris petiolatis, umbella multiflora, floribus exterioribus nutantibus, involucri foliolis linearibus acutis, calyce tubo fubaequante. T. V. H. in alp. Altaicis. P. magellanica* (S. 62). *Fol. rhombeo-ovatis acutis crenato-dentatis, glabris in petiolum decurrentibus, umbella multiflora pulverulenta, involucri foliolis lanceolatis acutis, calycibus ovatis. T. VI. H. ad fretum Magellan. P. egalliccenfis* (S. 64). *Fol. integerrimis petiolatis glabris margine parum revolutis, calycibus fubtus globofis dehinc pentagonis, corolla femifupera, limbi laciniis obconicis femibifidis. T. VII. H. in Groenlandia. P. truncata* (S. 87). *Fol. cuneiformibus fubpubefcentibus fubglutinofis apice truncatis quinquedentatis, fcapo unifloro l. bifloro foliis longiore, corolla laciniis bipartitis, lacinulis linearibus truncatis, fauce nuda. T. VIII. H. in fubalp. Salisb. P. faxifragifolia* (S. 89). *Fol. obovato-cuneatis petiolatis ferrato-lobatis, umbella 2—3 flora, calycibus profunde quinquepartitis tubo triplo brevioribus, limbi laciniis bifidis. T. IX. H. in Inf. Unalafchka. P. arctioides* (S. 90). *Foliis imbricatis lineari-fpatulatis fuperne ferratis villofis, fcapo unifloro foliis breviore, tubo cylindrico longiffimo. T. IX. H. in Perfia. P. craffifolia* (S. 91). *Fol. obovatis glabris cuneato-ferratis in petiolum decurrentibus, umbella multiflora, floribus nutantibus limbo plano, laciniis ovalibus integerrimis. T. IX. H. in Oriente.* Von folgenden Arten hat der Vf. die Namen verändert: *P. perreiniana Flügge* ift in *flüggeana* (unferes Bedünkens ohne Noth), *ciliata Balbis* in *Balbifii*, und *ftricta Hornem.* in *Hornemanniana* umgetauft; bey diefen letzteren zwey Arten mufste eine andere Benennung angenommen werden, da unter der nämlichen Benennung fchon andere Arten vorhanden waren. Von der *P. egalliccenfis* vermuthet der Vf. felbft, dafs fie nicht zu diefer Gattung gehören möchte, und vielleicht eine eigene bilden könnte; eben fo wenig glauben wir, dafs die *P. arctioides* des Vfs. mit Recht hieher gehöre, da fchon ihr ganzer Habitus diefe Gattung verleugnet; mit eben fo wenig Recht wird *P. craffifolia* und *verticillata* bey genauerer Unterfuchung dabey verbleiben können. Ein Regifter (S. 93—95), welches auch die Synonyme enthält, erleichtert den Gebrauch diefer Monographie fehr, und mufs dem Syftematiker fowie dem Pflanzenforfcher nützlich feyn. Den Befchlufs macht ein anderes kleines Verzeichnifs von 11 Arten, welche dem Vf. blofs dem Namen nach bekannt geworden zu feyn fcheinen, da er fie für künftige Unterfuchung als zweifelhaft und unbekannt angezeigt hat. Abgebildet find 20 Arten; die Abbildungen find fchwarz, und gehören unter die beften in ihrer Art.

Aus diefer gedrängten Darftellung des wefentlichften Inhalts diefer Monographie werden unfere Lefer hinreichend erfehen, dafs fie mit den ähnlichen eines *Cavanilles*, *l'Heritier* u. f. w. wetteifert, und dafs der Wiffenfchaft ein wahrer Gewinn dadurch zugewachfen ift; befonders wichtig ift fie aber für die fyftematifche Botanik durch die Vermehrung und genauere Beftimmung der Arten einer fo fchönen Gattung. Da wir dem Vf. in diefer Hinficht fein volles Verdienft zukommen laffen: fo wird er uns auf der

anderen Seite den Wunsch nicht verargen, dass er den physischen Theil der Geschichte der genannten Gewächsgattung nicht hätte übergehen mögen: denn die flüchtigen Bemerkungen, welche er in dieser Hinsicht hie und da eingestreut hat, sind, so dankbar sie von den Pflanzenphysiologen aufgenommen werden, nicht von grossem Belang, ob sie gleich hinreichend beweisen, dass solche Ansichten unserem Vf. nicht ganz fremd sind. Es wird wohl nicht in Abrede gezogen werden können, dass eine Monographie nur erst dann vollendet genannt werden könne, wenn auch die innere Natur einer Gattung durch Bezeichnung der Erscheinungen im Äusseren beleuchtet wird. So gehört es nach unserem Dafürhalten allerdings zur Geschichte dieser Gattung, dass ihre Neigung zur Entstehung von Abarten, z. B. in Farben der Blumen, Überzug der Blätter, Bastard-Erzeugung und der Einfluss des Bodens, Klimas u. s. w. auf solche Veränderungen in das Bild aufgenommen werde. Da der Vf. seine Gegenstände nicht bloss in getrockneten Sammlungen, sondern häufig in der lebenden Natur beobachtet zu haben scheint: so möchte es ihm wohl nicht schwer gefallen seyn, uns über mehrere dieser wichtigen Rücksichten einige Aufklärung geben zu können. Vielleicht dass es ihm noch gefällt, durch unsere Auffoderung veranlasst, diese Lücke auszufüllen. Da der Vf., nach den vortrefflichen Abbildungen der gegebenen Tafeln zu schliessen, nicht nur Fertigkeit im Zeichnen besitzt, sondern auch Geschmack in der Darstellung und Ausführung der Gegenstände damit verbindet: so würde er den Werth seiner Monographie noch dadurch erhöht haben, wenn er entweder auf einer besonderen Tafel die Zergliederung der Blumen u. s. w. aller der Arten gegeben hätte, welche er frisch beobachtet hat, oder wenn er sie auf den gelieferten Tafeln vertheilt hätte.

Der Kupferstecher, so wie der Verleger, haben, der eine durch die nette Ausführung der Zeichnungen, der andere durch schönen Druck und gutes Papier, ihre Verdienste um dieses Werk zu denen des Vfs. beygefügt; nur wäre zu wünschen gewesen, dass das Format des Textes nicht kleiner, als das der Kupfer, hätte seyn mögen.

a. e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Heidelberg*, b. Engelmann: *Possen und Lustspiele für die Deutsche Bühne* von *Heinrich Ludwig Ritter*. Meine Stiefkinder. Erstes Bändchen. 1818. 146 S. 8.

Der Vf. charakterisirt diese seine Stücke ganz richtig als *Stiefkinder:* denn Stiefkinder der komischen Muse sind sie allerdings. Hr. R. scheint entweder einen sehr niederen Begriff von dem Wesen der *Posse* zu haben, oder gar keinen. Die Posse ist allerdings eine eigenthümliche Gattung des Drama, und wahrlich nicht die leichteste. Die Karrikatur des Lächerlichen ist ihr Spielraum. Dieses Lächerliche muss entweder in dem Komischen der Situationen, oder in der karrikirten Wahrheit der Charaktere, oder doch in den Witzspielen, der Laune des Dialogs sich äussern. Von allem dem zeigt sich aber in den hier gesammelten Stücken keine Spur.

Das Süjet des ersten: *der Weiber Magistrat in Klatschhausen*, ist: das Gericht, das einige Weiber der Gerichtspersonen zu Klatschhausen in Abwesenheit ihrer Männer in deren Amtstracht über ein fremdes hübsches Mädchen halten, auf welches sie eifersüchtig sind. Das ist nun freylich albern genug, aber zum Lachen kann es wohl nicht reizen. — Dem zweyten: *Der betrogene Entführer*, liegt die abgedroschene Fabel zum Grunde, dass ein Geck aus Irrthum eine alte hässliche Tante statt ihrer jungen schönen Nichte entführt. — Am erträglichsten ist noch das dritte, *die magnetisirte Verlobung*, wo der Magnetiseur, ohne es zu wollen, seine Tochter mit ihrem Liebhaber in Rapport setzt, und mit dessen Vater, seinem Feinde, sich versöhnt. Im Ganzen fehlt aber allenthalben jene *vis comica*, die seit *Moliere* auf der Bühne wahrhaft selten geworden ist.

B—ch.

Gemünd, b. Ritter: *Maximilian I, oder: der Zweykampf in Worms. Ein Deutsches Ritterschauspiel in fünf Acten mit Gesängen*, vom Maler *H—ff*. 1818. 152 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Man kann die Kritik nicht kräftiger entwaffnen, als der Vf. in der Vorrede zu diesem Schauspiele gethan hat. Die Liebe zu seinem Vaterlande, sagt er, und seine heilbringende Befreyung am 18 Oct. 1815 hätten ihn zu gegenwärtigem Versuche veranlasst. Er sey hienächst für die Feyer irgend eines Deutschen Nationalfestes berechnet; und wenn der Kritik durch seine *geringe* Arbeit ein weiter Spielraum zur Rüge offen stehe, wenn er gegen die Regeln des Drama und gegen *andere* unerlässliche Bedingnisse desselben gefehlt habe *u. s. w.*: so rechne er doch auf gütige Nachsicht, weil er als Laye und Dilettant, fern von eitler Selbstgenügsamkeit, diesen seinen Versuch bloss als Beleg seiner wohlgemeinten Deutschen Gesinnung geschrieben habe. Diese treuherzige Erklärung charakterisirt den Vf. zugleich als *Menschen* und als *Schriftsteller* vollständig. Herzlich gut hat es Hr. *H—ff* gemeint, aber zum Dichter fehlt ihm das Talent. — Dieses Stück ist ein dialogisirter Zug aus der Geschichte Maximilians, in welchem ziemlich abentheuerlich ein Liebeshandel der Tochter des Grafen von Rheinek, dann des Ritter Waltron von Wirsberg eingewebt ist.

Den Maler verräth diess Stück allerdings: denn es enthält eine ganze Gallerie von Decorationsgemälden; das Personal ist zugleich so ungeheuer zahlreich, dass die Aufführung selbst die Berliner Theater-Intendanz in Verzweiflung stürzen würde, welche sich doch bekanntlich auf ihren in der Pracht des Krönungszuges der Johanna von Orleans sich bewährenden Kunstsinn so viel zu Gute thut. — Am besten bleibt wohl der gemüthliche Vf. bey seiner Staffeley. Übrigens ist dieses Stück mit einer typographischen Pracht gedruckt, die der Buchhandlung zur Ehre gereicht, und ihren Collegen beschämt, der eines *Schillers* unsterbliche Meisterwerke auf Löschpapier verkauft.

B—ch.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 8.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Elementarbuch der Französischen Sprache*, für die mittleren Classen gelehrter Schulen bestimmt von D. *G. Herold*. Erstes Bändchen. Theoretischer oder grammatischer Theil. 1815. VI u. 205 S. 8. (12 gr.)

2) Züllichau, b. Darnmann: *Hülfsbuch bey der Erlernung der Französischen Sprache*, für obere und untere Gymnasialclassen, von *Fr. Wilh. Lange*, der Züllichauer Stadtschule Rector. 1816. IX u. 168 S. kl. 8. (9 gr.)

Ein Sprachunterricht, der „möglichst grammatisch und philosophisch, und für den Schüler zugleich eine Art von Logik und allgemeiner Grammatik" ist, verdient gewiss sehr empfohlen zu werden. Einen solchen Unterricht liefert Hr. *H.* (Lehrer an der Domschule zu Halberstadt) in No. 1, und hat dadurch etwas sehr Nützliches unternommen. Man kann seine Grammatik, ungeachtet ihrer nicht grossen Ausdehnung, reichhaltig nennen; er beweist sich darin als einen sorgfältigen Lehrer, und fleissigen, aber denkenden Leser der Arbeiten Anderer. Von dem, was uns an dem Buche nicht gefällt, heben wir Einiges aus: Bey *avoir la* (statt *une*) *mémoire excellente*, musste eine Erklärung über den Gebrauch des bestimmten Artikels in diesem Falle gegeben werden; eben so bey der gleich folgenden Regel über *il est Anglois*, und *c'est un François*. Hier ist auch ausgelassen, warum man sagen müsse z. B. *ce marchand est un Anglois de ceux etc.*, und *je connois un Anglois*. Überhaupt lässt es der Vf. zu sehr an der Hinzufügung des Grundes fehlen, wodurch das Philosophische des Unterrichts leidet, und die Darlegung „des Verhältnisses der Regeln zu einander" nicht wohl erreicht werden kann. — Bey *ni* — *ni* ist nicht angegeben, wenn der Theilungsartikel doch stehen müsse. — In *suivez moi camerades* ist der Theilungsartikel nicht allein nicht ausgelassen, sondern gar keiner. — Von *rue St. Martin* hätte mehr gesagt werden müssen, zumal da hier bloss Sprachgebrauch obwaltet. — Was soll es heissen, wenn S. 19 gelehrt wird: der Theilungsartikel fällt weg: „d) nach gewissen Zeitwörtern, wenn diese mit dem folgenden Hauptworte nur einen, desto vollständigeren Sinn ausmachen"? Theils merkt hier der Anfänger nicht so leicht, dass es auf den Ausdruck „*einen*" hauptsächlich ankommt, theils ist ihm das „*vollständig*" ganz unbegreiflich; auch passt die Regel auf alle solche Fälle in sofern nicht, als der Schüler nicht einzusehen vermag, wenn auf die angegebene Weise *ein* Begriff entsteht oder nicht. So wird er z. B. nicht unterscheiden: *Geld haben* und *Hunger haben*. Dergleichen lässt sich den Anfängern nicht bloss *sagen*, wohl aber recht gut *erklären*. — Die Regel, dass das kürzere Adjectiv dem längeren Substantiv nachstehe, als die *erste* über die Stellung des Adjectivs zu geben, ist — — wenigstens nicht philosophisch. — Wenn ein Adjectivum „eine Beschaffenheit bezeichnet," kann genau genommen nicht gesagt werden. — Wie ist *une femme malade* ein Beyspiel zu einem „als Substantiv gebrauchten Adjectiv"? — Mit *nouveau* und *neuf* (S. 25) konnte nicht wohl ein neuer Abschnitt angefangen werden; von den *degrés de comparaison* musste erst am Ende der Lehre von den Adjectiven die Rede seyn. — „*Unième* kommt nur selten vor," ist keine Belehrung über dieses Wort. — Bey „*que ne le disiez vous pas*" musste über den wichtigen Unterschied zwischen solchem *que* und *pourquoi* gesprochen werden. — Ist es wohl eine Regel, wenn gesagt wird (S. 42), dass *qui* nicht ohne Präposition steht? Es hätte heissen müssen: nach einer Präposition steht *qui*. — Von *je la suis* wird nicht passend erst bey dem *pronom relatif* gesprochen; auch hat der Vf. vergessen zu bemerken, dass man auf *êtes-vous mère?* antworten müsse: *oui, je le suis*. — S. 44 fehlt der Unterschied zwischen *en* und *de lui*, sowie zwischen *y* und *à lui* (solche Unterschiede gehören gleichsam zu den „Synonymen"). — Von *quoi que* würde passender erst bey dem Conjonctif gehandelt; es ist überhaupt ein verwerfliches Vorgreifen, dass der Vf. schon bey den *pronoms* geradezu von dem Conjonctif spricht. — Über die Ableitung der Tempora von einander hat Hr. *H.* verhältnissmässig zu viel. Sollten die Anfänger nicht in weit kürzerer Zeit die Conjugationen selbst lernen, als in welcher sie sich die Regeln jener Ableitung einprägen, mit denen sie nicht einmal zu der Kenntniss der Sache selbst kommen? Der Vf. setzt ja in seiner Classe Schüler voraus, die schon conjugiren können; es helfen ihnen also die gegebenen Regeln gar nichts (zumal an dem Orte, welchen sie in der Grammatik einnehmen). Die Bemerkung über das *n* in der dritten Person des Plurals im

Griechischen, Lateinischen, Deutschen und Hebräischen ist ein förmlicher Missgriff: denn woher will der Vf. nur wahrscheinlich beweisen, dass das Hebr. נ in die Griechische Conjugation gekommen sey, da nicht einmal das Deutsche *n* (in: sie lieben) aus dem Griechischen oder Lateinischen abstammt, wenigstens glaubt es nicht Jeder ohne historische Darlegung, und die dürfte nicht möglich seyn. — Was ist für ein Unterschied zwischen „einer nicht, oder nicht ganz vollendeten Handlung"? — In der Angabe der Fälle, in welchen das Imperf. stehe, hätte der Vf. bey einer anderen Eintheilung das Ganze noch logischer darstellen können. — Imperf. I und II dürfen nur die annehmen, welche keine Erklärung von beiden, gar sehr verschiedenen Temporibus zu geben im Stande sind; wie sehr aber Hr. *H.* nicht zu diesen gehöre, hat er bewiesen. — Bey dem *parfait défini* hätten wir das „*erzählen*" nicht zu sehr urgirt: denn der Anfänger wird nicht einsehen, warum in dem Beyspiele von Alexander und Darius „*avoit*" weniger erzähle, als „*attaqua.*" — Das Conditionel stellen manche Grammatiker richtiger als eigenen Modus, statt als Tempus des Conjunctivs auf. — In der Lehre von dem Conjonctif ist gleich der Anfang nicht philosophisch: denn dieser Modus hängt nicht von *que* und *qui*, sondern von dem Sinne ab; überhaupt scheint uns die ganze Lehre nicht gut vorgetragen zu seyn. — Bey der Regel von *de* und *à* nach Substantiven durfte der Grund nicht fehlen. So weiss der Anfänger nicht, wenn er *de* oder *à* setzen soll. Dasselbe gilt von *difficile* mit *de* und *à*, wovon der Vf. zwar spricht, aber nicht deutlich genug; die Frage „*wobey?*" hätte er im Gegensatze der Fälle, wo *de* stehen muss, gehörig erklären sollen. — Bey einem Participe nach *en* hätte der Grund angegeben werden müssen von dessen Inflexibilität. Was 100, 1 von dem Part. act. gesagt wird, musste auch von dem Part. pass. bemerkt werden. — In Beyspielen über das zu setzende oder wegzulassende *en* vor einem Part. act. darf *étant* nicht gebraucht werden, weil dieses Part. *en* nicht allein nicht „*gern,*" sondern gar nicht hat. — Doch wir brechen hier ab. Hr. *H.* verspricht auch Übungsstücke zum Übersetzen ins Französische.

Der Vf. von No. 2 hat geliefert, was ihm „die besten seiner Vorgänger darboten, und eigenes Nachdenken zuführte," und wir haben gefunden, dass er fremdes Eigenthum so geschickt behandelt hat, dass es in Hinsicht auf die Methode sein Eigenthum geworden ist. Sein Buch gehört, obgleich der Vf. bescheiden gesteht, dass er seine Vorgänger benutzt habe, durchaus nicht zu den Französischen Grammatiken, in denen man fast auf jeder Seite die fremden Federn prangen sieht. Besonders zu loben ist die eigene Art der Stufenfolge; der Vf. „bereitet" immer erst auf den zu behandelnden Gegenstand vor. „Es war nur Ein Zweck, sagt er, den ich bey der Bearbeitung des Buches vor Augen hatte; ich sah ihn begründet in einer Unterrichtsweise, die das innere Leben des Menschen ergreift; ein solches Erregen der Kräfte ist anzutreffen, wo die Sprache *wissenschaftlich* gelehrt und behandelt wird. — Ausserdem machte es mir die Bestimmung dieses Buches (es soll den Lernenden „in Abwesenheit ihres Führers, des Lehrers, auf dem unbekannten Gebiete der Wissenschaft das seyn, was der Wegweiser dem Wanderer ist in die Fremde") zur Pflicht, die darin aufgestellten Sprachgesetze, wo es mir zweckmässig zu seyn schien, mit Gründen aus der Natur unserer Vorstellungen selbst zu belegen. Gewöhnt sich der Jüngling frühzeitig an Untersuchungen dieser Art: so ist der Vortheil, der aus der Erlernung einer Wissenschaft für die innere Kraft seines Lebens hervorgeht, unvergleichbar grösser, als die Kenntniss dieser Wissenschaft selbst." Wenn Hr. *L.* auch nicht Alles in jeder Hinsicht geleistet hat, was er verspricht: so hat er doch ein sehr rühmliches Streben dahin bewiesen. Von dem Wenigen, was wir anzustreichen gefunden haben, heben wir Einiges aus. Die alte Methode der Behandlung der Casus setzt den Lehrer in manche Verlegenheit: denn was hat z. B. *éloigné à mille lieues* mit dem „Dativverhältnisse" gemein? — Der Zusatz „gestern" zu dem *parf. défini* sagt eigentlich nichts, indem er zu sehr einschränkt; es muss über dieses, im Französischen freylich wichtige „gestern" mehr gesagt werden. — Wozu S. 20 die blosse Angabe der Verbalformen, zumal in einer so formenarmen Sprache, wie die Französische? Warum *avoir* hinterher, und bloss die Form ohne das *pronom?* Der Schüler soll doch wohl nicht lernen: *ai, as, a* u. s. w. statt *j'ai, tu as, il a?* Wenn auch, nachdem die *pronoms* schon gelernt sind, das Vorsetzen derselben keine Schwierigkeit hat: so ist doch ein Gewöhnen daran schon von früh an nöthig. — „Wo der Artikel im Deutschen fehlt, da lasse man ihn auch im Französischen weg," passt zwar auf Beyspiele, wie „*Dieu est juste,*" ist aber ganz gegen den Geist der Französischen Sprache: denn in *de la viande* ist der Artikel so gut wie in *la viande.* — Es ist der Sache nicht angemessen dargestellt, wenn es heisst, dass „die Wörter, welche eine *Menge* andeuten, z. B. *bien des fortunes,* dieselbe Construction auch bey Adjectiven hätten, welche wie Substantive angesehen werden können, z. B. *quelque chose de divin;*" die genannten Wörter haben *de* nach sich, ohne Rücksicht auf das, was folgt. — Was kann es dem Schüler helfen, wenn gelehrt wird: „man sagt *la ville de Berlin,* aber *la rue St. Germain*"? — Wo der Vf. zum zweyten Male von den *temps* spricht, ist er vielleicht zu philosophisch. — Die Darlegung des Begriffes von „anfangen" in dem *parf. défini* ist zur Einsicht in dieses Tempus treffend gewählt, nur bedurfte es einer weiteren Ausführung, die selbst der von dem Vf. benutzte *Harris* nicht genügend hat. Die Richtigkeit der Bemerkung über *je fus* und *fuo* und φύω ist wenigstens eben so unerwiesen (den Franzosen hat nicht einmal *fui* in seiner *eigentlichen* Bedeutung vorgeschwebt, als sie das Lateinische nach und nach verstümmelten: denn sonst würden sie auf ein *j'ai été* nicht gekommen seyn), als den Vf. ein grosser Irrthum beschlichen hat, in Hinsicht auf die Stelle: *le dernier fut de se faire contrebandier*, wobey übersehen worden ist, dass *le dernier* nicht auf einen der

beiden Freunde geht, sondern auf *metier*. — „Verbisches Adjectiv" läſst sich von „*participe*" nicht wohl unterscheiden; auch ist eigentlich nichts über die Flexion des Part. act. gelehrt. — „Demnach wäre in folgender Stelle: *aussitôt que les dames ont paru*, *je les ai fait entrer*, statt *fait* zu sagen *faites*: denn *entrer* ist ein neutrisches Verb, kann also unmöglich zu dem Accusativ *les* gehören." Das soll es auch gar nicht, und wenn auch ein *Verbum transitivum* folgte: so müſste *fait* doch unflectirt bleiben. Die Construction ist nämlich eigentlich: *j'ai fait entrer (les dames)*; *fait* bezieht sich also nicht auf *dames*, sondern auf *entrer*, so daſs das *participe* nicht einmal flectirt werden könnte, wenn auch *entrer*, was freylich nicht möglich ist, *davor* zu stehen käme.

P. K.

Wien, b. Gerold: *Carl Szeleczky's*, öffentlichen Professors am evangelischen Lyceo zu Preſsburg, *Französische Grammatik, nach einer neuen für jedes Alter faſslichen Methode bearbeitet und zum Gebrauche der* (für) *Schulen eingerichtet.* Mit berichtigenden Anmerkungen zu der Sprachlehre des Abbé Mozin. 1816. XIV u. 367 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hatte bey einem zehnjährigen Unterrichte in der Französischen Sprache neben den Vorzügen, die ihn zum Gebrauche der Mozinschen Sprachlehre bestimmten, auch die Mängel dieses Werkes kennen lernen; und der Brauchbarkeit desselben für Deutsche schienen ihm vorzüglich zwey Fehler entgegenzustehen: einmal, daſs Mozin auf die Bedürfnisse *Deutscher* Lehrer und Lernenden nicht genug Rücksicht genommen, und die Übereinstimmung sowohl als den Unterschied beider Sprachen nicht gehörig vor Augen behalten, also bald zu viele, bald zu wenige Regeln aufgestellt hat; dann aber auch, daſs die von Mozin gegebenen Beyspiele oft unpassend, unrichtig ausgedrückt und ohne die nöthige Rücksicht auf Abwechselung und auf Bereicherung des Gedächtnisses mit neuen Wörtern und Redensarten gewählt sind. Diesen Mängeln eines sonst mit Recht geachteten Werkes, das er für das vorzüglichste unter den vorhandenen hält, glaubte Hr. *S.* durch eine neue Bearbeitung desselben abhelfen zu müssen; und das vorliegende Buch ist im Grunde nichts anderes als eine Umarbeitung der Sprachlehre des Abbé Mozin. Wir bedauern aufrichtig, daſs ein Mann von so gründlicher Kenntniſs seines Gegenstandes und von so viel Lehrergeschicklichkeit, als Hr. *S.* in diesem Buche an den Tag legt, nicht lieber seinen eigenen Weg genommen und eine neue Sprachlehre nach seinen Grundsätzen ausgearbeitet, als an das Werk eines Anderen, das er doch in der Hauptanlage und im Einzelnen mangelhaft befunden, so viel undankbare Mühe gewendet hat. War es auch ein würdiger Zweck, den sich Hr. *S.* (nach S. VIII der Vorrede) vorsetzte, durch Beurtheilung der Mozinschen Grammatik darzuthun, daſs dieses fast allgemein und unbedingt gepriesene Werk nicht vollkommen genannt zu werden verdiene? Dafür hat es noch kein Sachverständiger, und vermuthlich sein Verfasser selbst nicht gehalten; und es ist oft genug laut und scharf getadelt worden. Vollkommenheit ist bey Schriften dieser Art ein sehr relativer Begriff; und das Meiste hängt bey dem Gebrauche derselben von der Geschicklichkeit des Lehrers ab, welcher danach unterrichtet. Wir sind überzeugt, daſs Hr. *S.* Vieles besser gemacht hat, als Mozin; wir geben zu, daſs der Tadel, den die Anmerkungen gegen Mozin enthalten, meistens sehr gegründet ist: aber wozu nützte es, Alles, was Hr. *S.* an seinem Vorgänger tadelnswürdig fand, bis auf logische und grammatische Unrichtigkeit des Deutschen Ausdruckes, oft sylbenstechend zu mustern? Das Buch ist dadurch ohne wesentlichen Nutzen angeschwellt worden, und hat ein gewisses buntscheckiges Ansehen erhalten, das nicht Jedermann gefallen kann. Wir wundern uns über diese polemische Zugabe um so mehr, da Hr. *S.* in der Vorrede selbst die Vermuthung äussert, der Deutsche Theil der Mozinschen Sprachlehre sey von einem Deutschen bearbeitet, der seiner Muttersprache nicht mächtig seyn und die Französischen Erörterungen des Herrn Abbé, dessen tiefe Sprachkenntniſs unserem Vf. übrigens aus anderen Werken unbezweifelt gewiſs ist, nicht recht verstanden haben mag!

Doch wir müssen das Buch nun nehmen wie es ist. Der Grund, auf welchem Hr. *S.* das Gebäude seiner Sprachlehre aufführt, ist die Voraussetzung, daſs über diejenigen Fälle, in welchen die Französische Sprache mit der Deutschen übereinstimmt, keine Regel nöthig ist, sondern aus dem Gebrauche des Deutschen als bekannt angenommen werden muſs; daſs also der Lernende schon die Kenntniſs der Deutschen Grammatik und der grammatischen Kunstwörter besitzen soll. Aber wie viel ist eben damit vorausgesetzt! Und wie reimt sich damit die auf dem Titel gerühmte *für jedes Alter* faſsliche Methode? Auf Kinder wenigstens, und solche Erwachsene, die nicht schon durch das grammatische Studium irgend einer Sprache, wie es auf gelehrten Schulen getrieben wird, zum Erlernen des Französischen vorbereitet sind, wird Hr. *S.* mit einer solchen Voraussetzung bey dem Gebrauche seines Buches nicht rechnen können. Und wie wenig ohne diese grammatischen Vorkenntnisse durch die bloſse Vergleichung der zu lernenden Sprache mit der Muttersprache ausgerichtet werde, wird ihm aus eigener Erfahrung bekannt seyn. Mag daher Hr. *S.* seine Methode für seine (d. i. durch das Studium der alten Sprachen schon geübten) Schüler mit Erfolg anwenden: eine *für jedes Alter* faſsliche kann sie unmöglich heiſsen. So bestimmt übrigens der Vf. jenen Grundsatz ausspricht: so wenig ist er selbst in der Aufstellung seiner Regeln ihm getreu geblieben. Denn wie paſst dazu eine Erklärung wie S. 116? „*Mon*, *ton*, *son*, *ma*, *ta*, *sa* zeigen bey *einer* Person den Besitz *eines* Gegenstandes an, und *mes*, *tes*, *ses* bezeichnen bey *einer* Person den Besitz mehrerer Gegenstände; *notre*, *votre*,

leur bezieht sich auf mehrere Besitzer, die *einen* Gegenstand besitzen; hingegen *nos*, *vos*, *leurs* zeigen bey mehreren Besitzern den Besitz mehrerer Gegenstände an." War diese Unterscheidung nicht schon durch *mein*, *dein*, *sein*, *ihr*, *unser* u. s. w. gegeben? Nur auf das vieldeutige *ihr*, welches bald *son*, *sa*, *sès*, bald *leur*, *leurs* übersetzt werden muss, war hier aufmerksam zu machen und vor Verwechselung zu warnen. Und was soll man zu einer Regel sagen wie folgende S. 122: „Das Fürwort der dritten Pluralperson *ihrige*, *ihrigen* wird durch *leur*, *leurs* übersetzt; hat es aber einen grossen Anfangsbuchstaben, *Ihrige*, *Ihrigen*: so drückt man es immer durch *vôtre*, *vôtres* aus." Wer die zweyte Person nicht von der dritten zu unterscheiden weiss durch eine grammatische Einsicht, die doch Hr. *S.* voraussetzt, den wird auch der grosse Buchstabe nicht klüger machen; — und sieht er denn diese Wörter immer geschrieben vor sich? Muss er sie nicht auch gehört und gedacht richtig beurtheilen können? Solche Widersprüche mit sich selbst sind wohl schlimmer, als das Meiste, was Hr. *S.* so scharf an *Mozin* rügt.

Ein anderer Hauptmangel dieser Sprachlehre liegt in der Ungleichheit der Methode, die der Vf. befolgt. Da er die Deutsche Grammatik als Grundlage annimmt: so hatte er ganz Recht, auch bey dem Französischen Hauptworte eine der Deutschen entsprechende Declination aufzustellen, — obgleich Rec. nicht begreift, warum er *fünf* Fälle zählt, da doch die Deutsche Sprache den Ablativ eben so wenig kennt, als die Französische. Aber auf diese Declination der Hauptwörter und Fürwörter ist in der Aufstellung der Regeln gar wenige und in der letzten Hälfte des Buches gar keine Rücksicht mehr genommen. Da hören wir immer nur vom *régime direct* und *indirect* reden, gerade wie bey den neueren Französischen Sprachlehrern, die für ihre Nation schrieben und die Declination zu verwerfen guten Grund hatten. Bey dem Grundsatze, von dem der Vf. ausgeht, war es durchaus nothwendig, alle im Deutschen declinationsfähigen Redetheile auch im Französischen nach den Bestimmungen der Declination zu behandeln, und nicht vom *régime direct*, sondern vom Accusativ, nicht vom *régime indirect* mit *à* und *de*, sondern vom Dativ und Genitiv zu reden. Denn nur so wird der Deutsche Schüler überall in den Stand gesetzt werden, den Französischen Sprachgebrauch mit dem Deutschen zu vergleichen. Nicht einmal eine ausreichende Erklärung vom *régime direct* und *indirect* hat Rec. gefunden, und befürchtet daher gar sehr, dass viele der darauf gegründeten Regeln den meisten Lernenden unverständlich seyn werden.

Hr. *S.* bescheidet sich selbst, dass er in dieser Sprachlehre nichts Vollkommenes geliefert habe, sondern erklärt vielmehr seine Geneigtheit, jede gegründete Kritik bey einer zweyten Ausgabe seines Buches dankbar zu benutzen. Rec. hofft, dass einige Bemerkungen, mit welchen er seine Anzeige beschliessen will, dem Vf. bey näherer Prüfung nicht *grundlos* erscheinen werden. S. 97 heisst es in der Anmerkung zur sechsten Regel: „Nach einigen Zeitwörtern, als *découvrir*, *ouvrir*, *se confier*, *se soumettre*, müssen die regelmässigen Fürwörter (so nennt Hr. *S.* die *pronoms absolus* oder *disjoints*) gebraucht werden, z. B. *je me découvre à toi*, *je me confie à toi*." So ausgedrückt ist das falsch. Denn man sagt ja mit den unregelmässigen Fürwörtern ganz richtig: *je te découvre mon plan*, *je t'ouvre mon coeur*. Also nicht *découvrir*, *ouvrir*, sondern *se découvrir*, *s'ouvrir* verlangen die regelmässigen Fürwörter nach sich, und der Grund davon ist der, weil sie wie alle *verbes pronominaux* schon ein Fürwort derselben Person bey sich haben. Hr. *S.* hätte daher allgemeiner und richtiger sagen müssen: Wenn zu den *verbes pronominaux* noch ein persönliches Fürwort hinzukommt: so muss dieses ein regelmässiges seyn und nachstehen. Dahin gehört auch der Fall aus der kurz vorhergehenden dritten Regel *je m'adresse à toi*. S. 101 in der Note verbessert Hr. *S.* nach einem scharfen Tadel *Mozins* eine von diesem gegebene (freylich nicht bestimmt genug ausgedrückte) Regel so: die *pronoms disjoints* können *nie* eine *préposition* vor sich haben, stehen immer hinter dem Zeitworte" u. s. w. *Nie?* — *Nur sie* können eine Präposition vor sich haben. Doch kaum kann Rec. glauben, dass Hr. *S.* so geschrieben habe; es ist vermuthlich Druckfehler statt: die *pronoms conjoints* können nie eine *préposition* vor sich haben, die *pronoms disjoints* hingegen nehmen eine *préposition* an, stehen immer hinter dem Zeitworte u. s. w. S. 180 „*je ne saurois faire cela* (für *pourrois*). Auch wenn *savoir* soviel als *ignorer* bedeutet, pflegt man die zweyte Verneinung wegzulassen, z. B. *je ne saurois vous le dire*, ich kann es Ihnen nicht sagen." Wie kann denn *savoir* soviel als *ignorer* bedeuten? Das wäre ja gerade das Gegentheil! Die Redensart *je ne saurois vous le dire* kann freylich so viel heissen als: ich weiss es nicht! aber *saurois* heisst doch nur *kann*, wie es in dem angeführten Beyspiel auch ganz richtig übersetzt ist. S. 185 „5) Gehet die Person einer Zeit in ein stummes *e* aus: so wird dieses *e*, wenn das Zeitwort Fragweise (so schreibt Hr. *S.*) vor *je* steht, mit dem *accent grave* bezeichnet, als z. B. *aimè-je*." Offenbar falsch. Die gute Aussprache lässt in diesem Falle ein *é* hören, und in jedem correcten Buche wird Hr. *S.* auch den *accent fermé*, nicht *grave*, überall über dem *e* finden. S. 265 *j'eus* (statt *eusse*) *écrit si j'eusse eu de l'encre*, und S. 326 *le plus belle* (statt *bel*) *homme* sind wohl nur Druckfehler. S. 304 ist *loin* als Präposition aufgeführt; — *loin* ist ein Adverbium, nur durch das hinzutretende *de* wird es Präposition. S. 310 Bem. V „*que* dient oft dazu, einer Redensart mehr Kraft zu geben, z. B. *c'est une belle chose que de garder le secret*." Dieses *que* ist eine Eigenheit der Französischen Sprache; aber die grössere Kraft desselben möchte schwer anzugeben seyn. Sehr unbefriedigend ist endlich das, was Hr. *S.* über die Französische Construction sagt; und doch hätte eben diess für Deutsche Schüler die sorgfältigste und deutlichste Entwickelung erfodert. Der Hauptgrundsatz der Wortfolge im Französischen kömmt gleichsam beyläufig nur in einer Anmerkung vor S. 113: „Es ist *auch* eine allgemeine Regel der Französischen Construction, dass das regierende Wort *vor* dem regierten stehen muss." Das nennen wir doch ein wichtiges *auch*!

S. G.

de S. im neunten Bande der *Notices et extraits* ausführlich gehandelt hat, wird einem Rabbi *Joel* beygelegt; sie ward durch einen getauften Juden, Johann von Capua, unter dem Titel: *Directorium humane vite, alias Parabole antiquorum sapientum*, ins Lateinische übersetzt, und aus dem Lateinischen wiederum in viele Abendländische Sprachen. Eine *Syrische Übersetzung* soll *Ebed Jesu* einem gewissen ܒܘܕ ܦܪܝܘܕܘܛܐ, *Bûd Periodeuta*, zuschreiben; inzwischen ist das Daseyn dieser ganzen Bearbeitung noch zweifelhaft; Hr. *de S.* vermuthet, dass unter jenem *Bûd*, der zu Nuschirwans Zeiten gelebt haben soll, Barsujeh selbst gemeint sey, und dieser vielleicht ein christlicher Mönch gewesen seyn könne. *Neupersische* Bearbeitungen sind in grosser Anzahl verfertigt worden; die älteren derselben kennen wir nur dem Namen nach, wie z. B. eine unter der Regierung des Samaniden *Nasr ben Achmed*, auf Befehl des Wesir *Abul fasl balghami* unternommene, die poetische des *Abul hassan rudeghi*, deren auch Dewletschah gedenkt, und mehrere andere, welche *Nasr alla* in seiner Vorrede erwähnt. Die älteste, welche sich erhalten hat, ist die des *Abul maali nasr alla*. Dieser übersetzte nach dem Arabischen des *Ebn el mokaffa* ungefähr A. H. 515, glaubte aber den Text neu beleben zu müssen durch Einmischung von Stellen aus dem Korân, dem Hadîth, von Sprichwörtern und Versen; übrigens fügte er kein neues Capitel hinzu. Proben dieser Arbeit hat Hr. *de S.* im 10ten Bande der *Notices et extraits* gegeben. Im zehnten Jahrhundert der Hedschra schrieb darauf *Hussein Waes* die berühmte Bearbeitung, welcher er den Titel *Anwari Ssoheili* gab, zu Ehren des *Achmed ssoheili*, Wesir des Sultan *Abul ghasi hussein behadur chân*. Diese Bearbeitung ist durch angenehme und blühende Sprache, durch häufige Einflechtung Persischer Verse eines der glänzendsten Werke Persischer Prosa. Der Verfasser nahm aber mit dem alten Buche *Calila we dimna* eine wichtige Veränderung vor, indem er die dem eigentlichen Indischen Buche von Busurdschmihr und Ebn el mokaffa vorgesetzten einleitenden Capitel wegliess, dagegen aber eine neue Einleitung selbst schrieb. Diese enthält die Geschichte eines Königs, همايون فال, *Humajûn fâl*, d. i. *Erlauchter Vorbedeutung*, und dessen Wesirs خجسته راي, *Chodschteste raï*, d. i. *Glückseligen Rathes*, welcher letztere seinem Fürsten den ganzen folgenden Inhalt des Buches erzählt. Im eilften Jahrhundert der Hedschra verfasste *Abul fasl*, Wesir des Grossmoguls *Akbar*, die neueste Persische Bearbeitung unter dem Titel عيار دانش, *Ejâri danesch*, d. i. Prüfstein der Weisheit. Er nahm die von *Hussein Waës* weggelassenen Capitel wieder auf, behielt aber auch die Einleitung des *Anwari ssôheili* bey, und beflissen sich eines einfacheren Stils und kürzerer Perioden. Der *Anwari ssoheili* ward unter Soliman I ins Türkische übersetzt durch *Ali Tschelebi*, unter dem Titel همايون نامه *Humajun nameh*, d. i. *Erlauchtes Buch*. *Hammer* und *Diez* stritten darüber, ob man übersetzen müsse *kaiserliches Buch* oder *königliches Buch*; Hr. *de Sacy* erklärt sich für *livre imperial*, welches auch insofern den Vorzug verdient, als همايون immer der *höchsten weltlichen Würde* zum Beywort gegeben wird. Inzwischen liesse sich vielleicht der Titel bloss übersetzen durch *Hümajunbuch*, in Beziehung auf den sogleich Anfangs auftretenden König *Hümajûn fâl*: denn bekanntlich führen viele Persische Werke auf diese Weise Titel nach ihren Haupthelden, wie z. B. اسكندر نامه, *Iskender nameh*, d. i. Alexanderbuch, داراب نامه, *Darab nameh*, d. i. Dariusbuch, اكبر نامه, *Acbar nameh*, d. i. Acbarbuch, welches letztere die Geschichte des Grossmoguls Acbar enthält. *Ali Tschelebi* hat sich seine Übersetzung ziemlich leicht gemacht, meistens die Ausdrücke des *Anwari ssoheili* beybehalten, nur Türkische Zeitwörter eingeschoben und Türkische Construction eingeführt; die Persischen Verse behält er oft unübersetzt bey. Ausserdem ist das Buch *Calila we dimna* ins Malaïische übersetzt worden, und wie es scheint, auch ins Tatarische und Malabarische; der ins Hindustanische übertragene *Ejâri danesch* ist unter dem Titel خرد افروز, *Chired efrûs*, d. i. Verstandeserleuchter, zu Calcutta gedruckt worden. Den einfachen Hitepadessa hat man gleichfalls ins Neupersische, Hindustanische und Mahrattische übersetzt. Der Herausgeber beschliesst sein *Mémoire historique* mit den Bemerkungen von *Colebrooke* über das Verhältniss des Hitopadessa zum Pantschatantra, und einer Beschreibung der Pariser Handschriften, aus denen er den Arabischen Text seiner Ausgabe schöpfte.

Dieser letztere beginnt mit einer Vorrede *Silvestre de Sacy's*, in welcher er sich über den Zweck und die Einrichtung seines Werkes erklärt. Sie ist in dem zu solchen Vorreden gebräuchlichen Arabischen Prachtstil, welchen Reim und Parallelismus zieren, geschrieben, und zwar so, dass auch der geübteste Philolog unter den Arabern sich derselben gewiss nicht schämen dürfte. Sie hebt z. B. an mit folgenden Worten:

بسم الله المبدي المعيد بعد حمد الله
الحنان المنان ذي الجلال والفضل والاحسان
الذي كان قبل المكان والزمان ثم بدع العالم
بان قال له كن فكان وبعد التوسل اليه
سبحانه وتعالي باصفيايه العظام واوليايه
الكرام فهذا ما يقول اضعف عباد الله البارون
سلوستري دساسي الفقير الي رحمة ربه المنعم

الحمد لله الذي ... المواسي ان كتاب كليلة ودمنة مع ما له الخ

Das ist: „Im Namen Gottes, des erschaffenden, des vernichtenden. Nach Lobpreisung Gottes des barmherzigen, des gütigen, begabt mit Herrlichkeit, mit Gnade und mit Milde, welcher war vor dem Raum und der Zeit, danach schuf die Welt dadurch, dass er sprach: Werde! und sie ward; und nach Wendung zu ihm, welcher gelobet und gepriesen sey durch seine grossen Heiligen und seine edlen Freunde: so ist dieses, was da spricht, der geringste unter den Knechten Gottes, Baron *Silvestre de Sacy*, der da bedarf der Erbarmung seines Herrn, des spendenden, des tröstenden: wahrlich, das Buch Kelila und Dimna, obgleich es" u. s. w. Am Schlusse werden die gebührenden Segenswünsche über König Ludwig XVIII und das Königreich Frankreich ausgesprochen, sowie über den Verfasser und alle Leser des Buchs. Dann folgt im ersten Capitel eine Einleitung in das Buch, abgefasst von einem gewissen *Behnud ben sachwân*, auch genannt *Ali ben alschah el fâressi*, von dem uns weiter nichts bekannt ist. *Sacy* hält diese Einleitung für nicht sehr alt, weil sie in der ältesten Persischen Übersetzung, sowie in der Griechischen und in der Hebräischen sich nicht findet. Diese Einleitung erzählt, wie das Indische Original des Werkes zur Belehrung des Indischen Königs *Dabschelim* verfasst worden sey von dem Weisen *Bidpaï*. Das Wort *Bidpaï*, oder wie es im Arabischen geschrieben wird, *Baïdaba*, scheint nichts anderes zu seyn als das Sanskritwort *Widawa*, d. i. *Weiser*. Inzwischen äussert *Sacy* die Vermuthung, dass es auch betrachtet werden könne als eine grobe Verstümmelung des Wortes *Hitopadêssa*: denn der Persische Übersetzer *Abul fasl* sagt, *Bidpaï* solle eigentlich bedeuten طبيب مهربان, d. i. *liebreicher Arzt*, und Hitopadêssa bedeutet bekanntlich *Freundlicher Rath*. Der Übersetzer *Hussein Waës* sagt, *Bidpaï* oder *Pilpaï* solle im Indischen heissen *Elephantenfuss*; auch diess könnte auf Hitopadêssa führen: denn Elephantenfuss heisst im Sanskrit *Hastipad*, welches Wort Ähnlichkeit mit Hitopadêssa hat. Das zweyte Capitel beschreibt die Sendung des Persischen Arztes Barsujeh nach Indien, um von dort das berühmte Weisheitsbuch des Bidpai für den König Anuschirwan zu holen. Dieser Abschnitt befand sich schon bey der Pehlewiübersetzung des Buches, scheint jedoch mit dem von Busurdschmihr abgefassten in keinem Zusammenhange zu stehen. Das dritte Capitel enthält die Vorrede des Arabischen Übersetzers *Ebn el mokaffa*, welche den Zweck des Werkes auseinandersetzt, und die Art und Weise, wie es gelesen werden müsse, wobey der Verfasser ernstlich ermahnt, nicht in dem Buche umherzublättern, um die bunten Bilder desselben zu beschauen, sondern die darin vorgetragenen Gleichnisse wohl zu überdenken, und den wahren Sinn der Fabeln zu ergründen. Das vierte Capitel ist das, welches Busurdschmihr zur Ehre Barsujehs hinzufügte, in welchem aber Barsujeh selbst redend eingeführt wird, und auf diese Weise seine früheren Schicksale erzählt. Dieser Abschnitt ist sehr merkwürdig, als ein Bild der im Anuschirwans Zeitalter in Persien herrschenden moralischen Bildung. Er enthält ernste Betrachtungen über den Glauben und das Handeln, welche der Mensch sich anzueignen habe, um zur Ruhe und Vollendung zu gelangen. Barsujeh sagt: „Das Menschengeschlecht ist gleich einem Manne, welcher, vor einem rasenden Elephanten fliehend, in einen Brunnen steigt; er hält sich fest an zwey Ästen, welche über den Mündung liegen, und stemmt die Füsse auf das Haupt von vier Schwarzen Schlangen, die von unten sich emporheben; im Grunde des Brunnens sperrt ein Drache den Rachen auf, um den Mann zu verschlingen, wenn er fällt. Der Mann sieht, dass zwey Ratzen, eine schwarze und eine weisse, die beiden Äste zernagen; aber neben ihnen sieht er Honigscheiben, und speiset sorglos von dem Honig, ohne weder der Ratzen, noch der Schlangen, noch des Drachen zu gedenken, welche jeden Augenblick ihn dem Verderben hinzugeben drohen. Der Brunnen ist die Welt, voll Elend und Angst; die vier Schlangen sind die vier Hauptelemente des Körpers; die Äste sind der Lebensfaden, die schwarze und die weisse Ratze sind Nacht und Tag, die Honigscheiben sind die sinnlichen Freuden, und der lauernde Drache ist der Aller harrende Tod. Darum, spricht Barsujeh, lasse der weise Mann sich nicht bethören von der Lust der Welt, sondern habe allezeit vor Augen Gott und die Ewigkeit."

Mit dem fünften Capitel fängt das eigentliche Buch Calila und Dimna an, und enthält Cap. 5: Geschichte des Löwen und des Stieres, Bild zweyer durch Verläumdung getrennter Freunde. Cap. 6: Fortsetzung dieser Erzählung. Cap. 7: Von der Ringeltaube, Bild aufrichtiger Freunde. Cap. 8: Von den Eulen und Raben, Bild eines Feindes, von dem man sich nicht anführen lassen muss. Cap. 9: Von dem Affen und der Schildkröte, Bild dessen, welcher, nachdem er das Gewünschte erhalten, es wieder verliert. Cap. 10: Von dem Mönch und dem Wiesel, Bild des sich Übereilenden. Cap. 11: Von der Ratze und der Katze, Bild des Angefeindeten. Cap. 12: Vom König und dem Vogel, Bild des Rachsüchtigen. Cap. 13: Vom Löwen und dem Schakal, Bild dessen, der sein Unrecht wieder gut macht. Cap. 14: Geschichte von *Ilude*, *Beladsracht* und dem weisen *Kibariun*, Bild der besten Art zu herrschen. Cap. 15: Von der Löwin und dem Reiter, Bild dessen, der Anderen nichts zu Leide thut, weil es ihm selbst schlecht bekommen könnte. Cap. 16: Von dem Mönch und seinem Gast, Bild des seinen Stand Ändernden. Cap. 17: Von dem Reisenden und dem Goldschmidt, Bild dessen, der Unwürdigen Gutes erzeigt. Cap. 18: Vom Königssohn und seinen Gesellen, Bild des unabwendbaren Verhängnisses.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Paris, b. Debure: *Calila et Dimna, ou fables de Bidpai, en arabe; précédées d'un mémoire sur l'origine de ce livre, et sur les diverses traductions qui en ont été faites dans l'Orient, et suivies de la Moallaka de Lebid, en arabe et en françois*; par Mr. *Silvestre de Sacy* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Abdruck des Arabischen Textes ist so correct, wie man ihn vom Herausgeber erwarten darf; Vocale sind nur selten, in wichtigen Stellen, beygefügt. Der Herausg. folgte vorzugsweise der ältesten der ihm zu Gebote stehenden Handschriften, weil gerade diese auch den einfachsten, gedrängtesten Text, ohne viele Anspielungen auf die spätere Literatur der Mosleme, enthielt. Inzwischen ist diese Handschrift lückenhaft, und an vielen Stellen durch eine neuere Hand ergänzt worden, welche einem unwissenderen Schreiber zuzugehören scheint. Bey diesen Lücken benutzte denn der Herausgeber zwey andere Handschriften, welche unter einander ziemlich genau übereinstimmen, und übrigens in Hinsicht des Werthes die zweyte Stelle einnehmen. Ferner half er sich oft durch Vergleichung der Persischen Bearbeitung von *Nasr alla*, so wie der Hebräischen und Lateinischen Übersetzung. Eigenmächtige Änderungen sind mit dem Texte sehr selten vorgenommen worden; wenn die sich darbietenden Lesearten keinen erträglichen Sinn gaben: so erklärte der Herausgeber sich darüber in den kritischen Anmerkungen, und schlug hier die nöthigen Verbesserungen vor. Diese kritischen Anmerkungen, S. 67 — 110, enthalten zugleich viele schätzbare Beyträge zu Arabischen Wörterbüchern und Grammatiken, und die Zweifel, welche Hr. *de Sacy* hier über die wahre Bedeutung mancher Ausdrücke äussert, beweisen, wie auch dem gründlichsten vieljährigen Forscher im Arabischen oft noch Zweydeutigkeiten und Dunkelheiten sich in den Weg stellen können. So wird z. B. gleich Anfangs S. 67 der Ausdruck منحه الله اكتافهم erklärt; es bedeutet eigentlich: Gott schenkte ihm ihre Schultern, und *Sacy* vermuthet, es solle ausdrücken: Sie ergriffen die Flucht vor ihm. Denn auch nach *Ebn Arabschah Vita Timuri edit. Manger.* Tom. 1 p. 434 und Tom. 2 p. 208 scheint منح gleichbedeutend zu seyn mit فتح, *überwinden.* Man wird auch dabey erinnert an die Behandlung, welche die überwundenen Araber von dem Persischen Könige Sapor erdulden mussten, von welcher er den Beynamen دو الاكتاف erhielt, und die in *Sacy's Mémoires sur diverses antiquités de la Perse* S. 308 beschrieben ist.

Die am Schlusse beygefügte Moallaka des Lebid ist durchweg mit den Vocalen versehen, und unter jedem Verse steht die dazu gehörige Note Suseni's, wie man es in den Arabischen Handschriften findet. Der Abdruck dieser Noten muss um so willkommener seyn, da bisher so wenig Scholien mit einem erträglichen Texte erschienen waren, ausgenommen die ebenfalls sehr correct gelieferten, in Menils Ausgabe des Antara. Der Moallaka folgt eine Französische Übersetzung und eine Abhandlung über Lebîds Geschichte, aus dem *Kitâb el aghâni* gezogen, in welcher noch viele Verse Lebîds im Urtexte mitgetheilt werden. Endlich findet man noch auf den letzten Seiten 5 kleinere Stücke aus der Hammâsa, ohne Übersetzung und Erläuterung.

G. K.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer: *Albii Tibulli* Elegia decima libri primi. Annotationem adjecit *Georgius Klindworth*, Philos. in Acad. Gotting. Dr. Societatis Lat. Jen. Sod. ordinarius. 1818. 56 S. kl. 4. (12 gr.)

Je öfter den liebenswürdigen Tibull das Missgeschick traf, durch leidiges Parteywesen der Herausgeber um sein Eigenthum gebracht und sonach verunstaltet zu werden: desto verdienstlicher ist jeder Versuch, den Dichter von unglücklichen Änderungen zu reinigen. Dankbar nennen wir in dieser Hinsicht *Huschke*, *Bauer*, *Wunderlich*. Zu ihnen gesellt sich Hr. *Klindworth*, welcher in der vorliegenden Schrift sich bis auf eine einzige Stelle genau an den *Heyn.-Wunderlich*'schen Text hält, und ihn in ausführlichen kritischen und exegetischen Anmerkungen zu rechtfertigen sucht. Das Hauptverdienst besteht im sorgfältigen Vergleichen der Handschriften und Ausgaben, wobey sich meistens ein richtiges Urtheil bewährt. Neue Gründe zur Befestigung bestehender Lesarten sind nur selten beygebracht, und auch da, wo Hr. *Kl.*

gegen Andere zu Felde zieht, entlehnt er meistens fremde Waffen, die er nur noch mehr geschärft hat. Wir begleiten unsere Beurtheilung mit einigen Bemerkungen über Stellen, wo wir der Meinung des Vfs. nicht beystimmen können.

V. 1. 2. *Burmanns* Bemerkung zu Lotich. I, p. 558, dass *Jo. Secundus* bey der Nachahmung jener Verse: *Ah, pereat durôs primum qui protulit enses! Ille fuit ferro durior ipse suo*, fehlerhafte Ausgaben des Tib. vor sich gehabt habe, berichtigt Hr. *Kl.* durch die Versicherung, dass alle Handschriften und Ausgaben in der Lesart *primus* übereinstimmen. So hat es auch Rec. gefunden. Indess hat er selbst schon früher jene Verse des *Jo. Secundus* mit der Lesart *primus* gefunden. Sonach müssen Verschiedenheiten in den Ausgaben herrschen. Warum aber *primus* dem Adverbium vorzuziehen sey, darüber giebt Hr. *Kl.* keinen Aufschluss, obgleich die Codd. bey Tib. II, 1, 41 und III, 2, 1 zwischen dem Adjectivum und Adverbium schwanken. V. 3 f. wird *tunc* beybehalten gegen *Voss*, der hier, wie überall wo ein Consonans folgt, seiner Regel zu Tib. I, 1, 21 gemäss, *tum* eingeführt hat. Ob wir nun gleich die Bemerkungen, welche *Wunderlich* zu der eben angeführten Stelle und *Hand* zum Stat. I, p. 363 f. über den Gebrauch des *tum* und *tunc* gemacht haben, für richtiger als den *Voss*'schen Grundsatz annehmen: so sind wir doch aus Gründen, die an einem anderen Orte dargelegt werden sollen, geneigter, hier zu lesen: *Tunc caedes .. tum pr. n. Tum br.* Bestätigung geben ausser anderen Handschriften bey Br. auch die Corvin., Guarn., eine Zwick. und 3 von uns verglichene. — Um das *est* V. 4 gegen *Voss* zu schützen, verweist Hr. *Kl.* auf *Wunderlich* u. A.; verbreitet sich aber dabey über mehrere Stellen des Catull, um auch aus ihm den öfteren Gebrauch des *est* zu rechtfertigen. Hätte nur der Vf. manche, übrigens nicht ungegründete Erinnerungen gegen *Doering* in etwas milderem Tone vorgetragen! In Cat. LXII, 62 lässt doch auch die Ed. pr. nach *parentum* das *est* weg. S. 8 — 10 beschäftigt den Vf. Cat. XIII, 8, wo er *meros amores* vertheidigt, und durch *sincerum simplicemque amorem* erklärt. Rec. erinnert sich nicht, *amores* in diesem Sinne bey Catull gefunden zu haben. Dieser Plur. bezieht sich vielmehr auf Gegenstände der Liebe, sowohl männlichen, vgl. XV, 1. XXI, 4, als weiblichen Geschlechts, X, 1. XLV, 1. Um so passender ist der folgende V.: *Seu quid suavius elegantiusve est*: denn Beywörter wie *elegans*, *inelegans* giebt Cat. gern den Gegenständen der Liebe, vgl. VI, 2. Nimmt man dazu den scherzhaften Ton des ganzen Gedichts, die damalige Denkart über Knabenliebe: warum sollte es dem Catull übel anstehen, seinem Freunde den Gebrauch eines geliebten Gegenstandes anzubieten? Wir nehmen also mit *Hand* und Anderen *meos amores* als richtige Lesart an. Übrigens tadelt der Vf. mit Recht diejenigen, welche mit *Doering* *quid* in *quod* verwandeln möchten. — Im 10 V. ist *varias* schon längst so fest gestellt, dass nicht abzusehen ist, warum Hr. *Kl.* auf beynahe 5 Seiten die *Broukh.* und *Heyn.* Noten hat abdrucken lassen. Er selbst stimmt zuletzt für die Erklärung, die schon *Wunderlich* und *Voss* gegeben haben. An sich recht gut. Nur dünkt uns das *varias* in dem Sinne: *diversorum colorum*, etwas zu weit entlegen von dem Bilde, das dem Dichter vor Augen schwebte. Gefahrlosigkeit, in welcher der Hirt sich dem Schlafe hingiebt, und die Heerden unter einander bald da bald dort weiden, bezeichneten die Dichter gern, wenn sie das Hirtenleben der alten Welt priesen, vgl. Virg. Ecl. I, 9. IV, 22. Calp. I, 37 f., und nicht zu kühn dürfte es seyn, wenn *variae* mit dem Begriff der Mannichfaltigkeit auch auf örtliche Beziehungen übergetragen, und also eine Bewegung nach verschiedenen Orten hin gedacht würde. — Im 11 V. vertheidigt auch Hr. *Kl.* *vulgi* mit Recht, und erklärt es durch *milites gregarii.* Dieser Sprachgebrauch liess sich schon aus Homer nachweisen, z. B. Il. X, 14, und ist auch anderwärts nicht ungewöhnlich, Nep. Alcib. VIII, 1. das. Brem. *Foret* nimmt der Vf. nicht für *fuisset*, wie *Voss* mit den Meisten, sondern als eigentliches Imperfectum, und erklärt also: *Tibullus, vita beata antiquissimorum temporum memorata, eodem rerum statu etiamnunc vivere verbis Tunc mihi vita foret optat.* Diese Erklärung begünstigen aber weder die folgenden Plusq. *nossem — audissem*, noch das im 13 V. folgende *Nunc*, das mit Nachdruck dem *Tunc* entgegengesetzt ist. Nebenbey bespricht Hr. *Kl.* die Stelle II, 5, 79, wo *fuerunt* aus guten Gründen vertheidigt wird. Diess geben auch schon die Scal. Ausg. vom Jahr 1607, Silv. 1685, Dous., Cantabr. und Volp. 1710. — V. 18 ordnet der Vf. die Varianten: *Sic veteres sedes, veteres aedes, veteris sedes*, so ängstlich genau nach den Handschriften, als wenn jetzt noch Streit über das längst bestehende *veteris sedes* geführt würde. Eben so unnöthig dünken uns die weitläuftigen Angaben der Codd. bey Lesarten, über die schon längst entschieden ist, z. B. V. 27. Lieber hätten wir neue Bestätigungsgründe gewünscht. — V. 37. *Exesis g.* erklärt er durch *genis eorum, qui lenta morte absumti ad maciem redacti sunt.* Rec. hält eben so wenig als Hr. *Kl.* diese *Heinsische* Emendation für die ursprüngliche Lesart, schon aus dem Grunde, weil sie sich zu weit von dem handschriftlichen *percussis* entfernt. Das Wahrscheinlichere bleibt immer *perculsis*, welches aus der 2 Pfälz. Handschrift b. *Gebhard*, *Voss* und nach ihm *Bauer* aufgenommen hat. Die Bedenklichkeiten Hn. *Kl's.* über den metaphysischen Gebrauch jenes Wortes konnten durch die von *Voss* angeführten Stellen gehoben werden. Uns bleiben aber *genae perculsae* solche, die durch Gewalt des Scheiterhaufens gleichsam zerstört und verstellt sind. Unstreitig gab Tib. dem *genis* ein Beywort, das auf den, der den Scheiterhaufen verlassen hat, passend ist, so sehr auch *Voss* sich gegen ein solches Bild sträubt, und durch eine nicht hieher gehörige Stelle des Quintilian ein anmuthigeres zu schaffen strebt. Denn sollte das Bild nach jenem des Quintilian gestaltet werden: so müsste auch *pallida* weichen. Nein! Der Dichter scheint absichtlich die Missgestalten der Unterwelt darzustellen, wie der Zusammenhang lehrt. V. 45 über *licet* mit

dem *accuſ. c. inf.* eine weitläuftige Beweisführung von S. 35—38, die durch das *Heinſiſche ſeni* veranlaſst wurde. Aber Niemand hat ja ſeit *Heinſe* an dieſem Accuſ. *ſenem* Anſtoſs genommen. V. 46 will Hr. *Kl.* durchaus *panda* für das vulg. *curva* nicht gelten laſſen. Es iſt aber wohl leichter einzuſehen, wie *curva* aus *panda* entſtanden iſt, als dieſes aus jenem? Überdieſs wurde auch *panda* mehrmals in *curva* verdorben, z. B. Ov. Amor. I, 15, 16, wo erſt *Burmann* aus beſſeren Handſchriften *panda* hergeſtellt hat. V. 60 vertheidigt Hr. *Kl.* die Vulg. *e coelo* mit den Worten: *majorem vim habet,*' Man erwartete aber andere Gründe, die überdieſs nicht entfernt lagen. Daſs der Dichter auf das Unternehmen der Giganten hindeute, lehrt ſchon der Zuſammenhang, da von Verwegenheit, nicht aber von Zauberkraft, die Rede iſt. Aber eben darum muſs auch *e* ſtehen, in Bezug auf das Verdrängen *aus* dem Himmel. An anderen Stellen mag die Präpoſition füglicher wegfallen, z. B. in der Form: *coelo miſſus, der gleichſam vom Himmel herab geſandt wird,* alſo *ein unerwarteter*, vgl. I, 3, 90. Hingegen wo ein *Vorzüglicher, den Göttern Ähnlicher* bezeichnet werden ſoll, muſs die Präpoſition ſtehen bleiben, z. B. IV, 12, 13: „*Nunc licet e coelo mittatur amica Tibullo,*" wo *Voſs* mit Unrecht *e* in *et* verwandeln wollte, vgl. Juven. II, 40: *Tertius e coelo cecidit Cato.* V. 61 nimmt Hr. *Kl. praeſcindere* mit *Wunderlich* auf. Dieſe Lesart beſtätigt die beſte Pfälz. bey *Gebhard*, eine bey *Paſſerat*, die 1 Wolfenb. und Münch. Auch geben es ſchon die Ven. Ausgg., und wird von *Broukh.* in ſ. geſchr. Anmerk. mit Verweiſung auf *Paſſ.* zum Prop. p. 267 und von *Heyne* gebilligt. Die Askew. giebt nicht *Heinſe's* Emendation *reſcindere*, ſondern mit der Menge *perſcindere*. Überhaupt hat Rec., nachdem er die Askew. Handſchrift ſelbſt verglichen hat, die *Voſſiſchen* Angaben ſehr oft falſch, und alſo beſtätigt gefunden, was ihm der ſel. *v. Diez* ſchriftlich verſicherte, daſs nämlich die Collation für *Voſs* ſehr flüchtig gemacht ſey. Hn. *Kl.* ſcheint das *e* vor *membris* verdächtig. Vielleicht war dieſes *e* aus dem abgekürzten *huic* entſtanden. Den Dativ ſtatt des Genit. *hujus*, ſc. *puellae membris*, verſchmäht auch Tib. nicht. vgl. I, 8, 33. Indeſs nehmen wir *e* als nähere Beſtimmung deſſen, was im V. *praeſcind.* nur im Allgemeinen bezeichnet wurde. Im 62 V. hat Hr. *Kl. ornatas — comas* zurückgerufen, welches ſchon *Heyne* und *Goerenz* wünſchten. Rec. hält *ornatus — comae* deſswegen für beſſer, weil man durch *ornatus* mehr Deutlichkeit für das Verbum erhält, und überhaupt mehr Nachdruck im Subſtantivum als im Adjectivum liegt. *Ornatus* beſtätigt übrigens nicht bloſs die 3 und 4, ſondern auch die 1 und 2 Engliſche Handſchrift, ſo wie auch mit der Askew. noch 3 andere von uns verglichene. Im 68 V. giebt Hr. *Kl.* mit *Wunderlich perfluat*, welches mit den meiſten Codd. auch der Askew. (nicht *perpluat*, wie *Voſs* berichtet) und 3 von uns verglichene darbieten. Dieſe Lesart iſt freylich am leichteſten zu erklären, da man *perfluat* überall vom Überfluſs verſteht. Aber ob ſie auch ein des Dichters würdiges Bild darbiete? Dieſe Frage dürfte ſich ſchwerlich mit Ja beantworten laſſen. *Praefluat* verwirft der Vf., weil der Begriff *an der vorderen Seite* ſchon in der Präp. *ante* liege. Nicht aus dieſem Grunde — denn oft wird ein Adverbium zu einem Verbum geſetzt, in welchem die darin enthaltene Präpoſ. einerley Begriff mit dem Adverbium hat —, ſondern weil *prae*, wenn es mit einem Verbum der Bewegung verbunden iſt, ſehr oft die Bedeutung von *praeter* annimmt, möchten wir hier *praefluat* nicht für beſtimmt genug halten. Unſer Dichter weicht von der gewöhnlichen Vorſtellung der Göttin *Pax* ab. Auf Münzen und anderen Denkmälern ſieht man ſie, wie die Fortuna, mit dem Füllhorn im linken Arme, bald mit dem Ölzweig, bald mit dem Caduceus in der Rechten. Vgl. *Hirt* im Bilderb. für Mythologie u. ſ. w. II Heft S. 104. Eine ſolche Abbildung giebt *Broukh.* zu unſerer Stelle. In ähnlicher Geſtalt erſcheint die *Copia*, *Abundantia*, z. B. Hor. I, od. 17, 14. Epiſt. I, 12, 28. Carm. Saec. 59 ſq. An unſerer Stelle aber läſst der Dichter die Göttin aus ihrem gefüllten Schoos reichlich Früchte ſpenden, wie Horaz den *Auctumnus*, ſ. Od. IV, 7, 11: *ſimul Pomifer Auctumnus fruges effuderit.* Zu dieſer Vorſtellung paſst nun *profluat* am beſten, welches aus mehreren Handſchriften b. *Broukh. Voſs* und *Bauer* aufgenommen haben. Denn in *profluat* (vorwallen) liegt nicht nur der Begriff des Überfluſſes, ſondern auch der Ausdruck, der dem *ſinus* eigentlich zukömmt. Die Verbindung *ſinus profluit pomis* iſt alſo ganz natürlich und richtig. Hr. *Kl.* beſchlieſst ſeinen Commentar mit Berichtigung einiger Irrthümer, deren ſich *Heyne* in der Vergleichung der Scalig. Ausgaben ſchuldig gemacht hat, und fügt noch ein ſtrenges Urtheil über die *Voſſiſche* hinzu. Wir beſchlieſsen unſere Anzeige mit dem Wunſche, daſs Hr. *Kl.* künftig etwas mehr Fleiſs auf ſeinen Lateiniſchen Periodenbau wenden, und in ſeinen Kritiken nicht vergeſſen möge: *Veniam petimusque damusque viciſſim.*

***h.

KURZE ANZEIGEN.

Philologie. *Hildesheim*, in Commiſſ. b. Gerſtenberg (*Leipzig*, b. Vogel): *Chriſtian Gottlob Bröders kurze und gründliche Beantwortung zweyer Recenſionen* in der Jenaiſchen und Halliſchen A. L. Z. über das Buch: *Die entdeckte Rangordnung der Lateiniſchen Wörter.* Eine zweckmäſsige Einleitung in dieſes Buch. 1816. 46 S. 8. (2 gr.)

Die Recenſion der *Bröder*'ſchen Schrift über die entdeckte Rangordnung der Lateiniſchen Wörter erſchien ſchon 1816 im Febr. No. 38 unſerer A. L. Z., und jetzt erſt kommen die genannten Blätter einer Gegenſchrift uns zu, welche, obgleich ſchon vom Jahr 18 6 datirt, dennoch nicht früher ins Publicum eingetreten zu ſeyn ſcheinen. Der Recenſent jener Schrift haſst nichts mehr, als unnützen Streit mit ſelbſtgefälligen Schriftſtellern, und will auch hier

nicht weitläuftig eingehen, sondern nur anzeigen, dass Hr. B. eine schlecht ausgeführte Sache auch schlecht vertheitigt habe. Es geht derselbe von Selbstlob aus, und endet damit, weil eben kein Anderer dafür sich hergeben wollte und konnte, erzählt seinen Lesern, wie vortrefflich er Alles ins Werk gestellt habe, und was für ein hassenswerther Mensch ein Recensent sey, welcher die Wahrheit sage.

Vor Allem rügt der Vf., dass der Rec. gezeigt hat, die auf dem Titel prunkvoll angekündigte neue Entdeckung sey keine neue, sondern Wiederholung dessen, was schon *Scheller*, *Bauer*, *Kistemaker*, *Gehle*, *Büttner*, *Görenz* u. A. gelehrt. Um diess nicht einräumen zu müssen, führt Hr. *B.* die genannten Schriften selbst an. Allein *Schellers* Worte deutet er schülerhaft falsch, da er demselben die Regel der Wortstellung also stellen lässt: man habe nachzufragen, ob das Prädicat der Deutlichkeit oder des Nachdrucks wegen *zuerst gedacht*, und desshalb voran stehen müsse. Allein in den beygesetzten Worten sagt *Scheller*, dass es von der Nachfrage nach dem Frühergedachten *zwey Ausnahmen* gebe, die Deutlichkeit und der Nachdruck. *Bauer*, meint Hr. *B.*, habe zwar dasselbe gekannt, aber nicht so kurz und treffend vorgetragen. *Kistemakers* Kritik der Griechischen, Lateinischen und Deutschen Sprache, welche die Lehre von der Wortstellung enthält, kennt er nicht, und von *Gehle's* Schrift hatte er früher nicht gehört. Jetzt gesteht er *Gehlen* eine ähnliche Idee zu, derselbe habe sie aber nicht deutlich gedacht. Am Ende aber muss Hr. *B.* selbst eingestehen, er sey über die Neuheit seiner Erfindung in einer selbstgefälligen Täuschung befangen gewesen, und will die Sache nur wieder aufgefunden haben. Sie war aber nie verloren und stets gekannt.

Was den vom Rec. geführten Beweis, Hn. *B's.* Regel sey unrichtig gefasst, anlangt: so begnügt sich der Vf., Anfangs auf die Recension durch eingeschaltete Fragsätze in der gewöhnlichen Manier der Antikritiken zu erwiedern, und im Allgemeinen darzuthun, wie vortrefflich die Begründung und Ausführung ihm gerathen sey. Mit welcher Einsicht, mögen nur wenige Proben beweisen. Rec. glaubte nachfragen zu müssen, was *Ton* sey; ob jeder Satz ein Wort in sich führe, welches durch den Ton hervorgehoben werden müsse; was hiebey voranstehen heisse. Darauf erwiedert Hr. B.: „Welche unnöthigen Fragen? Ton ist Ton, und voranstehen heisst voranstehen. Man darf nur zuhören, wenn ein paar Leute mit einander sprechen, sie mögen von einem gebildeten oder ungebildeten Stande seyn: so wird man immerfort hören, dass sie niemals in Einem Tone sprechen, sondern in jedem Satze ein Wort betonen und vor den anderen auszeichnen. Diess ist der Ton, den ich meine." Zu solcher Erklärung hatte Rec. Hn. *B.* wahrlich nicht geschickt oder ungeschickt geglaubt. Wie unsicher der Begriff Ton und nothwendig die Nachfrage nach dessen Bestimmung sey, ergiebt sich aus diesen Worten selbst. Bey Hn. *B.* ist der Ton zur fixen Idee geworden, und dabey würde jede Foderung an Klarheit, Bestimmtheit und Begründung vergeblich seyn. So lässt er sich nun nicht ausreden, dass z. B. in *consuetudo docet* unbedingt *consuetudo* mit Nachdruck des Tons hervorgehoben werden müsse, und dass sicher in *Broederi lectiones latinae* auf *Broederi*, vielleicht schon auf dessen voranstehenden Vornamen der Nachdruck und Ton liege; ja er meint jetzt, dass selbst in den Zusammensetzungen, wie *Menschenseele*, das erstere Wort den Ton (nicht Accent) habe, weil es voransteht, was Alles keiner Entgegnung bedarf. Die Auffoderung, von den Gesetzen des Denkens auszugehen, die Unterscheidung zwischen dem logischen und oratorischen Grunde der Wortstellung, und was sonst noch Rec. über die Sache selbst beyfügte, hat Hr. B. nicht verstanden: denn er erwiedert, dass man, um den Ton aufs rechte Wort zu legen (vielmehr um die Worte richtig zu stellen), nicht erst nöthig habe, Logik und Rhetorik zu studiren, sondern man nur mit Verstande lesen und es aus dem Zusammenhange fühlen dürfe. Freylich ein Denken, wie es Hr. *B.* übt, verräth die Nothwendigkeit einer Logik keinesweges, und das Geheiss, mit Verstand zu lesen, aber ohne Verstand zu denken, möchte, trotz des vorausgegangenen Beyspiels, dennoch nicht Eingang finden. Hr. *B.* verlangt, man solle nur nach seiner Angabe die von ihm aufgestellten Beyspiele betonen, so werde man sogleich fühlen, dass man nach seiner aufgestellten Regel den Satz ganz richtig denke. Diess möchte schwerlich einem Anderen gelingen, als Hn. *B.* Er muss eingestehen, dass wohl Sätze, in denen das voranstehende Wort den Ton nicht habe, sich finden, dass aber, wenn in tausend Fällen gegen Einen der Ton auf dem voranstehenden Worte ruhe, gegen seine Regel nicht viel eingewendet werden könne. — Wer mag mit einem solchen Vertheidiger weiter rechten, und mit einem Manne einen wissenschaftlichen Gegenstand verhandeln, welcher behauptet, dass es um das Lateinschreiben schlecht bestellt sey, wenn man erst nachdenken, oder, wie er sagt, philosophiren müsste, welcher, wenn von dem falschen Verständniss der Sache die Rede ist, immer nur auf die falsch verstandenen Beyspiele verweist? Rec. nahm das Buch nicht, wie Hr. *B.* meint, mit dem Vorsatze zur Hand, Alles darin zu tadeln, noch auch fans er auf künstlichen Anstrich der entgegenzustellenden Ansicht. Als Exempelbuch von Lateinischen Phrasen und Constructionsweisen kann das Buch immerhin dienen, wird aber für die Lehre von der Wortstellung immer nur verwirren, da es Alles auf den Grundsatz zurückführt, das einem anderen Worte voranstehende Wort habe unbedingt und ohne Weiteres den vermeinten Ton, von welchem der Schüler aber nichts weiter erfährt, als dass er der Ton sey. Sollte die Recension den Vf. veranlasst haben, die aufgestellte Rangordnung auch aus Livius und anderen Schriftstellern aufs Neue zu bearbeiten: so thut diess Rec. von Herzen Leid: denn eine Unzahl aufgehäufter und missverstandener Beyspiele wird ohne Principien nie einer Lehre oder Regel Begründung gewähren.

Ein böses Zeichen liegt in der Einstimmung unserer Recension mit der in der Hallischen A. L. Z., deren uns unbekannter Vf. nicht als ein Verkenner von Verdiensten, sondern als ein neidischer Verläumder bezeichnet und nicht weniger unhöflich angelassen wird. Dagegen sticht allerdings die Recension der Leipziger L. Z. ab, die — den Inhalt ohne weitere Prüfung angiebt, und von Hn. *B.* hier als Gegenstück und als Belobung seiner neuen Entdeckung beygefügt worden ist.

d.

Jugendschriften. *St. Gallen*, b. Huber u. Comp.: *Lehrreiche Erzählungen und Parabeln für die Jugend* zur Übung im Lesen der Französischen Schrift. 1816. 108 S. 8. (6 gr.)

Wir haben zwar schon mehrere Lesebücher, welche zur Übung der Jugend im Lesen der Französischen Schrift (sie heisst eigentlich die Italische) bestimmt sind; indessen verdient auch diese Sammlung eine dankbare Aufnahme, da alle Erzählungen, welche darin aufgenommen sind, sich durch Zweckmässigkeit und moralische Nützlichkeit empfehlen. Einige sind aus dem Französischen übersetzt, und tragen hin und wieder sehr merkliche Spuren ihres Ursprunges in der Verdeutschung, die nicht Deutsch ist, z. B.: Sie hatte ihn gehört, sich mit ihm Glück zu wünschen, einen so glücklichen Morgen gehabt zu haben, S. 50. Die Parabeln, von *Krummacher* entlehnt, sind für das Alter, das sich noch im Lesen üben muss, offenbar zu hoch. Was sollen sich Kinder bey dem *ernsteren*, *höheren Leben*, bey den *hohenpriesterlichen Bäumen* u. dgl. denken? Solche Übungsstücke gewöhnen die Kinder zum gedankenlosen Lesen.

S. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, auf Kosten des Vfs.: *Grammatik der Englischen Sprache für Deutsche. Erster Band*, enthaltend eine vollständige und systematische Anweisung zur richtigen Aussprache Englischer Wörter u. s. w., von *Adam Wilhelm Winkelmann*. 1816. XVI u. 476 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Unter den bisher in Deutschland erschienenen für Deutsche bestimmten Englischen Sprachlehren ist wohl manche sehr brauchbare, aber keine von der Beschaffenheit, dass der Versuch, etwas Vollkommeneres zu liefern, unstatthaft und überflüssig genannt werden könnte; und zu diesem Versuche konnte nicht leicht Jemand mehr Beruf haben, als Hr. *Winkelmann*, der nicht nur die Englische Sprache in England selbst erlernt, und besonders die gute Aussprache in einer Vollkommenheit, deren wenige Deutsche sich rühmen können, sich zu eigen gemacht, sondern auch als vortrefflichen Lehrer durch den in mehreren Gegenden Deutschlands gegebenen praktischen Unterricht in dieser Sprache sich bewährt, und als Schriftsteller schon manche schätzbare Beyträge zum Studium derselben geliefert hat. Rec. freute sich daher recht sehr, dass Hr. *W.* zur Ausarbeitung einer Englischen Sprachlehre sich entschlossen, und die Erwartung, mit welcher er diesen ersten Band in die Hände nahm, ist bey der genauesten Durchsicht desselben so wenig getäuscht worden, dass er vielmehr für des Vfs. umfassende Kenntniss seines Gegenstandes und seine vertraute Bekanntschaft mit den besten in diesem Fache herausgekommenen Werken der Engländer grosse Achtung gefasst zu haben mit Vergnügen bekennt. Was diese Sprachlehre noch besonders empfehlen muss, ist eine Eigenschaft, die sonst bey Büchern dieser Art eben nicht gewöhnlich ist, die Klarheit der Darstellung nämlich und die Annehmlichkeit der Schreibart, wodurch Hr. *W.* beweist, dass er nicht bloss ein gründlicher Kenner der Englischen Sprache, sondern ein denkender Sprachforscher überhaupt und ein guter Schriftsteller genannt zu werden verdient.

Der vorliegende Band enthält dasjenige, was der eigentlichen Sprachlehre als Einleitung vorausgeschickt werden musste, und zerfällt in vier Theile, wovon der erste die *Orthoepie* oder Anweisung zur richtigen Aussprache, der zweyte die Lehre von dem *Sylbenaccente*, der dritte die *Orthographie*, und der vierte noch verschiedene *Anhänge* begreift. Gegen die logische Richtigkeit dieser Eintheilung lässt sich mit Recht einwenden, dass der Sylbenaccent zur richtigen Aussprache Englischer Wörter wesentlich gehört, der zweyte Theil also nur eine Unterabtheilung des ersten seyn sollte. Der erste Theil oder die Orthoepie nimmt die grössere Hälfte dieses Bandes ein, und behandelt in Verbindung mit dem zweyten die Regeln über die Aussprache mit einer Vollständigkeit und Genauigkeit, wobey nichts Wesentliches unerörtert geblieben ist. Die Aussprache des Englischen ist bekanntlich das Schwierigste bey der Erlernung dieser Sprache; und die Ursache der Schwierigkeit liegt nicht sowohl in den Hindernissen, welche der Ausländer in der Nachbildung der dem Englischen eigenthümlichen Laute und in der Tonsetzung findet, als in der von den Engländern selbst sehr stark empfundenen, nun aber keiner Abhülfe mehr fähigen Unvollkommenheit der Bezeichnung. In keiner anderen Sprache findet sich ein so grosses Missverhältniss, als in der Englischen, zwischen den Lauten, die dem Ohre hörbar werden, und den Zeichen, wodurch sie dem Auge sichtbar dargestellt werden sollen. Und diese Erscheinung ist aus der Geschichte der Sprache leicht erklärbar. Denn auf der einen Seite musste die Annahme des Lateinischen Alphabets zur Bezeichnung einer so unendlich grösseren Menge verschiedener Laute den gebrauchten Zeichen, vornehmlich der Vocale, eine Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit geben, die dem Zwecke der Schrift entgegenwirkte; auf der anderen aber musste die im Schreiben streng befolgte Etymologie in dem Fortgange der Zeit, wodurch jede lebende Sprache grosse Veränderungen erleidet, den Widerspruch mit der Aussprache immer auffallender machen. Während der *schreibende* Theil der Nation (früher nur die kleine Zahl der Gelehrten) die ursprüngliche Form der Wörter von Sächsischer oder Lateinischer Abkunft in der Schrift mit ängstlicher Sorgfalt kenntlich zu erhalten bemüht war, schritt in dem Laufe der Jahrhunderte das ganze *sprechende* Volk in der allmählichen Veränderung, und, wenn man will, Verderbniss des aus so ungleichartigen Elementen erwachsenen Idioms mit einer alle Analogie und Consequenz verhöhnenden Willkühr unaufhaltsam fort, und die Verwirrung wurde zuletzt so gross, dass die Gelehrten selbst nicht mehr wussten, wie sie schreiben sollten. Die Or-

thographie ist nun zwar durch das Ansehn *Johnson's*, der wie unser *Adelung* für die Deutsche, so für die Englische Nation das getheilte Verdienst einer ganzen Akademie in seiner Person vereinigte, bis auf einzelne Ungleichförmigkeiten so ziemlich fixirt; aber da dieser grosse Sprachforscher aus guten Ursachen von dem Grundsatze, nach etymologischen Gesetzen zu schreiben, nicht abgehen konnte: so wurde durch die nun gleichsam gesetzlich bestimmte Orthographie das Missverhältniss zwischen Aussprache und Schrift nur desto stärker in die Augen fallend. Ihm abzuhelfen, musste jedem Nachdenkenden bald als eine Unmöglichkeit sich zeigen; das Streben der Grammatiker ging also, da sie jene Unvollkommenheit als ein nothwendiges Übel bestehen lassen mussten, wenigstens dahin, die Aussprache eben so zu fixiren, wie die Schreibart durch *Johnson's* Wörterbuch fixirt zu seyn schien. Es traten nach einander eine Reihe Orthoepisten auf, die das Chaos der Englischen Aussprache zu ordnen und die herrschend gewordene Aussprache der Gebildetesten im Volke als allgemein geltende Norm aufzustellen suchten. Aber wie wenig in einer lebenden Sprache, in welcher ein nothwendiges, auf logischen Gesetzen beruhendes Lebens- und Bildungs-Princip einmal untergegangen ist, der Gebrauch durch die scharfsinnigsten Entscheidungen der Grammatiker sich Fesseln anlegen lässt, das beweisen ja wohl zur Genüge die schnell genug auf einander folgenden, ihre Vorgänger immer berichtigenden und ihnen immer widersprechenden Wörterbücher, die zum Behuf der Aussprache in England von grossen Meistern erschienen sind und noch erscheinen; ja es lässt sich vielleicht mit so ziemlicher Bestimmtheit voraussagen, dass das neueste dieser Wörterbücher, das jetzt in allgemeinem Ansehen steht, in zehn Jahren schon viel von seiner Brauchbarkeit verloren haben wird. Und wenn nun der Gebrauch, welchen die gelehrtesten Sprachforscher als oberstes Gesetz für die Aussprache einmüthig anerkennen, in vielen Fällen unbestimmt hin und her schwankt; wenn die gebildetsten Engländer über die richtige Aussprache mancher Wörter, besonders solcher, die nicht in häufigem Gebrauche sind, keine Sicherheit haben; wenn selbst die berühmtesten Orthoepisten, der eine so, der andere anders darüber entscheiden —: so kann man wohl aus dem Allen eine Vorstellung von den Schwierigkeiten sich bilden, welche die Erlernung der Aussprache des Englischen vollends für einen Ausländer haben müsse.

Rec. glaubte diese Ansicht des Gegenstandes vorausschicken zu müssen, um sich zur Würdigung dieser neuen Bearbeitung der Orthoepie den Weg zu bahnen. Er hofft den Leser am besten in den Stand zu setzen, darüber zu urtheilen, wenn er dem Vf. in seinem Gange nachfolgt, und die Bemerkungen, die sich ihm dabey darbieten, nach seiner besten Überzeugung darlegt.

Hr. *W.* ist sehr weit entfernt von der eiteln Anmassung, durch die hier gegebene Anleitung den mündlichen Unterricht entbehrlich machen zu wollen, — sie setzt vielmehr den Unterricht eines sachkundigen Lehrers als wesentliche Bedingung voraus; sie ist eigentlich mehr für den Lehrer, als für den Lernenden bestimmt. Doch wird auch Jeder, der nur Gelegenheit hat, die verschiedenen Grundlaute, vornehmlich der Vocale, wie sie in der vorangestellten Tabelle aufgeführt sind, aus mündlichem Vorsprechen richtig nachbilden zu lernen, diese Anweisung zum Selbstunterrichte mit Nutzen gebrauchen können. Hr. *W.* geht von dem richtigen Grundsatze aus, dass die Grundlaute des Englischen sich durchaus nicht vollkommen durch die Schriftzeichen einer anderen Sprache ausdrücken lassen; er hat daher den von seinen Vorgängern eingeschlagenen Weg, die Aussprache der Englischen Wörter mit Deutschen Buchstaben zu bezeichnen, mit Recht aufgegeben, und die Methode, welche die Englischen Orthoepisten selbst seit *Sheridan* befolgen, als die einzige zum Zwecke führende gewählt. Er stellt nämlich in der an der Spitze des Werkes stehenden Tabelle zuerst für die Vocale eine Reihe Musterwörter auf, in welchen die verschiedenen Laute derselben mit entschiedener Bestimmtheit gehört werden, und bezeichnet jeden Vocallaut durch eine über dem Buchstaben angebrachte Ziffer, welche überall, wo sie im Buche über diesem Buchstaben vorkommt, auf das in der Tabelle aufgestellte Wort zurückweist; an den Consonanten aber hat er die verschiedenen Laute derselben durch Häkchen, Striche und andere Zeichen bemerkt, deren Erklärung in eben jener Tabelle enthalten ist. Was nun zuerst die Vocale betrifft: so ist es allerdings auffallend, dass die Zahl der verschiedenen Laute der 6 Vocalbuchstaben (das *y* mit eingeschlossen) hier auf 45 gesteigert ist; und Rec. zweifelt, ob viele Kenner mit dieser so weit getriebenen Genauigkeit in der Bezeichnung zufrieden seyn werden. Es mag noch seyn, dass ein und eben derselbe Laut eines Vocals in gedehnter und geschärfter Sylbe mit verschiedenen Ziffern bezeichnet ist, wie in *fat* und *far*, *rude* und *full*, *ball* und *wash*, weil man sagen kann, dass durch die Dehnung oder Schärfung der Laut selbst doch einigermassen modificirt wird; — aber nicht alle der hier aufgeführten Nebenlaute hätten nach Rec. Ansicht einer besonderen Ziffer bedurft. Wäre es nicht bequemer gewesen, die Fälle, wo jeder Vocal seinen eigentlichen Laut ganz verliert, und in einen dunkelen kaum noch unterscheidbaren Laut übergeht, aus der Reihe der Grundlaute ganz wegzulassen, und diese Aussprache mit einem anderen für alle Vocale gemeinschaftlichen Zeichen zu bemerken? Warum hat es Hr. *W.* für so nöthig gehalten, den Laut des *y* in *truly* mit einer besonderen Ziffer zu bezeichnen? Er sagt ja selbst S. 12: „Über die unaccentuirten Sylben eilt die Stimme so schnell hinweg, und die Vocale haben in denselben grösstentheils eine so kurze und dunkele Aussprache, dass sie auch selbst mit ihren zweyten Lauten bequem abgefertigt werden können, ohne von Consonanten geschlossen zu seyn," — und S. 55 sagt er, dass er in solchen unaccentuirten Sylben kein Bedenken trage, bey der Bezeichnung des Vocallautes *i* oder *y* (mit 2 bezeichnet) mit *e* (mit 1 bezeichnet) zu verwechseln. War es wirklich nö-

thig, um eines einzigen Wortes willen, in welchem ein Vocal mit einem ganz anomalen Laute verkommt, wie *holla*, *women*, *cucumber*, diesen Laut mit einer besonderen Ziffer zu bezeichnen? Und was soll man zu dieser Ziffervervielfältigung sagen, wenn der angebliche Laut des Vocals nichts für sich hat, als die veraltete Orthographie eines einzelnen Wortes, wie in *accompt*? Oder wenn er nur in einer zweifelhaften, in den nächsten Jahren vielleicht wieder vergessenen Modeaussprache einer gewissen Classe gegründet ist? Dieses letzte ist der Fall mit dem Worte *china*, Porcellan, welches nach den S. 122 angeführten Autoritäten von vielen Engländern wie *tschehni* ausgesprochen wird. Rec. will diese Autoritäten nicht bestreiten; aber er kann bestimmt versichern, dass er vor Kurzem noch geborene Engländer von dem vornehmsten Stande und der feinsten Erziehung im Laufe der Unterhaltung (also nicht etwa auf eine vorhergehende Frage nach der Aussprache des Wortes, wo leicht die Reflexion auf die Antwort hätte Einfluss haben können) *china* wie *tschainä* hat aussprechen hören; auch *Salmon's Spelling Dictionary*, welches seiner Tragbarkeit eben so sehr als seiner Richtigkeit wegen jetzt viel in England gebraucht wird, bezeichnet die Aussprache von *china*, Porcellan, nicht anders als die von dem Namen des Landes, nach welchem bekanntlich das Porcellan im Englischen benannt ist. Aber wenn auch gegen die Richtigkeit und Beständigkeit der Aussprache, die Hr. *W.* hier befolgt, gar nichts einzuwenden wäre: warum denn dafür ein eigenes Zeichen? Ist diesem Worte nicht mit dem S. 122 darüber Gesagten sein volles Recht geschehen? Und wäre es nicht eben so genug gewesen, *holla*, *women*, *one*, *accompt*, *cucumber*, ja selbst *busy* und *bury*, wo die abweichende Aussprache des *u* doch auch nur auf diese Wörter und ihre wenigen Ableitungen beschränkt ist, an ihrem Orte kurz abzufertigen? Gerade solche einzelne auffallende Anomalieen in der Aussprache merken sich, wie Rec. aus Erfahrung weiss, am leichtesten. Aus diesen Gründen scheint der Schluss nicht so ganz ungerecht, dass in der Tabelle über die Vocale viele Ziffern mehr zur Parade dastehen, als um eines wahren Nutzens willen; und Hr. *W.* scheint die Sache dem Anfänger mehr erschwert als erleichtert zu haben, wenn er gleich von vorn herein ihm zumuthet, eine so grosse Menge verschiedener, ihm vorher ganz fremder Grundlaute und ihre Zeichen im Gedächtniss festzuhalten. Wenn auch Hr. *W.* mit den drey von *Sheridan* gebrauchten Ziffern nicht mehr auskommen konnte: so waren doch gewiss 9 für *a*, eben so viel für *o* u. s. w. nicht wesentlich nothwendig, um den Zweck, den er sich gesetzt hat, zu erreichen. Da zu diesen Vocalbezifferungen noch eine Menge anderer Zeichen hinzukommen, wodurch z. B. die stummen Buchstaben, der weichere oder härtere Laut und der Zischlaut der Consonanten bemerklich gemacht werden soll: so gehört in der That viel Übung und grosse Aufmerksamkeit dazu, um das Buch nur erst recht gebrauchen zu lernen.

Die mit 1 und 2 bezifferten Laute aller Vocale hat Hr. *W.* *Hauptlaute* und die übrigen *Nebenlaute* genannt. Da jene vornehmlich in accentuirten Sylben vorkommen: so ist die Bestimmung der Fälle, wo ein Vocal mit seinem ersten oder zweyten Laute ausgesprochen wird, für die Aussprache bey Weitem das Wichtigste. Der Einfluss des Accents auf die Aussprache besonders mehrsylbiger Wörter ist so stark, dass nicht nur die Sylbe, auf welcher er ruht, mit vollkommener Bestimmtheit und Deutlichkeit vor den anderen hervorgehoben, sondern auch die übrigen Sylben dadurch verändert werden, indem die Vocale derselben flüchtiger und undeutlicher lauten, und oft ganz ihren Laut verlieren. Diesen Einfluss weiss auch Hr. *W.* gehörig zu würdigen in dem, was er Cap. 3 darüber den Regeln über die Aussprache vorausschickt; aber wie, wenn er die ganze Lehre vom Accent, die hier mit Unrecht als zweyter Theil folgt, an die Spitze der Orthoepie gestellt hätte? Rec. hat diese Ordnung immer für sachgemässer gehalten, als die gewöhnliche, und sieht dabey nicht die mindeste Schwierigkeit: — denn es kommt bey den Regeln über die Accentuation nichts vor, was die Kenntniss der Regeln über die Aussprache voraussetzte; aber umgekehrt können die letzteren, in denen immer von accentuirten und unaccentuirten Sylben die Rede seyn muss, nicht eher, als bis man die Stelle des Accentes zu bestimmen im Stande ist, richtig angewendet werden. Cap. 4 enthält ebenfalls eine vorläufige Erklärung des Unterschiedes zwischen der feyerlichen Sprechart und der gewöhnlichen Umgangssprache, der bey den Engländern grösser ist, als bey einer anderen Nation. *Grösser*, sagt Rec. wohlbedächtig: denn dass dieser Unterschied in der Deutschen Sprache nicht Statt finde, wie Hr. *W.* sagt, ist unrichtig. (Dass der gebildete Deutsche in der Sprache des gemeinen Lebens jeden Theil eines Wortes mit denselben bestimmten und regelmässigen Lauten ausspricht, als *in der feyerlichsten Declamation*, möchte Rec. nicht behaupten; einem solchen feyerlichen Sprecher würde man doch im gemeinen Leben manchmal ins Gesicht lachen.) Die Bestimmungen selbst, welche nun Hr. *W.* über die Hauptlaute der Vocale giebt, sind Cap. 5 — 7 in 20 Regeln mit vielem Scharfsinn geordnet und mit grosser Genauigkeit durchgeführt. Zwar haben manche Regeln wieder so zahlreiche Ausnahmen, dass es oft zweifelhaft wird, ob nicht die Ausnahme vielmehr die Regel heissen sollte, — doch *in verbis simus faciles!* Regeln und Ausnahmen sind ja doch nur ein Fachwerk, in welches die verschiedenen Analogieen, denen die Sprache folgt, zur leichteren Übersicht sich ordnen lassen. Die Register der abweichenden Wörter sind sehr vollständig mitgetheilt; da sie alphabetisch geordnet sind: so können sie, wenn man nur einmal den vorkommenden Fall unter seiner Regel zu suchen weiss, recht gut die Stelle eines Wörterbuchs für die Aussprache vertreten; und da allen Wörtern, ausser der Bezeichnung der Aussprache, auch die Bedeutung beygefügt ist: so können sie zu einem doppelten Zweck, der Befestigung der Aussprache und des Vocabellernens, dem Schüler zum Aus-

wendiglernen aufgegeben werden. Das achte Capitel handelt von den Nebenlauten der Vocale, das neunte von den Diphthongen, Digraphen und Trigraphen, die in alphabetischer Ordnung aufgestellt werden, und das zehnte von den Consonanten mit einer Vollständigkeit, die nichts unberücksichtiget lässt. Wenn aber diejenigen Fälle, wo ein oder mehrere Buchstaben nicht ausgesprochen werden, ein eigenes Capitel (das eilfte) einnehmen: so glaubt Rec. nicht, dass diese Anordnung geeignet ist, die Sache zu erleichtern; es scheint ihm vielmehr natürlicher und besser übersehbar, den Regeln über die Aussprache jedes Buchstaben die Fälle, wo er stumm bleibt, gleich beyzufügen.

Der zweyte Theil über den *Sylbenaccent* hat Rec. am wenigsten befriedigt. Die Regeln greifen oft verwirrend in einander, und einige der wichtigsten Bestimmungen fehlen entweder gänzlich, oder stehen wenigstens nicht unter der Regel, unter welche sie gehören. Bey Reg. VI (S. 317): „Folgende Endungen ziehen den Accent grösstentheils (?) auf die unmittelbar davorstehende Sylbe," war Rec. höchst verwundert, die Endungen *ical*, *ety*, *ity*, *eous*, *ious*, *ian*, *ier*, und vorzüglich *ion* (mit seinen Zischlauten *cion*, *sion*, *tion*) gar nicht genannt zu finden. Glaubt der Vf. diese Fälle schon durch Reg. III bestimmt zu haben, welche bey mehr als zwey Sylben den Accent auf die dritte vom Ende festsetzt? Dahin könnten allerdings die Endungen *ical*, *ety*, *ity* gerechnet werden; aber die übrigen bilden nur *eine* Sylbe, weil *ia*, *io*, *ie*, *eou*, *iou* nach Hn. *W's.* eigener Bestimmung S. 141 Diphthongen sind; auch wird in der Aussprache des *cian*, *tian*, *cion*, *sion*, *tion* so gewiss nur ein einziger, noch dazu ganz dunkeler Vocal gehört, dass die Einsylbigkeit dieser Endungen keinem Zweifel unterliegt. Folglich ist es nicht die *dritte* Sylbe vom Ende, sondern die *vorletzte*, auf welcher in solchen Wörtern der Accent liegt; sie sind also auch nicht unter der dritten Regel begriffen. Aber könnte auch Hr. *W.* beweisen, dass die Engländer, nach ihrer willkührlichen Art zu buchstabiren, die Sylben nicht nach dem Ohre, sondern nach dem Auge und nach der Analogie der Lateinischen Sprache abtheilen: so foderte doch die logische Ordnung, nachdem Reg IV und V die Endungen und Ableitungssylben als tonlos bestimmt waren, alle Fälle, wo der Accent seine feste Stelle unmittelbar vor der Endung hat, in Reg. VI zu vereinigen. Dadurch allein erhält diese Regel erst eine Allgemeinheit und Wichtigkeit, die die übrigen nicht haben; und eine ungeheuere Menge von Wörtern wird durch sie in Hinsicht ihrer Betonung mit der entscheidendsten Gewissheit bestimmt, und dem Gebiete des Zweifelhaften, das ohnehin noch gross genug bleibt, völlig entrückt. Übrigens bescheidet sich Hr. *W.* selbst, dass diese schwierige Lehre durch Regeln allein nicht erschöpft werden kann, und dass noch gar viele Wörter übrig bleiben, über deren richtige Betonung der Ausländer der Entscheidung eines genau accentuirten Worterbuchs um so weniger entrathen kann, da ja selbst der geborene Engländer seine Zuflucht dahin zu nehmen gezwungen ist. Diess gilt freylich von der Aussprache des Englischen überhaupt, und Rec. hat sich durch das Studium der vorliegenden umfassenden Anweisung aufs Neue überzeugt, wie unmöglich es ist, durch Regeln allein zum Zweck zu kommen. Aber sehr übereilt wäre der Schluss, dass es unnütz sey, Regeln über die Aussprache zu geben. Es ist gewiss schon viel gewonnen, wenn man in diesem ungeheueren, wild sich durchkreuzenden Labyrinth nur einige sichere Puncte gewinnt, die man festhalten kann, um von ihnen aus das übrige noch unbekannte Gewirr zu überblicken; und je mehrere durch Regeln entschiedene Fälle dem Gedächtniss eingeprägt sind, desto mehr wird sich natürlich die Arbeit vermindern, welche die Bestimmung der übrigen noch unentschiedenen Fälle fodert. Regeln müssen immer den Anfang machen, der Gebrauch eines guten Wörterbuchs (wie sehr wünscht Rec., dass Hr. *W.* eins für diesen Zweck ausarbeiten möchte!) muss das Übrige thun.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt a. M.*, b. Boselli: *Gemälde dieser Zeit von einem Deutschen, der Gott fürchtet, den König ehrt, die Menschen liebt und sie nicht scheut.* In zwanglosen Heften. I Heft. 1816. 75 S. 8. (12 gr.)

Drey Gemälde, aus den Handlungen der Menschen in unverschleyerten Augenblicken aufgegriffen, durch den schneidenden Contrast, worin Verbildung mit Natur und wahrer Religion, Anmasung mit der Pflicht und dem guten Geiste der Zeit steht, verlebendigt, voll gemüthlichen Sinnes für das Gute, um es herauszuheben und zu befördern, und damit die Macht des Bösen und der Thorheit zu entwaffnen. 1) *Der Gesellschaftssaal oder die verbildete Welt*, ein wahres (moralisches) Marionettenspiel oder ein Markt zu Plundersweil. 2) *Die Hütte des armen Landmannes* oder Natur und Religion als Gegenstück des ersten Gemäldes — ein Leviathan. 3) *Die Amtsstube oder der erschwerte Beruf.* — Mit einer solchen glaubt man an ein Herz, das sich über die Einseitigkeit des Zeitalters erhebt, und dem erschwerten Berufe, voll Versuchung, die Pflicht zu erhalten weiss!

P. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, auf Kosten des Vfs.: *Grammatik der Englischen Sprache für Deutsche. Erster Band* u. s. w., von *Adam Wilhelm Winkelmann* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Sehr ausführlich behandelt der dritte Theil die *Orthographie* der Engländer, welche bey aller ihrer Inconsequenz nun einmal gesetzliches Ansehen erlangt hat. Nachdem Hr. *W.* diese Inconsequenz in vorläufigen Bemerkungen sehr treffend dargelegt hat, giebt er die orthographischen Regeln selbst vollständiger, als sie in irgend einer Sprachlehre für Deutsche noch behandelt worden sind; dann folgen die Grundsätze der Sylbenabtheilung und der Abbrechung der Sylben im Schreiben (worin das Englische soviel Eigenes hat), der Gebrauch grosser Anfangsbuchstaben, die gewöhnlichsten Abbreviaturen, und die Lehre von den Unterscheidungszeichen, die aus *Lindley Murray's English Grammar* in Englischer Sprache ausgezogen ist; nächstdem ein doppeltes Verzeichniss einmal solcher Wörter, die bey einerley Schreibart verschieden ausgesprochen, dann solcher, die bey einerley Aussprache verschieden geschrieben werden; endlich ein Anhang orthographischer Bemerkungen. Auch Kenner der Englischen Sprache werden in diesem Theile, worin Hr. *W.* mit verständiger Auswahl das Wichtigste aus den grammatischen Schriften der Engländer gesammelt hat, des Belehrenden viel finden.

Der vierte Theil endlich enthält in eben solchen Auszügen zuerst Regeln für das Lesen der Verse; dann etwas über abweichende Mundarten (der Vf. braucht dieses Wort in eingeschränkterer Bedeutung bloss in Hinsicht auf Aussprache). Wir lernen hier die Eigenheiten der Schottländer, der Irländer und der Bewohner von Sommersetshire und die Fehler der Londner kennen; und wer weiss nicht, wie wichtig und nothwendig diese Kenntniss zum rechten Verständniss vieler Romane und besonders vieler Lustspiele der Engländer ist? Den Schluss macht eine schätzbare Abhandlung über die Englischen Eigennamen mit den nöthigen Verzeichnissen.

Diese Übersicht des Inhalts ist hinreichend, einen Begriff zu geben von dem Reichthume dieses ersten Bandes, der nur die Einleitung zur eigentlichen Sprachlehre enthält, und zugleich von der Art, wie Hr. *W.* die Grammatik selbst behandeln wird, die günstigste Erwartung zu erregen. Rec. sieht der Erscheinung des zweyten Bandes mit Ungeduld entgegen. Eine sehr dankenswerthe Zugabe sind in diesem Werke die in der Ursprache eingeschalteten Stellen aus den besten Orthoepisten und Grammatikern Englands, wodurch Hr. *W.* theils seine Meinung mit den berühmtesten Autoritäten unterstützt, theils in streitigen Fällen das *Für* und *Wider* darlegt, um dem Leser selbst die Entscheidung zu überlassen. Dem Kenner und Lehrer sind diese Auszüge ohne Zweifel sehr willkommen; aber ob sie auch den von Hn. *W.* beabsichtigten Nutzen haben können, dem Lernenden als gute Übungsstücke zum Übersetzen zu dienen, möchte Rec. aus dem Grunde sehr bezweifeln, weil ihr Inhalt für gewöhnliche Anfänger zu trocken ist, und ihnen eher die Lust an der Sprache verleiden könnte. Hr. *W.* hat sich bemüht, bey getheilten Meinungen nur seine Gewährsmänner reden und die Leser selbst wählen zu lassen; er darf daher in der Vorrede mit Grund versichern, dass es nicht *seine* Aussprache ist, die er dem Deutschen Publicum aufdringen will, sondern diejenige, welche von den besten Schriftstellern der Englischen Nation dafür erkannt wird. Nur einmal hat er sich durch eine zu grosse Vorliebe für *Walker* verleiten lassen, S. 73 f. als Regel aufzustellen, was doch offenbar nur eine Affectation der Londner und von anderen Orthoepisten als ein *vulgarism* verworfen worden ist, dass nämlich in einer vor der accentuirten zunächst vorhergehenden Sylbe das *e* und *o* unmittelbar vor einem verdoppelten Consonanten mit seinem ersten Laute ausgesprochen und der verdoppelte Consonant nur einfach lautend ganz zur accentuirten Sylbe gezogen werden müsse, als *efface* wie *e-face* (das *e* in seinem ersten Laut), *offend* wie *o-fend* (*o* ebenfalls im ersten Laut). Es ist zu verwundern, dass Hr. *W.* diese, alle Analogie verhöhnende Aussprache zur Regel erhoben hat, da er selbst den Entscheidungsgrund für ihre Verwerflichkeit S. 74 mit klaren Worten, obgleich nicht zu diesem Resultat, angiebt, wenn er hinzusetzt: „Wenn aber dergleichen Anfangssylben *sehr bedächtlich und mit einigem Nachdruck* ausgesprochen werden, so dass die Stimme länger als gewöhnlich darauf verweilt: so bekommt das *o* (folglich auch das *e*) seinen regelmässigen zweyten Laut wieder, *oc-casion*, *of-fend*." Angeführt musste diese Aus-

sprache allerdings werden, aber als Regel kann sie nicht gelten. *Walker* selbst sagt ja nur: *This seems to be one of those faults true criticks dare not mend. But as it is an evident deviation from orthography, I have not dared to mark these words in this manner. Walker hat nicht gewagt*, die Aussprache dieser Wörter so zu bezeichnen, und doch macht sie Hr. *W.* zur Regel?

Grosses Lob verdient die Correctheit des Druckes, welche gewiss bey einer so grossen Menge von Accenten und Zeichen für kein kleines Verdienst zu achten ist. Rec. hat folgende Unrichtigkeiten angemerkt, die sich eingeschlichen haben, und die unter den *erratis* nicht stehen: S. 35 *in folgenden zwey Fällen* muss heissen *drey*. S. 40 *mehre* Sylben für *mehrere*. S. 42 *when the accent is on it* muss heissen *is not on it*. S. 55 Autorität von *Walker*, *Smith* und *anderer* gelehrten Orthoepisten muss heissen *anderen* (wenn nicht der Gebrauch der Präposition *von* hier fehlerhaft ist).

S. G.

Berlin, in der Maurer'schen Buchhandl.: *Englische Chrestomathie oder Auszüge aus classisch-historischen Vorlesungen*, für höhere Lehranstalten systematisch geordnet und herausgegeben von *A. Offner*, Vorsteher einer Lehranstalt für Knaben in Berlin. Erster Theil. XII u. 123 S. Zweyter Theil. VIII u. 288 S. 1818. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dem Herausg. schwebte, als er den Vorsatz fasste, eine Englische Chrestomathie für höhere Lehranstalten zu liefern, die Idee einer Gesellschaft fleissiger, wissbegieriger Jünglinge vor, die es in ihrer frühesten Jugend nicht verabsäumt hätten, sich in alten und neuen Sprachen gründliche Vorkenntnisse zu erwerben, und jetzt, in ihren Jünglingsjahren, ihren Geist mit den schönen Producten der neuen Literatur zu nähren wünschten, und so wie in der alten, so auch in dieser ihre Kenntnisse auszubilden strebten. Um ihnen nun, bey der zu sehr beschränkten Zeit, um gleich Alles auf einmal umfassen zu können, zu Hülfe zu kommen, beschloss er, ihnen ein Lehrbuch in die Hände zu geben, welches für die Englische und alte Literatur zugleich anwendbar wäre. Er sammelte zu diesem Zweck aus den vorzüglichsten Englischen Schriftstellern solche Stücke, in denen die Meisterwerke der Alten beleuchtet und beurtheilt werden. So hoffte er, den forschenden Schüler des Alterthums zugleich zum prüfenden Selbstdenker zu bilden. Weil aber Moral, heisst es noch am Schlusse der Vorrede, bey der Jugend nirgend vernachlässigt werden dürfe: so sey noch zu den classisch-historischen Aufsätzen eine Sammlung moralischer von denselben Meistern hinzugekommen; und diese machen nun auch den ersten oder *moralischen* Theil aus, indess die anderen im zweyten unter der Aufschrift *lectures* zusammengestellt sind.

Die Schriftsteller, aus welchen der Herausg. die Aufsätze entlehnt hat, sind *Blair, Blackwall, Dryden, Felton*, *Harris*, *Spence* und *Seed*, sowie auch der *Adventurer*, *Guardian*, *Rambler* und *Spectator* benutzt worden sind. Die Sorgfalt, womit die Auswahl gemacht worden, ist so wenig als ihre Zweckmässigkeit zu verkennen; Schade, dass der Herausg. nicht eine kurze Notiz von dem Leben und den literärischen Verdiensten der benutzten Schriftsteller hinzugefügt hat. Noch verdienen die Correctheit des Druckes und das gute Papier, das unserem Zeitalter so fremd wird, rühmliche Erwähnung.

Kr.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) München, b. Lindauer: *Theorie des Geschäfts-Stiles*, mit besonderer Hinsicht auf *Militär-Dienst-Schriften.* Zunächst für angehende Officiers. 1816. 117 S. 8. brosch. (8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Handbuch zur intellectuellen und moralischen Bildung für angehende Officiers.* Eine Chrestomathie. I Bändchen. 1816. 164 S. II Bändchen. 1816. 159 S. 8. (Jeder Band 12 gr.)

Obgleich der Vf. von No. 1 sein Buch eine Theorie nennt und seinen Stoff auch von vorn herein, also theoretisch behandelt hat: so führt doch diese Theorie so ungezwungen und sicher zur Anwendung, dass Rec. es ohne Bedenken zugleich für ein durchaus praktisches Werk erklären zu können glaubt. Eine gründliche Behandlung dieses Gegenstandes hat schon längst zu den dringenden Bedürfnissen der Zeit gehört; Formularsammlungen, deren wir einige und mitunter recht gute besitzen, reichen dazu nicht hin, weil sie entweder nur ganz allgemeine Formeln enthalten, oder bloss auf gegebene Fälle anwendbar seyn können. Der Vf. ist tief in das Wesen der Sache eingedrungen, die er genau ergründet und von allen Seiten betrachtet hat. Er kennt die zahllosen Mängel, die Erbärmlichkeit des gewöhnlichen militärischen Geschäftsstils, die Verstösse gegen die Sprache und die Regeln der Sprachlehre, die herkömmlichen Ungereimtheiten des Ausdrucks, der Stellung der Sätze und der vernachlässigten Gedankenfolge; indem er diese Fehler rügt, dienen ihm die Beyspiele des Schlechten zur Anweisung des Besseren, und zugleich zur Erläuterung der vorgetragenen Sätze.

Der Geschäftsstil soll sich, gleich weit entfernt von hölzerner Gemeinheit und von dem Schwulst der Zeitungsberichte, streng an die Sache halten, aber es giebt eine einfache Würde des Vortrags, die sich durch Klarheit der Darstellung, durch logische Ordnung der Gegenstände, durch Bestimmtheit, Kürze und Vollständigkeit ausspricht, und die dem Höheren nothwendig Achtung für den Berichterstatter einflösst; eben so giebt es auch eine gewisse, oft nur auf kleinen Wendungen beruhende Humanität, eine gleichfalls sehr bestimmt anzudeutende Steigerung des Nachdrucks im Befehlen, die doch nicht verwundet; eine Verschiedenheit in der Art zu bitten, die, ohne die Ehrfurcht zu verletzen, sich auf den Anspruch des Bit-

tenden gründet u. f. w. Zu allem diesem findet man hier in gedrängter Kürze die zweckmäſsigste Anleitung. Auch die in die militärische Rechtspflege einschlagenden Fälle sind nicht übergangen. Kein Wort ist zu viel gesagt, und doch dadurch, daſs Alles aus allgemeinen Vordersätzen einleuchtend und deutlich abgezogen wird, der Gegenstand auf eine so befriedigende Weise erschöpft, daſs es kaum einen möglichen Fall in dieser Gattung geben kann, zu welchem man nicht hier eine Anweisung fände. — Mit Recht warnt der Vf. zugleich gegen gar zu willkührliche Abweichungen von dem bestehenden Gebrauche oder zu gezwungene Verdeutschungen längst eingebürgerter Ausdrücke. Darin liegt auch in der That die Reinheit der Sprache nicht, und wer z. B. schreibt: mein *unterhabendes* Fähnlein, versündigt sich härter an ihr, als wenn er geschrieben hätte: die mir untergebene *Compagnie*.

Es würde Rec. zu weit führen, wenn er sich in eine ausführlichere Anzeige der einzelnen Abschnitte einlassen wollte; wer dieses Werk liest, wird gewiss sein Urtheil bestätigen, daſs es nicht nur jungen Officieren Deutscher Heere als ein unentbehrliches Handbuch zu empfehlen ist, sondern auch von Geschäftsmännern jedes Standes mit Nutzen zu Rathe gezogen werden kann. — Das gute Papier, die Correctur und der wohlfeile Preis sind besonders zu loben.

No. 2 erinnert an den *militärischen Sophron*, der vor dreyſsig Jahren herauskam; was in diesem und manchem ähnlichen Werke enthalten ist, findet man auch hier: Maximen und recht zweckmäſsige Vorschriften, die sich übrigens weder durch Neuheit des Inhalts und der Ansichten, noch der Art der Aufstellung auszeichnen, auch ihren Gegenstand nicht erschöpfen. Auf logische Schärfe der Unterscheidung darf man dabey keinen Anspruch machen, Klugheitslehren werden häufig mit Grundsätzen verwechselt, und das Ganze ist durchaus nicht tief genug gedacht. Dessenungeachtet ist das Buch jungen Kriegsleuten zu empfehlen; sie können daraus, besonders aus dem ersten Theile, manche nützliche Verhaltungsregeln schöpfen.

Nach einer Anmerkung unter dem Inhaltsverzeichnisse des zweyten Bändchens soll jener erste Theil „*Alles*, was die formale Bildung eines Officiers anbelangt, in Kürze vorgetragen, der zweyte aber das *Wichtigste* davon mit Ausführlichkeit erörtert haben, so daſs mit diesem das Werk als *geschlossen* zu betrachten ist, und eine mögliche Fortsetzung nur noch *vermischte Aufsätze* in *der* Art enthalten wird, daſs das Ganze zugleich als *Beyspielsammlung zu Vorlesungen über die militärische Beredtsamkeit* dienen kann." Ohne hier über den gedoppelten Zweck, sowohl die Lernenden als die Unterrichtenden zu belehren, die sich von selbst darbietenden Bemerkungen weiter auszuführen, wenden wir uns zu einer kurzen Anzeige des Inhalts. Das *erste Bändchen* enthält 12 Briefe eines Vaters an seinen Sohn August. Br. 1. 2. 3 (*Bildung des Menschen*) handeln von der *Harmonie zwischen der intellectuellen und moralischen Bildung*, von der *Philosophie* und der *Religion*. Das Herz soll nicht über dem Kopf vernachläſsigt werden; man soll in der Philosophie keinem System angehören, sondern alle prüfen und sich zum Selbstdenken gewöhnen, und die Religion als Sache des Verstandes und des Herzens betrachten. — *Bildung des Kriegers*; Br. 4, *Erziehung*. Aufstellung einer vollkommenen Erziehungsart in einem Cadettenhause, dadurch, daſs August an das, was ihm dort gelehrt und angewöhnt wurde, erinnert wird, für die Fassungskraft des Zöglings, der nur eben die Anstalt verlieſs, geeignet. — Br. 5. 6. 7. *Bildung des Verstandes*. Über *Wissen*, *Denken* und *Methode*. Die Schule kann nur die Anlagen des Lehrlings entwickeln, seine Kenntnisse gründen, ihm die Methode zeigen, nach welcher er fortan an seiner Bildung selbst arbeiten soll; dazu wird das „*didicisse fideliter artes*" überhaupt empfohlen. Todte Kenntnisse und bloſses Gedächtniſswerk bringen keinen Nutzen, sie müssen durch Nachdenken verarbeitet werden. Die beste Methode ist, Theorie mit der Ausübung zu verbinden, auch im gemeinen Leben durch Umgang, Lectüre und jedes sich darbietende Mittel sich zu unterrichten. Über alles dieses recht gute und praktische Anweisungen. — *Bildung des Herzens*: *a) in Beziehung auf Andere*, Br. 8. 9. 10, Betragen gegen *Untergebene*, *Obere* und *Cammeraden*; b) Br. 11, *in Beziehung auf sich selbst*. Durchaus gute Lebensregeln. Was zu der Bildung des Charakters eines Officiers im eigentlichen Verstande gehört, wird besonders im 11 Briefe recht zweckmäſsig und eindringlich vorgetragen; der 12te handelt von der Wirthschaftlichkeit, der nothwendigen Gewöhnung an Entsagungen u. s. w.

Im *zweyten Bändchen* folgen 9 Vorlesungen über das *Verdienst des Officiers*, den *Patriotismus*, die *Beherrschung der Leidenschaften*, die *Kriegerehre*, das *Vergnügen*, den *Werth der Religion*, einige dem Stande der Krieger gewöhnliche *Vorurtheile*, den *Krieg und den Stand des Kriegers*, den *Krieger im Felde und gegen den Feind*. — Alle diese Aufsätze, die aus anderen Werken entlehnt sind, und deren Quellen im letzten Bändchen angezeigt werden sollen, enthalten Gutes, aber nicht Alles paſst hieher, und Vieles ermüdet durch die nicht zu vermeidenden lästigen Wiederholungen. Schon gegen die Zusammenstellung wäre Manches zu erinnern, überhaupt hat der Sammler durch das bloſse Abschreiben sich die Arbeit gar zu leicht gemacht. Wenn es z. B. in der ersten, für erwachsenere Cadetten zunächst bestimmten Vorlesung heiſst: „der Krieg für das Vaterland ist der einzig rechtmäſsige; der Fürst, dem Sie dienen, führt keinen anderen: also" — —: so ist dieses, zwar örtlich wohl recht gut, im Allgemeinen aber so viel als nichts gesagt. Die ganze Vorlesung ist überdieſs ziemlich schwach und voll Widersprüche; auch in der zweyten ist der Redner seines Stoffes nicht mächtig. Als Muster militärischer Beredsamkeit können sie auf keine Weise dienen, wie man denn dieses von solchen, bey gewissen jährlichen Acten gehaltenen Gelegenheitsreden mit Grunde auch nicht fodern darf; der Samm-

ler aber hätte bedenken sollen, daſs zwischen Militär-Schulen-Beredsamkeit und militärischer Beredsamkeit ein in der Beschaffenheit der Dinge selbst liegender himmelweiter Unterschied ist, er würde daher besser gethan haben, solche Vorlesungen nicht noch einmal abdrucken zu lassen, und, wenn er seinen eigenen Stoff erschöpft hatte, mit dem nützlichen und brauchbaren ersten Bande sein Werk zu schliessen.

Dnd.

GESCHICHTE.

Ulm, in der Stettinischen Buchhandl.: *Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.* Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt von *Samuel Baur*, Dekan der Diöcese Alpeck und Prediger in Alpeck und Göttingen bey Ulm. *Siebenter Band.* 382 S. *Achter Band.* 359 S. 1816. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Unterhaltende Erzählung merkwürdiger Revolutionen und Empörungen, Verschwörungen und Complotte, Schlachten und Belagerungen.* Für Leser aus allen Ständen. I Bd. II Bd.

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1811. No. 135. 1815. No. 76.]

Dieſsmal haben wir mehr über die Veränderung des Titels, die Vorrede, und den Anfang eines neuen Werkes, als über den Inhalt zu sagen. Der neue Titel selbst verspricht fast nichts mehr und weniger, als was das frühere, mit seinem Titel in besonderer Bändezahl fortlaufende Werk gegeben hat, nur daſs der Zusatz des neuen Titels oder die Abänderung: *unterhaltende Erzählung*, diejenigen Leser, die auf Unterhaltung Anspruch machen, in Beschlag nimmt, und diejenigen, die nicht unterhalten, sondern bloſs, wie es in einem geschichtlichen Werke sich geziemt, belehrt seyn wollen, im Anfange ganz ausschlieſst, aber doch dadurch, daſs es für *Leser aus allen Ständen* bestimmt ist, diese auch wieder für das letzte Treffen an sich behält. Wenn das Ausmerzen der interessanten Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen im zweyten Titel eine Erweiterung für die Geschichte der Cultur: so scheint der Beysatz Schlachten und Belagerungen in diesem zweyten Titel eine Erweiterung über die Grenzen dieser Geschichte zu werden, da auch Schlachten roher Völker für diesen passen. Doch der Vorrede nach ist das Werk eine Fortsetzung unter einem neuen Titel, nur mit dem Unterschiede, daſs jede Erzählung ein für sich bestehendes Ganzes bilden, und daſs in der Darstellung der Geist freyer und unentstellter Mittheilung, die keinen Despotismus, wie den Französischen, zu fürchten hat, wehen soll. Offen gestehen wir, daſs auch bey diesem neuen Werke die Geschichte nichts gewinnt, und der Vf. fühlt es selbst, daſs er etwas Besseres hätte geben können, wenn ihm eine Bibliothek wie die in Berlin, Göttingen, München, Stuttgardt, Wien u. s. w. zu Gebote gestanden hätte. Der Aufsätze sind neun. 1) Verschwörung gegen die Medicis in Florenz von 1478. 2) Die Belagerung von Magdeburg 1550—1551. 3) Pulververschwörung in London 1605. 4) Die Schlacht bey Hochstädt 1704 am 13 Aug. 5) Verschwörung gegen den König Stanislaus von Polen 1772. 6) Aufruhr in London 1780. 7) Empörung und Krieg auf Jamaika 1791. 8) Revolution in Rom unter Papst Pius VI 1798. 9) Aufstand in Wien 1805. Der zweyte Band enthält Folgendes: 1) Volksempörung in England 1381. 2) Freyheitskrieg der Schweizer im XV Jahrh. 3) Belagerung von Nancy 1476. 4) Rebellion in Schottland 1637. 5) Blutbad in Irland 1641. 6) Bürgerkrieg in England 1642—1647. 7) Hinrichtung König Karls I 1649. 8) Belagerung von Kopenhagen 1658. 9) Tumult und schauerliche Executionen in Thorn 1724. 10) Revolution auf Corsika 1758. 11) Tumult in Madrid 1766. 12) Belagerung von Danzig 1813. Fragen kann man, warum der Vf. nicht an No. 8, 11 und 12 die Geschichte neuerer Zeit band?

Fehler, wie wir sie früher gerügt haben, sind auch in diesen beiden Bänden hie und da sichtbar.

H. P. E.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Frankfurt a. M.*, b. den Gebr. Wilmanns: *Leben, Meinungen und Schicksale berühmter und denkwürdiger Personen aus allen Zeitaltern.* Für die Jugend bearbeitet von *Samuel Baur*, Dekan der Diöces Alpeck und Pfarrer von Alpeck und Göttingen im Königreich Würtemberg. I Th. 1817. 476 S. kl. 8. mit Kupfern. (1 Rthlr. 16 gr.)

Was der Zweck des Vfs. sey, wie viel und warum er seine früheren Schriften wörtlich benutzt, warum er auch hier keine Ordnung weder in der Zeitfolge noch in der Sache beobachtet habe, sagt er nicht; wir können daher nur sagen, daſs dieser Band das Leben des Feldherren Hannibal, des Predigers Huſs, des Astronomen Brahe, des Schwedischen Naturforschers Linné in bekannter Manier enthalte, ohne Angabe der Quellen und Hülfsmittel. Auch hier läſst sich die Zahl der Bände nicht bestimmen; aber wenn sie auch klein seyn sollte, so wird sie doch groſs seyn, wie aus obiger Seitenzahl schon vermuthet werden kann.

Ds.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

GESCHICHTE.

Paris u. Strasburg, b. Treuttel u. Würtz: *Histoire critique de l'établissement des Colonies Grecques, ouvrage qui a remporté le prix proposé par la classe d'histoire et de littérature ancienne de l'Institut, en* 1813, par Mr. *Raoul-Rochette.* 1815. 4 Vol. Tom. I. 448 S. Tom. II. 460 S. Tom. III. 448 S. Tom. IV. 417 S. 8.

Obgleich in der so wichtigen Geschichte der Griechischen Kolonieen von *Hegewisch, Heyne, Biester* und *Heeren* Manches gründlich und mit umfassender Gelehrsamkeit erörtert worden ist: so erhellten doch die ersten drey Genannten nur einzelne Puncte in dieser Dunkelheit, und der Letzte umfasste vorzüglich nur die Zeiten vom Trojanischen Kriege an, ohne tiefer in die Urzeit des Griechischen Alterthums zurückzugehen. *Larcher* war der Einzige, der auf diesem dunkelen Felde die Bahn brach. Um so mehr Dank verdient die historische Classe des Institutes zu Paris, die Geschichte der Griechischen Kolonieen als Preisfrage vorgelegt zu haben; und Rec. freut sich, dass Hr. *Raoul-Rochette* die mühsame Beantwortung übernommen, und dieselbe durch alle Schwierigkeiten, die ihm dabey nothwendig aufstossen mussten, glücklich hindurch geführt hat. Sein Werk ist nunmehr das vollständigste und ausführlichste über diese Geschichte.

Dass bey einer so tief in das dunkelste Alterthum zurückgehenden Untersuchung, bey der Vergleichung so vieler, oft ganz ungleichartiger Schriftsteller, zumal wenn der Text derselben noch nicht einmal berichtigt ist, bey dem Mangel an ächten Urkunden, und dann wieder bey dem Überflusse der mythologischen Sagen und Fabeln, die doch nicht unbeachtet bleiben dürfen, wenn gleich die epischen Dichter und Mythographen die Sagen der heroischen Zeit oft auf die Urzeit zurückgeworfen, und dadurch das Bild sehr verfälscht haben, andere Gelehrte bey ihren Forschungen entweder einen ganz anderen Weg gehen, oder doch nicht immer zu denselben Resultaten geführt werden, wird den Kundigen nicht befremden. Und darum soll auch dem Werthe dieses Werkes nichts entzogen werden, wenn Rec. nicht immer dasselbe sah, was der gelehrte Vf. zu sehen glaubte, oder wenn bey der Menge der angeführten Schriftsteller die Widersprüche derselben nicht immer berücksichtigt worden zu seyn scheinen. Aber Hn. *R. R.* gebührt das Zeugniss, dass er das ungeheuere, seinen Untersuchungen bestimmte Feld vollkommen überschaute, und mit grosser Belesenheit und sorgfältiger Benutzung der Quellen selbst über die dunkelsten Stellen desselben Licht zu verbreiten suchte, und wenn diess nicht gelang, wenigstens zu neuen Untersuchungen reizte. Zu bedauern ist es, dass, mit Ausnahme *Heyne's*, weder *Hegewisch*, noch *Biesters*, noch *Niebuhr's*, ja selbst nicht *Heeren's* Untersuchungen dem gelehrten Vf. bekannt gewesen zu seyn scheinen: eine Gleichgültigkeit Französischer Gelehrten gegen die Verdienste ihrer Deutschen Nachbaren, die sich gewöhnlich hart genug bestraft. Auch *Heyne* ist bey mehreren Abschnitten des Werkes, wo das Urtheil dieses geübten Alterthumsforschers vom grössten Gewicht hätte seyn müssen, z. B. Tom. I p. 391 ff., wo vom Evander, und Tom. II p. 350 ff., wo von Äneas Niederlassung in Italien gehandelt wird, ganz ungehört übergangen worden. Desto sorgfältiger aber ist unser Vf. in der Benutzung der Französischen und Italiänischen Gelehrten, denen er jedoch nie ohne Prüfung folgt, und oft Gründe zu haben glaubt, von ihnen abweichen zu müssen. *Volney's* neuestes Werk über die alte Geschichte war dem Vf. vermuthlich noch nicht bekannt; wenigstens erwähnt er desselben nicht, was doch bey den Zusätzen am Ende des vierten Bandes hätte geschehen können, da dieses Gelehrten chronologische Forschungen, besonders was Ägypten betrifft, von den Behauptungen unseres Vfs. sehr abweichen.

Da die von dem Nationalinstitute zur Beantwortung vorgelegte Frage nichts über die Verfassung der Kolonieen, eben so wenig wie über das Verhältniss derselben zum Mutterstaate, ja selbst die Zeit nicht bestimmte, von wo aus und wie weit die Untersuchung gehen sollte: so setzte in den vorausgeschickten *Considérations générales* der Vf. sich die Zeitpuncte selbst fest; und von dem frühesten Alterthume beginnend, so weit zurück nur irgend sich Nachrichten in den Schriftstellern finden, führte er die Untersuchung fort bis auf die entscheidende Schlacht bey Chäronea (338 vor Chr. Geb.), mit welcher die Freyheit der Griechen nebst allen damit verbundenen Rechten aufhörte, und Griechenland unter das Joch fremder Oberherrschaft kam. Jedoch giebt Hr. *R. R.* noch am Schlusse einen kurzen Abriss der Geschichte der unter Alexander, und nach diesem vom Seleukus und anderen Macedo-

nischen Fürsten gegründeten Städte, wiewohl er dieselben nicht mehr für wahre Kolonieen der Griechen annehmen kann. Nach *Sainte-Croix* (*de l'état des anciennes Colonies* S. 292) gründete Timoleon der Korinther die letzte ächte Griechische Kolonie in Sicilien, 343 v. Chr. Geb. Sodann entwirft der Vf. den Plan des ganzen Werkes, wobey er der gewöhnlichen Abtheilung der beiden angenommenen Hauptstämme, in Pelasger und Hellenen, folgt, mit absichtlicher Vermeidung jeder Untersuchung über den Ursprung der Pelasger, worüber wir in diesem Werke mit Recht etwas Gründliches zu finden hoffen durften.

Der erste Theil, der den ganzen ersten Band ausmacht, umfasst in 5 Büchern die Niederlassungen der Pelasger, von den ältesten Zeiten an bis auf das gänzliche Verschwinden dieses Volkes aus der Geschichte oder bis auf die Rückkehr der Herakliden. Man sieht nicht, warum der Vf. mit der Rückkehr der Herakliden die Wanderungen der Pelasger schliesst: gerade als wenn mit diesem Ereigniss das ganze Volk der Pelasger mit seinem Namen ausgestorben wäre, und die Hellenen seine Stelle ersetzt hätten. Und doch kann es nicht zweifelhaft seyn, dass die Pelasger, sowie ihr Name, noch lange nach der Rückkehr der Herakliden bekannt waren, und dass sie ihre Stelle gewiss erst sehr spät den Hellenen überliessen, da Homer, der doch viel später sang, den Namen der Pelasger als einen weit verbreiteten Stammnamen gebraucht, während der Name Hellas sich nur auf einen kleinen Bezirk von Thessalien beschränkte, und also der Name Hellenen eine bloss örtliche Benennung zu seyn scheint. Auch setzt Hr. *R. R.* in der That die letzte Zersprengung der Pelasger in das Jahr 510 v. Chr. Eben so gewiss ist es, dass im Homerischen Zeitalter noch kein Gegensatz war zwischen Pelasgern und Hellenen, so wenig als eine oder die andere dieser Benennungen damals schon als Gesammtname bekannt und im Gebrauch war. Jedoch lässt sich bey dem Mangel an Urkunden auch der Zeitpunct nicht bestimmt angeben, wo jene Benennung mit dem Volke verschwand, und diese allein die vorherrschende wurde. Hiezu kommt noch der Umstand, dass Deukalions, des angeblichen Stammvaters der nachmaligen Hellenen, in Thessalien eindringende Schaar mit den alten Pelasgern gewiss einerley Vaterland hatte, nämlich die Gegenden am Kaukasus, also zu demselben Völkerstamm gehörte, auf dem jene gewachsen waren, und höchst wahrscheinlich auch dieselbe Sprache redete, wenn gleich Herodot I, 57 das Gegentheil behauptet, und ihnen sogar verschiedene Sprachen (den Pelasgern *βάρβαροι γλῶσσαι*) beylegt, worüber wir unten unsere Ansichten darlegen werden. Aus diesen Gründen würde Rec. die Geschichte der Wanderungen und Kolonieen der Griechen so ordnen: 1) Wanderungen in Pelasgischer und Hellenischer Urzeit, bis auf Troja's Untergang. 2) Wanderungen und Kolonieen der Griechen in der Zeit der ersten Gründung der Freystaaten, von Troja's Untergang bis zum Anfang der Persischen Kriege. 3) Kolonieen der Griechen (Hellenen) zur Zeit der höchsten Blüthe Griechenlands, vom Persischen Kriege bis auf den Untergang der Freyheit, oder bis auf die Schlacht von Chäronea. 4) Griechische Kolonieen nach dem Verluste der Freyheit.

Der zweyte Theil des Werkes enthält in 7 Büchern, die durch den zweyten, dritten und einen Theil des vierten Bandes fortlaufen, die Geschichte der Kolonieen von Deukalions Zeit an bis auf die Schlacht bey Chäronea. Das 7te Buch giebt noch einen kurzen Abriss der durch Alexander und dessen Nachfolger angelegten Pflanzstädte. Rühmlich ist die Liebe des Vfs. zu seinem Werke, indem er auch nach errungenem Preise seine Forschungen fortsetzte, und daher theils einen ganz neuen Abschnitt über die fremden, in Griechenland eingewanderten Kolonieen, B. 1 C. 4, einschob, theils während des Druckes noch manche Berichtigungen und Zusätze machte, die dem vierten Bande S. 380 — 417 angehängt sind. So ist das Werk vollständiger geworden, als es die gekrönte Preisschrift selbst war.

Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Abschnitten des Werkes selbst, und wollen den Vf., so weit es der Raum dieser Blätter verstattet, mit einigen Bemerkungen begleiten. B. I Cap. 1 S. 15 — 25 giebt der Vf. die *Ursachen* an, *wodurch Auswanderungen veranlasst worden wären.* Diese scheinen ihm in den Religionsansichten, in der Eitelkeit der Griechen und in anderen örtlichen Verhältnissen zu liegen: nämlich in der Unfruchtbarkeit des Bodens, in zu starker Bevölkerung, in Expiationen, Sicherung der Grenzen gegen feindliche Nachbaren, in bürgerlichen Unruhen, Handel u. s. w. Der Vf. gesteht selbst, in seinem *tableau rapide* bey weitem nicht alle Ursachen der Auswanderungen angegeben zu haben, und wir glauben, er sey überhaupt nicht tief genug in das Wesen der Urgeschichte der Griechen eingedrungen, und habe Altes und Neues nicht sorgfältig von einander geschieden. Es war sicher nicht ein *système religieux*, wie Hr. *R. R.* sich ausdrückt, welches dergleichen Wanderungen in der Urzeit veranlasste, sondern es war die Priesterherrschaft, der die Völker unterworfen waren, und der Kastengeist, der sich immer weiter und weiter auszubreiten strebte. Hiemit waren auch die Expiationen verbunden, die ja sichtbar in das Wesen der Religion eingreifen, und keinesweges, wie der Vf. glaubt, zu den örtlichen und zufälligen Ursachen gerechnet werden können. Selbst das *ἔτος ἱερόν*, das Hr. *R. R.*, nach Römischem Gebrauche, *Ver sacrum* nennt, gehört hieher. So zogen die Schaaren der Völker von Priestern geführt in ferne Länder, dieselben als unbewohnt einnehmend, oder die Einwohner verdrängend, aber auch oft im Kampfe unterliegend. Diejenigen Kolonieen, die zur Sicherheit der Grenzen ausgeführt wurden, gehören in eine spätere Zeit, wo die Staaten sich schon fester gegründet hatten, und politische Verhältnisse eingetreten waren. Dasselbe gilt auch von solchen Niederlassungen, die im Handel und in ähnlichen Geschäftsverhältnissen ihren Grund haben. Jene früheren, von priesterlichen Heerführern geleiteten Wanderungen würde Rec. auch eben so wenig Kolonieen nennen, als man bey den Zeiten der

Völkerwanderung von Ostgothischen oder Vandalischen Kolonieen spricht. Mit Rücksicht auf unsere oben angegebene Bestimmung der Perioden, würde dann die Geschichte der Kolonieen nach den Freystaaten, von denen sie ausgesandt wurden, zu behandeln seyn, und überall, so weit es möglich ist, die Ursachen, ob die Kolonie vertrieben und gewaltsam verstossen, ob sie freywillig ausgewandert, und endlich ob sie absichtlich aus Staatsgründen ausgeführt worden, erörtert werden müssen. Cap. 2 und 3 S. 25 — 60 handelt von dem *Verhältnisse der Kolonieen zu ihren Mutterstaaten und von den Gebräuchen bey ihrer Gründung.* Gut und mit genügender Ausführlichkeit, jedoch weniger wichtig wegen eigener Forschungen, als wegen zweckmässiger und glücklicher Benutzung dessen, was besonders *Heyne*, *Bouchaud*, *Clavier* u. A. hierüber gelehrt haben. Sehr interessant ist Cap. 4 S. 60 — 133: *de quelle nation étoient composées les colonies étrangères, qui vinrent s'établir dans la Grèce? Quels furent les chefs et les époques de ces colonies? Quels furent les pays qu'elles occupèrent?* Zuvörderst widerlegt der Vf. die Meinung der Französischen Gelehrten, besonders *Barthelemy's*, dass Ägyptische Kolonieen sich in Griechenland niedergelassen, und dass die Griechen von dorther ihre Cultur und Bildung erhalten hätten. Der Vf. stützt sich hiebey vorzüglich auf den Widerwillen der Ägypter gegen Schiffahrt und Handel. Rec. ist derselben Meinung was die Kolonieen betrifft, ohne jedoch darum die vielfachen Zweige der Cultur und der bürgerlichen Ordnung verkennen zu können, die aus Ägypten nach Griechenland, wiewohl nur mittelbar, hinüber reichten. Denn wenn Ägypten gleich keine eigentliche Schiffahrt hatte, und die Ägypter das Seewesen nicht liebten: so trieben sie doch auf dem Nil einen nicht unbedeutenden Bienenhandel, und Herodot II, 96 giebt selbst eine genaue Beschreibung der Fahrzeuge, deren man sich bediente. Der Karawanenhandel aber zu Lande, über die Landenge bey Suez, war gewiss schon in der ältesten Zeit sehr beträchtlich, und man kann mit Sicherheit annehmen, dass Ägypten recht eigentlich das Hauptland des Landhandels in der alten Welt war, wenn gleich die Ägypter ihre Erzeugnisse nicht ausführten, da sie von der Art waren, dass sie ihnen von benachbarten Völkern abgeholt werden mussten. Hätte Hr. *R. R.* *Heerens Ideen über die Politik* u. s. w. gekannt oder befragen wollen: so würde ihm ein helleres Licht über den Handel der alten Ägypter aufgegangen seyn, und er würde sich überzeugt haben, dass die unleugbaren Kenntnisse und Kunstfertigkeiten derselben, selbst wenn sie nicht als handelnde Kaufleute umherzogen, wie die Phönikier, doch durch den Karawanenhandel gar vielfältig ausgebreitet werden konnten. Sowie es denn überhaupt nicht bestritten werden kann, dass dieses Wunderland in späteren Zeiten von vielen Griechen, um Kenntnisse und Weisheit dort einzusammeln, besucht worden ist. Selbst die Phönikischen Hirtenvölker, denen unser Vf. vorzüglich die Bevölkerung Griechenlands und die Ausbreitung der Civilisation zuschreibt, müssen nothwendig, wenn sie auch im Ganzen ihren Sitten, ihren Gebräuchen, ihrer Sprache und Gottesverehrung treu blieben, doch während ihres langen Aufenthaltes in Ägypten gar Vieles aus diesem Lande angenommen, und in anderen Gegenden, wo sie sich ansiedelten, hinüber gebracht haben.

Statt nun die fremden Kolonieen unmittelbar aus Ägypten und von Ägyptern selbst einführen zu lassen, schreibt Hr. *R. R.* diese Wanderungen vielmehr den Phönikischen Hirtenkönigen, *Hyksos* genannt, zu. Rec. gesteht, diese Behauptung nirgend mit so vieler Ausführlichkeit und Umsicht durchgeführt gelesen zu haben. Nur legt der Vf. zu viel Gewicht auf das Zeugniss und die Autorität des Manetho, eine Autorität, deren Unsicherheit doch schon *Larcher* (*Histoire d'Hérodote*, Tom. VII p. 8. 31. 34. 2te Ausg.) sehr klar ins Licht gestellt hat. Auch sind die neuesten Untersuchungen *Volney's* nicht benutzt werden, was wir um so mehr bedauern müssen, da das Unsichere des chronologischen Systems nach Menschenaltern, das selbst *Larcher* in Schutz nimmt, und dem auch unser Vf. folgt, von diesem Gelehrten sehr bündig dargethan worden ist. Wie kann auch vor dem Anfange der Olympiaden von einer sicheren Zeitrechnung die Rede seyn!

Die Phönikischen Hirtenvölker nun, die am zahlreichsten in Niederägypten wohnten, zogen sich, von dem alten Herrscherstamme gedrängt, zum Theil nach Westen, und siedelten sich in der Gegend der kleinen Syrte an, von wo aus sie nach Griechenland übersetzten, und hier den Dienst Poseidons, der den Libyern vorzüglich eigen war, einführten. Dieser von *Freret* schon gewagten, aber nicht mit hinreichenden Gründen unterstützten Behauptung sucht Hr. R. R. durch Stellen der alten Schriftsteller das nöthige Gewicht zu geben.

Die erste dieser Kolonieen legt der Vf. dem Inachus bey, und setzt sie mit *Larcher* in das J. 1986 vor Chr. Er hält ihn für den Gründer von Argos, wobey zugleich *Valckenaer's* und *Larcher's* Kritik der bekannten Stelle Herodot I, 1 Ἰοῦν τὴν Ἰνάχου beyläufig gemissbilligt wird. — Die zweyte Kolonie, geführt von Ogyges, 1796 v. Chr., kam eben daher. Nach dem Erlöschen der ersten Dynastie der Hirtenkönige, deren Herrschaft immer nur schwankend war, wurden die Hirten nach Manetho's Bericht aus Oberägypten bis in die Niederungen des Delta getrieben, und auch hier nicht in Ruhe wohnend, setzten sie über das Meer nach Griechenland über. Eine solche Kolonie war die des Ogyges, der zuerst bey Argos landete, und darauf höher hinauf nach Attika zog.

Den Einwand, Ogyges werde nach alter Athenischer Sage bey Pausanias und Julius Africanus für αὐτόχθων gehalten, widerlegt Hr. *R. R.* durch die richtige Deutung dieses Ausdruckes. Und die Behauptung anderer, von Eusebius und Orosius benutzter alter Schriftsteller, Ogyges sey aus Asien gekommen, weiss der Vf. scharfsinnig mit seiner Hypothese dadurch zu vereinigen, dass er, nach Polemon bey Suidas, eine Rückwanderung der Phönikischen Hirten nach Asien annimmt. Vorzüglich stützt sich Hr. *R. R.* auf Damascius (*vita*

Isidor. bey Photius), und auf Asklepiades (Suid. v. Ἡραΐσκος), die den Ogyges von Ägypten auswandern lassen. Dazu kommt noch der Scholiast ad Lykophr. V. 1206, der nach alter Sage ihn einen Sohn des Poseidon und der Alistra nennt, und Beherrscher Ägyptens. Aus allen diesen Sagen ergiebt sich schon die allgemeine Ansicht von Ogyges wahrscheinlicher Abkunft. Nimmt man zu allen diesen Zeugnissen noch den Namen selbst: so kann der Ursprung desselben nicht mehr zweifelhaft seyn, da die Stammsylbe Og sichtbar Phönikisch ist, und Pherecydes (*Fragm. Pherec.* p. 31) sogar eine Phönikische Göttin Oga oder Ogen kennt. Auch Pausanias (IX, 12) kennt diese Göttin; nur steht in den Ausgaben Σίγα, wofür schon *Canter* (Nov. Lectt. VI, 10) und Andere mit Recht Ὄγγα oder Ὄγκα zu lesen vorschlugen. Ausführlicher spricht der Vf. über diesen Namen S. 199, mit Beybringung der nöthigen Beweise aus Pausanias, Strabo, Apollodor und Schol. ad Pind. Olymp. II, 39—44, denen wir noch einige Notizen beyfügen wollen, die Hn. *R. R.* entgangen sind. So sagt nämlich Hesychius: Ὄγγα Ἀθηνᾶ ἐν Θήβαις ἐστὶ, χωρίον ἐπώνυμον ἔχουσα. Ὄγκα oder Ὄγα war eine Benennung der Athene, bey den Thebanern sowohl als bey den Lakoniern, welchen Namen der Scholiast zu Eurip. Phoen. V. 1068 so wie Pausanias für Phönikisch, der Scholiast zu Aeschyl. S. adv. Theb. V. 492 aber für Ägyptisch hält. S. *Valck.* ad Eurip. Phoen. p. 725 und *Fourmont* Mem. de l'Acad. des Inscript. Tom. XV p. 395 ff. *Heyne* ad Apollod. T. II p. 553. — Die dritte aus Ägypten einwandernde Kolonie der Phönikischen Hirten sind die *Leleger*, geführt vom Lelex, der sich 1786 v. Ch. Geb. in Lakonien niederliess. Wenn gleich Pausanias (III, 1) den Lelex αὐτόχθων nennt: so findet der Vf. doch in einer alten Sage der Megarenser (Pauf. I, 39. 44), welche den Lelex für einen Sohn Poseidons hält, und ihn aus Ägypten kommen läſst, eine Bestätigung seiner Behauptung, Lelex sey einer der ausgewanderten Phönikischen Hirtenkönige. Uns hat jedoch dieser Abschnitt nicht befriedigt. Auch scheint Hr. *R. R.* die Unzulänglichkeit seiner Beweise selbst gefühlt zu haben, und geht, nachdem er *Grotius*, *Fournemine's*, *Shukford's*, *Fourmont's* und *Morin's* Meinungen — der Letzte verbrüdert sogar die Hebräer mit den Lacedämoniern — missbilligend angeführt hat, sogleich zur vierten Kolonie des Danaus und zur fünften des Kekrops über, die er mit *Larcher*, jene 1572, diese 1570 Jahr v. Chr. setzt. Außer Apollodor, Hygin und Anton. Liberalis, die den Kekrops für αὐτόχθων halten, lassen fast alle übrigen Schriftsteller ihn aus Ägypten nach Griechenland einwandern, und halten ihn desshalb für einen Ägypter. Hr. *R. R.* beweist aber mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit, daſs Kekrops kein Ägypter seyn könne, sondern nothwendig ein Phönikier seyn müsse, der wahrscheinlich bey der, nach *Freret* in dieselbe Zeit fallenden gänzlichen Vertreibung der Hirtenkönige Niederägypten verliess, um sich anderswo niederzulassen. Schon allein die Übereinstimmung der Zeitrechnung, verbunden mit den Volkssagen bey Apollodor und Anderen, daſs nämlich mehrere Nachkommen des Kekrops sich nach Phönikien zurückgezogen, sowie die enge Verbindung des alten Königsstammes der Athener mit den Phönikiern würde des Vfs. Behauptung wahrscheinlich machen. Aber sie wird auch noch durch die bestimmtesten Zeugnisse der Alten zu einem Grade der Gewiſsheit erhoben, wie man ihn nur bey Begebenheiten aus so alter und verschollener Zeit erwarten kann. Hr. *R. R.* gründet seine Behauptung vorzüglich auf den Dienst der Athene, den Kekrops in Attika einführte, und der zu Sais in Niederägypten der vorherrschende war. Von hier aus soll Kekrops, nach alten Sagen bey Plato, Diod. Sic., bey dem Scholiasten zu Lykophr. V. 111, dem auch *J. Tzetzes* folgt (Var. Hist. Chiliad. XVIII, 28 ff.), bey Cedrenus (*Meursius* de Regg. Atheniens. I, 6), nach Hellas eingewandert seyn. In Sais hatten die Phönikier lange gewohnt, bis sie endlich, von Sesostris vertrieben, neue Zufluchtsörter suchen mussten. Darum behauptet auch Diodor. Sic. (I, p. 24), die Athener seyen aus Sais entsprossen, wenn gleich Andere bey *Proclus ad Timaeum* (Lib. I p. 30) den Satz umkehren, und Sais für eine Pflanzstadt der Athener halten. Nimmt man alle diese Zeugnisse zusammen, die durch Plato's Autorität im Timäus sehr unterstützt werden, wo den Saiten eine grosse Freundschaft mit den Athenern nachgerühmt wird (Plat. Opp. III p. 21): so wird man der Meinung des Vfs. gern beytreten, sollten sich auch, was Hr. *R. R.* selbst zugiebt, nicht alle, dem Kekrops beygelegten Anordnungen geschichtlich erweisen lassen. — Endlich die *Kolonie des Kadmus* 1550 v. Chr. Geb. Der Vf. giebt hier nur das Bekannte, jedoch weniger vollständig, als man hätte erwarten dürfen. Hr. *R. R.* konnte diesen Abschnitt mit Benutzung der Forschungen *Larcher's* gar sehr erweitern.

Nach diesen sechs Wanderungen läſst Hr. *R. R.* auch noch den Erechtheus, ja selbst den Deukalion von den Phönikischen Hirtenvölkern abstammen. Allein wenn für jenen sich auch einige Schein*gründe* finden liessen: so fehlt für Deukalions Phönikische Abkunft auch jeder Beweis. Der Vf. bezieht sich auf Plut. Pyrrh. 1, um zu beweisen, Deukalion sey der Gründer des Dodonischen Orakels. Aus derselben Stelle beweist aber der Vf. S. 214 f. auch den Pelasgischen Ursprung dieses Orakels. Plutarch giebt hier mit klaren Worten zwey Sagen über die ältesten Bewohner von Epirus: nach einer Sage sind es Pelasger, nach einer anderen die Völker des Deukalion. Man sieht, zu welcher Inconsequenz den gelehrten Vf. seine vorgefaſste Meinung verleiten konnte. Den Pelasgischen Ursprung des Dodonischen Orakels zeigt übrigens Hr. *R. R.* S. 212 ff. so gründlich, daſs eben dadurch seine Hypothese für Deukalion in sich selbst zusammenfällt. Zwey andere Stellen bey Lucian *de Dea Syria* (Tom. IX p. 92 edit. Bipont.) und das Scholion zu Apollon. Rh. III, 1086 sagen das nicht, was der Vf. darin finden will.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

GESCHICHTE.

Paris u. Strasburg, b. Treuttel u. Würtz: *Histoire critique de l'établissement des Colonies Grecques, ouvrage qui a remporté le prix proposé pour la classe d'histoire et de littérature ancienne de l'Institute, en* 1813 par Mr. *Raoul-Rochette* etc. Tom. I — IV.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Cap. 5 S. 133. — 145 spricht Hr. *R. R.* von dem *Einfluss der Phönikischen Kolonieen auf die Künste, Sprache, Sitten und Gebräuche der Pelasger.* Wir wünschten, er hätte diesem Abschnitt seine Ansichten über die Pelasger, über den Ursprung derselben, über ihre Sprache, Künste und Sitten vorausgeschickt. Wir glauben, er würde bey seiner Belesenheit in den Alten und bey seinem Scharfsinn hierüber etwas sehr Gründliches haben liefern können; zumal da diese Untersuchung recht eigentlich hieher gehört, und auf das ganze Werk einen bedeutenden Einfluss hat. Ja wir sind überzeugt, dass dieselbe dem Ganzen zum Grunde liegen müsste. Denn der allgemein aufgestellte Satz, dass die Pelasger Autochthonen oder Eingeborene im Lande seyen, klärt die Sache nicht auf. Zwar fühlen wir die Schwierigkeiten, die mit einer solchen Untersuchung verbunden sind, sehr wohl: aber wir zweifeln darum nicht an der Möglichkeit der Ausführung, da es nicht an Urkunden und Denkmälern fehlt, aus denen die Wahrheit wenigstens durch Schlüsse ans Licht gebracht werden könnte. Viel Treffliches findet man über diesen Gegenstand in *Herbert Marsh's Horis Pelasgicis*, Cambridge, 1815. Vergleicht man die Stellen der Alten, welche von den Pelasgern handeln: so findet man, vom Peloponnes ausgehend, im Peloponnes, in Thessalien, und in Epirus Pelasger; und der Name Πελασγία umfasst alle die genannten Länder, sowie Πελασγοί die Bewohner derselben sind, während die Benennung Ἕλλας nur einen kleinen Bezirk Thessaliens bezeichnet, und erst lange nach Homer anfängt, für ganz Griechenland gebraucht zu werden, sowie Ἕλληνες für die Völker, cf. Thucyd. I, 3. Vgl. Strabo V p. 212 f. (edit. Bas.) eine Hauptstelle über die Pelasger. Gehen wir von Thessalien nördlich nach Thracien hinauf: so finden wir auch hier schon in den frühesten Zeiten Pelasger. Wenn die Pelasger aber in Thracien und in Thessalien hausen: so mussten sie begreiflich auch in Makedonien wohnen, das zwischen jenen Ländern in der Mitte liegt, und in alter Zeit bald zu diesem, bald zu jenem Lande gerechnet wird. So wird der Olympus, den nach Herodot I, 56 Pelasger besetzt hatten, zuweilen ein Thessalisches, zuweilen ein Makedonisches Gebirge genannt. S. *Voss* zu Virg. Landb. I, 490. Und dass Makedonien oft für einen Theil Thrakiens angesehen wurde, erhellt aus Strabo X, p. 471 edit. Casaub. Daher ordnen Pelasger in Samothrakien die Mysterien der Kabiren (Herod. II, 51. Sch. ad Apoll. Rh. I, 917), und Homer giebt die φῦλα Πελασγῶν, welche den Trojanern beystanden, als Nachbaren der Thrakier an. Denn nachdem er die Völker aufgezählt hat, die von Sestos und Abydos kamen, nennt er Il. II, 840 die Pelasger, sodann folgen die Thrakier selbst, darauf V. 846 die Kikonen in der Nachbarschaft des Berges Rhodope, und endlich die Päonier am Fusse des Hämus. Alle diese Völker sind Pelasgischen Ursprunges. Merkwürdig ist, dass überall, wo sich Pelasger finden, der Name Larissa gehört wird, der überhaupt in der Sagengeschichte dieses Volkes so bedeutend ist, dass man von Larissa mit grosser Sicherheit auf Pelasger schliessen kann. Auch in Samothrakien, auf Lemnos, auf Imbros sind Pelasger nach Herodot (V, 26) noch ums J. 511 v. Chr. Geb. So wohnen sie auch in Plakia und Skylake (Herod. I, 57). So finden wir also die Pelasger durch ganz Griechenland verbreitet, und immer weiter hinauf, durch Thrakien bis zum Hellespont. Ja selbst noch jenseits des Hellesponts, südlich von Troja, liegt ein Larissa, nicht minder in der Nähe von Ephesus und in Chios. S. Strabo XIII p. 621 ed. Casaub. p. 592 ed. Petr. Die Griechischen Schriftsteller vermuthen, die Pelasger wären vom Peloponnes, dem angeblichen Ursitze derselben, ausgewandert nach Thessalien, und von dort nach Thrakien gekommen. Die Frage, woher die Pelasger kamen, um die Urbewohner des Peloponnes zu seyn, löste sich leicht in der Annahme, dass sie αὐτόχθονες wären. Aber da es historisch gewiss ist, dass Europa von Asien aus seine Bevölkerung erhalten; und da ferner nicht bezweifelt wird, dass die Kaukasischen Länder als die Wiege der Europäischen Völker angesehen werden können: so darf man mit Sicherheit annehmen, dass die Pelasger

von Asien aus nach Europa zogen. Die Frage ist nur, ob die Völkerschaaren, von priesterlichen Oberhäuptern geführt, sich von Süden nach Norden, oder umgekehrt von Norden nach Süden gezogen haben. Es liegt eine Unwahrscheinlichkeit, die in der Sache selbst gegründet ist, in der Meinung, dass in so früher Zeit die Völkerhäupter vom reichen, fruchtbaren Süden sich dem kalten unwirthlichen Norden genähert haben sollten. Die Geschichte liefert kein Beyspiel solcher Wanderung in so früher Zeit. Die Völkerzüge gehen immer von Norden nach Süden, von Osten nach Westen. Dass in späteren Zeiten Ansiedlungen von Westen nach Osten und von Süden nach Norden Statt gefunden haben, beweist nichts für die Sache. Eine zweyte Frage ist, ob die ziehenden Schaaren zu Wasser oder zu Lande gekommen seyen. Die Griechische Eitelkeit lässt freylich, ohne Rücksicht auf Homer, der den Arkadiern (Il. II, 614) Unkunde im Seewesen beylegt, die Arkadier zur See auswandern. Folgt man treu der Angabe der Alten: so wird man nicht widerstehen können, anzunehmen, und es ist diese Hypothese auch in sich selbst sehr wahrscheinlich, dass die ersten Ansiedler in Thrakien über den Hellespont oder über den Thrakischen Bosporus gekommen sind, sich in Thrakien niedergelassen, und von hieraus sich über ganz Griechenland verbreitet haben. Weit unwahrscheinlicher ist es, dass ein Volk vom Kaukasus durch Asien bis an die Küste ziehend, ohne Kenntniss des Seewesens, zumal bey der beschränkten Erdkunde, sich eingeschifft hätte, ohne zu wissen, ob jenseits des Meeres auch Wohnsitze zu finden seyn möchten. Es ist zwar wahr, dass die Inseln des Ägeischen Meeres so manche Buchten und Meerbusen bilden, und dass Kreta als Landungsplatz angesehen wurde für die Pelasger bey ihrer Überfahrt nach dem Peloponnes, da Homer (Od. IX, 177) unter den Einwohnern von Kreta Pelasger findet: aber neben den Pelasgern findet er dort auch Dorier, die doch gewiss von Griechenland aus dahin gekommen waren, und nicht von Asien. Wahrscheinlich thaten die Pelasger das Nämliche. Diess ist auch die bestimmte Behauptung des Diod. Sic. (L. IV, 60) und des Dionys. Halikarn. (L. I, 18). Dieser spricht von den Thessalischen Pelasgern zur Zeit des Deukalion, lange vor dem Trojanischen Kriege, *οἱ μὲν εἰς Κρήτην ἀπῆλθον, οἱ δὲ τῶν Κυκλάδων νήσων κατέσχον.* Eben so gingen auch Thessalische Pelasger nach Lesbos über (Dion. Halik. l. l.), was Strabo bestätigt: denn er sagt L. V p. 221 *Τὴν Λέσβον Πελασγίαν εἰρήκασι.* Und dass Pelasger sich auch in Chios und auf der Asiatischen Küste niedergelassen, ist oben aus Strabo gezeigt worden. Wir dürfen also annehmen, dass die Pelasger vom Kaukasus durch Asien ziehend, sich in Thrakien niedergelassen und von dort aus sich über ganz Griechenland verbreitet haben. So liegt in dem Pelasgervolke der Keim der Griechischen Bildung und die Wurzel der Griechischen Sprache. Andere Stämme, mit ihnen verwandt, aber aus einem Hauptstamm entsprossen, zogen sich westlich nach Epirus, und von dort nach Italien, wo sie unter dem Namen Tyrsener (Tyrrhener), späterhin Thuscier erscheinen, und sich auch hier durch Religionsgeheimnisse und Künste als ein priesterliches Volk merkbar machen. Übrigens ist auch der Fall denkbar, dass manche Pelasgische Völkerschaaren sich auch vom Kaukasus aus, längs der Nordküste des Pontus Euxinus hinabgezogen, und über die Donau nach Thrakien gekommen seyn mögen. Denn Thrakia war nach Skylax (Geogr. Vett. scriptt. Tom. I p. 27 ed. Huds.) ein Land sehr weiten Umfanges. Und Herodot hält (Lib. V, 3) das Volk der Thraker für das grösste nach den Indiern. Dass die Thraker Grenznachbaren der Skythen sind, behauptet Skylax l. l, und für die Thrakische Abkunft der Skythen entscheidet Stephanus Byzantinus und Strabo: jener *de Urbibb.* p. 674 ed. Berkel., dieser Lib. VII p. 302, wo die Geten *ὁμόγλωττοι τοῖς Θρᾳξὶν ἔθνος* genannt werden.

Dass die Pelasger nicht so roh und ungebildet gewesen, wie die gewöhnliche Sage späterer Griechen sie darstellt, geht aus den Volkssagen der Alten und aus den vorhandenen, noch immer nicht hinreichend untersuchten Denkmälern hervor. Zunächst bemerken wir, dass die Pelasger ein Priesterstamm sind, von dem alles Heilige, sowie Kunst und Wissenschaft ausgeht. Darum ist das ausschliessende Beywort dieses Volkes *δῖοι* s. Il. X, 429. Od. XIX, 177. Dasselbe Beywort gebraucht Homer auch von Elis, denn auch hier wohnen Pelasger (Il. II, 615). Darum sind sie die Stifter der Mysterien der Kabiren und des Orakels zu Dodona. So lässt es sich erklären, warum Thrakien die Wiege des Griechischen Gesanges und das Mutterland der Fabel ist und der heiligen Sagen.

Die Sprache anlangend, welche die Pelasger hatten: so halten wir sie für die Griechische, und zwar dem sogenannten Äolischen Dialekt am ähnlichsten, sowie der Lateinischen in ihren Grundformen gleich. Die Griechische Sprache kennen wir nur in sehr verjüngter Gestalt, und selbst den Schriftstellern der Nation scheint das älteste Idiom unbekannt und fremd gewesen zu seyn. Herodot kennt die Sprache der Pelasger nicht mehr, und meint (Lib. I, 57), es sey *βάρβαρος γλῶσσα* gewesen, wenn man nach der Mundart der Krestoniaten schliessen wolle, und der Bewohner von Skylake und Plakia, die einerley Sprache redeten, doch verschieden von der Sprache ihrer Nachbaren. Man tadele den Herodot nicht, dass er sich auf Thrakische Städte bezieht, um die Mundart der Pelasger zu bestimmen: denn Thrakien war ja die erste Europäische Niederlassung derselben. Aber um diese Zeit war das Land auch schon stark besetzt mit Kolonieen, die vom Süden Griechenlands gekommen waren. Ausserdem war Thrakien die grosse Heerstrasse, auf welcher die Völkerzüge von Asien nach Europa gezogen waren. Mehrere derselben waren dort geblieben, und hatten sich theils unter einander, theils mit den längst angesiedelten Bewohnern des Landes vermischt. Vgl. Strabo Lib. VII p. 295. Auf diese Weise konnte die Zeit, das Klima, die Lebensart, die Eigenthümlichkeit der Sprachen selbst eine so grosse Verschiedenheit in

der herrſchenden Mundart der Thrakier hervorgebracht haben, daſs einzelne, auf ſich beſchränkte Städte, von ihren Nachbaren, beſonders von Helleniſchen Kolonieen nicht wohl verſtanden werden konnten, und es ſich gefallen laſſen muſsten, daſs ihnen eine βάρβαρος γλῶσσα beygelegt ward, ohne jedoch darum die Pelasgiſche zu ſeyn. Denn ob die Kreſtoniaten in der That die alte Pelasgerſprache hatten, kann zweifelhaft ſeyn, da Thukydides (Lib. IV, 109) die Thrakiſchen Pelasger von den Kreſtoniaten zu unterſcheiden ſcheint, was um ſo wichtiger iſt, da dieſer Schriftſteller mit den Thrakiern ſehr wohl bekannt war. Mithin möchte die Sprache der Kreſtoniaten nicht als das ächte Pelasgiſch angenommen werden können. Wenn wir aber die Sache genauer prüfen: ſo dürfte ſich doch die Behauptung begründen laſſen, daſs die alte Sprache der Pelasger, ihren Grundformen nach, der ſpäteren Griechiſchen oder Helleniſchen Sprache gleich war, ſich aber zu derſelben vielleicht ſo verhalten möchte, wie ſich das Deutſch des 8ten oder 9ten Jahrhunderts, zum jetzigen Hochdeutſch verhält; zumal wenn man nicht an geſchriebene Werke denkt, ſondern nur in der mündlichen Rede das Ohr entſcheiden läſst. Wir denken uns die Sache ſo: ſchon vor Herodotus, und gewiſs von ſeiner Zeit an, werden die Ausdrücke ἔθνος Πελασγικόν und ἔθνος Ἑλληνικόν gebraucht, um die alten Ureinwohner Griechenlands von den ſpäteren zu unterſcheiden, deren Schriften jetzt noch bekannt ſind. So führte der Gegenſatz der Namen zu dem falſchen Schluſs vom Gegenſatz der Völker, und man nahm zwey Hauptvölker an, Pelasger und Hellenen, lieſs jenes früher, dieſes ſpäter auftreten und herrſchend werden, und kam nun von der Verſchiedenheit der Völker auf eine Verſchiedenheit der Sprachen. Und da jede, von der Ausdrucksart der ſpäteren Griechen verſchiedene Sprache, die man, zumal in mündlicher Rede, nicht ohne Dolmetſcher verſtehen konnte, als βάρβαρος γλῶσσα angeſehen wurde: ſo gebrauchte man dieſen Ausdruck auch von der alten, den ſpäteren Griechen unverſtändlich gewordenen Sprache der Pelasger.

Berückſichtigen wir nun die Umſtände, welche einwirkten auf die Veränderung der Benennung ἔθνος Πελασγικόν in ἔθνος Ἑλληνικόν: ſo finden wir wieder, daſs dadurch eine Sprache nicht in die andere umgeändert werden konnte. Herodotus meint freylich (Lib. I, 56), die Pelasger hätten die Sprache umgelernt, und die Sprache der Hellenen ſofort angenommen. Allein um eine Umwälzung der Art hervorzubringen, muſs das ſiegende Volk zugleich nicht nur wiſſenſchaftlich, ſondern zunächſt geſellig gebildeter erſcheinen, als das beſiegte. Iſt das nicht der Fall: ſo lehrt die Geſchichte das Gegentheil. Rom hatte zwar Griechenland beſiegt: aber der vornehme Römer gebrauchte gern Griechiſche Sprache und Sitten, und Griechenland blieb im Beſitz ſeines Eigenthums, ohne je die Römiſche Sprache anzunehmen. Dagegen beſiegte Rom auch Gallien, und die Römiſche Sprache wurde in kurzer Zeit ſo ſehr mit der Galliſchen Sprache verſchmolzen, daſs dieſe endlich ganz ausſtarb, ſo daſs ſich nur wenige Reſte derſelben erhalten haben. Etwas Ähnliches haben die neueren Zeiten ſattſam gelehrt. Die Einwohner Griechenlands erhielten den Namen Ἕλληνες, weil eine Völkerſchaft derſelben, beherrſcht von den Nachkommen des Hellen, die Oberherrſchaft behauptete. Aber dieſe Benennung wurde doch erſt nach dem Trojaniſchen Kriege allgemein, ſ. Thukyd. I, 3. Die Macht, welche die Hellenen gewannen, und wodurch die allgemeine Verbreitung ihres Namens bewirkt wurde, *muſs eine Folge des Trojaniſchen Krieges geweſen ſeyn.*

Bey Homer nehmen die Hellenen noch einen kleinen Landſtrich von Theſſalien ein (Thuc. I, 3. Schol. ad Apollon. Rh. I, 904). Und ſelbſt ganz unabhängig von Homers und Anderer Zeugniſs, iſt es unglaublich, daſs die Urſache *ſo lange vor* dem Trojaniſchen Kriege dageweſen, die Wirkung ſelbſt aber *ſo lange nach* dieſem Kriege ſichtbar geworden ſeyn ſollte. Denn Hellen lebte 1523 v. Chr. Geb., der Trojaniſche Krieg fällt 1281 — 1271, alſo lebte er 242 Jahr vor dem Trojaniſchen Kriege, ſ. *Larcher's Chronologie d'Hérodote.* Lange nach dieſem Kriege lebte erſt Homer, und lange nach Homer wird der Name *Hellenen* allgemein, ſo daſs füglich ein Zeitraum von 4 — 500 Jahren angenommen werden kann, ehe ſich die Wirkung der wirkenden Urſache gezeigt hätte.

Jedoch zu welcher Zeit immer die Hellenen die Oberhand in Griechenland gewonnen, und ihren Namen zum herrſchenden gemacht haben mögen: ſo liegt darin nicht der Grund, ihnen eine von der Pelasgerſprache verſchiedene Sprache beyzulegen. Selbſt den Fall angenommen, die Hellenen hätten eine eigene Sprache geredet: ſo konnte dieſelbe doch die frühere, allgemein verbreitete Sprache der Pelasger nicht verdrängen, es hätten denn dieſe mit ihrer Beſiegung zugleich ausgerottet werden müſſen, was kein Griechiſcher Schriftſteller jemals behauptet hat. Sollte nun die βάρβαρος γλῶσσα immer der Gegenſatz ſeyn von γλῶσσα Ἑλληνική, d. h. *barbariſch* Statt finden, wo *Helleniſch* nicht Statt findet, welche Art zu ſchlieſsen nicht nur bey Herodotus und Thukydides, ſondern bey allen Griechiſchen Proſaikern vorherrſcht: ſo wird βάρβαρος γλῶσσα dieſelbe Sprache ſeyn, in welcher Homer und Heſiodos ſangen, Herodot und Thukydides ſchrieben, und Demoſthenes vor dem Volke ſprach. Ja das ganze Griechiſche Heer, das vor Troja's Mauern ſtand, wird aus Barbaren beſtehen, mit Ausnahme der kleinen Schaar, die Achilles führte, welche Hellenen waren. Dieſe Folgerungen ahnete Thukydides ſelbſt, in der angeführten Stelle B. I, 3: denn er ſagt: οὐ μὴν οὐδὲ βαρβάρους εἴρηκε (Ὅμηρος) διὰ τὸ μηδὲ Ἕλληνάς τε (ὡς ἐμοὶ δοκεῖ) ἀντίπαλον εἰς ἓν ὄνομα ἀποκεκρίσθαι. Alſo betrachtet er das Wort βάρβαρος damals noch nicht anwendbar auf alle Nichthellenen, weil die Griechen in jener Zeit noch nicht unter dieſem Einen Namen begriffen waren, und der Helleniſche Staatenbund ſich noch nicht geſchloſſen hatte. Nun zieht Herodot (B. I, 56) die Scheidungslinie zwiſchen Pelasgern und Hellenen,

nach der Verschiedenheit der Sprache beider Völker. Sodann scheidet er Ionier und Dorier, und endlich Athener und Lakedämonier. Demnach sind die Athener nach Herodot ein Pelasgisches Volk: also auch die Ionier. Zugleich rühmen sich die Athenischen Pelasger, nie ausgewandert zu seyn. Sie blieben also in ihrem Lande, wurden von keinem Volke, auch von den Hellenen nicht, gedrängt, und behielten mithin ihre Sprache, d. h. die Pelasgische Sprache. Als die Ionier die Nordküste des Peloponnes besetzten, wurden sie, wie Herodot (VII, 94) sagt, Πελασγοὶ αἰγιαλέες genannt, Pelasgische Küstenbewohner, zum Unterschiede von den Arkadischen Pelasgern, die im Binnenlande wohnten. Und wer hat jemals geglaubt, dass die Ionier, selbst die Altionier, vor ihrer Ansiedlung in Asien anders als Griechisch gesprochen hätten? Da nun Homer und Herodot, jener im altionischen, dieser im neuionischen Dialekt erzählen; da ferner Thukydides nebst Demosthenes, Xenophon und Plato Attisch sprechen, Ionier und Attiker aber Pelasger sind: so müssen die Pelasger in der Urform dieselbe Sprache gehabt haben, deren sich alle Attischen Schriftsteller bedienen. Ferner: da Herodotos die Griechische Sprache auf zwey Mundarten zurückführt, auf die Dorische und Ionische, die Dorier aber, zu denen die Lakedämonier gehören, zu den Hellenen gerechnet werden, und nach dem allgemeinen, nie bezweifelten Glauben Griechisch sprachen: so müssen die Hellenen Griechisch geredet haben. Eben so nennt Homer (B. I, 146) die Arkadier Pelasger. Es ist aber nie bezweifelt worden, dass die Arkadier Griechisch geredet hätten, eben so wenig wie die Elier, die auch Pelasger waren. Bedürfte es noch anderer Beweise, um die Identität der Pelasgischen und Hellenischen Sprache zu beweisen: so könnten wir uns wieder auf Herodot II, 53 berufen. Dort sagt der Vater der Geschichte, die Pelasger hätten die Götter angebetet, ohne ihre Namen zu kennen. Sie hätten sie nur θεοὶ genannt, ὅτι κόσμῳ θέντες τὰ πάντα πρήγματα καὶ πάσας νομὰς εἶχον. Wenn die Pelasger nun die Götter θεοὶ nennen, die Ordner der Welt, von θέω, der Wurzel von τίθημι: so mussten sie Griechisch, d. h. Hellenisch sprechen. Dass aber die Griechen der späteren Zeit ihre Vorväter oft βαρβάρους nennen, davon findet man eine sehr deutliche Stelle bey Platon im Kratylus (Opp. Tom. I p. 409 ed. Ser.)

Nach dieser Abschweifung, die uns nöthig schien, um der Meinung zu begegnen, dass die Pelasger Autochthonen seyen, und ganz verschieden von den Hellenen auch eine von diesen ganz verschiedene Sprache geredet haben sollen, kehren wir zu unserem Verfasser zurück.

Die Pelasger hält Hr. R. R. mit Recht nicht für so roh und ungebildet, wie einige Neuere vorgeben. Er stützt sich dabey auf viele Gebräuche, die von ihnen nach Italien hinüber gebracht wurden, und noch in späterer Zeit dort geltend waren. Vorzüglich aber beruft er sich auf die kyklopische Bauart, deren Reste sich überall finden, wo Pelasger wohnten, indem diese Bauart neben bedeutenden Kenntnissen der Mechanik, der Gewerbe, des Ackerbaues vorzügliche Beharrlichkeit und Kraft des Geistes beurkunden. Rec. ist begierig, *Petit-Radel's* Forschungen über die kyklopischen Mauern kennen zu lernen, auf deren nahe Erscheinung der Vf. seine Leser in einer Anmerkung verweist. Übrigens wünschen wir, Hr. R. R. wäre, um den Einfluss der Phönikischen Kolonieen zu zeigen, nicht beym Allgemeinen stehen geblieben, sondern hätte sich mehr in das Einzelne eingelassen, und die nöthigen Beweise gegeben.

Das zweyte Buch behandelt in 7 Capiteln die *Wanderungen der Pelasger von Inachus an bis auf Deukalion*, S. 146 — 211. Hr. R. R. nimmt an, die ersten Wanderungen wären veranlasst worden durch die Ansiedlungen Phönikischer Völkerschaften in Griechenland. Daher zuerst von der *Gründung von Tharsos und Antiochien, und von den Kolonieen am Tigris und in Gordyene*, 1931 v. Chr. S. 146 — 156. Der Vf. widerlegt zuvörderst, und wie uns dünkt mit Recht, die Vermuthung *Valckenaers* (nicht *Walckenaër*, wie Hr. R. R. gewöhnlich schreibt) und der späteren Bearbeiter des Herodot über Lib. I, 1 τὴν Ἰοῦν τὴν Ἰνάχου, was schon früher *Buttmann* gethan hat. S. Mus. der Alterthumswissensch. B. II p. 371. Er hält die Io nicht für eine Tochter des Jasus, sondern des Inachus. Die Entführung derselben, und das Bestreben der Argiver, sie wieder aufzusuchen, führte nach Strabo (XVI p. 750) und Libanius (Oratt. XI p. 127 ed. Reisk.) den Triptolemus, nach Diodorus Sic. (V p. 229) den Kyrnos, und nach Anderen den Lynkos mit einer Schaar Begleiter nach Kilikien, wo Tarsos gegründet ward. Ein Theil dieses Haufens aber zog weiter bis an die Ufer des Orontes, und legte dort Ione an, dieselbe, welche Suidas und Eustathius (ad Dionys. Perierget. V. 92. Tom. IV p. 19 ed. Huds.) Ἰόπολις nennen. Aus diesem Ione oder Iopolis entstand späterhin Antiochia, von Seleucus Nikator 300 Jahr v. Chr. angelegt, worüber sich unser Vf. Th. IV p. 255 ff. weiter erklärt. Die frühe Ansiedlung der Pelasger in dieser östlichen Gegend wird auch durch eine Stadt Larissa bewiesen, die Xenophon (Expedit. Cyr. III, 16) dort findet. Denn der Name Larissa lässt immer auf Pelasgische Völkerschaften schliessen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

GESCHICHTE.

Paris u. Strasburg, b. Treuttel u. Würtz: *Histoire critique de l'établissement des Colonies Grecques, ouvrage qui a remporté le prix proposé par la classe d'histoire et de littérature ancienne de l'Institut, en* 1813, par Mr. *Raoul-Rochette* etc. Tom. I — IV.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Argivische Kolonieen im Peloponnes. S. 156 — 161. Den Staat von Sikyon hält der Vf. nicht so alt, wie man gewöhnlich annimmt; wobey er auf *Marsham's Canon Chronol.* verweist. Dagegen erscheinen ihm die Telchinen und Kureten als Phönikische Ansiedler in dieser Gegend, deren Existenz mit Stephanus Byz. de Urbb. behauptet wird. Wider diese zogen die Argiver, vertrieben sie, und liessen sich darauf unter Phoroneus in Achaja nieder, welches Land Aigiale genannt wurde. Mit Recht verwirft Hr. *R. R.* den Aigialos als eine Dichtererfindung. Die Gründung von Phegae in Arkadien setzt der Vf. mit *Larcher* ins Jahr 1922 v. Chr. Er legt sie nach Schol. ad Euripid. Orest. v. 1247 und nach Chorax bey Stephan. Byz. dem Phegeus, Sohn des Inachus und Bruder des Phoroneus, bey, was auch Pausanias VII, 24 bestätigt. — Mykenae und Sparta, 1884 v. Chr. nach *Larcher.* Der Vf. ist geneigt, Mykenae, das zuerst Argos hiess, älter anzunehmen, als Argos selbst.

Argivische Kolonieen zu Sinope und in Ägypten, 1866 v. Chr. S. 161 — 168. Rec. kann hier dem Vf. nicht beystimmen. Dass die Pelasger in den Ländern des Kaukasus wohnten, glauben wir oben gezeigt zu haben. Auf dem allgemeinen Zuge der östlichen Völker nach Thrakien längs dem Pontus Euxinus hin, konnte ein Theil derselben in Paphlagonien und in der Gegend von Synope sitzen bleiben, und von dort nach Ägypten neue Kolonieen aussenden. Aber eine Rückwanderung vom Peloponnes nach Synope können wir nicht annehmen. Geschichtlich aber ist der Zug des Apis, der einerley ist mit Epaphus aus Thrakien über Epirus nach Arkadien, und von dort aus nach Ägypten. — *Kolonieen der Pelasger in Thessalien und in Arkadien,* in den Jahren 1883, 1796, 1733 vor Chr. S. 168 — 180. Vorzüglich nach *Larcher*, dessen Verwechselung eines älteren und jüngeren Pelasgus jedoch gerügt wird, sowie ein wahrscheinlicher Irrthum in dessen *Canon chronolog.*, wo die zweyte Kolonie der Pelasger in Thessalien in das Jahr 1727, also 6 Jahr später gesetzt, wird, als Hr. *R. R.* sie annehmen zu müssen glaubt. *Larcher*, sowie unser Vf., berufen sich beide auf Dionysius Halikarn., nach welchem die Kolonie des ersten Pelasgus ins Jahr 1883 fällt. Die des zweyten fällt 6 Generationen später. Eine Generation ist aber bey Dionysius nur 25 Jahr, das sind also 150 Jahr: mithin fällt die zweyte Kolonie ins Jahr 1733. Rec. stimmt dem Vf. zwar in dieser Berichtigung bey, ist jedoch überzeugt, dass eine Zeitrechnung nach Menschenaltern nie mit Sicherheit durchgeführt werden könne.

Pelasgische Kolonieen in Lesbos, in Kleinasien und in Kreta. S. 181 — 190. Von jeder dieser Kolonieen handelt der Vf. besonders: nämlich *die Kolonie in Lesbos, angelegt vom Makar*, 1826; eine andere *in Lesbos und in Kleinasien unter Xanthus,* 1734; eine dritte *in Kreta, geführt von Kydon*, 1732. — Pelasgische Kolonieen in Attika und in Böotien, 1796 vor Chr. S. 190 — 207. *Larcher* leugnet (*Chronol. d'Hérodote*, VIII, §. 11) den Pelasgischen Ursprung der Athener, selbst gegen die ausdrückliche Autorität des Herodot, mit Gründen und Vermuthungen, die uns nie überzeugt haben. Hr. *R. R.*, ohne sich auf eine Widerlegung dieses Gelehrten einzulassen, beweist dagegen auf historischem Wege, aus den unverdächtigsten Stellen der Alten, das Daseyn der Pelasger in Böotien und in Attika. Als der Priesterkönig Ogyges in Böotien wohnte, lagen hier schon nach Strabo's (Lib. IX p. 391 edit. Petr.) und Pausanias (Lib. IX, 24) Zeugnissen zwey Städte, Eleusis und Athenae, die durch eine Wasserfluth zerstört wurden. Wir setzen hinzu: hier lag auch der Fluss Triton (Strabo l. l. und Pausanias IX, 33), an dessen Ufern der Dienst der Minerva herrschend war, die daher auch, wie Pausanias ausdrücklich bemerkt, nicht vom Libyschen See Triton, sondern vom Böotischen, Tritonia genannt werden, was jedoch der Scholiast des Apollon. Rhod. zu IV, 1311 unentschieden lässt. Wir erinnern hiebey an *Schäfers* treffliche Emendation dieses Scholions, für πόλις, wie die edirten Scholien und die Pariser Handschrift haben, ποταμὸς zu lesen. Vom Triton wird die Verehrung der Minerva nach Attika gebracht, wo dieselben Städte Eleusis und Athenae liegen. Ja, was noch mehr ist, Strabo erzählt (Lib. IX p. 390 ed. Petr.), dass die Städte in Böotien einerley Namen mit Atti-

ſchen Örtern hätten, und mehrere derſelben würden nach Attiſchen Volksſtämmen (δήμοις) benannt. In den Zuſätzen Th. IV S. 381 giebt der Vf. noch eine Anmerkung von *Petit-Radel* über die kyklopiſche Bauart, die er überhaupt bey den Zügen der Pelasger im Auge hat, um den Urſprung dieſer unverwüſtlichen Reſte des Alterthums zu beweiſen. Von ſpäteren Wanderungen der Pelasger nach Attika ſpricht der Vf. S. 418 — 429. Das 7te Capitel dieſes zweyten Buches behandelt die durch Danaus und Kadmus veranlaſsten Pelasgiſchen Züge 1570 — 1516 v. Chr. S. 201 — 212.

Im dritten Buche folgen die *Züge der Pelasger von Deukalions Zeiten an bis auf Pelops*, in 10 Capiteln, S. 212 — 334. Dieſer ganze Abſchnitt enthält manche treffliche Unterſuchung, deren Reſultaten Rec. mit Vergnügen beyſtimmt: aber auch wieder manche Behauptung, die dem Vf. bey den Vorarbeiten Deutſcher Gelehrten nicht hätte entſchlüpfen ſollen.

Mit Recht legt der Vf. im erſten Capitel die Bevölkerung von Epirus, und beſonders der Gegend um Dodona den Pelasgern bey, die ſicherlich mit den Tyrrhenern, mit den Σελλοῖς oder Ἑλλοῖς und mit den Γραικοῖς ein Volk ſind, das aber unter verſchiedenen Benennungen vorkommt. Schon Ariſtoteles, Meteorol. I, 14 (Tom. I p. 425 ed. Caſaub.), wo er gelegentlich von Dodona redet, ſagt: ᾤκουν οἱ Σελλοὶ ἐνταῦθα, καὶ οἱ καλούμενοι τότε Γραικοί. Über die Schreibart des Namens Σελλοὶ und Ἑλλοὶ ſind die Alten verſchiedener Meinung. Einige ſchrieben Σελλοὶ; Andere, beſonders Pindar, Ἑλλοὶ, cf. Strabo VII p. 505 A. ed. Caſaub. et VII p. 317 ed. Baſ., Sophokl Trach. 1167 und den Scholiaſten zu dieſer Stelle. Am entſcheidendſten aber iſt die auch ſchon von *Heyne* ad Pind. Fragm. p. 58 angeführte Stelle Il. XVI, 233 und Schol. Venet. ad h. l., wo die Ἑλλοὶ ein Tyrrheniſches Volk genannnt werden, das nach uralter Sitte den Zeus zu Dodona verehrte. Das Orakel zu Dodona iſt aber nach Homer ſowohl, als nach allen übrigen Schriftſtellern ein Pelasgiſches Orakel; alſo müſſen die Heller und Tyrrhener auch zu den Pelasgern gehören. Noch weiter hat der gelehrte Vf. dieſen Gegenſtand B. IV Cap. 2 ausgeführt, wo er von den Niederlaſſungen der Tyrrhener in Italien ſpricht, und zugleich die Verwirrungen des Dionyſius von Halikarnaſſus widerlegt, wozu die bekannte Verwechſelung der Herodotiſchen Kneſtoner in Thrakien mit den Krotoniaten in Italien Veranlaſſung gegeben hat.

Im zweyten Capitel dieſes Buches handelt Hr. *R. R.* S. 225 — 253 von den Anſiedlungen der Önotrier in Italien. Zuvörderſt beſtreitet er das frühe Zeitalter dieſer Einwanderung, welche die Griechen 17 Menſchenalter vor Troja's Zerſtörung ſetzen. Hr. *R. R.* ſetzt ſie in das Jahr 1527 v. Chr. Wir haben ſchon oben unſere Meinung über die Unſicherheit jeder Zeitrechnung nach Generationen, zumal vor dem Anfang der Olympiaden, ausgeſprochen, und halten es daher für vergebliche Mühe, die vielen Widerſprüche, die unter den Alten hierüber Statt finden, zu heben. Indeſs behalten dieſe alten Sagen, nach *Niebuhrs* richtiger Anſicht, immer ihren hohen Werth, und können als Völkertafeln gelten, welche die Verwandtſchaften der Völker darſtellen.

Über die Namen *Önotrus* und *Önotria* hat ſich der Vf., den Angaben der alten Mythographen getreu folgend, nicht weiter erklärt. Vielmehr hält er den Önotrus für eine hiſtoriſche Perſon, und deſſen Zug aus Arkadien nach Italien für ein ſicheres hiſtoriſches Factum. Wir unſerer Seits ſind ganz entgegengeſetzter Meinung. Ohne uns auf Zeitbeſtimmungen einlaſſen zu können, halten wir den Namen Önotria viel jünger, als die Sage ihn angiebt. Wir glauben, daſs die erſten Anſiedler, die ſich in dieſer Gegend Italiens niederlieſsen, und hier Weinreben fanden, das Land οἰνότρια, das *Weinland*, nannten, woraus ſpäterhin ein Οἴνοτρος, wie aus dem Namen *Italia*, das *Rinderland*, ein ſpäterer König *Italus* geſchaffen worden iſt. So viel iſt gewiſs, daſs Önotria kein Italiſcher Name iſt. Die Önotrier läſst unſer Vf. nun von Arkadien aus, längs der Küſte bis nach Epirus hinaufſchiffen, und von dort nach Italien überſetzen. Rec. geſteht frey, daſs ihm ſo frühe Seefahrten in die dunkele Weſtgegend nie haben zuſagen können, da ja ſelbſt noch im Homeriſchen Zeitalter das ganze Weſtland in Nebel gehüllt lag. Ganz anders verhält ſich die Sache mit den Oſtländern, die früher erhellt und bekannt wurden, und durch die Kühnheit Phönikiſcher Seefahrer nothwendig früher entdeckt werden muſsten. Auſserdem iſt Arkadien ein rings von Bergen umſchloſſenes Land, von keiner Seite das Meer berührend, und war ſelbſt im Homeriſchen Zeitalter noch unbekannt mit Allem, was auf Schiffahrt und Seeweſen Bezug hatte. Denn Homer erzählt ausdrücklich (Il. II, 614) von den Arkadiern, Agamemnon habe ſie auf ſeinen eigenen Schiffen nach Ilium fahren laſſen,

ἐπεὶ οὔ σφι θαλάσσια ἔργα μεμήλει.

Aber müſsen wir gleich eine ſo frühe Seefahrt des Önotrus, zumal aus Arkadien nach Italien, und den Helden ſelbſt als fabelhaft zurückweiſen: ſo ſtimmen wir doch gern der Anſicht des Vfs. bey, daſs *Pelasgiſche* Völkerſchaaren von Epirus nach Italien überſetzen konnten. Und dieſe Vermuthung gewinnt beſonders viel Wahrſcheinlichkeit durch die Bemerkung, daſs mehrere Ortsnamen, in Epirus einheimiſch, ſich in Italien wiederfinden. Dahin gehört Pandoſia, der Fluſs Acheron, ja ſelbſt Dodona, das wenigſtens Stephanus Byz. in Italien finden will, wenn er gleich die Lage dieſes Ortes nicht beſtimmt angiebt. Ferner die Elymer, und endlich die Stadt Drys, welche Harpokration in Epirus, Stephanus Byzantinus zugleich in Önotria kennt. Die Stelle bey Stephanus iſt indeſs ſehr verderbt. Die gewöhnliche, keinen Sinn gebende Lesart iſt: ἔστι καὶ πταχωστῶν Οἰνώτρων, wofür ſchon *Berkley* nicht übel ἔστι καὶ πόλις Οἰνώτρων las. Hr. *R. R.* vermuthet ἔστι καὶ τῶν Χώνων Οἰνωτρῶν, eine Lesart, der Rec. gern beyſtimmt: denn ſo erſcheinen in Epirus wie in Italien Chaoner oder Choner, und zugleich in beiden Ländern die Stadt Drys. Die beiden Völkerzüge nun, von Peuketius und Önotrus aus Arkadien bis nach Epirus, und von dort bis zum ſüdlichen Theile der Italiſchen Halbinſel geführt, trennen ſich

nach des Vfs. Ansicht. Peuketius landet am Vorgebirge Japygium; den Önotrus aber läſst er, weil damals Sicilien noch mit Italien verbunden war, um diese Insel herumsegeln, und am Vorgebirge Palinurum landen, wo Plinius (Hiſt. Nat. III, 2) die Önotrischen Inseln findet. Von hieraus siedelt sich abermals ein Theil der mitziehenden Völker im Süden Italiens, in dem nachmaligen Lukanien an, und gründet Pandosia; der andere Theil aber dringt weiter nördlich hinauf, und so entsteht im Lande der späteren Sabiner das Volk der Aboriginer. Wir lassen diese angeblichen Züge auf sich beruhen, sind aber mit dem Vf. überzeugt, daſs die Tyrrhener, Heller, Gräker (sämmtlich Epirotische Völker), nebst den sogenannten Önotrern und Peuketiern, Zweige des groſsen Pelasgischen Urvolkes sind, aus welchem die späteren Hellenen hervorgingen, oder mit denselben wenigstens nahe verwandt waren.

Die Aboriginer, in sofern sie ein eingeborenes, nicht eingewandertes Italisches Urvolk seyn sollen, verwirft der Vf. ganz. Er hält sie nach Cato und Sempronius für ein Pelasgisches Volk, und zwar für einen Zweig der Önotrer, der sich in Sabinum ansiedelte. Auch den Namen *Aborigines* verwirft er, als Volksnamen, und findet den Ursprung desselben in der Sprachform, daſs damit ein Volk gemeint sey, welches *ab origine* das Land besessen habe. Wir sind im Ganzen derselben Meinung, würden sie aber nicht durch die Virgilische Stelle Aen. VII, 178: *primique ab origine reges* beweisen; auch nicht mit Servius annehmen, daſs Virgil die Aboriginer dabey im Sinne gehabt habe. Wenn Hr. *R. R.* aber sagt: *le nom d'Aborigènes ne leur fut donné, que lorsque les Romains, fouillant dans les archives de leur ancienne histoire, y trouvèrent un peuple Grec, qui avoit apporté les premiers germes de la civilisation:* so sind wir anderer Meinung. Welches waren doch die *archives de leur ancienne histoire?* Sie selbst hatten dergleichen nicht aufzuweisen. Ist es denn nicht bekannt, daſs aus den ersten Jahrhunderten Roms, selbst zu Cato's und Sempronius Zeiten, keine Urkunden mehr vorhanden waren? Und ist es nicht erwiesen, daſs diese Männer, sowie jeder gelehrte Römer, die Geschichte ihres Volkes nur aus Griechischen Schriftstellern schöpften? Ja Alles, was die Römer von ihrer Urgeschichte zu wissen glaubten, das entlehnten sie von den Griechen, die mit liebenswürdiger Redseligkeit ihnen Alles einschwatzten, unbekümmert, wie viel davon wahr sey. S. *Heyne* Excurs. IV ad Virg. Aen. VII. Wir denken uns die Sache so: Vermuthlich hatten die Griechischen Mythographen von Römern gehört, sie stammten von Völkern ab, die *prima ab origine* in Italien gewohnt hätten, und hurtig schufen sie, nach der Gelenkigkeit ihrer Sprache, den Namen Ἀβοριγῖνες, den die Römer nun treuglaubend nach ihrer Sprache flectirten, ohne sich weiter um den Nominativus zu kümmern. So wurde also der wunderliche Name mit dem Volke zugleich den Römern von fabelnden Griechen zugeschoben. Denn gehört das Wort gleich dem Stamme nach der Lateinischen Sprache an: so ist es doch, wie schon Andere, und jüngst noch *A. W. Schlegel* bemerkt haben, durchaus fehlerhaft gebildet. Das Wort ist von einem Feminino abgeleitet, und hat keinen Nominat. sing., des unstatthaften Vorwortes nicht einmal zu gedenken. Ein Lateiner konnte ein solches Wort nicht bilden. Eben so wenig zuläſsig ist die Veränderung in *Aberrigines* von *aberrare*, oder die Ableitung von ὄρος, weil das Volk in Gebirgsgegenden gewohnt haben soll. Aber der miſsverstehende, des Lateinischen Idioms nicht kundige Grieche konnte aus dem Lateinischen *ab origine* sich leicht das Wort ἀβόριγις, ἀβοριγῖνος, im Plural ἀβοριγῖνες, nach irgend einer Analogie bilden, und so durch einen Sprachzauber die *Aborigines* schaffen, die sich der leichtgläubige Römer gern gefallen lieſs.

Der Vf. läſst die Önotrer nun vom Vorgebirge Palinurum, wo sie landeten, über den Fluſs Sarnus bis zum Liris hinaufziehen, und hält sie für die Gründer von Nuceria, Abella, Sinuessa (im frühesten Alterthum Sinope) an den Ufern des Liris. Selbst Terracina (Τραχίνη) an den Grenzen der Volsker verdankt diesem Volke seinen Ursprung. Denn nach Cato (s. Priscian. lib. VI p. 71) besaſsen die Aboriginer das Land der Volsker, deren Gebiet sich bis zum Liris ausdehnte. Von hier aus begleitet der Vf. die Önotrer bis in das Land der Sabiner, und berührt die Herniker, die er von einem Pelasgischen Fürsten Hernicus ableitet. Hr. *R. R.* folgt bey der Ableitung der Völkernamen freylich den Angaben der Alten, die ohne weitere Prüfung, fast ohne Ausnahme, die Volks- und Länder-Namen von Fürsten und Königen ableiten. Nach unserer Ansicht sagen dergleichen Ableitungen nichts. Der Ursprung der Ländernamen gründete sich auf örtliche Verhältnisse, wie wir oben gezeigt haben. Auch die Herniker haben ihren Namen nicht vom Hernicus erhalten, sondern von der bergigten und felsigten Gegend, die sie bewohnten, oder von ihren festen Städten. *Herna* bedeutete nach Servius (ad Virg. Aen. VII, 684) in Sabinischer Mundart *saxum;* eben so nach Festus bey den Marsern: daher die Bewohner, wie Servius ausdrücklich bemerkt, *Hernici* hieſsen, im Gegensatz der *Aequer*, welche die Ebenen im Besitz hatten, und daher auch *Aequicolae*, *Aequicoli* und *Aequicolani* heiſsen. Jedoch bezweifeln wir nicht den Pelasgischen Ursprung dieses Volkes, da die Namen ihrer Städte theils aus altgriechischen Wörtern entsprossen, theils ganz Griechisch gebildet sind. Die Wohnsitze dieser Önotrer, später Aboriginer genannt, bestimmt der Vf. mit Anführung aller ihrer Städte nach Strabo und Dionysius zwischen dem Liris und Tiberis.

Nachdem Hr. *R. R.* die Pelasgischen Kolonieen in Epirus und die ersten Niederlassungen dieses Volkes in Italien durchgeführt hat, geht er wieder einige Schritte zurück, und handelt Cap. 3 S. 253 — 269 vom Dardanus und dessen Ansiedelungen in Zakynth, Samothrakien, Troas und Thrakien. Sodann spricht er von den Kaukonen und Arkadiern in Bithynien und Lykaonien, und endlich von den Zügen des Teukrus nach Troas. Cap. 4 S. 269 — 294 folgen die Wande-

rungen Pelasgischer Völkerschaaren, veranlasst durch Deukalions Angriffe, 1529 v. Chr. Geb., nach Kreta, nach den Kykladischen Inseln, nach Euböa und Kleinasien. Rec. begnügt sich, ohne alle weiteren Bemerkungen, wozu diese Abschnitte Veranlassung geben können, nur die Überschriften derselben angegeben zu haben, um dem Vf. bey der Erzählung der ferneren Pelasgischen Niederlassungen in Italien folgen zu können.

Cap. 5 S. 294 — 318 *Pelasgische Kolonieen in Italien*, 1496 v. Chr. Geb. Die Zeit dieser Einwanderung fällt nach der Deukalionischen Fluth, die *Larcher* nach Marmor. Oxon. ins Jahr 1529 setzt. Kaum der grossen Überschwemmung entronnen, wurden die Pelasger von den Schaaren Deukalions nach Westen gedrängt; und dem bekannten Wege folgend, gelangten sie nach Dodona, wo sie von den dort wohnenden Pelasgern freundlich aufgenommen wurden, und sich einige Zeit hier aufhielten. Wie lange sie in dieser Gegend geblieben, ist nicht bekannt. Dionysius sagt allgemein: χρόνον μέν τινα σύμμετρον, woraus *Larcher* auf eine ganz kurze Zeit schliesst, und sie Ein Jahr nachher nach Italien übersetzen lässt; unser Vf. aber gerade 33 Jahr oder ein Menschenalter festsetzt, und das Jahr 1496 als das Landungsjahr dieser Pelasger in Italien annehmen zu müssen glaubt. Rec. sieht nicht, was dadurch gewonnen wird, da alle diese Zeitbestimmungen sich nur auf Vermuthungen gründen, und also vielfachen Veränderungen unterworfen sind. Die Wahrheit ist nur, dass nach jener Fluth, und nach den Einfällen der Deukalionischen Horden in Thessalien, sich Pelasger, vom Deukalion gedrängt, in die Gegend von Dodona und von dort nach Italien hinüberzogen. Den Zug dieser Pelasger erzählt der Vf. getreu nach Dionysius I, 18. 19. 20. Die Umbriker oder Umbrer, in deren sich weit ausdehnendes Land sie zuerst eindringen, hält der Vf. mit Recht für das älteste, uns bekannte Volk Italiens, das sich den landenden Pelasgern widersetzte, und sie zurücktrieb. Diese vereinigten sich darauf mit den ihnen verwandten, den Umbrern benachbarten Aboriginern oder Önotrern, die ihnen Wohnsitze einräumten in den fruchtbaren Niederungen, Velia genannt in alter Pelasgischer Mundart. Von hier breiteten sie sich weit umher aus, und gründeten Kortona, Perusia, Agylla, Pisa, Saturnia und Alsium. Ja selbst Tarquinii und mehrere andere Städte werden ihnen beygelegt. Bey dieser Gelegenheit bietet der Vf. eine treffende Verbesserung des Pompejus Trogus, der Lib. XX, 1 die *Spinambrer* anführt, die in Verbindung mit Thessalischen Pelasgern Tarquinii gegründet haben sollen. Das Volk hat nie existirt, daher schon *Vossius* vorschlug, statt *et Spinambris* zu lesen *e Spina in Umbris*. Hr. *R. R.* liest dafür nach Dionysius *e Spina urbe*; und wir geben dieser Lesart unseren Beyfall, um so mehr, da es nicht wahrscheinlich ist, dass die Umbrer sich bis zur spinetischen Mündung des Padus ausgebreitet hatten. Was übrigens die genannten Städte anlangt: so kann man den Pelasgischen Ursprung derselben, selbst wenn nicht so viel Zeugnisse der Alten dafür sprächen, schwerlich in Zweifel ziehen, da Dionysius ausdrücklich so viel Eigenthümlichkeiten derselben anführt, die noch zu seiner Zeit herrschend waren, und die sich theils von den Gebräuchen der Römer, theils der Griechen seiner Zeit ganz unterschieden. Ausser den Helmen, Schilden, Lanzen und der ganzen Kriegsrüstung, die durchaus Argolisch war, trugen ihre heiligen Örter, ihre Tempel, Sühnungen, Opfer u. s. w. ganz das Gepräge des frühen Pelasgischen Alterthums. Besonders merkwürdig aber ist der Tempel der Juno zu Phalerii, welcher die Bauart des Juno-Tempels in Argos hatte, und wo man die Göttin nach früheren Argivischen Gebräuchen verehrte. Überhaupt war die Bauart der meisten dieser Städte alt.

(*Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, in der Maurer'schen Buchhandl.: *Freymüthige Blätter für Deutsche in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft.* Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. Herausgegeben von *Friedrich von Cölln*. XII Heft. 1816. 337 — 456 S. 8. Literatur CXXXXIX — CXXVI. (20 gr.)

Enthält meistens nur Fortsetzungen von abgebrochenen Aufsätzen, oder Auszüge aus Französischen Schriften. 1) *Die Bedeutung und Anfoderung der Zeit, rücksichtlich auf Preussen*, von *F. Wilhelm Hargardt*. Wenn der Vf. die Volkserziehung ganz kriegerisch wünscht: so vergisst er, dass das Bollwerk des Gemüthes, ein reiner thätiger Vaterlandssinn, mehr als alle Festungen und aller kriegerische Sinn werth ist, und dass Preussen nur durch die Erregung und Erhaltung dieses vestalischen Feuers gesichert seyn kann. 2) *Auszüge aus Alfons Beauchamps Geschichte der Feldzüge 1814 und 1815.* 3) *Auszüge aus dem kürzlich erschienenen Vie privée de Fouché.* 4) *Murat als Privatmann und als Fürst, von einem Landsmann beschrieben*, aus dem Französischen. Was No. 3 betrifft: so ist es ekelnd, Fouche's Leben nur zusammengesetzt aus Schandthaten zu erkennen, bey deren Schilderung man um den Raum verlegen ist, auf dem sie alle verzeichnet werden könnten. In das Leben Murats No. 4 ist die Ansicht *eines guten Königs* Ferdinand übergegangen. Die Rückblicke auf die neueste politische Literatur sind auch diessmal gut gewählt; das Interessanteste ist der Auszug aus dem Novelliste über die Verschwörung des Generals Mallet in Paris, im Oct. 1812, und aus dem durch *Chr. Friedr. Schlosser* aus dem Französischen übersetzten Werke: *Fievée* über Staatsverfassung und Staatsverwaltung, I B.

P. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 8.

GESCHICHTE.

PARIS u. STRASBURG, b. Treuttel u. Würtz: *Histoire critique de l'établissement des Colonies Grecques, ouvrage qui a remporté le prix proposé pour la classe d'histoire et de littérature ancienne de l'Institut, en 1813, par Mr. Raoul-Rochette etc.* Tom. I — IV.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Rec. übergeht die folgenden Abschnitte des dritten Buches, und eilt zum vierten Buche, welches die *Wanderungen der Pelasger von Pelops Zeiten an, bis zu ihrer Zersprengung in Italien* enthält. Im zweyten Capitel dieses Buches, S. 352 — 368, wird von den *Niederlassungen der Tyrrhener in Italien* gehandelt, die unter dem späteren Namen Etrusker oder Etrurier bekannt sind. Drey Meinungen über den Ursprung dieses Volkes sind vorherrschend geworden. Herodot (B. I, 94) läfst sie aus Lydien kommen; Hellanikus und Myrsilus von Lesbos halten sie für Pelasger; Dionysius aber für Ureinwohner Italiens. Doch hat Herodotus Ansicht im Alterthume die meisten Stimmen für sich, und Strabo, Skymnus von Chios, Plutarch, Vellejus Paterculus, Justinus, Valer. Maximus treten derselben vorzüglich bey. Unter den Neueren leitet *Maffei* sie aus Canaan her; *Mazzochi* von den Phönikiern, aus deren Sprache er die Reste der Hetruskischen Sprache erklären zu können glaubt, was freylich der gelehrte *Bochart* gründlich widerlegt hat. *Buonarotti* hält Ägypten für ihr Vaterland, und *Pelloutier* mit *Freret* betrachten sie als Abkömmlinge der Kelten. Nach *Micali* (*Italica antica* I, 10) sind sie die Ureinwohner Italiens, welcher Meinung auch andere Gelehrte beygetreten sind. Hr. *R. R.* hält die Tyrrhener für ein Pelasgisches Volk, und sucht die Meinung des Hellanikus bey Dionysius mit der Erzählung des Herodotus zu vereinigen. Dionysius Meinung gründet sich vorzüglich auf die Behauptung vom Unterschiede der Sprache der Tyrrhener und Pelasger. Aber diefs Argument fällt in sich selbst zusammen, da es bekanntlich auf die Stelle des Herodotus B. I, 57 sich gründet, welche entweder verderbt ist, oder Dionysius citirte sie nach einer falschen Lesart, oder schrieb sie aus dem Gedächtnifs falsch, oder er änderte sie, was am unglaublichsten ist, seinem Systeme zufolge. Herodotus hat Κρηστωνιᾶται, wofür Dionysius Κροτωνιᾶται schreibt, welche Lesart nicht allein *Caylus* (*Antiqu. Etrusqu.* Tom. II p. 198) annimmt, sondern auch neuerlich *Niebuhr* zu vertheidigen gesucht hat.

Allein die Verwechselung zwischen Kreston in Thrakien und Kortona in Italien ist augenscheinlich: denn nicht nur B. I, 57 nennt Herodotus die Krestoniaten, sondern auch B. V, 3 sind die Κρηστωναῖοι als ein Thrakisches Volk angeführt. Dazu kommt noch die allgemeine Übereinstimmung der Handschriften, die in den genannten Stellen durchaus Krestoner haben. Und, was mehr als Alles gilt, der Zusammenhang verbietet schlechthin, an Kroton oder Kortona in Italien zu denken. Herodotus, der nie in Italien gewesen war, konnte unmöglich wissen, dafs die Einwohner von Kortona in Italien sich mit den Leuten in Plakia in Thrakien verständigen könnten, aber von ihren Nachbarn nicht verstanden würden. Dazu kommt noch die Autorität des Thukydides, der B. IV, 109 die Krestoner ausdrücklich zu den Thrakischen Völkern rechnet. Waren nun die Krestoner dort wohnhaft: so gab es auch sicher eine Stadt Kreston daselbst.

Um nun die Meinung des Herodotus mit der des Hellanikus und des Myrsilus von Lesbos zu vereinigen, nimmt der Vf. eine Rückwanderung der Tyrrhenischen Pelasger aus Thessalien nach Lydien an, von wo aus sie abermals vom Pelops nach Italien geführt worden seyn sollen. Diese Rückwanderung soll zu derselben Zeit und durch dieselben Ursachen veranlafst worden seyn, welche die Auswanderung der Pelasger aus Epirus nach Italien bewirkten. Hr. *R. R.* stützt sich hiebey besonders auf eine Stelle bey Plut. Romul. 2: οἱ δὲ (λέγουσι) Ῥῶμον Λατίνων τύραννον ἐκβαλόντα Τυῤῥηνοὺς τοὺς εἰς Λυδίαν μὲν ἐκ Θετταλίας, ἐκ δὲ Λυδίας εἰς Ἰταλίαν παραγενομένους, und auf den Venetianischen Scholiasten zu Il. XVI, 235. Hier sagt Alexander von Pleuron von den Ἑλλοῖς, den Priestern zu Dodona: ἔθνος εἶναι τοὺς Ἑλλοὺς ἀπόγονον τῶν Θυῤῥηνῶν. Die Schlufsfolge, durch welche der Vf. seine Behauptung zu beweisen sucht, ist diese: der Ursprung der Tyrrhener und ihre Auswanderung aus Thessalien stimmen überein mit der Meinung des Hellanikus, dafs die Tyrrhener ein Pelasgisches Volk sind, welches zu Deukalions Zeiten aus Thessalien verjagt wurde, und in alter Zeit in Lesbos und in Lydien angesiedelt war. In dieser Gegend, von wo aus Herodotus I, 94 die Tyrrhener auswandern läfst, befanden sich viele Pelasgische Stämme, deren Haupt-

ſtadt Lariſſa war. Hier herrſchte von Smyrna bis an die Grenzen Phrygiens Tantalus, der Pelasger König, und vom Berge Tmolus und von den Ufern des Paktolus zogen, nach Lykophr. 1344 ff., die Tyrrhener aus. Dort am Fuſse des Tmolus und am Paktolus lag Sardes, von welcher Stadt die Hetrurier, nach Tacit. Ann. IV, 55, als *conſanguinei* angeſehen werden, und ein authentiſches Document, dem Senate zu Rom vorgelegt, bezeugt die alte Verbindung beider Völker. Alſo ſind die Tyrrhener ein Pelasgiſches Volk in der Gegend von Sardes. Und da dieſes Land einen Theil ausmachte von dem Reiche des Tantalus: ſo folgt, daſs ſie unter der Führung des Pelops, aus denſelben Gründen, die Pelops Auswanderung bewirkten, ausgezogen ſind. Dieſe Schlüſſe unterſtützt Hr. *R. R.* noch durch die Chronologie, wobey ein Irrthum *Larcher's* mit Beſcheidenheit berichtigt wird. *Larcher* ſetzt nämlich die Zerſtörung Troja's in das Jahr 1270 v. Chr., die Auswanderung der Tyrrhener aber drey Generationen, etwa 100 Jahre vor dieſes Ereigniſs, mithin müſste ſie ins Jahr 1370 fallen. Gleichwohl giebt er (*Chronol. d'Hérod.* Chap. VIII. §. 6 p. 247) die unrichtige Zahl 1344 an. Nach dieſer Berichtigung fällt alſo die Auswanderung der Tyrrhener aus Lydien in das Jahr 1370 v. Chr., die Ankunft des Pelops in Griechenland 1362. Es iſt alſo nur eine Differenz von 8 Jahren. Pelops ſegelte ab von Smyrna, und von dort aus ging auch der Zug der Tyrrhener, nach Herodot I, 94. Es ſtimmt alſo auch hier Ort und Zeit überein, und mehrere Stellen der Alten gewinnen durch dieſe Anſicht der Dinge ihr gehöriges Licht. Sind nun die Tyrrhener ein Pelasgiſches Volk, wie Hellanikus und Myrſilus behaupten: ſo gehören ſie zu den Theſſaliſchen Pelasgern, die nach Lydien zurückgewandert waren, und von dort wieder nach Italien gingen, nach Herodotus Bericht.

Rec. hat genau den Gang angegeben, den der Vf. bey ſeiner Unterſuchung genommen hat. Aber obgleich er dem Scharfſinne und der Umſicht deſſelben alle Gerechtigkeit widerfahren läſst: ſo hat er ſich doch nicht überall befriedigt gefunden. Denn einer Seits iſt die Stelle bey Plutarch in Fabeln eingehüllt, was Hr. *R. R.* ſelbſt eingeſteht; und Alexander von Pleuron redet nur von der Tyrrheniſchen Abkunft der Seller in Dodona, ohne der Art zu erwähnen, wie ſie dahin gekommen waren; anderer Seits iſt eine Rückwanderung aus Theſſalien nach Lydien ſehr unwahrſcheinlich, und widerſpricht aller Geſchichte. Auch gedenkt Herodotus einer ſolchen Rückwanderung nicht; vielmehr hält er die vom Tyrrhenus aus Lydien nach Italien geführten Völker für wahre Abkömmlinge der Lydier, die nur nach dem Namen des Führers ihren Namen umgeändert haben ſollen. Iſt auch nun gleich die Übereinſtimmung des Hellanikus mit demſelben nicht mit Worten ausgeſprochen: ſo ſcheinen ſie doch der Sache nach ganz daſſelbe zu behaupten. Ja Rec. geſteht, daſs er bey ſeinem Vertrauen zu dem Vater der Geſchichte, der mit groſser Wahrheitsliebe und Prüfung Alles, was ihm mitgetheilt wurde, ſammelte und vortrug, die Erzählung deſſelben von dem Urſprunge der Tyrrhener in Italien oder der Etrusker, um ſo weniger wegzuleugnen vermag, je mehr dieſe Meinung im ganzen Alterthume herrſchend iſt, was auch immer Dionyſius dagegen vorzubringen ſucht.

Wir haben oben bemerkt, daſs die Pelasger, ein unter prieſterlicher Herrſchaft ſtehendes Volk, aus dem Kaukaſiſchen Hochlande, gröſstentheils ſüdlich vom Pontus Euxinus durch Kleinaſien zog, ſodann über den Helleſpont ging, ſich in Thrakien anſiedelte, und darauf weiter nach dem Süden von Griechenland und weſtwärts nach Theſſalien und Epirus ſich ausbreitete, und in Dodona ſeine Orakel gründete, von wo aus einige Schaaren nach Italien überſetzten, oder auch einen Landweg einſchlugen. Bey den erſten Zügen dieſes Volkes durch Kleinaſien blieben gewiſs mehrere Stämme deſſelben, und unter dieſem der eigentliche Prieſterſtamm in Mäonien, dem ſpäteren Lydien, zurück. Der in Lesbos bekannte Name der Tyrrhener, lange vor ihrem Erſcheinen in Italien, ſodann die Städte Lariſſa in Mäonien, in Troas, im Gebiete von Epheſus, beweiſen unwiderleglich den Aufenthalt der Pelasger und Tyrrhener in jenen Gegenden. Als nun in ſpäterer Zeit die Kaſte der Krieger ſich über den prieſterlichen Stamm erhob, und dieſen zu unterdrücken ſtrebte, wurden die Prieſter, die eigentlichen Tyrſener oder Tyrrhener, vertrieben, und nahmen denſelben Weg, den auch früherhin andere verwandte Stämme genommen hatten, nämlich ſie zogen nach Weſten, und kamen ſo ebenfalls nach Epirus, und von dort nach Italien. Ob die Züge dieſer Völkerſchwärme zu Waſſer oder zu Lande unternommen wurden, kann zweifelhaft ſcheinen. Herodotus glaubt das Erſtere. Berückſichtigt man aber die Unkunde der Völker in ſo früher Zeit mit der Schifffahrt, da ja ſelbſt in der Trojaniſchen Periode, und noch lange nachher, der ganze Weſten in Dunkel gehüllt lag, und vergleicht man die Völkerzüge von Oſten nach Weſten im 5 Jahrhundert nach Chriſtus: ſo wird man die Meinung nicht unwahrſcheinlich finden, daſs, mit Ausnahme kleiner Meeresflächen, die zu befahren waren, die Hauptzüge zu Lande gegangen ſind. Rec. hält alſo mit Hn. *R. R.* die Etrusker für Tyrrhener, die Tyrrhener für Verwandte der Pelasger, die im früheſten Alterthume in Mäonien oder Lydien lebten, und von dort verdrängt wurden. Dieſe Anſicht findet auch bey Herodotus vielfältige Beſtätigung, wenn gleich er dieſelbe nicht deutlich ausſpricht. Es iſt oben gezeigt worden, daſs Pelasger und Hellenen nur verſchiedene Namen für zwey Stämme eines und deſſelben Volkes ſind. Nun bemerkt Herodotus B. I, 94, daſs die Lydier in Abſicht ihrer Geſetze, Sitten und Gebräuche den Hellenen ziemlich nahe wären, auch ſonſt im frühen Alterthume ein kunſtliebendes Volk geweſen, das Spiele erfunden, und, ſoviel er wiſſe, unter allen Völkern zuerſt geprägte Münzen gehabt habe. Die Lydier hatten faſt dieſelben Waffen und Kriegsrüſtungen, deren ſich die Hellenen bedienten, B. VII, 74. Auch ihre Expiationen glichen den Sühnungen der Griechen, B. I, 35.

Die Lydier genossen bey den Priestern zu Delphi grosse Vorrechte, B. I, 54, und sie nebst den Mysiern hatten die ausschliessende Freyheit, an den Festen des Karischen Zeus zu Mylasa Theil zu nehmen, mit denen sie verwandt waren; B. I, 171. Die Karier aber sind sicherlich Pelasgischen Ursprunges. Schon diese Übereinstimmung der Sitten und insonderheit der heiligen Gebräuche läfst, so dünkt es uns, auf einen gleichen Ursprung der Völker schliessen. Aber noch mehr Licht gewinnt die Sache, wenn wir auf den Namen sehen, den dieses aus Lydien verstossene Priestervolk führt. Sie nannten sich *Tyrsener*, sagt Herodotus, nach dem Namen ihres Führers, und behielten diese Benennung auch in Italien. Die spätere Schreibart der Griechen war Τυῤῥηνοι. Die Italische Aussprache war zuerst *Tursci*, späterhin *Tusci*. Die Endigung der Eigennamen auf ηνα, ηνας, ηνη und ηνος ist ächt Pelasgisch, wie Ἀθηνα, Ἀθηνη, Ἰσμηνος, Μυκηνη, Πελληνή, so auch Τυῤῥηνος. Dieselbe Endigung hat sich auch in alten Etrurischen Namen erhalten, wie *Porsena*, *Vibena*, *Sisena*, *Capena*, *Capenus*, *Picenum*, *Misenum* u. a. m. In den Iguvinischen Tafeln findet sich *Tursiandu* von einem Opfernden gebraucht: also sind Τυῤῥηνοι, *Turseni*, *Tursci*, *Tusci* Opferpriester. Nun ist bekannt, dafs die Etrurier in Italien im ausschliessenden Besitz der Religionsgeheimnisse waren, und dieselben auch den Römern mittheilten; daher wurde das ganze Volk von den vorherrschenden Gebräuchen, deren Pflege den Oberhäuptern oblag, benannt: wofür sich im Alterthume, sowie in späteren Zeiten, mehrere ähnliche Beyspiele finden. Wollte man bey dieser etymologischen Erklärung noch die Rechtschreibung in Anspruch nehmen, da θυειν mit θ geschrieben wird: so ist bekannt, dafs die Sprache der Pelasger und folglich der Tyrrhener und Etrusker die Aspiration nicht liebte. Will man alle diese Gründe für den Ursprung der Tyrrhener und Etrusker, und ihrer Verwandtschaft mit den Pelasgern nicht gelten lassen: so wird das Zeugnifs des gesammten Alterthums doch immer von grossem Gewicht seyn. Abgesehen von den vielen Anspielungen der Dichter, z. B. Horat. Sat. I, 6, 1. Virg. Aen. II, 781. Sil. Ital. VIII, 484. IV, 720. XV, 34, wo den Etruskern ein Lydischer oder Maonischer Ursprung beygelegt wird: so sind doch Herodotus I, 94. Strabo V p. 335. C. Vellej. Paterc. I, 1, 4. Tacit. Ann. IV, 55 nicht so kurz abzufertigen, wie es neuerdings geschehen ist. Sie waren besonnene und prüfende Forscher, und noch in dem Besitz vieler Denkmäler des Alterthums, deren Verlust wir jetzt schmerzlich bedauern. Nicht unwichtig ist auch bey dieser Untersuchung, wie schon *Larcher* zu Herodot I, 94 sehr treffend bemerkt, Plutarchs Urtheil, der sonst nicht leicht eine Gelegenheit ungenutzt läfst, die Nachrichten Herodots verdächtig zu machen. Aber sogar Plutarch entscheidet sich Vita Rom. c. 2 und Quaest. Rom. p. 277 D. bestimmt für den Lydischen Ursprung der Tyrrhener, was eine unwiderlegliche Bestätigung erhält durch Tacit. Annal. IV, 55, wo 11 Asiatische Städte sich um die Ehre streiten, dem Tiberius einen Tempel zu erbauen. Unter denselben berufen sich die Gesandten von Sardes auf einen uralten Vertrag, den die Etrusker mit dieser Stadt geschlossen, und worin sie *consanguinei* genannt werden. Mit Recht beruft sich Hr. *R. R.* noch auf die Übereinstimmung der Etruskischen und Griechischen Sprache, jedoch nur hinweisend auf *Lanzi's* treffliches Werk, *Saggio di Lingua Etrusca*, ohne den Gegenstand, was wir ungern erinnern, weiter zu erörtern. In Ermangelung aller anderen, von *Gräter*, *Bartolius* u. A. gesammelten, und von *Lanzi* erklärten Inschriften und Denkmälern, kann die nahe Verwandtschaft der Tyrrhener (Etrusker) und der *alten* Griechen noch durch Strabo XVII p. 806 A. bewiesen werden, wo er den Tempel zu Heliopolis beschreibt, und bey dieser Gelegenheit bemerkt, an den Wänden sehe man grosse Figuren ὁμοίων τοῖς Τυῤῥηνικοῖς καὶ τοῖς ἀρχαίοις σφόδρα τῶν παρὰ τοῖς Ἕλλησι δημιουργημάτων.

Über die Ansiedelungen der Tyrrhener in Italien, und über die von ihnen gegründeten Städte, erklärt sich Hr. *R. R.* nicht weiter. Er hält es für hinreichend in dieser Hinsicht, auf Dionysius zu verweisen, dessen Erzählung durch Strabo, Skymnus von Chios, Dionysius Periergetes und Lykophron bestätigt wird. Nur Populonia will er für eine Tyrrhenische Stadt halten, die noch vor der Vernichtung der Pelasger von den Tyrrhenern am Meere erbaut sey. Diefs sagt auch Strabo B. V p. 215. Rec. wünscht, der Vf. hätte sich über die zwölf Staaten der Etrusker weiter ausgebreitet, und die Mühe nicht gescheut, in die dunkele Geschichte dieses merkwürdigen Volkes mehr Licht zu bringen. Viel Treffliches würde er in *Niebuhr's* Geschichte der Römer vorgearbeitet gefunden haben. In einem Zusatz von *Petit-Radel* Tom. IV p. 389 wird noch ein Wink gegeben, der bey der Frage, welche Städte Etruskischen Ursprunges seyen, nicht zu übersehen seyn dürfte: 1) Alle Etruskischen Städte, insonderheit Populonia, sind durchgehends aus regelmäfsig gehauenen Parallelogrammen gebaut; alle von uralten Pelasgern gegründeten Städte zeichnen sich aus durch die kyklopische Bauart, d. h. durch ungeheuere unregelmäfsige Steinmassen. 2) Wo die Besitzungen der Pelasger aufhören, nämlich in der Gegend von Saturnia, diesseits des Umbro, hört auch die kyklopische Bauart auf. Wo das Tyrrhenische Gebiet anfängt, bey Populonia, beginnt auch die Etruskische Bauart in regelmäfsig gehauenen Parallelogrammen. Diese ist vorherrschend in Rusellae, Volaterra, Perugia und Cortona. Auch findet man sie in den Grabmälern, in welchen Etruskische Schriftzüge und Figuren sichtbar sind. Jedoch wollen andere Alterthumskenner den scharfen Unterschied zwischen der Etrurischen und kyklopischen Bauart nicht anerkennen, und daher diese auch nicht älter halten als jene. Wir verweisen der Kürze wegen auf *Gell Itinerary of Greece* 1810.

Im dritten Capitel folgen die *Wanderungen der Siculer nach Sicilien*, 1370 v. Chr. S. 368—377. Über die Ureinwohner Siciliens ist keine Gewissheit zu erlangen. Die *Kyklopen*, ein mythisches Volk, gehören

in die Dichterfabel, wenn gleich *Petit-Radel*, dem Hr. R. R. nicht ganz abgeneigt scheint, sie für ein Epirotisches Volk hält. Ein anderes Urvolk der Insel sind die *Sicaner*, deren Ursprung der Vf. ganz übergeht, und den Leser ungewiss läst, ob er sie für ein eingeborenes oder eingewandertes Volk halte. Nach Thukydides (B. VI, 2) sind die Sicaner ein Iberisches Volk, das in der Urzeit in Iberien am Flusse Sicanus wohnte, von den Ligyern vertrieben wurde, nach Sicilien übersetzte, und der Insel den Namen Sicania gab. So auch Philistus aus Syrakus, den Cicero (de Divinat. I, 20) *hominem doctum et diligentem* nennt. Derselben Angabe folgt *Larcher* (*Chronol. d'Herodote* p. 445) und *Niebuhr* (Römische Gesch. Th. I S. 110). Allein der Fluss Sicanus lässt sich geographisch nicht nachweisen. Einige, wie *Larcher*, halten den Sicoris, jetzt Segre, bey Ilerda, vorgeblich für den Sicanus. Eine Bevölkerung Siciliens vom fernen Iberien her dürfte sich schwerlich beweisen lassen, da die Iberier nicht als ein seefahrendes Volk bekannt sind. Wir halten daher mit dem Vf. die Einwanderungen von der südlichen Spitze Italiens für die wahrscheinlichsten; und irren wir nicht: so sind die alten Sicaner ein mit den späteren Siculern sehr nahe verwandtes Volk, das nur früher über die Meerenge setzte. Die Wurzel beider Namen ist gleich; die Ableitungssylben sind zwar verschieden, jedoch ähnlich: aber beide sind Italisch. Thukydides Urtheil ist nach des Vfs. sehr richtiger Bemerkung nicht ganz sicher, wenn er sich über das Alterthum von Sicilien vernehmen lässt. Sicilien war den Athenern zu spät bekannt geworden, als dass sie sichere Nachrichten über die frühere Geschichte der Insel hätten einziehen können. Daraus lässt sich auch die unhaltbare Behauptung erklären, von der späten Einwanderung der Siculer, die nach Thukydides ins Jahr 1059 fallen würde, während sie doch in das Jahr 1370 fällt, etwa hundert Jahre vor Troja's Zerstörung. Philistus bey Dionysius giebt zwar nur 80 Jahre an: aber ein Unterschied von 20 Jahren ist in diesen Zeiten nicht von Belang.

Die Siculer hält Hr. *R. R.* nach Hellanikus und Antiochus bey Dionysius I, 12 und 22 für Pelasgischen Ursprunges. Sie waren, wie die Choner, aus Epirus gekommen, was wahrscheinlich wird, da Ptolemäus auf der Illyrischen Küste Siculoten findet. Diess ist auch *Freret's* Ansicht: nur lässt dieser, was auch uns glaubwürdiger dünkt, die Siculer längs der Illyrischen Küste hinauf, um den Adriatischen Meerbusen, auf einem Landwege nach Italien kommen, Hr. *R. R.* aber zur See. Nun finden sich auch in Latium Siculer. Kamen die Siculer zu Lande, und wurden sie von anderen nachziehenden Völkern gedrängt: so mussten sie vom Norden Italiens südwärts gehen. Und so lässt es sich erklären, dass sie eben sowohl in Latium angetroffen werden, wie man sie, und zwar vorzüglich, im südlichen Theile der Halbinsel findet. Von hieraus gehen sie über die Meerenge, drängen die Sicaner, die bis dahin östlich gewohnt hatten, nach Westen zu, und geben der eroberten Insel den Namen Sicilia. Mit ihnen zogen nach Strabo VI p. 270 B. die Morgeter, die mit den Siculern vereint in Italien sassen. Daher die Stadt Morgantium in Sicilien, die sich auch mit etwas verändertem Namen in Italien findet.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, in Commiss. b. Hanf: *Versuch einer Beantwortung der Frage: Was ist von dem sogenannten neuen Propheten Adam Müller zu halten?* Als kleine Denkschrift für Gläubige und Ungläubige. Herausgegeben von *S*. 1817. 44 S. 8. (6 gr.)

Solcher Propheten gab und giebt es noch aller Orten in Deutschland, aber sie werden als Propheten nicht bekannt, weil sie sich auf die Mauern ihres Ortes beschränken; Müllern hat es durch Zufall geglückt, ausser diesen Mauern Ruf zu erhalten, um ihn desto sicherer mit der Reise zu verlieren, die seinen Namen verewigen sollte. Der Vf. dieser Schrift hat das Seinige dazu beygetragen, den Misscredit zu begründen, worin Müller mit Recht schon längst bey Vernünftigen stand, die nicht ungläubig sind. Indess würde er durch eine genaue biographische Skizze der Sache noch mehr Gewicht gegeben haben; die wenigen Bruchstücke reichen nicht zu. Ob Müller der Parallele mit Hans Engelbrecht werth sey, will Rec. nicht sagen. Ds.

Berlin, in der Maurer'schen Buchhandl.: *Die Patrioten von Wahlenheim.* Ein Gemälde nach Anleitung des Jahres 1813 dargebracht zum Besten der Wittwen und Waisen der Preussischen Krieger, die in jenem geheiligten Jahre gefallen sind, von *Carl von Beulwitz*, vormals K. P. Major. 1817. 78 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hat die bekannten Züge vom Patriotismus (wie die von ihm im Morgenblatte 1812 No. 37 erzählten Beyspiele ächter Vaterlandsliebe) in ein redendes Gemälde des Jahres 1813 verwandelt, und selbst den patriotischen Haarraub des Fräuleins von S*** als ein hohes Colorit dazu mitgenommen, um, wie er sagt, dem Flammengeiste, der die Herzen der Preussen entzündete, eine Blume vor seinem geheiligten Altare niederzulegen. Wenn auch eine solche Ziererey im Ausdrucke den Duft der Blumen nicht verlieblicht, und wenn auch ein Vorsatz, wie der des alten Mehrholzes — des Heldens dieser Geschichte —: „Mein Sohn Wilhelm möge den Franzosen so viel Blut abzapfen, als sie Rebensaft aus meinen Fässern zapften!" eine Stinkblume im Strausse seyn, und manche Blumen schnell zum Welken bringen möchte: so ist doch der Strauss gut gebunden. Ds.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

GESCHICHTE.

Paris u. Strasburg, b. Treuttel u. Würtz: *Histoire critique de l'établissement des Colonies Grecques, ouvrage qui a remporté le prix proposé par la classe d'histoire et de littérature ancienne de l'Institut, en* 1813, par Mr. *Raoul-Rochette* etc. Tom. I — IV.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Cap. 4 folgen die *Niederlassungen der Karier und Leleger in Kleinasien*, 1369, und Cap. 5 die *Kolonie Evanders in Italien*, 1330 vor Chr. Hr. *R. R.* gesteht zwar ein, dass die Erzählung von Evanders Ankunft in Italien mit vielen Fabeln der Dichter ausgeschmückt, und dadurch entstellt sey; erkennt aber doch die Sache für ächt historisch, und ereifert sich daher in einer Note S. 391 gegen *Micali*, der, auf Strabo V, p. 222 ed. Bas. gestützt, den Evander selbst, sowie seine Ansiedelung in Italien, für ein Mährchen erklärt. Rec. ist es aufgefallen, wie sowohl unser Vf., als vor ihm *Larcher*, dieser Erzählung so unbedingten Glauben hat beymessen können, da beiden Gelehrten *Heyne's* Untersuchungen darüber (*Excurs. ad Aen.* VIII, 50) sicher nicht unbekannt seyn konnten. Weit richtiger hat *Niebuhr* die Sache dargestellt, den Hr. *R. R.* jedoch nicht benutzt hat. Rec. hält mit diesem Gelehrten den Evander und seine Kolonie für eine Fabel, die von *späteren* Griechischen Dichtern ersonnen ist. Denn weder Strabo, noch Pausanias, noch Dionysius, die hier vorzüglich als Gewährsmänner angeführt werden, nennen irgend einen *alten* Dichter, aus dem die Sage geflossen seyn konnte. Vermuthlich waren also späte Mythographen in einem Zeitalter, wo Rom schon die Oberherrschaft in Italien hatte, die Erfinder. Sodann findet sich auch nirgend der Vater des Helden, und nur Pausanias und Dionysius nennen den Hermes. Denn da Evander die Künste nach Italien gebracht haben soll: so muss Hermes sein Vater seyn. Auch der Name Evander (Εὔανδρος), als Gegensatz von dem gleichzeitigen Cacus (Κακός), beweist die geringe Mühe des Erfinders: jener ist der *brave Mann*, dieser der *böse Mann*. Wiewohl auch *Heyne ad Aen.* VIII, 193 die Geschichte des Cacus für eine *fabula Italarum domestica* hält, *ornata a poetis Romanis variis modis*. Und was noch das Schlimmste ist: so soll Evander aus Arkadien kommen, und durch das Ionische und Tyrrhenische Meer in der Mündung der Tiber landen, da doch Arkadien ein gebirgiges Binnenland ist, das keine Schifffahrt kennt, wie wir oben bemerkt haben, und wie aus Homer klar zu sehen ist. Evander baute nach der Sage *Pallantium*, und entlehnte den Namen von dem Arkadischen Orte Παλλάντιον, von we er ausgezogen seyn soll. In späterer Zeit, sagt Pausanias und Dionysius, entstand daraus *Palatium*, durch Hinwegwerfung des einen λ und des ν. Hr. *R. R.* hält diese Ableitung für die einzig richtige, und beweist diess aus Pausan. VIII, 43 und Solin. c. 7. Er hätte aber noch viele andere Ableitungen von gleichem Gehalt anführen können. Sicherlich gründet sich auf die Verdrehung zweyer ähnlich klingender Namen die ganze Fabel. Der *Mons Palatinus*, sowie die Stadt Palatium, hatten ihren Namen von der einheimischen Feldgöttin *Pales*, der zu Ehren auch die *Palilia* oder *Panilia* gefeyert wurden. Jedoch da die Römer vor dem Ende des fünften Jahrhunderts der Stadt die Griechischen Dichter gewiss wenig kannten: so scheint es allerdings auffallend, dass doch von den ältesten Zeiten an bis lange nach Christi Geburt Namen, Altäre und Feste noch in Rom herrschend sind, die nach altgriechischen Gebräuchen begangen werden, und sich auf den Evander und seine Niederlassung an der Tiber beziehen. Woher nahmen die Römer, die von den Arkadiern lange nach der Gründung der Stadt wenig oder gar nichts wussten, diese Feste und Gebräuche, wovon sich nur bey ihnen, nicht aber bey anderen Italischen Völkern Spuren finden? Was den letzten Umstand betrifft: so wissen wir, bey dem Untergange so vieler historischer Denkmäler, von der Geschichte der übrigen Völker, selbst der bedeutendsten unter ihnen, nicht einmal die merkwürdigsten Ereignisse, geschweige weniger auffallende Namen und Gebräuche. Rom hatte in dem Laufe der Jahre alle anderen Staaten und Völker Italiens so ganz verschlungen, dass sich bey der täglich steigenden Macht die Aufmerksamkeit allein auf diesen Staat richtete, und alle übrigen gleichgültig übersah. Wir sind daher der festen Überzeugung, dass auch bey anderen Italischen Völkern dieselben, oder doch ähnliche, aus einer Quelle mit jenen abzuleitende Opfer und Feste, wie bey den Römern, üblich gewesen sind: aber wir kennen dieselben nicht, da sich fast alle Nachrichten nur auf das

gen und zu sichten? — Gegen *Ancillons* Schrift sagt der Vf. hie und da ein gutes Wort. Rec. hält aber die Widerlegung um so überflüssiger, weil Hr. *Ancillon* schon zum Voraus zu verstehen giebt, dass man einen Mohren wasche. Ds.

ÖKONOMIE.

Berlin, b. Amelang: *Der Gartenfreund, oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im Küchen-, Obst- und Blumen-Garten in Verbindung mit dem Zimmer- und Fenster-Garten.* Nebst einem Anhange über den Hopfenbau. Von *J. C. L. Wredow*, Prediger zu Parum bey Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin. 1818. Mit einem Kupfer. 544 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Die Absicht des Vfs. geht dahin, den Gärtnern, Gartenfreunden und Ökonomen sichere, auf Versuche und Erfahrung gegründete Anleitung zu geben, nach welcher sie ihre Küchen-, Baum- und Blumen-Gärten zweckmäfsig bearbeiten und den erwünschten Nutzen daraus ziehen können. Zu dem Ende hat er die vorzüglichsten Schriften, deren Inhalt über die verschiedenen Zweige der Gärtnerey sich verbreitet, zu Rathe gezogen, die wichtigsten Culturmethoden ausgehoben und geordnet. In der Einleitung handelt er kürzlich von der Beschaffenheit der Gewächse und ihren Bestandtheilen u. s. w., von dem Boden und dem verschiedenen Dünger, von der Lage des Gartens und Behandlung der Pflanzen, Saamenerziehung, und von der Anlage und Bearbeitung der Mistbeete. Nach der 36 Seiten langen Einleitung theilt er sein Buch in 3 Theile: der Küchengarten, Baumgarten und Blumengarten. Der erste Theil ist nach dem Plane und der alphabetischen Anordnung des Handlexikons für *Küchengarten-Freunde* von *Volborth* gearbeitet, welches Hr. *W.* unter den Schriften, die er benutzt hat, hätte anzeigen sollen: denn wir finden fast alle Artikel, vom Anis bis Zuckerwurzel, sowie sie in *Volborths* Lexikon vorkommen, auch hier aufgestellt. Manche allgemeinbekannte Pflanzen, z. B. Bohne, Gurke, Kartoffel, Kohl, Melde, Spargel u. a. sind offenbar zu weitläuftig abgehandelt. S. 56, wo von der Cultur der Capuzinerkresse (*Tropaeolum majus Linn.*) die Rede ist, heisst es: „im Garten erfrieren die Pflanzen im Winter; wenn man sie aber im Herbste in Töpfe pflanzt und ins Haus nimmt: so kann man sie mehrere Jahre (?) erhalten.“ Unseres Erachtens kann hierunter doch wohl nur die darauf folgende Varietät mit gefüllter Blume gemeint seyn, deren Stengel unten holzig ist, und daher unter einer guten Pflege in einem Zimmer u. s. w. den Winter ausdauert. Der zweyte Theil: „*Baumgarten*,“ lehrt die Behandlung der Obstbäume, in Hinsicht auf die Lage und Beschaffenheit des Bodens der Baumschulen, Veredlung der jungen Obstbäume und der Benennung und Charakteristik der zahlreichen Obstsorten. Das Ganze ist zwar nur als ein gedrängter Auszug aus einigen pomologischen Schriften, z. B. von *Christ* und *Diel*, zu betrachten, aber gut geordnet und mit Bestimmtheit und Klarheit vorgetragen. Sehr richtig wird bemerkt, dass das Copuliren eine der sichersten Veredlungsart der jungen Obstbäume sey, die selten fehlschlägt, wenn man die nöthigen Kunstgriffe gehörig anwendet. Der Vf. zeigt S. 168 eine neue Art zu copuliren an, die hauptsächlich darin besteht, dass man den Stamm des Wildlings und des Edelreises queer durchschneidet, dann beide Theile sehr genau auf einander fügt, die Wunde, wo beide Theile zusammengefügt sind, ringsum mit Baumwachs bedecke, und durch zwey, an den entgegengesetzten Seiten angelegte Späne, die mit einem Bande zusammengezogen werden, befestige. Er empfiehlt diese Methode aus Erfahrung, bemerkt aber zugleich, dass in grossen Baumschulen die bekannte und einfache Art zu copuliren, die allerdings schneller verrichtet werden kann, den Vorzug habe.

Der dritte und grössere Theil des Buches handelt von der Cultur der *Zierpflanzen*, die nach ihren Lateinischen Gattungsnamen in alphabetischer Ordnung aufgeführt sind. Die Zusammenstellung der Zierpflanzen nach ihrem relativen ästhetischen Werthe und nach den Bedürfnissen der mehr oder weniger bemittelten Blumenfreunde ist freylich nicht leicht; indess wäre doch eine bessere Auswahl recht sehr zu wünschen: denn es kommen in diesem Blumengarten hie und da Pflanzen vor, die sehr wenig oder gar keinen Anspruch auf Schönheit haben, also in ästhetischer Hinsicht der Stelle nicht werth sind. Dagegen fehlen manche Topf- und Land-Pflanzen, die zur Verschönerung der Gärten dienen, z. B. *Camellia japonica*, und ihre zahlreichen Varietäten, die durch die Färbung und durch das mehr oder weniger Gefülltseyn der Blumen sich unterscheiden. Ferner an Landpflanzen: *Antirrhinum alpinum*, *Buphthalmum cordifolium Waldst.* (*B. speciosum Schreb.*), *Thalictrum speciosum*, *Veratrum nigrum* u. a. Bey *Georgina variabilis* hätte die systematische Anordnung der mannichfaltigen Ab- und Spiel-Arten, welche *Dietrich* im dritten Bande des Nachtrags zu seinem Lexikon aufgestellt hat, angezeigt werden können. Der eigenthümliche Werth der gemeinen Frauenmünze (*Balsamina vulgaris*) besteht nicht, wie Hr. *W.* angiebt, allein in der späten Blühzeit, die in rauhen Gegenden und ungünstiger Herbstwitterung gar nicht erfolgt, sondern vielmehr in dem angenehmen Geruche der Blätter.

Obgleich in diesem Werke uns keine Belehrungen über Pflanzencultur vorgekommen sind, die nicht schon in anderen Schriften erwähnt und ausführlicher abgehandelt worden wären: so kann es doch den Garten- und Blumen-Freunden, die jene Schriften, aus denen der Vf. geschöpft hat, nicht besitzen, als ein Wegweiser dienen, und in dieser Hinsicht können wir es empfehlen. Ungern vermissen wir ein Sachregister, besonders über den zweyten Theil des Buches. Das Titelkupfer stellt einen Ziergarten dar, und ist, etwas Steifheit in der Stellung der Figuren abgerechnet, gut gearbeitet. B — tr —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

ERDBESCHREIBUNG.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Taschenbuch für Reisende in den Harz*, von *Friedrich Gottschalk*, Anhalt-Bernburgischem Assistenz-Rathe. 1817. 391 S. 8. Mit einem Kupfer und einer Harzcharte. (2 Rthlr. 16 gr. — ohne die Charte 2 Rthlr.)

Unter den Mittelgebirgen Deutschlands ist unstreitig der Harz das merkwürdigste; und wenn er zugleich nicht das höchste ist: so scheinen es eben die ausserordentlichen Katastrophen gewesen zu seyn, denen er vor Jahrtausenden verhältnissmässig mehr als andere Deutsche Gebirge unterworfen war, welche ihm diesen Vorzug geraubt haben. Seine Urgebirge, mit mächtigen Granittrümmern bedeckt, seine, gleich Ruinen aus einer längst verflossenen Vorzeit, schroff und rauh in die Wolken ragenden Felsenzinnen beurkunden die furchtbare Zerstörung, die auf ihn gewaltsam, ausser dem nagenden Zahn der Zeit, einwirkte; und dass dieser Umsturz nicht etwa gleich nach der Bildung der Urgebirge selbst und durch dieselben Kräfte, welche diese emporhoben, sondern lange nachher, zu einer Zeit Statt hatte, als an der Urgebirge Fuss schon spätere Massen sich angelehnt, die mit Pflanzen bekleidet waren, bekunden eben diese Granitblöcke, die in ihrem Sturze weit hin über diese späteren Gebirge rollten, und, oft mit unversehrten Ecken und Kanten, also nicht fortgewälzt durch Fluthen, erst kürzlich niedergestürzt zu seyn scheinen. Diese späteren, einen Übergang in die jüngsten Gebirgsmassen, welche den Harz gleich einem Gürtel umkränzen, bildenden Berge, sind (in der Regel, dem Sitze des Gebirges von Morgen nach Abend gemäss) mit Gängen durchsetzt, die, sich meistens in die ewige Teufe verlierend, einen Schatz von Metallen enthalten, welcher, obwohl seit fast tausend Jahren theilweise zu Tage gefördert, noch stets nicht erschöpft ist. Das Volk, welches sich nun schon seit so vielen Jahrhunderten abmühet, die Eingeweide der Erde dem Lichte zu geben, blieb arm, verlangt aber auch nichts, als die Fristung des mit steten Gefahren bedrohten Daseyns, stolz auf eben diese Gefahren. Eine unendliche Menge von Maschinen mussten erfunden werden, die gefährliche Arbeit möglich zu machen: und Staunen erregt es, zu schauen, wie der Geist des Menschen Kräfte zur Wirksamkeit bringt, die seinem eigenen Körper versagt wurden. Zwey Elemente, das Feuer und das Wasser, erblickt man hier in steter Thätigkeit, den Willen des Menschen in Erfüllung zu setzen. — Wer wäre gefühllos genug, dieses Alles nicht mit dem grössten Interesse zu betrachten? — Daher strömten denn auch seit langer Zeit, vorzüglich aber in der neueren, von allen Gegenden Norddeutschlands zur Sommerzeit die Menschen zum Harze; und ausser der Schweiz möchte vielleicht kein Gebirge auf der ganzen Erde seyn, welches so stark *zum Vergnügen* besucht würde, als eben er. Es war daher ein trefflicher Gedanke des Hn. *Gottschalk*, dem Harzreisenden ein Taschenbuch darreichen zu wollen, welches ihm zum Leitfaden durch das Labyrinth des Gebirges dienen könnte, und gewiss ward dieser Zweck schon durch die erste, 1806 erschienene Auflage des gegenwärtigen Werkes erreicht, wenn gleich diese, der Natur der Sache nach, mannichfache Unvollkommenheiten hatte. Unter diese rechnete Rec. nicht sowohl die kleineren Fehler der einzelnen Artikel (denn in einem geographischen Werke von grösserem Umfange sind diese nie ganz zu vermeiden), als die alphabetische Einrichtung des Ganzen. Auch die neue Auflage hat diese Einrichtung, und gewiss ist es, eine andere würde ein ganz neues Werk nothwendig gemacht haben. Doch würde Rec. dem Vf. rathen, diese Mühe bey einer neuen Auflage nicht zu scheuen, und seinem Werke dadurch die Krone aufzusetzen, dass er dem Harzreisenden ein systematisches Handbuch lieferte, welches den unendlichen Vortheil gewähren würde, dass sich der Reisende durch das Werk selbst zur Reise förmlich vorbereiten könnte. Der Vortheil, der, vorzüglich auf der Reise selbst, durch die alphabetische Reihefolge der Artikel bewirkt wird, lässt sich vollkommen durch ein genaues Register erreichen. Wie oft hat Rec., und mit ihm so Mancher, es beklagt, dass *Ebel* sein berühmtes Werk über die Schweiz in alphabetischer Ordnung abfasste! So findet man stets nur einzelne Puncte beschrieben, selten ganze Gebirgsgegenden, und die Beschreibungen dieser sucht man oft vergeblich, indem sie an Stellen eingeschaltet sind, auf die man nicht sofort verfällt. Liest man vor der Reise ein solches Werk nach der Reihefolge der Artikel: so ist es schwer, ein Bild des Ganzen zu fassen; ordnet man seine Lectüre nach einem Systeme oder dem Reise-

ane: so ist ein äusserst beschwerliches Hin- und Herättern nothwendig. Freylich ist eine systematische andes- und vorzüglich Gebirgs-Beschreibung ein nternehmen von ganz anderen Schwierigkeiten, als ne alphabetische Ortsbeschreibung: denn in jener ird jede Lücke sofort sichtbar, nicht so in dieser. uch setzt jene weit umfassendere Kenntnisse als diese oraus, und zwar Kenntnisse so specieller Art, dass ıan nicht verlangen kann, dass sie jeder Gelehrte hae. So ist schon eine Schilderung der geognostischen erhältnisse des Harzgebirges im Ganzen nicht ohne chwierigkeit: aber nicht zu gedenken, dass es erlaubt t, bey Werken von der Art als das gegenwärtige sich er Hülfe Anderer zu bedienen, ist Rec. überzeugt, ass der Vf. sich in dem Laufe einiger Jahre die hiea nöthigen Kenntnisse wohl wird erwerben können. berhaupt sind Handbücher von der Art des gegenärtigen nicht dazu bestimmt, den Mineralogen von ofession zu unterrichten, — dieser kennt die Quelm, aus denen er zu schöpfen hat; — wohl aber ist für jeden gebildeten Mann äusserst wünschenswerth, ine Harzreise dazu benutzen zu können, sich eine eihe geognostischer Kenntnisse zu erwerben, die ihm itlebens nützlich seyn werden; und wie sehr gewinnt e Reise selbst an Vergnügen, wenn sie durch den enuss des Lernens gewürzt wird! — Rec. wünschte so vor Allen eine Einleitung, welche, soviel es der tzige Standpunct der Wissenschaft erlaubt, den Umng des Ur-, des Übergangs- und des Flötz-Gebirges ırlegte, mit Beziehung auf die Charte, welche zu esem Zwecke mit einer zweyten, die geognostihen Verhältnisse sichtbar machenden Illumination ygefügt werden müsste. Bey dem bedeutenden eise des Buches könnte dieses ohne Preiserhöhung schehen. Sodann müsste dem Leser ein Begriff von n *Gängen* des Harzes und ihren Formationen ereilt werden. Die mehresten, selbst gelehrte Bildung sitzenden Harzreisenden haben hievon gar keinen griff: sie meinen, dass die Erzniederlagen ohne allednung und Regel in den Gebirgen Statt haben, und ss man Metalle auf das Geradewohl in den Bergen chen könne. Wie erfreulich würde es für solche eisende seyn, hier an Ort und Stelle Belehrungen halten zu können, die sie sich sofort zu versinnlichen rmögen!

Ein Vorzug der gegenwärtigen zweyten Auflage ıd die den einzelnen Artikeln beygefügten mineraischen Notizen, die dem Liebhaber nützlich werden nnen; zu bedauern ist aber, dass eben sie durch ei- Menge von Druckfehlern verunstaltet sind, an den das Werk überhaupt mehr, als zu entschuldigen leidet. So liest man z. B. S. 72 *Eisenrode* st. *Eierde*, *Kupelfels* st. *Kugelfels*; S. 76 *Analien* st. *ıalzim*, *Bergblende* st. *Zinkblende*; S. 86 *Pech, hle* st. *Pech-Kohle*; S. 97 *Eisenkranaten* st. *Eisenanaten*; S. 90 *verwillert* st. *verwittert* u. s. w. Auch den diese mineralogischen Notizen, ohne das Werk lurch bedeutend zu vergrössern, genauer und dem zigen Standpuncte der Mineralogie angemessener eingerichtet werden können. Ferner müssten billig solche Notizen nicht fehlen, die auf den Kauf und das Einsammeln der Mineralien Bezug haben, ein Zweck, der so Manchen zum Harze führt. Rec. fügt in dieser Hinsicht folgende Bemerkungen hinzu, die vielleicht Manchem, der sich mit Harzfossilien versehen will, nicht unwillkommen seyn werden. — Eine Auswahl oft recht schöner Harzstufen, vorzüglich Kalkspath-Krystallisationen von Andreasberg, findet man bey dem Gerichtsprocurator, Uhrmacher, Restaurateur und Friseur (*sic*) J. G. Voigt zu Clausthal, unweit der Windmühle. Dieser originelle Mann ist in seinen Foderungen billig, und sendet die Sachen bey gehöriger Sicherheit, sehr sorgsam verpackt, auch auswärts. Die Bergarten des Ober- und eines grossen Theils des Unter Harzes erhält man gut geschlagen, mit sehr gewissenhaft, obwohl sehr unorthographisch, angegebenen Fundorten, bey Georg Heinrich Mügge, Wollarbeiter, auf der Sorgerstrasse zu Clausthal. Er liefert das Hundert, nach Massgabe der Grösse des Formats, resp. zu 4 Rthlr., 3 Rthlr. und 2 Rthlr. Reisenden, die den Harz in geognostischer Hinsicht durchwandern wollen, kann dieser Mann, obwohl ganz und gar ohne gelehrte Kenntnisse, durch seine Localkenntnisse in Beziehung auf den Fundort der Fossilien sehr nützlich werden. Rec schliesst diese auf Mineralogie Bezug habenden Bemerkungen damit, dass er jeden Harzreisenden, welcher bleibenden Nutzen aus seiner Reise zu erwerben beabsichtigt, auf des Hn. Berg-Commissärs *Jasche* (zu Büchenberg bey Elbingerode) Werk: „Das Wissenswürdige aus der Gebirgskunde" (1811. 69 S. Fol. 2 Rthlr.) aufmerksam macht. Dieses Buch hat stets vorzüglich den Harz vor Augen, und so ersetzt es manche Lücke des hier angezeigten Taschenbuches. Da Hr. *Jasche* auch Exemplare der Bergarten, nach dem Werke geordnet, liefert, und zwar für einen äusserst geringen Preis (das Stück zu einem Groschen): so wird selbst einem Laien in der Mineralogie möglich, sich im Winter vor der anzustellenden Reise auf das Zweckmässigste zu dieser vorzubereiten.

Könnte nun gleich, wie Rec. aufrichtig anzugeben für Pflicht hielt, das vorliegende Taschenbuch seinem Zwecke vollkommener entsprechen: so enthält es doch auch in der gegenwärtigen Gestalt so viel schätzenswerthe und von der grössten Sorgfalt in der Erforschung zeugende Notizen, dass es jedem Harzreisenden allerdings als fast unentbehrlich empfohlen werden kann. — Die Einleitung giebt eine allgemeine Darstellung des Harzes, welche um so schätzbarer erscheint, da sie durch den jetzt üblichen gemüthlichen Bombast nicht entstellt ist. Freundlich und in ungesuchten Worten ladet sie zur Besuchung eines Gebirges ein, welches der Naturschönheiten und der Merkwürdigkeiten mechanischer Künste so viele enthält. Nur hin und wieder vermisst man die letzte Feile: so, wenn es z. B. S. 20 heisst: *„Je unbedeutender der Landbau ist, desto mehr* (statt: desto bedeutender) *ist es die Viehzucht*;" oder S. 6: „Aus seiner (des Har-

zes) Nordseite erhebt sich ein zweyter, weitprallender (?) Berg, voller Felsen und Bruchstücke. *Diese* besteht ganz aus Granit, hat den Brocken zu *ihrer* höchsten Spitze, und wird nicht unpassend das harzische Granit oder das Brockengebirge genannt." — Sollen hier die Wörter „*diese*" und „*ihrer*" auf *Nordseite* gehen: so ist nicht nur die Syntax, sondern auch die Wahrheit verletzt: denn keinesweges besteht die Nordseite des Harzes ganz aus Granit, obwohl das Urgebirge derselben näher als der Südseite liegt. — Äusserst schätzbar ist manche staatswirthschaftliche Nachricht, z. B. die über die jährliche Production der harzischen Eisenhütten, welche folgendermassen angegeben wird:

32,000 Ctn. Gusseisen,
58 000 — ordinäres Stabeisen,
16,000 — feines ausgeschmiedetes Eisen,
8,000 — Schwarz- und Weiss-Blech,
2,500 — Drath,
700 — Stahl;

also überhaupt 120,000 Ctn. Eisen; wozu 127,198 Karren Kohlen und 323,031 Malter (80 Cubikfuss) Holz verbraucht werden. — Sodann folgen viele zweckmässige Bemerkungen für den Harzwanderer, das Reisen selbst betreffend, und zuletzt eine bedeutende Menge von Reiserouten, welche nichts zu wünschen übrig lassen.

Die *Topographie* des Harzes folgt, wie bereits bemerkt, nach der alphabetischen Ordnung der Artikel. Überall ist hier die sorgsam bessernde Hand nicht zu verkennen. Viele der Artikel sind neu, die meisten berichtigt. Um seine sorgfältige Lesung zu bekunden, fügt Rec. einige Bemerkungen den einzelnen Artikeln hinzu. *Altenrode.* Schwerlich möchten die basaltähnlichen Geschiebe, welche Hr. *B. C. Jasche* im Sandbrink fand, wahrer *Basalt* seyn, dessen vulcanischer Ursprung, nach den Beobachtungen *Mackenzie's* und den Ausführungen *Breislak's*, jetzt wohl ausser Zweifel gesetzt ist. Der Harz hat keine Spur von Vulcanen, und es giebt Trapparten, die dem wahren Basalt täuschend ähnlich sind. — *Blankenburg* (S. 96). Der Faserkalk in dem Sandsteine des Platenberges rührt von calcinirten Muscheln her, deren Durchschnitt eine faserige Textur zeigt. Blankenburg besitzt an dem Hn. Bergrevisor *Zinken* einen trefflichen Mineralogen und Geognosten. Seine Entdeckungen und Sammlungen sind äusserst interessant. Er hat die Gefälligkeit, gegen Vergütung der Auslagen die merkwürdigen Fossilien der Nachbarschaft, unter denen herrliches Rothmanganerz, strahliger Chlorit, Asbest, Katzenauge u. s. w., zu verschaffen. — Die Marmorfabrik zu Rübeland bey Blankenburg versucht jetzt, aus dem schönen Porphyr der Nachbarschaft Vasen, ähnlich den Schwedischen, zu verfertigen. — *Bode.* Wenn die Bemühung des Hn. Oberbergraths *Ribbentropp*, das Bodethal von Thale bis Treseburg gangbar zu machen, gelingt: so wird dieses eine der interessantesten Parthieen des Harzes seyn. Wie manche Bemerkung wird alsdann mit Bequemlichkeit der Geognost in diesem Durchschnitt des Ur- und Übergangs-Gebirges machen können! — *Brocken.* Richtig ist angegeben, dass der *kleine Brocken* westlich vom grossen Brocken, nach der Ecke zu, liegt. Die Charte enthält jenen Namen auf der Stelle des Königsberges. Das Brockengebirge der Charte ist nach *Lasius* und *Schröder* zu berichtigen. — *Goslar.* Schieferbruch. Der hiesige Übergangsschiefer enthält ausgezeichnete Schwefelkies-Nieren von Erbsen- bis zu Faust-Grösse. — *Grund.* Der Iberg enthält die schönsten Arragonit-Krystalle des Harzes. An dem Bergmann Wassermann zu Grund findet man einen guten Führer durch die Gruben des Ibergs. Er verschafft auch die Fossilien dieses merkwürdigen Gebirges. — *Ilfeld.* Der Thonporphyr der hiesigen Gegend gehört der ältesten Flusssandstein-Formation an. Es befindet sich unter und abwechselnd mit ihm ein Steinkohlenflötz, welches bebaut wird. In eben diesem Porphyr streichen die bekannten Mangangänge, deren Gangart Schwerspath und spätiger Eisenstein ist. Das Pädagogium zu Ilfeld ist unter der Direction des jetzigen Directors *Brohm* eine der ausgezeichnetsten Anstalten dieser Art in Deutschland geworden. Das Institut ist mit trefflichen Lehrern besetzt, bildet gute Philologen, und hat daher jetzt einen so grossen Zuspruch, dass die Aufzunehmenden sich in der Regel mehrere Semester vor der Aufnahme melden müssen. Es sind hier einige funfzig Zöglinge, welche im Klostergebäude wohnen. — *Lauterberg.* Nirgends auf dem Harze ist die feine Förmerey-Arbeit so sehr vervollkommnet, als zu Königshütte. Man findet hier Eisengusswaaren, besonders Basreliefs, die den Berlinischen und Schlesischen Arbeiten nichts nachgeben. — Auswärts ist es vielleicht nicht bekannt, dass der Bergbau des Harzes im Hannöverschen Antheile jetzt bedeutend eingeschränkt wird. Eine nicht geringe Anzahl der Gruben, welche keine Ausbeute geben, werden eingestellt, und die Bergleute, welche durch sie beschäftigt wurden, werden (zu ihrem grossen Leidwesen) beym Chausseebau und auf anderweite Art beschäftigt. Über die Nothwendigkeit dieser Massregel giebt es sehr abweichende Stimmen: so viel ist gewiss, dass, wenn die Einschränkung fortschreiten sollte, das dadurch veranlasste Unglück sehr gross werden kann. Zu leugnen ist nicht, dass hin und wieder auf dem Harze sich ein bedeutender Holzmangel äussert, der so gross ist, dass man gezwungen wurde, zum Betrieb der Schmelzwerke Steinkohlen aus der Grafschaft Schaumburg kommen zu lassen. Eine Hauptursache jener Massregel scheint jedoch der durch die Concurrenz des Englischen Bleyes bewirkte geringe Preis dieses Metalles zu seyn. Auch die sonst so berühmte Gewehrfabrik zu Herzberg leidet durch die Englische Concurrenz, die vorzüglich nachtheilig auf die Geschäfte der Gebirgsbewohner einwirkt. Die Schweiz, Schlesiens Gebirge, das Erzgebirge, der Harz beweisen durch die Hungergestalten ihrer Hütten, dass die Maschinen der Engländer nicht allein in ihren eigenen Fabrikstädten Elend verbreiten. Glücklicherweise hat der Harz, ausser den metallurgischen, wenige Fabriken.

—mb—

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Gebauer und Sohn: *Pflichten- und Tugend-Lehre der Vernunft und Religion nach den Bedürfnissen der Zeit.* Zum allgemeinen Gebrauch und öffentlichen Unterricht. Mit Beyspielen aus der Geschichte und dem Lebenskreise. Von D. *Johann Heinrich Martin Ernesti*, Sr. Herzogl. Durchlaucht zu Sachsen-Coburg und Saalfeld wirklichem Rathe und Professor. 1817. XII u. 158 S. 8. (12 gr.)

Dem Titel nach sollte man hier ein vollendetes, das ganze Gebiet der Moral umfassendes Werk erwarten; in dem Buche selbst findet man aber nur den ersten Abschnitt, welcher in drey Capiteln die Selbstpflichten abhandelt, und in der Vorrede wird bemerkt, dass dieser Schrift, die schon, wie sie jetzt erscheine, ein Ganzes sey, und für sich bestehe, „da besonders nach den Kriegsbedrängnissen und Folgen, unter nicht zu ändernden Verhältnissen und Lagen, das vorgenommene Werk in dem Umfange von allen Seiten des Pflichtkreises nicht erscheinen konnte; noch diejenige, welche alles Übrige, mit der Ascetik oder Tugendmittellehre, auch die allervortrefflichste Christusmoral, als eigener (n) Abschnitt, in bündigster Kürze enthält, folgen soll." — Der Vf. scheint einen hohen Begriff von der Wichtigkeit seiner Arbeit zu haben; sie sey eine zwar kleine, jedoch im Plane eine allumfassende und zum allgemeinen Gebrauch mehr erschöpfende Moral, als ein Leitfaden; aber auch als ein ausführliches Moralcompendium werde das Ganze seine Dienste thun. Anfangs sey die Schrift allein für gelehrte Schulen gewisser Classen (soll wohl heissen: für gewisse Classen gelehrter Schulen) bestimmt gewesen, und es habe dem Vf. viele Überwindung gekostet, alle die (?) Zeugnisse und Bestätigungen aus Griechen und Römern auf des Verlegers gegründete Vorstellungen unter dem Texte zu streichen, und seinen Plan abzuändern. — Offenbar hat der Verleger richtiger über diese Arbeit geurtheilt, als der Vf., der sie für gelehrte Schulen bestimmt hat, wofür sie aber weder nach Inhalt noch Form passt. Denn was sollen Liederverse, die meistens auf poetisches Verdienst durchaus keinen Anspruch machen können; und die sich in der That neben Stellen aus *Klopstock* und *Goethe* sonderbar ausnehmen, in einem Moral-Compendium für gelehrte Schulen? — Eine Schrift, die zugleich die Stelle eines Compendiums, und eines ausführlichen Commentars über dasselbe vertreten, und ausserdem noch zum unterhaltenden Lesebuche dienen soll, scheint uns schon an sich keine glückliche Idee zu seyn; und so gern auch Rec. in den Händen gebildeter Jünglinge moralisch-religiöse Schriften sieht, die mit Wärme und Begeisterung auf das Eine, das noth ist, hindeuten: so werden doch Schriften der Art die wissenschaftliche Form verschmähen, und die Darstellung und Sprache des Vfs., der man allerdings eine gewisse Wärme und Herzlichkeit nicht absprechen kann, ist doch zu wenig edel, als dass Jünglinge, deren Geschmack durch das Studium der Griechen und Römer gebildet, und durch die unsterblichen Werke unserer grossen Deutschen Schriftsteller verwöhnt ist, sich davon angezogen fühlen sollten. Weniger ekle Leser finden in diesem Buche allerdings viel Gutes, obgleich diese die systematische Form nicht vermisst haben würden. — Der Vf. äussert weiter, dass ihm keine Schrift bekannt geworden sey, die Ähnliches mit derjenigen hätte, welche er im Umfange zu liefern beginne; von dieser, welche jetzt an das Licht trete, und schon als ein Ganzes bestehe, lasse sich wenigstens noch nicht urtheilen. Aber in sofern sie nach des Vfs. eigener Behauptung ein Ganzes ist, muss sie sich auch für sich beurtheilen lassen, und wenn es sich aus der ersten Abtheilung schon ergiebt, dass der Plan des Vfs. unrichtig und verkehrt angelegt sey: so kann die Fortsetzung mit diesem verkehrten Plane schwerlich wieder aussöhnen. Was diese Schrift so sehr vor ähnlichen auszeichnen soll, können wir in der That nicht finden; wir müssten denn ihr Eigenthümliches in den Beyspielen suchen, die den Paragraphen zur Erläuterung oder Empfehlung dienen sollen, bey denen man aber eine sorgfältige Auswahl vermisst, und die ihrem Zweck oft sehr wenig entsprechen. — Dass die Wiedererlangung der *Schleiermacherschen Kritik der Moral*, deren Besitz der Vf. seit Jahren schmerzlich vermisst, der Fortsetzung seiner Schrift sehr vortheilhaft seyn werde, bezweifeln wir, und müssen ihm daher die Bearbeitung der wissenschaftlichen Moral, an die er nach Beendigung dieser Schrift sich zu wagen gedenkt, um so dringender abrathen.

Wenn auch die philosophischen Grundsätze des Vfs. hin und wieder sehr schwankend sind, und er mit seinem Systeme nichts weniger, als aufs Reine zu seyn scheint: so äussert er doch durchgängig sehr gute Gesinnungen, und wir sind weit entfernt, seiner Schrift, auch in ihrer jetzigen unvollkommenen Form, allen Werth abzusprechen, obgleich wir diesen aus Überzeugung nicht so hoch anschlagen können, wie der Vf. ihn anschlägt.

—m—

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Schnepfenthal*, in der Buchhandl. der Erziehungsanstalt: *Freundesworte an Glückliche, religiös-moralischen Inhalts.* Von *Joh. Wilh. Ausfeld*, Erzieher in Schnepfenthal. 1818. 136 S. 8. (12 gr.)

Wenn man auch in diesem Buche nichts Neues findet, und das wollte der Vf. auch nicht geben: so fühlt man sich doch durch die edle Sprache nicht wenig angezogen. Es soll ein Handbüchlein, ein Wegweiser für diejenigen seyn, welche in irgend einer Art glücklich sind, und dieses Glück behaupten wollen. Es giebt Lebensregeln und Winke, die, ohne überspannt zu seyn, recht eigentlich dem Leben selbst entnommen und aufs Leben angewendet sind. Darum wird diese kleine Gabe Allen willkommen seyn, welche sich ihres Lebens freuen, und im fortwährenden Genusse desselben bleiben wollen.

C. O. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

SPRACHKUNDE.

Paris, b. Plancher, Eymery, Delaunay: *Histoire naturelle de la parole ou grammaire universelle* à l'usage des jeunes gens par *Court de Gébelin*, avec un discours préliminaire et des notes par M. le comte *Lanjuinais*, Pair de France, Commandant de la Legion-d'Honneur, Membre de l'Institut. Avec trois planches, dont une augmentée par M. *Remusat*, Professeur de Chinois au Collège de France. 1816. 8 u. LVIII u. 399 S. gr. 8.

Dieses bereits 1776 zuerst erschienene Werk des geistreichen und gelehrten *Court de Gébelin* ist ein Auszug aus dem zweyten und dritten Bande seines *monde primitif*, der bis zum neunten fortgeführt ist, ohne beendigt zu seyn. Schwerlich würde man sich die Aufschrift: *Naturgeschichte der Sprache* von selbst durch *allgemeine Sprachlehre* erklären, wenn diese Worte nicht dabey stünden. Aber im Werke selbst eignet sich die dritte Abtheilung den letzteren Titel an, und die Abhandlungen über den Ursprung der Sprache und Schrift bilden nicht eine blofse Einleitung, sondern, wenn gleich kürzer als jene, doch gleich selbstständig, die erste und zweyte Abtheilung S. 8—147, dem S. 1—7 vorgelegten Plane gemäfs, dessen Mangel an organischer Einheit der Herausg. in der Anmerkung gut ins Licht setzt. Wenn *C. d. G.* die Lehre vom Ursprunge der Sprache nicht in gehörige Beziehung mit der allgemeinen Sprachlehre gebracht hat, sondern vornehmlich die Entwickelung der syntaktischen Glieder oder der Redetheile selbst nach und durch einander als Aufgabe für diese Abhandlung hätte ins Auge gefafst werden müssen (was in der dritten Abtheilung bey Gelegenheit des Substantivs vorkommt, das allein die Wurzel aller Wortclassen seyn soll, ist weder genug ausgeführt, noch an sich haltbar): so ist dieser Theil des Werkes doch der bedeutendere Beleg von *G's*. Eigenthümlichkeiten. Er glaubte, den Sprachen des Alterthums und selbst noch der Jetztwelt liegen unter mannichfaltiger Verkleidung die ersten, nach den Eindrücken der Gegenstände instinctmäfsig und unwillkührlich gebildeten Begriffzeichen der Urwelt zum Grunde, und schmeichelte sich, sie nachweisen zu können. Der Hr. Graf *Lanjuinais* macht zu diesem Theile einsichtsvolle Bemerkungen; über das, was *G*. in diesem Fache geleistet, fällt er S. 28 im Allgemeinen das Urtheil: *en courant après cette chimère* (die Ursprache), *Gébelin a donné quelqes étymologies aussi fausses, que dénuées des preuves; mais il a fait sur la nature et la filiation de certains mots de véritables découvertes; surtout il a concouru à donner une grande impulsion à l'étude et à l'analyse des langues.* Die Lehre vom Ursprunge der Sprache läfst der Vf. in zwey verschiedenartige Abschnitte zerfallen: a) S. 8—67 die eigentlichen Grundlehren der Etymologie; b) S. 110 die Bildung der Sprache nach ihrem Bezug auf die Einrichtung der Sprachwerkzeuge erörtert. Dieser Abschnitt entspricht dem Titel des Buches, Sprachnaturgeschichte, besonders durch die anatomische Beschreibung, wozu auch ein Kupfer gehört, buchstäblich; an diese knüpft sich die Lehre von der Bildung der einzelnen Sprachlaute oder Buchstaben, und von den Grundbedeutungen, die sie schon einzeln an sich haben sollen. Selbst das Uralphabet der Schrift ist mit in den Kreis dieses Handbuchs gezogen; es ist der Gegenstand der zweyten Abtheilung S. 111—147, und auf zwey Kupfertafeln zwischen den Lateinischen Buchstaben und einer Auswahl Chinesischer Wortzüge, als mit beiden verwandt, wunderlich erkünstelt, zu schauen. *De Remusat* hat einige Anmerkungen, das Chinesische betreffend, beygefügt, die Schriftzüge berichtigt, sogar im Sinne des Vfs. ergänzt, ohne im Ernste seine Ansicht zu theilen. Die allgemeine Sprachlehre S. 148—380 oder bis zu Ende (es folgt nur noch die Erklärung der Kupfer und das Inhaltsverzeichnifs) empfiehlt sich durch helle Blicke, leichte Entfaltung der Begriffe, einen wohlgegliederten und lebendigen Vortrag, ohne sich jedoch durch wissenschaftlichen Gehalt hervorzuheben; was ihr an Brauchbarkeit für ihre Bestimmung nach dem Mafsstabe der gegenwärtigen Einsichten abging, wollte der Herausg. durch seine Anmerkungen ersetzen, so weit diefs ohne Überfüllung des Werks geschehen konnte. Nicht einverstanden ist Hr. *Lanj*. mit der Benennung *grammaire universelle*, worin *Harris G's*. Vorgänger ist; er zieht die in Frankreich übliche *grammaire générale* vor (vgl. Disc. prél. S. XI und Anm. S. 51). Die Universalgrammatik könnte seiner Erklärung zufolge ihren Namen in zweyerley entgegengesetztem Sinne verdienen. Entweder sie müfste sich auf das allen Sprachen ohne Unterschied Gemeinsame beschränken, oder eine

durchgeführte vergleichende Grammatik der wichtigeren Erscheinungen aller einzelnen seyn. Jene würde eine dürftige Kürze, diese einen unermesslichen Umfang haben. Zwischen beiden soll die *grammaire générale* in der Mitte stehen, sich nicht auf das Wenige beschränkend, worin keine Sprache von der anderen abweicht, aber auch nicht allumfassend. Keine dieser Sprachlehren, weder die in allseitiger Beschränktheit gemeingeltende, noch die Gesammtsprachlehre, noch endlich die Hauptsprachlehre oder generale in dem Sinne, wie man Generalcharten den Specialcharten entgegensetzt, keine ist die wahrhaft und unbedingt allgemeine, von welcher Hr. *L.* selbst S. 167 eine unbewusste Andeutung giebt. Indem *G.* aus den drey logischen Bestandtheilen des Satzes, gleich Anderen, Substantiv, Adjectiv und Verbum als die ersten drey Redetheile entwickelt, und davon sagt: *ils sont indispensables; car si l'on en supprime un, il n'y aura plus de tableau* (d. h. nach *G's.* Art sich auszudrücken: Satz): wendet *L.* ein, dass doch mehrere Sprachen, z. B. die Hebräische und die Polnische, oft unbeschadet der Deutlichkeit das *verbum substantivum* oder *abstractum* unterdrückten, gesteht aber die Unentbehrlichkeit ein, *pour exprimer explicitement une proposition, pour en faire l'analyse logique.* Eben diese Analyse der logischen Momente aber ist das Ziel der allgemeinen Sprachlehre, und dadurch soll sie Grundlage aller, selbst jener bedingt oder bezugweise allgemein genannten werden. In dieser wird sich auch der Artikel als Redetheil behaupten, ungeachtet ihn einige Sprachen nicht haben, doch auch nicht darum, weil ihn mehrere und bedeutende Sprachen wirklich haben, sondern weil er als logischer Bestandtheil in der Fügung der Begriffe vorkommt; hätte auch keine einzige Sprache ein besonderes Zeichen dafür: so würde sie sein logisches Daseyn nachweisen, selbst ein Zeichen dafür unterlegen, und den Redetheilen einordnen, ohne desshalb den wirklichen Sprachen, die seiner zu entbehren wüssten, die Aufnahme desselben anzumuthen. Bey diesem Anlasse können wir die Note S. 172 nicht übersehen: *Avec Beauzée et d'autres grammairiens Gébelin fait ici un article du numératif un. Duclos, Condillac, M. de Sacy, M. Vater, Estarac, ont critiqué cette doctrine, et, ce me semble, avec raison.* Aber *Vater* macht in der Übersetzung von *de Sacy* Grundf. d. a. S. S. 37 vielmehr eine triftige Gegenbemerkung zum Vortheile der ersteren Meinung. Man kann mit dem Herausgeber nicht über Ansichten rechten, die ihm nicht besonders angehören, und die im Fortgange der Zeit Berichtigung erwarten. Im Ganzen gereichen seine Beyträge dem Buche zur Empfehlung; einige Stellen sind ohne Anmerkung geblieben, die junge Leser irre leiten können. Hieher rechnet Rec. folgende Behauptung *G's.* S. 182 und wieder 370: *mon est un mot elliptique, tenant lieu des trois mots le .... de moi.* Wenn *mon* die Bedeutung dieser drey Wörter erschöpft: wo ist denn die Auslassung? Zu S. 371 macht *L.* die Bemerkung, dass Pleonasmen auch in einzelnen Wörtern Statt finden könnten. Er belegt diess aus dem Sanskrit, aber auch mit folgendem Beyspiele aus seiner Muttersprache: *Napoleon-ville, ci-devant substitué à Pontivi signifiait Neuville-Ville.* Aber gesetzt, der Französische Kaiser hätte statt Napoleon Napoli oder geradezu Neuville geheissen: so wäre Neustadtstadt eine, wenn auch dem Klange nach schlechte, doch dem Sinne nach nichts weniger als pleonastische Benennung. Wir haben noch der übrigen Ausstattung des Werkes zu gedenken. Gleich nach dem Titel ist ein halber Bogen beygegeben, mit besonderer Seitenzahl, der eine *notice sur la vie et les ouvrages de C. d. G. extrait d'un article de M. Petit-Thouars* aus der *biographie nouvelle* 1814 enthält. Dann folgt die Einleitung, worin der Herausg. nach einem Vorworte über seinen eigenen Beruf für dieses Fach, worüber er neben der Rechtswissenschaft als Professor zu Rennes mündlich gelehrt hat, Gebelins Verdienst würdigt (*sur la vie et les écrits* lautet die Überschrift) und eine sehr willkommene Übersicht der Literatur dieses Faches giebt. Der Angabe der Schriften sind nur im Allgemeinen Andeutungen über ihren Werth beygefügt. An *Harris* missfällt ihm unter anderen die *prédilection pour les anciennes doctrines grecques, qui sont peu exactes.* Die *exactitude* der Neueren dürfte bey den Griechen gar häufig schlecht bestehen, wenn sie Richter seyn könnten. Von *Beattie* und *Bernhardi* (dessen Sprachlehre auf das Jahr 1785 zurückversetzt ist, mit Beyfügung einer angeblich neuen Ausgabe von 1805, sammt „anfangs grunds der sprach wissenschaft" 1805) sagt *L.*: *Leurs ouvrages sont au niveau des connaissances de leur temps.* Was indess eine Zeit vor der anderen eigentlich voraus hat, ist hier nicht gezeigt, wie auch der Umfang der Abhandlung nicht erwarten lässt, und mit der Aufschrift *sur l'origine et les progrès de la g. g.* darf man es nicht genau nehmen. Sonst macht *Lanj.* noch *Meiners, Vaters*, auch *Hensels* allgemeine Sprachlehre, Leipz. 1807, namhaft (*j'en ai oui*, sagt er von der letzteren, *parler avec éloge*; Rec. hat auf dieses Zeugniss ihre Bekanntschaft gemacht, aber wenig Befriedigung gefunden), und kennt auch andere Deutsche Schriftsteller. Auch einer Holländischen a. S. von *Kinker* und einer Schwedischen von *Silverstolpe* (nicht *Silverstope*, wie man hier findet) wird noch nachträglich erwähnt. Was in der Französischen Literatur nicht werthlos ist, findet man wohl nirgends vollständiger beysammen. Bey Errichtung der Centralschulen 1795 wurde der bis dahin der Logik und Metaphysik gewidmete Lehrstuhl der *grammaire gén.* eingeräumt. Zwey der ausgezeichneteren Philosophen des jetzigen Frankreichs haben sich insbesondere das Verhältniss der Sprache zum Denken zur Aufgabe gemacht: *de Tracy* im zweyten Theile der *Idéologie*, und *de Gerando* in dem Werke: *des signes et de l'art de penser considérés dans leurs rapports mutuels*, 4 Vol. 1800. Auch auf die Schriftsteller über allgemeine Sprache und Pasigraphie und über den Ursprung der Sprache wirft der Hr. Gr. *L.* gelegentliche Blicke bey Erwähnung von *Wilkins* und *de Brosses.*

Lfa.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Freundliche Schriften für freundliche Leser*, von *Franz Horn*. Erster Theil. 1817. 320 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Hr. *H.* theilt uns in diesem Bändchen der Gaben mancherley mit. I. *Das Eine was hilft, eine Novelle.* Dieses eine ist der Glaube an den Erlöser, der hier in einem wilden Gemüthe erweckt wird. Nach Rec. Gefühle hat der Vf. die Wirkung dieser Erzählung dadurch sehr geschwächt, dass Karl — wie es scheint, durch die Künste des Satans — in Wilhelm gleich bey seinem Anblicke denjenigen erkennt, an dem er seines Vaters Tod rächen soll. Der natürliche und rein psychologische Weg war hier auch poetisch der bessere. Und wozu die komische Zerschneidung in kleine Capitelchen? — Es folgen II. *Biographieen und biographische Notizen.* Der Lebensbeschreibungen sind drey: von *Phil. Jac. Spener*, *Johann Casp. Schade*, und dem Dichter *Joh. Christian Günther*. Sie sind angenehm und mit grösstentheils richtigem Urtheile geschrieben. Doch laufen auch etliche kleine Unrichtigkeiten mit unter. „Im Jahr 1663, heisst es von *Spener*, ward er *Pastor* zu Strassburg; wir gebrauchen dieses Wort, weil die in neueren Zeiten erfundene farblose Benennung *Prediger* damals noch nicht galt, und besonders *Spener* sein heiliges Amt stets als ein wahrhaftiges Hirtenamt betrachtete." Und doch hiess die Stelle, von der hier die Rede ist, *Freyprädicatur* oder *Freyprediger-stelle* (vgl. *Speners* theolog. Bedenken, 3 Thl. S. 95. *Cansteins* Lebensbeschr. Sp's §. 6). *Spener* selbst bedient sich der Benennung „Prediger" gar häufig, und in Nürnberg war sie (nach *Speners* theol. Bed. 1 Thl. S. 641) Titel der ersten Geistlichen, wie an vielen Orten der Pastor vom Archidiakonus und Diakonus unterschieden wird. Wenn *Speners* letzte Krankheit die fast einzige seines Lebens genannt wird: so giebt das Anlass zu der Meinung, es sey keine bedeutende Krankheit von ihm bekannt, da doch deren von *Canstein* im 5 und im 11 §. erwähnt werden. Von seinen Verdiensten um die Kirche und die Theologie hat Hr. *H.* fast Nichts, verspricht aber, von *Sp.* als Schriftsteller bey einer anderen Gelegenheit zu reden. *Schade's* Lebensbeschreibung beschliesst Hr. *H.* so: „In der Wissenschaft des freundlichen *Lebens* ist *Sch.* ohne Zweifel von Manchem übertroffen, am meisten von *Spener*; in der Wissenschaft zu *sterben* kann ihn Niemand übertreffen, und selbst *Spener* kommt ihm hierin nur gleich. Im Leben lastete schwer auf ihm der bestehende Gedanke, dass er von jeder Seele in seiner Gemeinde dereinst Rechenschaft ablegen müsse; darum ruhete er *nie*, und vermochte sich selbst nimmer zu befriedigen, vielleicht weil er mit unter sogar das Unmögliche von sich verlangte. In *Spener* war Alles ewige Ruhe, Klarheit und Gelassenheit; in seinem Freunde alles Eifer, Blut, Thränen und Flamme in Fülle und Reinheit." — Die biographischen Notizen beginnen mit einer bitteren Spottes vollen Schilderung des *Franz de la Mothe le Vayer*, welche in einer Sammlung „freundlicher Schriften" schwerlich am rechten Orte steht. Dann giebt Hr. *H.* aus den *Unschuldigen Nachrichten* Einiges aus dem Leben eines *Georg Friedr. S.*, zum Beweise, wie „das Schicksal auf Kosten der Gelehrten, besonders der Deutschen, die Figur des Sarkasmus, (des) Diasyrmus und der Mimesis auf eine eben nicht erfreuliche Weise anwende." Diese Art, über das Geschick zu sprechen, scheint sich mit den aus der Novelle hervorleuchtenden Grundsätzen kaum zu vertragen. Der Mann übrigens, den Hr. *H.* bloss nach den Anfangsbuchstaben kennt, hiess *Schnaderbach*. Sein „Biblisches Seelenkleinod, vorstellend einige von der Seelen handelnde Sprüche der H. Schr., sonderlich aus den 5 Büchern Mosis, s. chr. Gemeinde in Wochenpredigten vorgehalten," erschien Frankf. und Leipzig bey Zeitler, 1704 in 8. — *Jöchers* Nachricht von *Shakespeare* theilt Hr. *H.* „mit einer wahrhaften Gemüthsfreudigkeit" mit, und hält sie für „bey weitem ergötzlicher, als das flachpathetische Gerede, mit welchem *Pope*, *Steevens* u. s. w. *Sh.* heimsuchten, ein Gerede, das ehedem auch in Deutschland für gründlich und sinnreich gehalten wurde." — Noch giebt Hr. *H.* aus *J. W. Petersen's* Leben die *Peter Günthern* betreffende Episode, einen rechtschaffenen Schmidsgesellen, der, weil er von Christo nicht die herrschenden Vorstellungen hatte, nach Einholung des Gutachtens der Universitäten zu Kiel und zu Wittenberg, im J. 1687 in Lübeck hingerichtet wurde. *Petersen* richtete mehr bey diesem Menschen aus, als Andere; Hr. *H.* zieht daraus die Lehre, die nie genug wiederholt werden kann, „dass wir nur mit Liebe und Vertrauen, mit Kraft und Milde auf irre geleitete Gemüther wirken können." „Das Heilige, setzt er hinzu, lässt sich nicht erstürmen, und auch nicht in die Brust Anderer hineinstürmen." — III. *Andeutungen vermischten Inhalts.* Unter manchen recht guten und gutgesagten Gedanken finden wir hier doch auch manche wenig oder nichtssagende, räthselhafte, witzelnde, nebst etlichen unfreundlichen. Wenn behauptet wird, nur der wahre Christ könne wahrhaft scherzen: so sollten auch die Begriffe des wahren Christen und des wahren Scherzes bestimmt seyn. — Wenn der Dichter nicht bey Weitem besser ist, als seine Werke, mögen sie auch seyn, als habe sie ihm der ganze Olymp ausarbeiten und feilen helfen: so hat er sie, sagt Hr. *H.*, eigentlich nicht geschrieben. In wiefern denn nicht? — „Nero's Streben, bewusst oder bewusstlos, ging dahin, die Tyranney und die frevelhafte Willkühr zur Poesie zu erheben, und die Sünde mit dem Purpurgewande der Romantik zu umhüllen!" — „Ob es wohl überhaupt eine andere wahrhaftige und vollständige Poesie giebt und geben könne (kann), als eine rein christliche?" Was soll der Leser mit dieser so hingeworfenen Frage machen? Ob sie bejahet oder verneinet werden müsse, das hängt von der Art ab, wie die darin vorkommenden Begriffe bestimmt werden. — „Der Teufel ging von einem irrigen Obersatze aus, und, da er folgerecht ist: so müssen auch alle Untersätze irrig seyn." Als wenn man nicht zu einem unrichtigen Obersatze einen richtigen Untersatz behaupten könnte! Die Folgerich-

tigkeit oder ihr Gegentheil tritt erst ein, wenn aus Ober- und Unter-Satz geschlossen wird. Selbst wenn wir statt Untersätze Folgesätze lesen, ist des Vfs. Behauptung noch nicht richtig. Denn man kann aus falschen Voraussetzungen folgerecht schliessen, und doch auf wahre Behauptungen kommen, die freylich ihren wahren Grund anderswo haben. — „Man soll nicht eine Brücke bauen wollen von der Philosophie zur Religion." Wahr und falsch, je nachdem man es versteht. Die dem angeführten folgenden Sätze sollen wohl auf den rechten Sinn führen; aber sie sind selbst zu unbestimmt. „Man soll nicht die erstere, die ihrer Natur nach farblos ist, wie das Element des Wassers, mit der Religion färben und glühen wollen. Man soll nicht dem Teufel eine Kapelle bauen neben dem Tempel Christi; wohl aber jener Philosophie, die sich bescheide, von göttlichen Dingen nicht reden, und (s. *Shakespeare's* Romeo und Julie) keine Julia machen zu können." Die inneren Revolutionen, die *Friedrich Schlegel* durchging, bezeichnet der Vf. so: „Zuerst gräcisirender Terrorismus, mit gewaltiger Halbkraft und Witz, doch ohne Humor, ohne Erkennung der Romantik und des Christenthums. Sodann reiner Hass, mitunter Ekel an der Zeit, beurkundet durch philosophisch-ästhetische Opposition gegen alles Herrschende, und Bereitung des höchsten Dichterthrons für *Goethe*, weil dieser damals *nicht* herrschte. Kecker philosophischer Atheismus, mit herrlichen Zeichen, dass er dem Besitzer selbst nicht genüge. Abgötterey mit dem Ich, das Gott und die Welt verschlungen. Vollendete witzige Willkühr und geistreiche Aufdenkopfstellung. Mystik, zuweilen nur Sehnsucht nach ihr. Vergessenheit des vaterländischen Bodens. Umhüllung mit südlichen Formen, aus denen aber der tiefe nordische Geist heraussah. Dann bey nicht mehr genügender isolirter Südlichkeit: Anbildung jegliches Fremden; Umherschauen nach allen Seiten; ästhetischer Kosmopolitismus. Pause. Wurzelung in sich selbst. Wiedergeburt. Ernster tiefer Katholicismus; Anerkennung der Grenzen und des Nichtgenügenden in der Philosophie. Reine Erfassung Gottes und Christi. Fröhliche Heimath in dem Gefundenen. Hingebung an das Vaterland und dessen Geschichte, Wissenschaft, Poesie und Glauben. Es ist erfreulich, setzt Hr. *H.* hinzu, anzuschauen, wie der geistreiche Mann jetzt so gesichert dasteht." Was aber, „obwohl es wahrscheinlich schon in ihm wohnt," der Vf. an ihm noch vermisst, meint dieser durch das Wort *Musik* bezeichnen zu können. — Die kurze Vertheidigung und Charakterschilderung *Seneca's* (S. 184 ff.) gehört zu den vorzüglichsten Stücken dieses Abschnittes. Der IV. hat die Aufschrift: *Zur Kritik der Deutschen Dichtkunst*, und giebt zuerst *scherzend-ernste Gedanken zur Kritik über die Kritik*, welche viel Wahres enthalten. Doch wird der gerechte Tadel schon darum wenig fruchten, weil er zu sehr im Allgemeinen bleibt. Noch findet man hier Recensionen von einigen Schriften der Frau Baronin *de la Motte Fouqué*, von *Heinrich von Collins* sämmtlichen Werken, von *Werners* Wanda, 24sten Februar, und Kunigunde, und von *Kleist's* Käthchen von Heilbronn; ferner verschiedene Bemerkungen nach der Lectüre sehr verschiedener Schriften, oder nach der Aufführung sehr verschiedener Schauspiele; am ausführlichsten über Otto von Wittelsbach und Hamlet. Sehr lesenswerth. Unter den *Gedichten*, die der V Abschnitt enthält, ist keines von ausnehmender Kraft, auch setzte der Vf. selbst ihnen *Schillers* Worte vor: „Des Augenblickes Lust hat sie geboren, sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen." Eines der kürzesten mag hier stehen:

Musik.

Edle Naturen veredelt Musik; doch flache verflacht sie:
Was Polyhymnia spricht, hört nur das tiefere Herz.

Die an des Dichters Gattin gerichteten werden fühlende Gemüther nicht ohne Theilnahme lesen. Gegen seinen Versbau ist Manches zu erinnern.

HIKL.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Halberstadt*, b. Vogler: *Leben und Thaten Friedrichs des Einzigen (,) Königs von Preussen (,) in einer Reihe von Kupferstichen und Holzschnitten (,)* gesammelt von *J. F. Krieger*. 1817. XVI u. 64 S. 8.

Der Vf. hat sein Schriftlein im umgekehrten Incognito in die Welt geschickt; während Stattliches gemeldet worden, tritt ein Hoffährtiger ein, preiset seinen Trödel an, als „*Leben und Thaten des Einzigen*," und erhebt ihn S. IX „*zu einem Panorama mit dem Gesammtüberblick alles des Grossen, Kräftigen und Schönen, das aus seiner* (Friedrichs) *magischen Wirksamkeit entstand.*" — Tritt man näher: so findet sich nur ein dürres Verzeichniss einer curiosen Sammlung von Bildnissen Friedrichs und von Scenen aus dessen Lebensgeschichte. — Die armselige Leidenschaft, etwas complet, ja übercomplet haben zu wollen, ist unter uns nicht selten; seltener ist verständiges Anordnen, welches auch bey der vorliegenden Sammlung gänzlich fehlt. Die Anordnung der Blätter ist völlig zweck- und ideenlos, wie Kinder zusammenzureihen pflegen, nach äusseren Dingen und zufälligen Abzeichen, z. B. „I. *Bildnisse*, 1) *in ganzer Figur*, 2) *zu Pferde*, 3) *im Brustbilde*; a) *mit bedecktem Haupte*, b) *mit unbedecktem Haupte* u. s. f. Die Stücke der einzelnen Abtheilungen sind nicht einmal biographisch geordnet; noch weniger sind die Bildnisse näher bezeichnet, welche von den Zeitgenossen als *wahrhaft* ähnlich anerkannt wurden und den späteren Künstlern zu Typen dienten, wodurch ein solches Verzeichniss den Nachkommen hätte nutzbarer werden können, als durch den „*seinen alten Knaster*" S. 17, „*die Schellen-Zwey*" und „*den ledernen Tobaksbeutel, bläulichen Abdruck*" S. 11.

Hr. *K.* soll für seine Sammlung zu Berlin einen Käufer suchen, welchen bald zu finden wir ihm wünschen, damit jene, von dem Unbrauchbaren gereinigt und verständig geordnet, eine Beysteuer werde zu irgend einem sogenannten vaterländischen Curiositätencabinette.

St. R. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 8.

ÖKONOMIE.

Rostock, im Selbstverlage der Gesellschaft und in Commission b. Stiller: *Neue Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft*, herausgegeben von *Franz Christian Lorenz Karsten*, Herzogl. Prof. der Ökonomie zu Rostock und der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft derzeitigem Secretär. 1 Jahrgang. 2 Hefte. 1815. XXVII u. 800 S. 8. (2 Rthlr.)

Bey Durchlesung dieser Hefte eines sehr ausgezeichneten Journals erwachte bey Rec. stärker als je der Wunsch, den er schon lange mit sich herumtrug: Jede Provinz möchte ähnliche Institute von gleich zweckmässiger Einrichtung und von gleichem innerem Gehalte besitzen, als Mecklenburg, Mähren und Thüringen sich erfreut. Solche provincielle Institute würden zwar weniger allgemeines Aufsehen erregen, aber den Provinzen, für die sie berechnet wären, gewiss den erspriesslichsten Nutzen schaffen. Fast jede Mittelstadt des Deutschen Vaterlandes hat ihr Intelligenz- oder Erinnerungs-Blatt, ihren Anzeiger oder wie die Namen solcher Erfindungen lauten mögen. Und was enthalten diese Blätter gemeiniglich? Politische Schwindeleyen, fade Erzählungen, geistlose Anekdoten, taube Raisonnements, erbärmliche Gedichte, leidenschaftliche Ausbrüche beleidigten Ehrgeizes und unbefriedigten Eigennutzes, oder kindische Charaden, welche Geschmack und Herz verderben, und eine Sehnsucht nach einem utopischen Zustande erregen. Benutzte man alle diese Blätter dazu, die Erfahrungen edler Männer in jedem Theile des praktischen Lebens aus seinen nächsten Umgebungen zu sammeln, und gemeinnütziger zu machen; wie viel mehr Nutzen würden sie alsdann stiften! Das Allgemeine (Theorie) wird ja erst in das praktische Leben eingeführt, wenn es individualisirt wird, und das wird es immer erst durch an Ort und Stelle gemachte individuelle Erfahrungen. Doch andächtig schwärmen, sagt *Lessings* Nathan, ist leichter als gut handeln.

Wir kommen auf unsere Annalen, worin wir so viele Männer geschäftig sehen, das allgemeine Elend zu lindern. Alle Aufsätze einzeln durchzugehen, verstattet der Plan dieses Institutes nicht. Daher verweilen wir nur bey den hauptsächlichsten, nennen mit Achtung die wichtigeren, und übergehen mit Stillschweigen die unwichtigen.

Zuerst sey hier genannt der Aufsatz des Hn. *Uffenhausen* zu Gottmansförde: *Über Verbesserung der Äcker mit kalkhaltigem Lehm oder Mergel* (St. 13. 14. 15. 16). Ein neues schönes Beyspiel, wie viel ein denkender Mann zu leisten vermag, wenn er die gegebenen Verhältnisse benutzend mit Kraft behandelt! Hr. *U.* verbesserte in wenig Jahren durch Mergelfahren einen sonst mageren Boden zum herrlichsten Körnerbau und trefflichen Graswuchs. In dem Mergel, der sich fast überall unter der Oberfläche der Erde findet, liegt für den Ackerbau ein ungeheuerer Fonds unbenutzt. Ihn hervorzuziehen, ist jetzt der grössten Aufmerksamkeit der Regierungen werth. Durch Anstellung fachkundiger Männer in jedem District, die den Landwirthen diese Erdart bekannt machten, und über die Behandlungsart derselben Unterricht ertheilten (s. *Rixens* Abhandlungen über den Mergel in den ersten Bänden der älteren *Thaerischen Annalen des Ackerbaues*), oft selbst in kleinen Wirthschaften auf Kosten des Staats die Mergelungen einzelner Äcker besorgten, würden diese Verbesserungen allgemeiner gemacht werden, und unendlichen Nutzen stiften. Eben darin, dass man in vielen Ländern die Fabriken zu sehr auf Unkosten des Ackerbaues begünstigte, liegt der Grund der gegenwärtigen Noth. Ackerbau ist die Basis alles gesellschaftlichen Wohlseyns. Jedoch kann Rec. nicht billigen, dass Hr. *U.* von einem gemergelten Acker eine, auch zwey Halmenfrüchte gleich hinter einander nimmt, ohne demselben Dünger zu geben. Gemergelte Äcker müssen nothwendig Dünger in dem gehörigen Masse erhalten, wenn man sie nicht, anstatt zu verbessern, ausmergeln will. Hiemit vergleiche man *Schröders* Bemerkungen über das Mergeln (46 Stück dieser Annalen). Mit voller Überzeugung unterschreiben wir das, was Hr. *S.* darüber sagt. Vier Stücke sind, ausser einer genauen Kenntniss des Mergels, vorzüglich von dem, der mergeln will, zu berücksichtigen. 1) Man bringe den Mergel vorzüglich frühzeitig auf den Acker, damit ihn die Winterwitterung noch gehörig bearbeiten und zersetzen kann. 2) Man wähle diejenige Mergelart, die dem Boden vorzüglich zusagt. 3) Vorzüglich in dem ersten Jahre des Auffahrens bearbeite man das gemergelte Feld nie anders als im staubdürren Zustande, und suche alle Erdarten auf

jede Weise gehörig zu mischen. 4) Man gebe auch bey der Mergelung den gewöhnlichen animalischen und vegetabilischen Dünger. Beobachtet man bey der Mergelung diess: so wird dadurch eine Verbesserung des Ackers auf lange Zeit hinaus bewirkt; vernachlässigt man es aber: so bringt das Mergeln im Anfange zwar einen ungeheueren Ertrag hervor, allein in der Folge ist völlige Erschöpfung der Erdoberfläche unvermeidlich.

Nach dieser Abhandlung folgen unseres Bedünkens *Bollbrügge's Aufsätze über Wechselwirthschaft in Mecklenburg* (St. 5. 6. 7), und der Nachtrag dazu St. 19 und 20. Hr. *B.* glaubt, in den grösseren Wirthschaften in Mecklenburg den Wechsel einzuführen, sey nicht nur unmöglich, sondern auch unthunlich. Er räth jedem grösseren Landwirth, neben der gewöhnlichen Koppelwirthschaft auf einzelnen, dem Wirthschaftshof zunächst liegenden Koppeln im Kleinen Wechselwirthschaft zu treiben. Ob wir gleich uns von Hn. *B's.* Gründen nicht überzeugt fühlen: so müssen wir doch seinem ruhigen Ernst, und den vielen in diesen Abhandlungen zerstreuten richtigen Ansichten Gerechtigkeit widerfahren lassen. In der Gegend, wo Rec. lebt, an der nordwestlichen Abdachung einer bedeutenden Gebirgskette des nördlichen Deutschlands, hat man in mehreren grösseren und kleinen Wirthschaften die Wechselwirthschaft (verständlicher Zweyfelderwirthschaft) eingeführt. Das für obige Gegend so ungünstige Jahr 1816 zeugte ganz zu Gunsten des Wechsels. Dreyfelderwirthe erbauten hier in diesem Jahr an Gerste und Kartoffeln kaum den Saamen wieder, die Wechselwirthe hingegen ernteten in Beiden Alle mittelmässig, Einige sogar reichlich. Auch kann Rec. aus 20jähriger selbsteigener Erfahrung versichern, dass das in dem Wechsel erbaute Korn aller Getreidearten einen weit grösseren inneren Gehalt hat, als das in der Dreyfelderwirthschaft erbaute.

In seinem Schreiben an den Redacteur der Annalen widerlegt Hr. Staatsrath *Thaer* (St. 27 und 28), wie es sich nicht anders von diesem Manne erwarten lässt, mit Umsicht und Würde Hn. *Bollbrügge's* Einwürfe gegen die Einführung des Wechsels. Angehängt sind diesem Schreiben noch einige ökonomische Erfahrungen. Sehr wahr ist die Bemerkung, dass bey Stallfütterung und gehöriger Vorsicht das Aufblähen des Rindviehes von grünem Klee ein äusserst seltener Fall sey. Rec. betreibt die Stallfütterung seit 18 Jahren, und noch nie ist ihm in dem Kuhstalle, wo die Monate Juny, July, August den Kühen nichts als grüner ungeschnittener Klee gereicht wird, ein Stück von dem Klee aufgebläht worden. Bey den Zugochsen hingegen, die den Futterklee während der genannten Monate täglich von dem Kleeacker hereinschaffen müssen, und denen während des Aufladens einiger Klee von den Arbeitern vorgeworfen wird, trat dieser Fall öfter ein. Die Begierde, mit welcher ein Thier den Klee verschlingt, sowie das Verschlucken der atmosphärischen Luft während des Fressens scheinen die Hauptursachen dieses Aufblähens zu seyn. Ob der gedüngte und gegypste Klee mehr aufblähe, als der mit anderen Materien gedüngte, darüber fehlen uns Erfahrungen. — Dass ein Schaaf mehr Wolle giebt, als das andere, hängt wohl meistens von der Race, weniger von der Fütterung ab, die unstreitig mehr auf die Elasticität der Wolle wirken mag. Ganz einerley in Bezug der Menge der Wolle ist es jedoch wohl nicht, ob ein Thier gut oder schlecht genährt werde.

Der Aufsatz des Hn. *Rixen* zu Knoop über *Bereitung und Nutzen des Formtorfs* (St. 8. 9. 10) enthält viele richtige Ansichten und Belehrungen. — Hr *Bollbrügge* beantwortet mehrere im vierten Stücke dieser Annalen aufgegebene Fragen (St. 12). Wenn Hr. *B.* die Ursachen, warum in dem Jahre 1812 so viele Kühe und Fersen (Kalben) nicht nach dem Rind begehrten, in der nasskalten Witterung dieses Jahres sucht: so stimmen unsere Erfahrungen damit überein. Nicht nur auf den Geschlechtstrieb, sondern auch auf den Bildungstrieb der thierischen sowohl als der vegetabilischen Welt hat die verschiedene Disposition und Beschaffenheit des Dunstkreises Einfluss. Alle Wirthschafter wissen aus Erfahrung, dass in manchem Jahrgange von unseren Hausthieren gesundere, auch schöner organisirte Junge fallen, als in dem anderen. Hr. *Bollbrügge* empfiehlt, um den Geschlechtstrieb bey dem Rindvieh aufzuregen, *Seestinte* (*stinci marini*). Spanische Fliegen, den weiblichen Individuen des Rindviehes eingegeben, bewirkt das Nämliche, wie auch Hr. *Thaer* in seinem Schreiben bemerkt; aber auch die Milch einer hitzigen Kuh aus der Periode der höchsten Brunst, einem anderen Stück gegeben, bewirkt das Gleiche. Wenn aber Hr *Thaer* sagt, er lasse seine Fersen, wenn es den Anschein bekäme, dass sie güste bleiben würden, einige Zeit hinter einander einspannen und von dem Rinde entfernen: so scheint derselbe Frage und Antwort in den Annalen in einem ganz anderen Sinne genommen zu haben. Der Grund, warum uns in einem Jahre unsere Hausthiere keine Jungen bringen, ist ein doppelter. Entweder erwacht bey den weiblichen der Geschlechtstrieb gar nicht (was Anfrager unstreitig meinte, und Hr. *Bollbrügge* auch im Auge hatte), oder er erwacht, dem Gang der Natur zuwider, öfter, und die Vereinigung beider Geschlechter bleibt ohne Folgen, wovon Hr *Thaer* spricht. In dem ersten Falle sind spanische Fliegen u. s. w. zu gebrauchen, in dem zweyten hingegen kann man Hn *Thaers* Vorschläge befolgen. Hiebey eine zweyte Anfrage an denkende Ökonomen. Nahmen auch sie, wie Rec., wahr, dass bey dem Rindvieh alle weiblichen Individuen, deren Geschlechtstrieb man gewaltsam aufreizte, schwächlichere und übelgestaltete Kälber brachten? — Die Nachschrift zu Hn. *Bollbrügges* Aufsatz über Wechselwirthschaft von dem Hn. Prof. *Karsten* enthält, sowie alle Nachschriften und Bemerkungen desselben Vfs., womit er die einzelnen Aufsätze versieht, treffliche Bemerkungen und Ansichten. Rec. bemerkt hiebey Folgendes: Seine Zugochsen gehen von der Mitte Aprils bis zu Ende October fast alltäglich an dem Wagen oder im Pfluge von 6 Uhr Morgens bis 6

Uhr Abends, die Fütterungszeit Mittags 11 Uhr bis Nachmittags 2 Uhr abgerechnet. Bis gegen das Ende Mays besteht ihr Futter aus Heu und Häckerlingsfutter, an welches letztere grüne Kartoffeln mit etwas Haberschrot gemengt werden. Der Ochse erhält in dieser Zeit allwöchentlich 9 bis 12 Pfund Haberschrot. Vom Anfange des Juny bis zur Mitte des Septembers erhalten dieselben bloss Klee und grüne Wicken, nicht zu Häckerling geschnitten, und daneben auch weder Schrot noch Körner, werden aber fortwährend in dem Stalle gefüttert. Bey dieser Fütterung verrichten sie ihre Arbeit alltäglich munter, und werden zu Ende des Novembers von den Fleischern sehr gesucht. Darauf wird jedoch mit aller Sorgfalt gesehen, dass die Ochsen nicht durch geschwindes Laufen übertrieben, dass sie alltäglich geputzt, und wohl auch gewaschen werden, und endlich ihr Futter ein Mal wie das andere Mal und zu der einmal bestimmten Stunde erhalten. Wechselochsen bey einem Ochsengespann kennt man in der Gegend des Rec. gar nicht. Hiesige Ochsen werden mit dem Ende, auch wohl schon mit dem Anfange des dritten Jahres eingespannt, und bis zum 6, höchstens 7 Jahre gebraucht, und alsdann an die fremden Fleischer stets verkauft. Ein solcher Ochse von 6 — 7 Jahren wiegt alsdann ausgeschlachtet 4 — 5 Centner, hat drey Steine bis einen Centner Inselt, und wird nach dem Mittelpreise um 50 bis 60 Reichsthaler, auch oft noch drüber, verkauft. Sein Fleisch ist weniger grob und sehr schmackhaft, weswegen auch die fremden Fleischer unsere Viehmärkte sehr zahlreich besuchen.

Die im 39. 40. 41 Stück der Annalen befindlichen Abhandlungen über die im Herbst 1813 in Mecklenburg herrschende *Rindviehpest* von Hn. Förster *Moller* und D. *Gerke* verdienen die Aufmerksamkeit aller Landwirthe. Beide Vff. empfehlen die Einimpfung der Pest als das sicherste Mittel, sie nach und nach ganz unschädlich zu machen. Hr. *M.* giebt S. 627 zur Impfung der Pest folgende Anleitung: „Man nimmt von einem mit der Seuche befallenen Haupte Vieh, bey welchem die Merkmale der Seuche gutartig scheinen, von der Materie, die ihm aus der Nase und dem Maule fliesst (je klarer, heller oder weisser diese ist, desto besser ist sie, man hüte sich aber, keinen grauen, grünen oder bläulichen Peststoff zu wählen), und impft mit derselben, ein, zwey, auch drey Haupt gutes, übrigens gesundes Vieh u. s. w. Stehen nun diese geimpften Thiere in der Seuche: so wählt man von dem, welches mit der gelindesten Seuche befallen ist, wieder Pestmaterie, und impft mit derselben andere 2 — 3 Häupter gesunden Viehes. Sind auch diese erkrankt: so sucht man abermals unter diesen den besten Impfungsstoff aus. Bey einer solchen Behandlung wird man sich überzeugen, dass die Pestmaterie immer heller, mithin bey jeder neuen Impfung immer gutartiger wird." Hr. D *Gerke* empfiehlt nach *Pessina's* in Wien Vorschrift als ein sicheres Mittel in der Seuche, wenn man nicht impfen wolle, die mit Eisentheilen geschwängerte Salzsäure. Über die ganze Cur muss man den Aufsatz desselben selbst nachlesen. Man erlaube uns hier eine kleine Abschweifung. In hiesiger Gegend hat man seit dem J. 1761, wo aber auch nur ein einziger Stall ausstarb, die Klauenseuche abgerechnet, von keiner Seuche gehört. Obschon 1813 und 1814 grosse Heerden Podolischer und Ungarischer Ochsen den Armeen nach hierdurch getrieben, und in den Dörfern einquartirt wurden, Eigennützige erkrankte Stücke den schärfsten Befehlen entgegen kauften, und unter dem eigenen Vieh verbargen; ungeachtet unsere Ochsen und Kühe in den Jahren 1806. 1809. 1812 und 1813 fast nicht von der Vorspanne bey dem hässlichsten Weg und Wetter zurückkamen: so hat sich doch die Viehpest nicht gezeigt. Nach der Schlacht bey Leipzig hatte fast jede Stadt ein Lazareth, woher sich über die ganze Provinz die pestartigsten Nervenfieber verbreiteten, und Tausende von Einwohnern dahinrafften, das Vieh aber erhielt sich gesund. Auch hier wird in vielen Jahren Heu und Stroh ganz schlecht eingebracht. Woher die Seltenheit dieser Landplage hier, da in Mecklenburg, den Marken, Hannover fast in jedem Jahre einzelne Orte sie fühlen? Liegt die Ursache in klimatischen Eigenheiten? Giebt die Behandlung des Viehes dazu Veranlassung, oder ist eine Race für das Pestübel empfänglicher als die andere?

Im 3 und 4 Stück räth Hr. Garteninspector *Schmid*, die Kunststrasen zu beiden Seiten mit Bäumen zu bepflanzen. Ob die Breite von 48 Fuss für diese Strassen hinlänglich sey, wenn, wie er vorschlägt, die Bäume innerhalb der Seitengräben auf die Strassen selbst gepflanzt werden sollen, bezweifeln wir. Auch würden wir zur Anlage dieser Strassenalleen nicht Mispeln, Quitten, Corneliuskirschen, *pomme d'Astrakan*, *passe pomme rouge d'été*, Pfundbirne, *Beurre grise*, gelbe Mirabelle und mehrere andere Arten mit aufgeführt haben.

Die Beantwortung der Frage (St. 23): *Ist es in hüttenmännischer Rücksicht vortheilhaft, den bey Domiz vorkommenden Raseneisenstein zu verschmelzen und als Gusseisen zu benutzen?* Von einem *Ungenannten* — enthält sehr viel Gutes. Der in eben diesem Stück von dem Hn. Prof. *Karsten* erwähnte *Sommerstaudenroggen* ist unstreitig eine durch Cultur entstandene Spielart des gewöhnlichen Sommerroggens, die unter entgegengesetzten Verhältnissen ihre angebildete Vollkommenheit sehr leicht wieder verliert.

St. 49. *Woran erkennt man es mit Gewissheit, ob Korn, zur Saat bestimmt, aufgehen werde?* Von *Eduard Stern.* So wenig uns die verschiedenen Aufsätze des Vfs. in diesen Annalen wegen des unverkennbaren Bestrebens nach Witz gefallen wollten: so verdient doch gegenwärtiger Vorschlag Aufmerksamkeit und nähere Prüfung. Hr. *Stern* sagt: Wirft man ein Korn in ein mit reinem klarem Brunnenwasser gefülltes Glas, und steigt von ihm eine kleine Blase zur Oberflache empor, oder hängt sich die Blase an die Keimspitze des Korns an: so ist es zum Aussäen tüchtig.

Der *Vorschlag zur Güte, um unsere Landwirth-*

schaft (in Mecklenburg) *zu heben*, von *R.*, ist sehr gut; nur zweifeln wir, ob die Verbesserung der Landwirthschaft von Oben herab kommen müsse. Wir glauben vielmehr, dass, so wie überall, auch bey der Landwirthschaft alles Gute und alle Verbesserung von Innen heraus, von dem Volke selbst, d. h. von dem gesunden Theile, den Besseren des Volkes, hervorgehen müsse. Die Regierung trete hinter den Verhang, verhalte sich scheinbar leidend, verliere aber das Streben des Volkes, seinen Geist und dessen Richtung nie aus den Augen. Kennt eine Regierung dieses: dann wird sie leiten, ordnen, unterstützen, herbeyschaffen und fördern können, ohne dass der Haufe es merkt, sie sey mit im Spiele. Auf diesem Wege giebt jede Regierung ihrem Volke eine Art von Freyheit, und der Privatmann, wenn er zu rechter Zeit und auf die rechte Art unterstützt und ermuntert wird, leistet mit geringen Mitteln weit mehr, als die Regierung mit grossen Aufopferungen. Nicht selten fällt die Letztere, wenn sie selbst eingreifen will, Schwindlern oder Eigennützigen anheim, und ihre edelsten Absichten bleiben unerreicht.

Wir empfehlen ferner, ohne unsere Zweifel und Ansichten über Einzelnes erwähnen zu können: St. 1: *Muthmassungen über die künftigen Productenpreise in Mecklenburg*, von einem *Ungenannten*. St. 12 und 16: *Woher bekommt man in den verschiedenen Gegenden Mecklenburgs auf die wohlfeilste Art Gyps u. s. w.?* von einem *Ungenannten*. St. 24: *Karsten*: *Über Benutzung der Knochen von Schlachtvieh, sowie der Knochen und Hörner von crepirtem Vieh*. S. 31: *Vorschläge und Ansichten* von Hn. Graf *Schliz* auf Karstorf, nebst Anmerkungen des Hn. *Karsten*. St. 33 und 34: *Schmidts Vorschlag, wie dem in Mecklenburg hie und da herrschenden Holzmangel durch Anpflanzung der Pappeln, besonders der Canadischen, abgeholfen werden könne*. St. 35: Graf *Schliz* zu Karstorf: *Ist bey gegenwärtigen Zeitumständen in Mecklenburg eine Viehassecuranz möglich?* Im nämlichen Stück die mit *v. M.* unterzeichneten *Bemerkungen über Herabsetzung des Zinsfusses*. St. 47: *Etwas, das der Mecklenburger Koppelwirth dem Wechselwirthe nachmachen kann*, von *E. S.*

Wenn solche Männer, wie hier, im Verein an Besserung der Landwirthschaft und Begründung des Landeswohls arbeiten: dann wird zu diesem Lande auch Wohlseyn zurückkehren. Möchten ihrem Beyspiele viele Andere folgen!

dy.

Liegnitz, b. Kuhlmey: *Beyträge zur Verbesserung des Deutschen Landbau's*, von *Ernst Block*. Nebst 2 Kupfern. 1817. VIII u. 185 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das Buch enthält 13 bald längere bald kürzere Abhandlungen über verschiedene Gegenstände des Ackerbaues. Wir führen diese Nummern mit Andeutung des Eindrucks, den jede einzelne auf uns gemacht hat, hier an. No. 1. *Über Nachahmung und Benutzung der Witterung, des Klimas u. s. w.* Zu allgemein und oberflächlich. No. 2. *Über den Kartoffelbau*. Sehr gut und praktisch. Rec. bemerkt hiebey, dass eine Kartoffelart, wenn mehrere Jahre hinter einander immer die kleinen unreifen Knollen von ihr ausgelegt werden, sich ganz verschlechtert. Ein Vortheil des Fruchtwechsels ist es, dass bey ihm, da die Kartoffeln in die Winterroggenstoppel kommen, ihr Ertrag immer sicher ist. No. 3. *Anweisung, das Gerathen der Winterung im Kartoffellande zu sichern*. Das beste Mittel sey, das Kartoffelland mit den Schaafen betreiben zu lassen, den Saamen unterzuackern (auch den Roggen?) und nachher nicht zu eggen. No. 4. *Benutzung des unter Cultur stehenden Landes*. Zu allgemein. No. 5. *Wiesencultur und Wiesenverjüngung*. Nicht mehr, als *Pohl* in seiner Schrift über diesen Gegenstand sagt. No. 6. *Allgemeine Anzeigen der bevorstehenden Witterung*. Die allbekannten Merkmale der Änderung der eben bestehenden Witterung, die aber durch Lage und viele andere Eigenthümlichkeiten einzelner Orte sich an jedem einzelnen Ort in das Unendliche modificiren. No. 7. *Über das Dörren des Heues*. Die allgewöhnliche Methode. No. 8. *Der Wendehacken und die Schaufelegge, als die sichersten Mittel zur Verminderung des Zugviehes*. Auf leichtem Gebirgsboden zugestanden, nicht aber bey schwerem bindendem Thonboden. Die Schaufelegge ist in den Sächsischen Landen hie und da unter dem Namen des *Geyers* in Gebrauch. No. 9. *Die Wahl eines Wirthschafters*. Es hätte wohl tiefer Gedachtes sollen über diesen Gegenstand geschrieben werden, als hier zu lesen ist. No. 10. *Anwendung des Fruchtwechsels*. Eine bloss lobpreisende Anempfehlung desselben, die oft in das Komische hinüberschweift. S. 137 heisst es z. B., *Thaer habe* kaum die Lehre des Fruchtwechsels ausgehaucht u. s. w., oder was ein wohlthätiger Regen im Sommer den Pflanzen, das sey *Thaers* Lehre dem Ackerbau. Der erbittertste Widersacher *Thaers* wird und muss es zugestehen, dass er die grössten Verdienste um die Deutsche Landwirthschaft habe; möchten aber nur seine Lobredner bedenken, dass es jedem bescheidenen Manne eine höchst schmerzhafte Empfindung verursacht, wenn man ihm das Rauchfass an den Kopf wirft! Diesen Lobrednern könnte man wohl mit *Bürgern* zurufen: Nun, nun, verschütt' er nur nicht gar das Kindlein sammt dem Bade. No. 11. *Beytrag zur Wasserfurchen-Lehre*. Praktisch. No. 12. *Über Kleefütterung der Pferde*. Unbedeutend. No. 13. *Die beste Benutzung der Futterabgänge des Kraftmehls*. Ebenfalls unbedeutend.

dy.

Alles ist verschwunden durch den bekannten Ukas des Kaisers Alexander vom J. 1804. Der Bauer sitzt nun fest auf seinem Hofe, ohne Verbrechen begangen zu haben darf ihn der Herr vom Hofe nicht entfernen, die körperlichen Strafen treffen nicht ferner das Unglückskind, es darf verklagen den Bedrücker, und die Klage findet Erhörung; es weiss mit fester Bestimmung, was es zu leisten hat für seinen Antheil am *Haaken*. Jedes Herrngut besteht aus einer Anzahl von Haaken, öfters 25 und noch mehr, und der Haaken ist ein Trumm Landes von abweichender Grösse, im Durchschnitte mehr als eine halbe □ Meile, theilt sich in 480 *Loofstellen*, und jede Loofstelle enthält so viel Ackerfeld, dass sie ein Loof Getreide oder 108 Pfund zur Aussaat fodert. Aber nur ein Viertel des Haaken ist Getreideland, das Übrige besteht aus einschürigen Wiesen, Waldung, Morast u. s. w. Eine Bauernfamilie könnte den Anbau eines ganzen Haakens nicht besorgen, ihr Antheil ist daher gewöhnlich ein Viertelhaaken. Von diesem leistet sie dem Herrscher ihre Abgaben, ein Viertel *in natura*, Getreide, Geld, drey Viertel durch Arbeit. Von dem Viertelhaaken müssen 6 Personen das ganze Jahr hindurch jede 2 Tage in der Woche für den Herrn arbeiten; folglich bringt das Jahr dem Bauer 612 Arbeitstage. Da zieht nun der Vf. S. 27 die Berechnung von dem Glücke der leibeigenen Bauern. 15 Loof baut er an. Eine gesegnete Ernte giebt im guten Lande sechsfachen Ertrag, er erhält also 90 Loof oder Baierische Centner Getreide. 15 Centner muss er bey Seite legen zur künftigen Aussaat; 12 bis 15 Personen sind unentbehrlich auf seinem Hofe, jede braucht nach hergebrachter Rechnung 4 Loof zu ihrer Nahrung; folglich bleiben 15 Loof übrig. Wenn er diese nebst dem gezogenen Vieh, Hanf, Flachs verkauft: so kann er leicht seine Bedürfnisse sich verschaffen, und bey gehöriger Sparsamkeit etwas zurücklegen. — Schöne Rechnung, genau besehen Elend im Hintergrunde. Der Vf. vergisst in Anschlag zu bringen, dass der Bebauer ausser den 624 Arbeitstagen an den Gutsherrn ein Viertel *in natura* zu zahlen hat, dass der sechsfältige Ertrag nur auf guten Feldern und nicht mit jedem Jahre als Regel angenommen werden darf, da häufig unfruchtbare Jahre eintreten; dass statt der 12 bis 15 Personen auf dem Hofe sich oft die gedoppelte Menschenzahl findet und finden muss, wenn neben der Arbeit des Herrn zugleich die Bauernarbeit bestellt werden soll; dass Alle diese auf Kosten des Bauern leben, Kinder zum Daseyn bringen, weil Alles im Gemenge durch einander lebt und liegt. Bringt man alle diese Übel in Vereinigung: so begreift sichs kaum, wie der Hofbauer sein jammervolles Leben durchleben kann. Nur der Gutsbesitzer und der Vf. mit ihm mögen das Gegentheil glauben, selbst nach folgender Beschreibung einer Bauernwohnung S. 31 und 33. Das Haus besteht aus über einander gelegten Balken, zusammengefügt an den vier Ecken, so gut als es die Kunst des Bauern vermag, welcher alle seine Bedürfnisse sich selbst verfertigt. Viele dieser Hütten sind halb eingefallen; von oben schützt eine schlechte Strohdecke gegen die Nachtheile des Wetters, das Innere zeigt eine oder zwey Stuben, ohne Schornstein, Bett oder Hausrath; einige Bänke zur Schlafstelle, Mauern, schwarz wie das Innere eines Ofens, Fenster eine Seltenheit. — Die Schweine wohnen also bey uns besser, als der Mensch in Liefland, und was mag es frommen, wenn der Vf. von einigen Ausnahmen spricht, oder wenn er S. 48 die Bedingungen zusammenstellt, bey deren Zusammentreffen der Leibeigene ein wohlhabender Mann werden kann: einen grossmüthigen Herrn, gesegnete Felder, fruchtbare Jahre. Ein Dorf findet sich nicht; in weit zerstreuten Höfen hat der Bauer seinen Aufenthalt; die schlecht besuchte Pfarrkirche erreicht Mancher kaum mit drey Stunden Weges, vom Christenthume sind also bloss einige äussere Gebräuche in der Übung. Der allgemeine Centralpunct ist des Edelmanns Schloss, dort finden sich Handwerker aller Art, sämmtlich Leibeigene, auf Kosten des Herrn gebildet, vieles Hofgesinde, welches einen Theil der Einkünfte verzehren hilft. Ein grosses Liefländisches Gut würde bey uns eine ansehnliche Grafschaft vorstellen: denn die 25 Haaken, von denen bisher die Rede war, machen nur die eine Hälfte des Ganzen aus, die bessere behält sich der Gutsbesitzer vor, und eben zu dem Anbaue dieses Aufgutes werden die 624 Frohntage der Leibeigenen verwendet. Den Ertrag von jedem Haaken schätzt man auf 1200 Albertsthaler oder Kronenthaler, aber beynahe ⅗ von dieser Summe verzehren die Ausgaben. Das ganze Gut erträgt daher ungefähr 10,000 Albertsthaler, und der Besitzer ist eine Gottheit in der Mitte der Seinigen; er befiehlt, und alle Umgebungen sind einzig auf der Welt, um ihm zu gehorchen. Aber ihm fehlt höherer Lebensgenuss, gesellschaftlicher Umgang mit freyen Nebenmenschen; es fehlt viel an Behaglichkeit, wo Knechtschaft an der Ordnung des Tages ist; er würde nichts verlieren und glücklicher leben, könnte das bestehende System in ein freyeres umgewandelt werden; aber man überdenke den Zusammenhang und schliesse auf die Möglichkeit. An dieser Möglichkeit scheiterten bis jetzt alle die menschenfreundlichen Entwürfe des Kaisers Alexanders. Sklaverey ist hier so innig mit allen Einrichtungen verwebt, dass nur eine allgemeine glückliche Revolution die Bande zerreissen könnte. Mehrere interessante Angaben über die Lage, Fruchtbarkeit einiger weniger Gegenden, über die Bevölkerung von 700,000 Einwohnern, gegen welche die 50,000 in den Städten wohnenden nur den vierzehnten Theil ausmachen u. s. w., müssen wir hier übergehen, und den Leser auf den Aufsatz selbst verweisen. — Die zweyte historische Abhandlung: *Die Vereinigung des Baierischen Staates aus seinen einzelnen Bestandtheilen*, historisch entwickelt durch *Carl Heinrich v. Lang*, zweyte Abtheilung, kennen unsere Leser durch eine frühere Recension als einen schätzbaren, mit sorgsamer Mühe und historischer Kritik geförderten Beytrag zur Baierischen Geschichte. — Die dritte Abhandlung: *Über eine sehr seltene Münze von Mytilene auf Lesbos* von *Franz Ignaz von Streber*, Conservator des königlichen Münzcabinets, giebt bloss den

Vorschmack von ungleich reicherer Ernte im folgenden Theile. Mit siegenden Gründen wird bewiesen, dass eine Münze mit der Umschrift Θεοφανης — Θεος, und in der Mitte des Felds Μυτι. nicht als eine Vergötterung des berühmten Geschichtschreibers Theophanes erklärt werden dürfe, wie es bisher geschehen ist, sondern dass der vom August zum Prätor von Asien ernannte Sohn des Geschichtschreibers dem vergötterten Kaiser zu Ehren diese Münze in seiner Vaterstadt Mytilene habe besorgen lassen.

Der Abdruck des 5ten Bandes, die Jahre 1814 und 1815 enthaltend, verspätete sich, wie wir aus dem Titel sehen. An der Spitze erscheint wie immer die Aufzählung der Versammlungen, nebst einer Anzeige der in denselben abgelesenen Abhandlungen. Sie sind meist besonders gedruckt, und zum Theil in unseren Blättern schon beurtheilt. Dann folgt die Anzeige von der ihrer inneren Vollendung mehr und mehr sich nähernden königlichen grossen Centralbibliothek, und endlich von den Preisaufgaben. Wegen der älteren, was unter den Herzogen Wilhelm IV und Albrecht V für die Wissenschaften geschehen sey, konnte keine der beiden eingegangenen Bearbeitungen den Preis erhalten. Sehr natürlich; was läfst sich sprechen über einen Zeitraum, wo die Verbreitung von Luthers Lehre Zurückhalten des freyen Denkens für jeden Fürsten zur Nothwendigkeit machte, der sein Land nicht in dem Strome mit fortreissen lassen wollte. Auch die Preisfrage über Plato und die genaue Beurtheilung seiner ächten und unächten Schriften u. s. w. konnte keine ganz befriedigende Lösung finden, weil man mehr foderte, als eine in kurzem Zeitraume geförderde Abhandlung zu liefern fähig ist; kaum vermag es ein Studium von vielen Jahren. Auch die in dem vorliegenden Bande bekannt gemachte historische Preisfrage hat kein besseres Schicksal gehabt: „eine vollständige und pragmatische Bearbeitung der Regierungsgeschichte sämmtlicher Söhne Kaiser Ludwigs des Baiern.“ Wer sie unparteyisch würdigt, erhält als Resultat: sie waren sämmtlich des Vaters unwürdig; er hat Bayern mächtig, blühend hinterlassen, durch ihr Benehmen wurde es zerstückt, verkümmert u. s. w. So etwas läfst sich aber in einer Preisschrift nicht niederschreiben. Wenn ein Baier der Gegenstand des literarischen Wetteifers werden soll, warum kommt der Gebärtete Ludwig nicht an die Reihe? Ganz gewiss der durch Geistesstärke am meisten ausgezeichnete (und doch sehr häufig verkannte) unter allen Herzogen Baierns vom K. Ludwig bis auf Maximilian.

Als philologische Abhandlung steht an der Spitze: *Über die Bildsäule der schlafenden Ariadne, sonst Kleopatra genannt, auf einer seltenen Münze*, von *Friedr. Jakobs.* In einer Gallerie des Vaticans findet sich eine schlummernde Frau, lange als Kleopatra begrüfst, weil eine Schlange ihren linken Arm umgiebt. Eine Münze im Herzogl. Cabinet zu Gotha giebt aber den Aufschluss, dass es eine schlafende Ariadne ist. Die Bündigkeit der Darstellung macht die Hauptsache bey diesem nicht sehr bedeutenden Gegenstande. 2) *Über das menschliche Wahrnehmungsvermögen*, von *Cajetan von Weiller.* Eine in das Tiefe gehende Untersuchung, mehr enthaltend, als der Titel verspricht, aber eben daher in sich selbst verwickelt, so dass Rec. sein Unvermögen bekennt, auch nur eine befriedigende Anzeige des Ideenganges in das Kürzere ziehen zu können. — Überwiegend an Zahl erscheinen nun wieder in langer Reihe die Aufsätze über naturhistorische Gegenstände; ihnen dient eine mathematische als Beyläuferin. 1) *Anaces, eine neue Pflanzengattung* von *Franz Paula von Schrank.* Er kennt Gewächse, bey *Linné* unter der Gattung *Coreopsis* begriffen, welche keine Grammen haben, und erhebt sie zu einer eigenen Gattung Namens *Anacis*, von ihm ins Deutsche übersetzt *Ohnezahn.* Die Charaktere werden genau bezeichnet, wie man es von dem Vf. gewohnt ist. 2) *Über den Crocodilus priscus, oder über ein in Baiern gefundenes schmalkieferiges Krokodil, Gavial der Vorwelt*, von *Samuel Thomas von Sömmerring.* Mit sorgfältiger Umsicht liefert der Vf. die Entdeckungsgeschichte einer bey Sohlenhufen in Baiern gefundenen grossen Versteinerung. Sie hat Ähnlichkeit mit dem Krokodil, ist aber eine von den Schöpfungen der Vorwelt, welche lebend nicht weiter vorhanden ist. Die sehr pünctliche Beschreibung des Geschöpfs wird anschaulicher durch die beygefügte Zeichnung. 3) *Über die Natur, Beschaffenheit und bessere Verfertigung der ungleicharmigen Römischen, oder unrichtig sogenannten Schnellwagen*, von *Ignaz Pickel*, Prof. der Mathematik und Physik in Eichstädt. Jedermann erkennt die Unentbehrlichkeit der Schnellwagen zur genauen Bestimmung grosser Lasten. Aber so manche werden verfertigt, ohne dass der Künstler mit den Grundsätzen bekannt ist, welche die erfoderliche Zuverlässigkeit geben. Hier sind sie sehr pünctlich, theoretisch und praktisch entwickelt; nur gegen die Deutlichkeit möchte vielleicht kleine Einwendung gemacht werden. 4) *Über eine neue Art Wein zu veredeln*, von *Samuel Thomas von Sömmerring.* Durch vielfältig angestellte Versuche hat es der Vf. zur Gewissheit gebracht, dass Weingefässe statt des Stöpsels u. s. w. mit einer Rinderblase fest geschlossen, zwar den wässerigen, aber nicht den geistigen Bestandtheilen des Weins Durchgang gestatten, dass folglich die Quantität vermindert, die Qualität hingegen beträchtlich erhöhet wird. Rec. zweifelt um so weniger an der Richtigkeit dieser Erfahrungen, da die Italiäner längst schon, um ihren leichteren Weinen grösseren Gehalt und Dauer zu geben, die Bouteille statt des Korks mit einem Stückchen Blase zubinden.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, auf Kosten der Akademie: *Denkschriften der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu München* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

5) *Beyträge zur Geschichte des Jods*, von *Reinhold Ludwig Ruhland*. 6) *Annotationes ad theoriam atque historiam perturbationum coelestium pertinentes, auctore Carolo Guil. Andr. Pfaff, Prof. Norib.* 7) *Plantae nonnullae horti academici Monacensis, descriptae atque illustratae. Auctor Car. Frid. Phil. Martius, Med. Doct.* Die beschriebenen Pflanzen sind die *Pulmonaria tuberosa*, *Onochilis palla*, *Pityranthus crassifolius*, *Stachys arabica*, *Pelargonium sanguinaum*, *Pelargonium pumillum*, *Pelargonium amplissimum*, *Phyllanthus contoniensis*, *Phyllanthus niruri*. 8) *Bestimmung des Brechungs- und Farben-Zerstreuungs-Vermögens verschiedener Glasarten, in Bezug auf die Vervollkommnung achromatischer Fernröhre*, von *Joseph Fraunhofer*, in Benedictbaiern. Das Publicum kennt die trefflichen Kunstanstalten von mancherley Art, angelegt zu Benedictbaiern durch den Hn. Geh. Rath *v. Uzschneider*. Unter denselben zeichnen sich die in hoher Vollkommenheit verfertigten achromatischen Fernröhre aus, oder vielmehr das zu diesem Endzwecke bereitete Flint- und Kron-Glas. Der leitende Gelehrte bey diesem Geschäfte ist der thätige und scharfsinnige Hr. *Fraunhofer*, welcher hier eine Reihe genau durchdachter Beobachtungen über die verschiedene Weise, wie die Farben der Sonnenstrahlen sich brechen, biegen, theilen, zerstreuen, verlegt. Sie sind einleuchtend für Jeden, der Lust und Vorliebe zu dem Geschäfte hat, müssen aber schlechterdings in ihrem Zusammenhange nachgelesen werden. Die Königl. Akademie hat durch die Aufnahme dieser Beobachtungen wesentlich zur Förderung der Wissenschaft beygetragen. — Die historischen Abhandlungen bilden auch hier nur einen dünnleibigen Anhang für das Ganze. Doch wiegt gleich die erste unter den zweyen viele einzelne auf. 1) *Fortsetzung der Geschichte des Königl. Baierischen Münzcabinets in München*, von *Franz Ignaz von Streber*. Der ganz für sein Fach geschaffene, und eben daher mit unermüdeter Vorliebe wirkende Hr. Director *v. Streber* giebt uns den wichtigeren Theil der einst schon begonnenen Geschichte des Münchner Münzcabinets. Wenig bedeutend war es ursprünglich, die Aufsicht einem Kammerdiener anvertraut, folglich nie in erspriesslicher Ordnung gehalten. Wie gar anders jetzt durch so mannichfaltigen reichen Zuwachs, durch die systematische genaue Anordnung des Ganzen, und durch die bey aller Vorliebe für sein Fach beybehaltene Unparteylichkeit! Es ist gewöhnliche Sache, dass die Oberaufseher von Sammlungen sich geschmeichelt fühlen, wenn sie in der ihrigen von Münzen sprechen können, die entweder zu den Seltenheiten gehören, oder von denen wohl gar nicht der mindeste Laut in das Publicum gekommen ist. In solchem Falle hören sie öfters auf, Kritiker zu seyn, nehmen mit Dank an, was sich als Rarität darbietet, ohne mühsam zu untersuchen, ob nicht der Betrüger ihnen einen Spuck durch untergeschobene Münze gespielt habe; sie vertheidigen das Machwerk aus Leibeskräften. Nicht so Hr. *v. Str.* Gleich bey dem ersten wichtigen Zuwachs, welchen das Cabinet nach Aufhebung der Klöster aus dem Stifte Kaisersheim mit mehr als 8000 antiken Münzen erhalten hat, gesteht er geradezu, dass auch unächte sich eingeschlichen haben; und überall ist sein Auge auf die Prüfung der Ächtheit gerichtet; zur Übung für das Urtheil von Anfängern werden die verfälschten Münzen bey Seite gelegt, ein Beyspiel, welches Nachahmung verdient. — Ähnliche, wenn auch weniger zahlreiche Sammlungen, erhielt das Cabinet durch ein Geschenk des Kronprinzen, dann von den Stiftern Kempten, St. Emmeran, Banz, dem Domcapitel zu Bamberg, von der Stadt Regensburg, bey welcher Gelegenheit der Vf. schätzbare Literarnotizen von den Stiftern der einzelnen Anlagen u. s. w. anbringt; sie beweisen, dass in vielen Klöstern der Geist der Wissenschaften rege blieb. Doch den bey Weitem wichtigsten Zuwachs lieferte der König durch den Ankauf der ausgezeichneten Sammlung des Französischen Consuls zu Salonichi, *Cousinery*, welcher auch mehrere Jahre zu Smyrna verlebte, folglich an Ort und Stelle seine Schätze gesammelt hat. 147 goldene, 1948 silberne und 6975 eherne Griechische Münzen enthält die Sammlung. Dass viele seltene, mehrere bisher wenig bekannte oder bezweifelte sich unter der Zahl befinden, lässt sich voraus vermuthen; der Vf. giebt einen Vorschmack durch die Beschreibung und beygefügte Abbildung von einigen derselben. Wir

führen hier bloſs die Namen der Städte an, in welchen sie geprägt wurden, das Nähere sucht der Kenner in der Abhandlung selbst. Sämmtlich sind sie ausgewählt aus den Städten Thraciens, im weiteren Sinne des Wortes, und aus den zu Thracien gerechneten Inseln. Sie sind aus Kallatia, Marcianopolis, Nikopolis, Tomi, Arnus, Aenus, Apollonia, Dikaea, Mesembria, Passa (?), Philippopolis, Topirus, Trajanopolis, Alopeconesus Caela, Lysimachia, Sestus, den Inseln Lemnos, Samothrake, Thasos, und von den Thrakischen Königen Seuthes III, Lysimachus, von der Landschaft Päonia (?), Nysa (?), Nakone in Sycilin (?). 2) *Über den historischen Werth des in den Baierischen Handschriften den Bajuwarischen Gesetzen vorausgegangenen Prologs*, von D. *Jos. Milbiller*. Der verstorbene Geistliche Rath und Professor *M.* scheint sich hier in ein fremdes Gebiet verloren zu haben. Er war nicht nur ein sehr guter, sondern zugleich ein äusserst thätiger Mann, mit vieler Belesenheit und gründlichen Kenntnissen ausgerüstet. Was andere Gelehrte für sein Studium Passendes lieferten, kannte er genau, und wuſste es mit erfoderlicher Beurtheilung sich eigen zu machen. Den Beweis liefern seine vielen historischen Schriften; aus mehreren Hülfsmitteln sind sie, obgleich nicht immer gedrängt, zusammengestellt, und machen gerechten Anspruch auf bleibendes Verdienst. Weniger leitete ihn der Gang seines Geistes auf eigene Untersuchungen dunkeler Gegenstände aus den Quellen. Und gerade hier übernimmt er die ihm ungewöhnliche Rolle, wagt es als Gegner des äusserst scharfsinnigen Geschichtsforschers *Mederer*, ehemaligen Prof. zu Ingolstadt, aufzutreten, welcher mit seinem Denken bisweilen weiter ging, als die damaligen Zeitumstände erlaubten, und in Baiern mit vollem Rechte noch zur Stunde hochgeschätzt wird. Den Gegenstand des Streites giebt der an der Spitze der Bajuwarischen Gesetze befindliche Prolog, durch welchen der Frankenkönig Theodorich I als Gesetzgeber des Volkes aufgestellt wird. Öfters ist die Ächtheit dieser, auch vor den übrigen Fränkischen Gesetzen befindlichen, offenbar aus viel späterem Zeitraume entsprossenen Prologen angefochten worden, und *Wiarda* in seiner Geschichte und Auslegung des Salischen Gesetzes hat die spätere Beyfügung derselben gründlich bewiesen. Die Angriffe dieses Gegners erklärt Hr. *M.* für äusserst schwach, erkennt sie zwar für treffend in Rücksicht der übrigen Gesetze; aber wenn diese Prologen spätere Beyfügung seyen: so könne doch der Baiersche in seiner Ächtheit dastehen. Und nun wendet sich die Widerlegung gegen *Mederer*. Im Prolog ist von Wort zu Wort eine Stelle aus dem im siebenten Jahrhundert lebenden Isidor eingefügt, die spätere Hand ist also unverkennbar; das Einschiebsel gesteht der Vf. daher zu, aber dessenungeachtet läſst er den Theodorich als Gesetzgeber feststehen, als gleichzeitig und ächt; denn wenn ein Theil des Prologs als unächt anerkannt werde: so könne doch der andere Theil ächt seyn. Auf die hingehaltene Schwierigkeit, daſs die Geschichte sogar nichts von einem Kriege dieses Theodorichs gegen die Baiern weiſs, noch weniger von einer Bezwingung, wird uns die Antwort, daſs die Geschichte auch über andere Vorfälle nicht hinlängliche Auskunft gebe, und da K. Theodorich, wie bekannt, Besieger der Thüringer gewesen sey: so werde er doch wohl auch die benachbarten Bojoarier nicht übergangen haben. Der Vf. ergänzt das Fehlende durch eine Urkunde, das heiſst, durch einen Brief von Theodorichs Sohn Theodobert an den Kaiser Justinian, in welchem mit dürren Worten gesagt wird, daſs das Reich dieses Königs sich längst der Donau über Pannonien u. s. w. erstrecke. Der angebliche Brief ist ganz unstreitig unächt, es kommen Völkernamen vor, die nie in der Welt waren, z. B. die *Saxones Eucii* in Pannonien, und die Westgothen werden in die nördlichen Theile Frankreichs gestellt; das muſste doch ein König der Franken von seinem eigenen Reiche besser wissen. Hr. *M.* fühlt den Einwurf der Unächtheit wohl, aber er läſst sich dieſs Alles nicht anfechten, denkt auch gar nicht an die Schwierigkeit, daſs, wenn Theodorich in den letzten Lebensjahren Eroberer von Baiern wirklich gewesen wäre, er doch unmöglich unmittelbar darauf auf den Gedanken hätte kommen und ihn ausführen können, sogleich der Gesetzgeber des kaum gekannten Volkes zu werden. Wenn *Mederer* beweiſt, daſs in den Baierischen Gesetzen selbst viele spätere Einschaltungen erscheinen: so gesteht es der Vf. zu, hält aber noch fest am K. Theodorich. Daſs die Bajuwarier in früherer *Zeit* eine völlig freye Nation waren, läſst er durchaus nicht gelten, weil der Ostgothenkönig Theodorich den *Dux Servatus* zum Statthalter über beide Rhätien gesetzt hat. Ihm macht es keine Schwierigkeit, daſs seit dem Untergange des Weströmischen Reichs Rhätien wieder auf den ursprünglichen Begriff innerhalb der Alpen zurückgetreten ist, daſs diesem Statthalter Rhätien als das Bollwerk Italiens zum Schutz gegen rohe Völker anempfohlen wird, welches sehr gut auf die Alpen, aber nicht auf Baiern paſst, daſs von keiner Eroberung oder auch nur von feindlichen Verhältnissen zwischen den Ostgothen und Bojoariern in der Geschichte die Rede ist, wohl aber vom Gegentheile, daſs das Land der Bojoarier nach der Römerzeit nie Rhätien, sondern Noricum heiſst, weil sie aus dem Noricum vorgedrungen sind, daſs der Name Bojoarier in den vielen Vorschriften der Ostgothischen Könige nie genannt wird u. s. w. Dieſs Alles kümmert den Vf. nichts: denn *Servatus* hat den Titel *Dux Rhaetiarum*, folglich war er Herzog in Baiern.

Nd. Hg.

BOTANIK.

1) BERLIN u. LEIPZIG, b. Nauck: *Jahrbücher der Gewächskunde.* Herausgegeben von *K. Sprengel*, *A. H. Schrader* und *H. F. Link.* Ersten Bandes erstes Heft. 1818. VI u. 191 S. 8. nebst 1 Kupfer. (18 gr.)

2) NÜRNBERG, in Commiss. b. Riegel und Wiessner: *Flora, oder botanische Zeitung*, welche Recensionen, Abhandlungen, Aufsätze, Neuigkeiten und Nachrichten, die Botanik betreffend, enthält.

Herausgegeben von der botanischen Gesellschaft in Regensburg. Jahrg. I. Heft I. II. 8. Jedes Heft besteht aus 9 Bogen und unbestimmten Beylagen. (14 gr.)

In No. 1 bemerkt man nicht ohne Wohlgefallen, wie die unermüdeten Männer, *Sprengel* und *Link*, Hn. *Schrader*, welcher seit einiger Zeit aufgehört hatte, Beweise seiner Thätigkeit abzulegen, zu gegenwärtigem Unternehmen aufmunterten, um so auch seine Gelehrsamkeit zu ihrem Zwecke zu benutzen, und deren Früchte dem Publicum zu erhalten, wofür sie sich gewiss den Dank der botanischen Welt in hohem Grade versprechen dürfen.

Obgleich die Vff. in diesem Hefte grössere Aufsätze liefern, und nur der Anhang ein paar kleinere Bemerkungen enthält: so nennen sie es doch einen Hauptzweck ihres Unternehmens, auch diese aufzunehmen, um so der Schrift einen vielseitigen Nutzen zu geben. Recensionen sollen ausgeschlossen seyn, weil sie diese allgemeinen gelehrten Zeitungen überlassen.

Das erste Heft enthält folgende interessante Aufsätze. I. *Calymperes*, eine neue Moosgattung, beschrieben von Hn. Ritter *Olof Swartz*. Auch jetzt noch interessant, obgleich nicht mehr neu. — II. Einige Bemerkungen über zwey, die Pflanzengeographie betreffende Werke des Hn *v. Humboldt*. In einem Schreiben an Hn. Hofr. *Schrader*. Ist doch wohl eine Recension? — III. Über die Wirksamkeit abgelöster Pflanzenblätter. Von *F. A. Knight*. In einem Briefe an Sir *Joseph Banks*. Übersetzt aus den *Philos. transact.* durch *Eisenhart* in Berlin. In der That wichtig für Physiologie der Gewächse, obgleich die Ansichten nicht ganz neu. Der Ausdruck „*Wirksamkeit*" undeutlich. — IV. Beschreibung verschiedener Indischer Pflanzen aus der *Monandria*, welche zur natürlichen Ordnung *Scitamineae* gehören. Von *W. Roxburgh*. Aus den *Asiatic Researches*. Allerdings willkommen, denn bey *Römer* und *Schultes* unverdaulich. — V Verzeichniss indischer Arzneygewächse mit ihren Benennungen in der Hindostanischen Sprache, und im Sanskrit. Von *John Flemming*. Aus den *Asiatic Researches*. Zwar schon längst aus den neuen Sammlungen au erlesener Abhandlungen für praktische Ärzte 1815. I. 2 S. 286 ff. bekannt, allein dadurch mit neuem Werth versehen, dass Hr. *Link* die Diagnosen der neuen Arten nach *Roxburghs* Handschrift beyfügt. — Den Beschluss dieses Heftes machen zwey Monographieen von *Link*. VI. Über die Gattung *Phillyrea*. Enthält ungemein viel Neues, und eine nach der Art des Vfs. genaue und gründliche Aufklärung der schweren Synonymie. — VII. Über die Gattung *Syonotrichum*. Als Monographie über eine Gattung der Lieblingsgewächse des Vfs. lässt sich schon auf den Inhalt derselben schliessen.

Unter den „*kurzen Nachrichten*" giebt Hr. *Link* Notizen über einige neue oder seltene Pflanzen, welche im Berliner Garten blühten, so über *Canna braliensis Link.*, *Hedychium angustifolium Auglor.*, *Thalia dealbata Ait* Ein aus Saamen, welchen Hr. *Chamisso* einsendete, erzeugtes Pflänzchen, den *Oenotheren* verwandt, aber durch zweytheiligen Kelch verschieden, nennt Hr. *Link Chamissonia. Cal. epigynus ad basin bipartitus. Petala 4. calycis basi inserta. Stam. 8. Caps. 4 locularis, 4 valvis*, und die Art: *Ch. flava: foliis subsessilibus lanceolatis obtusis, denticulatis, pedunculis axillaribus unifloris.* Wir fragen hiebey, ob schon eine Diagnose vor Kenntniss mehrerer Arten der Gattung aufgestellt werden konnte, — und wünschen Hn. *v. Chamisso* Glück, dass seinem Namen noch eine Gattung gewidmet wurde, nachdem diess schon *v. Humboldt* gethan hatte. *Ceropegia aphylla Haw.* wird genauer beschrieben.

Wir wünschen diesem, in wahrem wissenschaftlichem Geiste geschriebenen Werke recht schnellen Fortgang: denn nur auf diese Art kann es seinem rühmlichen Zwecke entsprechen.

No. 2 ist eine von den lieblichen Erscheinungen, welche das südliche Deutschland veranlasst. Die Schrift ist so ganz geeignet, ihrem Zwecke recht eigentlich zu entsprechen, und wird diesen auch gewiss nicht verfehlen. Der wohlthätige politische Friede wurde auch hier Veranlassung zur Herausgabe, oder eigentlich Fortsetzung dieser Zeitung: denn sie war früher schon dagewesen, und durch die Unruhen unterbrochen worden. Eine Übersicht der Einrichtung und Angabe der dem Zwecke entsprechenden Materien legt das erste Stück ausführlich dar, und wir finden den Plan so eingerichtet, dass er bey seiner Vielseitigkeit geeignet ist, dem gelehrten Botaniker angenehme unterhaltende Lectüre und dem Anfänger deutlichen und lehrreichen Unterricht zu verschaffen. Die Schrift wird eigentlich von den Mitgliedern der Königl. botanischen Gesellschaft in Regensburg herausgegeben, und als ordentliche Mitglieder dieses Vereins und als „treue und zuverlässige Stützen desselben" nennt die Vorrede Hn. Grafen *v. Sternberg*, die Hnn. Prof. *Duval* und *Hoppe*, D. *Oppermann*, Rath *Gemeiner*, Hofr. D. *Lang*, Legationssecr. *Felix*, Inspector *Kämel*, Plantagengärtner *Illing* und Secretär *Hänsel*; allein bis jetzt erschienen aus deren Mitte nur von Hn. Grafen *von Sternberg* und Hn. Prof. *Hoppe* Aufsätze, und des Letzteren thätige Hand erkennt man in der Anlage des Ganzen sowie in der Ausführung des Einzelnen durch die ganze Schrift. Ausser den Aufsätzen beider längst geschätzter Botaniker kommen aber noch mehrere Originalaufsätze vor, deren Vff. correspondirende Mitglieder sind, und aus diesen nennen wir nur einen Ritter *v. Schrank*, *Curt Sprengel*, *Nees v. Esenbeck*, *Reichenbach*, *Raw*, *Kaulfuss*, *Sieber*, *Hornschuch*, *Küchle*. Mehrere sehr interessante Aufsätze sind anonym, bey einigen wird es jedoch leicht, ihre Vff zu erkennen.

Die Seelenruhe, mit welcher Hr. *Hoppe* das erste Heft in die Welt, d. h. auf die Leipziger Ostermesse schickt, macht uns Freude: denn sie ist das reine Product des Bewusstseyns redlich geleisteter Pflichten, und die Aufnahme, welche sich derselbe in diesem Epilog verspricht, wird ihm gewiss gewährt indem es der bey seinem Unternehmen hervorleuchtende und schon längst bekannte redliche Sinn so sehr verdient, als der Inhalt des Werkes und die Namen der Mitarbeiter. Durch die rasche Fortsetzung wird diese Schrift

diejenige, durch welche botanische Neuigkeiten am schnellsten verbreitet werden können, und auch in dieser Rücksicht wird sie gewiss den Wünschen so Manches entsprechen, möge nur auch die Verbreitung ins Ausland schneller von Statten gehen, damit nicht durch die Nachlässigkeit der Verleger dennoch der Zweck einer Zeitschrift verfehlt wird!

In Rücksicht des Inhaltes zeigen wir nur die wichtigsten Originalaufsätze an, welche den grössten Einfluss auf das Allgemeine der Wissenschaft äussern. — No. 4. Die *Jonidien*, eine natürliche Pflanzenfamilie von *Curt Sprengel*. No. 7. 1) Über *Salvinia* von Ritter *v. Schrank*. 4) Die Gattung *Webera*, als *Phanerogamist* und *Cryptogamist*. — No. 5. *Spix* und *Martius* in Brasilien. — No. 8. II. Ankündigung einer Monographie der krautartigen Astern von D. *Nees v. Esenbeck* in Erlangen. Ein herrliches Unternehmen, dem wir von Herzen Gedeihen wünschen! — No. 11. Bemerkungen über einige Arten der Gattung *Aegilops*. — No. 12. Botanische Notizen über *Draba aizoides* und *Aizoon* von *Hoppe*. — No. 13. Bemerkungen über die Gattung *Aconitum* von D. *Reichenbach* in Leipzig. Enthält endlich eine Anzeige von einer Monographie dieser Gattung, und einen bestimmten Aufruf dazu von Hn. *Hoppe* an den Vf. Möge auch diess zu rechter Zeit kommende Unternehmen gedeihen, und auch ihm reichliche Beyträge zu Theil werden! — No. 14. *Geryonia crassifolia*, eine neue Pflanzengattung von Ritter *v. Schrank*. — No. 15. Correspondenz: einzelne interessante Bemerkungen von *Funk* in Gefrees. — No. 16. 1) *Siebers* Bericht von seiner Reise auf Creta. 2) *Kaulfuss* über *Salvinia*. Mit ungemeinem Scharfblick und ein Resultat der anhaltendsten und mühsamsten Untersuchungen. Am Ende des Aufsatzes kündigt der Vf. seine Fortsetzung des *Schkuhr*'schen Werkes über die Farrenkräuter an, und aus jener Probe mag die Welt erkennen, was in dieser Rücksicht von ihm zu erwarten ist. Möchte doch auch ihm die allgemeine Unterstützung bey seinem schweren Unternehmen zu Theil werden, durch welche einzig und allein die Wissenschaft gefördert werden kann, und möchte man es doch immer deutlicher erkennen, dass nur Monographieen im Stande sind, dieselbe auf ihre letzte Einheit zurückzuführen, und freudig bemerken, dass diese Methode heut zu Tage so beliebt wird! — No. 17. II. Correspondenz: Bemerkungen von *Küchle*.

Wir wünschen aufrichtig, dass die botanische Zeitung durch nichts unterbrochen werde, und hoffen von der Ausdauer des braven *Hoppe* und den Gesinnungen der Mitarbeiter, dass diese die Fortsetzung derselben sichern werden.

L. R.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Barth: *Unterhaltendes, belehrendes und erbauliches Lesebuch, enthaltend die Lehre von der göttlichen Vorsehung, (der) Bestimmung des Menschen, (der) Unsterblichkeit der Seele und einem Zustande der gerechten Vergeltung nach dem Tode;* zunächst für die Jugend zur Zeit ihrer Confirmation oder bey ihrem Austritte aus der Schule; sodann auch für Lehrer der Jugend, für Erwachsene, für Väter und Mütter, von *C. F. Schuck*. (Ohne Jahreszahl.) XX u. 284 S. 8. (14 gr.)

Dass Hr. *Schuck* nicht sparsam mit den Worten umgeht, sieht man aus dem Titel seines Buches; es ist bestimmt für die Jugend zur Zeit ihrer Confirmation; der Satz: „*oder beym Austritte aus der Schule*," ist überflüssig. Es ist ferner bestimmt für Lehrer der Jugend, für Erwachsene, für Väter und Mütter — wie weitschweifig! Warum nicht für Jedermann? Auch im Buche selbst herrscht ein breiter declamatorischer Stil, welcher die Unterhaltung stört.

Was nun die Sache betrifft: so will Rec. dem Buche keinesweges allen Werth absprechen. Die göttliche Vorsehung ist um so mehr ein wichtiger Gegenstand für die Belehrung und erbauliche Betrachtung, je öfter die widrigen Schicksale des Einzelnen und die traurigen Ereignisse der Zeit überall Zweifel dagegen entstehen lassen. Ob nun gleich keine Theodicee diese Zweifel ganz und gründlich beseitigen kann: so lassen sich doch für ein gläubiges Gemüth Gründe genug finden, welche die Zweifel beschwichtigen, und dem beunruhigten Geist wieder Ruhe und Muth darreichen können. Unser Vf. hat diese Gründe seinen Lesern erbaulich dargestellt, und spricht oft herzlich, so dass das, was er spricht, bey Vielen auch wieder zu Herzen gehen wird. Nur wäre eine bessere Ordnung dem Ganzen zu wünschen. Die Bedenklichkeiten gegen die Vorsehung hätten vorausgehen, und mehr ausgehoben werden sollen. Die Darstellung der Lehren von der Bestimmung des Menschen, von der Unsterblichkeit der Seele und einem Zustande der gerechten Vergeltung nach dem Tode hätten dann von selbst zum Theil die Gründe der Widerlegung der Zweifel dargeboten. — Die Lehre von der göttlichen Erhaltung der geschaffenen Wesen, welche vorausgeht, ist am trockensten abgehandelt.

K.

PÄDAGOGIK. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Warum soll der Gesang in unseren Volksschulen nicht nach Noten, sondern nach Ziffern gelehrt werden? Und wie sind diese zweckmässig zu bezeichnen?* Ein Bericht und Gutachten über beide Fragen von *Johann Friedrich Wilhelm Koch*, Königl. Preuss. Consistorialrathe zu Magdeburg. Mit einer Steindrucktafel. 1817. 48 S. 8. (4 gr.)

Man ist auf den Gedanken gekommen, bey dem Unterrichte im Gesange in Volksschulen die Töne und ihre Verhältnisse nicht, wie bisher geschehen, mit Noten zu bezeichnen, sondern mit Ziffern, weil die Tonbezeichnung durch Ziffern leichter zu erlernen sey, indem die bekannten Verhältnisse zwischen den Ziffern leicht auf die durch sie bezeichneten Tonverhältnisse zu übertragen wären. Auch sind die Tonstücke in Ziffern weit schneller und bequemer zu schreiben, indem z. B. in dem Choralbuch für Volksschulen, das unser Vf. bey Heinrichshofen in Magdeburg 1816 herausgegeben hat, auf zwey Bogen 169 Kirchenmelodieen enthalten sind. Aber bey diesen Vortheilen der Tonbezeichnung durch Ziffern gestehen doch ihre Vertheidiger, dass die Tonkunst selbst durch die Ziffernbezeichnung in sehr enge Grenzen eingeschränkt werden würde, und dass diejenigen, welche in der Singekunst weiter fortschreiten, und ein Instrument spielen lernen wollten, sich an die Noten halten und von den vorhandenen Musikalien Gebrauch machen müssten. — In den Volksschulen lernen die Kinder die Kirchenmelodieen *ex usu*, und diejenigen, welche sich vorzüglich in den Musikstunden auszeichnen, haben die Absicht, weitere Fortschritte zu machen, als einen Choral zu singen. Sollen nun diese Subjecte, die gewöhnlich zu Choradjuvanten avanciren, vom Schullehrer weiter in der Musik unterrichtet werden, was zur Fortdauer der Kirchenmusik nothwendig ist: so muss er sie von Neuem die Bezeichnung der Tonverhältnisse durch Noten lehren. Rec. hält daher die Bezeichnung der Töne durch Ziffern für eine überflüssige Sache. In dem Buche selbst findet man Alles auseinandergesetzt, was für und gegen die Sache gesagt werden kann.

K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

STATISTIK.

PARIS, in der königl. Druckerey: *Recueil méthodique des lois, decrets, reglements, instructions et decisions sur le cadastre de la France.* Approuvé par le Ministre de finances. 400 S. 4. nebst einem Foliobande Modelle für die verschiedenen Catasterarbeiten von 184 S.

Das Cataster von Frankreich ist das gröfste statistische Unternehmen, so im neueren Europa versucht worden ist. Es sind jetzt 15 Jahre, dafs es begonnen, und da man durch Herumprobiren viel Zeit verloren: so ist es erst zum fünften Theile vollendet. Dieses Herumprobiren rührt daher, dafs der Minister so wenig als seine Agenten verstanden, wie ein Cataster zu machen sey; und da jener zugleich mit Arbeiten sehr überladen: so hatte er auch keine Zeit, es zu lernen. „Was man nicht gelernt, das versteht man auch nicht!" so lautet das alte Sprichwort; allein die Minister, oder die es werden wollen, haben gewöhnlich die naive Idee, dafs sie Sonntagskinder seyen, denen Alles angeboren, und die daher nicht nöthig haben, dasjenige zu lernen, was sie treiben sollen. Durch diese Idee hat man in Frankreich 6 Jahr (von 1803 bis 1809) mit völlig zwecklosem Probiren verloren, und das, was vom Cataster fertig ist, ist in der kurzen Zeit von 1809 bis 1813 fertig geworden, da es 1814 durch die Kriegsbegebenheiten unterbrochen wurde, und seit der Zeit durch die Ultras in einem Zustande der Ungewifsheit verblieb, dafs fast nichts geschehen ist, obgleich hinlängliche Fonds dafür vorhanden waren. Denn den Ultras ist gar nicht mit der gleichförmigen Vertheilung der Steuern gedient, da ihre grofsen Güter, obgleich seit 1791 steuerpflichtig, doch noch ungemein niedrig im Anschlage sind. Der Edelmann des Dorfes ist immer der gröfste Gutsbesitzer; und da er Freund mit dem Präfecten ist: so ernennt ihn dieser zum Maire. Der Maire ernennt die 10 oder 12 Municipalräthe und die 4 Steuervertheiler, und hiezu sucht er sich geringe und beschränkte Menschen aus, so dafs er die Gemeinde eben so unbeschränkt beherrscht, wie auch früher. Zwar hat die Ernennung von diesen der Präfect; allein da der Maire den Vorschlag hat, und der Präfect Niemanden in der Gemeinde kennt: so werden nie Andere ernannt, als die Jener vorgeschlagen. Denn in Frankreich sind die Gemeinden nicht unabhängig und selbstständig, und von den 39,000 Gemeinden Frankreichs hat keine einzige das Recht, ihren Gemeinderath, ihre Steuervertheiler und ihren Maire zu wählen. Alle Gemeinden werden von oben herunter durch die königl. Beamtenwelt regiert. Wie sehr aber der alte Adel unter den grofsen Gutsbesitzern noch das Übergewicht hat, das geht aus folgenden Zahlen hervor: Bonaparte liefs einmal eine Statistik personell aufstellen, in welcher auch eine Tabelle über die reichen Leute war, die in jedem Departement vorhanden. Es fand sich, dafs in ganz Frankreich 1300 Personen waren, die 30 bis 40,000 Fr. Einkünfte hatten, und unter diesen waren 800 vom alten Adel.

Es schien uns nicht überflüssig, hier im Vorbeygehen der Ursache zu erwähnen, warum eine so grofse Anzahl Gutsbesitzer in Frankreich gegen das Cataster ist, da man auf den ersten Anblick glauben sollte, dafs bey der Allgemeinheit der Grundsteuer auch Jedermann bey der rechten Vertheilung interessirt sey. Es sind uns Fälle bekannt, wo der Maire in einer Gemeinde 10 Jahre hindurch nur ⅔ von dem bezahlt hatte, was er später bezahlen mufste. — Kommt das Cataster: so nimmt dieses auf alle Commerage im Inneren der Gemeinden keine Rücksicht, und da die Steuervertheiler (*Repartiteurs*) wegfallen, sobald eine Gemeinde catastrirt ist: so fällt auch der ganze Einflufs des Maire auf die Vertheilung weg, und er kann sich und seine Freunde nicht mehr begünstigen.

Da das Cataster in Frankreich jetzt wieder einen neuen Schwung erhalten, und da jetzt mehrere Staaten Deutschlands, als z. B. Östreich, Würtemberg, Hessen, Baiern, sich mit der Verfertigung eines allgemeinen Catasters beschäftigen: so ist es wohl zweckmäfsig, aufs Neue auf die Französische Gesetzgebung über das Cataster aufmerksam zu machen, wovon der *Recueil méthodique* eine vollständige und systematisch geordnete Sammlung ist.

Früher erschienen (1803 bis 1809) die *Collections des lois, decrets* .... in 5 Octavbänden, welche *Oyon*, der Chef des Bureaus fürs Cataster, herausgab. Wir haben hievon früher in der A. L. Z. Jahrg. 1807. No. 9. 10 und Jahrg. 1809. No. 286. 287. 288 sehr ausführliche Anzeigen gemacht, und schon damals die Fehler angezeigt, welche das Französische Cataster in seiner ersten Anlage hatte, und mit denen es sich sechs Jahre herumgeschleppt hat. Zuerst wollte man nur 1800 Gemeinden messen. Darauf (1803) alle Gemein-

den von Frankreich, aber bloſs nach Culturmaſſen, Feld, Wieſen, Wald .... ohne Angabe der einzelnen Stücke der Beſitzer. Darauf wollte man (1805) ein Parcellen-Cataſter machen, und jeden Beſitzer ſeine einzelnen Stücke angeben laſſen. Auf dieſe Weiſe hoffte man mit einem Aufwande von 62 Millionen Franken ein vollſtändiges Cataſter von Frankreich zu Stande zu bringen. Als man hiemit 3 Jahre herumprobirt: ſo ſah man endlich 1808 ein, daſs man nirgends von der Stelle rücke, und daſs man ein Cataſter nur auf eine regelmäſsige Vermeſſung aller Stücke der Grundeigenthümer gründen könne. Hiemit fing man denn auch 1809 an, nachdem man 6 Jahre und 8 bis 10 Millionen Franken mit zwecklosem Herumprobiren nach drey verſchiedenen Planen verloren hatte.

Das öftere Ändern des Planes zog beſtändige Veränderungen der Verordnungen nach ſich, und am Ende wuſste faſt Niemand mehr, der die 5 Bände Verordnungen geleſen, was noch gelte und was nicht mehr. Dieſes bewog den Miniſter, 1811 den *Recueil méthodique* entwerfen zu laſſen, welcher ſyſtematiſch geordnet iſt, und alle Vorſchriften und Einrichtungen, ſo in den 5 Bänden ſtehen, in klaren und kurzen Sätzen enthält.

Dieſer *Recueil* iſt zu 4000 Exemplaren gedruckt worden, und bloſs an die Agenten des Cataſters vertheilt, ohne daſs es in den Buchhandel gekommen. Die Abſicht des Miniſters hiebey war folgende: Der *Recueil* ſollte unveränderlich ſeyn, und nur *eine* Ausgabe davon exiſtiren. Wurden nun nachträgliche Veränderungen gemacht: ſo wurden dieſe den Steuerdirectoren in einem Circular angezeigt, und zugleich wurde das Blatt des *Recueil*, wo der §. ſtand, der verändert worden, umgedruckt, und die Cartons an die Directoren geſendet. Dieſe foderten dann alle Exemplare ein, welche ſich in der Direction ihres Departements befanden, lieſsen die Cartons einſetzen, und ſandten ſie dann zurück. Auf dieſe Weiſe blieben alle Exemplare gleichlautend.

Da der *Recueil* nie in den Buchhandel gekommen: ſo könnte es zweckmäſsig ſcheinen, nach ihm eine vollſtändige Darſtellung der gegenwärtigen Einrichtung des Franzöſiſchen Cataſters zu geben. Indeſs dieſe würde doch zu ſehr die Grenzen dieſer Blätter überſchreiten, und ſie iſt für die Deutſchen Leſer auch gewiſſermaſsen überflüſſig geworden, da *Benzenberg* in ſeinem neueſten Werke übers Cataſter, welches ſo eben bey Weber in Bonn erſchienen, einen vollſtändigen Auszug aus dem *Recueil* gegeben, in welchem dieſe 50 Bogen in 12 Bogen zuſammengezogen worden, ohne daſs etwas von Bedeutung überſchlagen iſt.

Wir begnügen uns deſswegen, hier nur den Inhalt des *Recueil* nach den Überſchriften der Capitel anzuzeigen, weil man in dieſen die Einrichtung des Ganzen am beſten überſieht.

Titel 1. Grundſätze des Cataſters.
2. Organiſation deſſelben.
3. Vorbeſtimmungen.
4. Vermeſſung.

Section A. Arbeiten des Geometers.
Cap. 1. Begrenzung der Gemeinden.
2. Eintheilung der Gemeinden in Sectionen.
3. Inſtrumente des Geometers.
4. Dreyeckung der Gemeinde.
5. Aufnahme der einzelnen Stücke.
6. Aufnahme der Liſte der Eigenthümer.
7. Meſsregiſter.
8. Zeichnung der Flurcharten.
9. Zeichnung der Gemeindecharte.
Section B. Arbeiten des *Ingenieur verificateur*.
Cap. 1. Verification der Arbeiten der Geometer.
2. Berechnung des Inhalts der Stücke.
(Der *Ingen. verific.* läſst dieſen auf ſeinem Bureau berechnen, der Geometer zeichnet nur die Figur des Stückes auf die Charte.)
Cap. 3. Regiſter über die Grundeigenthümer und über das Grundeigenthum.
4. Atlas der Flurcharten.
5. Allgemeine Beſtimmungen.
Titel 5. Grundſätze der Abſchätzungen.
Cap. 1. für die Grundſtücke,
2. für die Gebäude.
Titel 6. Die Abſchätzungen.
Cap. 1. Vorarbeiten.
2. Aufnahme der mittleren Marktpreiſe.
3. Vergleichstabelle zwiſchen den alten und neuen Maſsen.
4. Ernennung der Abſchätzer.
5. Claſſification für jede Art Eigenthum.
6. Vorläufiger Anſchlag.
7. Anwendung deſſelben auf die Stücke, ſo in Pachtungen liegen.
8. Verrichtungen des Steueraufſehers.
9. Verrichtungen des Steuerinſpectors.
10. Verrichtungen des Steuerdirectors.
11. Annahme der Abſchätzung durch den Präfecten.
Titel 7. Mittheilung der Abſchätzung an die Eigenthümer.
Cap. 1. Meſszettel für jeden Eigenthümer.
2. Steuerrolle der Gemeinde.
3. Form der Einreden der Eigenthümer, ſowohl gegen die Meſſung als gegen die Abſchätzung.
Titel 8. Die Cantonalverſammlung.
Cap. 1. Wahl des Deputirten für jede Gemeinde.
2. Verſammlung dieſer Deputirten unter Vorſitz des Unterpräfecten und des Steuerdirectors.
3. Bericht des Steuerdirectors über die gemachten Einreden.
4. Entſcheidung des Präfecten. Neue Vertheilung für alle Gemeinden des Cantons.
Titel 9. Mutterrollen und Heberollen.
Cap. 1. Anwendung des Tarifs über den reinen Ertrag auf alle Grundſtücke.
2. Die Mutterrolle.
3. Die ſummariſche Mutterrolle.
4. Die Heberolle.
5. Mutterrolle für die Gebäude.
Titel 10. Beſitzveränderungen (*Mutations*).
Cap. 1. Angabe der Beſitzveränderungen.
2. Tagebuch über dieſelbe.
Titel 11. Veränderungen des ſteuerbaren Bodens durch An- und Ab-Schwemmungen.
Titel 12. Ausgaben und Buchführung für das Cataſter.
Cap. 1. Epochen fürs Bezahlen der verſchiedenen Arbeiten.
2. Bezahlungsweiſe.
3. Rechnungsführung nach Exercices.
4. Allgemeine Abrechnung für jeden Canton.
Titel 13. Briefwechſel.
Cap. 1. Amtlicher Briefwechſel des Präfecten.
2. Amtlicher Briefwechſel des Directeurs.
Titel 14. Generalinſpection des Cataſters. Zehn Departements bilden eine Diviſion, über die ein General-Inſpector beſtellt worden.

Titel 15. Allgemeine Übersicht über das Cataster, über seine Genauigkeit und über die Vortheile, welche es der Nation gewährt.

Wenn man den *Recueil* mit Aufmerksamkeit liest: so fällt einem die Schärfe auf, mit der Alles gesagt wird, und die Entschiedenheit, mit der jeder Satz hingestellt worden. Man sieht denn doch, dass der Minister in sechs Jahren etwas gelernt hatte, und nach und nach die rechten Leute gefunden und angestellt. Man sieht, dass der *Recueil* von einer Commission entworfen werden, welche der Sache Herr und Meister war, und nicht erst noch in den Lehrjahren begriffen. Die Commission bestand aus Generalinspectoren, *Géometres en chef* und Steuerdirectoren, und indem hier bloss gleichartige Kenntnisse beysammen waren, und nicht wie bey einem Regierungscollegio zu gleicher Zeit Consisterialräthe und Forsträthe: so konnten sich die Meinungen auf etwas Verständigem ausgleichen. Die Redaction ist nachher in der Hand eines Einzigen gewesen, der das Cataster vollkommen gekannt, und die Sprache in seiner Gewalt gehabt, wie man dieses an der grossen Ökonomie des Ausdrucks sieht.

Der Folioband Modelle enthält für alle Papiere und Charten, so beym Cataster vorkommen, die ausführlichen Modelle, damit überall eine völlige Übereinstimmung herrsche, und es in einem Departement genau so hergehe, wie im anderen. Ein Gemeinde-Atlas von der Garonne hat dasselbe Format, wie einer von der Mosel.

In den Recensionen, so wir vor 10 Jahren in der A. L. Z. über die *Collection des lois* gaben, machten wir darauf aufmerksam, dass es unmöglich sey, alle 85 Departements von Paris aus zu übersehen, und sich von der Regelmässigkeit und Gleichförmigkeit der Arbeiten zu überzeugen. Wir theilten damals einen Entwurf mit, wie 10 und 10 Departements in eine Division zu vereinigen wären, und wie das Cataster divisionsweise müste vollendet werden, und jede Division für sich seyn, wobey es denn für die Generaldirection in Paris möglich bleibe, ihre 8 oder 9 Divisionsbureaus zu übersehen, und zu beurtheilen, welche am besten arbeite und die meisten Fortschritte mache. Diese Einrichtung ist jetzt getroffen, und Frankreich in 8 Divisionen von 10 oder 11 Departements getheilt, denen ein Generalinspector vorsteht. Anfangs waren diese wechselnd, so dass jeder jährlich eine andere Division bereiste. Jetzt hat man sie aber bleibend gemacht, so dass jeder seine Division behält und in ihr wohnt. — Wenn der Minister diese Einrichtung früher gemacht hätte: so wäre er auch einige Jahre früher aus dem Herumprobiren gekommen. Durch das Centralisiren (wo man sogar in Paris alle Gemeindecharten copiren wollte, und sie sich deshalb 100 Meilen weit aus allen Departements zuschicken liess) hatte man sich so viele Arbeit auf den Hals gezogen, dass man sie gar nicht mehr übersehen konnte. Man sah wohl, dass das Cataster nicht fortrücke, allein man vermochte die Ursachen nicht anzugeben, *warum*, noch die Mittel, *wodurch* dieser schleppende Gang zu verbessern sey. Die Anstellung der *Géometres en chef* war im Ganzen sehr fehlerhaft geworden, da weder der Präfect noch der Steuerdirector die Kenntnisse und Geschicklichkeiten eines solchen Mannes beurtheilen konnten, *von dem doch die Messung des ganzen Departements abhing.* War ein General-Inspector da, der die Geometer als Mann vom Fache examinirte: so konnte dieser jedem Präfecten seiner Division sagen, *wie es mit den Kenntnissen der Personen beschaffen sey, welche sie anzustellen gedächten*, und alle die Missgriffe unterblieben, die das Geschäft nachher so sehr aufhielten. Ist einmal ein Ungeschickter angestellt worden: so kostet es grosse Mühe, ihn wieder zu entfernen. Die Ursachen, warum das Cataster in einem Departement geht und im anderen nicht, ob es am Geometer oder am Steuerdirector oder am Präfecten liege, Alles dieses lässt sich nur an Ort und Stelle ausmachen, und nur durch einen Mann, der als Sachkenner auftritt, der dem Departement ganz fremd ist, *und der auf keine Weise in die Commerage verflochten ist, die sich unter den Beamten des Catasters kann gebildet haben.* — Man kann das Institut der Generalinspectoren, sowie es jetzt in Frankreich gebildet ist, als die Achse des Catasters ansehen, — besonders auch in Hinsicht der Gleichförmigkeit der Arbeiten. Diese lässt sich nur an Ort und Stelle untersuchen und beurtheilen, und dieses kann nur der Generalinspector, der die neben einander liegenden Departements seiner Division bereist und untersucht, und sich über Alles Auskunft verschafft. Zu Paris konnten sie gar nicht beurtheilen, ob diese Gleichförmigkeit Statt fand, da sie bloss Berichte von Personen erhielten, die die Arbeiten nur von einem Einzelnen Departement kannten. (Jeder der 8 Generalinspectoren ist, wie aus einem späteren Rapport von Hennet hervorgeht, mit einem Gehalt von 17000 Fr. angestellt.)

Ebenfalls haben wir in den Recensionen, so wir vor 10 Jahren über das Cataster in der A. L. Z. lieferten, auf die fehlerhafte Einrichtung aufmerksam gemacht, dass man bloss die einzelnen Gemeinden triangulirte, und bloss von diesen Charten machte, und nicht die Cantone und die Departements, da das Trianguliren im Grossen ungemein wenig kostet (die Deutsche Quadratmeile etwa 100 Rthlr.), und da die Gelegenheit des Catasters einzig wäre, um gute Cantonscharten im Massstabe von 50,000 zu 1 zu zeichnen, nachdem man so äusserst genau aufgenommene Gemeindecharten im Massstabe von 10,000 zu 1 besitze, und auf die Aufnahme von diesen so grosse Summen verwendet (die Catastralvermessung der Gemeinden kostet nämlich im Durchschnitt 3000 Rthlr. auf die Quadratmeile).

Dieses ist denn jetzt auch beschlossen worden, und der *Moniteur* vom 28 Sept. 1817 liefert einen besonderen Artikel hierüber. Es ist eine Commission niedergesetzt worden, welcher *La Place* präsidirt hat, und die aus *Ingenieurs geographes*, aus Ingenieurs des Catasters, aus Ingenieurs der Bergwerke, des Brücken- und Wege-Baues, der Flotte u. s. w. zusammengesetzt war. In dieser Commission ist beschlossen worden, dass aus den Gemeindencharten des Catasters Cantoncharten für die 2669 Cantons von Frankreich im Massstabe von 50,000 zu 1 sollen gezeichnet werden, um so

eine Generalcharte von Frankreich in 400 Blättern zu erhalten (wo also auf jedes Blatt 6 bis 7 Cantons kommen), welche die Cassinische Charte von Frankreich ersetzen soll. Über alle Departements sollen nun Dreyecke gezogen werden, und der Astronom *Matthieu* ist als aufserordentlicher Commissär des Catasters in die Departements gesandet worden, um die Geometer zu prüfen, ob sie auch die nöthigen Kenntnisse und Instrumente haben, um so grofse Dreyecke zu machen.

Es ist zweckmäsig, in allen Dingen den Anfang mit dem Anfange zu machen, und die kluge Idee, *erst grofse* Dreyecke zu machen und dann *kleine*, die man 1817 fasste, hätte man billigerweise schon 1807 haben sollen. Allein es giebt überall Menschen, die gar nicht glauben, dafs es nützlich und nöthig sey, Dreyecke zu machen und feste Puncte zu bestimmen, so wie es wieder andere giebt, die die Flurcharten für überflüssig halten, und sagen, man solle blofs Flurbücher machen, und das Chartenzeichnen seyn lassen, da es ein unnöthiger Luxus wäre. Als Beyspiel führet man das Grofsherzogthum Weimar an, wo man ein treffliches Cataster gemacht, auch Alles gemessen, aber keine Flurcharten gezeichnet habe. (Es wäre zu wünschen, dafs Jemand einmal hierüber gelegentlich nähere Auskunft gäbe, wie es sich mit dem Weimarischen Cataster eigentlich verhält.)

Die wahre Ursache, warum der Finanzminister von Frankreich blofs Gemeindecharten zeichnen und *blofs die Gemeinden* trianguliren liefs, war wohl die, dafs er mit dem *Depot de la Guerre* und mit den *Ingenieurs geographes* keinen Streit haben wollte, welche das Chartenmachen des Catasters als einen Eingriff in ihre Rechte würden angesehen haben, da sie das *privilegium exclusivum* des Chartenmachens besitzen, und solches in keiner Weise an das Civile abtreten wollen. Jetzt, da die Militär-Regierung in Frankreich gefallen ist, dürfen sie sich nicht mehr so breit machen, als früher, und das Cataster hat nun wirklich die Erlaubnifs, Dreyecke zu messen und Cantonscharten zu zeichnen. — Man sieht an diesem Beyspiele, dafs doch zuletzt das Verständige und Rechte immer die Oberhand behält und *ins Leben* tritt. — Dieses rührt auch von den *forces constantes* her, wie *La Place* sagt, und die überall den Gang der Dinge bestimmen.

e. e. e.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Hamburg*, in der Schulbuchhandl. b. Gundermann: *Belehrende und unterhaltende Erzählungen und Fabeln.* Ein Geschenk für die Jugend von einem Freunde derselben. Mit einem Titelkupfer. 1817. VI u. 104 S. 8. (12 gr.)

Wenn man auch zugeben mufs, dafs die Bemerkung des Vfs. in dem Vorworte, dafs neue Lefeschriften für Kinder nicht überflüssig seyen, obgleich die Zahl derselben schon grofs sey, und Zeit und Umstände selbst neue verlangten, gegründet ist: so reicht sie doch schwerlich hin, die Herausgabe eines Lesebuchs zu rechtfertigen, das sich in Materie und Form vor anderen durch nichts auszeichnet, und Erzählungen und Fabeln, die man in vielen anderen Jugendschriften bereits gelesen hat, unverändert wieder abdrucken läfst. Eine solche Buchmacherey hat in der That sehr wenig Werth, und es werden dazu nur gesunde Augen und Finger erfodert. Eine solche Compilation könnte allenfalls noch einigen Nutzen haben, wenn sie nach Rubriken geordnet wäre, und in einer besonderen Stufenfolge zur Versinnlichung und Bestätigung dieser oder jener besonderen Wahrheit oder Vorschrift diente; aber danach sieht man sich hier vergebens um, und die einzelnen Erzählungen und Fabeln stehen bunt durch einander, so dafs man einen bestimmten Zweck, der dadurch erreicht werden soll, nicht wahrnehmen kann. — Davon abgesehen, eignet sich das hier Mitgetheilte zu einer unterhaltenden Lectüre für junge Leute von mittlerem Alter; insonderheit finden sich unter den Erzählungen wenigstens einige, die weniger bekannt sind. Das zwar nicht sehr fein, aber doch reinlich und deutlich illuminirte Kupfer, das sich auf die 26ste Erzählung: *der gute Sohn* (die bekannte Erzählung, wo sich ein Negerjüngling für seinen gefesselten Vater zum Gefangenen anbietet) bezieht, gereicht allerdings dem Büchelchen zur Empfehlung.

Der Herausgeber bemerkt, dafs die Erzählungen zugleich einen Abschnitt eines künftig zu erscheinenden gröfseren Lesebuchs ausmachen werden. Möge er nur, wenn die Herausgabe dieses Lesebuches zu Stande kommen sollte, nach einem festen und geordneten Plane verfahren, damit nicht die Zahl der überflüssigen Bücher dadurch vermehrt werde!

—m—

Liegnitz, b. Kuhlmey: *Aufgabeblätter für Elementarschulen zur nützlichen Nebenbeschäftigung in und aufser der Schule.* Entworfen von *J. G. Bornmann*, Pastor zu Brausnitz bey Goldberg. 1817. 10 Bogen. 8. (12 gr.)

Obgleich seit einigen Jahren ähnlicher Arbeiten nicht wenige erschienen sind: so hofft der Vf. doch durch seine weit wohlfeileren, leichteren und mannichfaltigeren Aufgabenblätter vielen Schullehrern nützlich zu werden. Besonders sind sie für solche Schulen bestimmt, wo sehr viele Schüler in einer Classe sitzen, und nicht allen zu gleicher Zeit Unterricht ertheilt werden kann. — Von diesen 10 Bogen dienen 1 und 2 zur Übung im Rechtschreiben und im Buchstabiren und im Syllabiren, 3 — 5 zur Übung im Deutschen Stil und in schriftlichen Auffätzen, 6 zu Denkübungen, 7 — 9 zur Übung im Rechnen und im Schreiben Römischer Zahlen, 10 zur Gedächtnifsübung. — Allerdings werden diese Aufgabenblätter, die, einzeln ausgeschnitten, unter die Schüler nach Mafsgabe ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten vertheilt werden sollen, für den angegebenen Zweck nicht ohne Nutzen gebraucht werden. Nur in Ansehung der fehlerhaft geschriebenen Wörter, die von den Kindern verbessert werden sollen, kann Rec. es nicht billigen, dafs die meisten Fehler von der Art sind, dafs sie nur in Provinzen, in denen eine äuſserst fehlerhafte Aussprache herrscht, gemacht werden können. In der Provinz, in welcher Rec. lebt, würde kein Kind *ligt* für *lügt*, *scheen* für *schön*, *hitte* dich für *hüte* dich, *Schnäs* für *Schnee* schreiben; eher wäre zu besorgen, dafs es in dem letzten Worte das End-*e* wegliefse, und in anderen noch ein *h* hinzufügte. Übungen im Richtigsprechen gehen billig den Übungen im Richtigschreiben voraus, und diefs wird da um so nöthiger, wo eine so äuſserst fehlerhafte Aussprache herrscht. — Die Aufgaben, wo aus den versetzten Buchstaben eines Wortes die eigentlichen Wörter wiederhergestellt werden sollen, bedürften wenigstens für viele Landschullehrer, für die der Vf. sein Werk besonders bestimmt hat, eines Schlüssels, weil sie ohne ihn manche zum Theil unbekannte Wörter nicht wieder herzustellen im Stande seyn werden. Besonders zweckmäsig findet Rec. die Aufgaben, wo aus einzelnen Wörtern kleine Erzählungen gebildet werden sollen, weil der Vf. dazu einen bekannten Stoff, gröfstentheils aus der Bibel, gewählt hat. Auch die Übungen im Rechnen sind brauchbar.

—m—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers.* Herausgegeben von Dr. *Heinrich Gottlieb Tzschirner*, ord. Prof. der Theologie, Pastor an der Thomaskirche und Superintendenten der Leipziger Diöces. 1815. Fünfter Band. Erstes Stück. IV u. 186 S. 1816. Fünfter Band. Zweytes Stück. IV u. 185 S. Sechster Band. Erstes Stück. IV u. 193 S. gr. 8. (Zusammen 2 Rthlr. 6 gr.)

Seit dem Jahre 1816 (S. J. A. L. Z. No. 157) haben wir den Lesern von der Fortsetzung der *Memorabilien* keinen Bericht erstattet. Wir thun es diessmal mit desto grösserer Freude, da alle anzuzeigenden Stücke sich durch interessante Aufsätze auszeichnen. No. 1 des 5 Bandes, St. 1 ist vom Herausg. selbst und ursprünglich eine akademische Gelegenheitsschrift. Da solche Programme nicht in Jedermanns Hände kommen: so verdient der Vf. Dank, dass er diese Abh. einem grösseren Publico mittheilte. Sie handelt *de sacris nostrae ecclesiae publicis caute emendandis.* Vor allen mögen sich diejenigen, die in diesem Fache als ungestüme und unbesonnene Reformatoren auftreten, und einen Gottesdienst einrichten wollen, von dem man nicht weiss, ob er christlich oder etwas anderes seyn soll, an der Bescheidenheit und Versicht spiegeln, mit welcher unser Vf. zu Werke geht. Nur eine edle Einfalt in der Liturgie findet der Vf. mit dem apostolischen Zeitalter übereinstimmend. Mit Recht behauptet er: je gebildeter der Freund der Religion ist, desto mehr *taedet eum spectaculorum crebro repetitorum*, und fügt hinzu: *in caerimoniis non esse potest ea varietas, quae homines novitatis gratia alliciat et teneat.* Eben so erklärt sich der Vf. gegen eine totale Umänderung des protestantischen Cultus, und will, dass das Idiom desselben, die *simplicitas*, *sobrietas* und die σεμνοτης beybehalten werde. Ob nun gleich die Kirchenflucht eine Folge der gänzlich niederliegenden Kirchenzucht sey: so trage doch die Art der öffentlichen Feyer selbst einen Theil der Schuld. Die Vorschläge des Vfs. betreffen nun theils die *aufzuhebenden* und *einzuführenden Feste*, theils die *Orte* und *Zeiten* der öffentlichen Feyer, theils die *Liturgie.* Unter den beyzubehaltenden Festen nennt der Vf. das Geburts-, Todes-, Auferstehungs-Fest Jesu und das Reformationsfest. Aus welchen Gründen das Himmelfahrtsfest = Vollendung des Schicksals Jesu, das in die übersinnliche Welt hinüberweist, wie der intelligible Ausgang Jesu ein ganz anderer sey, als der sensible; ferner das Pfingstfest als eigentliches Fest des Christenthums, und im Jahre *ein* Busstag übergangen worden, kann Rec. nicht einsehen. Abzuschaffen wären die Marientage, das Engelfest und das der Kreuzeserhöhung. Erstere beide sind in dem Vaterlande des Rec. nicht nur ganz unbekannt, sondern auch das dritte wird ja in Sachsen, so viel Rec. bekannt, nicht gefeyert. Einzuführen dagegen wären Todten-, Frühlings-, Herbst-, Vaterlands-Feste. Das Herbstfest der Ernte ist schon da, und die übrigen mit Ausnahme des Frühlingsfestes sind im Preussischen vorhanden. Das Frühlingsfest feyert Rec. seit seiner Amtsführung als Fest der Aussaat. Da dieses Blatt von Mehreren gelesen wird, als das anzuzeigende Werk: so hält es Rec. für Pflicht, die schöne Stelle über das Todtenfest zur allgemeinen Kenntniss zu bringen. S. 11 heisst es: *Ultimo cujusque anni die, vespere facto, ii omnes, qui aut parentum aut amicorum recentem mortem lugent, in templo, modico lumine illustrato, congregentur, sedeant aliquantulum silentes, animo in vitam et obitum suorum defixo, canant dehinc, instrumentis sono temperato accinentibus, carmen, quod animos cum moestitia adficiat, tum in vitae futurae spem erigat, denique, praeeunte verbi divini ministro, preces fundant, quibus absentes amicos et parentes Deo commendent.* Wer den erhebenden Abendbetstunden im Preussischen im J. 1815 beywohnte, wird der beschriebenen Feyer des Todtenfestes seinen vollen Beyfall schenken. Nur die Gebete für die Verstorbenen, als den Keim und die Erneuerung alten Aberglaubens, wird die protestantische *Sobrietas* einstimmig verwerfen. — In Ansehung *der Orte und Zeiten* der Feyer wird vorgeschlagen, dass z. B. Vaterlandsfeste im Freyen gefeyert werden. Allein dieses kann nie allgemein geschehen. Nicht einmal Leipzigs Gemeinden können sämmtlich z. B. die Schlacht bey Leipzig auf dem Schlachtfelde feyern. Ferner wünscht der Vf. *besondere Bethäuser*, *Oratoria* für den Wochengottesdienst, Feyerstunden zur Abendzeit, Morgenfeyer beym Aufgange der Sonne z. B. am Auferstehungstage, die Feyer des Todes Christi und das Todtenfest

hingegen am Abend. Gut! Was endlich von der *Liturgie*, von der Theilung des Gottesdienstes in zwey Acte, wo Rec. und Tausende mit ihm dem ersten Acte nie freywillig beywohnen würden, von der Feyer des h. Abendmahls, welche *remotis arbitris* ganz gegen das Gefühl und die Grundsätze des Rec. geschehen soll, u. s. w. gesagt wird, müssen wir als zu weitläuftig zum eigenen Nachlesen empfehlen. — No. II. *Über das Allegorisiren historischer Texte beym kirchlichen Unterrichte.* Unter dem Allegorisiren versteht der ungenannte Vf. das Anknüpfen religiöser Ideen an Geschichtserzählungen, ohne dass die Ideen ursprünglich darin liegen. Rec. hält diese Idee für eine durchaus unglückliche, die der wahren Bibelerklärung und ächt biblischen Predigten durchaus feindselig ist, und nur Spiele des Witzes gebiert. — No. III. *Über die Parabel von den Arbeitern im Weinberge*, von *Christian Friedr. Fritzsche*, Superint. in Dobrilugk. Des Vfs. Erklärung ist nicht neu, wie er meint, wie *Löffler's* Thema über diesen Text: es kommt nicht darauf an, wie lange, sondern wie gut der Mensch lebt, lehren kann. Der Erste geht dem Letzten nicht vor, der Letzte steht dem Ersten nicht nach, erklärt der Vf. die Idee des Ganzen. Die Worte Jesu gelten eigentlich dem immer von einem Primat träumenden Petrus, Matth. XIX, 27. — No. IV. *Über Marc.* 9, 49 von *J. A. Voigtländer*, Pastor zu Kleinwolmsdorf. Diese exegetische Abhandlung ist gegen Hn. D. *Schotts* Erklärung gerichtet; aber der σκληρος λογος Jesu, wie man nach Joh. VI, 50 auch diese Rede nennen möchte, ist für Rec. noch nicht befriedigend gelöst. Wir können unsere Ansicht nur als Meinung aufstellen, da zum Beweise hier der Ort nicht ist. Jesus geht davon aus, dass man Hand und Fuss, wenn dieselben ärgern, abhauen solle. Jede Weihe für das Göttliche aber ist schmerzhaft, geschieht durch Feuer und Salz. Die Worte „Feuer und Salz" wecken nun Nebenideen, und es wird gleichsam mit ihnen gespielt, wie in den Reden Jesu mehrere solche Wortspiele vorkommen. — No. V. *Es kommt viel darauf an, dass Christus gepredigt werde*, von *Ph. Fr. Pöschel*, Pfarrer in Bubenheim. Wir stimmen ganz dem Urtheil des würdigen Herausgebers bey, dass wir bey der Anerkennung des grossen Werthes des Historischen im Christenthume doch den dogmatischen Grundsätzen des Vfs. unseren Beyfall versagen müssen. Zu geschweigen, dass supernaturalistische und naturalistische Ideen hier durch einander laufen: so wird der Vf. leicht zugestehen, dass der göttliche Vater seinen Eingeborenen nicht darum sandte, dass die Welt eine *doctrinam de Christo*, sondern *a Christo* bekäme, und auf sein εργον του πατρος legt Christus durchaus einen höheren Werth, als auf seinen Namen und seine Person. Übrigens stimmen wir darin dem Vf. bey: dass Christus als der Centralpunct der göttlichen Heilsanstalt, als der Mittler zwischen uns und Gott dargestellt werde. Eine schöne Begeisterung für Christum, in welchem der Vf. das Ideal alles Wahren, Guten und Göttlichen in Menschengestalt erblickt, spricht aus diesem Aufsatze. — No. VI. *Pythagoras und Jesus.* Von M. *Christian Adolph Pescheck*, Oberlehrer an der Freyschule zu Zittau. Eine Parallele, die Jesu den Vorzug einräumt. War dem Vf. dieselbe Parallele in *Reinhards* Plan Jesu nicht bekannt? — Von nun an folgen Predigten und Reden, welche Rec. durchaus nicht für Muster und eines ausgezeichneten Platzes in den Memorabilien würdig erkennen kann. No. VIII. *Das Verhalten des Weisen bey dem Wechsel der öffentlichen Meinung.* Eine Predigt, 1815 gehalten von *H. G. Tzschirner.* Eine Anmerkung berichtet, dass diese Predigt in einer doppelten Beziehung als Casualrede betrachtet werden könne, einmal wegen der trüben und bitteren Stimmung bey der Nachricht von der Theilung Sachsens, dann wegen des damals erfolgten Todes des verehrten D. *Rosenmüllers.* Gerade das Casuelle, in wiefern es theils der Meditation Anstoss und Richtung, theils der Ausführung Individualität und Colorit giebt, kann Rec. nicht finden. Als Reflexionspredigt, die eben Reflexionen vorträgt, ist die Predigt gründlich, klar, aber kalt, und was Rec. dem Vf. hier als eine Tugend anrechnet, ist die Ruhe, dass er bey einer sein Nationalgefühl so hart antastenden Nachricht doch jede unwillige und unbillige Aufwallung zu beherrschen wusste. Der Schluss setzt *Rosenmüllers* Verdienste aus einander mit gleicher gemässigter Wärme. — Die *Traurede* No. IX von M. *Christ. Traugott Hermann Hahn*, Pastor zu Plausig, fängt mit einer überaus langen, vom Verstande eingegebenen Periode an, die es recht mühsam beurkundet, dass aller Anfang schwer sey; sie ist im Ganzen zu wortreich, hat S. 144 Fehler in der Diction; vortrefflich aber ist die Idee am Schlusse, neben dem gestifteten Ehebund den Freundschaftsbund der Verwandten auf eine religiöse Weise zu weihen, welcher Moment gewiss ein sehr ergreifender war. — No. X. *Confirmationsrede* von D. *Bauer.* Bey dieser gedruckten 23 Seiten langen Rede, wovon jede Seite 33 gedruckte Zeilen enthält, muss Rec. die armen Kinder beklagen, deren Andachtsgefühl an dem feyerlichen Tage also gedehnt, gleich dem Drathe immer dünner werden und der Evanescenz immer näher kommen musste. Denkt man sich an einem solchen Tage die Eingangsgesänge, die Vorspiele, Antiphonieen, Prälectionen — den Hauptgesang, die Predigt und ihre Anwendung auf die Confirmanden; dann das — an vielen Orten noch gebräuchliche — Examen an diesem Tage, und darauf eine 23 Seiten lange Rede; von dem consecrirenden Diakonus vielleicht auch noch eine Anrede — Rec. redet, was er gesehen und gehört hat — dann die Consecration und die Feyer des h. Abendmahls: so gehört ein volles und gerütteltes Mass von Andacht dazu, wenn diese bey dem besten Willen und bey der feyerlichsten Stimmung zuletzt nicht ermatten soll. Wer ist zuletzt an dem unwillkührlichen Gähnen Schuld, als die Prediger, welche gegen alle psychologisch-liturgischen Regeln also handeln?

Das *zweyte* Stück des fünften Bandes No. 1 eröffnet eine *Probe einer Übersetzung des Buches der Weis-*

keit von *August Ludwig Christian Heydenreich*, Inpector zu Dotzheim im Naussauischen. Nachdem der gelehrte und seinen Gegenstand mit Liebe bearbeitende Vf. den dreifachen Begriff der Weisheit in diesem Buche, dann Zeit, Veranlassung und den Zweck dieses Buches erörtert — den Verfasser — einen Alexandriner — in die Zeit des Antiochos Epiphanes gesetzt, und den Zweck des Buches dahin bestimmt hat, dass das Buch vor der Verkehrtheit ethnicirender Juden warne, zur Beständigkeit im väterlichen Glauben ermuntere, da im Monotheismus allein wahre Weisheit sey: so folgt dann eine poetische Übersetzung des Buches, mit begleitenden exegetischen Anmerkungen. Wenn der Vf. dieser Übersetzung einige Verstösse gegen die Quantität der Sylben verbessert, und in den Anmerkungen die gewöhnlichen Fehler der *commentariorum perpetuorum* vermeidet, welche die Leser als ganz gewöhnliche Schüler behandeln: so siehet das Publicum mit Freude einem vortrefflichen und gelehrten Werke entgegen.

No. II giebt eine Abhandlung *über Schulvisitationen durch benachbarte Prediger* von M. *Seltenreich*, Past. zu Wormsdorf im Königreich Sachsen. Schwerlich möchten die psychologischen Vortheile in der Schäzung der benachbarten Prediger die Lasten und Mühen und Verdriesslichkeiten aufwiegen, wenn des wohldenkenden Vfs. Vorschlag Gesetz würde. — No. III. *Was hat ein Prediger in Hinsicht auf Casualreden zu beobachten?* Von M. *Loeser*, Pastor zu Saxdorf. Gut und nützlich, doch fern von systematischer Erschöpfung. — No. IV. *Über D. Joh. Georg Rosenmüllers Predigtweise.* Ein Brief an D. *Bauer* von *Fritzsche*, Superint. in Dobrilugk. Eine lehrreiche Entwickelung, wie und warum *Rosenmüller* bey der Einfalt seiner Vorträge dennoch so anziehend war und blieb. Auch das Nachwort des Hn. D. *Bauer* bestätigt das Gesagte. — No. V. *Des heil. Asterius Homilie wider die Habsucht.* Übersetzt von *Brescius*, Generalsuperint. zu Lübben. Eine dankenswerthe Gabe eines alten Homileten des vierten Jahrhunderts, und eine Predigt zur Zeit der Messen. Über die Übersetzung kann Rec. nicht urtheilen, da ihm der h. Asterius noch nie als homiletisches Gestirn vor die Augen gekommen ist. Doch merkt man nicht, dass man eine Übersetzung lese, und wir bitten den Hn. Übersetzer um ähnliche Mittheilungen. — No. VI. *Ordinations-Ritus* vom vorigen Vf. — würdig, ernst und nachahmungswerth. — No. VII. *Über die Märtyrer der alten Kirche.* Eine Predigt von *D. H. G. Tzschirner.* Der Vf. weist in diesem Vortrage, der sich in der Form mehr der Abhandlung nähert, auf den Glauben, den Muth, die Liebe, das Verdienst und die Ehre der Märtyrer hin. Männern, deren Geistesrichtung vorzüglich reflectirend und wissenschaftlich ist, ist es wohl zu verzeihen, wenn ihnen das lebendige, mehr im Herzen als im Verstande geborene Wort weniger gelingt. Der selten behandelte Gegenstand konnte lebendiger, anschaulicher dargestellt werden, wenn es dem Vf. gefallen hätte, die Helden des Glaubens gleichsam dramatisch, handelnd, kämpfend, leidend, innerlich siegend auftreten zu lassen, wo dann die innere Glaubensstärke im Kampfe mit den erduldeten Qualen tiefer empfunden worden wäre. Die meisten unserer Predigten sind immer noch nur blosse Producte einer mit Ach! und O! vermischten Reflexion. Assaph hingegen spricht Ps. 78, 2—4: Ich will meinen Mund aufthun zu Sprüchen, und alte Geschichte aussprechen, und in Geschichten (also *in concreto*, lebendig, anschaulich —) will ich verkündigen den Ruhm des Herrn und seine Wunder. — No. VIII. *Rede bey der Wiedereröffnung der Kirche im Georgenhause zu Leipzig*, vom vorigen Vf. Das Georgenhaus zu Leipzig ist 1) eine Zuchthaus, 2) eine Krankenverpflegungs-, und 3) eine Waisen-Anstalt, und diese Anstalt hat eine gemeinschaftliche Kirche? Wann wird doch das hochgebildete Zeitalter aufhören, so widersprechende Dinge unter einem Dache zu vereinigen! Statt der Wiedereröffnung wäre es wohl besser gewesen, die Trennung solcher Anstalten zu feyern, wovon ein Theil der christlichen Humanität, der andere der bürgerlichen Polizey und Bestrafung angehört. — No. IX. *Taufrede im Hause nach dem Tode der Mutter gehalten* von M. *H. E. H. Rüdel*, Diakonus an der Nicolaikirche zu Leipzig. Das ist die rechte Casualrede, wenn sie, wie gegenwärtige, nie wieder so gehalten werden kann, weil sie so individuell ist, dass die Umstände nie wieder so sich zusammenfinden können. — No. X. *Trauerede* von *Pöschel*, Pfarrer zu Bubenheim. Der Inhalt ist nicht aus den Umständen der Personen herausgenommen, sondern nur reflexionsmässig auf dieselben angewandt. Eine Rede überhaupt gleicht einem Gemälde, das ein Menschengesicht überhaupt darstellt; eine Casualrede aber gleicht einem Porträt, welches *dieses* Angesicht treffend darstellt.

Sechster Band. Erstes Stück. No. I. *Fortsetzung der Übersetzung und Erläuterung des Buches der Weisheit* von M. *Heydenreich.* — No. II. *Bemerkungen über die Wunder Jesu*, von *Pöschel.* Was wir oben von dem Vf. sagten, gilt auch hier. Er ist mit sich selbst noch nicht im Klaren, und die supernaturalistische Ansicht liegt bey ihm mit der naturalistischen noch im Streite, welcher durch den Mysticismus des Gefühls keineswegs ausgeglichen wird. Überdiess verwechselt der Vf. den Vernunftglauben — Glauben der Vernunft an sich selber und an die Wahrheit ihrer Ideen mit dem historischen Glauben. Die Resignation S. 68 ist nur die der Verzweiflung, und die *glaubende* Vernunft ist da nur eine Unterwerfung ihrer ewigen Ideen und ihrer unveränderlichen Gesetze unter wandelbare und noch dazu bestrittene Facta. Nicht Jedem, am wenigsten denen, welchen es am Sinne idealer Symbolik fehlt, möchte der Vf. verständlich seyn, dessen Ansicht über der gemeinen des Verstandes poetisch schwebt, und dessen poetischer Traum das philosophirende Wachen, als Störung des behaglichen Zustandes, verschmäht. — No. III. *Über die Form des öffentlichen Gottesdienstes* von M. *Löser.* Rec. hätte ein tieferes Eingehen gewünscht. Die Frage, welcher Theil des christlichen Gottesdienstes der wichtigere sey, ob der belehrende oder erbauende, — ist wohl gleich der Frage, ob das Auge oder das Ohr, Hand

oder Fuſs der wichtigere Theil des Körpers ſey. Was der Apoſtel Paulus auf *dieſe* Frage antwortet, gilt auch von *jener*. — No. IV. *Einige Bemerkungen über den Aufſatz in der Quartalſchrift für katholiſche Geiſtliche*, 4ter Jahrg. 2ten Bandes 2tes Heft. Salzburg, 1816. 8. Rückblick auf das moraliſche Räthſel im Betragen Luthers und bey dem Grunde ſeiner neuen Religionstheorie. Von *Georg Veeſenmeyer*, Prof. am Gymnaſium zu Ulm. — No. V. *Auch ein Wort über den angeblichen Brief des Römiſchen Königs Ferdinand an Luthern vom 1 Febr.* 1537. Von demſelben. Beide Aufſätze des gelehrten Vfs. beurkunden ſeine Geſchichtsforſchung, und treffend ſind ſeine Gegenbemerkungen über das dem Luther angeſchuldigte *delirium*. Den Brief Ferdinands hält der Vf. für eine Satire und Perſiflage, weſshalb der Ferdinanden angedichtete Brief auch nur handſchriftlich verbreitet wurde, da der Vf. die Unſchicklichkeit in der Wahl der Perſon, welcher er das Schreiben andichtete, wohl fühlte. — No. VI. *Homilie über Röm.* 8, 12—17 von D. *Bauer*, Archidiak. an der Nikolaikirche zu Leipzig. Der Vf. wünſcht ein gründliches Urtheil über Gehalt und Form dieſes Vortrags, und meint, daſs die Achtung gegen die heilige Schrift recht ſehr gewinne, wenn man Anleitung gebe, über wichtige Stellen der Bibel zu philoſophiren, d. i. die Wahrheit und Wichtigkeit bibliſcher Ausſprüche aus den urſprünglichen Vernunftideen über Religion und Sittlichkeit zu erweiſen. Dieſes ſetzt aber Hörer voraus, die eines ſolchen philoſophiſchen Anſinnens empfänglich ſind, und wenn das Verfahren gelingt: ſo glaubt man dann nicht ſowohl der Bibel, als enthalte ſie das Wort Gottes aus der erſten Hand, ſondern man glaubt eigentlich der zuſtimmenden Vernunft, als welche die Gewiſsheit aus der erſten Hand in eine Gewiſsheit aus der zweyten verwandelt, oder die Identität der Vernunftausſprüche mit denen der Bibel nachweiſt. Rec. findet dieſes Verfahren durchaus vernünftig, und kennt keinen anderen Weg zur Wahrheit und Gewiſsheit. Doch ſetzt dieſe Methode, die jeder vernünftige Geiſtliche anwendet, ein derſelben fähiges Auditorium voraus, da ja die Autoritätsgläubigen das Bibelwort auch dann für wahr halten, wo die Vernunft es nicht zu beſtätigen vermag, und die Gewiſsheit aus vorausgeſetzter Autorität der Gewiſsheit aus Vernunft vorziehen. Was nun insbeſondere des Vfs. Darſtellung anlangt, die mit dem Hörer den Sinn gemeinſchaftlich zu finden ſtrebt: ſo dünkt Rec., daſs der denkende Vf. ſich noch zu ſehr in der Allgemeinheit halte, und die Kanzel nicht genug vom Katheder unterſcheide, daſs er den gefundenen Sinn nicht lebendig genug in der Geſchichte des Herzens der Hörer darſtelle, daſs durch zu lange Perioden, wie S. 150, ſeine Rede dem Hörer unklar werde, da derſelbe nicht, wie der Leſer, das Vorhergehende wiederholen kann. Die Worte: wir ſind Schuldner — würde Rec. nicht erklärt haben: wir ſind abhängig; ſondern wie ſie eigentlich überſetzt werden müſſen: wir ſind verbunden, wir haben die Verbindlichkeit, nicht nach dem Fleiſche, ſondern nach dem Geiſte zu leben. Der Raum in dieſen Blättern verbeut uns, tiefer in dieſe Sache einzugehen, und wir geben dem Vf. unter den genannten Bedingungen unſeren Beyfall, müſſen es aber homiletiſchen Blättern überlaſſen, des Vfs. Idee genauer zu prüfen.

—g.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Erfurt, in der Keyſer'ſchen Buchhandl.: *Kirchliche Betſtunden-Andacht* zum Vorleſen. Nach dem erſten Briefe Pauli an die Korinthier geordnet und bearbeitet von *Johann Chriſtian Groſse*, Paſtor zu Noſſen in Sachſen. 1816. IV u. 345 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. hat dieſe erbaulichen Betrachtungen über den erſten Brief Pauli an die Korinthier für Schullehrer auf dem Lande beſtimmt, welche in Abweſenheit der Pfarrer Betſtunden zu halten haben. Sie ſind aus den eigenen Vorträgen entſtanden, welche Hr. *G.* in den kirchlichen Betſtunden über einzelne Bücher des A. und N. T's. gehalten hat. Jede Andacht beginnt mit einem kurzen Gebete oder mit einem Liederverſe, dann folgt der bibliſche Abſchnitt, der zur Bequemlichkeit der Schullehrer im Zuſammenhange mit abgedruckt iſt, und endlich die Erklärung der *Stelle* ſelbſt, mit praktiſchen Erläuterungen und Anwendungen, entweder bey einzelnen Verſen oder am Ende des ganzen Abſchnittes. Den Beſchluſs machen immer etliche Liederverſe. Die Gebete ſind freylich nicht erhebend und ergreifend, aber doch erbaulich, bisweilen auch herzlich; die Erklärung der bibliſchen Abſchnitte iſt nicht tiefeingehend und erſchöpfend, würde auch den Exegeten nicht immer befriedigen, aber ſie hat praktiſchen Werth und zeugt von einer gewiſſen homiletiſchen Gewandtheit; der Diction fehlt es an Lebendigkeit und Feuer, aber doch nicht an Anſchaulichkeit, Popularität und Würde. Wenn deſshalb auch das Ganze ſich nicht viel über das Mittelmäſsige erhebt: ſo wird es doch manchem Schulmeiſter, dem es zur Ausarbeitung eigener Vorträge an Einſicht und Muſse fehlt, ſehr willkommen ſeyn. Nur wird er ſo viel Urtheilskraft beſitzen müſſen, daſs er die Stellen, die für ſeine Gemeinde nicht paſſen, herauszufinden und durch zweckmäſsigere zu erſetzen weiſs. Paulus hatte an den Corinthiſchen Chriſten Irrthümer zu beſtreiten, Miſsbräuche zu rügen, Laſter zu beſtrafen, von welchen manche glückliche Landgemeinde nichts weiſs, auf welche alſo auch die ernſten Rügen und Beſtrafungen des Apoſtels keine Anwendungen leiden können! Übrigens ſcheinen uns die Andachtsübungen, deren die Sammlung 54 enthält, zu kurz, ſo daſs füglich zwey in eine zuſammengezogen werden könnten. Wenn ſie Beyfall finden ſollten: ſo will der Vf. noch mehrere bibliſche Bücher auf dieſe Weiſe bearbeiten.

R. d. e. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN u. LEIPZIG, b. Nauck: *Englische Sprachlehre*, enthaltend das vollständigste Lehrgebäude einer richtigen Aussprache mit kritischer Hinsicht auf die besten Englischen Sprachforscher, als *Murray*, *Walker*, *Mavor*, *Perry* u. m. A., nebst 1) dem einfachsten System der Betonung, 2) einer gründlichen Bestimmung der unregelmässigen Zeitwörter, und 3) besonders der Vorwörter, von *Karl Schulze*. 1817. XXI und 456 S. 8. nebst einer Tabelle. (1 Rthlr. 4 gr.)

„Gegenwärtige Sprachlehre, sagt der Vf., ist das Resultat eines unermüdeten Fleisses und einer steten Aufmerksamkeit auf die Englische Sprache, sowohl während meines vieljährigen Aufenthaltes in England, als auch vor und nach der Zeit in meinem Vaterlande.“ Sie hat ihre Entstehung dem Umstande zu verdanken, dass einer der Freunde ihres Vfs. sich ein richtiges System von der Aussprache des Englischen bilden wollte, und ihm dazu eine der Deutsch-Englischen Sprachlehren, die ihm für eine der besten der in Deutschland erschienenen gegolten hatte, — die aber nicht näher bezeichnet wird, — und neben welcher er bey dem Capitel von der Aussprache noch drey oder vier andere zu vergleichen sich die Mühe genommen, nicht ausreichte. Der Vf. versuchte nun, dem Wunsche eines Freundes sich fügend, eine der alten Grammatiken zu verbessern, ungeachtet er ihm gleich die Unmöglichkeit zu beweisen gesucht hatte, etwas zu verbessern, was nicht zu verbessern sey. So wurde denn wirklich der grösste Theil des Abschnitts von der Aussprache ausgearbeitet; erst als derselbe fast ganz vollendet war, reifte der Entschluss, das Übrige ganz nach einem eigenen Plane zu bearbeiten.

Sehr wahr ist, was der Vf. S. VIII der Vorrede bemerkt, man muss die Laute der Englischen Sprache genau kennen, wenn man die Englischen Grammatiker und Lexikographen benutzen will; allein in seinen Bemerkungen über *obliged* zeigt er sich nicht sehr unterrichtet. So wie in *machine*, *magazine* und anderen aus dem Französischen aufgenommenen Wörtern, sprach der gebildete Engländer ehemals auch in *oblige* das *i* wie *ih* aus, bis *Chesterfields* Rüge dieser Aussprache in den an seinen Sohn gerichteten Briefen laut wurde, und in den gebildeten Ständen die Veränderung in der Aussprache jenes Wortes veranlasste. Indess blieb Mancher doch der alten, zur Gewohnheit gewordenen Aussprache getreu, und dieses war bey *Fox* der Fall.

Da es in der zwar etwas breit geschriebenen, aber doch manchen guten Gedanken enthaltenden Vorrede noch einmal bemerkt wird, dass der Vf. besonders bemüht gewesen sey, die Lehre von der Betonung, von den unregelmässigen Zeitwörtern, und von den Präpositionen recht deutlich zu entwickeln: so glaubte Rec., dem ersten der drey erwähnten Theile der Sprachlehre, als dem, worauf sich die ganze Lehre von der Aussprache gründet, zuerst seine Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Aber seine Erwartung wurde nicht wenig getäuscht, da er hier nicht nur nichts Neues vorfand, sondern Alles so durch einander gewirrt, dass es wohl schwerlich Jemanden gelingen möchte, ohne den ganzen Abschnitt in eine andere Form zu giessen, sich nach demselben eine klare und deutliche Anschauung von den Regeln zu verschaffen, welche bey der Betonung der Wörter im Englischen zum Grunde liegen, und den Einfluss, welchen diese auf die Aussprache der Vocale hat, genau kennen zu lernen. Doch ohne über diesen letzten Punct uns weiter zu verbreiten, der durch eine veränderte Aufstellung der Regeln beym Unterricht gehoben werden kann, wenden wir uns zu einigen der Schwierigkeiten, die hier zuerst aufgeklärt seyn sollen, unter denen die richtige Aussprache der Vocale obenan steht (S. 73), wenn die Sylbe, worauf der Accent ruht, sich mit einem Vocal schliesst, und dieser Vocal *demnach* (dennoch?) kurz und geschärft ausgesprochen werden muss. „Hierüber, heisst es S. 74, eine klare und bestimmte Regel zu geben, scheint mir der schwierigste Punct dieses Capitels, auch erinnere ich mich nicht, *hierüber* etwas gehört oder gelesen zu haben, was *über* diesen Gegenstand ein besonderes Licht verbreiten konnte. — Unsere Deutsch-Englischen Grammatiker beobachten fast ein gänzliches Stillschweigen darüber, oder begnügen sich damit, dem wissbegierigen Sprachforscher den Rath zu ertheilen, das aus dem Umgange und mündlichen Unterrichte zu schöpfen, was sie aus Büchern nicht erlernen könnten.“ Der Vf. muss, ungeachtet er die neueste Ausgabe der *Arnoldischen* Grammatik von *Fahrenkrüger* kennt, und sogar weiss, dass derselbe den hieher gehörigen Abschnitt (wie es in der zwölften Ausgabe auch ohne Rückhalt eingestanden, aber

aus leicht zu erklärenden Gründen in der dreyzehnten wieder verheimlicht ist) aus einem anderen Werke beynahe wörtlich abgeschrieben hat, dennoch mit den darin beygebrachten Regeln sich wenig bekannt gemacht haben, wenn er dergleichen Äusserungen sich entfallen lassen kann. Den Aufschluss, den er uns selbst hierüber giebt, findet man S. 91. Nachdem nämlich S. 88 bemerkt worden ist, dass ein Vocal nur dann lang oder gedehnt gelesen werden könne, wenn er eine reine Sylbe bilde, und der Ton oder Sylbenaccent darauf ruhe, d. h. wenn dieser Vocal rein ausgesprochen werde, und die betonte Sylbe endige, heisst es an dem anderen angeführten Orte: „Nachdem man die allgemeinen Grundsätze der Accentuation gehörig verstanden hat, wird man die meisten Schwierigkeiten von selbst auflösen können: denn alle Fälle, welche nicht auf jene allgemeinen Grundsätze, oder die nachher bestimmten Regeln über den Accent passen, müssen zu der entgegengesetzten Regel gehören. Das heisst, wenn der Vocal nach den allgemeinen Regeln nicht lang gelesen werden kann: so bleibt nichts Anderes übrig, als er muss kurz oder geschärft gelesen werden.“ Wie weit verständlicher und fasslicher würde Alles seyn, wenn mit Weglassung dieser weitschweifigen und irreführenden Tiraden die gleich folgende Regel mit der zuerst erwähnten zusammengefasst, und wie bey *Fahrenkrüger* und dessen Vorgänger so aufgestellt worden wäre: Schliesst ein Vocal die vorletzte Sylbe: so wird er, wenn diese den Accent hat, *der Regel nach*, gedehnt ausgesprochen; in der dritten Sylbe vom Ende hingegen hat er, mit Ausnahme des *u*, unter gleichen Umständen *der Regel nach* seinen geschärften Laut.

So wenig nun in diesem Puncte etwas Neues oder auch nur Fasslicheres aufgestellt worden ist, als wenigstens in einigen anderen Werken schon gefunden werden konnte: eben so wenig ist dieses in Hinsicht irgend eines anderen die Aussprache betreffenden Umstandes der Fall, worüber aber uns weiter zu verbreiten der Raum verbietet. Dagegen können wir die vielen Fehler nicht mit Stillschweigen übergehen, welche in diesem Abschnitte, sowie überall, gegen die richtige Aussprache gemacht worden sind, und die um so mehr auffallen müssen, da der Vf. so vielen Fleiss auf die Englische Sprache, und diess in England selbst, behauptet gewandt zu haben. Ungeachtet Rec. seine eigene, während eines fast dreyjährigen Umganges mit *Walker* selbst erlangte Kenntniss der Englischen Sprache als hinreichend betrachten könnte, die Richtigkeit seiner Bemerkungen zu verbürgen: so soll es ihm doch Pflicht seyn, keine Rüge sich zu erlauben, die nicht durch das Wörterbuch des Letzteren begründet wird. Nur bey der Bestimmung des gedehnten Lautes, womit *a* ausgesprochen wird, kann er sich auf das Ansehen dieses Sprachforschers nicht berufen, da derselbe den Laut des *a* in *save* und in *care* auf die nämliche Art bezeichnet; allein da auch er nicht den Einfluss unerwähnt lässt, den das *r* oft auf den Laut eines vorherrschenden Vocals hat: so kann sich Rec. zum Theil mit hierauf stützen, wenn er behauptet, (was er bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern weitläufig bewiesen), dass der gedehnte Laut des *a* eigentlich der des *ee* in *See* ist, und dass es den Laut *äh*, der in vorliegender Grammatik überall als sein gedehnter Laut aufgestellt wird, nur vor einem *r*, wie in *care*, *share* u. s. w. hat.

S. 74. *Father* lautet, um die Bezeichnungsweise des Vfs. beyzubehalten, nicht wie *fathér*, sondern *fâther*. — S. 79. Das *oo* in *blood* lautet wie das *u* in *but*, und nicht wie *u*. — *Moor*, der Mohr, spricht der gebildete Engländer jetzt regelmässig aus. — S. 81. *Ey* in *prey*, *convey* u. s. w. lautet gleich dem langen *a* wie das *ee* in *See*, nicht wie *äh*. — S. 84. In *warn* und *warm* wird das *a* nicht wie in *far*, sondern wie in *call* ausgesprochen. — S. 86. *Capdble* ist falsch; der Engländer spricht *cápable* — S. 94. Dass *cannonier*, *grenadier* u. s. w. den Ton eigentlich auf der ersten Sylbe haben, ist Rec. ganz neu. — S. 103. Nach der Betonung der Engländer heisst es nicht *Európean*, *Epicúrean*, auch nicht (S. 195) *quintéssence*, sondern *Européan*, *Epicuréan*, *quintessence*.

Eben so geht es nun gleich von vorn herein. Nur etwas Weniges noch von dem Vielen, was Rec hat anstreichen müssen. S. 2 (s. auch S. 3 und 8) *Preface* lautet nicht wie *prifähs*, sondern wie *pref face*. — S. 3. Sehr unrichtig werden *as*, *was* und *father* unter eine Rubrik gebracht, sowie gleich darauf *not*, *Lord* und *fork*. — S. 5. *Capdble*, *formiddble*, *favoráble* sind falsch betont, und nur ein Englisch-Franzos würde *formidähbel*, *favorähbel* sprechen. — S. 7. Das *e* in *entrance* soll lauten wie *i*, und gleich darauf wird gelehrt: „Das *e* hat seinen kurzen Laut in Sylben, die sich mit einem stummen *e* endigen, das aber von dem lauten *e* durch *einen oder mehrere* Consonanten getrennt ist.“

Doch genug, um sich von der Beschaffenheit vorliegender Grammatik, und zwar gerade in Hinsicht des Theils, durch den sie sich vorzüglich auszeichnen sollte, einen Begriff zu machen. Im Etymologischen und Syntaktischen findet man gleichfalls meistens nur das Gewöhnliche; ja es paradirt noch das Gerundium darin. Was hier noch zu leisten ist, muss indess dem Publicum auf einem anderen Wege gezeigt werden.

Kr.

1) Leipzig, auf Kosten des Vfs.: *Grammatik der Englischen Sprache für Deutsche.* Erster Band, enthaltend eine vollständige und systematische Anweisung zur richtigen Aussprache Englischer Wörter worin alle zweifelhaften Fälle durch die Autorität classischer Orthoepisten bestimmt, und die Laute der Buchstaben auf eine ganz einfache und leicht verständliche Art genau gezeichnet sind; nebst einer ausführlichen Erklärung des Accentes, der Orthographie u. s. w., von *Adam Wilhelm Winkelmann.* 1816. XVI u. 476 S. nebst einer Tabelle. (2 Rthlr.)

Auch unter dem besonderen Titel: *Vollständige systematische Anweisung zur richtigen Aussprache Englischer Wörter* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *John Walker's Principles of English Pronunciation:* in which the sounds of let-

ters, syllables and words, are critically investigated, and systematically arranged; the influence of the Greek and Latin accent and quantity, on the accent and quantity of the English, is thoroughly examined, and clearly defined, and the analogies of the language are so fully shown, as to lay the foundation of a consistent and rational pronunciation. To which are added; *Extracts from the Critical Pronouncing Dictionary of that celebrated orthoepist*, containing all the observations, etymological critical and grammatical, with which the original work is interspersed, in which, not only the meaning of every word is clearly explained, and the sound of every syllable distinctly shown, but, where words are subject to different pronunciations, the authorities of the best Englisch Pronouncing Dictionaries are fully exhibited, the reasons for each are at large displayed, and the preferable pronunciation is pointed but. 1816. XVIII u. 204 S. 8.

[Vgl. Ien. A. L. Z. 1818. Erg. Bl. No. 67. 68.]

No. 1 ist ein sehr mühsames, und gewiss jedem Freunde der Englischen Sprache willkommenes Werk, indem es Alles das umfasst, was die vorzüglichsten Englischen Sprachforscher selbst über die so vielen Schwierigkeiten unterworfene Aussprache des Englischen gelehrt, und wodurch sie die Erlernung derselben zu erleichtern gesucht haben, namentlich *Sheridan*, *Stares*, *Walker*, *Johnson*, *Smart*, *Murdoch* u. s. w. Zuweilen hätte Rec. freylich eine andere Anordnung und Zusammenstellung gewünscht; es würde aber unpassend seyn, hierüber rechten zu wollen, da das Werk nicht für Anfänger, sondern für schon sehr gebildete Freunde der Englischen Sprache bestimmt seyn kann, und ein Inhaltsverzeichniss die Auffindung des Gesuchten erleichtert. Die verschiedenen Laute der Vocale sind wie bey *Sheridan* und *Walker* mit Zahlen angedeutet und bezeichnet, jedoch in einem grösseren Umfange, und auch für die Abweichung in der Aussprache der einzelnen Consonanten sind Unterscheidungszeichen aufgestellt worden, sowie selbst die Unterdrückung der Buchstaben in der Aussprache durch ein darüber oder darunter gesetztes o angedeutet wird. Können wir gleich ein solches Verfahren bey Werken, die für Anfänger bestimmt sind, durchaus nicht billigen, indem es ihr Auge verwirrt, und ihre Aufmerksamkeit zu sehr auf das Ausserwesentliche und Einzelne hinzieht, als dass sie schnelle Fortschritte in der Anschauung des Geistigen und Allgemeinen machen könnten, worauf auch hier Alles beruht: so halten wir es doch in einem Buche dieser Art für völlig zweckmässig.

Die Regeln sind meistens mit den eigenen Worten der Englischen Grammatiker mitgetheilt worden, die denn der Herausgeber vermittelst eigener Bemerkungen an einander reiht. Diese Einrichtung bindet der Kritik die Hände, die, wenn sie sich über das Einzelne verbreiten wollte, nicht dieses Werk, als von seinem Herausgeber ausgehend, sondern die Lehren der Englischen Sprachforscher selbst einer näheren Untersuchung und Prüfung unterwerfen müsste, welches vielleicht zuweilen nicht zwecklos wäre. Denn leugnen kann es Rec. nicht, dass seiner Einsicht nach diese durch übergrosse Feinheiten in der Unterscheidung und Bestimmung der Töne und Laute der Buchstaben einen schon an sich äusserst schwierigen und verworrenen Gegenstand unnöthigerweise noch schwieriger und verwickelter gemacht haben, und dass er selbst von *Walker* in mehreren Puncten abweichen möchte, wohin z. B. die Bestimmung des Lautes gehört, den das *a* in der unbetonten Endung *age* (S. 109 unten), in *furnace*, *orange* (S. 110), und in *abound* (S. 60) hat. Auch kann er durchaus dem nicht beystimmen, was *Walker* über die Aussprache des *e* vor einem verdoppelten Consonanten in der zunächst vor der betonten hergehenden Sylbe lehrt (S. 72), welches indess schon von Englischen Sprachforschern verworfen worden ist; sowie er gleichfalls den Laut des *ei* in *surfeit* und *forfeit* mit dem nicht zusammenstellen möchte, den jener Digraph in *foreign* und *sovereign* hat, indem in den beiden ersteren ihm wenigstens das *i*, in den letzteren das *e* vorherrschend zu seyn scheint.

In Betreff des vorliegenden Werkes selbst erlaubt sich Rec. nur einige Bemerkungen noch, um einen Beweis davon zu geben, mit welcher Aufmerksamkeit er das Ganze durchgegangen ist. — S. 42. No. 1 heisst es am Ende: *Innate preserves the a as long as if the accent were on it.* Überraschend ist es, dass der Druckfehler *innate* sich bis in die vierte Ausgabe von *Walkers Dictionary* (denn diese hat der Herausgeber benutzt) fortgepflanzt hat. *Innate* hat, auch nach *Johnson* und *Sheridan*, den Accent auf der letzten Sylbe; *inmate* wird es heissen sollen. — S. 43. Willkommen wäre Rec. ein näherer Aufschluss über das Wort *cedrine* gewesen. Nach *Sheridan* lautet es zwar, sowie es auch hier angegeben worden ist, *ssihdrein*; aber nach *Walkers* Angabe in der ersten Auflage seines Wörterbuchs, *sseddrin*. Ist dieser vielleicht in einer späteren Ausgabe ohne weitere Bemerkung jenem beygetreten? In einer zu dem analogen *vulpine* hinzugekommenen Anmerkung giebt *Walker* dem kurzen Laute des *i* den Vorzug, das in der ersten Ausgabe als lang bezeichnet worden ist. — Warum sind S. 46 *gue*, *age*, *ste*, *the* als besondere Dehnungszeichen wieder beygebracht worden, nachdem sie unter dem stummen *e* (S. 40) als allgemeine aufgestellt waren? — Warum ist S. 88 dem *a*, wenn es eine unbetonte Endsylbe schliesst, wie in *Drama*, *Sonata*, der abgekürzte Laut des *a* in *far* beygelegt? — In *talk* oder *talc*, *der Talkstein*, soll nach S. 106 und zwar ohne Unterdrückung des *l* in der Aussprache (s. S. 279) das *a* sowie in *fat* lauten. Auf wessen Bemerkung gründet sich diess? Hat *Walker* in den neueren Ausgaben seines Wörterbuches so die Aussprache jenes Wortes bestimmt? In den *Principles* und *Extracts* findet sich darüber nichts. In der ersten Ausgabe wird, sowie bey *Sheridan*, dieses Wort als mit *to talk*, *reden*, gleichlautend aufgestellt. (Rec. gesteht, nie auf die Aussprache dieses Wortes geachtet zu haben.) Dieses führt zu dem Wunsche, dass es dem Herausgeber gefallen möchte, so wie er in

No. 2. die von *Walker* entwickelten Grundsätze der Aussprache des Englischen überhaupt, und dessen Bemerkungen zu einzelnen Wörtern uns mitgetheilt hat, so auch alle Wörter mit der von *Walker* in der neuesten Ausgabe seines Wörterbuchs hinzugefügten Bezeichnung ihrer Aussprache unter Weglassung der beygesetzten Erklärungen, wo es nicht der Unterscheidung wegen nothwendig wäre, abdrucken zu lassen. Es würden dadurch seine Verdienste um die Englische Sprache gewiss um Vieles erhöhet werden.

Kr.

Wien u. Leipzig, b. Heubner, Volke u. Cnobloch: *Dizionario italiano - tedesco e tedesco - italiano.* Tomo secondo. Compilato da *D. A. Filippi.* 1817. IV. u. 1613 S. im grössten Lexikonformat. (Beide Theile 8 Rthlr.)

Den ersten, italiänisch-Deutschen Theil haben wir in den vorjährigen *Ergänzungsblättern* No 74. angezeigt; das dort gefällte Urtheil lässt sich auch auf gegenwärtigen anwenden. Auch in diesem Deutsch-Italiänischen Theile wird man hier nicht besser, wohl eher noch schlechter, als bei *Jagemann* oder *Flathe* bedient. Letzteren erwähnt der Vorredner (vermuthlich einer der Verleger) gar nicht, aber von *Jagemann* sagt er, sein Deutsch-Italiänischer Theil sey oft zu *unbestimmt* in der Angabe des passenden Italiänischen Wortes für das Deutsche; er habe eine Menge Synonymen ohne behutsame Auswahl beigefügt, unter denen nicht selten wieder ganz veraltete Wörter vorkommen sollen; bei der Übersetzung Deutscher Redensarten ins Italiänische soll eine fremdartige Steifheit dem Italiäner anstössig seyn. Dafür, versichert er nun, ging seines Vfs. Bestreben dahin, für jedes Deutsche Wort das passende Italiänische, für jede Deutsche *Art* (soll wohl Ausdruck oder Redensart heissen?) die ihr am besten entsprechende Italiänische zu wählen. Wir wollen sehen, wie das Versprechen erfüllt ist! Gleich auf der ersten Seite: *Aasgrube, Schindanger: Ricinto dello scorticatojo, dove uccide, scortica e sotterra le bestie.* Diese Paraphrasen, die auf allen Columnen vorkommen, sucht der Vorredner zu entschuldigen: denn, sagt er, viele Deutsche Wörter können im Italiänischen nicht durch einzelne wieder gegeben werden, und man musste sich demzufolge mit einer Umschreibung behelfen. So mag dieses bei sehr vielen Wörtern allerdings der Fall seyn, aber bey *Schindanger* doch gewiss nicht; den kann jeder Italiäner so gut nennen, als der Deutsche, nur dass der Gebildete seine Zunge nicht gern mit dem Ausdrucke beschmutzt, welches aber der Deutsche eben so wenig thut, und da das Wort weder in der Bücher-, noch in der Umgangs-Sprache gefunden wird (und nur Wörter dieser Art gehören in ein Wörterbuch; Wörter, die bloss dem Hefen des Pöbels eigen sind, werden aus ihm mit eben dem Rechte verbannt, mit dem der Pöbel, der ohnehin keine Bücher liest, aus jenen Gesellschaften ausgeschlossen wird, in denen die feinere Welt in gebildeten Cirkeln zusammenkommt): so wäre es am besten ganz weggeblieben. Aber Hr. *F.* hat solche saubere Wörtchen mehr, die hier aufzuführen uns die Schicklichkeit verbietet. Wir kehren zur ersten Seite zurück, und wollen nur über diese, ohne irgend weiter zu gehen, einige Bemerkungen mittheilen. — *Aa „talvolta si usa ne' composti e significa fiumicello"* ist wahr, gehörte aber nicht hieher, sondern in ein Etymologikon. *Aak „naviglio piatto del Reno"* u. s. w. gehört in ein Idiotikon des Niederrheins. *Aal „anguilla, grinza."* Wie viele andere Bedeutungen fehlen! Doch hat er unten richtig *Ahle, „lesina."* Von denen, die mit *Aal* zusammengesetzt sind, konnte nun wieder der grössere Theil wegbleiben: denn wer da weiss, was *Aal* und was *fangen* bedeutet, dem ist es nicht nöthig, *Aalfang durch pesca d'anguille* zu übersetzen. *Aarweihe „avvoltojo simile all' aquila„* ist nicht übersetzt, sondern dem Leser Staub in die Augen gestreut: denn dieses konnte sich, und zwar noch etwas besser, jeder Italiäner sagen, der da wusste, was ein Aar und was eine Weihe sey. *Abab „marinajo turco."* Und dieses Türkische Wort, wie verirrt es sich denn in ein Deutsch-Italiänisches Wörterbuch? Was aber noch mehr ist, in welcher Orientalischen Akademie hat denn der Vf. gelernt, dass die Türkischen Matrosen *Abab* heissen? Er wollte *Asab* schreiben; aber so heissen ja nicht die Matrosen, sondern überhaupt Alle, die *unbelehrt* zum Seewesen gehörten, z. B. Schiffscapitän u. s. w. *Asab* ist ein Wort wie *Ulema*, gehört aber so wenig in ein Italiänisches Wörterbuch, wie Pontius Pilatus ins Credo.

So viel von der allerersten Halbseite (denn sie ist kaum zur Hälfte vollgedruckt), und daraus ergiebt sich, dass der grösste Fehler des Wörterbuches der ist, dass es die Deutschen Wörter umschreibt, nicht aber übersetzt; dass es demzufolge höchstens dem Italiäner, der Deutsche Bücher lesen will, Trost gewährt, keineswegs aber, worauf vorzüglich Rücksicht hätte genommen werden müssen, dem Deutschen, der Italiänisch schreiben will. Aber auch dem Italiäner wird diese Umschreibung nur selten zu Nutze kommen. Denn wenn er weiss, was *Wagen* ist und was *Küche*: so braucht er *Filippi's* Belehrung nicht: *„carrettone onde trasportare le stoviglie (?) le vivande, e la mensa (?) ae' Signori:"* auch wird er den *Küchenwagen* von der *Wagenküche* sehr richtig unterscheiden können, welches Wort Hr. *F.* weislich nicht hat, das er aber, um consequent zu bleiben, aufnehmen musste, wenn er *Küchenwagen* aufnahm. Ausserdem hat er Kunst- und Provincial-Wörter, die in kein Handlexikon gehören, weil doch nur die allerwenigsten von ihnen angeführt werden können, und diese gewöhnlich, wo nicht ganz fehlerhaft, doch wenigstens schief interpretirt werden; er hat eine Menge fremder Wörter, die in gar kein Deutsch-Italiänisches Lexikon gehören, und die er gewöhnlich radebrecht oder verstümmelt, z. B. *Abab*, welches gar nicht *in rerum natura* existirt, und *Ukase*, welches er als weiblich behandelt, da ihn jedes Russische Vocabelbüchelchen hätte belehren können, dass es *der Ukas* heisst. Bey so bewandten Umständen möchte ein neues Italiänisches Handwörterbuch bey einer halb so starken Bogenzahl und grösserem innerem Reichthum wohl noch immer sehr wünschenswerth seyn.

D. a. h.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(Bezüglich auf das Jubelfest der protestantischen Kirche.)

[Fortsetzung von Jen. A. L. Z. 1818. No. 188.]

Unter den Werken, die ihren bleibenden Werth auch nach Vollendung der Jubelfeyer behaupten werden, verdienen ferner noch ausgezeichnet zu werden:

1) Weimar, in der Hoffmannischen Hofbuchhandl.: *Historische Nachricht von den zahlreichen im Grofsherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach befindlichen Monumenten und Reliquien D. M. Luthers.* Nebst Nachrichten von dem Anfang und Fortgang der Reformation aus Kirchenbüchern, Acten und anderen zuverlässigen Quellen gezogen. Vorausgeschickt sind Familiennachrichten und häusliche Verhältnisse, ingleichen die Jugendgeschichte D. M. Luthers. Herausgegeben von *Joh. Gottlob Sam. Schwabe*, D. d. Philos. u. Conrector am Grofsherzogl. Gymnasium in Weimar. Mit drey Kupfern. 1817. X u. 220 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

2) Tübingen, b. Laupp: *Denkwürdigkeiten der Würtembergischen und Schwäbischen Reformationsgeschichte, als Beytrag zur dritten Jubelfeyer der Reformation.* Von *J. C. Schmid*, Prälat u. Generalsuperint. zu Ulm u. s. w., und *J. C. Pfister*, D. der Philos., Pfarrer zu Untertürkheim, auswärtigem ordentl. Mitgliede der K. Baierischen Akademie der Wissensch. Zwey Hefte. 1817. XI u. 186 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Leben des Schottischen Reformators, Johann Knox, mit einem Abrisse der Schottischen Reformations-Geschichte von D. Thomas M'Crie*, Prediger zu Edinburgh. Aus dem Englischen in einem kürzeren Auszuge in das Deutsche übersetzt und mit einer Vorrede herausgegeben von D. G. *J. Planck*, Prof. der Theol. auf der Universität zu Göttingen u. s. w. 1817. XLII u. 685 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

No. 1. Der nächste Zweck, welchen Hr. *S.* bey Herausgabe seiner Schrift hatte, war der, das Andenken an Luther „ein wenig anzufrischen, und Gefühle der Dankbarkeit rege zu machen;" doch ist er nicht in Abrede, dass auch der Eifer für das Studium der vaterländischen Geschichte, welche er nebst der Topographie des Landes seit einigen 40 Jahren als Schulmann gelehrt hat, viel Antheil daran habe. Als Quellen standen ihm, ausser den Specialgeschichten, auch mehrere handschriftliche Nachrichten zu Gebote, welche er mit prüfender Treue benutzt hat. Denn mannichfaltigen Stoff hat der Vf. in 4 Abschnitte vertheilt. Der erste (S. 1 — 34) hat die Überschrift: „Familiennachrichten und häusliche Verhältnisse D. M. Luthers," und verbreitet sich insbesondere über die Geschwister und Kinder des Reformators. Der zweyte Abschnitt (S. 35 — 57) enthält die Jugendgeschichte L's., wo insbesondere von den Lehrern desselben gehandelt wird. Der dritte Abschnitt (S. 58 — 124) zählt „die Monumente und Reliquien D. M. Luthers im Grofsherzogthum Weimar" auf, und beschreibt sie sehr genau und ausführlich. Dahin rechnet Hr. *S.* theils die Bildnisse L's., theils Bücher und andere Geräthschaften, welche derselbe gebraucht, theils andere Kunstwerke, welche die Dankbarkeit ihm errichtet hat. Die Reihe ist ziemlich lang. Rec. will nur das Epitaphium in der Kirche zu Nieder-Rossla, das einer Schwestertochter L's., Margarethen geb. Mackenrot, verehel. Kestner, gesetzt ist, das berühmte Altarblatt in der Stadtkirche zu Weimar von Lucas Cranach, das Denkmal in der Stadtkirche zu Jena, L's. Reiselöffel und die Büchse, welche L. als Currentschüler herumgetragen haben soll, und welche in der Gymnasienbibliothek zu Eisenach noch aufbewahrt wird, erwähnen. Rühmliche Auszeichnung verdient hier noch der Eifer, mit welchem die Regierung selbst für die Restauration mehrerer Originalgemälde in den Kirchen gesorgt hat. Der vierte Abschnitt (S. 125 — 166) giebt die Nachrichten von den ersten Luther'schen Predigern an den einzelnen Orten des Grofsherzogthums, so viel davon hat können aufgefunden werden. Sie gründen sich gröfstentheils auf die Berichte, welche die Pfarrer an das Ober-Consistorium erstattet haben. Sehr schätzbar sind auch die Beylagen (S. 169 — 198). S. I — V liefern Actenstücke über die Pfarrer zu Nieder-Rossla und Apolda, welche weder das Papstthum, noch ihre Stellen verlassen wollten, als ihnen von den Visitatoren die Wahl gelassen wurde. No. VI ist Kesslers Bericht, welcher in Jena mit Luthern auf der Reise von der Wartburg zusammentraf (m. vgl. Jen. A. L. Z. 1817. No. 210), und No. VII — IX ein Abdruck der Anordnungen, nach welchen 1617 und 1717 das Jubelfest

der Kirchenverbesserung in Weimar-Eisenach ist gefeyert worden. S. 201—220 finden sich noch Zusätze und Verbesserungen. Aus dieser kurzen Inhaltsanzeige werden die Leser selbst sehen, dass diese Schrift zur speciellen Reformationsgeschichte einen nicht unbedeutenden Beytrag liefere. Über die Art der Darstellung darf nichts gesagt werden; sie ist etwas breit und weitschweifig, wie sich schon aus dem Titel ergiebt. Das erste Kupfer stellt das Epitaphium von L's. Schwestertochter in Nieder-Ressla, das zweyte das Kenotaphium, welches die Wittwe des Herzogs Johann Ernst, Christine, dem Bekenner, Johann Hilten, in der Georgenkirche zu Eisenach hat setzen lassen, das dritte die oben erwähnte Currentbüchse dar.

No. 2 ist eine wahre Bereicherung der Würtembergischen und Schwäbischen Reformationsgeschichte. Die beiden Vff. wollten nur Denkwürdigkeiten geben, d. h. „im engeren Sinne (S. V) solche Nachrichten, welche aus noch unbenutzten Quellen theils neue Aufschlüsse über jene grossen Ereignisse geben, theils überhaupt den Geist und Charakter jener Zeit näher bezeichnen, und auf diese Weise die bereits vorhandenen Sammlungen ergänzen.“ Um die einzelnen Actenstücke zu erläutern, haben sie sehr zweckmässig eine kurze Übersicht der bekannteren Denkwürdigkeiten zum Grunde gelegt. Von den auf dem Titel angekündigten 2 Heften hat Rec. bis jetzt nur den ersten erhalten, als dessen Verfasser auf dem Schmutztitel und in der Inhaltsanzeige Hr. *Pfister* angegeben wird. Das angemessenste Lob, welches Rec. diesem Hefte ertheilen kann, ist, dass er den Inhalt kurz angiebt und auf einiges Neue darin aufmerksam macht. Die Einleitung von S. 1—9 (nach der Inhaltsanzeige von dem verstorbenen Decan *Cless*) führt einige unbekannte Züge an, als Spuren eines geraden Sinnes für Wahrheit neben den frühen Entartungen des Cultus, und die reichlichen und bleibenden Stiftungen zu religiösen Anstalten aller Art, welche zum Theil schon vor der Reformation eine für diese günstige Wendung erhielten. Am Ende dieser Periode war ungefähr ein Dritttheil des Schwäbischen Bodens gestiftetes Gut, Kirchen- oder Armen-Eigenthum. Im ersten Abschn. (S. 10—16) wird ausgeführt, welche Verdienste sich die Grafen durch Vereinigung der Schirm- und Kastvogteyen, so wie durch Vermehrung und Verbesserung der Stiftungen schon vor der Kirchenverbesserung erwarben. Unter diesen verdient besonders die Gründung der Universität zu Tübingen erwähnt zu werden. In der Stiftungsurkunde, welche in der Beylage No. 1 hier zum ersten Male aus einer Handschrift auf der königl. Handbibliothek zu Stuttgardt abgedruckt worden ist, sagt Eberhard d. Ä. unter anderen: „*Non his* (den Anstalten zur Unterweisung rechtschaffener Jünglinge in Künsten und Wissenschaften) *accurata templorum aedificia atque structuras, non denique beneficiorum eccles. fundationes praeferimus. Nam satis aevo nostro decus crevit ecclesiae, constatque, solum acceptabile deo templum esse pectus humanum, summumque illum omnium rerum opificem plus innocentia atque sanctitate hominum, quam templorum magnificentia laetari, atque eam parum ad beatitudinem conferre, sed ita duntaxat deo placere, si quis puram castamque mentem in ea ipsa intulerit, quam profecto nulla via atque arte melius, neque compendiosius, quam ex litterarum eruditione consequi poterimus.*“ Der zweyte Abschnitt (S. 16—117) schildert die Bewegungen im Volke, ehe Luther noch öffentlich auftrat; die lebhafte Begierde, mit welcher dessen Schriften gleich Anfangs in Würtemberg aufgenommen und gelesen wurden, und wie Herzog Ulrich nach seiner Wiedereinsetzung für die evangelische Lehre und das Kirchengut wirkte, und Herzog Christoph die kirchliche Gesetzgebung und verfassungsmässige Gewährleistung von beiden vollendete. Vorzüglich interessant ist die Vergleichung zwischen den Kirchenordnungen Ulrichs und Christoph's, die Nachweisungen aus den Landtagsacten, wie sich das Kirchengut gebildet habe, und die Nachricht von Christophs Antheil an der Reformation in anderen Ländern. Wodurch dieser Herzog für die evangelische Lehre gewonnen und was ihn in derselben befestigt habe, das kann auch der Vf. nicht angeben. D. Eck erscheint auch hier nicht im besten Lichte. „Herzog Wilhelm von Baiern (S. 52) entdeckte seinem Neffen (Herzog Christoph) nachher selbst, dass dem schändlichen Manne D. Eck 4000 Fl. verheissen worden seyen, dass er Ulrichs Aussöhnung mit Baiern verhindern sollte.“ Der dritte Abschn. giebt Beyträge zur Reformationsgeschichte von Esslingen und Heilbronn, welchen noch Nachrichten von Ambr. Blaurer und dessen Oheim Gerwick Blaurer vorgesetzt sind. Eine reiche Quelle war hier der Briefwechsel Ambr. Blaurers mit dem Syndicus der Stadt Esslingen, Joh. Machtholf. In den Beylagen finden sich noch einige Briefe von Brentius, Spalatin, Melanchthon, Blaurer, und aus Kaiser Carls V Decret an den Reichskammermeister Christoph Blaurer vom 19 Nov. 1530 die Anweisung: „den nachbenannten Theologen, so auf diesem Reichstag in der Lutherischen Sache gerathschlagt haben, für ihre Mühe auszuzahlen, nämlich D. Joh. Eckhen 100 fl., D. Cochleen 60 fl., dem Badischen Canzler 40 fl., D. Kretzen 30 fl., D. Conr. Wimpin 25 fl. u. s. w.“ Die ganze den Theologen auszuzahlende Summe beträgt 540 fl. Mit Verlangen sieht Rec. dem zweyten Hefte entgegen.

No. 3. Durch die Verpflanzung der Schrift des Hn. *M'Crie* auf unseren vaterländischen Boden hat sich Hr. *P.* ein neues Verdienst um die geschichtliche Theologie erworben. Das Original erschien zum ersten Male 1811, und wurde mit solchem Beyfall aufgenommen, dass 1813 eine zweyte und 1814 eine dritte Auflage nöthig wurde. Der Titel von dieser ist: *Life of John Knox: containing illustrations of the History of the Reformation in Scotland with biographical notions of the principal Reformers, and sketches of the Progress of Literature in Scotland during a great part of the sixteenth Century. To wich is subjoined an Appendix consisting of lettres and other Papers hitherto unpublished. By Thomas M'Crie, DD. Minister of the Gospel. Third Edition. Vol. I. II.* Edinburg, 1814. 8. Die lesenswerthe Vorrede des Hn. *P.* setzt die Gründe aus einander, welche ihn bewogen haben.

erade jetzt diese Lebensbeschreibung auch unter uns ekannter zu machen, und giebt die Art und Weise n, wie er sein Original bearbeitet hat. Jene waren: en Schottischen Reformator aus der unverdienten Dunkelheit und Vergessenheit wieder hervorzuziehen, einen nicht blos von Feinden, sondern auch von reunden verunglimpften Charakter in das gehörige icht zu stellen, und dadurch zu retten, und endlich erade jetzt wichtige Betrachtungen und Vergleichungen zwischen Knox und Luther und dem Gange der Kirchenverbesserung in Deutschland und Schottland zu veranlassen. Unter denen, welche Kn. hart und verdammend beurtheilt haben, sind ausser der katholischen Partey auch die Anhänger der hohen bischöflichen Kirche in England, gegen welche Kn. sich oft enug bis zur Ungerechtigkeit hinreissen liess, die jedesmalige Hofpartey und die Vertheidiger der Königin Marie. In Beziehung auf die Letzteren äussert ie Vorrede sehr wahr und trefflich S. XVI: „Es sind ie erhebendsten Momente in seinem Leben, in denen man den ernsten Prediger der Wahrheit der jungen, reizenden und gereizten Gebieterin gegenüber ehen, und nicht nur furchtlos vor ihrem Unwillen, nd unerschüttert vor ihren Drohungen, sondern auch ngerührt von ihren Schmeicheleyen und selbst unbeochen von — wenn schon nicht fühllos bey — ihren hränen seinen Charakter und seine gerechten Foderungen behaupten sieht. In keinem Auftritte seines ebens zeigt er sich wenigstens so zu seinem Vortheil, ls in seinen Unterredungen mit Marien." Was die earbeitung des Originals selbst betrifft, so wollte Hr. P. Kn's. Leben für gebildete und religiöse Menschen berhaupt lesbar machen. Daher liess er alle kritischen, olemischen und apologetischen Anmerkungen des Hn. M'C., ja selbst die meisten von denjenigen weg, in denen bloss die Quellen, aus denen er geschöpft, und die lteren Documente, die er benutzt hat, angegeben nd nachgewiesen sind. Dadurch wurde es möglich, ie zwey Bände des Originals in Einen zusammenzuärängen. Dabey versichert aber Hr. P., dass bey den bkürzungsoperationen, die er sich erlaubte, wenigstens das noch Beybehaltene reines Eigenthum des n. M'C. geblieben sey, und dem Lezteren die Ausdrücke, die Darstellungsart, die Ordnung der Darstellung, selbst die Wendungen der Übergänge von einem egenstande oder von einer Periode der Geschichte ur anderen alle angehören. So gern auch alle gebildeten Leser die polemischen und staatsrechtlichen Beerkungen des Originals entbehren werden: so ungern erden doch viele die Documente, besonders das Tagebuch von Baratyn, Kn's. Diener, vermissen. Dem bersetzer wäre es ein Leichtes gewesen, seinen Zweck erreichen, und doch den auch zu befriedigen, der ch den Quellen fragt. Von Hn. M'C. ist übrigens ch S. XXIX nur diess dem Deutschen Epitomator kannt geworden, dass er bey einer abgesonderten emeinde baptistischer Dissenters als Prediger angellt seyn soll. Das Leben des Reformators ist so chhaltig an wichtigen Veränderungen, und so rastthätig, dass es unmöglich ist, einen diesen Blättern Ansehung des Raumes angemessenen Auszug daraus zu geben. Dem Biographen wie dem Deutschen Abkürzer ist es gelungen, ein Bild des grossen Mannes vor unsere Seele zu stellen, das uns mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt, und uns in seinem Beyspiele zu zeigen, was die Kraft eines einzigen Mannes, dem Gottes Wort das Höchste ist, vermag. Man liest diese Biographie mit einem Interesse, das bis an das Ende steigt, und fühlt tief die Wahrheit der wenigen Worte, welche der Regent bey dem Einsenken von Kn's. Leiche sprach: „Hier liegt der Mann, der sich nie vor einem Menschen fürchtete." Sehr freuen werden sich auch die Leser der kurzen Nachricht von den 5 hinterlassenen Kindern Kn's., 2 Söhnen aus der ersten, 3 Töchtern aus der zweyten Ehe. Unter diesen, welche alle an Prediger verheirathet waren, zeichnete sich vorzüglich die jüngste aus, auf welcher der Geist des Vaters ganz zu ruhen schien. Ihr Gatte, Prediger der Kirche zu Ayr, *Johann Welch*, wurde unter Jakob VI des Hochverrathes nebst 5 anderen Predigern angeklagt, und unter dem schaamlos - offensten Einflusse des Hofes zum Tode verurtheilt; sie folgte ihrem Gatten ins Gefängniss, hörte das Todesurtheil unerschrocken an, und foderte die Gattinnen der anderen auf, Gott zu danken, dass er ihren Männern Muth und Kraft gegeben hätte, für die Sache ihres Herrn und Meisters sich selbst dem Tode auszusetzen. Die Todesstrafe wurde in Verbannung verwandelt, und sie begleitete ihren Gatten nach Frankreich, wo er 16 Jahre blieb. Der Rath der Ärzte wies den an der Schwindsucht Leidenden in das Vaterland zurück, weil die dortige Luft ihn vielleicht heilen könne. Er geht nach London; doch König Jakob verweigert ihm die Erlaubniss, nach Schottland zurückzukehren. Der Gattin gelingt es, vor den König zu kommen, und da nach vielen harten Äusserungen, welche sie muthig beantwortet, dieser endlich erklärt, „dass er ihrem Manne (S. 685) die Rückkehr nach Schottland zu gestatten bereit sey, wenn sie ihn überreden wollte, sich den neuen im Lande angestellten Bischöfen zu unterwerfen: so hob Mrs. Welch ihre Schürze auf, hielt sie Jakob entgegen, und sagte in dem ächten Geiste ihres Vaters: „Mit Vergunst, Herr König! Lieber wollte ich seinen Kopf in dieser Schürze davon tragen."

O. P. B.

1) Kopenhagen: *Forslag angaaende Reformations-Jubel-Festens Höitidelighol delse i Aaret* 1817. (Vorschläge betreffend das Ref. Jub. Fest 1817.) 1 Bogen 4.

2) Daselbst b. Schultz: *Antistitum ecclesiae Danicae, Sleswico-Holsaticae, et Lauenburgensis Epistola encyclica ad Clerum de tertio Reformationis Jubilaeo* 1817 *pie celebrando.* 1817. 20 S. 4.

3) Ebendaselbst: *Almindelig Kirkebön og Collecter paa Jubelfesten* 1817. (Allgemeines Kirchengebet und Collecten für das Jubelfest.) 1817. 1 Bogen 8.

Diese 3 zur Geschichte der Feyer des Reformationsjubelfestes in Dänemark gehörenden Actenstücke scheinen einerley Vf. zu haben, und sind ohne Zwei-

fel aus der Feder des hochwürdigen Bischoffs von Seeland, Dr. *Münter* zu Kopenhagen, geflossen. Sie sind einer kurzen Anzeige in unserer A. L. Z. um so viel mehr werth, da sie, als officielle Druckschriften, in keinen Buchhandel kommen, und ihr Inhalt doch Allen bekannt zu werden verdient, denen es um eine Kenntniss der Art, wie das genannte Fest auch ausserhalb Deutschland begangen wurde, zu thun ist. Irrt Rec. nicht: so geschah unter sämmtlichen protestantischen Ländern von Dänemark aus die *allererste* öffentliche Bekanntmachung davon, nicht nur *dass*, sondern zugleich *wie* das dritte Jubelfest der evangelischen Kirche gefeyert werden solle; und zwar durch den *Hamburger unparteyischen Correspondenten*, schon im Apr. v. J., wo nicht noch früher; und in einigen Puncten dieser Bekanntmachung, wodurch sich das *dritte* Jubelfest vor den beiden *ersten* auszeichnete, z. B. die Ertheilung der theologischen Doctorwürde an protestantische Geistliche *ohne Rücksicht auf den Confessionsunterschied*, ist man bekanntlich auf fast allen protestantischen Universitäten in Deutschland dem schönen Beyspiele der Dänen gefolgt. Doch kennt Rec. keine Universität, wo man in diesem Stücke mit aller der Liberalität, wie in Kopenhagen, zu Werke ging, indem man hier nicht etwa nur an einige *lutherisch* und einige *reformirt* genannte Theologen, sondern unter den Letzteren an einen Theologen in der *Schweiz*, an einen in *Holland*, an einen in *Frankreich*, an einen von der Englischen *Episcopal*-, und an einen von der Engl. *Presbyterial-Kirche* den theolog. Doctorhut ertheilte. Möge diese gänzliche Beseitigung aller Rücksicht auf Nebensachen, dieser feste und einzige Blick auf die Hauptsache, auf die Protestation gegen alle menschliche Autorität in den Angelegenheiten der Religion, immer allgemeiner werden, und so der Zeitpunct, wo das schädliche Zersplittern in einzelne Parteyen aufhört, und Alles, was Protestant ist, nur ein einziges Ganzes bildet, immer näher rücken! Dem Bischoffe D. *Münter* ist das Verdienst nicht abzusprechen, zu diesem höchsterwünschten Ziele bey Gelegenheit des 3ten Säcularfestes, wo nicht *den ersten*, doch gewiss *Einen* der ersten Schritte gethan und dadurch das Weiterschreiten erleichtert zu haben.

No. 1 enthält nicht nur die Vorschläge zur Einrichtung des Festes, so, wie solche von der allerhöchst dazu angeordneten Commission übergeben wurden, sondern zugleich die landesherrliche Bestätigung der meisten und Abänderung einiger derselben. Das Fest wurde, ausser in Dänemark, Holstein, Schleswig und Lauenburg, auch auf Island, den Färöer Inseln, den westindischen Inseln und selbst in den ostindischen dänischen Besitzungen gefeyert. Der König, nebst dem ganzen Hofstaate, wohnte dem Gottesdienste in der Trinitatiskirche bey; zur königl. Tafel wurde der Bischoff, der Confessionarius und die 2 Stadtpröbste, zur Marschallstafel die sämmtlichen Prediger in der Residenz, auch die reformirten, zugezogen. Für jedes Pastorat im ganzen Reiche wurde ein Exemplar der Augsburg. Confession in Lateinischer Sprache noch vor dem Feste abgeliefert; auch für das Volk eine kleine fassliche Schrift über den Zweck und die Wichtigkeit des Festes in Dänischer und Deutscher Sprache umhergesendet. Die Texte waren bestimmt, doch sollte den Predigern unter mehreren die Wahl gelassen werden. Durch zwey Medaillen, wovon die Eine des *Königs*, die andere D. *Luthers* Brustbild tragen, und jede derselben passende Embleme mit kurzen Überschriften enthalten sollte, sollte für die Erhaltung des Andenkens an das Fest gesorgt werden. Auch wurde gewünscht, dass, wie solches auch beym zweyten Jubelfeste 1717 geschehen, einige Gefangene aus den öffentlichen Strafanstalten entlassen, und unter die Stadtarmen Geld ausgetheilt werden möchte. Die Einrichtung des Gottesdienstes nebst den Vorkehrungen dazu, wie auch die Universitäts- und Schul-Feyerlichkeiten, wurden übrigens so vorgeschlagen, wie sie meist auch in Deutschland Statt fanden. Ausser wenigen Abänderungen, wie z. B. dass die Texte an den Hauptfesttagen unabänderlich festgesetzt wurden, dass statt zwey nur Eine Medaille, welche das Ganze umfasste, angenommen wurde, dass der Vorschlag zu Entlassung einiger Gefangenen wegfiel u. s. w., erhielten die Übrigen die königl. Sanction. Schon am 15 Apr. 1817 war man über Alles einig; wogegen dem Rec. Beyspiele aus Deutschland bekannt sind, dass noch im Sept.; ja selbst im Anfang Octobers über Manches, das Fest Betreffende, z. B. über die dazu erfoderlichen *Kosten* — hin und her correspondirt werden musste.

Das Umlaufschreiben (No. 2) (dessen auch schon von einem anderen Recensenten in unserer A. L. Z. 1818. No. 53 gedacht worden) ist, ausser von dem Seeländischen Bischoffe, noch von dem Generalsuperint. D. *Adler* in Schleswig, den Bischöfen *Geir Joh. F. Vidalin* von Island, D. *Birch* in Aarhuus, D. *Block* in Viborg, *Boisen* von Laaland und Falster, *Jansen* in Aalborg, D. *Plum* in Fyen und Langeland, *Hjort* in Ripen, und dem Superint. *Block* in Lauenburg unterschrieben. Alles, was ein solcher Hirtenbrief Schönes, Kraftvolles, der Zeit, den Umständen und der Veranlassung Angemessenes enthalten kann, das vereinigt sich in diesem; und man weiss beym Lesen desselben nicht, ob man sich mehr über das Treffende seines Inhaltes, oder mehr über die anziehende Sprache, den herzlichen, wahrhaft brüderlichen Ton, worin er verfasst ist, freuen soll. *So* sollten alle Vorsteher den ihrer Aufsicht anvertrauten Mitarbeitern im Garten des Herrn zureden: und die Arbeit würde von desto grösserem Segen begleitet seyn. Dass der Brief in *Lateinischer* Sprache verfasst wurde, verdient desto grösseren Beyfall, je mehr man weiss, welchem Missbrauche gewisse Belehrungen, Ermahnungen und Warnungen, den Geistlichen ertheilt, von Nichtgeistlichen, vor deren Augen sie kommen, ausgesetzt sind.

Auch die Kirchengebete (No. 3) zeichnen sich durch Kürze und Bündigkeit, durch Salbung und eine kräftige Sprache vortheilhaft aus. Für den ersten Festtag ist nur ein Hauptgebet, nebst einer Collecte vor und einer anderen nach der Predigt, und für den dritten Festtag nur eine Collecte zum Schlusse der ganzen Feyerlichkeit bestimmt; die Ausarbeitung aller übrigen Gebete blieb den Predigern selbst überlassen.

A. g.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Aphorismen über Religion, Kirche und Staat.* Von *Wilhelm Mejer*, Rechtsgelehrtem. 1817. VIII u. 232 S. 8. (20 gr.)

Rec. wünscht sehr, dass diese Schrift, welche von einem schönen Sinne und von gebildetem Geiste zeugt, nicht in der Fluth der religiös-politischen Schriften, welche unsere Zeit giebt, verschwinden und vergehen möge. Er möchte sie besonders auch unseren Theologen empfehlen, nicht nur, damit sie sich an ihr erfreuen und durch sie belehren, sondern auch, damit sie sehen (was Viele, und oft gerade die, welche, wissenschaftlich und praktisch, am wenigsten Theologen und Geistliche sind, nicht sehen wollen), dass auch ausser ihrer Zunft Männer von christlicher Wissenschaft sind, und diesen dasselbe Gehör gebühre, das man ihnen schenkt. Es soll hier von dem Meisten im Buche nur kurz gesprochen werden, ausführlich aber über das, was der Vf. von Kirche und Staat sagt: denn der Vf. ist hier, mit den Allermeisten, im Schwanken, am Ende aber in Inconsequenz und in Irrthum. Was Rec. sagen wird, mag überdiess als ein Auch Etwas über vielbehandelte Themata dieser Zeit gelten. Endlich scheint gerade dieser Gegenstand den Vf. vorzüglich beschäftigt zu haben. Denn auch *Bouterwek* hat in der kurzen Vorrede, welche er dem Buche voran schickt, besonders auf ihn aufmerksam gemacht, dass nämlich der Vf. uns für die Verbesserung der Kirche (welche nothwendig sey, weil Religion und Kirche unser Volk so wenig mehr achte) habe Ziel und Wege beschreiben wollen, und seine Beschreibung mindestens beachtenswerth sey.

Die Schrift ist in einzelnen, meist kurzen, nicht genau äusserlich verbundenen, Sätzen abgefasst: aber der Vf. hat das Wesen der *Aphorismen* wohl getroffen; innerlich sind diese Sätze eng verbunden, und der folgende schreitet immer erklärend, beyfügend, folgernd weiter, als der vorige. Bisweilen nur ist dieser Zusammenhang nicht philosophisch genau; z. B. S. 66 ff., wo vom Aberglauben die Rede ist. Ist es derselbe Begriff, wenn neben einander gesagt wird, Aberglauben sey Vermischung des Unendlichen mit dem Endlichen (Anthropomorphismus), und Halten am Ausserwesentlichen der Religion, das der Willkühr eines Jeden überlassen seyn müsse? Und wird nicht im sodann Folgenden jenes Ausserwesentliche (das Dogma) mit Form und Wort, das der Einzelne wählt, verwechselt? Eben so, S. 71 ff., wo vom Mythischen die Rede ist, wird als Folge desselben angegeben, was nur neben ihm sich gewöhnlich befindet, weil es denselben Grund mit jenem hat, den irdischen Sinn. (Zu geschweigen, dass es der Begriff des Mythischen schwerlich ist, den der Vf. giebt: Gottesbeschreibung nach irdischer Thätigkeit.) S. 76, wo gegen die positive Offenbarung geredet wird, richtet sich, dem Vf. unbemerkt, mit Einemmale die Rede gegen das Demonstriren in der Religion. Es findet sich dort übrigens der bemerkenswerthe Gedanke, dass durch dieses Demonstriren der Glaube verloren gehe, und, wo dieses erfolgt sey, die wahre Religion, die Liebe und Sehnsucht zu Gott, untergegangen, und der Mensch bloss noch des eigennützigen Verlangens nach Vergeltung in einem andern Leben fähig sey.

Religion ist dem Vf., wie man hieraus sieht, ein Zustand des Gemüths, kein Inbegriff von Vorstellungen, und wir glauben diesen, als den jetzt herrschenden Begriff, hier annehmen zu dürfen. Das Bedürfniss und das Streben aus dem Sinnlichen heraus ist, nach dem Vf., noch nicht Religion (S. 15): es giebt dieses nur die Gedanken des Wahren, Guten und Schönen (wir vermissen die Erklärung dieser Gedanken, ob sie dem Vf. bloss als negative gelten, oder als Begriffe des ordnenden Verstandes); der Mensch muss zur Liebe (auch das Anschauen genannt) Gottes, welche er in sich hat, zurückkehren. Daraus quillt der Glaube, — genauer hat sich der Vf. über diese Gedanken nicht erklärt. Übrigens schadet der Dualismus, zu dem sich der Vf. (S. 32 und sonst) bey der menschlichen Natur bekennt, der Reinheit seiner Lehre nicht, weil er es der Religion, als dem Mächtigsten im Menschen, lässt, dem ganzen Wesen Eine Richtung geben zu können, welche er die *geistliche* nennt. Von der *christlichen* Religion finden sich hin und wieder Zeugnisse, und, wie man sieht, wahrhafte und innige, z. B. S. 80. Er meint: „Christus habe gelehrt, dass die liebevolle Sehnsucht nach Gott, und die Richtung des gesammten Lebens, dieser reinsten Liebe gemäss, die einzige wahre Religion sey." Sehr

zu empfehlen ist, was der Vf. S. 138 ff., von Symbol, und 148 ff. von Liturgie sagt.

Was der Vf. *Kirche* nennt, beschreibt er S. 39. Jedoch ist der Begriff, den er hier giebt (die Vereinigung für gemeinsame Andacht), und welcher ohne Zweifel der ursprüngliche, protestantische Begriff derselben ist (so, dass sie also nicht eine besondere Anstalt, dem Staate gegenüber, ist, sondern eine einzelne Äusserung, Darstellung, des christlichen Bürgerlebens), von dem Vf. nicht festgehalten worden. In den letzten Abhandlungen, von den Verfassungen der Kirche und des Staats, und von den Verhältnissen beider zu einander, behauptet sich der alte, nachdem die Kirche entweder der Verein, oder das Leitende, Erziehende für innerliche Güter, der Staat dagegen dasselbe für äusserliche, ist. Und so müssen wir denn den Vf. im Folgenden nehmen. Denn auch von Recht und Staat hat er die bisher gangbaren Vorstellungen. Die Erklärung, welche von jenem, S. 88, gegeben wird („Recht ist, was der Möglichkeit der äuss. Existenz des Menschen, als Menschen, entspricht") wollen wir nicht gebrauchen, weil sie zu unbestimmt ist: im sogleich Folgenden wird der Begriff so gefasst: Recht sey die Gegenseitigkeit der äusseren Freyheitsbeschränkung, zum Zwecke allgemeiner äusserer Freyheit. Rec. ist nun gar nicht dieser Meinung, und dass der Mensch seine Freyheit neben Anderen zu beschränken habe (dass, wie es daselbst heisst, weil Alle dasselbe Menschendaseyn haben, Alle im Allgemeinen derselben Bedürfnisse fähig seyen, und sich also mit einander zu vergleichen haben). Es wird ja vorausgesetzt, dass der Mensch aufgehört habe, wüst und raubend zu seyn: aber in seinem menschlichen Wesen hat er keine Selbstbeschränkung nöthig, ja, darf er sich gar nicht beschränken; es ist vielmehr das Recht, dass er, indem er es für sich verlangt, auch Anderen einräume, dass jedes sich, in seinem eigenen Wesen, vollständig ausbilde und äussere.

Mit jener Herabwürdigung des Begriffes vom Rechte hängt die niedrige Vorstellung vom Staate zusammen, welche auch dieses Buch annimmt. Indess gilt diesen Lehrern der Staat nicht nur als die Verbindung zum Schutze des Rechts (wo sich dann Jeder selbst mit seinem Wohle zu bedenken hätte, und nur von der Regierung darauf gesehen würde, dass keiner den Anderen störte), sondern als Verbindung zur Förderung des äusserlichen Wohles. Wir leugnen aber gerade zu, dass dieses ein christlicher oder vernünftiger Staat wäre, wenn anders ein solcher bestünde oder bestehen könnte, und behaupten, dass dieser Begriff durch die Hierarchie eingeführt worden sey, in welcher eigentlich ein Kampf zwischen weltlichen Herrschern (den christlichen, neuen, und den Volkskönigen) Statt hatte, den die christlichen durch jenes Vorgeben des zwiefachen Staates auf Erden versteckten. Der Staat muss eine Verbindung für menschliche Sicherheit *und Bildung* seyn, weil Eines von diesem so wenig als das Andere von dem einzelnen Menschen erreicht werden kann.

Doch dieses zweyte Element, die menschliche Bildung, die innerlichen Güter, sollen durch die *Kirche* hinzugebracht werden. Aber so steht der Staat nicht allein um so viel niedriger als diese, die Kirche, so geringer das Irdische als das Geistige ist: der Staat ist sogar ganz Nichts: denn Jeder giebt zu, dass alles Äusserliche unter den Menschen, soweit Menschen Etwas darüber verfügen können, nur Folge des Inneren ist. So ist denn also die Kirche das Regierende; der Staat nur ein Handlanger oder ein todtes Werkzeug für die Ausführung kirchlicher Gedanken.

Unser Vf. will, durch manche kleine Inconsequenzen, Solcherley nicht. Er überlässt dem Staate auch die Bildung, das Innere; die Kirche oder die Kirchen gelten ihm, im Laufe der Untersuchung, nur als Gesellschaften für gewisse Religionsbekenntnisse. Hier galt es aber, beide, Kirchen und Staat, in ihrer Selbstständigkeit zu erhalten: und ohne Zweifel ist es auch dem Vf. nur dann gelungen, wenn er sich in allgemeinen Erklärungen gehalten hat. Es würde, bey einem solchen Verhältnisse, beständiges Beobachten aus gegenseitigem Misstrauen Statt haben, wodurch sich Kirche und Staat selbst verwürfe; und immer würde eine geheime Oberherrschaft des Einen von Beiden seyn. Wir wollen dieses in den Gedanken unseres Vfs. nachweisen.

Die Kirche, sagt er früher (S. 182), ist dem Staate, nur rechtlich, nicht innerlich, unterworfen." Wenn also davon nur die Rede ist, dass (wie der Vf. das Recht nimmt) die Kirche sich nicht äusserlich, auf Kosten der nichtkirchlichen Bürger ausbreiten dürfe: so wird der Staat nicht grosse Sorge nöthig haben. Indess behauptet der Vf. doch, dass der Staat die Kirchenglieder zur Bürgerpflicht nöthigen müsse; also weder Quaker dulden könne, noch Klöster und Coelibat. Auch räumt er (131 und 187 f.) dem Staate ein grosses Recht über die Güter der Kirche ein; wiewohl er anderwärts (191 f.) sehr warnt, das Eigenthum durch Secularisiren (auch, wenn es wieder zu frommen Stiftungen verwendet würde) unsicher zu machen. Denn *indem* er den Erwerb der todten Hand und für *unbürgerliche* Zwecke für unerlaubt erklärt, lässt er ja alle Feindseligkeit und Willkühr des Staates zu. Aber wir sahen schon, dass dem Staate von dem Vf. auch die Sorge für die Bildung zugetheilt wird: und was kann nun die Kirche daneben bedeuten? Hier (S. 218 ff.) treffen wir auf jenes Mittelding zwischen Staat und Kirche, welches die protestantische Welt hereingebracht hat: die *Polizey*, das Geistige und die Sorge für das Geistige, im Staate. Dieser theilt denn der Vf. die Sorge für die Aufklärung zu, damit der Einseitigkeit, Roheit oder Bösartigkeit entgegengearbeitet werde, welche sich ja in der Kirche leicht erzeugen könnten; die für Volkserziehung (der Kirche wird bloss der Religionsunterricht gelassen; und sollte der Vf., seinen Grundsätzen nach, zweifeln, dass eine solche Trennung der Erziehung wenigstens der Untergang der Religion im Volke seyn würde?), die für das Leben der Geistlichen, ja für Dogma, Moral und Ritus (dass durch diese kein

Aberglaube gefördert würde). Was wollen wir mehr, wenn der Staat über die Kirche herrschen soll?

Auf der andern Seite hat der Vf. sich doch nicht genug hüten können, um, wenn er von den Rechten der Kirche sprach, den Missbrauch ihrer Gewalt wegzuräumen. Wie er denn (S. 199) die vollkommene Incompetenz des Staates ausgesprochen hat, zu beurtheilen, welches die wahre Religion sey; so, dass alle Religionen, lebten nur die Bekenner von ihnen friedlich beysammen und neben anderen (?), zu dulden wären, und es Jedem freygelassen, zu welcher er gehören wollte. Ja (S. 180 und 183) sagt er, die Kirche sey, in ihrem innersten Wesen und ihrer tiefsten Wirkung nach, über dem Staate, und strebe, ihn entbehrlich zu machen. In welche Irrgänge führt uns also auch diese Theorie! Rec. wird so in der Meinung bestärkt, dass Kirche und Staat, als zwey Gewalten, nicht neben einander bestehen können, und eben so wenig, als Verein und Gewalt, und besondere Gesellschaft in jenem und unter dieser. Die Kirche ist unter den Protestanten Nichts als der *Geist des Staates*, der Geist der christlichen Religion und Wissenschaft. Äusserlich ist sie überall, wo dieser Geist hervortritt, ganz rein freylich in dem, was die Reformatoren Kirche nannten, und in der Schule: denn hier ist unmittelbar und ohne Rücksicht auf weltliche Zwecke von jener Christlichkeit die Rede. Lässt sich *diese* Kirche von dem Staate unterdrücken: so ist es ihre eigene Schuld, und somit, da sie so schlecht ist, kein Unglück, dass sie, hier oder da, und auf kurze Zeit, unterdrückt wird. Eben so, wenn in einem Staate für das Bedürfniss und die Wirksamkeit der Lehrer in Kirche (im engeren Sinne des Worts) und Schule nicht gesorgt würde, oder die Versammlungen zu Gebet und Predigt ohne Anstand und Würde wären: so wäre dieses ein Zeichen, dass es keine Kirche in diesem Staate giebt, dass es ein heidnischer Staat ist, besonders, wenn der Aufwand Einzelner, oder unchristliche Unternehmungen (Eroberungskrieg) es nicht zu jener Fürsorge kommen liessen. Der *Staat* muss dann reformirt werden: aber es geht die wahre Kirche in der Welt, und in den einzelnen Staaten so wenig unter, als der Name Christi, und als Gottes Hand matt wird, welche sein Reich erhält. Am allerwenigsten aber sind die zu hören, welche sich jetzt so laut und lärmend über Kirche und Staat aussprechen, und da sie unter Kirche doch nur geistliche Regenten verstehen, und den Staat bloss auf Äusserliches beziehen, offenbar auf eine neue Hierarchie hinarbeiten. Wir haben freylich Nichts dagegen, dass Geistliche mit im Staate regieren (wiewohl ihnen zu rathen ist, lieber ihrem schönen Berufe nachzuleben): mögen sie nur sich die allgemeine, menschliche und wissenschaftliche Bildung verschaffen, welche den Meisten noch fehlt; und den Vaterlands- und Bürger-Sinn, den die Meisten in den letzten Zeiten an sich haben vermissen lassen.

Es giebt noch vieles Einzelne, über welches man mit dem Vf. unserer Schrift rechten könnte, und vielleicht sollte, da Einiges gangbare Irrthümer dieser Zeit wiedergiebt. Wie, dass S. 227 das Geschichtsstudium, zur Vorkehrung gegen alles Schlechte und Unrechte, empfohlen wird, indem die Geschichte die unbestechliche Richterin aller Zeiten sey. Wir begreifen nicht, wie man der Geschichte zutheilen könne, was der Religion und Philosophie gehört, nach denen sich sogar die Ansicht bestimmt, welche man von dem Leben der Menschen nimmt; und wie man der Geschichte dagegen ihr eigenes Interesse nehmen könne, welches sie durch das Verlangen des Gebildeten Menschen gewinnt, die Gegenwart in der Vergangenheit zu begreifen, und die Schicksale und Thaten der Vorwelt zu kennen. — Auch trifft S. 122 der Satz nicht wohl zu: „Gott kann keinen Statthalter auf Erden haben, denn das Unendliche ist nicht darstellbar im Endlichen." — Aus dem Worte, *Andacht*, ist nicht zu schliessen, was S. 35 daraus schliesst: denn das Wort kommt nicht von *denken* her, sondern von Ahnd, And, Ant (daher val-ant, böser Geist), welches den Geist bedeutete. Darum ist auch das Wort, Ahndung welches davon abstammt, nicht in eine undeutsche *Ahnung* zu verwandeln.

B. C. D.

GERMANIEN: *Preussen über Alles, wenn es nur will.* Von einem Preussen. 1817. 160 S. 8. (20 gr.)

Die Schrift wird mehr Aufmerksamkeit als Interesse erregen; der Vf. ist zum Theil hieran Schuld. Er wollte an ein früheres Werk über Österreich erinnern, das einstens von Hand zu Hand gieng, aber er erinnerte auch zugleich daran, dass die zweyte spätere und verbesserte Auflage in sich erstarb. In einem Titel der Art geht Anmassung zu Tage, die einem bescheidenen Staate fremd ist. Staaten höherer Potenz treten damit in Hintergrund, während sie von Staaten niederer Potenz gerechte Beachtung, sogar zarte Berücksichtigung fodern dürfen. Angrenzend an drey grössere Staaten, die auf die Oder, die Elbe, den Rhein mit Schwere drücken, sind die Bewohner am Memel und an der Mosel zu *Einer* entscheidenden Zeit in diesem Mäander-Staate von wechselseitiger Hülfsleistung verlassen; dieses und der Bund aller Völkerstämme, die in Gewohnheiten, Sitten, Sprache verschieden, sich fremd, ja sogar abgeneigt, den Staat Preussen bilden, machen den Anspruch auf eine Erhebung über Alles, hinsichtlich der äusseren Macht, inhaltsleer, und die innere Macht muss erst begründet werden. Dazu gehört die lebendige Überzeugung, dass der Staat seine Sorgfalt auf Erhaltung, Verbreitung, Vervollkommnung seiner Bildung, und der des Volkes verwende; dass er Talend und Tugend ohne Rücksicht auf Geburt schätze, eingeborene, kundige und kräftige Menschen auf Posten, wo sie wirken können, stelle; dass er unparteyisch allen verschiedenen Ständen und Classen in allen ihren Rechten Schutz angedeihen lasse; dass er den Wohlstand und die mit dem Monarchismus verträgliche Freyheit eben so begünstige, als sichere; dass das ein-

geführte Abgabesystem weder in der Sache vervielfältigt, noch in der Erhebung drückend, noch in der Grösse über das Maß des Bedürfnisses; dass Jeder vor dem Ausspruche des Gesetzes gleichgestellt, die Justizpflege vorwurfsfrey, prompt, unschwankend, dass das Betragen der Beamten würdevoll und human sey u. s. w. u. s. w. Der Vf. hat zwar den Mangel der äusseren Macht des Staats gefühlt, und deſswegen mehr die innere Macht in Anspruch genommen, um die Anhänglichkeit der Staatsgenossen, die durch Befolgung seiner Vorschläge bewirkt werden soll, zu begründen, ja sogar diese durch Erweckung religiöser Gefühle, denen für alle Glaubensgenossen gemeinsame Ideen zum Grunde liegen, zu befestigen; allein es giebt Zeiten, wo die äussere Macht imponiren muss, und Zeiten der Begeisterung, wo innere Macht entscheidet; die letzteren erscheinen selten, und eben so fern sind jene, wo der Name Preussen eine Art Passwort werden kann, um jeden braven Mann zu bezeichnen, der, wenn der König ruft, zum Banner eilt, um die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden, und sein Theuerstes hinzugeben. Wenn wir auch dem Vf. zugestehen, dass die Gegenstände, die er, weitläuftig und kurz berührt, von mancher Lichtseite beleuchtet sind, dass er über Wohlstand, Kriegswesen, geistige Bildung, Stände, Adel, Bürger, Handwerker, Dienstboten, Tagelöhner, Finanzverwaltung, Justizpflege u. s. w. oft geläuterte Ansichten hat: so hängen doch die meisten Wünsche von der Befriedigung ab, und diese möchte einerseits nicht nothwendig, andererseits nicht möglich erkannt werden, und für Manche ist die Gunst des Moments nur einmal erschienen, und — unbenutzt auf immer verschwunden. Seine Vorschläge sinken daher zur Flickerey herab, und auf den Theil, der am meisten zum Ganzen wirken sollte, ist der wenigste Nachdruck gelegt, nämlich auf die Volksrepräsentation. Vieles in ihm nimmt einen einseitigen Charakter an, da das Für noch nicht entschieden ist (so will er die Adelsgüter nicht getheilt, die Maschinen zum Behuf der Fabriken und Manufacturen nicht verallgemeinert, die Privilegien der Handwerker nicht unterdrückt wissen). Am meisten hat er sich darin geschadet, dass er Staat und Vaterland, Staat und Volk nicht gehörig unterscheidet. Die Verbindung der Materien ist sehr locker, und nicht selten kommt man in Versuchung, den Vf. für keinen Preussen zu halten.

Ds.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Mannheim*, b. Schwan und Götz: *Neueste Gedichte von Anton Ritter von Klein.* 1815. 96 S. 8. (14 gr.)

Eine besondere Neigung zum Erhabenen, der manches Kraftwort zu Gebote steht, manche philosophische Betrachtung in volltönenden Versen gelingt, giebt einigen dieser Gedichte poetischen Werth, verführt aber auch hin und wieder zur didaktischen Redseligkeit, und zur Verletzung der Schönheit in ungehörigen Wortfügungen und pomphafter Einkleidung gewöhnlicher Gedanken. So heisst es gleich im dritten Verse des ersten Gedichtes sehr steif:

Kargen Schlummer peinigt des Gewissens Wunde;
Jede Stund' ist Bösen die Gespensterstunde;
Jason, höhnend Gattinwuth — des Seyns bewusst —
Liegt, *Entsetzen zückend*, an der Freundschaft Brust.

Noch ärger in einem Trauerliede: Nie priess er den begafften Prunk u. s. w.

Seinen, von Beglückten durch ihn,
Jeden Tag gesegneten Weg stets wandelnd in ruhiger Grösse.

Am bedeutendsten unter diesen Gedichten scheint uns: *Die Götter Griechenlands*, worin die heidnischen Hoheiten, die andere als poetische Vorstellungen und gleichsam als einen Widerschein der Welt betrachten, mit ihrem mancherley Scandal christlich-streng gemustert werden.

Spendend Götter Dieben und Tyrannen,
Heiligt jeder rohen Thorheit Spur,
Aus der Welt die Gottheit zu verbannen,
Die vergötterte Natur u. s. w.

Senken soll sich da mein Geistesflügel
Zeiten, wo das All ein Thierkreis schloss?
Weg Olymp, dem Glob ein Maulwurfshügel!
Weg Elisien, die der Styx umfloss!

Überraschend ist unter diesen in der ehernen Rüstung des Verstandes auftretenden Poesieen ein kleines zartes, sanftes Gedicht, das den Zwiesprach zwischen einem Knaben und einer Lerche enthält, und mit seiner melodischen Einfachheit beweist, dass dem Vf. vielleicht mit einem geringeren Aufwande von Kraft, und ohne fühlbare Anstrengung, Manches noch besser hätte gelingen können, wenn er der unmittelbaren Sprache des Gefühls mehr Gehör gegeben hätte.

T Z.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Angabe des Verlegers und des Druckorts: *Mathematischer Beweis, dass die Unbeschränktheit des Luxus früher oder später, aber unfehlbar eine Nation zu Grunde richte, mit angehängtem Schreiben an den Hn. August v. Kotzebue über seine literarischen Blätter. Von Franz v. Spaun.* 1818. 117 S. 8. (8 gr.)

Ein — wie die Vorrede sagt und auch der Inhalt zeigt — bereits vor mehreren Jahren, wahrscheinlich schon in den ersten Jahren des vorigen Jahrzehends, zusammengeschriebenes seichtes und breites Gewäsch über die Nachtheile nicht sowohl des Luxus im eigentlichen und richtigen Sinne, sondern nur der Verschwendung überhaupt, und insbesondere der Verschwendung der Regierungen, der Staatsschulden und der hohen Abgaben. Bloss das Schreiben an Hn. v. *Kotzebue* ist neu. Doch hätte es wohl eben so gut ungedruckt bleiben können, als das ganze Werkchen.

B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

GESCHICHTE.

AARAU, b. Sauerländer: *Kaiser Friedrich der Erste, mit seinen Freunden und Feinden.* Ein geschichtlicher Versuch von *Friedrich Kortüm*, Professor an der Cantonschule in Aarau. 1818. VIII und 268 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das Leben und den Charakter Kaiser Friedrich Barbarossa's, des grössten Hohenstaufen, darzustellen, ist eine Aufgabe, deren Lösung selbst bey dem fleissigsten Quellenstudium und bey einem hohen Grade von Forschungsgeist und historischem Scharfsinne immer noch sehr schwierig bleiben dürfte. Da nämlich der Hauptschauplatz seines thatenreichen Lebens nicht sowohl in Deutschland, als in dem nördlichen Italien zu suchen ist: so bleibt es für den Geschichtschreiber des grossen Kaisers eine unerlässliche Pflicht, alle denkwürdigen Orte und Städte der Lombardey, besonders das Schlachtfeld von Lignano, die Städte Rom, Crema, und das geschichtlich so wichtige Mailand mit Augen gesehen, und die älteren Chroniken der bedeutenderen Lombardischen Städte sorgfältig verglichen und benutzt zu haben. Was aber das Studium Deutscher Quellen betrifft: so würden ausser den bekannten Lateinischen Geschichtswerken eines Otto von Freisingen, Radewich u. s. w., besonders die Archive der süddeutschen Städte fleissig durchforscht, und vor allen anderen die in Heidelberg handschriftlich vorhandene „*Kronika der römischen Könige, bis zum Jahre* 1377," (S. Heidelberger Bibliothek altdeutscher Handschrr. [illegible], 4) durchaus verglichen werden müssen.

Dass der Vf. des vorliegenden historischen Versuchs über Friedrich I nicht allen den an ihn zu machenden Anfoderungen Genüge geleistet hat, ergiebt sich gleich bey der ersten Ansicht des Buches. Ausser den *gedruckten* Quellen und Werken jener älteren Deutschen Geschichtschreiber hat der Vf. wenig mehr benutzt als des gleichzeitig lebenden *Otto Morena Geschichten von Lodi*, und unter den Neueren *Sismondi's histoire des républiques Italiennes du moyen age*, ein Werk, dem zwar das Lob einer angenehmen und gefälligen Darstellung nicht versagt werden darf, dem aber in Hinsicht der historischen Unparteylichkeit und des gründlichen Quellenstudiums bekanntlich so wenig zu trauen ist. Um wie viel wichtiger und reicher würde die Ausbeute gewesen seyn, wenn es dem Vf. gefallen hätte, die ausführlichen, aus urkundlichen Nachrichten geschöpften Denkwürdigkeiten der Stadt Mailand von *Giulini* (*Memorie spettanti alla Storia, al Governo, ed alla Descrizione della Città e della Campagna di Milano ne' Secoli Bassi etc. dal Conte Giorgio Giulini. Milano*, 1760. in 4) zu studiren, ein Werk, das ungeachtet seiner entschiedenen Wichtigkeit für die Hohenstaufengeschichte bis diesen Augenblick noch von keinem unserer Deutschen Historiker gehörig gekannt oder gewürdigt ist, und das, wie es scheint, wohl noch lange ein todter, unbenutzter Schatz für uns bleiben wird. Selbst *Le Bret's* Geschichte von Italien, obwohl in der Darstellung höchst nüchtern und langweilig, dennoch mit Deutschem Fleiss und aus guten Quellen gearbeitet, wäre einer sorgfältigen Berücksichtigung werth gewesen; allein der Vf. hat diese Vorarbeit erst gegen das Ende seines Buches zu Rathe gezogen.

Was zuerst den Ton und die Darstellung des Ganzen betrifft: so ist unverkennbar, dass sich der Vf. — wie fast alle unsere neueren Geschichtschreiber mit Ausnahme des einzigen *Woltmann* — nach *Johannes von Müllers* Muster und Vorgang gebildet hat. Es zeigt sich diess nicht bloss im Allgemeinen und in der Art, wie er historische Thatsachen behandelt und auffasst, sondern selbst im Einzelnen seiner Schreibart und Sprache. Doch muss ihm zur Ehre nachgerühmt werden, dass er gleichwohl sich von jener überschraubten Manier und erkünstelten Kräftigkeit, in welche sein gelehrter Mitbürger, Hr. *Zschokke* in Aarau, durch einseitige Nachahmungssucht irre geleitet, verfallen zu seyn scheint, ziemlich fern zu halten gewusst hat. Sein Stil ist durchaus rein, edel, würdevoll und gedrängt; nur an einer einzigen Stelle (bey Gelegenheit der Belagerungsgeschichte von Crema S. 106 unten) artet er in den romanhaft-empfindelnden Ton neufranzösischer Geschichtschreiber aus.

Was das Einzelne der Geschichtserzählung betrifft: so müssen wir dem Vf. durchaus das Zeugniss geben, dass er geleistet hat, was er nur irgend bey den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln leisten konnte, und wir glauben daher, dass bey fortgesetztem Streben und bey einem noch ausgebreiteteren Quellenstudium ihm gewiss einst gelingen wird, was er in der Vorrede so freudig verspricht, nämlich das Leben Friedrichs I,

Friedrichs II und des edeln Rudolphs von Habsburg, als eine einzige ungeheuere Trilogie, in ihrem Zusammenhange aufzufassen und darzustellen, und sie durch ein würdiges Geschichtswerk zu verewigen.

In dem vorliegenden Geschichtsbuche beginnt der Vf. mit einer Schilderung der Lage und Beschaffenheit des Berges Hohenstaufen, auf dessen Höhe Graf *Friedrich von Büren* im J. 1079 eine Burg erbaute, die nachmals die Wiege des nach ihr benannten grossen Heldengeschlechts wurde, und deren Trümmer noch heute tief ins Land hineinschauen. Darauf erzählt er den Ursprung des Geschlechtes der Welfen, die anmuthigen Sagen von der Entstehung des Namens, von *Heinrich mit dem goldenen Wagen*, und von Eticho's Einsiedeley, desgleichen die ersten Ursachen und Anlässe der nachmals so gross gewordenen Feindschaft zwischen Hohenstaufen und Welfen, wobey bloss zu bedauern ist, dass der Vf. die so wichtige *Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen*, von *F. G. Eichhorn*, weder benutzt noch auch gekannt zu haben scheint. Mit der Jugendgeschichte Friedrichs (des nachmaligen Kaisers) von Hohenstaufen schliesst dann der einleitende Theil des Werkes. Das übrige Ganze zerfällt in zwey Bücher.

Erstes Buch. Nachdem erzählt worden ist, wie Herzog Friedrich III von Schwaben zum König der Deutschen erwählt worden, folgt eine umständliche Schilderung der damaligen Lage und Verfassung der Lombardischen Städte. Der Vf. übergeht die persönliche Erscheinung und Verwendung mehrerer Italiänischer Grossen bey Friedrich I bald nach seiner Thronbesteigung, desgleichen die zu Kostnitz erfolgte Scheidung von seiner Gemahlin Adelheid, Tochter des Markgrafen Diepold von Vohburg (s. Chron. Mont. Seren. ad a. 1153. Otto S. Blasii c. 10.), ferner wie das stolze Mailand den Abgesandten Friedrichs mit Hohn behandelt, und das Kaiserliche Schreiben zerrissen und mit Füssen getreten (*Otto Morena rerum Laudensium* p. 965), gänzlich mit Stillschweigen, und beginnt sogleich mit der Erzählung von Friedrichs erster Heerfahrt nach Italien. Bey der malerischen Schilderung des Gefechtes zwischen Deutschen und Römern an der Tiberbrücke, wo Heinrich der Löwe den Kaiser rettete, hat der Vf. die Äusserung Friedrichs gegen Heinrich: „Ich will es Dir gedenken!" aus *Zschokke's* Baierischen Geschichten (Th. I S. 387) ausgeschrieben. Allein die Stellen, welche *Zschokke* als Belege anführt (*Helmold. Chron. Slavorum* I, 180, und *Bolhonis chronicon pict.* p. 345 bey *Leibnitz*), sagen bloss aus, dass Heinrichs Name nach der Schlacht vom ganzen Heere gepriesen worden, und dass ihm aus Dankbarkeit das Recht, Kirchen zu bauen und Bischöffe einzusetzen, verliehen worden sey. Eben so muss (S. 72) bey Gelegenheit des Polnischen Feldzuges (über welchen der Vf. noch Friedrichs I Brief an den Abt Wibald *Epp. Wibald.* 434 bey *Martene* II p. 594 hätte vergleichen sollen) berichtigt werden, dass der besiegte Polenherzog Beleslaw (IV) nicht nach *Posen*, wie hier erzählt wird, sondern in das Kaiserliche Heerlager unweit *Crisgava* (heute Karge?) kam, und knieend um Verzeihung flehte. — S. 85 hätte vor allen Dingen die Lage, Grösse und Befestigung Mailands (nach *Giulini*) genau beschrieben werden sollen. Auch die kühne Vertheidigung und endliche Erstürmung des Römischen Triumphbogens ausserhalb des Römischen Thors hätte in der Belagerungsgeschichte Mailands nicht unerwähnt bleiben sollen (s. *Giulini* ad a. 1158. Tom. VI. Otto Morena p. 1013), da dieser Umstand für das Schicksal der Belagerten entscheidend gewesen zu seyn scheint. — S. 94 erzählt der Vf. (nach *Radewichs* Angabe), wie auf dem Ronkalischen Reichstage die Hoheitsrechte und Regalien des Kaisers festgesetzt worden. Billig hätte hier *Le Bret's* Geschichte von Italien (II S. 458) verglichen werden müssen, der aus guten Quellen und Urkunden hierüber Alles weit vollständiger und sorgfältiger gesammelt hat, als unser Vf. — S. 120 vermisst man ungern die ausführlicheren Nachrichten *Giulini's* über die merkwürdige Zerstörung Mailands. Sie war wirklich nicht so gründlich, als der Vf. sie darstellt. Nicht bloss die Kirchen von St. Maria Jemale (deren ungeheuerer Glockenthurm bloss herabgeworfen wurde), St. Maurizio, St. Ambrosio, St. Lorenzo, St. Eustorgio, St. Simpliziano, St. Giorgio, St. Giovanni in Conca u. a. blieben unversehrt, sondern auch einige Vorstädte wurden um ihrer Treue willen, und ein ganzes Thor dem Kaiser Otto zu Ehren stehen gelassen. Dass der Kaiser den Boden der Stadt habe umpflügen und mit Salz bestreuen lassen, wird schon dadurch unglaublich. Auch ist diess wirklich nur eine später aufgebrachte Sage, von welcher die älteren Geschichtschreiber Otto Morena und Sire Raul nichts wissen. Über die Sagen und geschichtlichen Denkmale, die sich von jener Zerstörung noch bis auf die neueste Zeit in Mailand erhalten haben, vergleiche man *Giulini's* Denkwürdigkeiten, die überhaupt als Hauptquelle über diese ganze Begebenheit zu betrachten sind.

Was der Vf. (S. 195 — 200) über die Entwickelung der Deutschen Städteverfassungen unter Kaiser *Friedrich* I aufstellt, ist sehr dürftig. Wir empfehlen ihm zu einer künftigen Vervollständigung dieses Abschnittes die meisterhafte und mit umfassender Sachkenntniss entworfene Abhandlung *Eichhorn's über den Ursprung der städtischen Verfassung in Deutschland* (s. Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Bd. I. S. 147 — 247. Bd. II. S. 165 — 237); desgleichen die aus Urkunden geschöpfte Schrift *Gemeiner's über den Ursprung der Stadt Regensburg* (S. 55 ff.); ferner das für die Geschichte des Österreichischen Municipalwesens im Mittelalter so höchst wichtige *Stadtrecht von Enns* (mitgetheilt von *Kurz* in *Hormayer's* hist. Taschenbuch auf 1812 S. 44), gestiftet durch eine merkwürdige Urkunde Leopolds des Glorreichen vom 22 April 1212 (abgedruckt und erläutert von *Kurz* in der Geschichte Österreichs unter Ottokar und Albrecht I. Linz, 1818), und vollendet durch Friedrichs des Streitbaren Freyheitsbrief für Enns, gegeben auf seiner Lieblingsburg Starhemberg am 5 July 1244 (s.

Hormayer's Taschenbuch auf 1813. S. 53). — Da S. 205 auch von Friedrich Barbarossa's Liebe zur Baukunst die Rede ist: so hätte *Hundeshagen's* Beschreibung und Abbildung der Ruinen des alten Reichspalastes zu Gelnhausen (s. *Hagens* und *Büschings* altdeutsches Museum II, S. 237) auf keinen Fall unerwähnt und unbenutzt bleiben sollen, zumal da seit der Zerstörung des gleichalten Palastes zu Kaiserslautern, diese Gelnhausener Trümmer das einzige noch vorhandene Denkmal von dem Geschmack und der Kunstliebe des grossen Kaisers seyn dürften.

Zuletzt müssen wir noch bedauern, dass der Vf. die schöne, im Munde des Volkes und in altdeutschen Liedern erhaltene Sage von der Pilgerfahrt Herzog Heinrichs des Welfen, und von seinem getreuen Löwen, eben so wenig der Erwähnung werth gefunden, als die nicht minder anmuthigen und bedeutsamen, seit Jahrhunderten umgehenden Volksmährchen von Kaiser Friedrichs wundersamen Abentheuern im Morgenlande, seiner heimlichen Rückkehr nach Deutschland, und seinem ewigen Fortleben in den unterirdischen Gewölben der Kyffhäuser Burg (s. *Barbarossa* von *Johannes Adelphus*, Strasburg, 1535. *Georg. Draudii* Fürstl. Tischreden, Frankfurt a. M. 1621. S. 522). Solche Züge beweisen recht, dass beide Fürsten wahrhaft volksthümliche Männer gewesen, da sie in dem Herzen ihres Volkes so lange Jahrhunderte hindurch in frischem und liebevollem Andenken geblieben. So schlafen (nach der schönen Volkssage unter den Anwohnern des Urnersees) die drey Stifter der Schweizerfreyheit schon seit Jahrhunderten in den Salisberger Felsen ob dem Grütli, um dereinst noch einmal aufzuwachen und die Schweiz abermals zu retten. Ci.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Weltgeschichte für gebildete Frauenzimmer* mit vorzüglicher Rüchsicht auf Völkersitten und auf berühmte Frauen aller Zeiten von *Joh. Genersich*, Prof. 1817. I Theil 474 S. II Th. 333 S. III Th. 333 S. IV Th. 532 V Th. 535 S. 8. (6 Rthlr.)

Der Vf. sucht das zweyte Geschlecht durch Erhebung zu der Unermesslichkeit des Welltalls, wovon die ganze grosse Erde nur ein kleiner Theil ist, durch die vielen Millionen Menschen, die auf der Erde leben und wirken, gelebt und gewirkt haben, leben und wirken werden, durch die nothwendige und natürliche Theilnahme an dem Schicksale der Freundinnen, und durch die Verwandtschaft, worin alle Menschen stehen, für die Geschichte zu gewinnen, und dann durch den Antheil, den weibliche Wesen an der Staatsregierung nahmen, durch die Vorzüge, die ihnen als Erzieherinnen und Bildnerinnen des Mannes gebühren, für die Weltgeschichte anzuwerben, und verspricht ihm, bloss Darstellung von Charakteren und biographischen Skizzen, Völkergemälde und sittliche Zeichnungen, Nachrichten vom häuslichen Leben und auffallenden Gewohnheiten und Einrichtungen fern von trockenen Schilderungen, gelehrter Affectation und unfruchtbaren Untersuchungen. Mit dem Vortrage des Vfs. wird das zweyte Geschlecht nicht unzufrieden seyn; er erzählt leicht und gefällig; auch möchte die Gunst, welche er dem Geschlechte durch freundliche Berücksichtigung der Thatsachen angedeihen lässt, die für weibliche Tugenden und seinen Heroismus sprechen, eben so sehr zusagen, als das Interesse, womit er häusliche Einrichtungen verfolgt, und womit er in Darstellung der Völkergemälde für die Unterhaltung besorgt ist. Allein wir zweifeln, dass er seinen Zweck erreicht. Denn das Werk ist an sich schon zu voluminös, um die Aufmerksamkeit und Liebe festzuhalten; und bey allem Streben, das männliche ernste Studium zu verleugnen, hat sich dennoch der Vf. nicht unversucht davon erhalten können. Dieses Letztere gilt nicht nur von der Masse von Völkern, die er aufführt, sondern auch von der Anordnung und der Bearbeitung. Nach einer Einleitung über die Urgeschichte, handelt er von den Ägyptiern, Phöniciern, Hebräern, Assyriern, Babyloniern, Medern, Persern, Griechen, Macedoniern, Römern, Parthern, Scythen, Amazonen, Indiern, Chinesen im ersten Theile, von dem morgenländischen Kaiserthume, dem arabischen Reiche oder Chaliphat, Deutschland und Österrich im zweyten Theile, von Frankreich und Italien im dritten, von England im vierten, von Spanien, Portugall, Russland, Dänemark, Polen, Preussen, Ungarn, Böhmen, der Türkey, Persien, Indien, China, Japan u. s. w. im fünften Theile. Sichtbar hat sich der Vf. keine Unterlassungssünde wollen zu Schulden kommen lassen; aber mit dieser Masse von Völkern kann dem zweyten Geschlechte an sich schon nicht gedient seyn, und noch weniger wird es sich für Völker als solche interessiren, die bloss den Namen tragen, am wenigsten, wenn die Volksgeschichte in Landgeschichte übergeht, und hierin der Volkscharakter verwischt wird. — Die Anordnung trägt den Beweis, dass der Vf. seines Stoffes für seinen Zweck nicht mächtig war, noch deutlicher an sich. Die Einleitung gab ihm ein fruchtbares Feld in der Urgeschichte, sich auf eine leichte Art den Schlüssel zum weiblichen Gemüthe anzueignen, wenn er mit einem Blicke den Menschen in seiner Menschwerdung, in seiner Gestaltung zu Völkern und Nationen, wenn er die Staaten in ihren Uranfängen und Ausbildung, die Länder in dem, was sie waren, und werden können, aufgegriffen, und so den Vorhof zur ganzen Geschichte eröffnet hätte; statt dessen findet man etwas Unzureichendes von der menschlichen Sprache, und von einigen Erfindungen deren Entstehung nicht einmal gehörig gewürdigt ist. So lässt er das Feuer, wie bey Robinson Crusoe, durch den Blitz, der einen Baum entzündet, und durch zwey an einander geriebene Hölzer entstehen, durch Überschwemmungen, die den Schooss der Erde öffnen, die Endeckung der Metalle herbeyführen. Nicht schwer wird dem weiblichen Geschlechte die Bemerkung werden, dass der Vf. die Würde eines Volks nicht gehörig zu fassen verstand. Die Ägyptier und Phönicier, die Hebräer, Griechen und Rö-

mer sind ihm alle die merkwürdigsten Völker, ohne dass er Stufen der Merkwürdigkeit (Denkwürdigkeit) annimmt, noch den Charakter der Denkwürdigkeit andeutet. Er geräth mit sich in Widerspruch, wenn er kein Wort finden kann, um die Thorheit der Ägyptier darzustellen, die selbst Katzen und eine Art Störche göttlich verehrten, und trotz dieses an das Unglaubliche grenzenden Aberglaubens und der religiösen Thorheit vortreffliche und weise Gesetzgeber genannt werden. Dass die Hebräer wegen ihrer Verbreitung (mehr Zerstreuung), wegen der Aufbewahrung heiliger Bücher das merkwürdigste Volk sind, ist viel zu wenig; eben so ist es mit der Geschichte Abrahams, die er dem weiblichen Herzen so karg und unfruchtbar, wie die Geschichte Josephs und Simsons, gelassen hat; von David sagt er sogar, dass seine umständliche Geschichte nicht zum Zwecke gehöre. Muss hiebey nicht den Leserinnen einfallen, dass sie dennoch nicht aus dem Werke des Vfs. die ganze Geschichte lernen können? Ähnliche Vorbehalte kommen in den übrigen Bänden vor. Die magere Spende von dem Verfalle des Römischen Reichs und des morgenländischen Kaiserthums, von den Ursachen der Verbreitung der Reformation; das Wegeilen über Erfindungen, die dem weiblichen Geschlechte werth sind; das Einmischen einer Volksgeschichte in die andere, ohne den Faden festzuhalten; der Mangel einer Übersicht des Landes, worauf ein denkwürdiges Volk sich bewegt; Übergänge, die nicht in der Sache liegen; Unzartheit der Ausdrücke, z. B. die oft wiederkehrenden Worte Geilheit, Hure, Bordelle u. s. w.; das Ungelenke mancher Wendungen (z. B. im dritten Bande S. 175 ein Ungeheuer mit langem Barte und hoher Mütze hackte allen Schlachtopfern, noch ehe sie todt waren, die Köpfe ab) empfehlen die Sache und Form nicht. Von der Erzählung der Thatsachen, und den Thatsachen selbst, wollen wir nicht sprechen; an diesen findet sich viel zu erinnern, wenn wir auch nur Beyspiele wie folgendes zum Grunde legen. II Th. S. 158 sagt der Vf.: in den Künsten wetteiferten die Franken mit den Griechen!! — Warum hat der Vf. die Geschichte mancher Völker von Anfange bis zu Ende verfolgt, manche abgebrochen, und wieder aufgenommen?

S — D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Berlin*, b. Enslin: *Beschreibung der Schlachten von Leipzig und la belle Alliance.* Ein Bruchstück aus der Geschichte der Europäischen Staaten von *Fr. Buchholz.* 1817. 46 S. gr. (6 gr.)

Wenn zur richtigen Beschreibung einer Schlacht vorzugsweise gründliche militärische Kenntnisse nöthig sind, und der, welchem sie abgehen, damit mehr oder weniger scheitern muss: so können wir nicht füglich absehen, zu welchem Zwecke der Vf. diese Schrift bekannt gemacht hat, da er ohne genauere Nachrichten, als die allgemein bekannten, sich doch selbst gestehen musste, nur etwas sehr Unvollkommenes leisten zu können. Diese Schlachtenbeschreibung, ausgezeichnet durch die gewandte und angemessene Art der Darstellung, deren wir uns an allen Schriften des Vfs. erfreuen, hat zugleich die Mängel die unter den angegebenen Umständen nicht füglich ausbleiben können; ohne eigentlich in das militärischeinstructive Detail einzugehen, ist sie nicht frey von factischen Irrthümern, von denen wir die vorzülicheren bezeichnen wollen.

S. 8 u. 9. Den Herzog Wellington kann kein Vorwurf treffen; dass seine Armee nicht enger beysammenstand, lag an den schlechten Verpflegungsanstalten der Niederländer; den famösen Ball besuchte er aber — wie wir recht wohl wissen — um den bereits aufgeregten Brüsselern die grösste Ruhe zu zeigen, seine Anwesenheit bey der Armee hätte in diesem Augenblicke gar nichts nützen können. S. 14. Die wichtigste Bewegung der Schlacht, nämlich die Versetzung der Französischen Hauptmacht von St. Amand nach Ligny ist ganz übergangen; es geschah diess um 7 Uhr Abends; sie hatte die Folge, dass der Feldmarschall seine Reserven zur Verfolgung gegen St. Amand sendete, und Ligny dennoch von den Franzosen schnell genug genommen werden konnte. Hier — Abends 9 Uhr — und nicht bey St. Amand machte der Feldmarschall, um die aus Ligny debouchirenden Franzosen zurück zu werfen, die bekannten Cavallerieangriffe, wo er persönlich in Gefahr kam. S. 19. Niemals haben Sachsen unter des Herzogs von Braunschweig Befehlen gestanden, überhaupt nicht bey Quatre Bras und dem Englischen Heere gefochten, nur ungefähr 1000 Mann Cavallerie — bey der Theilung der Sächsischen Armeen an Preussen gefallen — rückten am 19 Jun. beym 3ten Preuss. Armeecorps ein. Die Angabe, dass das Treffen bey Quatre Bras früh fünf Uhr begonnen, möchte auf vier Uhr des Nachmittags abzuändern seyn. S. 21. Germioncourt ward schon Abends 8 Uhr von den Alliirten wieder genommen. S. 30. Der linke Englische Flügel lehnte sich nicht an Ter la Haye sondern weiter vorwärts an Papelotte; die Aufstellung des Prinzen Friedrich v. N. mit 18000 Mann bey Hal ist ganz übergangen. S. 33 Gougoumont ward allerdings durch *Granaden in* Brand gesteckt, aber von der Besatzung *nicht verlassen*. S. 40. Der Hauptangriff der alten Garde ist den Französ. Berichten treulich nachgeschrieben, also oberflächlich; über die verschiedenen Momente des Gefechts bey Planchenoit findet sich durchaus nichts Bestimmtes, so wie denn die ganze Schlachtbeschreibung mehr in allgemeinen Zügen hingeworfen und mit unverbürgten Anekdoten verbrämt, als in festen Umrissen gegeben ist. Alles diess kann indess bey einer Schrift nicht fehlen, die auf blossen Nachrichten der Zeitblätter beruht; Gründliches lässt sich von dem nur erwarten, der Berichte glaubwürdiger Augenzeugen mit der Kritik zu sondern weiss, welche sich aus genaueren Einsichten in das Wesen des Kriegs ergiebt.

B. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Marburg u. Cassel, in der Krieger'schen Buchhandl.: *Diana, oder Gesellschaftsschrift zur Erweiterung und Berichtigung der Natur-, Forst- und Jagd-Kunde.* Herausgegeben von D. *J. Matthäus Bechstein.* Vierter Band mit Kupfern. 1816. VI u. 349 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Diana* oder *neue Gesellschaftsschrift* u. s. w. Erster Band u. s. w.

Die Sachsen-Gothaische und Meiningische Societät der Forst- und Jagd-Kunde hat bekanntlich im J. 1812 den Oberforstrath *Laurop* in Carlsruhe zum zweyten Director gewählt. Von dieser Periode an erscheinen zwey Zeitschriften, welche die Verhandlungen und Arbeiten der Societät dem Publicum mittheilen, indem die *Laurop'schen* Annalen ebenfalls für Societäts-Annalen erklärt worden sind. Von diesem Zeitpunct an datirt sich denn auch die neue Reihenfolge der vor uns liegenden interessanten Sammlung von neuen Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Forst- und Jagd-Kunde. Aus dem Fache der Naturgeschichte liefert uns dieser Band folgende Originalaufsätze. Der *Beytrag zur Naturgeschichte des Iltis* von *J. A. Naumann*, Gutsbesitzer zu Ziebigk, enthält interessante Einzelheiten, die Lebensart dieses Thieres betreffend. Dass die jungen Iltisse, die durch Übung noch nicht den Muth zu grösseren Raubthaten erlangt haben, im Winter sich grösstentheils auf Amphibien und besonders auf Kröten in ihrer Nahrung beschränken, diess hat Anlass gegeben, dass noch manche Jäger eine zweyte Iltisart annehmen, welche sie Wasseriltisse nennen. *Der Zwergfalke oder Merlin*, von dem Herausgeber vortrefflich und meisterhaft beschrieben, hat noch vor Kurzem zwey Falkenarten ausgemacht. Das Männchen ist der in den naturhistorischen Büchern beschriebene Blaufalke oder Steinfalke (*Falco lithofalco Linn.*) und das Weibchen der *Falco Aesalon.* Zur nähern Bezeichnung ist eine Abbildung des Männchens, des Weibchens und des jungen Männchens beygefügt. Rec. hätte gewünscht, dass der gewichtvolle Herausgeber sich über den künftigen Namen der Art kräftig ausgedrückt hätte, so wie es denn eine beträchtliche Förderung des Studiums der Naturgeschichte seyn würde, wenn man sich einmal dahin verständigen könnte, bey denjenigen Arten, die von verschiedenen Naturforschern verschiedene Namen erhalten haben, einen dieser Namen als bleibend auszusprechen und sich daran zu halten. Der nächstfolgende Aufsatz *die schwarzblaue Holzwespe* bietet abermals eine Berichtigung in der Naturgeschichte dar. Hr. *Bechstein* hat sich nämlich durch eigene Beobachtung überzeugt, dass *Sirex Juvencus* mit *Sirex Noctilio* einerley Art ausmacht, indem letztere das Männchen und erstere das Weibchen ist. Die sorgfältige Beschreibung der beiden Geschlechter dieses Insects ist mit Abbildungen begleitet. Das Insect ist besonders dem zur Saftzeit gefällten Bauholz schädlich. *Über die Wissenschaft* (Kunst) *Vögel aufzulegen.* Vom Hn. Haushofmeister *Batholomay* in Cassel. Der Vf. dieser Abhandlung hat schon mehrere Sammlungen aller Vögel Deutschlands in dieser Manier ausgeführt. Die aufgelegten Vögel sind bewunderungswürdig treu, und genauer und schöner. Es ist ist eine Malerey mit Federn. Die Anleitung, diese Manier nachzuahmen, ist auf 5 Bogen sehr umständlich ausgeführt. Hr. *B.* begnügt sich nicht bloss, die Manier im Allgemeinen zu charakterisiren, er beschreibt mit einer lobenswerthen Offenheit und Gemeinnützigkeit alle einzelnen Manipulationen, die beym Abstreifen der Vögel, beym Aufbewahren der Bälge, beym Zeichnen und Aufkleben der Grundzeichnung, beym Auflegen der Vögel selbst, beym Abnehmen vom Grundbret u. s. w. nöthig sind, verbreitet sich über das dabey nöthige Material, und behandelt überhaupt die Sache so praktisch, dass jeder Liebhaber, der einiges Geschick dazu hat, in die Nachahmung sich finden wird. *Die Oxelbirne oder Oxel-Azerole* (*Pyrus intermedia*) wird in botanischen Schriften entweder mit dem Mehlbeerbaum (*Crataegus Aria*) für einerley oder für eine Spielart desselben ausgegeben, oder mit der täuschenden Azerole (*Pyrus decipiens Bechst.*) verwechselt. Wir theilen desswegen aus der vollständigen Beschreibung, die uns hier der Herausgeber von dieser in Deutschland seltenen Pyrusart, giebt die Kennzeichen der Art mit. Die Blätter sind dick, steif, etwas einwärts gekrümmt, eyrund, am Grunde abgerundet, oft etwas herzförmig eingeschnitten, oben stumpf-spitzig zulaufend, am Grunde und an der Seite desselben ungesägt oder krumm, dann mit 2 oder 3 lappenförmigen, in einen starken Sägezahn sich endigenden Einschnitten, die seichte Zähne haben, ver-

sehen, und nach der Spitze zu seicht, grob und fein oder undeutlich doppelt gesägt, eben glänzend hellgrün, unten stark filzig und gelbgrün. Die Blüthen stehen in Schirmtrauben an den Enden der Zweige, und sind meist zwey- doch auch dreystengelig, und die Kernfrüchte sind fast rund. Eine genaue Zeichnung dient zur Erläuterung dieser Charakteristik. Ins Gebiet der Forstkunde gehören nachfolgende Abhandlungen: *Über die Vorzüge der Hochwaldzucht vor der Niederwaldzucht*; und *Über die beste Holzfällungszeit*, beide von Hn. *Rapp* zu *Maulbronn*. Das Vorgetragene gehört unter die bekannten forstwirthschaftlichen Maximen; und enthält keine neuen Ansichten, auch ist der Gegenstand nicht erschöpft. *Forstregulirung in der Herrschaft Schlitz*, vom Hn. Forst-Cassier *Schäfer* zu Hutzdorf, und *kurze Darstellung der Eintheilung und Bewirthschaftung der Laubholzwaldungen im Meininger Lande, die den Compositionsbetrieb enthalten, vom Herausgeber*. Beide Aufsätze enthalten schöne Beyträge zur Forststatistik. *Praktische Bemerkungen über unsere deutschen reinen Nadelhölzer, vorzüglich in Hinsicht auf die beste Hiebstellung*, vom Hn. Oberforstrath und Professor Grafen *von Sponeck*. Eine gute und kurze Zusammenstellung des Merkwürdigen in der Hiebstellung und Culturlehre, grösstentheils mit Erfahrungen belegt. Der Vf. trifft in den Puncten, wo er sich nicht an die gewöhnliche Meinung des Forstpublicums anschliesst, grösstentheils mit der Überzeugung des Rec. zusammen, wie dieses z. B. der Fall ist mit der Missbilligung der Culissenschläge, bey Fichtenbeständen, oder Saamenhorsten, wie sie Andere nennen. Auch in Hinsicht der Dunkelstellung des Besamungsschlages bey der Kieferwaldung theilt der Rec. seine Ansicht. *Etwas über die Heizkraft der Hölzer*. Hr. *Hossfeld* zeigt sehr gründlich, woran es den bisherigen Methoden zur Ausmittelung dieses Elementes noch fehlt, und Rec. findet diesen Aufsatz besonders empfehlenswerth. Man wird sich daraus völlig überzeugen, dass chemische Versuche, die nicht von wissenschaftlichen Chemikern, sondern von Dilettanten angestellt werden, nicht nur zu keinem Resultat führen, sondern zuweilen auf nachtheilige Irrwege. *Neue, weitumfassende Ansichten, jeden unregelmässigen, und folglich auch jeden forstlichen Körper auf eine sehr allgemeine und leichte Art zu berechnen*. Ebenfalls von Hn. *Hossfeld*. Ein irregulärer viereckiger Körper wird durch Schnitte in ein Parallelepiped und verschiedene Prismata und Pyramiden zerlegt, die dafür gefundene Formel generalisirt und dadurch auf irreguläre Körper anderer Art anwendbar gemacht: ein Aufsatz, der für Liebhaber der höheren Mathematik unterhaltend, und für mathematische Forstmänner recht lehrreich ist. *Beantwortung der Frage: wie viel Mathematik auf einer Forstakademie gelehrt werden müsse?* Von *Ebendemselben*. Zwar etwas polemisch, aber richtig und wahr. Nur hat die polemische Tendenz zu einigen Äusserungen geführt, die auf dem entgegengesetzten Extrem ihre Basis finden. Wenn z. B. Hr. *Hossfeld* äussert, dass bey dem gewöhnlichen Taxations-Schlendrian (ein Ausdruck, dessen Härte, bey der Nothwendigkeit einer allgemeinen Vorschrift, gleichsam als eines Exercierreglements für Praktiker, allerdings auffält) nach 20, höchstens 40 Jahren eine neue Taxation zu veranstalten seyn werde: so scheint in dieser Äusserung die Vorstellung zu liegen, dass solche Wiederholungen bey Anwendung einer mathematisch richtigen Taxations-Methode nicht nöthig seyn werden. Dieser Vorstellung kann aber Rec. nicht beytreten, weil die mathematische Gewissheit hiebey von Voraussetzungen abhängt, die theils ausser dem Kreise einer wissenschaftlichen Kunde liegen, wie z. B. die Modificationen, welche durch widrige Naturereignisse in den Betriebsplan eingeführt werden, theils wegen des perfectibeln Standes unserer Ansichten, welche doch noch mancher Rectificationen fähig sind. Hieher rechnet Rec. die Theorie des Zuwachses und ihrer Anwendung auf Taxation, so wie noch manchen Punct in der Hieb- und Cultur-Lehre. Hr. *Hossfeld* hat sich als Lehrer der Mathematik an dem Forstinstitut zu Dreyssigacker die Regel vorgeschrieben, soviel Mathematik zu lehren, als nur immer die Zuhörer bey der planmässigen Zeiteintheilung fassen können, die fähigeren aber weiter und wo möglich so weit zu führen, dass sie der Kunstgriffe der höheren Mathematik und ihrer Anwendung auf forstliche Gegenstände fähig werden. Das ist durchaus lobenswerth; und wenn derselbe behauptet, dass diejenigen Zöglinge, welche sich darin auszeichnen, auch in den übrigen Fächern die meisten Fortschritte machen: so ist dieses nicht bloss natürliche Folge ihres besseren Talents, wie derselbe meint, sondern Rec. hat sich aus eigener Erfahrung zu überzeugen Gelegenheit gehabt, dass die mathematische Schule als Propädeutik vermöge ihres Schematismus die Köpfe fähig macht, alle übrigen Lehren fester, inniger und schneller aufzufassen.

Aus dem Gebiet der Jagdkunde finden wir zwey schätzbare Aufsätze. Der erste, vom Forst-Commissär *Hahn* zu Ohrdruff, untersucht die Frage: *warum die* Klagen über den Schaden des Rothwildes an den Feldfrüchten und Waldwiesen immer mehr zunehmen, obgleich das Wild an Menge abnehme, und wie diese Art von Schaden vermindert werden könnte. Die Ursache des vermehrten Schadens wird gefunden 1) *im Mangel an Waldgras*, welcher in der angestrengteren Cultur der Blössen, in der ökonomischen Benutzung der Waldgeräume und in der ausgedehnteren Triftbenutzung gesucht wird; 2) *in der Abnahme des Laubholzes*; 3) *in der Lage der Feldäcker und Wiesen*, (die jedoch nur Ursache des Wildschadens überhaupt, aber nicht seiner Vermehrung seyn kann); 4) *in der Verwechselung der Feldfrüchte*, da sonst in den Waldgegenden nur Sommerfrüchte gebaut worden seyen, jetzt aber auch Winterfrüchte; 5) *in der Unterlassung der Winterfütterung*; 6) *im Mangel an gesunder Nahrung im Frühjahr*, wodurch das Wild auf die *Getreidesaaten* reducirt wird; 7) *in der modernen Sucht zu klagen*. Nachdem der Vf. Einiges anführt

was den Klagenden überhaupt entgegengestellt werden könnte, als da ist ihre geringere Steuer, ihre Triftgerechtigkeit u. s. w.: so schlägt er vor, folgende Mittel zur Abhülfe anzuwenden: 1) Mögliche Verminderung des Wildes gerade an den Stellen, wo es Schaden thut. 2) Anlegung eines Wildzaunes. 3) Getreidesaaten auf einigen Waldblössen. 4) Fleissige Winterfütterung. 5) Anlegung der Salzlecken in den Hinterbergen und deren Entfernung von der Nähe der Getreideäcker. 6) Bestellen der Feldäcker nur allein mit Hafer oder Waizen. 7) Fleissiges Verlappen und Treiben in den Gegenden und in der Zeit, wo und wann der Wildschaden geschieht. 8) Allerley Wildscheuchmittel. — Viel Wahres und Nützliches, doch ist die schwierige Aufgabe nicht gelöst; ohne Zweifel muss der Wildstand noch mehr vermindert werden, und am Ende der allmählich steigenden Cultur ganz weichen. Die zweyte jagdwirthschaftliche Abhandlung von *Bechstein* — *leichte Methode, eine zahme Fasanerie zu unterhalten* — scheint jedoch mehr ins Gebiet der Ökonomie als der Jagdwirthschaft zu gehören. Es ist eine räsonnirende und genetische Beschreibung der Einrichtung der zahmen Fasanerie unweit Henneberg bey Meiningen, mit allen Cautelen und Details und mit einem Nutzungsanschlag, dem zufolge ein Fasan nicht viel über einen Gulden Rhein. zu stehen kommt.

Den Schluss dieses Bandes machen einige die Forstakademie zu Dreyssigacker und die Societät der Forst- und Jagd-Kunde betreffende Notizen.

— e —

Marburg u. Cassel, b. Krieger: *Sylvan, ein Jahrbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde auf das Jahr* 1816, von *C. P. Laurop*, Grossh. Bad. Oberforstrath, und *V. F. Fischer*, G. B. Forstrath. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieser vierte durch Zeitumstände etwas verspätete Jahrgang eines bekannten Taschenbuchs, dessen dritter Jahrgang in unseren *Ergänz. Bl.* 1815. No. 51 recensirt worden ist, steht seinen Vorgängern an lehrreichem und unterhaltendem Inhalt nicht nach. Das Portrait und die ungeschminkte Autobiographie des Oberlandforstmeisters und Staatsraths *Hartig* wird dem lesenden Theile des forstmännischen Publicums sehr angenehm seyn. Die naturhistorischen Abhandlungen betreffen den Seehund, den Windhund, den grünfüssigen Wasserläufer, die Bastardeiche, die täuschende Eiche und die Lerchenmotte. Sie sind sämmtlich empfehlenswerth. Die dazu gehörigen illuminirten Abbildungen sind eben so sauber als treu. Der Mitherausgeber, Hr. *Fischer*, hat bey Beschreibung des Seehundes eine umfassende Belesenheit mit zweckmässiger Auswahl verbunden, und durch die Naturgeschichte des grünfüssigen Wasserläufers (*Totanus glottis*) den Jagdliebhabern und Naturkundigen eine angenehme Lecture geboten. Dieser Zugvogel, dessen eigentliches Vaterland noch unbekannt ist, wird häufig am Rheine und zwar durchs Beschleichen und auf dem Anstand geschossen. Bey letzterer Jagdmethode wird das Einfallen durch hingestellte ausgestopfte Exemplare befördert, ein Umstand, der es wahrscheinlich macht, dass auch der Fang mit Schlagwänden glücken werde, worüber der Verf. nähere Versuche anstellen wird. Die *Naturgeschichte und Dressur des Windhundes* vom Freyherrn *von der Borch* ist eine Fortsetzung der Abhandlungen desselben Verfassers in den vorigen Jahrgängen des Sylvans, und ist dadurch interessant, dass der problematische Gebrauch dieses Hundes zur Hasenhetze, für welchen sich der Vf. unter einigen Einschränkungen erklärt, zur Sprache kommt. Die *Bastardeiche* hält Hr. Kammer- und Forst-Rath Dr. *Bechstein* für eine Spielart der Stieleiche, und schlägt den Namen *Bastard-Stieleiche (Quercus pedunculata hybrida)* für dieselbe vor. Dagegen gesellt er die *täuschende Eiche* der Traubeneiche zu, mit der Benennung *täuschende Traubeneiche (Quercus robur decipiens)*. Die Lerchenmotte (von dem Forstassistent *Blum* zu Ressdorf beschrieben) zeigt sich als einen nicht zu verachtenden Feind der Lerchenanzucht. Hr. *Bechstein*, der die kurze Abhandlung mit einem Nachtrag begleitet hat, bemerkt mit Bedauern, dass sich dem Gedeihen des Lerchenbaums in unserer Gegend überhaupt viel feindliche Insecten entgegensetzen. Rec. setzt noch die Erfahrung hinzu, dass die jungen Lerchen auch den Verwüstungen des Wildes, besonders dem Schlagen der Böcke mehr ausgesetzt sind, als irgend eine Holzart. Der Vf. der Abhandlung *über die praktische Bildung des angehenden Forstmannes*, Hr. Oberf. *Laurop*, findet, dass in allen Staaten, mit Ausnahme des Königreichs Baiern, noch eine Lücke in den Bildungsanstalten fürs Forstwesen Statt finde. Dem jungen Forstmanne, der seine wissenschaftliche Bildung vollendet hat, fehlt nach seiner Ansicht die Gelegenheit zur praktischen Befähigung. Ein Jeder, der ein anderes Fach studirt hat, findet Gelegenheit, sich zu seiner wirklichen Dienstanstellung praktisch vorzubereiten. Der Jurist z. B. kann entweder als Advocat auftreten, oder er wird bey irgend einem Dicasterio als Accessist, Auscultator u. s. w. von Staatswegen angestellt. Der Vf., dem Rec. in dieser Ansicht ganz beypflichtet, hält es daher für nöthig, dass die Forstdirection für das Unterbringen der Forstcandidaten nach beendigten Studien selbst besorgt sey, und zwar in der Art, dass sie als Forstgehülfen nach dem Grade ihrer Bildung auf den Revieren oder bey anderen Forststellen mit einiger Besoldung aus der Staatscasse angestellt werden. Diese Idee ist aber nicht bloss im Königreich Baiern ausgeführt; im Wirkungskreise des Rec. besteht das Princip, dass die Forstcandidaten ausser der Wohnung und Kost, für welche der Forstbediente, dem sie als Gehülfen zugegeben sind, eine Aversionalvergütung erhält, nicht nur einen fixen Gehalt beziehen, sondern auch für gut ausgeführte Culturen und für kräftige Handhabung des Forstschutzes nach einem regulirten Massstab belohnt werden. Die Besetzung dieser Gehülfenstellen, die nicht als feste

Dienststellen anzusehen sind, wird nach den Fähigkeiten und Bedürfnissen des Försters eben so bemessen, als nach den Kenntnissen und Fähigkeiten der Candidaten, welche übrigens zur näheren Controle ihrer fortschreitenden Bildung alle Jahre schriftlich und mündlich vor der Direction geprüft werden. Diese Einrichtung scheint der Idee des Vfs., der sich über den Gegenstand eben so warm als besonnen ausgesprochen hat, wenigstens in approximativer Gestalt zu entsprechen.

Die nächste Abhandlung: *Ein paar Worte über die Erfindung des Schiesspulvers und des Schiessens mit Feuergewehr*, von dem inzwischen verstorbenen Oberjägermeister *von Werneck*, wird die Jäger, die noch Barthold Schwarz für den Erfinder des Pulvers halten, besonders überraschen. Der forstgelehrte Vf. ist zwar mit den kritisch-historischen Untersuchungen über diese Erfindung nicht bekannt. Dieses ist aus dem Umstande zu schliessen, dass er sie den Saracenen zuschreibt. Aber desto mehr gereicht es ihm zum Ruhme, dass er ohne den Wink eines Wegweisers zur Überzeugung gelangt ist, dass das Schiesspulver schon vor Schwarz in Deutschland gebraucht worden sey. Im J. 1344 war nämlich ein Feuerschütze nach Ehrenfels gekommen. Der Kurfürst von Mainz schrieb desshalb an seinen Zollschreiber Ludwig von Amöneburg folgende Ordre: „*Archiepus Mogunt. Tibi Lud. nro in Ehrenfels Thelon. mand. qtenus absque mora Ignis Sagittarium videlicet (Furschützen) tecum in Ehrenfels commorantem ad nos Aschaffenburgum cum omnibus suis pparamentis transmittere non obmittas et dicas sibi, si aliquem in sua arte similem sciat, quod illum secum una adducat. Dat. Asch. ipso die btorum symonis et Judae Aplorum. Et necessaria Secum ad artem suam nostro nomine emas et procures. Dat. ut sup. Anno Dni — M. CCC. XLIIII.*" Der topographische Artikel liefert eine ganz kurze Beschreibung des Jagdschlosses Sababurg in Kurhessen. Dieses liegt in dem holzreichen und ehemals so wildreichen Reinhardswald, und soll der Legende zufolge von einer riesenhaften Dame bewohnt gewesen seyn. Eine daselbst befindliche Bettstelle von 10 Fuss Länge, und 8 Fuss Breite hängt mit dieser übrigens sehr unverbürgten Sage zusammen. Der dazu gehörige Kupferstich kann jedoch für kein Meisterwerk ausgegeben werden, da die Gesetze der Perspective darin augenfällig verletzt sind. Dagegen nimmt sich die nächstfolgende Abbildung, das weidmännische Denkmal im Hardwalde bey Carlsruhe, ein Steindruck aus der Wagnerischen Officin, sehr gut aus, und beurkundet die Fortschritte aufs Neue, die die Kunst des Steindrucks in Deutschland macht, hinter denen die Nachahmungen in Frankreich und England noch weit zurück sind. — Aus den vermischten Gegenständen gedenken wir der grossen Fichten, von denen der See-Capitän *John Hunter* in seiner Reisebeschreibung spricht. Sieben und dreyssig auf Norfolks Eiland zu Masten gefällte Fichten hatten 180 bis 220 Fuss Länge und 28 bis 30 Fuss Umfang. Ihr Holz war sehr locker, und von diesen 37 Stämmen fielen 27 faul. Das zwischen der Rinde und dem Splint gefundene Harz schmelzte nicht am Feuer, und löste sich im Wasser auf, — also kein Harz, sondern Gummi. Eine nähere Kenntniss dieser Pinusart wird daher einst unsere Forstbotanik bereichern. Der *neuen Erfindungen* in der Holzsparkunst, Forsttechnologie und Jagdkunde sind nicht weniger als 19 aufgezählt. Rec. ist der Meinung, dass man nur bewährte Erfindungen in diese Verzeichnisse setzen sollte. Da sie ihrer Kürze wegen keinen Anhalt zur Beurtheilung derselben enthalten können: so ist die Erwähnung blosser Erfindungsversuche von keinem sonderlichen Werth. Die Anekdoten, Gedichte und Charaden machen den Schluss, und sind unterhaltend zu lesen. Doch ist in den Gedichten zu viel Prosa, wenn wir den wilden Jäger im Odenwalde von *Aloys Schneider*, etwa noch Jägers Sehnsucht von *Pfeil* und das Grabmal von *Borch* ausnehmen. Aber auch das kunstlose Lied des Forstmannes hat seine Annehmlichkeiten, wenn es auch auf keine poetische Virtuosität Anspruch macht. *Silvestrem tenui musam meditantur avena!*

— e —

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Elberfeld*, ohne Angabe des Verlegers: *Die kleine, aber gefüllte Vorrathskammer für Alle, die sich zur Zeit der Theurung und des Mangels ehrlich zu ernähren wünschen. Wie auch Mittel und Vorschläge für die, welche helfen können und wollen. Nebst Anweisungen und Winke (n) zur Eröffnung nicht unbedeutender Erwerbsquellen für Arme, als Erleichterungsmittel der Noth und des Mangels.* Von *J. H. Vess*, Schullehrer zu Strombach bey Gummersbach. 1817. 88 S. 8. (5 gr.)

Vorschläge und Nachrichten von Versuchen, durch andere Pflanzenstoffe das Getreidemehl zum Theil zu ersetzen, und wohlfeile, der Noth des dürftigen Publicums entsprechende Nahrungsmittel aufzufinden und zu bereiten, zwar nicht überall neu und vorhin unbekannt, aber doch, im Ganzen genommen, beachtungs- und empfehlungswerth. Nur die am Ende (S. 75) vorkommende Instruction zum Auffinden essbarer Kräuter, ohne Pflanzenkenner zu seyn, scheint bey ihrer Anwendung Bedächtlichkeit zu heischen. Das (S. 76) angegebene Merkmal für die Geniessbarkeit einer Pflanze, dass sie weder den Geruch noch den Geschmack besonders angreife, scheint uns auf keinen Fall ausreichend zu seyn. Dagegen wünschten wir den guten Rath Meister Lichtkopfs an seinen Vetter Düstermann (S. 77—88) durch öffentliche Blätter, die der gemeine Mann lieset, möglichst allgemein verbreitet zu sehen.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

RÖMISCHE LITERATUR.

Halle, b. Schimmelpfennig: *Tacitus Germanien*, übersetzt mit Erläuterungen von *K. Sprengel*. 1817. 163 S. 8. (12 gr.)

Die Veranlassung zu dieser, mit Erläuterungen begleiteten Übersetzung waren jene Jahre fremder Zwingherrschaft, da der rechtliche Deutsche seinen Blick so gerne auf das thatenreiche Alterthum zurückwarf. Auch Hr. S. wurde hingerissen zur Betrachtung der Grösse, der Kraft und der Redlichkeit unserer Ahnen. Ein schöneres und lehrreicheres Gemälde hievon konnte er wohl nirgends finden, als in den Werken des grossen Römers Tacitus. Mit seinen Söhnen war er gewohnt, in den Abendstunden vornämlich, die alten Griechen und Römer zu lesen; sie nahmen nun auch die Germania von Tacitus zur Hand; Einer derselben wurde ganz für dieses Werk begeistert. Der Vater dieser fleissigen Söhne fand als Erklärer des Autors grosse Schwierigkeiten, weil er sich zuweilen von allen Commentarien, allen vorhandenen Übersetzungen verlassen sah. Eigenes Studium der alten Geographie und Geschichte gab nun Licht. Alle Übersetzungen, alle Erläuterungen bis auf die neuesten wurden dem Erklärer und den jungen Lesern der Germania bekannt. Wie rühmlich, dachten sie, die Vorzüge einiger neuen Verdeutschungen zu erreichen, und die Mängel anderer zu verbessern, ohne knechtische und den Geist unserer Sprache beleidigende Nachahmung den Ton der Urschrift zu treffen, und die schwierigen Stellen besser zu geben! Einer der Söhne wagte den Versuch, Hr. S. überarbeitete das Ganze mehrmals. Besonders aber bemühte er sich, durch Erklärungen und Erläuterungen dem Leser zu Hülfe zu kommen, und diese Schrift so auszustatten, dass man nicht oft anstosse, da er die früheren Commentare oft ganz unzulänglich erkannt hatte.

Vorerst also die Übersetzung; dieser sind nachher die Erläuterungen besonders angehängt. Wir müssen bekennen, dass, ungeachtet Manches gut und richtig ausgedrückt wird, diese Verdeutschung doch nicht immer deutlich und rein genug ist, den Geist, die Kraft und Kürze des Originals in vielen Stellen bey Weitem nicht erreicht — auch da vom Ausdruck und von der Manier des Originals abweicht, wo doch der Genius der deutschen Sprache eine wörtliche und selbst eine, so zu sagen, grammatische Nachahmung gestattet hätte. Der Sinn wird öfters nicht einmal richtig gegeben, und manchmal etwas beygefügt, das im Original nicht steht. Mancher Ausdruck ist in der Bedeutung nicht erschöpft; mancher ist wenigstens nicht gut gewählt; zuweilen wird die Übersetzung trivial, nicht entsprechend der edlen reinen Sprache des Römers; auch ist der Zusammenlauf einzelner Sylben oder Worte dem Ohr oft zuwider. Dass junge Freunde der alten Römer Theil an der Übersetzung haben, ist sichtbar, wenn sich gleich die Überarbeitung eines Mannes in mehreren Stellen deutlich zeigt. Belege zur Bestätigung unsers Urtheils lassen sich leicht finden. Cap. 1 S. 10 wird: *cognitis quibusdam gentibus ac regibus, quos bellum aperuit,* — so übersetzt: *neuerdings sind einige Völker und Könige bekannt geworden, die der Krieg gezeigt hat. Neuerdings* taugt nicht für die edle Büchersprache. Und wenn wir auch davon absehen, dass *aperire* nicht *zeigen* bedeute, so ist's wenigstens sehr undeutlich. Wer wird denn bey dem Satz: *der Krieg hat gewisse Völker und Könige gezeigt,* — sogleich auf den Gedanken kommen, dass Kriege Gelegenheit gegeben haben, bisher unbekannte Völker und Könige kennen zu lernen? Deutlicher wäre: *entdeckte — sichtbar — bekannt machte.* Ein solcher Mangel an Deutlichkeit entsteht auch daher, dass der Übersetzer zuweilen zu genau beym Wort des Originals blieb, wie er anderwärts durch Abweichung davon undeutlich wird. Z. B. Ebend. *Danubius molli et clementer edito montis Abnobae jugo effusus — die Donau aus einem sanft und allmählich sich erhebenden Bergrücken des Abnoba ergossen ist. hervorströmend — hervorfliessend — entfliessend.* Zugleich ist jenes *ergossen* nicht passend, und in dieser Verbindung undeutsch. Um so weniger taugt es hieher, da gleich darauf kommt: *ergiesst sich* — was dem Ohr zuwider ist. Cap. 1 S. 10 *septimum os paludibus hauritur. Die siebente Mündung verliert sich in Sümpfen.* Abermals abgewichen von dem schönen kraftvollen Ausdruck des Originals. Warum nicht: *wird von Sümpfen verschlungen, erschöpft,* wie diess Zeitwort oft in dieser Bedeutung vorkommt. Ebendaselbst: *Danub. plures populos adit. Die Donau — berührt mehrere Völkerschaften.* Der sprechende Ausdruck des Originals hätte beybehalten werden können: *Die Donau — läuft — geht zu — geht durch verschiedene Völker.* Cap. 2 S. 10. 11

sed classibus advehebantur, qui mutare sedes quaerebant — *sondern auf Flotten die ankamen, die ihre Wohnsitze zu verändern suchten. Advehi* ist angemessen dem Wort *classis* — ein solches für *Flotte* angemessenes Wort muss der Übersetzer auch wählen; wir haben ein solches: *heranfahren* — *heran- herbeyschiffen.* — Durch das zweymal aufeinander folgende *die* wird das Ohr beleidigt, und das erste *die* sollte seyn *diejenigen*. Ebendaselbst: *immensus ultra — adversus oceanus raris ab orbe nostro navibus aditur. Der unermeßliche — uns entgegengekehrte Ocean wird von unserm Länderbezirke aus nur selten auf Schiffen versucht. Ultra* ist ausgelassen; also *der jenseits unermesslihe. Adversus oceanus* ist hier *der uns sich widersetzende, widerstrebende — sich gegen die Schiffahrt sträubende Ocean* — nicht *der uns entgegengekehrte* — wobey sich nichts denken lässt. Und *der Ocean wird versucht* — wer kann etwas dabey denken? vielmehr: wird *befahren oder von Schiffen besucht*, nach *Bredow* Übers. Helmst. J. 1809. Ebendaselbst: *praeter periculum, abgerechnet die Gefahr* — warum nicht kurz und der Präposition gemäss: *außer*. Ebendaselbst: *informem terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque — jenes unwirthbare ungestaltete Land, mit rauhem Himmel, für Anbau und Anblick gleich traurig. Unwirthbar* liegt nicht in *informis* und *ungestaltet* wäre genug. Aber auch hier hätte das Original näher ausgedrückt werden können; *ungestaltet in Hinsicht auf Boden — an Boden.* Die Worte im Original laufen so rund hin, aber die Übersetzung: *für Anbau und Anblick gleich traurig* — beleidigt das Ohr mit den zwey aufeinander folgenden Sylben *An* — Warum nicht *für den Anbau und Blick.* — Ebendaselbst: *proximi oceano Jagaevones, medii Hermiones, ceteri Istavones.* Unsere Übersetzung hat vor den beiden letzten Wörtern ein: *und* — welches, so unbedeutend es zu seyn scheint, dem Stil des Tacitus ganz zuwider ist, und dem Satz den Wohlklang und die Kürze nimmt. Denke man sich vor *ceteri et* — gewiss die Kritiker hätten demselben auch ohne Rücksicht auf Mscrpte keinen Pardon gegeben. Ebendaselbst: *licentia vetustatis, mit einer Ungebundenheit, die längst vergangene Zeit gewährt.* Wie weitläufig gegen jene Kürze des Textes! und was soll hier *Ungebundenheit?* warum nicht *mit einer Freyheit, die das Alterthum giebt.* Ebendaselbst: *ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum — übrigens habe Germanien seinen Namen erst kürzlich und neuerdings erhalten.* — Das triviale *neuerdings* wurde oben gerügt. Nur bemerken wir noch, dass es, wenn's auch der edleren Sprache gemäss wäre, nicht einmal den Begriff von *nuper* ausdrückt, indem dieses auch eine etwas entfernte Zeit bedeutet. Eben so taugt für *recens* — nicht *kürzlich.* Und das Zeitwort *additum* ist durch das gewählte Zeitwort im Deutschen gar nicht ausgedrückt, und die Kürze und Energie des Originals nicht nachgebildet. Warum nicht dem Worte nach: *übrigens sey der Name Germania neu, und erst vor kurzem hinzugekommen — oder dem Volk beygelegt worden.* Cap. 3. S. 11: *Fuisse apud eos et Herculem memorant — Sie erwähnen, es habe bey ihnen einen Herkules gegeben.* Auch hier ist's fühlbar, dass es besser sey, beym Worte zu bleiben, und zu sagen: *dass bey ihnen auch ein Herkules gewesen sey.* Die Redart: *es hat gegeben* — ist zu sehr aus der Sprache des alltäglichen Lebens. Statt *erwähnen* wäre besser *erzählen*. Ebendaselbst: *prout sonuit acies. Je nachdem das Schlachtgetöse erklingt.* Hier ist das Präteritum, welches nothwendig ist, nicht ausgedrückt — also *erklang*. Ebendaselbst: *Ulixem in hunc oceanum delatum — dass Ulysses — in diesen Ocean gekommen sey.* Im Zeitwort *deferri* liegt die Bedeutung von unwillkührlichem, durch die Irrfahrt entstandenem Anlangen — statt *kommen*, also wäre *geworfen, verschlagen worden* — dem Original angemessener. Ebendaselbst: *Tumulos quosdam, graecis litteris inscriptos — adhuc exstare — einige Gräber, mit griechischen Buchstaben beschrieben — seyen noch übrig. Ein Grab mit griechischen Buchstaben beschrieben* — ist undeutlich und undeutsch. Der Sinn ist: *Grabhügel, auf denen man Inschriften mit griechischen Buchstaben fand, seyen jetzt noch da.* Ebendaselbst: *Ex ingenio suo quisque demat, vel addat fidem — Jeder mag nach eigenem Bedünken läugnen oder behaupten — eigenes Bedünken* taugt nicht, und entspricht dem Wort im Text nicht. Vielmehr *nach seiner Ansicht — nach seinem Sinn — seiner Denkweise — demere fidem* ist so wenig *läugnen* — als *addere fidem behaupten.* Tacitus will sagen: *jeder nach seiner Ansicht mag durch Gründe die Glaubwürdigkeit schwächen oder vergrößern.* Cap. 4 S. 12: *Nullis connubiis — durch keine Verschwägerung* — wenn diess gleich dem Sinn nicht zuwider ist, so ist's doch nicht dem Wort nach übersetzt. Denn *connubia* sind *Verheurathungen, Ehen.* Ebendaselbst: *Truces et coerulei oculi — blaue Augen, trotzigen Blicks* — Zuerst der Nominativ, nachher der *Genitiv* — ungeschickt! lieber sollte der Nominativ wieder kommen: *blaue Augen, trotziger Blick* — und *truces* kommt ja im Text vor *coerulei.* Überdiess heisst *trux* nicht *trotzig*, sondern *wild, gräßlich.* Ebendaselbst: *rutilae comae — brandgelbe Haare.* Warum nicht *rothe* oder *röthliche Haare?* Wie *brandgelb* von *roth* unterschieden sey, liegt nicht im Ausdruck selbst, und es fragt sich, ob man sich ein Bild von *brandgelben Haaren* machen kann. Ebendaselbst: *magna corpora et tantum ad impetum valida — große Leiber, die zu plötzlicher Anstrengung kräftig sind* — Hier verliert sich die Bedeutung von *impetus*, in sofern sich dieser Ausdruck auf *feindlichen Angriff* bezieht, was man bey *plötzlicher Anstrengung* nicht denkt. Besser *nur zum ersten Angriff kräftig oder kraftvoll.* Ebendaselbst: *laboris atque operum non eadem patientia. Weniger dauerhaft bey Arbeit und Mühe.* Diess liegt nicht in *patientia*, welches *Ausdauer, Beharrlichkeit mit Willen und Liebe* ausdrückt, unter Veranlassung

der dazu erfoderlichen Kraft. Die Übersetzung aber sagt, *die Kräfte seyen nicht hinreichend, die Körper ermüden zu bald.* Cap. 5 S. 12: *ne armentis quidem suus honor — Auch die Stiere haben nicht einmal ihre Würde.* Bey Stieren möchte Rec. das Wort *honor* nicht übersetzen durch *Würde* — weil dieses Wort hauptsächlich nur in Hinsicht auf körperliche, besonders aber geistige und moralische Eigenschaften, auch auf Verhältniss des Standes bey vernünftigen Geschöpfen, und in ästhetischer Hinsicht vom Anständigen gebraucht wird. Tacitus will sagen: nicht einmal die Rinder haben ein *Ansehen — gutes Aussehen — zeichnen sich aus.* Das folgende *gloria frontis* ist auch nicht richtig durch *Schmuck ihrer Stirne* übersetzt. *Schmuck* ist etwas Hinzugekommenes durch Kunst. Hier ist aber von der *natürlichen Schönheit, Zierde, Pracht* der Stirne die Rede. Ebendaselbst: *numero gaudent. Der Menge derselben erfreuen sie sich.* Warum ist nicht *numerus* der nächsten Bedeutung nach übersetzt: *der Zahl freuen sie sich* — diess wäre der Kürze des Originals entsprechender. Ebendaselbst: *argentum et aurum propitii an irati Dii negaverint, dubito — Ob Silber und Gold die günstigen oder zürnenden Götter verweigert haben, weiss ich nicht.* Somit müssen andere Götter günstig, andere zornig gewesen seyn. Nein — von ebendenselben Göttern ist die Rede, und der Sinn ist: *ob die Götter ihnen Silber und Gold verweigert haben aus Gnade oder Ungnade (aus Liebe oder Zorn), bin ich ungewiss.* Ebendaselbst: *nullam Germaniae venam argentum aurumve gignere — Dass keine Silber- oder Gold-Ader in Germanien vorkomme.* Nicht rein genug und abgewichen vom Text. Warum ist nicht *gignere* durch das gewöhnliche *erzeugen* übersetzt? Ebendaselbst: *argentea vasa non in alia vilitate, quam quae humo finguntur — silberne Gefässe, die an Schlechtigkeit den irdenen nichts nachgeben.* Auch hier ist die Übersetzung unrichtig. Der Sinn ist: *silberne Gefässe wurden eben so wenig geschätzt, als irdene.* Ebendaselbst S. 13: *nulla affectione animi keineswegs aus Hang.* Vielmehr *nicht aus Neigung* oder *Vorliebe.* Wer wird denn sagen: *aus Hang* das Silber mehr schätzen, als Gold? Cap. 6 S. 14: *equi non forma, non velocitate conspicui — Die Pferde sind nicht vorzüglich an Gestalt und an Schnelligkeit. Conspicui* wäre richtiger ausgedrückt durch: *zeichnen sich aus.* Ebendaselbst: *docentur — sie werden geübt.* Von Pferden taugt diess Zeitwort nicht, aber *zugeritten, abgerichtet.* Ebendaselbst: *multique superstites bellorum — Viele, die ihr Leben aus Kriegen zurückgebracht (haben* fehlt). Wie verschwindet hier nicht die Kürze des Römers! Und wer wird sagen: *Dieser hat sein Leben aus Kriegen zurückgebracht?* Wie undeutsch! Vielmehr: *Viele aus (von) dem Krieg übriggebliebene.* Cap. 7 (in der Übersetzung Cap. 8) S. 15: *cibosque et hortamina pugnantibus gestant — sie ertheilen den Kämpfenden Speise und Ermunterung. Speise ertheilen* sagt man nicht, auch nicht *Ermunterung ertheilen.* Wie *gestant* zunächst auf *cibos* geht, aber, was oft bey den Zeitwörtern geschieht, doch auf *hortamina* bezogen wird, von welchem Substantiv es ausserdem nicht gebraucht würde: so dürfen auch wir den Ausdruck: *bringen, zubringen, zutragen* — gebrauchen, und diesen auf beide Substantive anwenden. Cap. 8 S. 15: *labantes acies — schon zerrüttete Schlachtordnungen.* Warum nicht vielmehr *wankende?* Ebendaselbst: *ut efficacius obligentur animi civitatum — dass man sich der Stimmung der Gauen viel nachdrücklicher bemeistern kann.* Tacitus will diess nicht sagen, sondern *die Herzen der Gemeinden werden mit grösserer Wirkung (nachdrücklicher, ernstlicher) verpflichtet.* Von *bemeistern* ist gar nicht die Rede. Nämlich die Feinde waren überzeugt, dass die Weiber als Geisel mit grösserer Treue und Gewissenhaftigkeit eingelöst werden, weil diese Pfänder wichtiger in den Augen der Deutschen sind. Ebendaselbst: *quibus inter obsides puellae quoque nobiles imperantur — wenn man unter den Geiseln auch edle Jungfrauen in seiner Gewalt hat.* Der Übers. hat hier *imperantur* ganz missverstanden, und in der Bedeutung genommen, in welcher diess Zeitwort am gewöhnlichsten vorkommt, nämlich *imperare alicui — Jemanden beherrschen, in seiner Gewalt haben,* und nicht in der etwas selteneren Bedeutung, wie z. B. *imperare tributum.* Tacitus will sagen: *denen auch edle Jungfrauen unter den Geiseln zu stellen, auferlegt war.* Dergleichen Stellen, wie die bisher angeführten, könnten zur Bestätigung unseres obigen Urtheils noch in Menge angeführt werden. Die erläuternden Anmerkungen zeugen grossentheils von Sachkenntniss und richtiger Beurtheilung der vorhandenen Quellen und abweichenden Meinungen, so dass sie allerdings zum Verständniss des Autors beytragen können. Sehr zweckmässig ists, dass Stellen aus anderen hieher gehörigen Schriften, alten und neuen, oft zur Erläuterung beygebracht werden. Doch kommen hie und da auch solche Anmerkungen vor, die leicht hätten wegbleiben können, weil die Sache bekannt ist. Auch ist Manches zu weitläuftig vorgetragen. Eigene Muthmassungen werden zuweilen als erwiesene Wahrheiten mit einer zu grossen Zuversicht dargelegt, z. B. über *Tuisco* No. 6 S. 52. So S. 54. 55 wird behauptet, der Herkules der Deutschen sey der *thiudau,* der Herrscher. Die Deutschen verehrten aber einen durch grosse Leibesstärke und Tapferkeit ausgezeichneten Helden, von welchem wir nichts Näheres wissen, und den der Römer, als bekannt mit dem Herkules der Griechen und Römer, für sich so genannt haben mag. Näheres von ihm zu bestimmen, ist gewagt bey dem Mangel an Nachrichten. Die Veranlassung, die den Tacitus auf den Namen *Hercules* geführt haben könnte, nach *Fulda* (Meus. Gesch. f. Th. 1 S. 110), weil nämlich *Herkl* in der Celtischen Sprache *tapfer* bedeutet, und wenn er hörte, dass sie ihre *Herklen* (Tapfere) besangen, er glaubte, sein *Herkules* sey ge-

meint, lässt sich hören. S. 52 steht eine Bemerkung, die zur Schlichtung des noch nicht entschiedenen Streites, ob *Deutsch* oder *Teutsch* geschrieben werden müsse, beytragen soll. Nämlich man solle, will er, schreiben: *Deutsch*, weil sich das Wort *thiuda* (*th* Englisch ausgesprochen) genannt habe, und *th* in *thiuda* ein weicher Laut sey, wie *theins* in *dein* u. s. w. Allein wenn die alten Deutschen einen Ton gehabt haben, der weder *D* noch *T* war, sondern mitten inne lag: so fällt jene Muthmassung. Übrigens sollen die Erläuterungen dem Zwecke des Vfs. gemäss besonders auch zur Rechtfertigung gewisser Ausdrücke und Stellen in der Übersetzung dienen. So will Hr. *Sprengel* die Übersetzung von Cap. 2 S. 10: *adversus oceanus — der uns entgegengekehrte Ocean* — rechtfertigen dadurch, dass er sagt: *Das Meer im Norden von Germanien (die Nordsee und das Baltische Meer) wird entgegengesetzt — adversus — genannt, weil es in einer anderen Zone als Italien lag.* Aber kann denn nicht eine Gegend oder ein Meer in einer anderen Zone liegen, ohne dass es *regio adversa, mare adversum* genannt werden darf? Der Vf. muss diess gefühlt haben. Daher setzt er in den Erklärungen S. 50 bey: *man könnte aber adversus mit Einigen auch widrig übersetzen, weil nach alten Sagen es fast gar nicht zu beschiffen war.* Diess Letztere ist das Wahre.

Die Lesarten sind meistens richtig gewählt, z. B. Cap. 2 S. 54: *primum a victore ob metum* wird *victore* in *victis* verwandelt nach *Adelung ältester Geschichte der Deutschen* S. 143. 146, bey welcher Gelegenheit Hn. *v. Strombecks* Beybehaltung der gewöhnlichen Lesart und Ansicht der Sache abgewiesen wird. Übrigens haben Commentare und Übersetzungen, wie *Bredow's*, bereits diese Lesart auch angenommen. Hie und da hätte Rec. eine andere Lesart gewünscht, z. B. C. 15 S. 11 werden die Worte beybehalten: *multum venatibus — transigunt;* aber *non multum* ist um der Sache willen wahrscheinlicher, wenn gleich die Kritiker und Editoren jene Lesart haben. Ohne Zweifel war Tacitus Sinn: Wenn sie nicht Kriege führen: so widmen sie zwar einige Zeit dem Jagen, aber noch mehr dem Müssiggange, dem Schlaf und Essen. Tacitus will hier den Hang zur Unthätigkeit herausheben, und sagen, sie leben meist in einer starren Unthätigkeit, denn die der Jagd gewidmete Zeit sey nicht zu vergleichen mit dem langwierigen und häufigen Müssiggang u. s. w. Unser Übersetzer sagt aber: *Wenn sie nicht im Krieg sind, bringen sie viel Zeit auf der Jagd, mehr im Müssiggange zu.* Cap. 21 behält Hr. *Sp.* die Worte: *victus inter hospites comis* bey: und übersetzt: *Die Bewirthung ist unter Gastfreunden liebreich;* statt *Bewirthung* sollte stehen: *der Umgang* oder *die Lebensart*, oder *das Betragen* gegen Gastfreunde ist gefällig. Diese Worte haben aber offenbar das Gepräge eines Glossems, das sich nach und nach in den Text eingeschlichen hat. Überdiess würde Tacitus gegen seine immer festgehaltene Manier das bereits Gesagte nochmals wiederholen. Bessere Übersetzer, wie *Bredow*, lassen diese Worte ganz weg.

Wenn eine Übersetzung von Tacitus Agricola, wie der Vf. äussert, von ihm ins Publicum kommen soll: so ist zu wünschen, dass dieselbe in Ansehung der Würde und Kraft des Ausdrucks, der Kürze und Bündigkeit, der Deutlichkeit und Richtigkeit, besonders einer feineren Nachbildung des Originals und des Tons der Darstellung, so weit es unsere Sprache erlaubt, Vorzüge vor dieser Übersetzung erhalten möge.

Th. T.

KURZE ANZEIGEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Wien*, b. Ritter v. Mösle seel. Wittwe: *Freymüthige Enthüllung der wahren Ursachen des täglich sich mehrenden Bettelunwesens, und wohlgemeinte Vorschläge, ihm mit sicherem Erfolg zu steuern.* Ein paar Worte zur Beherzigung für alle Vaterlandsfreunde überhaupt, insbesondere aber für die wohlthätigen Bewohner Wiens. Von D. *Franz Rittler.* 1818. XIV u. 223 S. 8. (1 Rthlr.)

Die vor uns liegende Schrift ist zunächst für die Einwohner von Wien bestimmt. Ihr Zweck ist, auf den ausgedehnten und höchst schädlichen Unfug aufmerksam zu machen, den in der neuesten Zeit ein von Tage zu Tage sich mehrendes Gauner- und Bettler-Heer dort treibt. Wirklich verfolgt auch der Vf. das Wienerische Bettlervolk durch alle seine verschiedenen Classen bis auf seine geheimsten Schlupfwinkel, und für diese nicht sehr erfreuliche Arbeit verdient er zuverlässig den Dank seines Publicums. Die durch Anekdoten aller Art begründeten Winke, welche er der Wiener Polizey giebt, verdienen möglichste Beachtung. Besonderer Aufmerksamkeit werth ist insbesondere das, was über das so sehr verderbliche Geschäft der Wiener Pfandverleiher (S. 116 — 122) gesagt ist. Lieblosigkeit, Härte, Betrug und Wucher spielen in dem Gewerbe dieser ehrlosen Geschäftsleute ein so gefährliches Spiel, dass es wirklich sehr Noth thut, dass die Polizey baldmöglichst eingreife, und diesen Gaunern das Handwerk durchaus lege. Auch der Vorschlag zur Errichtung eines Comtoirs zum Verkauf der Arbeiten von verschämten Armen (S. 207) verdient allen Beyfall. Wenn er auch der Noth dieser hülfsbedürftigen Classe nicht vollkommen abzuhelfen vermag: so ist er doch gewiss dazu geeignet, diese Noth möglichst zu lindern. Ob aber durch die (S. 217) vorgeschlagene Hundesteuer und die Stempeltaxe von den (S. 218) angegebenen Artikeln des höheren Luxus zum Besten des Wiener Armenfonds, der Unzulänglichkeit dieser abgeholfen seyn werde, diess lassen wir an seinen Ort gestellt seyn.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

MATHEMATIK.

1) Kopenhagen, b. Bonnier: *Lehrgriff der reinen Mathematik.* Von *L. B. Francoeur.* Aus dem Französischen übersetzt. Arithmetik und Elemantar-Algebra.

Auch unter dem besonderen Titel: *Elementar-Algebra.* Aus dem Französischen des Hn. *L. B. Francoeur.* Übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von *Carl Ferdinand Degen*, Dr. der Philos. Prof. der Mathem. auf der Universität zu Kopenhagen. 1815 XII u. 296 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Breslau, b. Korn: *Die Elemente der Algebra und Analysis, nebst ihrer Anwendung auf die Geometrie.* Ein Lehrbuch für Gymnasien und für den Privatunterricht. Von Dr. *J. F. Raubach*, Prof. der Mathem. an der Königl. Ritteracademie zu Liegnitz. 1815. X u. 248 S. gr. 8. Mit 3 Kpf. (1 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Fleischer: *Grundriss der Algebra* von *Gottlob Nordmann.* 1815. VI u. 240 S. 8. (1 Rthlr.)

4) Frankfurt a. M., b. Hermann: *Sammlung algebraischer Aufgaben, für Lehrer und Lernende.* Von *E. H. Höchheimer.* 1817. 174 S. 8. (18 gr.)

No. 1 verdiente, obwohl es an Compendien über Arithmetik und Algebra in dem bücherreichen Deutschlande wahrlich nicht fehlt, dennoch eine Deutsche Bearbeitung. Der Übersetzer hat nicht nur seiner Schuldigkeit durch getreue Darstellung seines Originals entsprochen, sondern ist auch in vielfach eingestreuten Anmerkungen und Zusätzen als Autor aufgetreten, welcher die Urschrift theils erläuternd theils erweiternd zu verbessern strebt. Das Buch zerfällt in zwey Haupttheile, wovon der erste die gewöhnlichen Lehren der Arithmetik, mit Einschluss der Logarithmenrechnung, der zweyte aber die Algebra nach ihrem Elementar-Inhalte abhandelt. Nach Französischer Sitte haben die Paragraphen keine besonderen Überschriften, sondern der Vortrag fliesst ununterbrochen, gleichsam erzählend fort. Im Ganzen herrscht Klarheit und meist auch Gründlichkeit in der Darstellung. Oft wird der Anfänger, nach wenigen Vorbegriffen, sogleich tief in das Innere einer Lehre eingeführt, so dass sich auch an dieser Schrift die praktische Tendenz Französischer Schriftsteller beurkundet. In der Hand eines guten Lehrers wird das Buch recht nützlich seyn; zum Selbstunterrichte mögen wir es aber, zumal in der Algebra, nur denen empfehlen, welche bereits einige Fortschritte gemacht haben.

Einige Bemerkungen über einzelne Sätze der Schrift mögen hier nachfolgen. S. 2 §. 3 u. 4 sollten die Begriffe der Addition, Multiplication und Subtraction schärfer bestimmt seyn. Wenn der Vf. S. 47 sagt: „Die Erklärung der Multiplication überhaupt läst sich nicht gerade auf Brüche anwenden; es würde z. B. ganz ohne Sinn gesagt seyn, wenn man dabey stehen bliebe, dass $\frac{3}{4}$ mit $\frac{5}{7}$ zu multipliciren soviel sey, als $\frac{3}{4}$ so oft zu nehmen, als die Einheit in $\frac{5}{7}$ enthalten ist: daraus folgt, dass man dem Worte Multipliciren, wenn von Brüchen die Rede ist, eine neue Bedeutung geben muss:" so ist dieses offenbar irrig, weil $\frac{3}{4}$ mit $\frac{5}{7}$ zu multipliciren so viel heisst, als $\frac{3}{4}$ so oft nehmen, als die Einheit in $\frac{5}{7}$ enthalten ist. Denn da in $\frac{5}{7}$ der siebente Theil der Einheit fünfmal enthalten ist, so muss auch von $\frac{3}{4}$ der siebente Theil fünfmal genommen werden. — Die Einführung der Decimal-Brüche in die Zahlenlehre leitet der Vf. S. 50 mit Unrecht aus der Verwirrung ab, welche die zwey Ausdrücke der Brüche in den Rechnungen zur Folge haben. Zehentheilige Brüche sind vielmehr naturgemässe Folgen unseres dekadischen Systems und eben hierdurch erleichtern sie die Rechnung. — Bey der Lehre von Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzel wird der Lehrer strengere Beweise zu führen haben. — Die Erklärung der Regel Detri S. 98: „Wenn die Bestandtheile eines Problems eine Proportion bilden können, deren letztes Glied die unbekannte Grösse ist, so giebt eine einfache Rechnung den Werth derselben: Dieses nennt man die Regel Detri;" ist sehr nachlässig ausgedrückt; die Regel aber zur Anordnung der Glieder in die Proportion wird §. 76 sehr gut vorgetragen, so dass der Zusatz S. 101 in Bezug auf die umgekehrten Verhältnisse überflüssig ist. — Die Gründe der Gesellschaftsrechnung sind S. 105 und 106 nicht mit gehöriger Schärfe entwickelt, so wie auch die Lehre von den Progressionen allzu kurz dargestellt ist. Ein Gleiches gilt von der Theorie der Logarithmen, wobey aber das Praktische wiederum mehr berücksichtigt worden.

Der Vf. von No. 2 liefert in seiner anspruchlosen Schrift einen Leitfaden für den Vortrag des Lehrers, so wie auch für die Vorbereitung und Wiederholung des

Schülers, um ein ernstliches Studium der höheren Mathesis zu begründen. Das Buch zerfällt in vier Cursus, deren jeder für die Lehrzeit eines halben Jahres berechnet ist. Der erste enthält die Buchstabenrechnung nebst einigen Erleichterungsmitteln für die Grundrechnungen mit Zahlen. Das Gewöhnliche ist hier wohlgeordnet zusammengestellt und gründlich vorgetragen. Doch fehlt es dem Beweise in §. 19 über die Nothwendigkeit der Irrationalzahlen an der nöthigen Evidenz. In dem zweyten Cursus werden die Rechnung mit Wurzelgrössen durchgeführt, und die Grundlehren der Algebra von den Gleichungen des ersten und zweyten Grades bis zu den unbestimmten Gleichungen des ersten Grades entwickelt. Auch wird noch von Exponential-Gleichungen und der Logarithmenlehre kürzlich gehandelt. Sämmtliche Lehren sind befriedigend vorgetragen. Der Anfänger findet reichen Stoff zum Nachdenken, der Lehrer zu Erläuterungen. Der Gegenstand des dritten Cursus ist die Lehre von Verhältnissen, Proportionen und Progressionen, Permutationen und Combinationen, woran sich der binomische Lehrsatz, arithmetische Reihen von höheren Ordnungen, Auflösung der Logarithmen in unendliche Reihen und etwas Weniges von unbestimmten Coeffizienten anschliesset. Auch diese Lehren sind zweckmäsig entwickelt. Der vierte Cursus, welcher die Kenntniss der Elementar-Geometrie voraussetzt, enthält die Darstellung allgemeiner Ausdrücke durch gerade Linien; die Auflösung geometrischer Aufgaben, die analytische Trigonometrie; die krummen Linien zur Construction der Gleichungen des ersten und zweyten Grades; die Kegelschnitte; die Construction cubischer und biquadratischer Gleichungen, nebst der Auflösung höherer Aufgaben; endlich noch einen Nachtrag, worin die Auflösung der cubischen und biquadratischen Gleichungen abgebraisch gelehrt wird. Aus diesem Inhalte der Schrift gehet hervor, dass sie zwischen den ersten Elementen und dem höheren mathematischen Wissen in der Mitte steht, und sowohl durch die Anordnung als Ausführung ihres Vortrags sehr geeignet ist, dem Anfänger als Leitfaden zu dienen, welcher ihn diesem höheren Wissen mit Sicherheit entgegenführen wird. Daher ist das Buch vorzüglich für höhere Gymnasien und Lyceen zu empfehlen, so wie es sich selbst noch durch ein schönes typographisches Aussere empfiehlt.

No. 3 soll dem Lehrer zunächst als Leitfaden seines Unterrichtes dienen; daher sind nur so viele Beyspiele aufgenommen, als zur Erläuterung des Inhaltes unumgänglich nothwendig schienen. Auch soll diese Schrift zum Selbststudium für diejenigen passen, welche mit den ersten Elementen der Mathematik vertraut sind. Zugleich soll dieser Grundriss zur gründlichen Vorbereitung für die Differential- und Integral-Rechnung dienen. Der Vf. hat daher die Schriften der besten Analysten benutzt, und aus ihren Lehren ein gleichartiges Ganzes zu bilden gesucht. Bey genauer Prüfung dieses Planes und seiner Ausführung können wir diesen Grundriss sowohl wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes, als auch wegen dessen zweckmässiger Bearbeitung bestens empfehlen. Durch sparsamen Druck findet man hier, ohne Verzierung oder Undeutlichkeit, eine grosse Menge algebraischer und analytischer Lehren behandelt. In 20 Cap. werden sowohl die Fundamental-Operationen der Algebra, als auch die Lehre von Gleichungen überhaupt, von Gleichungen des ersten und zweyten Grades, der binomische Lehrsatz, die Logarithmen, die einfachsten Reihen, die Natur und allgemeinen Eigenschaften der Gleichungen und ihrer Wurzeln, die Gleichungen des dritten Grades, die Auflösung der Gleichungen durch Näherung und und die unbestimmten Aufgaben abgehandelt. Dass die Schrift im Wesentlichen nichts Neues zur schärferen Begründung oder Erweiterung der Wissenschaft enthält, schadet ihrem Werthe um so weniger, als der Zweck eines brauchbaren Compendiums durch eine wohlgetroffene und wohlgeordnete Auswahl der wichtigsten Lehren, verbunden mit einem fasslichen Vortrage, befriedigend erreicht werden kann. Dieser Foderung hat der Vf. wirklich entsprochen, und sein Grundriss verdient den besseren Schriften dieser Art zur Seite gestellt zu werden. Doch können wir nicht umhin, theils auf einige Nachlässigkeiten des Ausdruckes theils auf kleine Mängel der Darstellung aufmerksam zu machen. Wenn der Vf. unter *Grösse* das Ganze versteht, welches man sich aus gleichartigen Theilen bestehend vorstellt: so fehlt dieser Erklärung die logische Schärfe, indem eine Grösse auch aus heterogenen Theilen bestehen kann. Auch ist der Zweck der Mathematik durch die *Bestimmung* und *Form* der Grösse nicht streng bezeichnet, da die Bestimmung der Grössen schon durch ihre Entstehungsweise und strenge Erklärung vollendet ist. Nach der Bestimmung muss aber die *Vergleichung* der Grössen erst folgen. Auf dieser Vergleichung beruht am Ende alles Messen und Zählen. Dessgleichen scheint uns der Unterschied der Algebra und der Arithmetik dadurch, dass jene die Regeln aufstellt, diese aber sie ausführt, nicht scharf genug bestimmt. Auch die Zahlenlehre *entwickelt* und begründet, unabhängig von der Algebra, ihre Elementarlehre. Der Vf. nennt Addiren das Zueinandersetzen der Grössen mit den ihnen eigenen Vorzeichen. Diese Erklärung ist mehr von einem äusseren Merkmale der Addition, als von ihrem eigenthümlichen Wesen abgeleitet. Wenn es ferner heisst: Die Subtraction ist die Addition des Entgegengesetzten; b von a subtrahiren ist soviel, als $-$ b zu a addiren; $-$ b von a subtrahiren heisst nichts anderes, als $+$ b zu a addiren: so ist gegen die Richtigkeit dieser Regel nichts einzuwenden, wohl aber vermisst man ihre scharfe Begründung. Eben so schwach sind die Beweise über die Vorzeichen der Producte bey Factoren von positiver und negativer Art. — Obschon der Ausdruck $\frac{a}{o}$ nicht selten als das Bild einer unendlich grossen Grösse gebraucht wird: so scheint uns derselbe an und für sich nicht von grossem Werthe, da er, um uns so auszudrücken, nichts als eine mathematische Meta-

pher ist. Eben diess gilt von dem Ausdrucke $\frac{10}{0}$ welcher desshalb eine unbestimmte Grösse p bezeichnen soll, weil $0 = p \times 0$ ist. — Dass man das Product der Brüche $\frac{a}{b}$ und $\frac{e}{d}$ durch ein Product aus den beiden Zählern, dividirt durch das Product ihrer Nenner, zu bestimmen habe, beweist der Vf. dadurch, dass er $\frac{a}{b} = m$ und $\frac{e}{d} = n$ setzt. Hier wird $\frac{ab}{b} =$ ab und $\frac{ed}{d} = nd$, folglich $ae = bdmn$ und $\frac{ac}{bd} =$ mn. So wenig an der Richtigkeit dieses Beweises zu zweifeln ist: so ziehen wir die in den meisten Lehrbüchern der Arithmetik enthaltenen Beweisarten dieses Satzes desshalb vor, weil dieselben aus der Natur des Bruchs und aus dem Wesen der Multiplication abgeleitet sind. *Des Vfs.* Beweis beruht aber mehr auf einem Kunstgriffe, welcher den Anfängern nicht so leicht in das Innere des Verhältnisses von Grund zu Folge einführen wird. Eine ähnliche Bemerkung gilt auch von dem Beweise der Aufgabe: Einen Bruch durch einen Bruch zu dividiren. Der Druck ist ziemlich correct, das Papier könnte weisser seyn.

Durch No. 4 werden die Lehrer und Schüler der Elementar-Algebra mit einer Sammlung von algebraischen Aufgaben und ihren Auflösungen beschenkt. Der Vf. hat seiner Schrift wahrscheinlich um desswillen weder Vorrede noch Einleitung beygefügt, weil sich ihr Zweck und Plan sogleich von selbst ausspricht. Sie zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erste 120 Aufgaben; die andere aber in eben so viel Numern deren Auflösungen enthält. Diesen eigentlich algebraischen Fragen gehen Übungsbeyspiele aus der Buchstabenrechnung S. 1 bis 36 vorher. Die algebraischen Aufgaben selbst sind, wie gewöhnlich, in mancherley Erzählungen und Geschichtchen aus dem bürgerlichen Leben eingekleidet. Sie beginnen mit den Gleichungen des ersten Grades, und erstrecken sich sodann noch über jene vom zweyten Grade, und über die Lehre von arithmetischen und geometrischen Verhältnissen. Da eine Sammlung, wie diese, ihrem Zwecke entspricht, wenn die Aufgaben gut gewählt, in stufenmässiger Aufeinanderfolge zusammengereiht, und sowohl fasslich als gründlich aufgelöst sind: so behauptet vorliegende Sammlung desshalb eine empfehlende Stelle unter ihren vielen Mitschwestern, weil sie diesen Foderungen wohl entspricht. Sie wird dem Lehrer zur Auswahl, dem Schüler zur Selbstübung dienen, da Letzterer die Auflösungen zuerst durch eigenes Nachdenken versuchen, und sich sodann in der beygefügten Auflösung von ihrer Richtigkeit überzeugen kann. Zur Probe theilen wir das erste algebraische Beyspiel und seine Auflösung mit: A. wurde gefragt, ob er nicht schon bald an 70 wäre? Dieser antwortete: Wenn er noch um $\frac{1}{10}$ seines Alters älter wäre: so würde er in $9\frac{1}{2}$ Jahren 70 Jahre alt seyn. Wie alt ist er demnach jetzt? *Aufl.:* Es sey $70 = a$, $\frac{1}{10} = b$, $9\frac{1}{2} = e$, das Alter $= x$. *Gleich:* $x + bx + e = a$; $x + bx = a - e$, $x = \frac{a-c}{1+b} = \frac{60\frac{1}{2}}{\frac{11}{10}} = \frac{605}{11} = 55$. Noch empfiehlt sich diese kleine Schrift durch sehr gutes Papier und meist fehlerfreyen Druck. △

Leipzig, b. Kummer: *Lehrbuch der Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung fester und flüssiger Körper*, von *H. W. Brandes*, Prof. an der Universität in Breslau. 2ter Th. mit K. 1818. XVI u. 330 S. 8. (2 Rthlr.)

Es bedarf bey diesem Werke nur der einfachen Anzeige, dass es erschienen ist, um Alle, welche davon Gebrauch machen können, zur genaueren Bekanntschaft mit demselben und zum ernsten Studium aufzufodern. Rec. darf sich auf die Anzeige des ersten Theils in unserer A. L. Z. No. 90 d. J. beziehen, um sich hier kürzer fassen zu können. Derselbe Zweck, ein Lehrbuch zu liefern, das den mit noch geringen Vorkenntnissen ausgerüsteten Leser in die Wissenschaft einzuführen geschickt wäre, also ohne zu weit zu gehen und ohne die Analysis anzuwenden, ihm über die wichtigsten Lehren einen gründlichen und möglichst deutlichen Unterricht ertheilte — leitete den Vf. auch bey der Ausarbeitung dieses zweyten Theils, der die *Gesetze der Bewegung* enthält, und er bemerkt sehr richtig in der Vorrede, dass, so schätzbar und wichtig für tiefere Forschungen die Anwendung der Analysis sey, doch der in die Mysterien der Wissenschaft Einzuweihende Anfangs so geführt werden müsse, dass er sich jedes Schrittes zum Ziel deutlich bewusst werde, bis er in den Stand gesetzt sey, die Lehren der Analysis nicht wie unverständliche Zauberformeln zu handhaben, sondern mit eigener klarer Einsicht anzuwenden. Doch hat der Vf. in diesem zweytem Theile für geübtere Leser, und um zugleich den weniger geübten einigen Vorschmack von der Anwendung der Analysis zu geben, und ihnen den Weg in die Tiefen der Wissenschaft zu bahnen, hie und da einige Zusätze hinzugefügt, welche die Berechnung der Lehrsätze mittelst der Differential- und Integral-Rechnung zeigen. Diess ist gewiss in der angegebenen Hinsicht zu billigen, und wird jede Foderung, die man etwa an ein Lehrbuch dieser Art machen möchte, das freylich nicht für die ersten Anfänger bestimmt ist, vollkommen befriedigen; obgleich Rec. nicht glaubt, dass man mit Recht dem Vf. einen Vorwurf hätte machen können, wenn er diese Zusätze ganz hinweggelassen hätte: im Gegentheil dürfte wohl mancher Leser durch die räthselhaften Formeln eher zurückgeschreckt werden. Der Vf. verweist übrigens die, welche sich weiter belehren wollen, auf *Pasquichs* Unterricht in der mathematischen Analysis, ferner auf *Eytelweins* Lehrbuch der Statik fester Körper und Handbuch der Mechanik fester Körper und der Hydraulik, auf *Langsdorfs* Lehrbuch der Hydraulik, *Poissons traité de mécanique*, und *Bossut traité d'hydrodynamique* (übersetzt von *Langsdorf*), *Schuberts* theoreti-

fche Aftronomie, 3ter Th., und *Eulers* Schriften, befonders auf die von ihm überfetzten *Gefetze des Gleichgewichts und der Bewegung flüffiger Körper.*

Ausgezeichnet ift das Buch durch fchickliche Anordnung der einzelnen Materien, fowie durch Umfang und Reichthum der abgehandelten Gegenftände. Schon im 3 Abfchnitt der erften Abtheilung werden in einigen Zufätzen die Gefetze der Bewegung freyfallender und vertical auf oder niederwärts geworfener Körper mittelft der *Differentialrechnung* entwickelt, und daffelbe gefchieht in den folgenden Abfchnitten, wie bereits bemerkt worden ift. Auch in Hinficht diefes zweyten Theils dürfte Mancher dem Vf. den Vorwurf machen, dafs er zu weit gehe und zu viel gebe; doch von einem folchen Manne nimmt man nicht ungern auch das an, was in gewiffer Beziehung als eine zu reichliche Gabe erfcheinen möchte. Gewifs wird Niemand dem verdienten Vf. für diefes neue Lehrbuch den fchuldigen Dank verfagen, vielmehr es für eines der fchätzbarften Werke in diefem Fache der Wiffenfchaft freudig anerkennen.

S. P.

TECHNOLOGIE.

BREMEN, b. Heyfe: *Über die Erfindungen, durch Dampf und andere neue Mittel Schiffe in Bewegung zu fetzen.* Ein Auszug aus dem Englifchen des Robertfon Buchanan, überfetzt und mit einer Einleitung von *C. Iken.* 1817. 118 S. 8. mit 2 Kpf. (12 gr.)

Hr. *Iken* giebt uns einen Auszug aus dem Text und den Kupfern von *Robertfon Buchanan A practical treatife on propelling veffels by fteam etc.* Glasgow. 1816; und befchränkt fich nach einer vorangefchickten kurzen Atmidologie oder Dampflehre und der Dampfmafchinen, insbefondere auf die, auf dem *Clyde Strom* gehenden Dampfboote, von welchen auch eines nach feinem Horizontal- und Vertical-Schnitt in Kupfer abgebildet ift. — Diefs Boot hat bey einer Länge von ungefähr 70 Fufs eine Breite von 15 Fufs, trägt 80 Tonnen in 4 Fufs Tiefe, und feine in der Mitte placirte Dampfmafchine dreht 2 Wafferräder, durch welche das Dampfboot felbft vorwärts bewegt wird. Der Cylinder diefer Mafchine ift 22 Zoll weit, der Hut beträgt 2 Fufs, indem der Kolben 45 Züge in einer Minute macht. — Die Schaufelräder find 8¾ Fufs hoch, die Schaufelweite 3½ Fufs und ihre Tiefe 1¾ Fufs — ihre Gefchwindigkeit ift am Umfang 880 Fufs in einer Minute, oder 10 Englifche Meilen in einer Stunde. Mit Booten diefer Art wird daher die Fahrt auf dem Clyde zwifchen Glasgow und Greenok auf 26 Engl. Meilen, bey einem Gefenk des Flufses von 2½ Fufs auf die Meile, gewöhnlich in 3—4 Stunden gemacht, bey günftiger Fluth aber in 2½ Stunde; während die Poftkutfche den Weg zu Lande, von 24 Englifchen Meilen, gewöhnlich in 3½, bey ftarker Anftrengung aber in 2½ Stunden zurücklegt. Die Baukoften eines folchen Schiffes belaufen fich beyläufig auf 13800 Rthlr., und es erfodert für feine Leitung ein Perfonale von 8 Mann.

Diefem folgen nun die Anzeigen von Dampffchiffen, die auf anderen Flüffen Englands fahren, und befonders der Aufrifs eines *Pferdefchiffes*, das zu Neujork gebraucht wird, bey welchem 8 bis 15 Pferde *auf dem Schiff* einen Schwengel treiben, welcher durch ein Räderwerk das Wafferrad, und durch diefes das Schiff bewegt; nebft vermifchten Bemerkungen und Nachrichten über bereits hie und dort beftehende und noch zu erbauende Dampffchiffe.

M. F. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. Nicolai: *Kurzer Auffatz vom Nivelliren mit der gemeinen fogenannten Kanalwage*, in drey Abfchnitten von *J. D. Siehe*, Königl. Preuff. Bergrath. 1817. 22 S. 8. mit 2 Kupfern. (8 gr.)

Der Vf. bedient fich für das Nivelliren der *Kanalwage*, wobey das gefärbte Waffer in zwey Glascylindern fich durch eine Röhre ins Gleichgewicht fetzt, und behandelt hier vorzüglich das Nivelliren aus der Mitte nach den bisher allgemein anerkannten praktifchen Maximen, indem er dabey die Vifirweite zu 10 Ruthen, oder den Abfatz zu 20 Rhein. Ruthen nimmt. Rückfichtlich deffen bemerkt Rec., dafs diefe Diftanz fich zunächft nach der Gefichtsferne, und nach dem Abftand der Cylinder richte, und um fo gröfser aufgenommen werden könne, je weiter der Beobachter in die Ferne gut fieht, und je gröfser jener Abftand der flüffigen Vifirebenen von einander ift. Auch läfst fich diefe Wage durch eine in ihrer Mitte angebrachte, mit Waffer gefüllte Büchfe, nach der Seite horizontal ftellen, wenn man den Kanal fo lange drückt, bis die über dem Flüffigen fchwebende Luftblafe an dem Spielpunct des etwas concaven Glafes gehörig anfpielt, welches die Büchfe oben fchliefst.

M. F. T.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Berlin*, in der Maurer'fchen Buchhandl.: *Grundlinien zu einer Steuer-Einrichtung in Preuffen.* Von *Friedrich Wäcker.* 1818. XII und 92 S. 8. (12 gr.)

Ein fehr oberflächliches, oder, wie es der Vf. (S. 92) felbft nennt, *flüchtiges* Gewäfch über *Grundfteuern, Einkommenfteuern, Gewerbfteuern, Confumtionsfteuern* und *Zölle*, auf welche der Vf. das ganze preuffifche Steuerfyftem zurückgebracht zu fehen wünfcht.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

BAUWISSENSCHAFTEN.

Berlin, in der Maurer'schen Buchhandl.: *Archiv für die Baukunst und ihre Hülfswissenschaften.* Unter Mitwirkung mehrerer Mitglieder der Königl. Preuss. Oberbau-Deputation herausgegeben von D. *A. L. Crelle,* Königl. Ober-Bau-Rathe. I Band. 1817. 184 S. 4. Mit 5 Kupfern. (4 Rthlr.)

Diese Schrift ist als eine Fortsetzung der 1800 angefangenen schätzbaren Sammlung von Aufsätzen und Nachrichten, die Baukunst betreffend, anzusehen. In der Einleitung wird der Zweck dieser Zeitschrift gezeigt, und mit vollem Rechte angeführt, dass die schöne oder Pracht-Architectur, nicht, wie es öfters geschehen, ausschliesslich für die Baukunst gelten könne. Dieses Archiv soll uns das Studium der Bauwissenschaften (wozu man 1) die Wasserbaukunde, nach ihrem ganzen Umfange, 2) die bürgerliche Baukunde, 3) die Kriegsbaukunde, 4) die Schiffsbaukunde, und 5) die Bergbaukunde zählt) erleichtern, Erfahrungen und Resultate des Nachdenkens, desswegen auch Übersetzungen einzelner Abhandlungen oder Auszüge aus fremden und wenig bekannten Schriften, und Nachrichten von Baumeistern mittheilen. Die Kriegsbaukunde aber ist darin gänzlich ausgeschlossen, wiewohl auch diese hätte berücksichtigt werden sollen, weil sie eine wesentliche Abtheilung der Bauwissenschaften ausmacht.

Da zu diesem wissenschaftlichen Unternehmen mehrere Gelehrte, und rühmlich bekannte Mitglieder der Königl. Preussischen Oberbau-Deputation, Beyträge liefern: so sind von demselben nützliche Resultate, aber nichts Mittelmässiges, sondern etwas Gediegenes zu erlangen, und man möchte daher wohl wünschen, dass dasselbe durch Abhandlungen aus dem Gebiete der zuletzt genannten 3 Abtheilungen der Bauwissenschaften erweitert würde.

Den Anfang macht eine Anzeige von den Wasser- und Land-Strassen, vorzüglich in Beziehung auf den Preussischen Staat, vom Regierungsrath *von Drüffel.* Darin wird von den Vortheilen der künstlichen Wasser- und Land-Strassen gesprochen, und von der zu hoffenden Einrichtung der Zölle und Accisen im Preussischen eine Begünstigung erwartet. Jene sind bereits von allen Staatsmännern und einsichtsvollen Bürgern anerkannt, aber diese werden stets, wie man sie auch einrichten möge, nicht bloss den Gewerben und dem Handel, sondern auch dem Ackerbau und der Moralität der Nation nachtheilig seyn, indem dadurch eine sonst nützlich anzuwendende Zeit vergeudet, eine Menge Menschen dem Ackerbau und den Gewerben entzogen werden, die Umgehung der Zollverordnungen ganz gewöhnlich ist, und die Administration fast immer ein Dritttheil der ganzen Abgabe hinwegnimmt. Wo man den inneren Verkehr auf künstlichen Land- und Wasser-Strassen befördern will, darf man keine anderen Zölle, als in den Seehäfen, worin sie durch wenig Beamte und sicher controllirt werden können, durchaus aber keine Accisen anlegen. Der Ausfall, den die Staatscasse durch eine solche Einrichtung leidet, kann auf eine einfache, von allem Druck und unnöthigem Zeitverlust entfernte Classen-Patent-Steuer, für den Betrieb des Handels, der Gewerbe und Handwerke aller Art, gedeckt werden. Nur bey einer solchen Einrichtung lässt sich der Nationalreichthum durch bequeme Land- und Wasser-Strassen möglichst befördern und auf die höchste Stufe erheben.

Des Vfs. Ansichten beschränken sich auf die Vortheile Preussens, schliessen daher die angrenzenden Länder aus; aber welcher Staat kann auf sich allein die inneren Communicationen beziehen, wenn derselbe an viele Länder grenzt, und die Ausmündungen einiger zum Theil durch ihn strömender Hauptflüsse in fremden Gebieten liegen? So ist z. B. die Rheinschifffahrt nicht nur durch eine sehr kostspielige Schifffahrts-Octroy, sondern auch durch die zu Wien versäumte Befreyung der Wasserfahrt von lästigen Abgaben und Zollstäten *bis ins Meer*, und zwar auf den verschiedenen schiffbaren Ästen des Rheins, sehr beschwert worden, wenn gleich eine gewissenhafte Berechnung der durch die bestehenden Einrichtungen einfliessenden Summen zeigen dürfte, dass auf der anderen Seite unendlich mehr verloren geht. Ja, es ist grösstentheils nicht der Betrag der Abgabe, sondern die Art, wie sie erhoben wird, drückend für das allgemeine Wesen. Der Vf. beschwert sich über die Regierung der Niederlande, ohne zu bedenken, dass sie ihre Pflicht erfüllt, indem sie für den Niederländischen Handel sorgt, den die Weisheit des Königs auf alle mögliche Weise zu heben sucht. Er glaubt: dass Preussen den Einwirkungen eines fremden Staates auf den Verkehr der Rheinprovinzen mit den Häfen an der Nordsee und den Handelsstädten an der Elbe und We-

ser, am sichersten durch die Anlage eines Canals von letzterem Flusse bis zum Rhein, ausweichen könne. Aber wird nicht der grosse Umweg, den die Waaren auf der Weser und Elbe machen müssen, um ins Herz der Preussischen Monarchie zu gelangen, dem Transporte auf kurzen und guten Landstrasen den Vorzug erwerben? Weit dringender und nützlicher scheint die Anlage eines Canals zwischen der Elbe und Weser, von Magdeburg bis unterhalb Zelle, wovon der Plan in *Wiebekings* theoretisch-praktischer Wasserbaukunst, 2te Auflage, 3 Band, S. 146 ff. enthalten ist. Dieser Canal würde Cassel, Bremen und Hannover mit Magdeburg, der Oder und Weichsel in Verbindung bringen; von der Saale würde nach Bremen, Holland und Oldenburg das Salz und alle Waaren für wenig Frachtlohn transportirt werden. Zöge man noch von Leipzig nach der Saale einen Canal, und machte man die Ocker von Braunschweig aus bis zur Aller schiffbar: so müssten die vom Vf. aufgezählten vorhandenen Canäle und die natürlichen Wasserstrasen Preussens den Verkehr doppelt beleben. Das Verzeichniss der Preussischen Kunststrasen erfüllt jeden Unparteyischen mit der aufrichtigsten Anerkennung der grossen und rühmlichen Leistungen des Königs und der Männer, die zur Anlage dieser Chausseen in einem Lande, worin es so sehr daran mangelte, beytrugen; Anlagen, die die Verwaltung des Fürsten von Hardenberg ruhmvoll bezeichnen. Die Strasse nach Königsberg in Preussen ist von Berlin bis Münchberg kunstmäsig angelegt, und wird nach Cüstrin fortgesetzt. Die Chaussee nach Freyenwalde ist beynah vollendet. Die von Münchberg über Frankfurt an der Oder nach Schlesien ist bis jenseits dieser Stadt, bis zum grünen Teiche fertig, und an der Fortsetzung wird gearbeitet. Die von Berlin über Potsdam nach Magdeburg ist bis Plauen; in der von Magdeburg bis Halle ist das letzte Stück, sowie die von Berlin nach Wittenberg bis Treuenbrietzen führende Chaussee vollendet, und an mehreren Kunststrasen wird gearbeitet. In der, den Beschluss dieses Bandes ausmachenden Nachricht kömmt noch vor, dass in dem verflossenen Jahre zum Bau neuer Chausseen 500,000 Reichsthaler verwendet wurden, im laufenden Jahre eine Million dazu bestimmt sey. Für die letzte Summe sollen nur 30 Meilen Chausseen angelegt werden, also kostet die Meile 33,333 Reichthaler. Unerwartet war uns die auf der letzten Seite angeführte Behauptung, nach welcher in Preussen 700 Meilen Chausseen vorhanden seyn sollen; wir wünschen sie im nächsten Bande gerechtfertigt zu sehen.

„Die Beschreibung von der Einrichtung und Anwendung der Blankenschleusen" (der vom Ritter *von Blanken* in Holland erfundenen Fächerschleusen) ist von dem Oberbaurathe *Günther* verfasst. Wer sich gegenwärtig ernstlich mit den Bauwissenschaften beschäftigt, dem ist diese in mancher Hinsicht nützliche Construction von Schleusen bereits aus dem vierten Bande von *Wiebekings* Wasserbaukunst bekannt, worin sie auf Tab. 140 nach einer gleichfalls vom Hn. von Blanken mitgetheilten Zeichnung abgebildet ist. Hr. *Günther* setzt ebenfalls die Vorzüge dieser Art Schleusen vor der mit einem in zwey Falzen herabzulassenden Prahmen, zu verschliessenden Schiffshafs und trockenen Schiffsdocken, auseinander. Diese letztere Gattung von Thore, die der Vf. Kahnthore nennt, befindet sich unter anderen an der Schiffsdocke zu Toulon, die er jedoch nicht erwähnt. Was endlich der Vf. von den grossen Vortheilen der Fächerschleusen zur Abwendung von Überschwemmungen sagt, indem man damit die Flüsse gleichsam nach Belieben hoch und niedrig stellen könne, diess ist zu weit getrieben. Wer sich aber über diesen wichtigen Gegenstand näher unterrichten will, den verweisen wir auf den vierten Band von *Wiebekings* Wasserbaukunst S. 50 bis 59, worin der Baudirector *von Wiebeking*, welcher Holland 1815 bereiste, die über die Abzapfung des Lecks vermittelst solcher Schleusen gemachten Vorschläge erörtert.

Über die Theorie des Krummzapfens liefert der Oberlandesdirector *Eytelwein* eine interessante Abhandlung, so wie auch über die Bestimmung der Kraft, welche erfordert wird, den Widerstand der Getreidekörner, zwischen dem Läufer und Bodenstein der Getreidemühlen, zu überwältigen.

Über die Abhandlung des Geh. Ober-Bauraths *Cochius*, von der Vollendung der Trockenlegung des Oderbruches zwischen Lebus und Oderberg würden wir unumwunden unsere Ansichten mitgetheilt haben, wenn nicht der dazu gehörige Plan fehlte, welcher aber nachgeliefert werden soll; wir behalten uns das Urtheil bey der Anzeige des 2ten Bandes vor.

Die Theorie der oberschlägigen Kropfräder mit beständiger Rücksicht auf die Erfahrung vom Geh. Oberbaurathe *Funke* ist eine sehr gelungene Abhandlung.

Von der Abhandlung des Geh. Hofraths *Langsdorf* über die Bewegung des Wassers in offenen Canälen und Gräben, sind in diesem Bande erst drey Seiten abgedruckt. Solche Arbeiten sollten aber billig nicht so zerrissen werden.

Vom Hausschwamm am Holze und vom Mauerfrass liefert der Geh. Ober-Baurath *Held* eine nützliche Abhandlung, die nicht nur für Baukundige, sondern auch für Ökonomen und manchen Hausbesitzer wichtig ist, weil sie eine Menge Erfahrungen enthält.

Endlich erfreut uns der Herausgeber mit seinen Ideen über zweckmäsige Bildungsanstalten für angehende Baukundige. Er beweist die Nothwendigkeit und den Nutzen einer solchen Anstalt, handelt von ihrem Zweck, von den Gegenständen des Unterrichts, und von den Kosten.

Wir erlauben uns über diese Vorschläge folgende Bemerkungen:

Die Preussische Regierung hat durch die Errichtung der ehemaligen Bauakademie zu Berlin bereits bewiesen, wie sehr sie vom Nutzen und von der Nothwendigkeit einer Unterrichtsanstalt für die Bauwissenschaften überzeugt sey. Eine bedeutende Summe wurde jährlich (wie man sagt 20,000 Reichsthaler) für sie verwendet. Wenn es gleich zugestanden werden muss, dass manche junge Männer ihr ihre Bildung zu verdanken haben: so kann doch auch nicht geleugnet werden,

afs der Lehrplan grofser Verbefferungen fähig war, und ie öftern Reifen fo wie die lange Abwefenheit er Profefforen, die zugleich Oberbauräthe waren, en Untergang diefer Anftalt endlich herbeyführen ausften; die Trümmern davon wurden mit der Akaemie der Künfte vereinigt. In Frankreich und lufsland beftehen Schulen für den Brücken- und Vege-Bau zu Paris und Petersburg. Ohne uns auf ie Zweckmäfsigkeit oder Mängel diefer Einrichtungen inzulaffen, erkennen alle einfichtsvollen Staatsmäner die Nothwendigkeit, in Deutfchland wenigftens *Eine Hohefchule der Bauwiffenfchaften* zu errichten. Wir find nach einer langjährigen Erfahrung und einer orgfältigen Prüfung diefer Angelegenheit überzeugt, lafs eine vollkommene Baufchule für mehrere Länder inreichend fey, das Bauwefen aber ohne gründlichen Jnterricht in den Bauwiffenfchaften nirgend gedeihen önne, fo viele Baubeamte und Ingenieure auch angetellt und befoldet werden.

Der Vf. will nun in der von ihm vorgefchlagenen Baufchule Staatsbeamte für das Bauwefen bilden, ufserdem follen darin Vorträge für künftige Beamte ller Art und für Militärbaumeifter gehalten werden, m eine politechnifche Schule zu erfetzen, und drittens oll fie diefen fowohl als den die Vorträge befuchenden Ökonomen u. a. eine richtige encyklopädifche Kenntnifs der Baukunft verfchaffen. Sonderbar fcheint es uns, lafs der der fchönen Architektur Befliffene feine Studien bey folchen Meiftern machen folle, die fie ausfchliefsend treiben. Ein Rector, fieben Profefforen, vier Zeichnungslehrer, ein Infpector, ein Secretär, und drey Offizianten, follen das Perfonal der neuen Bauakademie bilden; die Profefforen nur 1000 Rthlr. die Zeichnungslehrer nur 500 Rthlr. beziehen; für Bücher, Inftrumente, Stipendien unbemittelter Jünglinge und für wiffenfchaftliche Reifen ift nichts aufgenommen. 15,100 Rthlr. foll diefe Anftalt jährlich koften, für die Collegia ein Honorar von 38 Rthlr. bezahlt werden, und dennoch foll darin weder die fchöne Baukunde noch die Schiffsbaukunde, die Berg- und Kriegs-Baukunde, alfo nicht einmal zwey volle Abtheilungen der Bauwiffenfchaft gelehrt werden. Dieses Inftitut wird alfo der ehemaligen Bauakademie, wobey die Oberbauräthe, wenn es ihre Amtsgefchäfte und Reifen zuliefsen, nach Belieben, Vorlefungen hielten, ähnlich feyn, und es würde wahrfcheinlich mit ihr gleiches Schickfal haben. Ein aufgeklärter Staat wie Preuffen, ein die Bauwiffenfchaften fchützender und das Gute befördernder König, ein Staatsmann wie der Fürft Hardenberg, diefs Alles macht andere Erwartungen rege; höchft traurig wäre es, wenn die Anftalt nach diefem Vorfchlag eingerichtet würde.

Die fünf oben genannten Abtheilungen der Bauwiffenfchaften find fo innig mit einander verwebt, dafs ihr Studium nicht wohl getrennt werden kann, wenn untadelhafte Bauwerke entftehen follen. Eben diefe wiffenfchaftliche Verkettung aller Zweige der Bauwiffenfchaften fcheint auch die Vereinigung der für den einen oder andern Zweig bereits beftehenden Unterrichtsanftalten in *ein einziges* Inftitut wünfchenswerth zu machen, wenn anders das Vorurtheil, welches jeder Branche auch eigene Lehranftalten zuweift, nicht zu mächtig wirkt.

Preuffen hat Feftungen, Flufs- Canal- und See-Schiffahrt und Bergwerke, alfo follte auch die Kriegsbaukunde, die Schiffbaukunde und die Bergbaukunde auf einer zu errichtenden Hohenfchule der Bauwiffenfchaft gelehrt werden.

1) Mit der für alle Zweige der Bauwiffenfchaften zu errichtenden *Hohenfchule* wäre eine Akademie diefer Bauwiffenfchaften zu vereinigen; 2) der beftändige Chef oder Prorector von jener Hohenfchule wäre zugleich Präfident von diefer Akademie, deren ordentliche frequentirende Mitglieder die zwölf *gut* zu bezahlenden Profefforen der Hohenfchule bildeten; ihr Secretär lehrte die Gefchichte und den Gefchäftsftyl, drey Zeichnungslehrer würden die verfchiedenen Zeichnungsarten, die in den fünf Abtheilungen der Bauwiffenfchaften vorkommen, lehren; drey Meifter und drey Arbeiter verfertigten die Modelle aller Art, als von Feftungen, Brücken, Mafchinen, Gebäuden u. f. w. und die erfteren zeigten den Schülern die Handgriffe, weil fie ihre Entwürfe auch modelliren follen. 3) Auf Werkplätzen würden die technifchen Arbeiten, als der Mauerverband, die Holzverbindungen u. f. w. gelehrt, in den Fabriken felbft würde ihre Einrichtung und Behandlung gezeigt. 4) Die Chemie, Mineralogie und Experimental-Phyfik können die Schüler bey den Profefforen der beftehenden Univerfität, gegen eine denfelben von der Regierung zu ertheilende Zulage, hören. 5) Der Unterricht für alle Landeskinder müfste unentgeltlich feyn, für unbemittelte vielverfprechende Jünglinge dürften Stipendien, von etwa 150 bis 200 Rthlr. zu bewilligen feyn. 6) Eine fechsjährige Studienzeit möchte für fleifsige Schüler, die bey den letzten Prüfungen gut beftehen, in der Regel feftzufetzen feyn. 7) Bey ihrer Aufnahme nach beftandenem Examen in der Arithmetik, Orthographie und Geometrie, dürfte in der Regel ein Alter von 16 Jahren und höher feftzufetzen feyn. 8) Jeder Schüler, der fich eine Abtheilung der Bauwiffenfchaften gewählt, müfste diefe vorzugsweife mit aller Anftrengung ftudiren. Mit diefer Hohenfchule möchte der Unterricht einiger technologifcher Gegenftände und ein Lehrcurfus für die Wege- und Werk-Meifter und für folche Individuen, die fich den beym Bauwefen zu gebrauchenden Handwerken widmen wollen, zu vereinigen feyn. Auf diefe Weife würde fie zugleich eine politechnifche Schule bilden. Dazu wären doch noch drey Lehrer, aufser der oben beftimmten Anzahl, erforderlich. Die Studienzeit diefer Schüler möchte auf $2\frac{1}{2}$ Jahr feftzufetzen feyn.

Niemand wäre in Zukunft beym Ingenieur-, Mineur- und Sappeur-Corps als Officier, beym Bau-, Hütten-Bergwerks- und Schiffsbau-Wefen als Beamter und Werkmeifter anzuftellen, der nicht in diefem Inftitute Unterricht genoffen und im Examen beftanden hätte.

Die Akademie der Bauwiffenfchaften fchlägt dem Könige inländifche und auswärtige correfpondirende Mitglieder vor; fie läfst jährlich einen Band ihrer

Denkschriften, worin zugleich Rechenschaft von den Resultaten der Hohenschule abgelegt wird, drucken. Sie wird von den Ministerien zu Gutachten über wichtige Gegenstände befehligt, von den Provincial-Regierungen ersucht; ihr wird die Befugniss eingeräumt, auch für auswärtige Regierungen Plane und Gutachten so wie für Privatpersonen auszuarbeiten, und für diese Bemühungen wird sie bezahlt. Hierdurch lässt sich bey der Administration eine Stelle ersparen, welche zu solchen Gutachten errichtet ist.

Da von den 12 ersten Professoren jeder im Durchschnitt 1800 Rthlr. Gehalt erhalten sollte, so könnten dazu auch Officiere des Ingenieur-Corps und die ersten Baubeamten gebraucht werden; bezöge schon jetzt ein Individuum mehr, so bliebe ihm sein Gehalt.

Das auf diese Weise eingerichtete, und von einem tüchtigen Chef, der selbst in den wichtigsten theoretischen und praktischen Gegenständen Vorlesungen halten sollte, geleitete Institut würde, rücksichtlich des daraus entspringenden Vortheils, keine bedeutende Summe kosten, und sehr bald von Ausländern aus allen Gegenden besucht werden; diese allein möchten für den Unterricht an die Casse desselben, jährlich 100 Rthlr. bezahlen, wofür Instrumente, Modelle und Bücher angeschafft werden könnten.

Bis eine solche zugleich ein politechnisches Institut in sich vereinigende Hoheschule der Bauwissenschaften errichtet ist, kann auch die bürgerliche Baukunst in Deutschland nicht gedeihn, und ein Zweig derselben, die schöne Architectur, wird äusserst mittelmässig bleiben; zumal sie gegenwärtig in einigen Akademien der Künste äusserst oberflächlich gelehrt wird.

Wenn eine Regierung so grosse Summen als die Preussische auf das Bauwesen verwendet, so ist es doppelte Pflicht seiner Baubeamten, das Publicum mit diesen Werken bekannt zu machen. Der Herausgeber dieses Archivs giebt davon in seinen, den Beschluss machenden, *vermischten Nachrichten* eine kurze Anzeige. Wir heben Folgendes davon aus.

1) Die Verschönerung der Domkirche zu Berlin, wobey das Chor ohne Zweifel nicht von allen die Perspective des mittleren Schiffes unterbrechenden Decorationen frey gehalten werden konnte; 2) Das in dem Gebäude der Akademie einzurichtende Museum. 3) Die nach der eigenen Angabe Sr. M. des Königs ausgeführte Verschönerung der Lindenstrasse, wodurch eine grandiose Perspective auf das Brandenburger Thor eröffnet worden ist. 4) Der durch die Überwölbung des Canals zwischen dem Opern- und Zeug-Hause entstandene Platz wird wahrscheinlich zu einer Säulenhalle, die man, wie die Griechen und Römer gethan haben, zu einem bedeckten Spaziergange einrichten könnte, nicht geeignet seyn, weil man ihn mit Bäumen bepflanzen will. 5) Die neue Militärwache wird einen guten Effect machen, da sie ein aus dorischen Säulen bestehendes Peristyl erhält. Weil das Giebelfeld mit einem aus Sculpturen bestehenden Relief ausgefüllt werden soll, so wird es zu klein für ganze Figuren seyn, welche die Griechen den erhobenen Arbeiten in solchen Giebelfeldern vorzogen; das Parthenon zu Athen und der Jupiterstempel auf der Insel Ägina geben davon Beyspiele. 6) Bey der Wiederherstellung des Hauptgesimses am Königlichen Schlosse scheint die Wiederaufrichtung der Statuen nothwendig zu seyn; denn sonst würde man sie weglassen. Als die schöne Architectur in Rom blühte, liess der Censor Lepidus die auf dem Tempel des Capitolinischen Jupiters gestandenen Bildsäulen herabnehmen, weil sie ihm dort als eine, das Gebäude überladende Zierrath erschienen. 7) Bey Swinemünde sollen zwey Hafendämme aufgeführt werden. Ohne Zweifel bestimmen nähere Gründe den Gebrauch der Sinkstücke anstatt des gewöhnlichen Faschinenbaues, und die Bedeckung derselben mit Steinen, anstatt soliden auf einen durch den Faschinbau einzurammenden Pfahlrostes, wodurch die Hafenstrasse von Steinen, Wellen und Sand freygehalten werden könnte. 8) Nur mit Hülfe genauer Localkenntniss lässt sich über das Vorhaben, drey Stunden oberhalb Danzig der untern Weichsel eine neue Bahn durch die Dünen zu geben, um der Nogad die überflüssige Strohmmasse zu entziehen, gründlich urtheilen. Ohne Zweifel wird es nicht mit geringeren Kosten und auf eine sichere Weise, durch die zweckmässige Verlängerung der an der Montauer Spitze auf eine ähnliche Weise geschehen können, wie diess in Holland oberhalb Nymwegen mit dem Separationswerke des Rheins oder des Pannerden'schen Canals und der Waal, vollkommen geschehen ist. Endlich soll die Elbe bey Magdeburg mit 50,000 Thalern, und mit andern Summen die Schiffbarkeit einiger Flüsse verbessert werden.

Wir wünschen eine baldige Fortsetzung dieses interessanten Archivs.

G.

KLEINE SCHRIFTEN.

BAUWISSENSCHAFTEN. *Berlin* b. Maurer: *Theoretisch und practische Erörterung über das Verhältniss der Stromprofile zu den darüber zu wölbenden Brücken- und Canal-Bogen, in Beziehung auf den Canalbau, der den Graben am Opernhause in Berlin überwölben soll*, von einem praktisch und theoretisch gebildeten Baumeister. 1816. 15 S. 8. mit 1 Kpf. (6 gr.)

Dieser Aufsatz beschränkt sich einzig auf das Local eines Grabens von 60 Fuss Breite und 480 Fuss Länge. Diesen will man zur Hälfte ausfüllen, und den übrigen Theil mit einem vollen Bogengewölb überwölben, wogegen der ungenannte Vf. räth, den Graben durch zwey flache, in der Mitte auf einem Pfeiler ruhende Gewölbe zu überdecken, damit das anströmende Hochwasser in dem einen Canal, immer aufs sicherste abgeleitet werden könne. Die statischen Principien, welche der Vf. deswegen über den Brückenbau aufstellet, zeigen von Sachkenntniss, und sein Bauanschlag von praktischer Kenntniss, und Rec. würde deswegen vor der Hand für seinen Plan stimmen, wenn nicht von der andern Seite überweisende Gründe dagegen aufgestellt werden könnten, die hier nicht angeführt werden.

M. P. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

HOMILETIK.

Hannover u. Leipzig, b. den Gebr. Hahn: *Magazin für christliche Prediger.* Herausgegeben von Dr. *Christoph Friedrich Ammon.* Zweyten Bandes Erstes Stück. Mit dem Bildnisse Luthers nach einem Originalgemälde von Lucas Cranach. 1817. 300 S. 8. Zweytes Stück. 1818. 575 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

[Erster Band, von einem anderen Recensenten beurtheilt Jen. A. L. Z. 1817. No. 146.]

Rec., dem Rationalismus, der nur zu oft die Würde der Bibel verkennt, und der Ehre des Heilandes zu nahe tritt, durchaus abgeneigt, und auf einem Standpuncte stehend, auf dem ihm das Natürliche und Wunderbare zusammenfällt, und dem das Letztere so wenig anstössig ist, dass sich ihm vielmehr darin das eigentliche Gebiet des Religiösen ankündigt, — kann sich doch mit der Art, auf welcher gewisse Theologen das sogenannte orthodoxe System wieder ins Leben einzuführen versuchen, keinesweges befreunden. Es ist, sogern die Herren uns auch davon überreden möchten, immer nicht das System der *Fechte*, *Calove* u. s. w., sondern ein anderes; und es würde daran auch nichts liegen, wenn sie dabey nur sich selbst richtig verständen, und sich nur nicht über das Wesen der menschlichen Einsicht so weit verstiegen, dass sie etwas, was kein menschlicher Verstand begreift, zu erklären unternähmen, und über Gegenstände, die in ihrem ehrwürdigen Dunkel von mehreren ganz verschiedenen Seiten gefasst werden können, und daher auch verschiedene Vorstellungen zulassen, eine bestimmte Denkart als die einzig richtige geltend machen wollten.

Dass diess auch Herrn *Ammon* in der Abhandlung, welche diesen Band eröffnet: *Die Lehre von dem Sohn Gottes als der Mittelpunct des christlichen Glaubens*, hin und wieder begegnet sey, lässt sich schwerlich verkennen. Schon, wenn er S. 2 sagt: „Das Wort Sohn, von uns Menschen auf Gott, nicht rhetorisch und dichterisch, sondern genetisch übertragen, hat für uns, abgesehen von jeder organischen Causalität, vielmehr einen eigentlichen und natürlichen Sinn, und bezeichnet *das Ideal der aus Gott hervorgegangenen und in ihm bestehenden höchsten Vollkommenheit für die Menschen- und Geister-Welt:*“ so möchte er sich wohl kaum selbst verstanden haben. Soll man das Wort Sohn in seinem eigentlichen Sinne nehmen, so darf von der organischen Causalität nicht weggesehen werden, und sobald man davon wegsieht, hat man es schon in einem bildlichen Sinn genommen. Und was wäre hier, was der Rationalist nicht auch unterschreiben könnte? — Der Vf. hat Recht in dem, was er von der Art, wie die Idee eines göttlichen Sohnes sich bey dem jüdischen Volke entwickelt habe, mit vielem Scharfsinn bemerkt, und darin, dass, so weit das Göttliche in den Schranken der Endlichkeit zur Erscheinung kommen, und die Menschen von seiner Realität überzeugen kann, diess durch Jesum geschehen sey, und es ist uns aus der Seele geschrieben, was er S. 6 von dem göttlichen Stifter unseres Glaubens sagt. „So wurde Keiner geboren, so lebte, so litt, so starb und vollendete Keiner unseres Geschlechts; jedes seiner Worte, jede seiner Thaten, jedes seiner Schicksale hat einen hohen Sinn, eine heilige Bedeutung, einen göttlichen Endzweck; der Ruhm der Weisen, der Edlen, der Freunde und Wohlthäter der Menschheit verschwindet vor seiner Grösse, wie der Schüler dem Meister weicht, und dem Heiligen der Gerechte; Alles, Alles ist in der kurzen Geschichte seines Lebens vereinigt, was unser Gewissen leiten, unseren Verstand aufklären, unser Herz bessern und zum Himmel erheben kann.“ Aber hierin werden auch Viele der von ihm so sehr angefeindeten Rationalisten — obgleich sie vielleicht, wenn sie ganz consequent bleiben wollten, diess nicht dürften — mit ihm übereinstimmen, ohne darum seinen Begriff vom Sohne Gottes zu theilen. Dass die Apostel Jesum als den Sohn Gottes ehrten, dass namentlich Paulus im Briefe an die Römer, und Johannes laut für seine höhere göttliche Würde zeugen, geben wir Hrn. *A.* zu; aber wir sind zugleich überzeugt, dass ihnen „die systematische Klarheit, welche eine Dreyfaltigkeit Gottes mit der Einheit seines Wesens verbindet,“ fremd gewesen sey. Auch uns ist Jesus, was er den Aposteln war, ein Ebenbild Gottes, ein Ideal der vollendeten Menschheit; aber wir bescheiden uns zugleich, dass wir nicht berechtigt sind, über etwas, was sie im Dunkeln gelassen haben, über sein eigentliches Verhältniss zum Vater etwas Näheres zu bestimmen. Weit entfernt, uns denen anzuschliessen, welche Je-

sum das erste Geschöpf, oder nur einen ausgezeichneten frommen Menschen nennen, und den Leichtsinn, mit dem manche Rationalisten von Jesu, dem Sohne Gottes, reden, höchlich missbilligend, können wir es doch nicht bergen, dass es uns befremdet habe, wie Hr. *A.* sich so weit vergessen konnte, zu sagen, was er S. 12 sagt: „Wenn man die schalen Deisten, die nun auf christlichen Kanzeln ihre moralischen Chrien ablesen, auf ein Katheder, oder wie den Volksredner Hunt, in eine Taberne stellte; so würde auch ihre Schulweisheit bald mit einem epicureischen Schattenspiele endigen." Vielen redlichen Männern, welche die Wahrheit lieben und suchen, und denen sie vielleicht ohne ihre Schuld nicht in der Klarheit, wie ihm, aufgegangen ist, hat man dadurch gewiss zu nahe getreten. Möge Hr. *A.* beherzigen, dass nicht alles, was ihm auf seinem Standpuncte als helle Wahrheit einleuchtet, Anderen, die gern zu seinem Standpuncte hinübertreten würden, wenn sie sich nur dazu zu erheben vermöchten, auch auf dem ihrigen also einleuchte, und dass der wahrhaft Religiöse sich auch mit den abweichenden Meinungen Anderer, sobald sie nur aus Wahrheitsliebe hervorgehen, — wie er, so lange das Gegentheil nicht erwiesen ist, immer voraussetzt, — sich leicht versöhne!

Den Anfang der zweyten Abtheilung machen drey Predigten über Episteltexte, eine von Hrn. C. R. und Gen. Sup. *Brescius* in Frankfurt an der Oder, und zwey von dem Herausgeber. Sie sind alle drey ihrer Stelle würdig; doch müssen wir der dritten von dem Herausgeber über das Thema: *Ernste Rücksprache mit uns selbst über den sittlichen Werth einer verfeinerten Sinnlichkeit* den Preis zuerkennen. — Unter den Predigten über freye Texte ist 1) *des Krieges Auflösung* von dem Hrn. Prediger *Dräseke* in Bremen in der bekannten Manier des Vfs. gearbeitet. Musterhaft ist die Art, wie Hr. *Dr.* am Schlusse auf das am nächsten Sonntage zu feyernde Friedensfest vorbereitet. 2) *Über die Kirchenscheu der Gelehrten* von dem Hrn. C. R. und Senior *Heydenreich* in Merseburg. Diess kitzliche Thema ist mit vieler Freymüthigkeit, aber zugleich mit der nöthigen Behutsamkeit behandelt. 3) *Wie wichtig für den evangelischen Christen die öffentliche und gemeinschaftliche Feyer des Todes Jesu ist*, vom Herausgeber. Schon der Eifer, mit welchem Hr. *A.* sich den verderblichen Privatcommunionen widersetzt, weist dieser Predigt eine vorzügliche Stelle an. — Predigten über die Evangelien. 1) *Die Trennungsstunde ist lehrreich* über Joh. 16, 16—23 von dem Hrn. Superintendenten *Breiger* zu Dransfeld bey Göttingen. Die gefühlvolle Herzlichkeit dieser Predigt hat gewiss die Zuhörer wohlthätig ergriffen. Manches, was der edlen Simplicität einer Predigt nicht ganz zusagt, wie S. 99. „An das Grab seiner jüngst verblühenden (?) Freudengenüsse tritt der denkende Mann hin, und fragt den Wechsel der Zeit: was kannst du mich lehren? womit kannst du mir nützen?" wünschte Rec. weg. 2) Über Luc. 16, 19—31: *Von dem Einflusse, den die Sittlichkeit unsers Lebens auf das endliche Schicksal unsers Körpers hat.* Vom Herausgeber. Hier ist es uns zuweilen vorgekommen, als ob Hr. *A.* das eigentliche Thema aus den Augen verlohren, und Vergeltung überhaupt dem Schicksale unsers Körpers untergeschoben habe. D) Festpredigten. 1) Am Neujahrstage 1817. Eine Homilie von dem Hrn. Dr. *Krey* in Rostock. Es will uns in einer Neujahrspredigt am wenigsten gefallen, dass Hr. *Kr.* so viel von sich selbst, und von den unangenehmen Verhältnissen, worin er ohne seine Schuld mit manchen seiner Gemeindeglieder stehe, spricht. 2) Am ersten Ostertage 1817. Von dem Hrn. C. R. *Brescius* in Frankfurt an der Oder. Hr. *Br.* sucht *aus der Auferstehung Jesu den Beweis zu führen, wie zahlreich und wie kräftig die Mittel sind, durch welche Gott seine guten Menschen retten und erfreuen kann.* 3) Am zweyten Busstage 1817. *Was dazu gehöre, den Ruhm eines frommen Volks zu verdienen.* Von dem Herausgeber. 4) Am zweyten Weihnachtstage. *Die Geburt Jesu giebt uns über unsere Verbindung mit der unsichtbaren Welt die lehrreichsten Aufschlüsse*, von *August Ludwig Gottlob Krehl*, Professor an der königlichen Ritterakademie zu Dresden. Die Beredsamkeit des Vfs. streift hin und wieder ans Schwülstige. E) Casualpredigten und Reden. 1) *Gott und die Menschheit bey einem grausenhaften Morde.* Von dem Hrn. Oberpfarrer *Sillig* in Frankenberg. Zweckmässig. 2) *Drey Kronen des Alters.* Ein Gelegenheits-Vortrag u. s. w. von *Friedrich Erdmann Petri*, Kurhessisch-Grossherzogl. Fuldaischem Kirchenrath, Inspector und Professor. Wir haben diesem Vortrage keinen Geschmack abgewinnen können. 3) Reden bey der Vorstellung des zum Diakonus und Mädchenlehrer berufenen Hrn. *C. P. Mann* vom Hrn. Superintendenten *Fritzsché* in Dobrilugk. III. Predigtentwürfe. Es sind ihrer drey, unter denen wir dem ersten mit — z unterzeichneten den Vorzug geben. IV. Liturgische Formulare. Wir heben hier die Traurede des Herausgebers und die Taufrede des Hrn. Dr. *Stolz* in Zürich hervor, weil sie sich durch eine kluge Benutzung des Speciellen sehr vortheilhaft auszeichnen. — So Vieles uns in der Abendmals-Liturgie von Hrn. *Claus Harms* auch anspricht, so haben wir uns doch auch mit Vielem, was darin enthalten ist, nicht befreunden können. Auch dass der Ausdruck „Priester", der unserer Überzeugung nach von protestantischen Geistlichen nicht gebraucht werden sollte, darin so häufig vorkommt, ist uns anstössig gewesen; wir bekennen es frey auf die Gefahr hin, von Hrn. *Harms* unter die Unwürdigen gezählt zu werden, die das Heiligthum des Herrn lästern und seinen Weinberg verwüsten. — Zu der Rubrik: Geistliche Poesie haben *Demme* und *Gittermann* gesteuert. V. Kritische Übersicht der neuesten theologischen Litteratur. Es sind 44 Schriften beurtheilt. VI Miscellen. 1) der Helm. Worauf hier angespielt wird, gestehen wir nicht enträthseln zu können. 2) Über die Verabsäumung religiöser Fest- und Fast-Tage in England. Aus einem der neuern Jahrgänge des *Londoner New*

Monthly Magazine von dem Herrn Professor *Martyni-Laguna.*

Das zweyte Stück beginnt mit der bekannten lobpreisenden Prüfung der *Harmsischen* Thesen unter dem Titel: *Bittere Arzeney gegen die Glaubensschwäche unsrer Zeit*, die dem Hrn. *Ammon* eine verdiente Züchtigung von Seiten *Schleiermachers* zugezogen hat. So sehr Hr. *A.* in der Antwort an *Schleiermacher* sich auch dreht und wendet, so scheint er es doch selbst nicht verkennen zu können, dass ein Stärkerer über ihn gekommen sey, und wir enthalten uns daher, die vielen Inconsequenzen und Übereilungen in diesem Aufsatze, besonders was die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, und die Abendmahlsfeyer der Berliner Synode betrifft, zu rügen, da sie *Schl.* schon in ihrer ganzen Blösse dargelegt hat. Nur bitten möchten wir die Herren *Ammon* und *Harms*, uns ihren Glauben nicht bloss anzupreisen, sondern uns zugleich Mittel und Wege anzugeben, wie wir zu der Höhe gelangen können, auf der sie stehen. Rec. wenigstens ist in dem Falle, dass er, ob gleich mit der innigsten Sehnsucht, doch oft vergebens ausruft: „Ich glaube, lieber Herr; hilf meinem Unglauben!"

Unter den Predigten sind drey über die Evangelien. Die erste vom Herausgeber über Luc. 5, 1—11. *Die merkwürdigen Eindrücke, die das Heilige in den Gemüthern der Menschen hervorbringt*, die mit Recht an der Spitze der übrigen steht. Die zweyte vom Hrn. Consistorialrath Dr. *Biederstädt* zu Greifswald über Luc. 14, 1—11. *Wie sollen wir die thierische Schöpfung ansehen und benutzen?* Im zweyten Theile möchte das, was aus der Naturgeschichte der Motte angeführt wird, den Meisten zu unbekannt seyn, als dass es in einem Kanzelvortrage eine Stelle verdient hätte. Die dritte vom Hrn. Superintendenten Dr. *Thienemann* zu Rochlitz über Luc. 1, 46—48. *Die Wirksamkeit der Vorstellung, von den Nachkommen gepriesen zu werden.* — Über die Episteln eine treffliche Predigt vom Herausgeber über Col. 3, 12—17. *Blicke der Religion auf die herrschende Unverträglichkeit unserer Tage.* — Unter den Predigten über freye Texte verdient die von einem Ungenannten im Sommer 1816 bey anhaltend schlechter Witterung gehaltene Homilie über Ps. 145, 15. 16. 18. *Wie wir in der Noth bey Gott Hülfe suchen und finden?* Auszeichnung. Die beiden folgenden über Luc. 11, 15. *Der verderbliche Hang der Menschen, das gesellige Leben in ein Schauspiel zu verwandeln*, und über Luc. 16, 15. *Von der traurigen Erfahrung, dass ein Mensch ohne Eitelkeit eine wahre Seltenheit auf Erden ist*, sind vom Herausgeber, und vereinigen alle Vorzüge in sich, die man an den Arbeiten desselben schon längst kennt und schätzt. — Unter den Fest- und Casual-Predigten enthält die erste vom Hrn. Superintendenten *Hahn* zu Bleicherode zur Eröffnung der ersten Synode daselbst gehaltene Predigt über 1 Petr. 5, 2—4. köstliche Wahrheiten, die von allen Geistlichen beherzigt zu werden verdienen. Die zweyte am Erntefeste 1817 über Ps. 65, 10—12. *Der segensvolle Herbst, ein herrliches Denkmal der göttlichen Güte*, vom Herausgeber, ist ein Meisterstück der Beredsamkeit. Die dritte Predigt bey der Einweihung einer wiederhergestellten Begräbnisskirche über 1 Mos. 28, 12. vom Hrn. Superintendenten M. *Krehl* in Pirna. 4) Confirmationsfeyer gehalten am Michaelisfeste 1816 in der Kirche zu St. Maria und Martha von dem Hn. Prediger M. *Hergang*. Die dritte Rubrik enthält kürzere Amtsreden und Formulare, eine Rede bey der Taufe einer Jüdinn vom Diakonus und Freytagsprediger M. *Christian Gottlieb Güldemann* in Dresden, eine Traurede und eine Taufrede von dem Herausgeber, eine Taufrede vom Hn. Prediger *J. Ch. H. Gittermann* zu Emden in Ostfriesland, eine Rede am Sarge der einzigen Tochter eines Schullehrers vom Hn. Pastor *Brumleu* zu Bodenburg im Braunschweigischen, ein Kirchengebet von Hn. Archidiakonus *Harms* in Kiel. IV. Katechetischer Beytrag: *Wie lehrreich die Vergleichung sittlicher Besserung mit körperlicher Reinigung sey*, über Jes. 1, 16. 17. vom Hn. Pastor *Hering* in Zöblitz. V. Kritische Übersicht der neuesten theologischen Literatur. Hier werden 41 Schriften kurz angezeigt. VI. Miscellen. 1) Luthers katholisches Monument wider einen Vorwurf des Vfs. dieser Schrift: dass Luther die Hauptursache des mit der Augsburger Confession gespielten Grundbetruges sey, bey welchem man die Hauptabweichungen der neuen Lehre von der katholischen Kirche stillschweigend übergangen habe; 2) die Kirchenvereinigung, ein Bild; 3) die Kirchenvereinigung, ein Stein des Anstosses; 4) die Kirchenvereinigung, eine Aussicht. So wenig wir auch mit dem, was Hr. *A.* wider die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen sagt, einverstanden sind: so unterschreiben wir doch unbedingt die herrliche Stelle S. 566. „Den Geist der Zeit verkennen wir nicht, aber die Zeit vergeht, und der Geist ist, was er war und seyn wird, ein Geist der Wahrheit u. s. w." 5) *Über die Verabsäumung religiöser Fest- und Fast-Tage in England*, mit einer Nachschrift vom Hn. *Martyni-Laguna.*

— m —

Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: *Über das Extemporiren der Predigten.* Von *J. H. Fritsch*, Oberprediger zu St. Benedicti zu Quedlinburg. 1817. XVI u. 144 S. 8. (10 gr.)

Theils Ermunterungen und Aufforderungen, theils dem Vf. gemachte freundschaftliche Andeutungen, als scheine es, er habe dem Extemporiren der Predigten zu sehr das Wort reden, und es allgemeiner empfehlen wollen, was in der That seine Absicht nie gewesen sey, und was auch, wenn man jenen Aufsatz vorurtheilsfrey lese, nichts als blosser richtiger Schein bleiben werde, — bestimmten ihn, einen früher im *Löffler*'schen Magazin abgedruckten Aufsatz über den auf dem Titel angezeigten Gegenstand noch einmal besonders, und zwar von mehreren Seiten bestimmter und ausgeführter, und zugleich mit mancherley hinzugefügten Bemerkungen erläutert, dem Publicum mitzutheilen. Noch immer ist aber nach unserem Dafürhalten nicht genug geschehen, um jenen, wenn auch nichtigen, Schein zu entfernen; und manche Äusserungen des

Vfs. in der Vorrede sowohl, wie in der Schrift selbst, können dazu beytragen, ihn zu unterhalten. Ja auch, was der Vf. von sich selbst erzählt, könnte leicht so gedeutet werden, als dürfe der Prediger, besonders vor einem weniger gebildeten Auditorio, auch anders, als im Nothfalle, und nicht gedrängt von Geschäften, die ihm das Concipiren und Memoriren unmöglich machen, zum Extemporiren seine Zuflucht nehmen, um für seine eigne wissenschaftliche Ausbildung mehr Zeit zu gewinnen. Es möchte aber wohl noch die Frage seyn, ob es nicht schwerer sey, und mehr Vorbereitung dazu gehöre, vor ungebildeten Zuhörern wahrhaft erbaulich zu predigen, als vor gebildeten. Denn wenn auch jene den eigentlichen Werth einer Predigt nicht zu beurtheilen vermögen, so wird doch vorzügliche Aufmerksamkeit auf unseren Vortrag erfordert, um von ihnen nicht missverstanden, und ihnen wahrhaft nützlich zu werden. Was aber die Sorge für unsere wissenschaftliche Ausbildung betrifft, so darf der Prediger nach unserer Überzeugung um ihrentwillen die möglichst treue Erfüllung seiner eigentlichen Berufspflichten nicht vernachlässigen. — Dass der Vf. damit einverstanden sey, trotz des Scheins, den manche seiner früheren Äusserungen veranlassen, erhellt aus dem, was er S. 63 sagt: „Wir wollen nie anders extemporiren, als wenn wir wirklich unseren Vortrag nicht wörtlich ausarbeiten können. Nur dann also wollen wir zum freyen Vortrage unsere Zuflucht nehmen, wenn es uns wirklich an Zeit zur gehörigen Bearbeitung gebrach; wenn eintretende Umstände es fodern, oder wenn die Amtsgeschäfte, selbst die Predigten, sich so sehr häufen, dass die Ausarbeitung und das Memoriren uns zu sehr anstrengen, für den Vortrag selbst schwächen, und sonach ihm durchaus nicht die nöthige Vollkommenheit geben würde, oder wenn gar beides in der bestimmten Zeit unmöglich fällt, — mit einem Worte: nur bey dem ruhigen Bewusstseyn, *dass wir für den Vortrag nicht mehr haben thun können.*" — Steht diess aber fest als Regel, von der wir nur ausserordentliche Köpfe, wie *Schleiermacher* u. A. lossprechen können; so ist wohl sorgfältiges Concipiren und Memoriren unserer Predigten, wenn die Zeit es erlaubt, die beste Vorbereitung zu einem freyen Vortrage für den Nothfall. Indessen verdient der würdige Vf. den Dank seiner Amtsbrüder für die besonderen Regeln, die er ihnen in dieser Rücksicht ertheilt, obgleich manche derselben zu allgemein sind, als dass sie als Vorbereitung zu einem freyen Vortrage zunächst gelten können, sondern schon um ihrer selbst willen, und aus anderen Gründen von dem Prediger befolgt werden müssen, und manche auch von der Art sind, dass sie wegen der Individualität manches Predigers diesen einen freyen Vortrag nur erschweren würde. Was daher Hr. *Fritsch* nach seinen gemachten Erfahrungen wider die Vorschläge des Hn. D. *Ammon* mit Recht einwendet, möchte dieser, von andern Erfahrungen ausgehend, wider die seinigen ebenfalls einwenden können. Obgleich unsere Erfahrungen mit denen des Vfs. grösstentheils übereinstimmen, und gegen Hn. *Ammon* entscheiden: so halten wir uns doch nicht für berechtigt, sie für die einzig möglichen anzusehen, und zu allgemein gültigen Regeln für alle zu erheben.

Übrigens verdient diese Schrift nicht nur wegen ihres hauptsächlichsten Inhalts, sondern auch wegen vieler trefflicher Bemerkungen, die darin enthalten sind, gelesen und studirt zu werden. Eine gewisse Breite im Vortrage und manche Wiederholungen dürfte man vielleicht als eine Folge des früheren Extemporirens, wozu sich der Vf. durch die Noth gezwungen sah, ansehen können.

— m —

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Casualreden* vom M. *Regis.* 1816. 84 S. 8. (broch. 12 gr.)

Was Hr. *Regis* uns hier giebt, ist „eine Umschreibung des alten, lang' allein geltenden Sächsischen Taufformulars, zwey Taufreden, eine Eideswarnung, mehrere Beichtreden, Etwas über Reihe und Ordnung, in dem man Gedanken auf einander folgen lässt, mit Anwendung auf die zehn Gebote zu ihrer Anempfehlung öffentlich gesprochen, eine Rede am Tage nach des geheimen Kriegsraths *Müller's* Tode, und eine Traurede." Im Ganzen haben wir diese Reden mit Vergnügen gelesen; hin und wieder künstelt der Vf. nur in Wendungen und Worten zu viel, als dass man sich des Gefühls reiner Befriedigung erfreuen könnte. Am meisten hat uns die Taufrede im Frühlinge, worin auf die Jahrszeit sehr zweckmässig Rücksicht genommen wird, und die Eidesverwarnung angezogen, die gewiss in den Seelen der Zuhörer einen sehr wohlthätigen Eindruck zurückgelassen haben. — Wenn auch die Rede am Tage nach dem Tode des Kriegsr. *Müller* vor sehr gebildeten Zuhörern gehalten worden ist, so zweifeln wir doch, dass sie selbst von diesen völlig verstanden sey; wenigstens möchten wir, dass das nicht der Fall sey, von der langen Periode S. 65 „Seht ihr bisweilen Jünglinge u. s. w.", die uns ein unauflösliches Räthsel geblieben ist, behaupten. In einigen seiner Reden hat Hr. R. die Gedankenstriche nicht gespart. — Der Vf. scheint zu erwarten, dass seine Amtsbrüder seine Taufreden als Formulare gebrauchen werden; wir schliessen diess daraus, dass der an einigen Stellen in Klammern hinzugefügte Ausdruck auf ein verschiedenes Geschlecht hindeutet, und der Vf. oft in Klammern einen mehrfach verschiedenen Ausdruck hinzugesetzt hat, den man statt des von ihm gewählten gebrauchen kann; doch können wir sie zu diesem Zwecke nicht empfehlen. So willkommen uns in den eigenen Arbeiten des Redners seine Individualität ist, zumal, wenn sie sich uns von einer liebenswürdigen Seite zeigt: so muss doch, unserer Überzeugung nach, in allem, was als Formular dienen und abgelesen werden soll, die Erinnerung an irgend eine fremde Individualität, und wäre es selbst die eines *Reinhard's*, *Schleiermacher's* oder *Hanstein's*, so viel möglich, verhütet werden.

— m —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

TECHNOLOGIE.

Mannheim u. Heidelberg, b. Schwan und Götz: *Neue Erweiterungen der mechanischen Wissenschaften besonders zur Vervollkommnung der Maschinenlehre*, mit Anwendungen auf Getreidemühlen, Sägemühlen, Stampfmühlen, Hammerwerke, Röhrenleitungen, Canäle u. s. w., von *K. Ch. Langsdorf*. 1816. 296 S. 8. mit 1 Kupfer. (2 Rthlr.)

Über die Herausgabe dieser neuen Erweiterungen, welche der Vf. seinen vielen Schriften über die Mechanik noch beyfügt, erklärt er sich in der Vorrede rücksichtlich des Hauptzwecks folgendermassen. „Um Irrungen in einer künftigen Geschichte der Mathematik, besonders in Bezug auf die Maschinen-Lehre vorzubeugen, hielt ich es für etwas nicht ganz unverdienstliches, in der Kürze zusammenzustellen und selbst, zu bemerken, was die Maschinen-Lehre eigentlich meinen Bemühungen verdanke — nebenbey wollte ich, um die Leser schnell auf die ersten Gründe zurückzuführen, und sie in Bezug auf Grundformeln nicht wieder auf besondere Schriften hinzuweisen, dergleichen, wegen ihres allzuhäufigen Gebrauchs und Zusammenhangs mit dem übrigem Vortrag, hier zugleich mit beyfügen." Er wollte in der Theorie ausfüllen und verbessern, was andere vor ihm gar nicht, oder nicht zweckdienlich behandelt haben — er wollte dem Leser für die vollkommenere Maschinen-Anordnung und richtigere Berechnungen derselben, gleichsam ein *Noth- und Hülfs-Büchlein* in die Hände geben." S. 18 ff. Rücksichtlich dessen bearbeitet nun hier der Vf. vorerst die Formeln für die Bewegung des Wassers in *Röhrenleitungen*, in Benutzung der von *Dubaut*, *Bossut* und *Couplet* hierüber angestellten Versuche, und erstreckt diese Untersuchungen auch auf Röhrenleitungen, deren Weite veränderlich ist, mit engen Ausflussöffnungen und kurzen Wendungen.

Rec. verkennt nun zwar die Eleganz dieser Formeln nicht, muss aber doch gestehen, dass es sehr gut gewesen wäre, wenn der Vf. diese Formeln an wirklich bestehenden Wasserleitungen versucht hätte, wozu ihm die Contenta aus seiner angeblich ehemaligen 16 jährigen Praxis nicht fehlen können. Rec., welcher sie auf mehrere fast gerade und grosse Wasserleitungen anwandte, gaben sie für die Wassermenge kein genügendes Resultat — es wurde dasselbe vielmehr discrepant für eine Leitung, in welcher zu enge Wechsel eingesetzt waren — *Couplets* Erfahrungsmaximen geben genauere Resultate, und überhaupt differiren die Rechnungsresultate von der Erfahrung bey Brunnenleitungen um so stärker, je mehr Luft sich in ihnen erhalten kann.

Eben so ist die Berechnung der *springenden Strahlen* zwar ganz theoretisch richtig, aber nach Rec. Erfahrungen ohne alle Erfahrungs-Maximen angestellt! Denn schwerlich wird ein Praktiker einen springenden Strahl durch ein Loch in einer *dünnen* Platte steigen lassen, weil das zusammengedrückte Wasser durch seine Elasticität den Strahl um so mehr zerstäubet, je stärker es gedruckt war; und überhaupt die Höhe des springenden Strahls bey übrigen gleichen Umständen *von der Figur* und Glätte des Steigrohrs und besonders noch dabey von seiner *Spitzung* abhängt. Sollte hier dem Vf. die Sprache von einer Elasticität des strömenden Wassers anstössig seyn, die bekanntlich für die meisten Theoretiker noch jetzt ein Unding ist: so kann er sich von derselben bey Feuerspritzen, und selbst bey Springbrunnen von bedeutender Druckhöhe überzeugen; wo der Strahl immer die Mündung um so mehr *übertritt*, je grösser die Spannung des Wassers nach seinem Drucke war.

Den wenigen Erfahrungen, welche der Vf. S. 56 über die *Festigkeit der Röhren* hier anführet, füget Rec. hier noch folgende bey. Eine Röhre von *Deutschem Bley* im lichten 3 Zoll und ½ Zoll dick, borstete bey einer Druckhöhe von 180 Fuss, eine andere von der nämlichen Weite und 1 Zoll dick, riss bey einem Druck von 280 Fuss B. Mass, und föhrne Röhren von 3 Zoll Weite hielten einen Druck von 50 Fuss in einer Stärke von 4 Zollen gerade noch aus, ohne mit eisernen Ringen beschlagen zu seyn.

Das 3 Capitel ist der Bewegung des Wassers in *regulären offenen Canälen* gewidmet; wobey der Vf. die Formeln von *Chazy*, *Dubaut*, *Girard und Prony* erläutert, und nach seinen eigenen Ansichten verbessert, wegen deren Anwendung aber auf die Schriften der Münchner Akademie verweiset, die doch am wenigsten in den Händen solcher sind, für welche er diese „*Neue Erweiterungen*„ geschrieben haben wollte.

Nach einer kurzen Bemerkung über den Gebrauch der Trägheitsmomente im 4 Capitel kommt der Vf. auf die wichtige Lehre über die *bewegende Kraft der Wasserräder* und über *Vorgelege* im 5 Capitel — eine

Lehre, die seit *Beliders Zeiten* schon so mancherley Resultate lieferte, deren keines der Erfahrung bisher anpafste. Rec. war daher auf die Erläuterungen des Vfs. über diesen Gegenstand sehr begierig, und glaubte in denselben neue, der Natur der Sache angemessene Aufschlüsse zu finden; muss aber gestehen, dass er keineswegs befriediget wurde. Denn gleich anfänglich stöfst der Vf. gegen die ersten Grundregeln der Technik an, indem er unter dem *lebendigen Gefälle* einer Mühle den nächsten Abstand des Mittelpuncts der über dem Kreuz des Kropfes senkrecht stehenden Schaufel des Rades von der Horizontale der Schützenschwelle verstehet, da doch alle Techniker dieses Gefälle nach dem senkrechten Abstand des Kreuzes des Kropfes von jener horizontalen Linie selbst messen. Was würde aus unseren gerichtlich aufgenommenen Mühlenprotocollen werden, wenn ihr lebendiges Gefälle sich änderte, indem der Müller seine Radschaufeln höher macht, oder auch sein Rad höher legt, um dem Stauchwasser auszuweichen, oder seiner schädlichen Wirkung sich weniger, als seither, auszusetzen.

Außerdem hat es der Vf. immer mit dem Abstand des Mittelpuncts der Schaufeln von der Axe des Rades, als seinem von ihm sogenannten *mechanischen Halbmesser*, zu thun, der selbst, wenn die Schaufeln ganz im Wasser waden, nicht der eigentliche Mittelpunct des Stofses, und um so weniger derselbe ist, wenn der Müller es für räthlich findet, bey einem hohem Wasserstand die Schütze nur schwach zu öffnen, um durch die gröfsere Geschwindigkeit des Anschlagwassers, eine schnellere Bewegung der Mühle zu bezwecken.

Hierauf theilt der Vf. den Abstand des Mittelpuncts der senkrechten Schaufel von der verlängerten Wasserpafs-Ebene des Wassers über dem Geschwelle in die *Stofshöhe* und in die *Druckhöhe*, und findet erstere, indem er zu dem Wasserstand hinter der Schütze noch ½ Fufs addiret, und letztere, indem er von dem nach seiner Art ausgedrückten lebendigen Gefälle diesen halben Fufs abziehet; und diesen Unterschied nun *der Höhe des Wasserhaltenden Bogens des Rades* gleich setzet, dessen Grundfläche $\frac{m}{c}$ ist, wenn m die in einer Secunde auf das Rad fallende Wassermenge S. 101, und c die Geschwindigkeit des Mittelpuncts seiner Schaufeln ist. Stände daher der Mittelpunct der senkrechtstehenden Schaufeln mit Inbegriff des nöthigen Spielraums unter dem Rade um 8 Zolle vom Kreuz des Kropfes ab, so wäre das kleinste lebendige Gefälle, das nach dieser Theorie eine Mühle haben könnte, gleich (8 + 6) Zolle. Rec. fragt daher, was denn nach dieser Ansicht die Stofshöhe und Druckhöhe einer Mühle sey, deren Kropf, nach der Erfahrung von Panstern, öfters nicht einmal 6 Zoll hat? Auch soll bey unsern Mühlen die Druckhöhe = a in der Sprache des Vf. in den meisten Fällen kleiner, als die Stofshöhe = h, oder doch dieser gleich seyn; und diefs berechtigt ihn, den Stofs des Wassers auf die Radschaufel dem Gewicht eines Parallelopipedi gleich zu setzen, das die Höhe $\frac{m}{c}$ des Wassers im Wasserhaltenden Bogen, und ½ der Stofshöhe zu seiner Höhe hat, so dafs diesemnach die bewegende Kraft des Rades aus der Summe jenes Stofses ½ h $\frac{m}{c}$ und dem Druck seines Wasserhaltenden Bogens $\frac{a.m}{c}$ mithin zu $(a + \frac{1}{2} h) \frac{m}{c}$ sich constituiren solle.

Rec. fragt hier weiter, ob denn der Vf. in seiner angeblich 15jährigen Praxis noch viele Mühlen gesehen habe, deren Wasserstand bedeutend gröfser, als ihr lebendiges Gefälle, oder umgewandt letzteres gegen ersteren bey Weitem gröfser war? — Und was berechtigt ihn, den Stofs zu ½ jenes Parallelopipedi — festzusetzen, ohne sich defswegen hinlänglich zu legitimiren, während dieser Stofs sich für jeden Wasserstand, obere Rösche und Anschlagwinkel nach hydraulischen Gesetzen berechnen läfst? Sollte er während jener Zeit nicht erfahren haben, dafs der Stofs des Wassers auf das Rad um so mehr sich vermindert, je mehr seine richtige Stofsweite abgekürzt, oder das Rad der Schütze zu sehr genähert wird — dafs das Rad alsdann im Wasser *plätschert*, und durch diesen Tact dem Praktiker seine fehlerhafte Stellung verräth, weil er S. 105 das Rad der Schütze nahe genug, und in dasselbe einen Radboden eingesetzt wissen will, damit das Wasser die Schaufeln nicht überspringen könne. — So argumentirt noch im Jahre 1816 ein Schriftsteller über einen der ersten Gegenstände der Hydraulik, der seit 38 Jahren in diesem Fache sich selbst so oft commentirt hat, und so gern im zurechtweisenden Lehrtone spricht!

Das 6 Capitel behandelt den Lieblingsgegenstand des Vfs., den *Krummzapfen*, den er mit vielem Scharfsinn und mit Rücksicht auf die Lehre der Überwucht, auf *Sägemühlen* anwendet. Welchen Spielraum würde der Vf. für den Calcul nicht gefunden haben, wenn er diese Theorie noch auf die zwey- und mehrfache *Kurbe* bey unseren Wasserkünsten hätte anwenden wollen, die in einem Noth- und Hülfsbüchlein um so weniger fehlen sollte, da der Erfahrung zufolge *diese Kurbe den Vorzug vor jeder anderen* für sie zu substituirenden Vorrichtung bey diesen Maschinen verdient. — Eine Anwendung dieser Theorie auf die von Hn. *v. Reichenbach* im Gradirhause zu Reichenhall erbaute Maschine wäre wenigstens neu gewesen.

Die *Stampf-* und *Hammer-Werke* im 7 Capitel nach der Lehre von der Überwucht zu behandeln, findet der Vf. darin Grund, dafs der Wechsel bey diesen Maschinen *absatzweise* vorgeht, wenn auch diese Absätze selbst bey Hammerwerken sich meistens in einem kleinen Theil einer Secunde folgen, und die hieraus zu befürchtende Geschwindigkeitsänderung des Rades durch seine Schwungkraft ganz compensirt wird. Dagegen vergifst er die Wirkung des *Prellers* zu betrachten, die nach Rec. Erfahrungen besonders auf Folien-Hammer einen bedeutenden Einflufs hat, der an und für sich zu den feinsten Gattungen dieser Maschinen gehört.

Von den Vorrichtungen, die Kolbenstangen in Wasserkünsten und Dampfmaschinen *lothrecht* zu heben,

welche der Vf. im 9ten Capitel mit der *Herzlinie* erwägt, bemerkt Rec., dafs auf dem Rathhause zu Augsburg ein Druckwerk zu sehen ist, dessen Kolbenstangen sich in einer ovalen Schlitze lothrecht heben, und dafs Hr. *v. Reichenbach* bey seinem Druckwerk die mit der *Eylinie* sehr nahe verwandte Herzlinie nur für die Herstellung des gleichen Sinkens des Polzens in gleichen Zeiten im Stiefel anwandte.

Bey den *Frictionsrädern*, welche der Vf. im 10ten Capitel mit gewohntem Fleifse behandelt, wäre die Anwendung dieser Theorie auf den *Gerstnerischen Frachtwagen*, der auch den Hn. *Joseph von Baader* so sehr beschäftigt, nützlich gewesen; sowie die Theorie des Schlagwerks für die Tragbarkeit des Bürstenbaues S. 165, und der Wassersäulen-Maschine des Hn. *v. Reichenbach* im Nesselgraben bey Reichenhall, dergleichen jetzt eine bey Berchtolsgaden von demselben angelegt wird, welche das Wasser über 1200 Fufs hoch zu heben hat.

Über die Dampfmaschinen des Hn. *von Reichenbach*, welchem der Vf. das 15 Capitel widmet, kann Rec. hinzufügen, dafs auch der königl. Hof-Brunnenmeister, Hr. *Mayer* in München, eine Dampfmaschine nach eigener Construction gebaut hat, welche eine Mahlmühle treibt, deren Laufer bey 9 Centner Gewicht in einer Minute 260 Umgänge macht, und dabey vortreffliches Mehl liefert.

Das letzte oder 16te Capitel behandelt die Wirkung des Windes auf die Windmühlenflügel mit jener Präcision, die sich von dem Vf. erwarten läfst.

Im Ganzen sind daher die neuen Erläuterungen immer ein sehr schätzbarer Beytrag zu den übrigen vortrefflichen Schriften des Vfs.; und wenn Rec. nach seinen Erfahrungen und Einsichten hie und da etwas erinnerte: so ahme er nur die bekannte Freymüthigkeit des Vfs. im Recensiren nach, und ersucht denselben übrigens, ihn nicht mit dem Hn. *Baader* zu verwechseln, welchen er in der Vorrede für seinen Feind erklärt.

M. F. T.

Jena, in der Croekerschen Buchhandl.: *Anleitung zur kunstmäfsigen Bereitung verschiedener Arten Essige.* Im Auftrage der höchsten Landes-Polizey-Stelle ausgearbeitet von *J. W. Doebereiner*, Herzogl. Sachs. Weimar. Bergrath und Prof. 1814. VIII u. 72 S. kl. 8. (8 gr.)

Ungeachtet der Vf. in dieser Schrift nichts Neues lehrt, sondern nur wohlgeordnet wiedergiebt, was in vielen ähnlichen in Europa über diesen Gegenstand erschienenen Schriften, namentlich in denen von *Simon*, *Demachy*, *Rosenstengel*, *John*, *Heilbron* und *Rothenburg*, *Wagner*, *Staab*, *Schmidt*; *Hermbstädt* u. A. m. berichtet ist: so wird sie den nicht wissenschaftlichen Essigfabricanten (welchen allein das Buch gewidmet ist), sowie auch vielen Ökonomen und Hausmüttern, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, doch ein angenehmes Geschenk seyn. Denn sie umfafst die Bereitung aller Sorten Essige, und rührt nicht von einem Fabricanten her, der blofs einseitig seine Profession kennt, sondern von einem Chemiker, der, frey von den Künsten nachtheiligen Vorurtheile, die Sache beschreibt, wie sie in der Wahrheit gegründet, und dem Geiste nicht hinlänglich unterrichteter Fabricanten fafslich ist. Aus diesem Grunde sucht Hr. *D.* absichtlich alle Theorie zu übergehen. Allgemeineres Interesse hätte indefs diese kleine Schrift gewifs, wenn ihr die Theorie der Gährung in einem besonderen Capitel angehängt wäre.

Hr. *D.* theilt diese Anleitung in zwey Abschnitte. Im ersten handelt er von der Gährung überhaupt, und von der Wein- und Essig-Gährung insbesondere. Er beschreibt die weinige und saure Gährung, nennt die Substanzen, welche derselben fähig sind, und handelt von den Bedingungen, unter welchen allein sie erfolgen. S. 10, wo die Rede von der geistigen Gährung und der Destillation des Productes ist, heifst es: „In der Blase bleibt, wenn der Geist übergetrieben ist, eine Flüssigkeit zurück, welche alle ihre vorigen Eigenschaften, ihren geistigen Geruch u. s. w. verloren hat. Diefs beweist, dafs der Weingeist den Hauptbestandtheil aller weinigen Flüssigkeiten ausmacht, und derselbe allein es ist, welcher durch die weinige Gährung gebildet wird.“ Das Letztere ist keinesweges der Fall: denn es erzeugen sich bey der Gährung andere Producte, von denen nur in den Künsten keine Anwendung gemacht wird.

Der zweyte Abschnitt handelt von der fabrikmäfsigen Bereitung der vorzüglichsten Arten von Essig; namentlich von Zucker-, Honig-, Stärke-, Brantwein-, Frucht- und Getreide-Essig. Die Bereitung des Stärkenessigs S. 47 hätte hier durchaus vollständiger erörtert werden sollen, da sie, in sofern die Zuckerbildung erst der Essiggährung vorangehen mufs, dem Unerfahrenen die schwierigste ist. Diese Zuckerproduction bleibt hier aber ein Geheimnifs. In einer Ergänzung S. 70 ist die Rede von der Beschaffenheit eines guten Essigs und von der Verfälschung desselben mit scharfen Ingredienzien, z. B. Bertramwurzeln, Spanischem Pfeffer und s. dgl., und es heifst S. 71: „Stumpft er die Zähne, oder erregt er eine brennende Empfindung im Munde, dann ist er im ersten Falle mit Mineralsäuren, im zweyten mit scharfen Ingredienzien beifsend gemacht, und mufs verworfen werden.“ Letzteres wäre wohl etwas zu voreilig, und ein verdächtiger Essig dürfte doch aus vielen Gründen der ferneren Prüfung übergeben werden. Es hätte nothwendig die Entdeckung der Schwefelsäure durch Barytauflösungen, diejenige der scharfen Stoffe durch sorgfältige Neutralisation der Säure mit Alkali und nachmaliges Schmecken gelehrt werden sollen. — Auch konnte der Bieressigbereitung Erwähnung geschehen, und S. 72, sowie an anderen Orten, bemerkt werden, dafs durch das Gefrieren weder eine ganz starke Essigsäure zu erlangen, noch dafs das gefrorene Essigwasser wegzuwerfen sey, weil dieses stets mit adhärirender Säure verbunden bleibt.

J. A.

FORSTWISSENSCHAFT.

DRESDEN, b. Arnold: *Tafeln zur Bestimmung des Inhalts und Werthes unverarbeiteter Hölzer*, Auf allerhöchsten Befehl entworfen von *Heinrich Cotta*, Königl. Sächs. Oberforstrath und Director der Königl. Forstakademie und Forstvermessung. 1816. 209 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Tafeln zerfallen nach der Natur der Sache zunächst in drey Sectionen, von welchen die erste den cubischen Inhalt der *Stangenhölzer*, die andere der *Baustämme*, und die dritte der *Klötzer und Baumabschnitte* für gegebene Stärke, Umfang und Länge anzeigt. Man bedient sich solcher Tafeln bey der Anweisung, wo besonders das Bau- und Werk-Holz nach dem Cubikfuss veranschlagt wird, und gründet sie auf die Berechnung vieler Bäume, die man in gegebener Holzart vom Stamm bis zum Zapf-Ende stückweis cubirt, und sie *zu dem Cylinder proportionirt*, der mit ihnen oben und unten gleiche Dimensionen und Höhen hat.

Da nun der Inhalt der Baustämme zunächst mit ihrer grösseren oder minderen Vollholzigkeit, und diese mit der Holzart selbst, ihrem Boden und äusseren Umständen, mit ihrer seitherigen Betriebsmaxime in nächster Beziehung ist: so sind daher solche Tafeln zunächst nur für solche Reviere brauchbar, *auf deren Holzart und örtlichen Wuchs sie fundirt sind.* Sie müssen erst *reducirt* werden, wenn sie in anderen Revieren gebraucht werden sollen, in welchen die nämliche Holzart voll oder abholziger innerhalb des Stamm- und Zapf-Endes wächst.

Dieser Unterschied des örtlichen Wuchses ist grösser, als man glauben sollte! Rec. fand bey dem abholzigen und vollholzigten Wuchs unserer Nadelbäume jenes Verhältniss zu $\frac{1}{16}$ und zu $\frac{1}{18}$, das auf 20 Cubikfuss schon 3 — oder gerade 15 p. C. — austrägt; und es wächst ausserdem die Tanne unter allen übrigen am vollholzigsten.

Hr. *Cotta* hat das Verhältniss, auf welche seine Tafeln sich gründen, nicht angegeben — zeigt aber S. 8 zum Behuf der Anweisung, wie viel man bey Stämmen von gegebener Stärke beyläufig abziehen müsse, wenn ihr mit dem *Messband* gemessener Umfang auf Diametralmass reducirt werden soll. Rücksichtlich dessen bemerkt Rec., dass ein solcher Abzug den cubischen Anschlag der Bäume immer sehr willkührlich machen müsste, weil auch die regulär geformten Schafte, selbst an der Stelle, wo sie am Stamm-Ende gewöhnlich gemessen werden, immer mehr einer *Ovale*, als dem Kreise in ihrer Form nahe kommen, und man daher in ihrem Umfange näher den Perimeter einer Ovale, als den Kreis selbst misst — es ist daher immer nützlich, beym Anweisen des Bau- und Werk-Holzes sich des *Zollers*, oder statt dessen der *Spannkette* allein zu bedienen, und ihren Inhalt nach Tafeln anzusprechen, die entweder nach dem Durchmesser, oder statt dessen nach dem Umfängen berechnet sind.

In Tabelle V stellt der Vf. den geometrischen Inhalt der Klafter für gewisse Scheitlängen mit ihrem soliden Inhalt zusammen, sowie diess Verhältniss als adaequirtes für Nutzholzklaftern, für Brenn-, Scheit- und Stangen-Klaftern, für Zackenholz und Reisholz, nach dortigen Aufmachungs- und Schlichtungs-Maximen sich ergeben hat, und fügt dieser Tab. VI über das mittlere Gewicht der vorzüglichsten Holzarten im frischen, trockenen, dürren und gedörrten Zustande mit ihrem Einschwinden bey, nach dem Durchmesser, dem Umfang und nach dem Verticalschnitt; und erwirbt sich durch dieselbe ein vorzügliches Verdienst für die forstliche Physik.

Diesen Tafeln folgt nun Tab. VII für die Bestimmung der Holzpreise, wobey der Cubikfuss mit 6 Pfennigen anfängt, und mit einer Taxe von 6 Groschen endigt, und die Tafel für jeden Pfennig weiter, bis auf 3400 Cubikfuss berechnet ist.

Im Ganzen sind die Tafeln für den cubischen Inhalt des Holzes, sowie für die Holztaxe sehr scharf berechnet, und verdienen desswegen jedem praktischen Forstmann, dem als solchen die Anweisung obliegt, bestens empfohlen zu werden.

T. F. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, in der Maurer'schen Buchhandl.: *Neueste Berliner Muster zum Sticken, in Plattstich zu Weiss-Stickerey.* VI Kupfertafeln in gr. 4. (1 Rthlr. 3 gr.)

In Beziehung auf die vorliegenden Stickmuster hielt Rec. sich für keinen ganz competenten Richter, weil sie weniger der Kunst und dem Geschmack, deren er kundig zu seyn glaubt, als der immerfort wechselnden Mode, welcher er unkundig ist, angehören. In solcher Verlegenheit fiel ihm nun kein besseres Auskunftsmittel bey, als sich an elegante Damen zu wenden, nach deren Urtheil die hier mitgetheilten Stickmuster so ziemlich *modisch* seyn sollen. Und dieses mag ihnen zu besserer Empfehlung gereichen, als wenn wir weitläuftig und ernst, nach bewährten Regeln, ihr Kunstverdienst prüfen wollten, wo vielleicht Manches nicht vollkommen probehaltig erfunden werden dürfte.

W. K. F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 3.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Berlin, b. Schöne: *Der Signatstern, oder die enthüllten sämmtlichen sieben Grade der mystischen Freymaurerey, nebst dem Orden der Ritter des Lichts für Maurer und die es nicht sind*, aus dem Nachlass des verstorbenen hochp. Bruders W... an das Licht des Tages befördert von seinem Freund und Bruder B... Mit Kupfern. Erste Abtheilung. 1803. II u. 276 S. Zweyte Abtheilung. 1803. 281 S. Dritter Theil. 1804. XX u. 340 S. Vierter Theil. 1806. II u. 264 S. Fünfter Band. 1809. IV u. 475 S. Sechster Theil. 1810. 242 S. Siebenter Theil. 1810. 264 S. Achter Theil. 1811. II u. 201 S. 8. (25 Rthlr. 18 gr.)

Wir wollen uns nicht bey unseren Lesern entschuldigen, dass wir dieses Werk so spät anzeigen. Mehrere zufällige Umstände tragen die Schuld dieser Verspätung. Sie aufzuzählen, würde mehr langweilen, als unterhalten. Aber mit Recht können sie dagegen die Beantwortung der Frage verlangen: ob wir überhaupt befugt sind, maurerische Schriften vor unseren Richterstuhl zu ziehen. — Viele Freymaurer haben uns dieses Recht absprechen wollen. Der Recensent, sagen sie, ist entweder ein Mitglied unseres Bundes, oder er ist es nicht. Im ersten Fall ist er verpflichtet, über Alles, was ihm von der Gesellschaft bekannt ist, ein tiefes Schweigen zu beobachten; im anderen hat er zu wenig Kenntniss der Sache, als dass er darüber ein richtiges Urtheil fällen könnte. Wir erwiedern dagegen, dass Alles, was gedruckt wird, und in den Buchhandel kommt, ohne Zweifel als etwas Öffentliches, als ein Gemeingut des Publicums, anzusehen ist, und daher dem Plan unseres Instituts gemäss angezeigt werden muss. Etwas dieser Art ist nicht mehr geheim, und auch der Ungeweihte darf und kann darüber urtheilen; er kann wenigstens finden, ob es vernünftig oder nicht, ob es verständlich oder dunkel, ob es ästhetisch schön oder geschmacklos, ob es moralisch gut oder sittenverderblich, ob es mit einem Wort gut oder schlecht sey. Ja wir glauben um so mehr berechtigt zu seyn, über den Werth freymaurerischer Schriften unsere Meinung auszusprechen, da sich diese Verbindung seit 30 Jahren, wie es scheint, mit Vorsatz und Besonnenheit *nicht mehr* in jenes Dunkel verhüllt, in das sie sich vormals zu verbergen suchte; da sie sich öfters gegen die Beschuldigung, als sey sie eine geheime Gesellschaft, laut verwahrt hat; da sie täglich mehr Einfluss in das öffentliche Leben gewinnt. Auch haben es angesehene, im Orden lange Jahre eingeweihete Männer nicht für pflichtwidrig gehalten, sich bald in eigenen Schriften, bald in einzelnen Aufsätzen, die sie in die gelesensten Zeitschriften niederlegten, über den Zweck und die Absichten ihres Vereins auszusprechen, und das Publicum über den wahren Zweck desselben aufzuklären. Die grosse Englische Loge — und es ist längst unbezweifelt, dass England die Mutter der Freymaurerey ist — hat sogar ihr Constitutionsbuch im J. 1804 zum vierten Mal öffentlich in Druck gegeben, was andere Logen nachahmten. Nicht weniger haben einzelne Ordensglieder — mag es auch seyn, dass es von ihrer Seite pflichtwidrig gehandelt war — sogar Ritualien und maurerische Verhandlungen zur Kenntniss des Publicums gebracht, wodurch der Ungeweihte in den Stand gesetzt ist, wenn er alles Vorliegende, was das Gepräge der Ächtheit an sich trägt, unbefangen vergleicht, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Diese unparteyische Scheidung kann selbst dem Verein nicht anders als zum Vortheil gereichen. Endlich ist auch die Freymaurerey eine zu merkwürdige geschichtliche Erscheinung, als dass sich der Geschichtsforscher und Menschenbeobachter ihrer Würdigung und der Verfolgung ihrer Geschichte entschlagen könnte. Denn es ist nicht zu verkennen, dass ihr Einfluss auf den Geist, auf die Bildung, auf die Sitten, und selbst auf die Meinungen der vergangenen 60 Jahre, obwohl verborgen und unmerklich, aber vielleicht eben dadurch desto kräftiger eingewirkt habe, und dass dieser Einfluss öfter sehr folgenreich gewesen. — Man bemerke nur die einzige Thatsache, dass dieser Bund seit 100 Jahren sich nicht nur über alle Staaten Europens, sondern auch über alle anderen nur etwas cultivirten Nationen verbreitet; dass er gegen eine Million lebender Mitglieder, und unter diesen Männer aus allen Ständen, aus den höchsten wie aus den niedrigsten, und wieder unter diesen die hellsten und denkendsten Köpfe zählt, die alle gleiche Befriedigung, gleiches Interesse darin finden, und man wird es eingestehen müssen, dass seinem Wesen und seinen Zwecken etwas sehr *Reelles* zum Grunde liegen, und dass eine so enge Verbindung von so sehr verschiedenen Ständen und Bildungen, auf die einzelnen Individuen auffallend wirken müsse. —

Auch zugegeben, dass Einzelne nur aus Neugierde dem Bunde beygetreten sind: würden sie denn nicht, wenn sie das, was sie zu wissen verlangten, erfahren, aber nichts gefunden hätten, was ihrer ferneren Aufmerksamkeit würdig wäre, wieder abgetreten seyn? Oder wenn sie auch das, um nicht verlacht zu werden, nicht gewollt, würden sie nicht wenigstens den Besuch der Maurerversammlungen vernachlässigt, und sich nach und nach zurückgezogen haben? Bey den Meisten findet sich aber gerade das Gegentheil; sie beschäftigten sich auf das Eifrigste damit; sie verheimlichten es nicht, dass sie den Bund hochschätzten, dass sie ihm ihre edelsten Genüsse zu danken hätten. In der That, ein Verein der Art, dem man als solchem nie den entferntesten Vorwurf mit Recht machen konnte, als ob er dem öffentlichen oder dem Privat-Leben, dem Staate, oder der Religion Nachtheil gebracht, und der sich so lange erhalten, ohne dass sich seine Mitglieder verringerten, die sich vielmehr von Jahr zu Jahr vermehren: ein solcher Verein ist doch wohl eine seltene Erscheinung zu nennen, und der aufmerksamsten Beobachtung würdig. In dieser Hinsicht glauben auch wir uns verpflichtet, nichts zu übergehen, was irgend ein Licht auf seine Bestrebungen, auf sein Wirken, auf seine Geschichte und auf seine Literatur werfen kann. Noch mehr nimmt er unsere Aufmerksamkeit deswegen in Anspruch, weil er in der neuesten Zeit so häufig besprochen wird; weil er, und zwar gerade in den grössten und cultivirtesten Staaten, nicht etwa nur geduldet, sondern gebildet und beschützt wird; weil in diesen bald die regierenden Fürsten selbst, bald die ersten Prinzen des Hauses, oder die ersten Staatsbeamten den thätigsten Antheil daran nehmen, während er wieder in anderen Ländern ganz verboten worden. Auffallend ist es daher, dass es in Baiern unter einer Regierung, die billig unter die hellsehendsten zu rechnen ist, indem er als nützlich anerkannt, auch als ein solches Institut geschützt wird, doch allen Staatsdienern, vom höchsten bis zu dem kleinsten, verboten ist, sich damit zu befassen, und dass sogar diejenigen, die schon lange eingeweiht waren, sich verbindlich machen mussten, ihm zu entsagen. Aus allem diesem geht hervor, dass man das Wesentliche dieser Verbindung noch nicht hinlänglich erkannt; dass die Stimmen über seine Nutzbarkeit oder Schädlichkeit, über seine Beybehaltung oder Entbehrlichkeit noch sehr getheilt sind, und dass es deswegen kein überflüssiges Bemühen seyn möchte, die Gründe beider Theile unbefangen zu prüfen, um sie auf diese oder jene Weise zu vereinigen; zumal da sich dieser Bund immer mehr verstärkt und verbreitet, und trotz der Verschiedenheit der über ihn gefällten Urtheile, seine stille Bahn, Niemand beleidigend, sich selten vertheidigend, fortwandelt, und was durchaus nicht zu leugnen ist, es oft durch edle und wohlthätige Anstalten beurkundet, dass seine Zwecke edel und gut seyen.

Auf der anderen Seite ist es freylich eben so wahr, dass ausser der Religion kein Institut so sehr gemissbraucht wurde, und hie und da so ausgeartet ist, als eben dieses. Unter seinem Namen haben sich zu allen Zeiten die schlauesten Betrüger verborgen, und heillose Spiele getrieben, und die gefährlichsten Schwärmer haben von jeher die Freymaurerlogen zu ihrem Tummelplatz gewählt. Und auch in dieser Hinsicht mag es Pflicht seyn, da das Geheime oder nur geheim Scheinende für alle Menschen, besonders aber für unerfahrene Jünglinge, so vielen Reiz hat, diese vor Betrug und Täuschung zu warnen.

Darin liegt nun auch das einzige Verdienst des vor uns liegenden Werkes, dass es diese Täuschungen aufdeckt, und die Schwärmereyen an das Licht zieht, zu denen die Freymaurerey in älteren und neueren Zeiten gemissbraucht worden. Zu wünschen wäre es freylich, dass der Vf. das Ganze mit mehrerer Wahl geordnet hätte. Auch würde er sich um das Geschichtliche der Freymaurerey weit verdienter gemacht haben, wenn er die Quellen angegeben, aus denen er geschöpft, um die Wahrheit seiner Angaben zu beglaubigen, wiewohl wir es leicht begreifen, dass dieses nicht immer thunlich gewesen. Wir müssen indess diese Angaben so lange für wahr anerkennen, bis das Gegentheil erwiesen ist.

Wir beeilen uns nun, den Inhalt des Buches in der Kürze anzuzeigen, und zu bemerken, was wir mit der ächten Tendenz der Freymaurerey übereinstimmend finden, oder was wir für schädliche Auswüchse derselben zu halten uns berechtigt glauben. Nach dem, was uns sehr achtungswürdige und erfahrene Freymaurer von ihrer Verbindung versichern, und was sich auch in ihren bekannt gewordenen Constitutionen ausgesprochen, ist der einzig wahre Zweck derselben: Die moralischen Anlagen ihrer Mitglieder durch geselliges Zusammenwirken immer mehr zu entwickeln und auszubilden, einander wechselsweise Liebe, Hülfe und Treue zu widmen, und nach gleichen Grundsätzen gegen Alle ausser der Gesellschaft zu handeln. Es ist, sagen sie, weniger ein Institut zur Ausbildung des Verstandes, als des Herzens und eines moralischen Gefühls. Diese Angabe muss also den allein richtigen Maasstab abgeben, nach dem alle maurerischen Systeme zu beurtheilen sind.

Gleich das erste, mit dem uns der Vf. bekannt macht, ist das der *Kleriker*, wie solches der verstorbene Oberhofprediger in Darmstadt, Freyherr *von Starke*, gegeben, und zu verbreiten suchte. Da dieser Mann noch im Jahr 1803 gelebt, und unseres Wissens nicht widersprochen, oder sich dagegen vertheidigt hat, müssen wir es für ächt anerkennen. — Das Ganze ist in sieben Grade abgetheilt. Die ersten drey, sind den gewöhnlichen 3 Johannis Graden die man hier und da beschrieben findet, ziemlich getreu nachgebildet. Der vierte heisst der *Jung-Schotte*; der fünfte, der altschottische Alt-Meister, der sechste, der Provincial-Capitular vom rothen Kreuz; der siebente der Magus, oder Ritter der Klarheit und des Lichts. Alle diese sogenannten höhern Grade strotzen von unverständlichem Geschwätz über den ersten Urstoff der Materie, dem der Stein der Weisen entwachsen soll. Kaum begreiflich ists, wie sich irgend ein vernünftiger oder etwas gebildeter Mann durch solche flache Vorspiegelungen,

durch solche ungereimte Versicherungen konnte anlocken und täuschen lassen, und noch unbegreiflicher, wie sich der Freyherr *von Starke* zu solchem Betrug hingeben konnte. Im sechsten Grad wird der altschottische Altmeister zum *unbekannten Obern des Ordens eingeweiht*. Im siebenten Grade findet kein Ritual, keine Ceremonie statt. Ganz offen und unverschleiert soll das grosse alchemische Geheimniss gelehrt werden. Und wirklich geschiehet dieses in 21 Fragmenten. Wer Geduld genug hat, sie durchzulesen, und scharfsinnig genug ist, sie zu verstehen, der hat den ächten Stein der Weisen gefunden, und wird ohne Anstrengung glücklich und reich werden. Es muss aber allen Eingeweihten an beiden Eigenschaften gefehlt haben, weil kein Beyspiel bekannt geworden, dass irgend jemand durch diese Anweisungen glücklicher und reicher geworden. Das Abscheulichste bey diesen Vorspiegelungen ist der Missbrauch der Religion und der heiligen Schrift. Denn so sprechen die weisen Meister: um diese Gabe Gottes, die Kunst Gold zu machen, zu erlangen, muss man im hohen Grad fromm und gottesfürchtig seyn, und alle Arbeit, nämlich alle alchemische, mit Gebet anfangen. In unserer Bibel steht aber nichts davon, dass das Gebet zu solchen losen Künsten gemissbraucht werden soll.

Zu hoffen ist, dass dieses Klerikat mit seinem Urheber abgestorben; doch mag man es dem Herausgeber danken, dass er es öffentlich bekannt gemacht, damit es nicht später, als etwas Neues, von Betrügern benützt werde, unerfahrne Jünglinge und leichtsinnige Männer um Geld und Zeit zu bringen, oder zu etwas Ärgerm zu verführen. Denn da, wo *geheime* und *unbekannte Obere* spuken, ist stets etwas Unrechtliches, Gefährliches, das Licht Scheuendes, im Hinterhalt. Es sey also ein Warnungsspiegel für jeden Deutschen Jüngling, sich mit keinem Freymaurer-System zu befassen, in welchem höhere Grade vorhanden sind. Denn sie sind wohl alle, mehr und minder, gefährliche und betrügerische Auswüchse dieses Vereins.

Zwischen den fünften und sechten Grad dieses mystischen Systems ist ein anderer (warum? ist nicht abzusehen) nicht dazu gehöriger Grad eingeschaltet, nämlich: *der Schottische Meister und Ritter des heiligen Andreas von Schottland, nach dem alten System von 1765*. Dieser Grad ist historischen und moralischen Inhalts, und leitet den Ursprung der Freymaurerey aus den Kreuzzügen ab. Ohne zu untersuchen, ob diese Hypothese historischen Grund habe, oder nicht, müssen wir diesem Grad das Verdienst zugestehen, dass er klar und verständig geschrieben, keine theosophische Schwärmereyen, oder alchemische Thorheiten, vielmehr sehr gute moralische Vorschriften enthält.

Die zweyte Abtheilung dieses Buchs lehrt uns *das System des hochwürdigen, mächtigen und weisen Ordens der Ritter und Brüder des Lichts* kennen.

Wenn wir bemerken, dass dieses System 5 höhere Grade hat; dass der Freymaurer im 4 zum Leviten, und im 5 zum Priester geweiht wird: so hoffen wir, dass uns unsere Leser alles andere Detail erlassen werden. Unseres Wissens waren die *Maurer* alter Zeiten, an die sich die Freymaurer angeschlossen, einfache, brave und schlichte Arbeiter; aber weder Ritter, noch Leviten, noch Priester! Was daher solche hochtrabende Namen führt, ist Erfindung des Egoismus der neuern Zeit, und darf unbedenklich für unächt und falsch erklärt werden. Zur Ehre des menschlichen Verstandes wollen wir glauben, dass dieser Orden nie in Wirklichkeit getreten, und dass er lediglich Ausgeburt einer verirrten und erhitzten Phantasie, wenn nicht des Betrugs, gewesen. Wenn wir unsere Leser versichern, dass das Ganze alchemisches und theosophisches Dunkel ist, dass auch bey diesen Aufnahmen der Namen Gottes und die trefflichsten Stellen aus der Bibel häufig gemissbraucht worden, um den Aufzunehmenden Sand in die Augen zu streuen: so wird dieses ein hinlänglicher Beleg seyn, unser Urtheil zu begründen. Eine tiefer eingehende Prüfung darf ohnehin hier nicht Statt finden. — Hierauf folgt: *Aufschluss über den höchsten Zweck des Ordens, nach dem System der Kleriker der Tempelherren.* Nachdem in einem Gespräch bewiesen wird, dass der Baron von *Gugomos*, der zu seiner Zeit eine kurze Rolle in der Freimaurerey gespielt, eben auch ein falscher Prophet gewesen, werden uns zwey schauerliche Geschichten von Geisterbeschwörungen erzählt, bewirkt durch einen *Hochwürdigen Kleriker*. Wenn Künste der Art die höchsten Zwecke des *Klerikats* gewesen, so muss man immer mehr erstaunen, wie sich ein evangelischer Prediger zum Apostel dieses Systems hingeben konnte. Ohne Zweifel ist ihm dieser Aufsatz, der auch schon im Jahr 1805 gedruckt wurde, unbekannt geblieben; denn es wäre sonst ganz unbegreiflich, wie er darüber hätte stillschweigen können; zumal da der Herausgeber die Ächtheit dieses Actenstücks mit seiner Ehre verbürgt. „Er habe es, so sagt er, aus dem Nachlass des Baron *von Schröder*, der es vom Original, das ihm der Minister *von Wöllner* mittheilte, abgeschrieben. Es sey ein Bericht Lord *Williams* an eine geheime Comité der stricten Observanz, von der *Wöllner* ein Mitglied gewesen. Wir überlassen unseren Lesern zu bestimmen, was von einem solchen Prediger, was von einem solchem Minister zu urtheilen sey.

Wir finden nun eine *Copie der Erklärung des ersten Grads der Freymaurerey*, und ein Schreiben aus Schlesien gleichen Inhalts, beides von Baron *von H.* (*Hund*). Dieser war bekanntlich der Stifter des sogenannten freym. Systems der *stricten Observanz*, das sich stets verbreitet, viele Anhänger gefunden, und ziemlich lang erhalten hat. Dass diese stricte Observanz, wenn sie auch in ihren höhern Graden nur zweifelhafte historische Hypothesen vortrug, doch von einer viel bessern Tendenz gewesen, als die der geheimen Comité, beweiset diese schöne, klare, von aller Geheimnisskrämerey entfernte moralische und religiöse Erklärung. Dass diese stricte Observanz weder alchemische, noch magische Künste zu lehren, beabsichtigte, gehet aus folgender Stelle S. 160 hervor: „Wer aber nach geheimen Dingen strebt, und *Wissen für Erkenntniss* nimmt, der bleibt in Finsterniss, und kann ihr zum Raube werden. Und einem solchen

möchte es besser seyn, er wäre nie in den Orden gekommen" und S. 186 lautet die Antwort auf die Frage: „Wer ist ein Freymaurer?" — ein Mann der getrieben durch sein Bedürfniss, das Böse überwindet, das Menschliche scheidet, und seinen Willen der ewigen Vernunst zu unterwerfen vermag.

Hierauf stossen wir wieder auf eine Aufnahme zur hohen Schottischen Meister-Loge, nebst Erklärung des Teppichs, wie solches *in der hohen Schottischen Loge, der Schottisch-Englischen und Italiänischen Provinz gebräuchlich ist. vom Jahr 5680*; der dann die Englische oder Ritter-Loge angefügt ist. Beides zielt meist auf das Historische des Tempelordens. Die Benennung *Englische Loge* ist wohl nur ein Aushängeschild, um dem Ganzen mehr Ansehen zu geben, und die Neugier anzulocken. Denn unseres Wissens haben die Englischen Logen keine höheren Grade. ausser dem Verein der *Royal Arch*, der aber mit eigentlicher Fr. M. keinen Zusammenhang hat.

Das dritte Bändchen enthält hauptsächlich die *Handlungen der freyen und angenommenen Maurer-Brüder der grossen Landesloge in Berlin; oder das Zinnendorfische System*, das dem Schwedischen nachgebildet ist. Nach diesem ist die Fr. M. eine mystisch-symbolische Vorstellung der Hauptlehren des Christenthums. So viel sich auch zum Vortheil dieser Idee möchte sagen lassen; so glauben wir doch, dass sie nicht die einzig wahre sey, die der Fr. M. unterliegt. Inzwischen wäre sie nicht die verwerflichste. Nur brauchte niemand *Freymaurer* zu werden, wenn diese Idee die richtigste wäre; weil zur Beförderung des Christenthums Anstalten genug vorhanden sind, die Freymaurer keine kirchlichen Missionärs seyn sollen, und das wirklich Vorhandene mehr Werth hat, als sein Symbol.

Hierauf folgen mehrere Schreiben des verst. Hofpredigers *Starke* an einen seiner Jünger, den Hn. von *Raven*, dann an den Prinzen von Meklenburg und an mehrere Personen. Diese Briefe sind in sofern das Wichtigste des Buchs, als sie uns mit den Grundsätzen und dem Charakter eines Mannes bekannt machen, dessen Lebensgeschichte, rücksichtlich seiner Ordensverhältnisse, noch immer im tiefsten Dunkel liegt. Aber auch noch nach Durchlesung dieser Briefe, möchte es schwer zu entscheiden seyn, ob Er der Betrogene und Leichtgläubige, oder ob er ein Werkzeug in den Händen böser Menschen gewesen, ob er die, welche ihn zu missbrauchen gesucht, gekannt oder nicht: oder ob er sich aus eigenem Antrieb eine Celebrität erstreben, den Zeitgeist, die Begierde, geheime, übernatürliche Dinge zu erlernen, benutzend, sich einen grossen Anhang verschaffen wollte. — Ihm zur Seite steht ein zweyter Schwärmer, der Freyherr von *Gugomos*, von dem auch ein paar Briefe zum Besten gegeben werden.

Das vierte Bändchen enthält mehrere kleine Aufsätze die F. M. betreffend. Zuerst *Bemerkungen über die ersten 5 Grade des Zinnendorfischen Systems.* — Unbedeutend. Dann, *über die Maurerey, und deren Endzwecke.* Eine gut geschriebene nüchterne Apologie der Gesellschaft. Ferner: *Sammlung einiger Nachrichten, die Freymaurerey angehend.* Eine kleine Chronik ihrer Geschichte. Bekannte Dinge, aus Zeitungen und Taschenbüchern zusammengeschrieben. *Der Orden des Ächten.* Eine Nachahmung der F. M. wahrscheinlich zum geselligen Vergnügen irgend einer Gesellschaft guter Freunde erfunden. Endlich ein *Verzeichniss des Personals der grossen Loge in Berlin, Royale-York zur Freundschaft, und ihrer Tochter-Logen*; welches wohl nur beygedruckt wurde, um den Platz auszufüllen.

Der kurzen Vorrede, die dem 5ten Band vorgesetzt ist, ist der Name *Herold* unterzeichnet. Ob es der wahre Name des Herausgebers, oder ein erdichteter sey, können wir nicht angeben. Dieser Band enthält 27 kleine Aufsätze über mehrfache Gegenstände der F. M., von denen wir nur einige wenige interessante auszeichnen. — No. 5. ist ein Auszug aus Bode's Bedenken, das ihm Herzog von Braunschweig im Jahr 1781 abverlangte, ehe er den Maurerschen Convent zu Wilhelmsbad besuchte. *Bode* war der Meinung, die Jesuiten hätten den F. M. im 17ten Jahrhundert gestiftet, um dadurch der katholischen Kirche den Verlust zu ersetzen, den sie durch die Kirchenreformation erlitten habe. Sie hätten gehofft, diesen Verein als einen neuen Werbplatz zu benutzen, und besonders solchen als ein Mittel zu gebrauchen, die Römische Kirche in England wieder herzustellen, so wie später durch die höhern Grade für den Prätendenten zu wirken. Im letzten Falle mag er wohl richtig geurtheilt haben; da aber die F. M. wie man jetzt historisch erweisen kann, älter ist, als der Orden der Jesuiten; so fällt die Hypothese, dass sie die Stifter derselben waren, von selbst weg. Die ächte F. M. hat nie begehrt, sich in Religionsstreitigkeiten zu mischen, vielmehr hat man ihr die erste Idee wahrer und vernünftiger Toleranz zu danken. Eben so wenig beschäftigt sie sich mit Politik. Es war immer schändlicher Missbrauch derselben, wenn ihr dergleichen Zwecke untergelegt wurden. Wäre aber, wie *Bode* vermuthete, die F. M. eine Erfindung Römischer Priester: so wäre es nicht wohl zu erklären, warum sie gerade in Katholischen Ländern so selten eine günstige Aufnahme gefunden, und warum der Papst bald nach ihrer Bekanntwerdung den Kirchenbann über sie ausgesprochen. No. II. *Das System der stricten Observanz, und deren vorzüglichste Kapitel-Herren, mit ihren bürgerlichen und Ordens Namen.* Der Vf. dieses Aufsatzes scheint ein Jünger von *Bode* zu sey. Auch er sieht überall Jesuiten hinter dem Vorhang. Auch an diesem System, das nur fragmentarisch eingerückt ist, sollen sie Antheil gehabt haben. Interessant sind die Namen der Ordensglieder, die in dem 6 und 7 Decennio des verflossenen Jahrhunderts am wirksamsten waren. Man findet hier sehr achtbare Namen, Männer von bekanntem, edlem Character und gutem Ruf. No. 12 *Etwas vom Schwedischen und Zinnendorfischen System.* Ob ächt, ist zu bezweifeln.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Berlin, b. Schöne: *Der Signatstern, oder die enthüllten sämmtlichen sieben Grade der mystischen Freymaurerey, nebst dem Orden der Ritter des Lichts für Maurer und die es nicht sind*; aus dem Nachlass des verstorbenen hochp. Bruders W... an das Licht des Tages befördert von seinem Freund und Bruder B... u. s. w. I bis VIII Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

No. 14 *Ein kurzer Abriss des Fesslerischen Systems und dessen höhere Erkenntniss-Stufen*; theils historischen, theils moralisch-theosophischen Inhalts. No. 16 Die *Illuminaten*. Ob wir uns gleich nicht entschliessen möchten, eine Apologie dieses Ordens zu schreiben; so sind doch die verbrecherischen Lehren und Absichten, die ihm der Vf. dieses Aufsatzes Schuld giebt, gewiss unwahr. „Die Zulassung zu den drey höhern Graden, sagt der Referent, wurden jedem verweigert, der sich *noch* zu einer der christlichen Confessionen bekannte. Wollust wurde wieder zu dem Range erhoben, den sie in der epicureischen Philosophie hatte. Selbstmord wurde durch stoische Grundsätze gerechtfertigt. In den Logen erklärte man den Tod für einen ewigen Schlaf; Treue und Vaterlandsliebe für Vorurtheile kleiner Seelen.“ Wenn auch Weishaupt, der sich ganz gewiss bey Stiftung dieser Verbindung einen guten und edlen Zweck zu erreichen vorgesetzt hatte, in den Mitteln dazu geirrt hätte; wenn auch einige seiner Schüler diesen Zweck verkannten, oder eine Moral predigten, die nicht die reinste gewesen: so haben sie doch gewiss nie dergleichen abscheuliche Grundsätze gelehrt, oder zu verbreiten gesucht. Solche notorische Unwahrheiten und Verleumdungen machen auch das Wahre, das sich etwa in diesem Aufsatz finden möchte, verdächtig. Sollte es aber auch wirklich in diesem Orden solche Verworfene gegeben haben: so ist doch wohl das Schlimme, das sie gelehrt oder gethan, nur ihnen, nicht dem ganzen Verein zuzuschreiben. No. 19. *Einige nicht uninteressante Notizen von den neuen Rosenkreuzern*. Wir hoffen zur Vorsehung, dass die geheime Verbindung, die sehr viel Böses gestiftet, und durch ihre betrügerischen Vorspiegelungen und Versprechungen viele rechtliche Leute unglücklich gemacht, ausgestorben sey. Das unglückliche Schicksal des Obrist von Szekely, das lediglich durch diese Leute über ihn gebracht wurde, mag allein ein hinlänglicher Beleg unserer Behauptung seyn. *Meusel's vermischte Nachrichten und Bemerkungen historischen und litterarischen Inhalts.* No. 25. *Zerboni Versuche in der Freymaurerey.* Auch blieb es nur bey einem Versuch, der für den Erfinder unglücklich genug ausgefallen, und ausfallen musste, weil er Eingriffe in die bestehende Staatsverfassung beabsichtigte. Politik ist der wahren Maurerey ganz entgegen, oder vielmehr ganz fremd, da schon das erste Gelübde, das ihre Mitglieder, wie allgemein bekannt ist, leisten müssen, sie verbindet, sich nie in den Logen damit zu befassen, und unter jeden Umständen der bestehenden Staatsverfassung zu huldigen und getreu zu bleiben. No. 26. *Resultate über die Natur und Geschichte der F. M.* enthalten nichts Neues oder Bemerkenswerthes. Das Beste ist aus Nicolai's Schriften entlehnt.

Im 6 Band ist eine weitläuftige und langweilige Abhandlung *über die Verschiedenheit der Meinungen über den Ursprung der F. M.* aufgenommen. Sie ist wahrscheinlich aus dem Französischen übersetzt, und enthält noch mehr, als der Titel verspricht, nämlich eine weitschweifige Entwickelung der Maurerey, und eine Apologie derselben. Der historische Theil, von dem man am meisten erwarten sollte, ist gerade der oberflächlichste. Am Ende S. 186 sind die *Pflichten der Ritter vom Orient* angehängt. Eigentlich nur ein Plan, die F. M. — freylich nur nach dem Sinne des Vf. — zu verbessern, der wohl nie zur Ausführung gekommen.

Der 7 Theil enthält 18 maurerische *Reden*, die wahrscheinlich schon meist einzeln gedruckt waren. Man sieht offenbar, dass es dem Herausgeber und Verleger nur darum zu thun war, viele Bände zu füllen. Am Ende die *Statuten der unbekannten Philosophen oder Adepten;* welche Johann Joachim d'Estringel zuerst soll heraus gegeben haben. Da Rec. selbst weder Goldmacher ist, noch es für nöthig und nützlich hält, andere zu der Erlangung dieser zweifelhaften Kunst einzuladen, die so manchen braven Mann um Gesundheit und Vermögen gebracht: so wird man ihn entschuldigen, wenn er keinen Auszug, weder von den Gesetzen, noch von den unverständlichen Lehren dieser Unbekannten zu geben sich verpflichtet fühlt. Zur Ehre unses Zeitalters darf man überhaupt vermuthen, dass sich

der Glaube an die mögliche Verwandlung unedler Metalle in edlere, der ehedem sehr allgemein war, meist verloren hat, und sich wahrscheinlich immer mehr verlieren wird.

Der 8 Theil ist nach des Herausgebers Versicherung aus einem bereits gedruckten Werke, welches aber nicht ins Publicum gekommen, und nur an Maurer als Manuscript mitgetheilt worden, genommen; und also vorzüglich für Nichtmaurer bestimmt. — (Wie die Folge aus dem Vordersatz fliesse, ist schwer zu begreifen; denn wenn es nur als Manuscript für Maurer bestimmt war; so konnte es ja eben desswegen nicht für Nichtmaurer bestimmt seyn.) „Es enthält — fährt er fort — einen Versuch eines allgemeinen und bedingten Logenrechts." — Dieses Logenrecht ist aber nichts, als ein unerlaubter Nachdruck. Der Herausgeber hat nämlich aus der zweyten Ausgabe von *Fesslers sämmtlichen Schriften über F. M.* (Freyberg 1805) die ersten 100 Seiten, ohne das Buch zu nennen, wörtlich wiederholt, um seinem Werk noch einen Band anhängen zu können.

H. S.

Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Geschichte der Freymaurerey aus authentischen Quellen*, nebst einem Bericht über die grosse Loge in Schottland von ihrer Stiftung bis auf gegenwärtige Zeit, und einem Anhang von Original Papieren. Edinburg von *Alexander Lawrie*. In das Deutsche übersetzt, von D. *C. F. A. Burkhardt*, mit erklärenden, berichtigenden und erläuternden Anmerkungen und einer Vorrede von D. *C. Chr. Fr. Krause*. 1810. XXVIII u. 378 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Wenig unterhaltend und unterrichtend würde dieses Buch für Freymaurer und Geschichtsfreunde seyn, hätte es nicht durch die Vorrede und Anmerkungen des Hn. D. *Krause* vielfaches Interesse gewonnen. Dieser Anmerkungen wegen scheint auch der Übersetzer veranlasst worden zu seyn, es dem Deutschen Publicum in die Hände zu geben. Sie können als eine ausführliche, und gründliche Recension des ganzen Werkes angesehen werden. Und wer hätte sie verständiger und unterrichtender liefern können, als ein Mann, der seine Vertrautheit mit der Geschichte und der wahren Tendenz der Freymaurerey schon durch mehrere Schriften über diesen Gegenstand beurkundet hat? Es bleibt daher Rec. nichts übrig, als den Inhalt des Buchs anzuzeigen, und den Lesern jene Bemerkungen zu empfehlen, aus denen es schwer seyn möchte, einen Auszug zu machen, da sie vielmehr als ein für sich bestehendes zusammenhängendes Ganzes anzusehen sind. Doch können wir Hn. *K.* nicht in allen seinen Meinungen unbeschränkt beystimmen. So sucht er z. B., in nachfolgender Stelle der Vorrede den Gesichtspunct anzugeben, aus dem das Werk des Schottländers zu beurtheilen sey. Diese Schrift, sagt er, S. VI, habe zur Idee einer Geschichte der F. M. - Brüderschaft ein sehr geringes, und zugleich ein sehr unlauteres Verhältniss. „Gewiss, fährt er fort, liegt der Freymaurerbrüderschaft eine grosse heilbringende, dem Menschheitsleben wesentliche Idee zum Grunde, aber wie es immer im Anbeginn grosser geschichtlicher Entwickelungen ist, noch fast bewusstlos, und wie durch höheren Instinct. Wer diese Idee nicht kennt, sondern sie kaum ahnet, der wird sich den *hergebrachten Grundsätzen der Verheimlichung und absichtlichen Täuschung* nur zu leicht, und unbedachtsam fügen. Unter diese Freymaurer gehört nun *Lawrie* offenbar; denn er tritt nur mit solchen Thatsachen, und mit ihnen so weit hervor, als es zu seinem besonderen Zweck dient, ja er verläugnet nur zu oft, die ihm wohlbekannte Wahrheit, sobald ihr Geständniss mit einem Zwecke streitet, oder ihm den Unwillen seiner grossen Loge zuziehen könnte."

Dieses Urtheil ist ohne Zweifel viel zu streng. Denn wenn gleich nicht zu leugnen ist, dass *Lawrie* dieses Buch hauptsächlich desswegen geschrieben, um die Schottische F. M. als die erste und älteste, und die grosse Loge von Schottland als die Mutter aller anderen zu rühmen: so lässt er doch auch der Englischen, so wie den Logen auf dem festen Lande, besonders den Deutschen, volle Gerechtigkeit widerfahren; und nirgends können wir finden, dass er seine Leser *vorsetzlich* habe täuschen wollen.

Das ganze Werk theilt sich in zwey Abschnitte. Der erste enthält die authentische Geschichte der F. M. im Allgemeinen, der andere die besondere der grossen Loge von Schottland.

In der Darstellung der ersten holt der Vf. freylich sehr weit aus, und seine Geschichte hat daher viel Ähnliches mit der des Andersonschen Constitutions-Buches, die mehr den Namen einer Chronik, aus Sagen, die ans Fabelhafte grenzen, zusammengesetzt, als den Namen einer beurkundenden Geschichte verdient.

Wenn ein geschickter Baukünstler, ausser seinen Handgriffen, auch noch einige wissenschaftliche Bildung haben muss; wenn es ihm, besonders in den ältesten Zeiten, dadurch leichter wurde, den Gesichtskreis seiner Einsichten zu erweitern, *und seine* Ideen mehr aufzuhellen und zu ordnen, und wenn er überhaupt Gelegenheit hatte, seinen Schaffsinn mehr zu üben, als seine übrigen Zeitgenossen: so lässt sichs zwar begreifen, dass er sich, bey der ersten Gründung bürgerlicher Gesellschaften, auch eher über die beschränkte Verständigkeit seiner Mitbürger erheben konnte; aber es folgt keineswegs daraus, dass, wie uns der Vf. überreden will, schon desswegen alle Baumeister der ältesten Zeit Freymaurer gewesen sind. Weil ferner die Zwecke, die Gebräuche, die Ceremonien der verschiedenen geheimen Gesellschaften des Alterthums und des Mittelalters viele Ähnlichkeit mit den Zwecken und Symbolen der Maurerey hatten: so will auch in diesen der Vf. überall die Uranfänge der F. M. finden. Hr. *Krause* hat diese Meinungen in seinen Anmerkungen so gründlich und belehrend bestritten, dass wir uns hier lediglich auf sie beziehen dürfen.

Erst auf der 49 S. kömmt der Vf auf die wandernden Corporationen der Bauleute in den mittlern Jahrhunderten, in denen auch die Forschungen neuerer

Deutscher Schriftsteller, mit vieler Wahrscheinlichkeit, die ersten Keime einer solchen moralischen Verbrüderung zu finden glauben, welche heut zutage unter dem Namen *Freymaurerey* bekannt ist. Diese Baucorporationen haben sich in Britanien, besonders in Schottland am längsten erhalten, wo auch ihre Mitglieder den Namen *freyer Maurer* angenommen haben. Um vieles interessanter würde aber die Geschichte dieser dem Mittelalter ganz eigenen Baugesellschaften ausgefallen seyn, wenn sich der Vf. die Mühe gegeben hätte, den Quellen nachzuspüren, aus denen sie die in ihren Ordnungen vorkommenden, reinen moralischen Gesetze geschöpft haben.

Bekanntlich standen nicht nur die Geachtetesten ihrer Mitglieder an der Spitze dieser Gesellschaften, sondern nicht selten auch Geistliche, die im Bauwesen erfahren waren; und zwar Geistliche, die sich ziemlich unabhängig vom Römischen Stuhl und seiner Lehre erhalten hatten; und es hat daher viele Wahrscheinlichkeit, dass es diese gewesen, welche ihnen Ordnungen und Gesetze vorgeschrieben, durch die nicht allein die Ehre der Kunst und des Handwerks bewahrt, sondern auch die Sittlichkeit und Religiösität aller Mitglieder und Theilnehmer gefördert werden sollte. Dieses sind wenigstens die Muthmassungen Deutscher Schriftsteller, denen auch Hr. *K.* in seinen Bemerkungen beytritt.

Nach demselben wurde durch eine solche Baugesellschaft die Abtey zu *Kilwinning* erbaut, so wie mehrere Klöster, Kathedralen und andere Kirchen. Denn in jenen Zeiten konnten auf die Pracht solcher Gebäude um desswillen grosse Summen verwendet werden, weil der Schottische Klerus sehr reich war, und den grösseren Theil der Ländereyen des Königsreichs im Besitz hatte. Da es auf diese Weise den Baugesellschaften nicht an gutem Erwerb fehlte, so erhielten sie sich auch in Schottland und England am längsten, und mit ihnen wurde dann auch die freye Maurerey in beiden Reichen einheimisch. Späterhin wurden zwar diese Corporationen durch die Einführung der Zünfte aufgelöst; dennoch behielten diese die alten Ordnungen und Gesetze, die eigentlichen Keime der jetzigen Freymaurerey, bey. Dass sie unter diesem Namen bis in das 13te Jahrhundert fortgeblüht, lässt sich geschichtlich beweisen. Aber schon unter der Regierung Heinrich VI musste sie ihre erste Verfolgung erleiden. Im dritten Jahr seiner Regierung, 1425 erliess nämlich das Parlament eine strenge Acte gegen die Brüderschaft, nach der sie keine jährlichen Versammlungen mehr halten, diejenigen aber, die solche halten würden, als Verbrecher angesehen, und bestraft werden sollten. Sehr interessant wäre es gewesen, wenn der Vf. der Ursache dieses Verbots genauer nachgeforscht hätte; er hat aber sich begnügt zu sagen, dass es auf Antrieb Heinrich Beauforts, Bischofs zu Winchester, des Erziehers des Königs, geschehen sey. Vielleicht hatte dieser sich mit ihren reinern moralischen und religiösen Grundsätzen bekannt gemacht, solche nicht vollkommen mit den Lehren der Römischen Curie übereinstimmend gefunden, und desswegen bey ihrer Verbreitung Gefahr für die herrschende Kirche befürchtet. Indessen kam diese Acte nicht zum Vollzug; denn schon 1429 wurde eine grosse Loge zu Canterbury unter Begünstigung des Erzbischofs selbst gehalten. In Schottland genoss sie des Schutzes Königs Jacobs des I und IV. Der erstere versicherte jedem Grossmeister, der von den Brüdern bald aus dem Adel, bald aus dem Klerus gewählt wurde, ein jährliches Einkommen von 4 Schottischen Pfunden von jedem Meister Maurer, so wie etwas Ähnliches bey der Aufnahme jedes neuen Mitgliedes. Der zweyte ernannte den Grafen William Sinclair, Baron von Roslin zum Grossmeister, und zwar mit dem Vorrecht, dass diese Würde der Familie erblich bleiben sollte; welches auch bis zur Einrichtung der grossen Loge von Schottland, A. 1736 fortdauerte. Dass schon in jenen ältern Zeiten Personen zu Mitgliedern der Brüderschaft aufgenommen wurden, die keine Maurer von Handwerk waren, hat der Vf. siegend, gegen die Behauptung D. Robisons bewiesen.

Dieser Einrichtung und Verfassung getreu, verbreitete sich die F. M. über ganz Grossbritannien, bald in grösserem, bald in minderem Ansehen stehend. Nur im Anfang des 18 Jahrhunderts, nach der Regierung der Königin Anna, scheint sie im Süden von England in Abnahme gekommen zu seyn. „Es existirten nur noch 4 Logen in diesen Gegenden, und es war wenig Hoffnung zu ihrer Wiederbelebung, so lange der Sitz der grossen Loge in einer so entfernten Stadt, wie York, war. Unter diesen Umständen kamen diese 4 Logen im J. 1717 zusammen, constituirten sich zu einer eigenen grossen Loge, und wählten den Esq. Antonius Sayer zu ihrem ersten Grossmeister.

Dieses Jahr ist als das eigentliche Geburtsjahr *der* Maurerey anzusehen, die noch in ganz Europa gehegt und gepflegt wird, und seit der Zeit sich über alle Erdtheile verbreitet hat. Diese neue grosse Loge war es, die die F. M. reformirte. Sie schied die moralischen Grundsätze, die sie darin vorfand, von der operativen Maurerey ab; nur die ersten einer weiteren Fortpflanzung auf die Nachkommen werth achtend, die letztere den Handwerkszünften überlassend, die sich in dieser Zeit vollkommen ausgebildet hatten.

Indess bestand die grosse Loge in York nach ihrer alten Verfassung noch immer fort, und im J. 1734 brachen zwischen dieser und der neuen Londner grossen Loge Misshelligkeiten aus, die zum Nachtheile der F. M. lange fortdauerten.

Im J. 1730 wurde die F. M. in Ostindien bekannt; im J. 1730 die grosse Loge in Irrland, 1731 eine Loge im Haag, im J. 1736 eine zu Cap Coast in Afrika gestiftet. Um diese Zeit wurde auch die F. M. in Deutschland bekannt, wo sie sich schnell verbreitete. In Frankreich soll sie nach dem Vf. schon lange vor der Vertreibung der Stuartischen Familie bekannt gewesen seyn. Aber auch hier mag *Lawrie*, wie er öfter thut, die operative von der scientifischen Maurerey nicht scharf genug unterschieden haben. Indem der Vf. die weiteren Fortschritte dieser Verbindung auf dem festen Lande erzählt, erwähnt er auch der Verfolgungen, die

fie in Portugall, Holland, Italien und anderen Orten erfahren hat. Selbft die Gefchichte des Illuminatismus wird hier eben fo richtig, als unpartheyifch erzählt; ob folche gleich in keiner eigentlichen Verbindung mit der F. M. fteht, deren Grundfätze denen der Illuminaten geradezu widerfprechen. Selbft die im J. 1799 erfchienene Parlamentsacte, nach der in England keine neuen Logen errichtet werden follten, hat der Vf. nicht anzuführen vergeffen. Da diefe Acte damals aus Beforgnifs wegen des allenthalben fpukenden Revolutionsgeiftes gegeben worden: fo ift es ziemlich wahrfcheinlich, dafs fie gegenwärtig meift in Vergeffenheit gekommen ift.

Überhaupt müffen wir bemerken, dafs, fowie der erfte Theil diefer allgemeinen Gefchichte der F. M. aus grundlofen Hypothefen zufammengefetzt ift, fo dagegen der letzte vom J. 1717 an ftreng hiftorifch wahr und unpartheyifch erzählt ift, und daher Eingeweihten und Uneingeweihten lehrreich und anziehend feyn mufs.

Der zweyte Abfchnitt enthält von S. 134 an die fpecielle Gefchichte der grofsen Loge von Schottland. Wir haben fchon oben bemerkt, dafs das Amt eines Grofsmeifters von Schottland in der Familie der Barone von Roslin erblich gewefen. William Sinclair, Efq. von Roslin, der diefe Würde von feinen Vorfahren geerbt, hatte keine Kinder. Er befürchtete, dafs nach feinem Tode diefes Amt entweder ganz unbefetzt bleiben, oder zu Streitigkeiten Anlafs geben möchte. Defswegen berief er die Edinburger und andere Logen zufammen, eröffnete ihnen feine Beforgniffe, leiftete durch eine feyerliche hier abgedruckte Urkunde Verzicht auf alle feine Rechte und Anfprüche, und gab fämmtlichen Logen den Rath, durch freye Wahl einen neuen Grofsmeifter zu wählen, diefe Wahl alle Jahre zu wiederholen, und eine grofse Landesloge zu ftiften, unter deren Leitung alle übrigen arbeiten follten.

Diefen Rath befolgend, verfammelten fich am Andreastage 1736 zwey und dreyfsig Logen, und wählten einftimmig, rückfichtlich feiner vielen Verdienfte, und feiner wohlwollenden Gefinnungen für das Befte der F. M., William Sinclair zum Grofsmeifter und Vorftand der grofsen Loge. Ob er gleich auf die Erblichkeit diefer Würde verzichtet hatte: fo nahm er folche doch aus Liebe zur Brüderfchaft, ihr Zutrauen dankbar erkennend, auf ein Jahr an, und errichtete nun die grofse Loge von Schottland. Alle anwefenden Logen waren auch bereit, fie als folche zu ehren, und liefsen ihre Conftitutionen von ihr beftätigen. Am 30 Nov. 1757 legte William Sinclair feine Würde wieder nieder, die, durch eine freye Wahl dazu berufen, Graf Georg von Cromarty aus feinen Händen empfing. Diefen Grofsmeiftern folgten bis 1803 fechs und funfzig andere, die der Vf. nebft allen jährlich beygegebenen Grofsbeamten namentlich anführt.

Eben fo erzählt er auch alle merkwürdigen Ereigniffe, welche fich unter der Direction eines jeden Grofsmeifters zugetragen, mit der umftändlichften Genauigkeit, fo dafs diefer Abfchnitt eine vollftändige Chronik der Schottifchen Maurerey heifsen kann. Diefe merkwürdigen Begebenheiten beftehen nun meift aus der Befchreibung prächtiger Aufzüge der grofsen Loge, die fo oft Statt gefunden, als ein Grundftein zu einem neuen wichtigen öffentlichen Gebäude gelegt wurde, welches allezeit durch den Grofsmeifter gefchah.

So wurde 1738 der Grundftein zu einem grofsen Krankenhaufe vom Grafen Cromarty, 1752 der zur Börfe von George Drumond in Begleitung von 300 Brüdern, der zu dem Canongater Armenhaufe vom Graf von Leven, 1759 zur Nord-Brücke vom Graf Elgin, 1769 zur Cowgater Epifkopalcapelle vom General-Lieutenant Ougthon 1770 in der Eigenfchaft als Grofsmeifter der freyen Maurer gelegt. Diefe Nachrichten find für die Gefchichte der Gefellfchaft in fofern intereffant, als fie es beweifen, dafs die Schottifchen Logen immer mit den operativen Maurern auf das Engfte vereint waren.

Noch erlauben wir uns, ehe wir die Anzeige diefes Abfchnittes fchliefsen, einige Notizen anderer Art auszuzeichnen, die *Lawrie* der Gefchichte der grofsen Loge von Schottland einverleibt hat.

Schon 1738 mufsten wegen der Menge neuer Logen Provincial-Grofsmeifter erwählt werden. 1739 hat die Loge für den Sohn eines armen Werkmaurers das Lehrgeld auf 8 Jahre bezahlt, und ihn während diefer Zeit mit Kleidern und allen fonftigen Bedürfniffen verfehen. — Im J. 1743 befchwerte fich die Loge zu Killwinning, dafs fie die zweyte auf der Lifte fey, da fie doch die eigentliche Mutter aller Schottifchen Logen wäre. — Aber die grofse Loge verfagte ihr ihr Begehren, ob fie gleich eingeftand, dafs Killwinning die Wiege der freyen Maurer fey, aus dem Grunde, weil fie keine Urkunde beygebracht, um ihr Alter zu beweifen, da hingegen die Urkunden der Mariencapelle bis 1589 zurückgingen. (Die meiften unferer Lefer werden diefen Urtheilsfpruch für fehr unbillig halten. Uns kömmt es genau fo vor, als wenn man ein neugeadeltes Haus, das feinen kaum 25jährigen Adelsbrief in jeder Stunde vorzeigen kann, *einem alten* Schwäbifchen Gefchlechte, von dem die Gefchichte fagt, dafs es bereits im 14 Jahrhundert mit Ruhm und Ehre genannt worden, vorziehen wollte, weil die Pergamente des letzteren vom Zahne der Zeit zernagt worden find.) Im J. 1747 gab Alexander Drumond, der fich in der Türkey aufhielt, Nachricht, dafs er dafelbft mehrere Logen geftiftet. 1757 wurde eine Loge zu Friedrichsburg in Virginien und zu Charlestown in Süd-Carolina eingerichtet. 1762 baten einige Brüder in England um einen Conftitutionsbrief. Er wurde verweigert, und die Bittenden an die grofse Loge von England gewiefen. 1772 wurde zwifchen der Englifchen und Schottifchen grofsen Loge eine beftändige freundfchaftliche Correfpondenz eingerichtet. 1778 war fogar der Herzog von Athol zu gleicher Zeit Grofsmeifter von England und Schottland.

(Der Befchlufs diefer Recenfion folgt im nächften Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Geschichte der Freymaurerey aus authentischen Quellen*, nebst einem Bericht über die grosse Loge in Schottland von ihrer Stiftung bis auf gegenwärtige Zeit und einem Anhang von Originalpapieren. Edinburg von *Alexander Lawrie*. In das Deutsche übersetzt von D. *E. F. A. Burkhardt*, mit erklärenden, berichtigenden und erläuternden Anmerkungen und einer Vorrede von D. *C. Chr. Fr. Krause* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Anhang dieses Werkes enthält 1) das Diplom, welches die Maurer von Schottland dem William St. Clair von Roslin zur Bestätigung seiner erblichen Würde ertheilt haben; 2) ein gleiches von 1630; 3) die Gesetze und Verordnungen der grossen Loge von Schottland; 4) und 5) das vollständige Verzeichniss aller Schottischen Logen. Ersteres nach den Districten, das zweyte nach dem Alter der Logen. Dieser, unter denen auch mehrere auswärtige vorkommen, sind 130.

Die Bemerkungen des Hn. D. *Krause*, die nun folgen, sind jungen Freymaurern zu einem belehrenden Studium zu empfehlen. Der Verleger, Hr. *Gerlach*, macht uns auch auf dem letzten Bogen mit den Ansichten bekannt, die er von der neueren Freymaurerey hat. Sie werden Jedem, der sie liest, als rein und unbefangen erscheinen.

Wir schliessen diese Anzeige mit den schönen Worten, mit denen Hr. *K.* seine Anmerkungen endet. „Wo die Brüderschaft der freyen Maurer ihrer Bestimmung treu bleibt, das Wesen ihrer allgemeinen menschlichen Kunst rein erhält, und sich *zeitgemäss* weiter bildet: da verdient sie Duldung und Achtung des Staats, und hat ein vollkommenes Recht auf dieselbe.“

S. H.

Berlin, b. Schmidt: *Die Brüder St. Johannis des Evangelisten aus Asien in Europa*, oder die einzige wahre und ächte Freymaurerey nebst einem Anhange die Fesslersche kritische Geschichte der Freymaurerbrüderschaft und ihre Nichtigkeit betreffend von einem Hohen Obern. 1803. XVI und 382 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Seitdem in den Jahren 1787 und 1788 verschiedene Schriften über die Brüder Eingeweihten aus Asien erschienen, war es sehr natürlich, dass die Aufmerksamkeit aller derer, für welche die Begebenheiten in der Maurerey Interesse haben, auf dieses neue System gerichtet werden musste. Man erfuhr bald, dass es eben dieses System sey, vor dem die damaligen Häupter einer angesehenen Berliner Loge den hochsel. Herzog Ferdinand von Braunschweig in den dringendsten und feyerlichsten Ausdrücken gewarnt hatten; man erkannte auch die ganze Tendenz desselben, und konnte eben so wenig an der Quelle, aus der es geflossen war, als an seinem ganz neuen Ursprung zweifeln. Indess glückte es, ungeachtet alles Widerspruches aufgeklärter Männer, den Häuptern desselben, doch überall Jünger zu gewinnen, sehr viele Logen, wenigstens mittelbar, von sich abhängig zu machen, sich selbst aber und ihre Lehre in ein solches geheimnissvolle Dunkel zu hüllen, dass auch Vernünftigere eine Zeitlang getäuscht wurden, und aller Warnungen, aller früheren Beyspiele ähnlicher Systeme uneingedenk, von dieser Weisheit aus Asien wichtige Aufschlüsse erwarteten, weil sie sich noch nicht dazu entschliessen konnten, allem mystischen Wesen zu entsagen, und die Wahrheit in der Maurerey auf dem ebenen und geraden Wege der Vernunft zu suchen. Was für Aufschlüsse ihnen aber dort geworden sind, liegt jetzt klar am Tage. Die in diesem Buch enthaltenen Acten mögen vielleicht abgekürzt seyn: sie sind aber unstreitig ächt. Dergleichen Sachen lassen sich nicht erdichten. Sie stimmen auch mit den früher bekanntgewordenen Fragmenten über Lehre und Einrichtungen der Asiaten genau überein, und athmen denselben Geist, der in den Schriften der Rosenkreuzer, und in den in Berlin unter dem Titel: *der Signatstern* herausgekommenen Acten des ehemaligen Klerikats lebt und webt. So lange also von den Asiaten die Unächtheit dieser Urkunden nicht *bewiesen* wird, ist man unstreitig berechtigt, sie als zuverlässig anzusehen. Indess enthalten sie doch bey weitem nicht das ganze System dieses fast überall verbreiteten und mächtigen Bundes. Selbst der in ihnen bekanntgemachte höchste Grad ist nur ein Prüfungs-Grad; denn auf ihn folgen die Grade, deren Ausspender der im Jahre 1803 aus Schweden vertriebene Boheman war; Grade, in denen die höchsten Mysterien des Asiatischen Bundes gelehrt wurden, von denen aber noch nichts öffentlich bekannt gewor-

den ist. Nur so viel ist aus allen Nachrichten, die man darüber hat erhalten können, mehr als wahrscheinlich, dass auch in diesen Graden, von denen bey weitem die meisten Mitglieder der Asiatischen Capitel nicht die entfernteste Ahndung hatten, die Tendenz fortwährend dieselbe bleibt; dass Alchemie in Theurgie und Magie übergeht, und dass vielleicht die Täuschung erst in dem Augenblick verschwindet, in dem der Getäuschte selbst wissentlich an ihr Theil zu nehmen anfängt.

Es ist in der Maurerwelt bekannt, dass das System der Ritter und Brüder Eingeweihten aus Asien ums Jahr 1780 aus dem Namen der Rosenkreutzerey hervorgegangen ist, und in den Österreichischen Staaten seinen Anfang genommen hat. Nachher ward es in einer anderen Gegend völlig ausgebildet, und besonders mit Beyträgen aus dem Thalmud bereichert. Auf die selbst aus dem Deutschen Stil hin und wieder hervorleuchtende genaue Bekanntschaft mit dem Thalmud hat noch neuerdings ein berühmter Gelehrter aufmerksam gemacht. Es könnte auch gleichgültig seyn, aus welchen Quellen die Urheber des Systems geschöpft haben, wenn nur das, was geliefert ist, gut und brauchbar wäre, zur Aufklärung des Verstandes und zur Veredlung des Herzens diente! Aber was erhält man für seine theuren Eide, und für die strenge Unterwürfigkeit unter unbekannten Oberen, welche das ganze System fodert? — Kabbalistische Weisheit! Wer *Kleukers* Darstellung der Emanationslehre gelesen hat, kennt schon im voraus die ganze Grundlage des Asiatischen Systems; die vier Schöpfungen, den Sohn der Morgenröthe, seinen Fall, und den Fall der mit ihm verbündeten Engel: und wer überhaupt mit der philosophischen Geschichte vertraut ist, sieht beym ersten Blick, worauf das Alles hinaus will, und findet überall längst vergessene Thorheiten!

Es ist übrigens für einen jeden, der den Geist der Zeiten studirt hat, sehr begreiflich, dass dieses System so vielen Beyfall hat finden können. Bey der immer mehr überhandnehmenden Mysteriensucht musste eine Schule, die sich rühmt im Besitz des ganzen Schatzes der höheren Weisheit zu seyn, die Aufmerksamkeit aller derer reizen, die, durch hundert gemissglückte Versuche noch nicht gewarnt, vielmehr mit immer heftigerer Begierde nach jedem neuen Irrlicht haschen. Die Religiosität, Bruderliebe, und Schonung, zu der die Mitglieder überall in den Acten ermahnt werden, musste gefallen: die Toleranz gegen anders denkende, die gleichfalls gepredigt wird, musste auch auf viele einen sehr günstigen Eindruck machen, zumal da man sonst bey Mystagogen eine ganz andere Sprache zu hören gewohnt ist; und in so politisch unruhigen Zeiten, in denen man sichs ausserdem zum Geschäft gemacht zu haben scheint, die Quellen dieser Unruhen in geheimen Verbindungen und ihren Machinationen zu suchen, musste eine Lehre, die überall Gehorsam und Ehrerbietung gegen Könige und Fürsten einschärft, die Grossen, von denen ausserdem so viele, aus leicht begreiflichen Ursachen, für das Übernatürliche und Geheimnissvolle so sehr empfänglich sind, für sich einnehmen, und von ihnen als ein um so wirksameres Gegengift gegen das im Stillen schleichende Verderben betrachtet werden, da sie selbst die nämlichen Mittel, wodurch dieses so gefährlich wird, anwendet, um ihm Widerstand zu leisten. Indess können alle diese guten Seiten des Asiatischen Systems ruhige und unbefangene Vernunft nicht bestechen. Ist gleich die politische Tendenz desselben dem ersten Anschein nach der Ruhe der Staaten nicht unmittelbar gefährlich, so kann sie es doch durch die Verborgenheit der Oberen, und durch den strengen Gehorsam werden, der überall ein Grundgesetz ist. Und wiewohl seit der ersten Bekanntwerdung dieses Systems eine Umarbeitung der Acten vorgenommen, und manche sehr bedenkliche Stellen abgeändert zu seyn scheinen, so bleibt doch der ganze Geist immer derselbe. Aber, wenn es auch politisch betrachtet, durchaus nichts Gefährliches enthielte, so würde es doch immer als ein System der Schwärmerey, das Alchemie, Kabbala und Magie lehrt, von dem gesunden Menschenverstande in Anspruch genommen, und bestritten werden müssen!

Wir halten uns bey der Organisation dieses Ritterbundes, bey seinen Graden, Ritualen, Kleidungen, nicht auf, da diese zum Theil schon anderweitig bekannt sind, und man aus ihnen nichts anderes lernt, als Modificationen von überall vorkommenden mystischen Gebräuchen, die der verständige Mann für nichts anders hält, als was sie wirklich sind. Durch zwey Proben und drey Hauptstufen wird der Initiirte durchgeführt, ohne am Ende etwas zu lernen, das des Wissens werth wäre: aber er steht auch immer noch im Noviziat eines höheren Ordens, von dessen Lichte doch kein Schimmer den dichten Vorhang durchdringt! Zu den bisher in geheimen Gesellschaften nicht gebräuchlichen symbolischen Handlungen gehört das Essen von Lamm- und Schweinefleisch! Werden aber nicht Juden aus den Melchisedecks-Logen, die doch auch in die Asiatischen Grade aufgenommen werden können, von diesem der väterlichen Sitte so sehr widersprechenden Gebrauch dispensirt? Das Räuchern in den Kapiteln ist klerikalisch, und gehört wesentlich zu den magischen Operationen, da es von Alters her bekannt ist, wie sehr der Weihrauchduft den Dämonen gefällt. Nur scheint der Geruch *dieses* Weihrauchs nicht sehr aromatisch zu seyn, und das Recept zum Räucherpulver, welches grosse Ähnlichkeit mit einem in der Clavicula Salomonis vorgeschriebenen hat, besteht aus mancherley Ingredienzen, von denen besonders die in der Magie nicht unbekannte *Mandragora Asa foetida*, und einige sehr fein geschnittene Federn aus dem rechten Flügel einer weissen Taube bey den *Unheiligen* vielleicht einiges Lächeln erregen dürften! Die in den Graden ertheilten Belehrungen sind historischen, theologischen, astronomischen und astrologischen, physischen, besonders aber chemischen, und zwar oft theologisch-chemischen Inhalts, gehen durch alle Grade durch, erweitern und vermehren stets das Vorhergehende, und geben ein höchst sonderbares Gemisch.

Rec. muſs es chemiſchen und aſtronomiſchen Zeitſchriften überlaſſen, alles dasjenige zu prüfen, was zu den Naturwiſſenſchaften gehört. Nur will er hier bemerken, daſs die ganze Anſicht derſelben, und der Ton, in welchem die zu ihnen gehörigen Sätze vorgetragen werden, ſehr von der Art verſchieden ſind, auf welche die Uneingeweihten ſie behandeln; und daſs z. B. die neueren Entdeckungen in der Aſtronomie und Chemie nicht den Beyfall der h. O. Oberen gefunden haben, da ſie immer noch dabey beharren, ſieben Planeten und ſieben Metalle anzunehmen; da ſie aus Feuer, (zwar dem heiligen!) ein dickes Waſſer entſtehen laſſen u. ſ. w. Doch, da dieſe Kenntniſſe die Neugierde der wenigſten Leſer reizen, und von noch wenigeren in ihrem ganzen Umfange beurtheilt werden können, glaubt Rec. ihnen einen angenehmeren Dienſt zu leiſten, wenn er aus der Geſchichte des Aſiatiſchen Bundes einiges anführt, und bey dieſer Gelegenheit auch einige Proben der in dieſen Acten vorkommenden theologiſchen Ideen (ohne doch dabey dem eigentlichen Theologen, der dieſelben einer ausführlicheren Prüfung werth achten möchte, ins Amt zu greifen) mittheilt.

Tubalkain war ein künſtlicher Bearbeiter der Metalle, weil er den Verſuch machte, die verlohrne Lanze (von der unten mehr vorkommen wird) wieder herzuſtellen. Henoch errichtete die beiden Säulen von Thon und Stein, welche der jüdiſche Mythus dem Seth zuſchreibt. Nimrod hatte ihren Verſtand gefaſst; und was auf ihnen in dunkler Kürze vorgeſtellt war, ſollte der Babyloniſche Thurm mit deutlicher und vollſtändiger Erklärung enthalten. Die Myſterien wurden durch Mitzraim ſechs Jahre nach der Sprachverwirrung nach Ägypten verpflanzt; in Chaldäa durch Sem erhalten, deſſen Abkömmling Abraham der erſte Hermes iſt: dieſer iſt aber die Zahl 4, und ſeine vornehmſte Wiſſenſchaft war die Sternkunde. Der zweyte Hermes war Joſeph. Moſes bereitete den Stein der Weiſen, und machte ihn unter dem Namen Urim und Thummim zum prieſterlichen Schmuck. — Als Chriſtus ſich von den Juden entfernte, übergab er dem Petrus die Schlüſſel ſeines Reichs: nur die Schlüſſel, nicht die Geheimniſſe; denn dieſe wären übel bey ihm verwahrt geweſen; nur die Macht zu löſen und zu binden, d. h. einzuweihen und zu diſpenſiren. Die höheren Geheimniſſe wurden dem Liebling Johannes mitgetheilt. Er war der erſte, der Schutz für ſeine empfangenen Lehren in Hieroglyphen ſuchte. Dieſe übergab er buchſtäblich ſeinen Brüdern, welche ſie mit aller möglichen Sorgfalt in Aſien ausbreiteten: die Lehren aber blieben unter ihren erſten Anhängern ſehr geheim. — Johannis Zöglinge nahmen die edelſten unter den Tempelherren mit brüderlichem Herzen an, und weihten Einige zur Erkenntniſs der ächten heiligen Geheimniſſe ein. Diejenigen unter ihnen, die nachher in England und Deutſchland der Verfolgung Clemens V entgingen, unterrichteten jüngere Brüder: nur ſehr wenige kamen zu den Schotten. So fiel ein Theil der Geheimniſſe in die Hände der Schottiſchen Brüder, deren erſtes Augenmerk war, ſie den Unheiligen ganz unerkenntlich zu machen. Sie hatten die Lehre unter Bildern empfangen, und fuhren demnach fort, ſie unter Bildern mitzutheilen. Auf dieſe Art entſtand die Freymaurerey. Aber die Schottiſchen Meiſter behielten den wahren Sinn der Bilder für ſich, und gaben ihnen in ihren Verſammlungen moraliſche Auslegungen, um die Brüder durch dieſe gleichſam zu höheren Dingen vorzubereiten. Sie hatten die Ordnung der Bilder auf drey eingeſchloſſen: als aber bey gröſserer Ausbreitung des Ordens ſich Glieder fanden, die nicht bloſs bey der Moralität der Verfaſſung ſtehen bleiben wollten, ſondern ein helleres Licht begehrten, überſchritten die Schottiſchen Brüder dieſe Zahl und vermehrten ſie. Dieſs iſt der Urſprung der höheren Grade, die faſt unzählich wurden, und dadurch entfernten ſich die Brüder beynahe auf immer von der ächten Erkenntniſs der Bilder. In den drey Abtheilungen des Ordens iſt aber die wahre Erkenntniſs des Unendlichen, des unſichtbaren und ſichtbaren Menſchen, der Werth des Menſchen, jener der Zahl 4, die Erkenntniſs der 7 Bäume, der 5430 Zweige, und der 112 Wurzeln, des Buchs der Menſchen; die Geheimniſſe, in denen Tubalkain ſeine Seligkeit ſuchte, die Henoch in zwey Säulen grub, durch die Moſes Wunder that, die Chriſtus erklärte, und alles, was der Liebling Johannes aufgezeichnet hat! — Wir dürfen den Leſern nicht vorenthalten, daſs auch die Brüder der zweyten und dritten Hauptſtufe über dieſe Geheimniſſe einige Auskunft bekommen, und wollen auch davon etwas auszeichnen, welches zugleich zur Probe der kabbaliſtiſchen Weisheit dieſes Ordens dienen kann. Die Sieben Bäume waren die Wohnung des erſten unſichtbaren Menſchen, zugleich ſein Kampfplatz, und der Aufenthalt ſeiner Seligkeit. Jeder Baum hatte 16 Wurzeln, und 490 Zweige: Summa: 112 Wurzeln und 5430 Zweige. Der Mittelpunct dieſer Wohnung war aber durch die Gewalt der Zahl 56 beſchloſſen. Im Mittelpunct ſeines Aufenthalts erhielt der erſte unſichtbare Menſch, auſser einer nicht beſchriebenen Waffe, die aus vier amalgamirten Metallen beſtehende Lanze, die wie Feuer brannte, ſo ſcharf war, daſs ſie alles durchdrang, ſo thätig, daſs ſie immer an zwey Stellen traf. Er war damals noch nicht dem Geſetz der Elemente unterworfen; entfernte ſich aber aus dem Mittelpuncte des glücklichen Orts (durch die Sünde, welche in den Acten der Ehebruch des freyen Willens genannt wird, und die darin beſtanden zu haben ſcheint, daſs er von Eva, welche die rebelliſchen Geiſter verführt hatten, beredet, das Chaos ſchuf,) ward darauf ſchmählich aller ſeiner Rechte beraubt, nebſt Eva auf die materielle Erde verſtoſsen, und ſank ſolchergeſtalt tief in die Regionen der Väter und Mütter, in denen der Menſch ſeit dieſer unglücklichen Periode lebt. Das Hauptgeſchäft des Menſchen ſoll nun ſeyn, die ächte Waffe, von der er noch immer im dunklen und unerkenntlichen Verſtande umhüllt iſt, zu ſuchen. Er muſs daher die Zahl 9 verlaſſen, um die Zahl 4 zu ſuchen, und er wird, wenn er von jener zu dieſer

übergeht, sich dem Mittelpuncte nähern. — Alle die Kenntnisse, welche Adam in Eden besessen hatte, brachte er, nebst der Kenntniss des Lichts und der Finsterniss, des Guten und des Bösen, mit sich zur Erde herab. Er lehrte seinen Söhnen die simplificirte Sprache aus Eden in Bildern. Nach ihm hatten die Brüder im patriarchalischen Bunde dieselben Kenntnisse. Auch von diesen wollen wir den Lesern eine Probe mittheilen. Sie kannten den magischen Stein von sieben Augen, der auch der theologische Stein heisst, und unter andern durch die Hieroglyphe Adam, oder die rothe jungfräuliche Erde, abgebildet wird. Diese Erde ist ein dickes Wasser. Die Materie des Steins ist aber in allen Höhlen und allen Flächen der bewohnten Erde zu finden. Doch muss man sie fangen, ehe die Sonne sie bescheint. Sie ist der Merkur der Weisen, die ächte jungfräuliche Erde, das edle Salz der Natur, das höchst verborgene unverbrennliche Feuer, das einzige wahre Merkurialwasser der Weisen, bey dem nichts Fremdes ist. Dieser theologische Stein ist aber der Grund, der uns zur Erkenntniss der Magie führt. Seine Kraft im Mittelpunct ist magisches Feuer, welches eine heilige Kraft der Offenbarung in sich hat. Es erscheint im heiligen Licht, das in der Unendlichkeit wohnt; aus diesem Mittelpunct kommen alle Geschöpfe und alle Thiere, die unter der Macht der Weisheit ruhen: die Mittel dazu zu gelangen, liegen im Buch der Menschen von sieben Blättern! Rec. wagt es nicht, die Geduld der Leser länger zu ermüden. Eigentliche Auszüge aus den Asiatischen Acten lassen sich auch nicht geben, weil ein Referent billigerweise verstehen muss, was er excerpirt, dieses aber, wie Rec. offenherzig gesteht, bey ihm sehr selten der Fall gewesen ist. Wer aber diese Geheimnisse versteht, wird sich nicht an Auszügen genügen lassen, sondern sich zur Quelle selbst wenden. Indess darf Rec. ein Verzeichniss der in den vorliegenden Acten enthaltenen Urkunden seinen Lesern nicht vorenthalten.

Das ganze Buch zerfällt in 3 Theile. I. Die allgemeinen Gesetze des hochwürdigsten und weisen Ordens der Ritter und Brüder St. Johann des Evangelisten aus Asien in Europa, und enthält: 1) das Gesetzbuch des Ordens in 17 Abschnitten; 2) eine zweyte Sammlung von Gesetzen, die unter den Namen des Gesetzes, des Buchs von zehn Blättern im Synedrion liegen, ein Inbegriff aller Gesetze, die das Synedrion ordnet, in 84 Artikeln. II, 1) die Aufnahme eines Freymaurermeisters zur ersten Probestufe des Suchenden der R. und Br. St. Johann des Evangelisten. 2) Aufnahme eines Bruders der ersten Probestufe zur zweyten Probestufe des Leidenden. Angehängt sind: a) Erläuterungen zur ersten Probestufe, die in sehr unverständlicher Kürze die Theorie von der Entstehung oder Scheidung der Elemente aus den Principien geben. b) Erläuterungen zur zweyten Probestufe, nämlich Mystik über die Zahl 7, über die 7 Farben, 7 Tage, 7 Planeten, 7 Töne, 7 Metalle, über den Fötus, dass nämlich ein Kind von 7, nicht aber von 8 Monaten am Leben erhalten werden kann. — c) Allgemeine Theorie der Natur, und vollkommene Auslegung des Signatsterns. Wir lernen hier, dass Element nicht das ist, was wir in den Elementen sehen. Der eigentliche Grund der Entstehung eines hervorgebrachten Wesens sind nicht die Elemente, sondern der Universal- oder saamliche Geist, dessen (magische?) Signatur ist יהוה! d) vom Himmel, oder Naturfeuer, als dem ersten natürlichen Element — e) von dem Wasser, als dem zweyten Element (es ist das Universal-Menstruum, aus welchem alle Dinge geworden sind, und annoch werden) — f) von der philosophischen Erde und Luft (das Geheimniss der Elemente ist das Ebenbild der Ewigkeit, welches der Ewige in der Zeit ausgeführt und aufgeschlossen hat. Diess Geheimniss beschreibt Johannes Apokal. IV unter der Figur eines Buches mit 7 Siegeln, welches die 7 Geister Gottes bedeuten soll, und diess geheime Buch kann Niemand aufschliessen, als wer den Schlüssel Davids hat, Apokal. III, 7) — g) Instruction zur zweyten Stufe gehörig, in welcher vom Stein beym Propheten Zacharias, den Planeten, den 7 Geistern, den 7 Metallen, die Rede ist, auch eine neue Erklärung des Gewitters gegeben wird: wenn nämlich die widrigen Eigenschaften des ♄ und ♂ in der Luft an einander stossen: so geht in gleicher Conjugation der Blitz auf. — h) Theorie über die Natursprache, soviel in die zweyte Probestufe gehört — i) Allgemeine Erklärung für die zweyte Probestufe über das geöffnete Buch der 7 Siegel von 10 Blättern. — k) Allgemeine Signaturen der Asiatischen Weisen über das Buch von zehn Blättern und über die Zahl 56. — l) die 7 Capitel. — m) Erläuterungen über diese 7 Capitel (Kosmogonie, Fall des Sohns der Morgenröthe und Adams) — n) Ceremoniell der Tafel der beiden Feste, des neuen Jahres und Johann des Evangelisten. — o) Eröffnung und Schluss des Aufnahme-Capitels. — p) Erläuterungen über das Buch von 7 Siegeln. III. a) b) c) Erste, zweyte und dritte Hauptstufe. — d) Eine Reihe von Instructionen über die Freymaurer- und Asiatischen Grade. — e) ein Wochenkalender, mit Angabe der Geister, die jeden Tag und jede Stunde des Tages regieren — f) Grundsätze der Kabbala zur Berechnung der künftigen Schicksale eines Menschen in 38 §§.

Der Anhang über die Wichtigkeit des *Fessler*'schen Systems gehört nicht hieher, und hat nicht die geringste Verbindung mit den Asiaten, deren Grundsätze *Fessler* nie anerkannt hat. Wahrscheinlich ist er bloss geschrieben, um diesen Acten auch unter einer anderen Classe von Lesern Käufer zu verschaffen. Rec. glaubt sich aber berechtigt, ihn hier mit Stillschweigen zu übergehen.

Kst. o. b. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1818.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

GERMANIEN: *Der Geist und das Wirken des ächten Freymaurer-Vereins.* Ein Wort der Wahrheit für erleuchtete und menschenfreundliche Fürsten und Regierungen zur Widerlegung der neuerlichst gegen diese Gesellschaft öffentlich ausgesprochenen Beschuldigungen. 1815. 109 S. 8. (10 gr.)

In dem *Giornale italiano* von Mailand No. 240 vom 28 August 1814 erschien die vom Papst Pius VII unter dem 15 August zu Rom mit der Unterschrift des Card. Pacca erlassene, in das *Diarium Romanum* eingerückte Bulle, wonach die Freymaurer, und die neuere Gesellschaft, *Carbonari* genannt, und zwar erstere mit Bestätigung der Verordnungen von Clemens XII, den 27 Apr. 1738 und von Benedict XIV vom 28 May 1751 mit der Excommunication (*latae Sententiae*) belegt, in Hinsicht des Gewissenstandes dem Papste nur die Lossprechung in der Stunde des Todes vorbehalten, in Hinsicht des äusserlichen Gerichtsstandes mit den härtesten körperlichen Züchtigungen, mit gänzlicher oder partieller Gütereinziehung und Geldbussen bedroht, und alle Unterthanen zu heimlichen Angaben unter Versprechen von Belohnungen und der Verschwiegenheit ihres Namens aufgefodert werden. — Die Beschuldigungen bestehen darin, dass sie den Thronen gefährlich werden, und die Christusreligion, insbesondere die einzig wahre Christusreligion, deren göttlicher Stifter den Römischen Papst zu ihrem Haupte, Meister und Wächter eingesetzt habe, bedrohen, und den Grund zu dieser Beschuldigung nimmt der Papst daher, dass diese Gesellschaft ihre finsteren Unternehmungen mit einem zum wenigsten verdächtigen Geheimnisse verhülle, und durch die unterschiedlose Aufnahme von Personen aus jeder Classe und Nation, und von jedwedem Cultus und Moralitätszustande bedenklich mache. Ohne diese Beschuldigung nur einigermassen nach Thatsachen zu beurkunden, warnt der Papst vor dem Abgrunde, worin die Freymaurer ihre mit einer so furchtbaren Missethat und mit dem grösseren Kirchenbanne beladenen Seelen stürzen. — Fast gleichzeitig mit dieser Excommunications-Bulle erschien unter dem 29 Aug. zu Mailand ein Verbot von dem Plenipotentiar-Commissär F. Mars. G. v. Bellegarde, das aus politischen Zeitungen bekannt ist. — Beide Verordnungen werden hier, vollständig übersetzt, ohne Abdruck der Originalsprache mitgetheilt, und die Frage, ob die Freymaurerey durch ihr Wesen und Wirken Besorgnisse, Verbote und Unterdrückung, besonders die schimpf- und schmachvolle Verfolgung von Seiten des Papstes verdiene, dahin beantwortet, dass jede Regierung zwar von dem Rechte, die Freymaurergesellschaften zu verbieten, Gebrauch machen könne, und sich die Freymaurer diesem Befehle willig unterwerfen würden, dass aber die Regierung nicht wohl und nicht recht handle, eine Gesellschaft zu verbieten, die dem Staate, dem Fürsten, der Regierung treu ergeben sey, Religiosität, Moralität und Patriotismus der Staatsbürger befördere, jeden edlen und wahrhaft wohlthätigen Zweck gern und mit Eifer unterstütze; die Regierung handle sogar wider ihren eigenen Vortheil, und zerstöre eine der edelsten Stützen des Throns und der Ordnung im Staate, und mit dieser zugleich eine der reichsten Quellen von wahrem Patriotismus und Nationalgeiste und von den schönsten Bürgertugenden. — Das Interessanteste in dieser Schrift betrifft bloss die beiden Verfügungen der päpstlichen und k. k. Regierung; das Übrige ist eine *Crambe recocta*; damit ist der Sache nicht geholfen, und den verbietenden Regierungen, besonders der päpstlichen, die die Unterdrückung alles Aufschwunges und aller hehren Gesinnungen als die Erneuerung eines Kirchenfestes und einer Kirchenweihe betrachtet, keine bessere Überzeugung wirklich geworden: so wäscht man einen Mohren. Von der Österreichischen liberalen Regierung ist ohne diese Didaskalie eine Änderung dieser Verfügung zu erwarten. — Erfreulich würde es gewesen seyn, wenn der Vf. Licht über die *Carbonarii*, worüber wir ganz im Dunkeln sind, verbreitet, und die Verfügungen des Papstes von Seiten ihrer Gehaltlosigkeit, ihrer Widersprüche, ihrer grund- und consequenzlosen Behauptungen, ihrer ungeschichtlichen Ansichten, ihrer schlauen Insinuation und des Kreises, worin sie sich dreht, männlich und wahr widerlegt, dann den Widerspruch der Freymaurerey, wenn sie Patriotismus befördert, mit illiberalen Regierungen gelöst hätte. Die Beweise und Thatsachen finden sich in der Verfügung, die ein Versuch ist, etwas ohne Grund durch päpstliches Ansehen geltend zu machen; wesswegen sie der Papst auch anderen Regierungen zur Nachahmung empfiehlt, sich das Haupt, den Meister und den Wächter der wahren christlichen Religi-

en nennt, und die Zeiten von Christian II zurückführt, der als König von Schweden die Grossen zu Stockholm im J. 1520 hinrichten liess, um den päpstlichen Bann zu vollziehen. Dk.

Cottbus: *Wozu ist die Freymaurerey? und was ist von ihr zu halten?* von *Grävell.* 1800. 102 S. 8.

Diese Schrift ist in fünf Abschnitte vertheilt. Die Absicht, welche der Vf. bey der Herausgabe derselben hatte, giebt er am Ende der Einleitung, als des ersten Abschnittes mit diesen Worten an: „Einige Materialien zum Nachdenken darüber zu liefern, ob die Freymaurerey in der That dem entspreche, und entsprechen müsse, was man *vernünftiger Weise* in ihr zu suchen und von ihr zu erwarten berechtigt seyn kann, ohne in ihre Geheimnisse einzudringen, und ihre weislich verschlossene Thüren durch List, Gewalt, oder Verrätherey zu eröffnen."

Diese Einleitung selbst sucht einigen Vorwürfen zu begegnen — die dieser alten Verbindung gewöhnlich gemacht werden. Im zweyten Abschnitte sucht der Vf geschichtlich zu erweisen, dass ein Verein der Art, zu allen Zeiten Bedürfniss gewesen. Im dritten spricht er von der heutigen Nothwendigkeit desselben. Nothwendig, um eine Lücke zwischen Kirche und Staat auszufüllen. Im vierten handelt er von den Symbolen der Freymaurer. Dieses ist gerade das, was so oft angefochten, nicht selten verspottet, und noch seltener verstanden wird. Was der Vf. darüber sagt, ist tief gedacht, und klar dargestellt. Der fünfte handelt von dem Nutzen der Freymaurerey. Unseren Lesern alle Ideen des Vfs. darzulegen, oder zu entwickeln, erlaubt der Raum nicht. Wir wollen sie nur auf diese Schrift aufmerksam machen, deren Inhalt zu dem Besten gehört, was seit langer Zeit über diesen Gegenstand geschrieben wurde, so oft man ihn auch besprochen hat. Konnte der Vf. auch nur wenig Neues darüber sagen, so hat er doch das Gründlichste ausgewählt, und in gedrängter Kürze vorgetragen. Besonders empfehlen wir es jungen Freymaurern zum Studium und zur ernsten Beherzigung; denn diese sind es, die entweder zu überspannte Erwartungen von der Verbindung hegen, oder nur an der äusseren Form hängen bleiben, ohne das Bessere und Höhere zu erfassen, das sie verhüllt. Gewöhnlich machen sie sich von den ernsten Zwecken dieses Instituts ganz verkehrte Vorstellungen, und setzen sich dadurch der Gefahr aus, eine Beute der Schwärmer zu werden, die in der Maurerey schon soviel Unheil stifteten. — Auch diejenigen, welche ganzen Logen vorstehen, mögen sich dieses Büchlein anempfohlen seyn lassen. Die Worte besonders S. 62: „Je allgemeiner die Freymaurerey wird, desto weniger wird sie hochgeschätzt werden, und desto mehr wird der Eifer ihrer Geweihten erkalten. Darum sey es vor allen Dingen strenge, und unbedingte Pflicht, ihre Thüren noch sorgfältiger zu bewachen, und sich dem lauschenden Ohre der eitlen Neugierde mit noch grösserer Behutsamkeit zu entziehen, als schon geschehen ist. *Die Freymaurerey existirt nicht für die Logen, diese aber sind nur für die Freymaurer;*" diese Worte sollten über jede Logen-Thüre geschrieben, und dieses Büchlein ein Kathechismus aller Logen werden. H. S.

Von den neueren Werken über die Freymaurerey, zuerst von Sarsena und den darauf bezüglichen Schriften, wird eine Anzeige im Januar k. J. folgen.

JESUITEREY.

1) Hadamar und Coblenz, in der neuen gelehrten Buchhandlung: *Ignaz von Loyola und Franz von Xavier, oder die wahre Denk- und Handlungs-Weise der Jesuiten.* Herausgegeben von *V. I. Dewora,* Pfarrer an der Kirche des heil. Apostels Matthias zu Trier. 1816. 80 S. 8. (6 gr.)

2) Deutschland: Die *Jesuiten,* Eine Zeitschrift I Heft 1816. 103 S. 8.

Auch unter dem Tittel: *Geheime Vorschriften der Väter der Gesellschaft Jesu,* aus einer lateinischen Handschrift. Zweyte berichtigte und vermehrte Ausgabe mit einem Anhange (10 gr.)

Nach *Dewora* muss eine Welt, die aus Jesuiten und Jesuiter Anhängern besteht, den Optimismus factisch beweisen, und alle Lehren und Lehrer des letztern beschämen; eine Dienstbarkeit für und in dem Orden, passiv und activ, muss der schönste Triumph der Freyheit, die jesuitische Politik, wenn gleich der Religion übergeordnet, der Hebel seyn, die Welt zu bewegen und zu erhalten; so kündigt Hr. *Dewora* zwar nicht in Worten, aber doch dem Sinne nach, die Lebensbeschreibungen der beiden Ordenshelden an — ein wahrer Goldhagen, Winkelhofer, Sailer, Hillebrand und Consorten. Dass er keine andere, als gerade diese zwey biographirte, entschuldigt er damit: *jeder,* der die Denk- und Handlungs-Weise der beiden, *kennt* auch alle Jesuiten in allen Ländern; der *weiss auch,* dass besonders die Deutschen Jesuiten durch ihre Predigten das Volk zur wahren Sittlichkeit führten, den Spöttern der Religion und den Aufwieglern wider die öffentliche Ruhe mit Ernst und Nachdruk sich widersetzten (*hinc illae lacrymae* ihrer Wiedereinsetzung!) und an Beförderung der Tugend, an Erbauung des Mitmenschen und zur Abstellung des Unfugs und der Ärgernisse (ohne neue zu geben!) unermüdet arbeiteten. Rec. hielt das Alles vom Anfange für Scherz oder Humor, aber wer in seinen Ernst Zweifel setzen wollte, der würde sich nach dem Vf. an der Ehre Gottes versündigen — eine Ehre, die er durch ein beständiges Ritornello mit Schweiss und Angst in Form eines Schulexercitiums in den Lebensbeschreibungen durchführt; *Dewora* lässt sich nur literärisch tödten! Hierzu können die *monita secreta Societatis Jesu,* wovon unter No. 2 eine seit 1782 vermehrte und berichtigte Auflage erscheint, etwas beytragen, obschon *Dewora* wider ihre Ächtheit den *Index librorum prohibitorum* von 1816, worin diese Monita bereits als verboten vorkommen

Gretser und Masenius und andere anführen wird, die das Werk als eine Verläumdung erklären. Rec. kann sich selbst noch nicht von der Ächtheit ganz überzeugen; indessen drücken sie den Geist des Jesuitismus so rein ab, dass sie wahr seyn könnten, wie der *Dictatus Hildebrandinus* an sich unwahr, aber in seinem Wesen bezeichnend ist. Der Herausgeber von No. 2 hat das Verdienst, den Text durch Nachträge aus den *Monitis privatus*, die die Jesuiten als unverfänglich und als Mittel der Religion ansehen, ergänzt, und hinlängliche literärische Notizen über die verschiedenen Auflagen und Übersetungen, dann einige andere Nachrichten, die eigentlich nicht hieher gehören, beygefügt zu haben. Die Übersetzung ist ungefällig.

D.

Ohne Druckort: *Der Jesuitenfeind*, Pendant zur Zeitschrift: die Jesuiten. Herausgegeben von dem Vf. der Zeugnisse für die Gewalt der Kirche und ihres Oberhauptes für alle Jene, welche noch auf das Sprüchlein halten: *audiatur et altera pars.* 1817. 220 S. 8. (20 gr.)

Als Antipode will der Herausgeber in einer besonderen Zeitschrift zwangloser Hefte der angezeigten Zeitschrift, *die Jesuiten*, entgegentreten; er will alle wider die Gesellschaft erschienenen Flug- und andere Schriften, sogar diejenigen, welche noch erscheinen sollen, beleuchten, und Recensionen, Ausfälle in Büchern, Journalen und Zeitungen zurechtweisen; er will willig alle günstigen Urtheile und Nachrichten von dem Orden und seiner Ausbreitung, Beyträge zur Literaturgeschichte der Gesellschaft, Schutzschriften für sie aufnehmen, und zum Contraste satirische Schriften mit Lobgedichten abwechseln lassen. Da der Herausgeber thut, als wenn nichts geschehen sey, was die Aufhebung der Jesuiten ernstlich hätte veranlassen und verursachen können, und da er nur dem philosophischen Jahrhunderte die Ansicht der Gefährlichkeit eines Institutes zuschreibt, das nach seiner Darstellung der Finger Gottes schrieb, 18 Päpste gut hiessen, von dem Concil zu Trident gottselig genannt wurde, dem ächten Katholiken nach den Aussprüchen der Päpste ehrwürdig, nach dem Ausspruche des Concils heilig seyn sollte, das von Richelieu beachtet und von den drey Ständen des Franz. Reichs und von den Parlamenten, welche von Jansenismus und Philosophismus noch nicht angesteckt waren, zwey Jahrhunderte hindurch für unnachtheilig gehalten wurde: so hofft er mit diesem Bienenkorbe Beyfall bey allen denen zu finden, welche nicht zu tief in die falsche Aufklärung versunken sind, oder sich nicht zu hoch in und durch die wahre Aufklärung erhoben haben. An Derbheit soll es nicht fehlen, und diesem Hefte nach zu schliessen, gehört der Herausgeber nicht zu den Plänkern und zu den leichten, sondern zu den Schwer- und Grob-Schützen. Geharnischt tritt er den Krieg an, und wenn es ihm an Entschlossenheit nicht gebricht: so mögen alle diejenigen auf der Hut seyn, die den Krieg mit ihm für so ganz leicht halten. Er war selbst Jesuit, in sofern er auch der Recensent von No. 1 ist: denn er gesteht S. 12, zu Heidelberg wenigstens in dem Collegio gewohnt und sich noch ein Jahr lang in demselben aufgehalten zu haben. Er kennt einen grossen Theil der heutigen Literatur, und weiss mit vieler fechterischer Gewandtheit die Schwächen seiner Gegner zu benutzen. Der Inhalt ist folgender: 1) *über die Monita secreta.* Er bemüht sich zu zeigen, dass sie Erdichtung und Verläumdung sind. Nach *Huylenbrock* und Anderen hält er einen Polen, Hieronymus Zaorowsky für den Urheber, der 1611 wegen Vergehungen aus der Gesellschaft entlassen wurde; er beweist, dass sie im XVII Jahrhundert bereits häufig bekannt und übersetzt waren; seine Gründe für die Unächtheit unterstützen den Glauben, dass sie noch andere Vorschriften enthalten müssten, wenn der Vf. das innere Räderwerk des Jesuitismus ganz gekannt hätte. Der *Dictatus Hildebrandinus* ist auch nicht ächt, aber wer will leugnen, dass es ein, obgleich schwacher Abdruck der Maximen Gregors VII sey? 2) *Kritische Untersuchung der Acht- und Wahrheit der von Langischen Amores R. P. Marcelli.* Die Riegel, die der Orden für Erhaltung der Keuschheit hatte, beweisen nicht, dass eine Thür nicht gewaltsam erbrochen werden konnte; die bisherige Unkunde dieser Thatsachen lähmt ihre mögliche Wahrheit nicht; die Person des Herausgebers macht sie eben so wenig verdächtig; die Gründe gegen einzelne Angaben, dass z. B. der beschuldigte Procurator einer Provinz der beschäftigste, ein 50jähriger Mann, ein 30jähriger Religiose war, dass das Laster in den Morgenstunden nicht leicht verübt werden konnte, dass die Jesuiten im unteren Stocke keine Wohnzimmer auf die Gasse hatten; dass kein innerer Riegel in demselben herkömmlich war; die Unmöglichkeit einer Verschwendung mit Geld, woran der Beschuldigte Mangel litt u. s. w., sind nur Zweifel, zum Theil künstlich gesuchte, welche die Erzählung, nicht das Factum betreffen. 3) *Kakodämonie, oder Skizze der Weltübel, welche die Jesuiten seit, ja vor der Schöpfung, gestiftet haben.* Vom *Leviathan*, mit Anmerkungen, die wenig bedeuten, meistens dem Hn. von Wessenberg zu Leib gehen sollen, dem der Vf. das: mit Frömmigkeit die Wollust zu verbinden, nicht verzeihen kann. 4) *Nekrologen und kürzere Anzeigen vom Tode gelehrter Jesuiten.* Sie betreffen meistens gelehrte und geachtete Männer; man weiss ihm Dank für diese Beyträge! 5) *Recensionen und kürzere Anzeigen von Schriften für und wider den Orden.* Sie gehen aus dem obigen Gesichtspuncte aus. 6) *Muster von dem so verrufenen Jesuiten-Latein.* Bedarf der Muster nicht. 5) *Miscellen und vermischte Nachrichten.* Meistens die Verbreitung des Jesuitenordens in der Gegenwart, und die Hoffnungen einer noch freudigeren Zukunft betreffend. Das *Te Deum*, welches der Vf. anstimmt, könnte leicht in ein *Miserere* übergehen.

D.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH, b. Ziegler und Söhnen: *Zürcherische Beyträge zur wissenschaftlichen und geselligen Unterhaltung* herausgegeben von *J. J. Hottinger*, *J. J. Stolz* und *J. Horner*, 1816. IX Heft 126 S. 8. (12 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. 1818. No. 51.]

Auch diesem Hefte gebührt das frühere Lob. I) *Alte und neue Zeit.* Wenn auch die Zusammenstellung des Alten und Neuen nicht im Ifflandischen Sinne ergreift, so ist doch das Eitele und Thörichte des Wünschens nach dem Alten, und davon auch zugleich das Hindeuten auf ein höheres geistiges Leben, das als Bild innerlich vorschwebt, richtig gewürdigt. II) *Milderung des Klimas durch zunehmende Cultur und Vermehrung des Schnees und Eises in hohen Gebirgen durch Anhäufung* von *C. Meyer* von Knonau. Der Titel sollte heissen: *Milderung des Klimas durch zunehmende Cultur, und dennoch Vermehrung des Schnees und Eises.* Diese Thatsachen sind gar nicht zu leugnen; sie enthalten nichts Widersprechendes, da beide verschiedenen Gesetzen folgen; die emsigste Cultur des Bodens ist noch keine Sonnenmacht, welche die Macht des Winters bricht! III) *Winke über das künftige Schicksal der Deutschen Poesie* von *J. C. von Orelli.* Uns droht wirklich, wenn die alte Gemeinheit des öffentlichen Lebens mit der thatenlosen Ruhe nach den verklungenen Tönen des Kampfs für Freyheit und Recht wieder zurückkehrt, das Schicksal der Nachzeit des alexandrinischen Zeitalters — eines künstlichen Scheinlebens. IV) *Briefe aus Ostindien.* Fortsetzung. V) *Reise nach München* von *Ulrich Hegner.* Warum Hr. *Hegner* seine Reisebemerkungen hier niedergelegt hat, erräth Rec. nicht. Er beschäftigt sich viel zu viel mit sich, um der Sache ein höheres Interesse zu gewinnen; und viele seiner Bemerkungen sind wie die, dass das viele Bier zu der Leb- und Bewegungslosigkeit beytrage, womit man in München auf den Strassen an einander vorübergehe. VI) Gedichte: *die Büssende* von *Hauhart* Beschluss, *Phantasie*; bey letzterer wird es oft graus um uns her. Ds.

BRESLAU, auf Kosten des Vfs.: *Versuch einer Anleitung zur praktischen Kenntniss des Cassen- und Rechnungs-Wesens und der darauf Bezug habenden Gegenstände in den königl. Preuss. Staaten.* Nebst einem Anhange über das Registraturwesen und einer kurzen Anleitung zum gesetzlichen Gebrauche des Stempelpapiers in alphabetischer Ordnung. Von *Carl Wilhelm Sander*, Calculator bey der königl. Regierung und dem königl. Universitäts-Curatorium zu Breslau. Dritte vermehrte Auflage. 1817. XII u. 275 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wer aus Erfahrung weiss, welch ein wichtiges Institut die Calculatur in der Preussischen Staatsverfassung sey, und wie viel bey der bestehenden Administration auf einen geübten Calculator ankomme; der wird die Abfassung einer Schrift, wie die gegenwärtige, weder überflüssig noch unzweckmässig finden. Die erste Auflage erschien 1815, und dass gegenwärtig schon die dritte starke Auflage nöthig geworden ist, beweist wohl hinlänglich das allgemeine Bedürfniss einer solchen Anweisung, deren Tauglichkeit überdiess durch die öffentlichen Empfehlungen in mehreren Regierungs-Amtsblättern der Preuss. Monarchie ausser Zweifel gesetzt wird. Aber auch im Auslande dürfte diese Schrift vorzüglich brauchbar seyn, um Geschäftsmännern aller Art eine richtige Idee von dem wegen seiner Genauigkeit schon längst berühmten Preussischen Cassenwesen beyzubringen. Ungern hat Rec. vollständige *Tabellen* vermisst, wodurch Alles deutlicher gemacht und die Übersicht des Ganzen erleichtert würde. Hr. *S.* würde daher gewiss etwas Verdienstliches unternehmen, wenn er dergleichen Tabellen, für deren Genauigkeit seine bisher schon bewiesene Sorgfalt und Pünctlichkeit bürgen würde, zur grösseren Vervollkommnung seines nützlichen Buchs nachliefern wollte.

mcr.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Reutlingen* und *Leipzig*, b. Stahl u. Comp.: *Sanct Crispinus und die Mönche von Einsiedlen.* Ein Traum von einem Sonntagskind. Jedem Pilger mitgegeben auf die Wallfahrt. 1818. 57 S. 8. (4 gr.)

Das Mönchswesen und die Wallfahrten mögen allerdings ihre, nicht bloss schwache, sondern, von dem Standpuncte nüchterner Verständigkeit genommen, lächerliche, und, weil selbst das Beste ausarten und entweiht werden kann, ärgerliche Seiten haben, oder auch als ein Fremdartiges, dem Zeitalter Unpassendes dastehen. Wer sie desswegen angreifen will, muss es thun entweder in dem bitteren Ernst eines über alle Ungebührlichkeit tief bewegten Gemüthes, oder mit der scharfen Geisel der Satire, oder mit dem feinen Stachel des Spottes, und dann vergisst man über der gewandten Züchtigung den misshandelten Gegenstand, und wird unwillkührlich hingerissen durch die Macht des Genius in *seinen* Gesichtskreis, aus welchem *er* die Gegenstände beschaut. Hier aber wird das Gegentheil bewirkt. Der plumpe, geist- und gedankenlose, in abgedroschenem Inhalt, lendenlahmer Rede und langweiligem Gespräch zwischen dem h. Crispinus und einem Abt Hilarius unternommene Angriff auf Mönche und Wallfahrten erfüllt höchstens mit Mitleid gegen seinen Urheber, der seine Armseligkeit so zur Schau tragen konnte, und bloss noch so viel Mutterwitz besitzt, wenigstens seinen obscuren Namen zu verbergen. Wenn er meinte, mit seiner Schrift dem Mönchsthum und den Wallfahrten einen Hieb zu versetzen: so sind das *fulgura ex pelvi.* Die Schilderung der Wallfahrten ist so, dass man wetten darf, der Vf. habe nie eine gesehen, oder absichtlich ein hämisches Zerrbild liefern wollen.

E. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bezüglich auf das Jubelfest der protestantischen Kirche.

[Fortsetzung von Ergänzungsbl. zur J. A. L. Z. 1818. No. 82.]

1) WITTENBERG, b. Zimmermann: *Die Jubelfeyer der Reformation zu Wittenberg im Jahre* 1817. Beschreibung nebst Predigten und Reden, die dabey gehalten worden sind. Ohne Jahrzahl. 49. 42. 32. 42. 43 u. 20 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

2) ERLANGEN, b. Palm u. Enke: *Predigten und Reden in Deutscher Sprache bey der dritten Säcularfeyer der Reformation in der Universitätsstadt Erlangen gehalten.* Mit einer Vorrede von D. *Leonh. Bertholdt*, zweytem ord. öffentl. Prof. der Theol. u. s. w. Beygefügt sind Luthers Sätze gegen Tezel und Tezels Gegensätze, und zur Vergleichung eine Predigt am ersten Jubelfeste der Reformation zu Wittenberg und eine Predigt am zweyten Jubelfeste zu Dresden gehalten. 1818. XXVIII u. 324 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

3) HIRSCHBERG, gedr. b. Krahn: *Das Jubeljahr der Reformation durch Predigten und Reden gefeyert in der evangelischen Kirche zu Hirschberg.* 1817. XVI u. 224 S. gr. 8. (16 gr.)

4) BUDISSIN, b. dem Vf. u. b. Schulze: *Luther und das Jubelfest der Reformation.* Predigten zum gesegneten Andenken an die heil. Tage des Reformations-, Jubel- und Dank-Festes im J. 1817. Für evang. Christen, welche am grossen ewigen Werke der Menschenbildung durch Religion gern mitarbeiten wollen, herausgegeben von M. *Karl Gottlob Hergang*, Prediger an der Kirche zu St. Maria und Martha in Budissin. 1817. V u. 64 S. gr. 8. (8 gr.)

5) COBURG, b. Sinner: *Andenken an die Feyer des dritten Reformationsjubelfestes.* Am 31 Oct. 1817. 1818. 44 S. gr. 8. (6 gr.)

6) BAMBERG, in Commiss. b. Kunze: *Erinnerung an die dritte Säcularfeyer des Reformationsfestes in der evangelischen Stadtkirche zu Bamberg, sowie in den dahin gehörigen beiden Capitulardistricten Bamberg und Michelau.* Von *E. A. Clarus*, k. B. Decan, Districtinsp. u. Stadtpf. Augsb. Conf. zu Bamberg. 1817. IV und 92 S. 8. (6 gr.)

7) FRANKFURT A. M., b. Sauerländer: *Chronik der dritten Jubelfeyer der Reformation in Frankfurt a. M.* Herausgegeben von *G. Friedrich*, evang. Pfarrer. 1817. 144 S. 8. (12 gr.)

8) WORMS, in Commiss. b. Mohr u. Winter in Heidelberg: *Feyer des dritten evangelischen Jubelfestes in Worms.* Gedruckt auf Verlangen der Gemeinden und zum Besten der Rheinischen Bibelgesellschaft. 1817. XIV u. 104 S. gr. 8. (12 gr.)

9) STOCKHOLM, b. Haeggström: *Warum ist und bleibt nach allen Jahrhunderten noch die Feyer des Gedächtnisstages der Reformation den Christen heilig und ehrwürdig?* Eine Predigt am dritten Secularfeste der Lutherischen Reformation, den 31 Oct. 1817 in der Deutschen Kirche zu Stockholm gehalten u. s. w. von *Joh. Ant. Aug. Lüdecke*, Königl. Hofprediger u. Past. 1817. 47 S. 8. (6 gr.)

10) BERLIN, b. Hayn: *Die gesegnete Reformation.* Eine Rede, gehalten in der St. Paulskirche zu Neu-York am dritten hundertjährigen Jubelfeste — zum Andenken der, von D. M. Luther begonnenen Kirchenverbesserung; nebst einer Beschreibung der dabey stattgehabten gottesdienstlichen Feyerlichkeiten. Von *Friedr. Christian Schäffer*, Prediger an der evanv. Kirche zu Neu-York. Aus dem Engl. übers. von *Hartw. von Hundt-Radowsky.* 1818. 64 S. gr. 8. (8 gr.)

11) REGENSBURG, b. Augustin: *Das dritte Jubelfest der Kirchenverbesserung, gefeyert von der evangelisch-protestantischen Gemeinde zu Regensburg, im Jahre* 1817. Nebst den am 31 Oct. und 2 Nov. gehaltenen Predigten der sämmtlichen evang. Geistlichen daselbst. Ohne Jahrzahl. XVI u. 132 S. gr. 8. (14 gr.)

No. 1. Aller Augen mussten bey der Jubelfeyer auf Wittenberg gerichtet seyn: denn von da ging die Kirchenverbesserung aus, da lebten und wirkten die Wiederhersteller des evangelischen Glaubens, da ruhen ihre Gebeine. Hiezu kam noch, dass bekannt wurde, wie Preussens frommer König mit seiner Familie da auch seine Jubelandacht halten, und bey dieser Gelegenheit den Grundstein zu einem auf dem Markte zu errichtenden Standbilde Luthers legen wollte. Wem es nicht vergönnt war, an der dortigen Festfeyer Theil

zu nehmen, dem verlangte wenigstens danach, ausführlich von dem, was in jenen Tagen da gethan und gesprochen worden ist, unterrichtet zu werden. Dieses Verlangen findet in der gegenwärtigen Schrift seine volle Befriedigung. Ausser der Geschichte der Jubeltage sind hier unter besonderen Titeln und Seitenzahlen die Predigten und Reden der einzelnen Verfasser vereinigt, von welchen Rec. in der denselben von dem Verleger gegebenen Ordnung eine kurze Anzeige mittheilen will. 1) Die Schrift, deren Titel oben angegeben ist, enthält eine sehr genaue und, wie es scheint, amtliche Nachricht von den Veranstaltungen in Wittenberg zu der Feyer des Festes und der Ausführung desselben. Diese sind bereits im Intelligenzblatte unserer A. L. Z. 1818. No. 24 aufgezählt worden 2) Hier finden die Leser *die Jubelpredigt nebst einigen Reden*, von D. *Carl Ludw. Nitzsch*, Generalsup. und erstem Director des königl. Predigersemin. auf 42 Seiten. Die Predigt am ersten Jubelfesttage über Apok. III, 11 handelt von den Vorzügen der evang. Kirche, die wir zu behaupten haben: I. der hohe Werth dieser Vorzüge (religiöse Wahrheit und kirchliche Freyheit); II. die Art und Weise, sie zu behaupten, und giebt, sowie die Reden bey der Verpflichtung und Weihe der Seminaristen, bey der feyerlichen Grundlegung zu einem Denkmale Luthers, und bey der Confirmation der Katechumenen ein neues Zeugniss, wie der Vf. die Resultate seines forschenden Geistes herzlich, einfach und erbaulich vorzutragen wisse. 3) Die Predigt am zweyten Jubelfesttage in der Schlosskirche gehalten von D. *Joh. Friedr. Schleusner*, Propst zu Wittenberg, ist der kräftige und beredte Erguss eines tiefergriffenen Gemüthes. Die Freude über die Feyer des Festes und die einfach-schöne Wiederherstellung der Schlosskirche siegt bey dem Anblicke der Gräber der Reformatoren über die Erinnerung an die durchlebten Gräuel der Verwüstung und den Schmerz über die Verlegung der Universität nach Halle, und ermuntert, das Andenken Luthers auf die würdigste Art zu ehren. Das Thema ist aus Hebr. XIII, 7: wie wir das Andenken der vortrefflichen Männer, welche zur Kirchenverbesserung vorzüglich gewirkt haben, am besten und würdigsten ehren können und sollen. 4) Die Predigt am zweyten zur Schulfeyer bestimmten Tage des Jubelfestes in der Pfarrkirche zu Wittenberg gehalten von *Heinr. Leonh. Heubner*, der Theol. D. u. Prof., zweytem Diakonus an der Pfarrkirche, und des K. Pr. Predigersemin. Director und Ephorus hat den Text Marc. X, 13 — 16, und zeigt, welchen Einfluss die Reformation auf die christlich-fromme Bildung der Jugend gehabt habe, indem sie I. denselben beschreibt, und II. anleitet, die Verpflichtungen, die daraus hervorgehen, zu beherzigen. Sie ist in Anlage und Ausführung ächt christlich, und zeugt von den trefflich ausgebildeten Anlagen ihres Verfassers zu der Kanzelberedtsamkeit. 5) Dieser folgen: zwey Predigten am 21 und 22 Trinitatis 1817 zur Abkündigung und Nachfeyer des dritten Reformations-Jubiläums gehalten von D. *Carl Imman. Nitzsch*, drittem Diak. zu Wittenberg und ordentl. Lehrer am k. Predigersemin. Die erste handelt über das Evang. Joh. IV, 47 — 54 das Thema ab: aus dem Menschlichguten entwickelt sich das Göttlichgute und Grosse auf Erden; die zweyte aus Apgsch. IV, 32: die Wirkung des evangelischen Kirchenvereins auf das gemeine Leben. Beide Predigten sind reich an kraftvollen und erhebenden Stellen, und halten sich nur hie und da in einem gewissen Helldunkel. 6) Den Schluss macht die Predigt am Jubelfeste der Reformation den 31 Oct. 1817, bey dem Nachmittags-Gottesdienste in der Pfarrkirche zu Wittenberg, gehalten von M. *Carl Friedrich Wunder*, Bacc. der Theol. und Archidiak. zu Wittenberg. Sie stellt den Einfluss dar, den die Reformation auf den Gottesdienst in der evang. Kirche gehabt hat.

No. 2. Hr. *B.* hat hier vereint, was zur religiösen Verherrlichung des Jubelfestes in der vaterländischen Sprache öffentlich ist geredet worden. Ausser dem auch auf dem Titel bemerkten Anhange finden sich hier 16 Predigten und Reden, deren Charakter Rec. mit wenig Worten angeben will. Von Hn. *Vogel* ist S. 3 — 16) die Rede bey der akademischen Feyer des Jubelfestes (den 3 Nov.), welche über den Gang der Reformation und den daraus herzunehmenden Beweis für die Wahrheit ihrer Lehre Betrachtungen anstellt. Der Ton ist ruhig, belehrend und überzeugend. Eben so sind die beiden Predigten des Hn. *Bertholdt* (S. 17 — 48) über die Fragen: was hat die Reform. des 16 Jahrh. für uns bewirkt? und was müssen wir für das Werk der Reformation thun, damit die heilsamen Wirkungen derselben unter uns fortdauern? Feurig und begeistert sprechen die Hnn. *Kaiser* (Prof. der Theol.) und *Ackermann* (Stadtpfarrer), jeder in seinen beiden Säcular-Predigten, und weisen aus dem Geschichtlichen auf das Unsichtbare und Ewige hin. Jener zeigt (S. 49 — 90) das Verhältniss der christlichen Kirchenverbesserung zu dem 16ten christlichen Jahrhundert, in dem sie begonnen hat, und zu dem Jahrhunderte, in welchem wir leben. In dieser sonst trefflichen Arbeit stiess Rec. dabey an, dass in dem Anfange der ersten Predigt die Glocken aufgelodert werden, zu tönen, und dass manche Hoffnung, besonders in der Anmerkung, an das Apokalyptische streift. Dieser spricht von den Kämpfen, die unsere Kirche im Verlaufe ihres Alters bestanden, und von den Siegen, die sie errungen hat, und beantwortet dann die Frage, was unserer Kirche, dessen ungeachtet, was in unseren Tagen gegen sie geschieht, für ihre künftige, ja für ihre unvergängliche Dauer bürge. Es ist wohl zu viel, wenn einige Seiten hinter einander die Rede einzig aus Fragen besteht. Hr. *Lippert* (ausserord. Prof. der Theol. und Archidiak.) hat die von ihm gehaltene Nachmittagspredigt (S 133 — 146), Hr. *Krafft* (Prediger an der Deutsch-reform. Kirche) zwey Früh- und eine Nachmittags-Predigt und eine Anrede an die Schuljugend vor der Katechisation (S. 149 — 200), und Hr. *Engelhardt* (Diak. und Lehrer am Gymnasium) zwey Nachmittagspredigten, eine Rede vor der Katechisation und eine Rede im Gymnasium bey der Vorfeyer, den 30 Oct., beygetragen. Alle drey haben durch ihre Popularität und Herzlichkeit im Vortrage gewiss zur allgemeinen Erbauung

segensreich gewirkt. Sehr schätzbar ist es auch, dass Hr. *B.* in der Vorrede eine Beschreibung der veranstalteten Feyerlichkeiten und von *Balduin* und *V. E. Löscher* je Eine Predigt bey der ersten und zweyten Jubelfeyer gegeben hat.

No. 3. Nach der Vorrede, unterzeichnet von dem Seelsorger *Nagel*, wünschte ein achtungswerther Theil der Hirschberg'schen protest. Gemeinde sämmtliche Predigten und Reden, welche in Bezug auf das Jubelfest von den dortigen evang. Geistlichen gehalten worden sind, in Einem Bande gedruckt zu sehen. Hr. *N.* wollte sich der Herausgabe unterziehen, allein die beiden Hauptprediger lehnten seinen Antrag ab, aus Gründen, welche das Publicum ehren müsse. Hr. *N.* gab aber den wiederholten dringenden Aufforderungen seiner Gemeinde nach, und machte seine Arbeiten öffentlich bekannt. Es sind die Auszüge aus 10 Predigten, welche als Vorbereitung über die Reformation und Luther's Leben in den Jahren 1816 und 1817 sind gehalten worden, eine Altarrede bey der Aufstellung von Luther's Denkmal, eine Vorbereitungsrede zur Feyer des heil. Abendmahls und die Amtspredigt am 3ten Jubeltage. Nur die Nachmittagspredigt No. 14. am 31. Oct. über 1 Kor. XVI, 13. hat den Amtsgenossen des Hrn. N., Hrn. *Hanemann* zum Verfasser. Wer die Arbeiten beider Verfasser lieset, wird das Verlangen der Gemeinde, diese Predigten aufzubewahren und öfter zu lesen, sehr natürlich finden. Eins möchte Rec. Hr. *N.* rathen, dass er wache über seine lebhafte Phantasie, und sich kein einziges Bild, das nicht ganz der Würde der Kanzel angemessen sey, entschlüpfen lasse. Erfreulich ist die brüderliche Eintracht und Liebe, welche Protestanten und Katholiken in Hirschberg verbindet; sie ist mehr werth, als die Vereinigung zu Einer Kirche, in welcher kein Mitglied nach dem Glauben des anderen fragt.

No. 4. Hr. *H.* hat in den hier mitgetheilten 3 Predigten am Jubeltage, dem Schulfeste und dem Sonntage nach dem Jubelfeste recht zweckmäsig und erbaulich gesprochen.

No. 5. Einzig der letzte Theil dieser kleinen Schrift entspricht dem Titel; denn hier ist (S. 33 — 44) die amtliche Ankündigung des Festes, die Ordnung des Gottesdienstes am ersten Festtage und das vorgeschriebene Kirchengebet abgedruckt. Die Nachricht von Luther's Wirken auf der Veste Coburg (S. 3 — 10) ist äusserst mager. Die Predigt des Hrn. *Henkel* (Pastor an der Kreuzkirche und Diakonus bey St. Moritz,) wird zwar S. 4. gehaltvoll genennt; doch kann Rec. nicht beystimmen. Es mangelt derselben Klarheit der Gedanken, Gewandtheit und Würde der Sprache, Wärme und in einigen Stellen auch Gefühl des Schicklichen.

No. 6. Eine Feuersbrunst, welche den 31. Oct., früh um 2 Uhr, in Bamberg ausbrach und am dritten Tage erst gänzlich gedämpft werden konnte, störte die Feyer des Jubelfestes, obgleich die königl. Behörden der Stadt, besonders dazu eingeladen, erschienen und den Gottesdienst an beiden Festtagen besuchten. Aus der Beschreibung der Jubelfeyer (S. 1 — 6.) muss ausgezeichnet werden, dass 100 Mann Infanterie zu beiden Seiten des Altars, so wie 32 Mann unterhalb der Kanzel während des Gottesdienstes aufgestellt waren, und die Tambours bey jedesmaligem Austritte des Geistlichen vor dem Altare die Trommeln rührten. Hr. *Cl.* bekennet selbst, dass sein weitläufiges Dienstverhältniss ihm nicht gestatte, seinen kirchlichen Vorträgen die gehörige Zeit zu widmen. Beide Predigten (S. 7 — 28) sind auch blosse Skizzen; der erste Theil der 2ten Predigt sieht sogar wie ein Stück aus einem Compendio aus. Wenn dieses unter den Verhältnissen des Vf. auch zur Nachsicht berechtigt, so doch nicht das Schwanken oder vielmehr die Kälte, mit welcher er über die Reform. spricht. S. 29 — 92 finden sich kurze Nachrichten, wie in allen dem Dekanat Bamberg untergeordneten Orten das Jubelfest ist gefeyert worden. Aus diesen hebt Rec. noch aus der Beschreibung des Festes zu Lonnerstadt aus, dass in der Ordnung, unter welcher die Gemeinde in die Kirche zog, unter 2) die *Juden* (S. 44) aufgeführt werden, „welche sich von mir (Hn. Prof. *Schaller*) die Erlaubniss erbeten hatten, an diesem Feste unsere Kirche besuchen zu dürfen." Überhaupt wird von mehreren Orten in dieser Beschreibung gemeldet, dass nicht bloss Katholiken, sondern auch Juden, an der Feyer des Festes Theil genommen haben.

No. 7. Die Jubelfeyer in Frankfurt a. M. war vorzüglich dadurch ausgezeichnet, dass sich die Lutheraner und Reformirten öffentlich als Brüder anerkannten. Desshalb theilte ein reformirter Geistlicher in der lutherischen Kirche das Abendmahl mit aus und predigte Nachmittags daselbst, und so war gegenseitig ein lutherischer Geistlicher in der reformirten Kirche. Eine ächt christliche Vereinigung! Da Niemand mit einer Beschreibung des Festes hervortrat: so übernahm Hr. *F.* dieses Geschäft. S. 7 — 24 macht damit bekannt, wann, wo, von wem gepredigt worden, und was am zweyten Jubeltage, der den Schulen gewidmet war, geschehen ist. Dann folgen einige der gehaltenen Predigten und Reden, nämlich des Hn. *Hufnagel* (S. 25 — 49), des Hn. *Spiess* (S. 53 — 92), die Rede des Hn. *Herling* am Schulfeste (S. 95 — 106), die Altarrede des Hn. *Benkard* bey der feyerlichen Bibelaustheilung der dasigen Bibelgesellschaft am zweytem Jubeltage (S. 109 — 119). Den Beschluss machen (S 122 — 144) die Texte, Gesänge und Gebete zur Feyer des Festes. Der Herausgeber und Hr. *Benkard* haben ihre Predigten besonders drucken lassen, daher sind sie in diese Chronik nicht aufgenommen. Den Umschlag ziert eine Abbildung der in Frankfurt geprägten Jubelmünze.

No. 8. Nach Wittenberg ist unstreitig Worms der Ort, auf welchen bey der Erinnerung an die Reformation unsere Aufmerksamkeit am stärksten hingezogen wird. Auf den Trümmern (S 6) des Gebäudes, in welchem einst Luther vor Kaiser und Reich das Bekenntniss seines Glaubens muthig und standhaft gab, steht jetzt die luthersche Dreyfaltigkeitskirche. Es ist daher ein angenehmes Geschenk, das Hr. Cons. R. *Graf* uns mit der Beschreibung der dasigen Jubelfeyer und dem Abdrucke der dabey gehaltenen Predigten machet. Beide protestantische Gemeinden waren übereingekommen, gemeinschaftlich das Fest zu begehen,

Abtheilungen in dem angefangenen Sprachverfaſs in Erwägung zieht, ſich eines Zweifels an der angegebenen Beſtimmung des älteren Aufſatzes für den zweyten Band des *S*—ſchen Werks über die Deutſche Sprache (der auch die ſchon erwähnten Sprachbemerkungen hat enthalten ſollen) nicht erwehren kann: ſo billigt er doch die Aufnahme deſſelben neben jenem in dieſem Nachlaſſe und wird ſich in ſeiner Beurtheilung darauf beziehen. Die Ableitung und Aufzählung der 8 Redetheile, welche *S.* annimmt, hat er auch in die mit ſeinem Namen unterſchriebene Anzeige von *Bauers* Lehrbuch der Deutſchen Sprache verweht, in den Ergänzungsbl. der Jen. A. L. Z. 1815. No. 31. Wir fügen hier auch die verſuchten deutſchen Benennungen bey, nach S. 60 des Nachlaſſes. Er nimmt zwey Hauptklaſſen an: *nomina*, Gegenſtandswörter, und *voces ſyntacticas*, Formwörter. Jene ſind *ſubſtantivum*, *Selbſtänder* und *adjectivum*, *Umſtänder*. (Bey *Mertian*: Selbſtand und Umſtand. Dieſe Benennung für Adjectiv iſt nicht glücklich und die *S*—ſche wenig beſſer.) Die Formwörter ſind: 1) zur Verbindung des Subjects und Prädicats: *verbum*, deutſch Sätzer; aber im Sprachbefaſs S. 32 *Satzer*; 2) zur ſatzlichen, man leſe: zur ſatzloſen (ſo hat die Anzeige von *Bauers* Lehrbuch) Verbindung der Gegenſtandswörter mit Gegenſtandswörtern: Präpoſition — *Bezieher*; 3) zur Einzelung der verallgemeinerten Gegenſtandswörter: Artikel, *Einzler*; 4) zur Beengung oder Beſtimmung des Adjectivbegriffs: *adnomen*, *Umſtändler*; 5) zur Beengung oder Beſtimmung des reinen Verbs: *adverbium*, Sätzler, *Sätzler*; 6) zur Verbindung der Sätze mit Sätzen: Conjunction, *Satzbinder*. Bey dieſer Scheidung zwiſchen Materie und Form rechnet *S.* mehr als irgend ein anderer zu der letzteren, nämlich ſelbſt diejenigen Wörter, die den Stoff ſeinem Gehalte nach beſtimmen, und weicht zugleich darin ab, daſs er die beſtimmenden Wörter bloſs als beengende betrachtet, da ſie doch zugleich den Begriff, zu dem ſie gehören, ausfüllen. Wie früher *Hermann* in der Schrift *de emend. rat. gr. Gr.* nennt *S.* die *copula* des Satzes *verbum*, ſodann aber auch jedes Wort, das die *copula* enthält, daher er das reine und das gemiſchte Verb unterſcheidet. Nicht einmal das *iſt*, welches Subj. und Präd. auf einander bezieht, iſt das reine Verb, da die Vorſtellung des Zeitverhältniſſes beygemiſcht iſt: iſt, war, *fuit*, *erit*. Er nennt dieſes Verb Zeitverb. Vielfältig wird der Begriff des Zeitverbs und des Prädicats verſchmolzen; dieſs iſt das Prädicatverb. „Subjectverbe, ſagt er S. 47, finden ſich in den bekannten Sprachen nicht.“ Iſt denn aber nicht *ſum* in *homo ſum* wirklich Verſchmelzung des Subjects und der Copula, mit Ausſchluſs des Prädicats, und alſo das verlangte Subjectverb? Im Deutſchen wenigſtens der Imperativ: *ſey* z. B. ſey froh. Ganz allein ſteht *S.* mit der ſonderbaren Annahme zweyer reinen Verbe oder Copula, einer verbindenden und einer trennenden. „Wenn man die Negation ein Verb nennt, ſagt er S. 43, ſo begeht man einen Verſtoſs gegen die Logik.“ Wenn verneint werden ſoll, ſo muſs *Etwas* verneint werden. Das unvereinbare Prädicat muſs erſt der Form nach auf das Subject bezogen ſeyn. Dieſe Beziehung erfordert aber ein *iſt*, auch in verneinenden Sätzen. *Nicht* iſt alſo nicht die Copula ſelbſt, ſondern Adverb in *S's.* eigentſtem Sinne. Dasjenige Attributiv, welches ſich beſtimmend auf ein Adjectiv bezieht (auch auf das im gemiſchten Verb enthaltene) nennt *S. adnomen*. Zweyerley Mängel hat dieſe Benennung. Erſtlich, daſs dieſes Attributiv nicht dem Nomen überhaupt zugehört, ſondern nur dem Adjectiv. Rec. möchte zur Bezeichnung dieſes Begriffs *coadjectio* oder *ſubadjectio* vagen, wenn es auf einen lateiniſchen Ausdruck ankäme. *Adnomen* hat zweytens auch dieſes gegen ſich, daſs es der Sprachähnlichkeit nach eine Art des *nomen* bezeichnen würde. Man denke an *agnomen* (ſo ſagten die Römer ſtatt *adnomen*) *cognomen*, *praenomen*, *pronomen*. Wie man nun *adverbium* ſagt, nicht *adverbum*: ſo wäre, dünkt es dem Rec., auch *adnominium* paſſender, als *adnomen*. Die Benennung *adverbum* will *S.* zwar für dasjenige Attributiv, welches die Copula näher beſtimmt, beybehalten; aber um ſie in dieſem Sinne ſchicklich zu finden, müſste man mit ihm einverſtanden ſeyn, die reine, von aller Zuthat, ſogar der Zeitvorſtellung entkleidete Copula Verbum zu nennen. Wenn wir noch ein Paar Worte auch über die deutſchen Namen hinzufügen, ſo geſchieht es mit Rückſicht auf einen Miſsverſtand, der in der Sache ſelbſt zu liegen ſcheint. Zwar daſs das Beſtimmwort des Adjectivs, wenn dieſes *Umſtänder* heiſst, *Umſtändler* heiſsen dürfe, dafür läſst ſich anführen, daſs beide ähnliches leiſten; nur muſs man ſie eben deshalb auch nicht mit *S.* wie Materie und Form einander entgegenſetzen. Daſs aber von *Sätzer*, der Benennung des eigentlichen und einzigen Formworts des Satzes, *Sätzler* abgeleitet wird, iſt um nichts beſſer, als wenn man von *verbum verbulum* hätte ſagen wollen, ſtatt adverbium. Ein Lächler iſt ein Lacher nach verjüngtem Maſse. Das Beſtimmwort der Copula ſätzelt nicht, d. i. es bildet nicht Sätze im Kleinen. Rec. hält die Unterſcheidung der beiden Wortklaſſen, die *S. adnom.* und *adverb.* nennt, die aber ſchon von *Michael Roth* in Antihermes 1795 angegeben worden, nicht für grundlos, aber er glaubt, man könne nicht aufhören, beide als Unterklaſſen unter einer Oberklaſſe zu begreifen, deren Name in der lateiniſchen Sprache unfehlbar *adverbium* bleiben wird, und dieſes dem Adjectiv, die Unterklaſſe aber — wir erlauben uns einſtweilen die Namen: Coadjection und Coaſſertiv — ſich unter einander entgegenzuſetzen. Weder *S.* noch *Roth* haben den Fall erörtert, da dasjenige Adverb, welches ſie auf die Copula ausſchlieſslich beziehen, ſich dem Adjectiv anſchlieſst, z. E. *vielleicht* in: Cajus hat ein vielleicht ſeltnes Buch erſtanden; *heute* in: de

heute muntere, morgen vielleicht gefallene Krieger. Um nicht zu weitläufig zu werden, müssen wir uns weiterer Bemerkungen enthalten. Es ist in den Grundbegriffen der Grammatik noch so manches ins Reine zu bringen, dass der philosophische Sprachforscher jeden Versuch darüber, der Scharfsinn und logische Genauigkeit verräth, aufmerksamer Prüfung werth achten wird, und so vorzüglich auch diesen. Die Unterarten des *nom. subst.* und *adj.* genauer zu bestimmen, hat d. h. S. verdienstliche Mühe gegeben. Wenn die Benennung: Selbstverhältnissadjectiv, die S. 29 das Particip erhält, als sonderbar und unverständlich auffällt, so steht sie doch in Bezug mit einer an sich richtigen, und für das Verständniss des Verbums selbst (jedoch nicht als blosser Copula), von dem sie zuerst gilt, fruchtbaren Unterscheidung. Auf die von der einzigen Seite, die hier in Betracht kam, bereits angeregten Bemerkungen, die deutsche Sprache betreffend, folgt ein aus dem Programm von 1810 gezogener Aufsatz: *Die Declination der deutschen Hauptwörter.* S. hat diesen Gegenstand zuerst in sein gehöriges Licht gesetzt. S. 245 folgen die kürzern Aufsätze aus dem Westphäl. Anzeiger. Zuerst: *Über die Verbindung des Zeitworts Reiten mit den Hülfswörtern haben und seyn.* „Reiten, in Beziehung auf den Zeitbegriff, auf Kunst und Absicht des Reiters betrachtet, erfordert haben; in Beziehung auf einen Ort, oder einen bestimmten Punct im Raume betrachtet, erfordert es seyn". S. 252. *Möchte und mochte.* S. 254. *Mochte und mogte.* Für das ch entscheidend. S. 255. *Entschluss* und *Endschluss.* „Ein Endschluss wird gefasst; ein Entschluss gefasst. S. 256. *Grundgesetz für die Umlautung in der deutschen Sprache.* Die Wörter theilen sich in solche, die einen Umgsinhalt haben — die keinen U. h. Nur die erste Wörterklasse ist des Umlauts empfänglich, die zweyte nie." „Der Rath eines bestimmten Vaters, eines *individui* ist immer ein vaterlicher, aber nicht immer ein väterlicher Rath." (Der vaterliche Rath zu stehlen ist ein unväterlicher). Schon durch Krankheit genöthigt, die angefangene Sprachlehre liegen zu lassen, ertheilt er noch diesen einzelnen Wink. Mit Rührung blicken wir auf das letzte Streben des vortrefflichen Mannes und bedauern die Unterbrechung eines vielversprechenden Unternehmens gleich im ersten Beginnen.

Esa.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Ohne Anzeige des Verlagsorts: *Vorstellung über die Ursachen des Mangels an katholischen Geistlichen und die Mittel, diesem Mangel abzuhelfen.* 1817. 23 S. 8. (2 gr.)

2) Landshut, b. Krüll: *Gutachten über den Priestermangel* von *R. Kornmann*, Prälaten von Prifling an das Ordinariat Regensburg unter dem Vorsitze des Fürst Primas von Dalberg. 1817. 24 S. 8. (2 gr.)

Die Schrift, No. 1, welche durch die Aufforderung des Königs von Baiern an die bischöflichen Ordinariate entstanden ist, verdienet die Aufmerksamkeit und Beherzigung aller aufrichtigen Freunde des Christenthums. Traurig ist die Schilderung des Zustandes der katholischen Geistlichkeit in einem so angesehenen Deutschen Staate, als der Baierische ist. Die hier angegebenen Ursachen dieses Zustandes scheinen dem Rec. grössten Theils gegründet zu seyn. Aber in Ansehung der Mittel, die zur Hebung des Übels vorgeschlagen werden, kann der Vorschlag durchaus nicht gebilliget werden, der darinn bestehet, dass nicht bloss das theologische Studium, die Priesterseminarien oder Alumnate da, wo sie aufgehoben wurden, auf den Sitz des Diöcesan-Bischofes zurück gebracht, und ihm die Aufsicht über die Pflanzschulen künftiger Seelsorger, die Wahl und Leitung der hierüber angestellten Obern und Professoren überlassen, sondern auch die Gymnasien, und selbst die Lehranstalten, die zur philosophischen Facultät gerechnet werden, durchgehends mit Geistlichen besetzt, diese aber der besonderen Aufsicht des Diöcesan-Bischofes unterworfen werden. Die Zeiten der, viele Jahrhunderte hindurch herrschenden, Unwissenheit und Barbarey, da alle jene Anstalten der ausschliessenden Pflege und Obsorge der Geistlichkeit überlassen waren, sprechen zu laut wider diesen Vorschlag. Selbst unsere Zeiten liefern Beweise genug von der Verderblichkeit jener Massregel in allen jenen Ländern, wo sie herrschend ist. *Vestigia terrent.* Weder das Christenthum, noch die Wissenschaften gedeihen in dem Zustande der Knechtschaft. In diesen aber gerathen sie nothwendig, wenn das Lehramt ausschliessig *Einem* Stande anvertraut wird. Die Wahrheit ist ein Gemeingut, dessen Erwerbung und Verbreitung durchaus nicht von einem Monopol, am wenigsten von einem solchen, das durch *fremde* Herrschsucht bestimmt wird, und dessen Gemeinschädlichkeit durch fürchterliche Missbräuche aller Art geschichtlich erwiesen ist, abhängen darf. Die Sache muss die Religionsfreunde aller christlichen Religionspartheyen interessiren. In dieser für ganz Deutschland höchst wichtigen Angelegenheit muss aller Sectengeist verbannt seyn, der sich gewöhnlich freuet, wenn eine der entgegengesetzten Parteyen in Verfall geräth. Tief und gefährlich sind die Wunden, welche vorzüglich seit der Französischen Revolution auf mannichfaltige Art dem Christenthume sind geschlagen worden. Daher müssen alle, denen dasselbe am Herzen liegt, ihre Kräfte zu dem gemeinnützigen Zwecke vereinigen, um die in Deutschland bestehenden Kirchen nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern auch in den Zustand zu versetzen, dass jede *nach der ihr eigenthümlichen Art* die göttliche Kraft des Christenthumes in ihrer ganzen Lebendigkeit ungehindert äussern könne. Der Verfall, wel-

cher der katholischen Kirche in Deutschland drohet, ist nicht die Folge einer günstigeren Gesinnung für andere Religionsparteyen, wie es zur Zeit der Reformation der Fall war, sondern die höchstverderbliche Frucht der Gleichgültigkeit gegen das Christenthum überhaupt, und des Sittenverderbnisses. Daher kann die in Deutschland so ansehnliche katholische Partey nicht fallen, ohne auch die übrigen in ihren Fall mit hinzureissen. Nur muss, wenn man ihr zu Hülfe kommen will, vorzüglich der den Menschen sehr gewöhnliche Fehler vermieden werden, nach welchem man von einem Extrem auf das andere verfällt, und auf solche Art die Übel nur vertauschet.

No. 2 ist bey weitem nicht mit dem hohen Ernst, mit der Würde, Bestimmtheit, Einfachheit und Bescheidenheit, wie No. 1, geschrieben. Der Vf. ergiesst vielmehr in einem hochtrabenden, mönchisch-mystischen, höchst zweydeutigen, und zum Theile unduldsamen und schmähsüchtigen Tone seinen Ärger über den Verlust der Priesterherrschaft in Deutschland, und wünscht recht herzlich das goldne Zeitalter des Hildebrandismus zurück. Die Wichtigkeit der Sache fordert, den Geist des Vf. durch einige Stellen genauer zu bezeichnen. „Es war, so fängt derselbe gleich an, von jeher ein trauriger und drohender Zustand der Völker, wenn die Orakel schwiegen, oder die Altäre ohne Priester waren.“ Ist es denn in den Augen des Vf. ein Unglück, dass durch das aufgegangene Licht des Christenthums alle Orakel der Welt sammt dem herrschsüchtigen, und trugvollen Priesterthum zum Schweigen gebracht und verscheucht wurden? Ist es ein Unglück, dass auch in der christlichen Welt so manches ungöttliche, für die christlichen Völker verderbliche, und die göttliche Kraft des Christenthums zerstörende, Orakel verstummte? Wenn die christlichen Religionslehrer um nichts besser sind, als die Priester des Heidenthums und des Aberglaubens aller Art, so hat die Welt nicht Ursache, über ihr Verschwinden zu trauern. Das Unglück mag sich nur auf *solche* Priester beschränken. „Man hat von oben herab den Leidenschaften freyen Zügel gelassen. Selbst weltliche Behörden dürfen herrschende Laster nicht allein nicht bestrafen, nicht einmal ahnden; während man die Worte und Warnungen des guten Priesters zum Lohn seiner unvergleichlichen Absichten als Pfaffenspiel und Pfaffenerfindung betrachtet und hintansetzet. — Gerne huldigen dann die lüsternen Menschen dem, was ihren Sinnen schmeichelt: sie wähnen, die Unsittlichkeit wäre gesetzlich geworden, und halten dann die Regierungen weiser, als das verschriene Pfaffengerede“ (S. 7). Harte Beschuldigung einer Regierung! „Ein grosser Theil dieser unseligen Lage rührt auch von der Macht und dem Einwirken derjenigen her, die in die katholische Bildung, überhaupt in das katholische Erziehungs- und Kirchenwesen grossen Einfluss haben, ohne unserem Glaubensbekenntnisse anzugehören“ (S. 11). Dass Protestanten sich in katholische Angelegenheiten einmischen, und das noch in einem katholischen Lande, wie lässt sich das glauben? Dass aber mönchisch gesinnte, und bekehrungssüchtige Priester in protestantische Kirchenangelegenheiten überall, wo sie nur können, und die Macht haben, sich nicht bloss einschleichen, sondern sich auch das Recht, darüber zu herrschen, anmassen, ist Thatsache. „Hätte die Reformation nicht alle Gränzen überschritten, hätte sie nicht bis zur Trennung geführt, so wäre die deutsche Nation ein einiges Volk geblieben, und kein doppeltes Deutschland (ein Nördliches und Südliches) entstanden, deren Kräfte in wissenschaftlicher, politischer, und religiöser Hinsicht öfter entgegen, als zusammenwirken“ (S. 18). Wurden denn zur Zeit der Reformation nicht vielmehr von der entgegengesetzten Seite alle Gränzen überschritten? Und geschah denn der eigentlichste, und schneidendste Gegensatz — ein Gegensatz auf Leben und Tod — zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland durch die Reformation, und nicht vielmehr in unseren Tagen durch den Rheinbund, dem sich das nördliche Deutschland zu seinem grössten Unglück widersetzte? „Die Regierungen werden sich besser befinden, wenn sie die Sprache ihrer treuen Bischöfe, und die Bitten und Vorstellungen des Hauptes der Kirche vernehmen, als bey den Worten, den Lobeserhebungen, und der Vergötterung der ausgearteten Söhne des Glaubens“ (S. 19). Was die Sprache der (dem Papst, nicht dem Fürsten und Vaterland) treuen Bischöfe, und die Bitten und Vorstellungen des Hauptes der Kirche für einen Sinn und Zweck haben, hat die Erfahrung verflossener Jahrhunderte gezeigt, und spricht selbst der neueste Zeitgeist auf das deutlichste aus. Dass der Vf. nicht bloss die Verordnungen des Papstes, sondern auch der Landesbischöfe von allem Einfluss der Regierungen unabhängig wissen will, erhellt daraus, dass er sich S. 9. beklagt, dass die Bischöfe bey allen Kirchenverfügungen erst *um das allzuweit ausgedehnte: Es beliebt! unterthänigst bitten müssen*. Durch *solche* Gutachten wird gewiss kein Übel gehoben.

DS.

Jena, gedruckt bey Carl Wilhelm Theodor Joch.



